



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

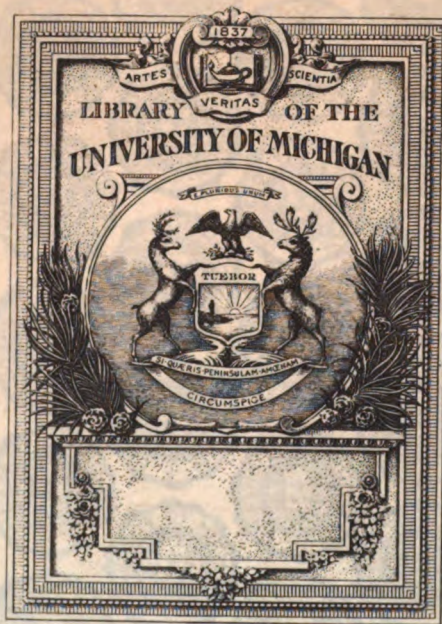
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

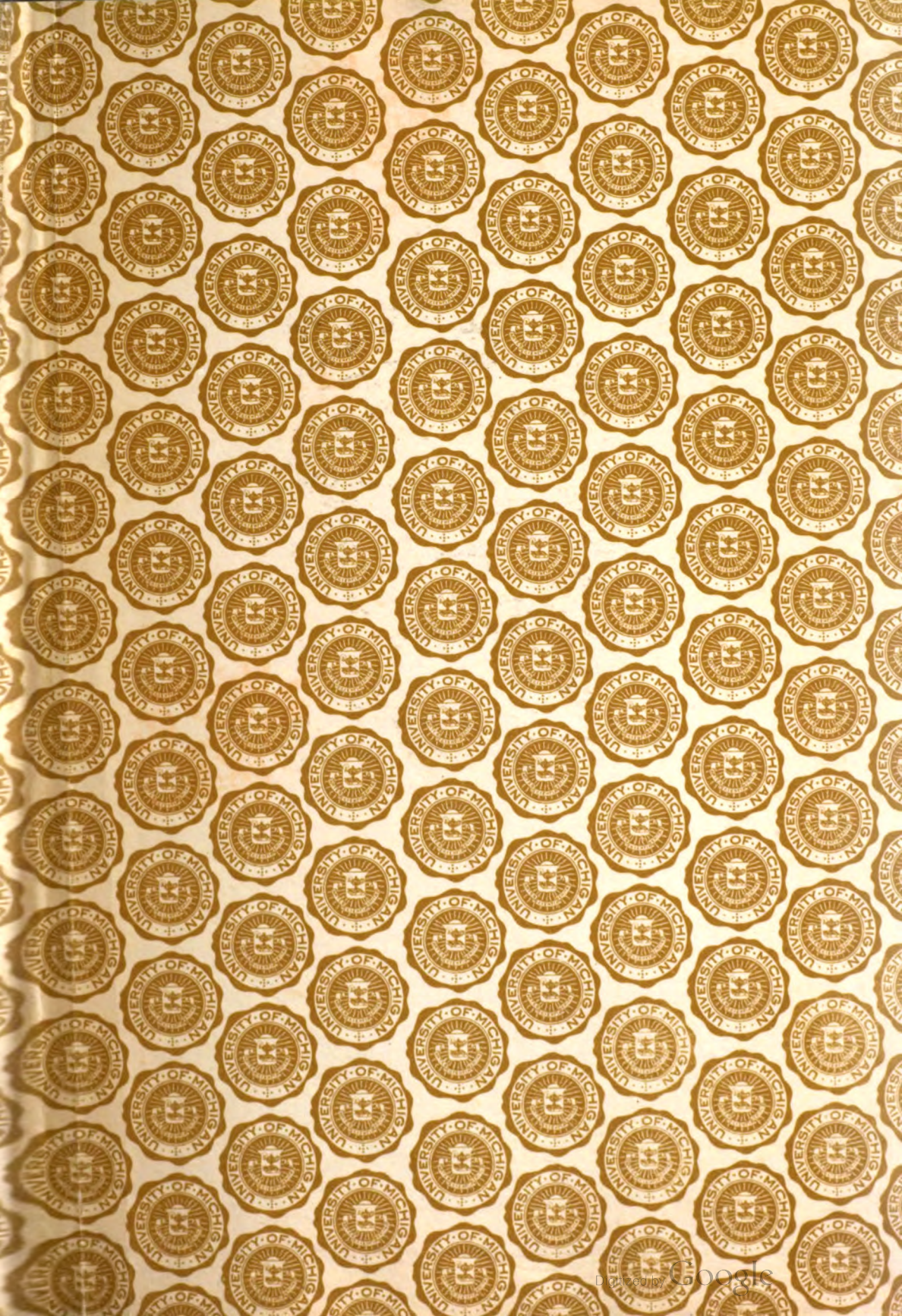
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 807,843







805
D53

171 - 194
Laubach

EUPHORION

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Begründet von August Sauer

Herausgegeben von

Josef Nadler, August Sauer †, Georg Steffanek

Achtundzwanzigster Band



J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

STUTT GART 1927



Druck der J. B. Mehlerschen Buchdruckerei, Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
August Sauer †. Von Georg Stefansky	1
Abhandlungen und neue Mitteilungen.	
Über J. J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung. Von Richard Hönigswald	9
Justus Mölzers Geschichtsauffassung im Zusammenhang der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Vortrag. Von Georg Stefansky	21
Schiller und Herder. Von Aurel Wolfram	35
Zum Gesang der Erzengel in Goethes Faust. Von Rudolf Preiswerk	54
Der Stil E. T. A. Hoffmanns. Von Hans Dahmen	76
Jakob Burckhardt und das Dichterische. Von Walther Rehm	85
Die slowakische Spaltung. Von Karl Mezník	107
Über die Philosophie Spinozas. Aus Anlaß seines 250. Todestages. Von Oskar Kraus:	161
I. Ist Spinoza ein Mystiker?	161
II. Die „essentia“ des Spinozismus	164
III. Spinozas Identitätsphilosophie	168
IV. Hauptmängel	169
V. Vorzüge	171
Literaturwissenschaft und neue Psychologie. Von Friedrich Kainz	172. Vgl. 336
Das Fortleben Pindars in der deutschen Literatur von den Anfängen bis Andreas Gryphius. Von Wilhelm Koch:	
I. Das Pindarbild der Reformation	195
II. Die Tradition der deutschen Pindarischen Ode	200
III. Die deutsche Pindarische Barock-Ode	203
Kleist's Auffass über das Marionettentheater. Ein Beitrag zum Gehalt und zur Form seiner Dichtung und seines Lebens. Von Paul Böckmann	218
Strindbergs Weg nach Damaskus. Von Wilhelm Hans	253
Beethoven und Grillparzer. Die Grundlinien ihrer geistigen Beziehungen. Von Alfred Drel	273
Beethovens geschichtliche Stellung. Von Karl Nef	286
Neue Quellen zur Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts II. (Vgl. Bd. XXVII, S. 321 ff.)	
1. Briefe Nicolais an Gerstenberg. Mitgeteilt von Max Kirschstein	337
2. Ungedruckte Wieland-Briefe. Mitgeteilt von Werner Deetsen	348
3. Neues aus dem Caroline-Kreis. Mitgeteilt von Waldemar v. Dishaufen	350
[Dazu: Karl Viëtor	640]

	Seite
4. Frau von Krüdenner und Achim von Arnim. Mitgeteilt von Rose Burger	362
5. Ein Brief Adam H. Müllers an Johannes von Müller. Mitgeteilt von Paul Nequadt	365
6. Ein Brief Therese Hubers an Docen. Mitgeteilt von Philipp Strauch	369
7. Aus dem Tagebuch des Grafen Wolf Baudissin über seine italienische Reise: Siena und Rom. Mitgeteilt von Walther Schulz	370
8. Die Anfänge des Briefwechsels zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Mitgeteilt von Erich Pökel	403
9. Ein unbekannter Brief Guskows. Mitgeteilt von Alfred Schneider	408
10. Briefe von und an Gottfried Keller. Aus Hermann Hettners Nachlaß. Mitgeteilt von Ernst Glaser-Gerhard	411
11. Unbekannte Briefe Richard Dehmels. Mitgeteilt von Helmut Henrichs	470
Geisteswissenschaft und Psychologie. Methodologisch-kritische Betrachtungen. Von Oskar Kraus:	
I. Beschreibende und erklärende Psychologie. Dilthey und Brentano	497
II. Sprangers geisteswissenschaftliche Psychologie. Die Teleologie des objektiven Geistes	502
III. Das Wertproblem	507
IV. Die Persönlichkeit. Verstehen und Erklären	511
V. Die Methode der Geisteswissenschaften	516
Die Berserzählung des 18. Jahrhunderts. Von August Fresenius †	519
Das literarische Publikum der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Von Walther Rumpf	540
Schubart im Erorzistenstreit. Von Konrad Glaser	564
Kritische Studien zu Immermanns „Merlin“. Von Karl Schulke-Jahde.	
1. Das Knaben-Jungfrauen-Rätsel	595
2. „Drei sind es, welche zeugen“	600
3. Das Zauberwort	602
4. Zur Gestalt Satans im Vorspiel	604
5. Zu Gottes und Satans Stammbaum, Nachspiel 3305 ff.	606
6. Zur Komposition	610
Forschungsberichte und Kleine Anzeigen.	
Amerikanische Literatur, Zur (Edwin H. Zindel):	
1. Weber, America in Imaginative German Literature usw.	317
2. Fischer, Amerikanische Prosa ... (1863/1922)	320
Arnim A. v., s. Bibliographie.	
Auerbach, Zur Technik der Frührenaissancenovelle in Italien und Frankreich (Josef Wihan)	146
Balladenbuch, Niederdeutsches. Hrsg. von Janssen u. Schräpel (Wilh. Seelmann)	627
Bemühungen um Johann Paul Richter (Josef Nadler).	
1. Berend, Briefe J. Pauls	133
2. Harich, J. Paul	133
3. Alt, J. Paul	134
4. Meier, J. Paul	135
5. Burschell, J. Paul	136

	Seite
Bibliographie, Zur Methode der (Hans von Müller)	313
1. Mallon, Arnim-Bibliographie.	
2. Mallon, Brentano-Bibliographie.	
Bibliotheken, s. Krasnopolski; Sensburg.	
Bolte, Eine ungedruckte Poetik Kaspar Stieler's (A. Murtfeld)	625
Brenner-Kron, s. Burckhardt.	
Brentano, s. Bibliographie.	
Brinckmann, John, Plattdeutsche Werke. 1. Bd. (Wilh. Seelmann)	627
Brinkmann, Entstehungsgeschichte des Minnesangs (Helmut Wode)	621
Burckhardt, Jak., Briefwechsel mit . . . Emma Brenner-Kron. Hrsg. von H. K. E. Hoffmann (Erich Pebet)	143
Burckhardt, Jak., Gedichte. Hrsg. von K. E. Hoffmann (Erich Pebet)	144
Dicens, s. Doernenburg.	
Doernenburg und Fehse, Raabe und Dickens (Josef Wihan)	140
Droste-Hülshoff A. v., s. Schulte-Kemminghausen.	
Christmann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Teil: Die mhd. Literatur. II, 1 (Wolfgang Goltzer)	617
Fehse, Wilh. Raabes Erwachen zum Dichter (Josef Wihan)	142
Goethe, s. Hebbel-Literatur 1.	
Hebbel-Literatur (Willy Jolisch):	
1. Sommerfeld, Hebbel und Goethe	296
2. Pfannmüller, Die Religion F. Hebbels	301
3. Schnyder, Hebbel und Röscher	302. Vgl. 640
Herder, s. Markwardt; Stavenhagen.	
Jean Paul, s. Bemühungen.	
Koerber Raphael, Kleine Schriften (Richard v. Schaukal)	145
Krasnopolski, Geistliche Bibliotheken in Böhmen und Mähren (Joachim Kirchner)	148
Ludwig Otto, s. Mis.	
Markwardt, Herders kritische Wälder (Kurt May)	129
Minnesang, s. Brinkmann.	
Mis, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig de 1853 à 1865 (K. F. Arnold)	137
Mittelhochdeutsche Literatur, s. Christmann.	
Musikgeschichte, Zur: Moser, Geschichte der deutschen Musik. 1. Bd. 4. Aufl. (Hermann von der Pfordten)	322
Plenzka, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters (Wolfgang Goltzer)	624
Raabe W., s. Doernenburg; Fehse.	
Richter J. P. F., s. Bemühungen.	
Röscher, s. Hebbel-Literatur 3.	
Schriften, Neue, zur deutschen Volkskunde (Adolf Hauffen):	
1. Neufschel, Deutsche Volkskunde im Grundriß	304
2. Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde	308
3. Jahrbuch für historische Volkskunde. Hrsg. v. Fraenger. 1. Bd.	311
Schröter, Walabfrieds deutsche Glossierung zu den biblischen Büchern usw. (Bruno Schier)	616



805
D53

171 - 194
Lad. 0

EUPHORION

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Begründet von August Sauer

Herausgegeben von

Josef Nadler, August Sauer †, Georg Steffanek

Achtundzwanzigster Band



J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

STUTT GART 1927



Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei, Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
August Sauer †. Von Georg Stefansky	1
Abhandlungen und neue Mitteilungen.	
Über J. J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung. Von Richard Hönigswald	9
Iustus Möllers Geschichtsauffassung im Zusammenhang der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Vortrag. Von Georg Stefansky	21
Schiller und Herder. Von Aurel Wolfram	35
Zum Gesang der Erzengel in Goethes Faust. Von Rudolf Preiswerk	54
Der Stil E. T. A. Hoffmanns. Von Hans Dahmen	76
Jakob Burckhardt und das Dichterische. Von Walther Rehm	85
Die slowakische Spaltung. Von Karl Mezník	107
Über die Philosophie Spinozas. Aus Anlaß seines 250. Todestages. Von Oskar Kraus:	161
I. Ist Spinoza ein Mystiker?	161
II. Die „essentia“ des Spinozismus	164
III. Spinozas Identitätsphilosophie	168
IV. Hauptmängel	169
V. Vorzüge	171
Literaturwissenschaft und neue Psychologie. Von Friedrich Kainz	172. Vgl. 336
Das Fortleben Pindars in der deutschen Literatur von den Anfängen bis Andreas Gryphius. Von Wilhelm Koch:	
I. Das Pindarbild der Reformation	195
II. Die Tradition der deutschen Pindarischen Ode	200
III. Die deutsche Pindarische Barock-Ode	203
Kleist's Auffaß über das Marionettentheater. Ein Beitrag zum Gehalt und zur Form seiner Dichtung und seines Lebens. Von Paul Böckmann	218
Strindbergs Weg nach Damaskus. Von Wilhelm Hans	253
Beethoven und Grillparzer. Die Grundlinien ihrer geistigen Beziehungen. Von Alfred Drel	273
Beethovens geschichtliche Stellung. Von Karl Nef	286
Neue Quellen zur Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts II. (Vgl. Bd. XXVII, S. 321 ff.)	
1. Briefe Nicolais an Gerstenberg. Mitgeteilt von Max Kirschstein	337
2. Ungedruckte Wieland-Briefe. Mitgeteilt von Werner Deetsen	348
3. Neues aus dem Caroline-Kreis. Mitgeteilt von Waldemar v. Dilschhausen	350
[Dazu: Karl Viktor	640]

	Seite
4. Frau von Krüdener und Achim von Arnim. Mitgeteilt von Rose Burger	362
5. Ein Brief Adam H. Müllers an Johannes von Müller. Mitgeteilt von Paul Nequadt	365
6. Ein Brief Therese Hubers an Docen. Mitgeteilt von Philipp Strauch	369
7. Aus dem Tagebuch des Grafen Wolf Vaudissin über seine italienische Reise: Siena und Rom. Mitgeteilt von Walther Schulz	370
8. Die Anfänge des Briefwechsels zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse. Mitgeteilt von Erich Pechet	403
9. Ein unbekannter Brief Guskows. Mitgeteilt von Alfred Schneider	408
10. Briefe von und an Gottfried Keller. Aus Hermann Hettners Nachlaß. Mitgeteilt von Ernst Glaser-Gerhard	411
11. Unbekannte Briefe Richard Dehmels. Mitgeteilt von Helmut Henrichs	470
Geisteswissenschaft und Psychologie. Methodologisch-kritische Betrachtungen. Von Oskar Kraus:	
I. Beschreibende und erklärende Psychologie. Dilthey und Brentano	497
II. Sprangers geisteswissenschaftliche Psychologie. Die Teleologie des objektiven Geistes	502
III. Das Wertproblem	507
IV. Die Persönlichkeit. Verstehen und Erklären	511
V. Die Methode der Geisteswissenschaften	516
Die Versezählung des 18. Jahrhunderts. Von August Fresenius †	519
Das literarische Publikum der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Von Walther Rumpf	540
Schubart im Erorzistenstreit. Von Konrad Glaser	564
Kritische Studien zu Immermanns „Merlin“. Von Karl Schulke. Jahde.	
1. Das Knaben-Jungfrauen-Rätsel	595
2. „Drei sind es, welche zeugen“	600
3. Das Zauberwort	602
4. Zur Gestalt Satans im Vorspiel	604
5. Zu Gottes und Satans Stammbaum, Nachspiel 3305 ff.	606
6. Zur Komposition	610

Forschungsberichte und Kleine Anzeigen.

Amerikanische Literatur, Zur (Edwin H. Zehdel):	
1. Weber, America in Imaginative German Literature usw.	317
2. Fischer, Amerikanische Prosa ... (1863/1922)	320
Arnim A. v., s. Bibliographie.	
Auerbach, Zur Technik der Frührenaissancenovelle in Italien und Frankreich (Josef Wihan)	146
Balladenbuch, Niederdeutsches. Hrsq. von Janssen u. Schräpel (Wilh. Seelmann)	627
Bemühungen um Johann Paul Richter (Josef Nadler).	
1. Berend, Briefe J. Pauls	133
2. Harich, J. Paul	133
3. Alt, J. Paul	134
4. Meier, J. Paul	135
5. Burschell, J. Paul	136

	Seite
Bibliographie, Zur Methode der (Hans von Müller)	313
1. Mallon, Armin-Bibliographie.	
2. Mallon, Brentano-Bibliographie.	
Bibliotheken, s. Krasnopolski; Sensburg.	
Bolte, Eine ungedruckte Poetik Kaspar Stieler's (N. Murtfeld)	625
Brenner-Kron, s. Burckhardt.	
Brentano, s. Bibliographie.	
Brinckmanns, John, Plattdeutsche Werke. 1. Bd. (Wilh. Seelmann)	627
Brinkmann, Entstehungsgeschichte des Minnesangs (Helmut Wocke)	621
Burckhardt, Jak., Briefwechsel mit . . . Emma Brenner-Kron. Hrsg. von H. K. E. Hoffmann (Erich Pequet)	143
Burckhardt, Jak., Gedichte. Hrsg. von K. E. Hoffmann (Erich Pequet)	144
Dickens, s. Doernenburg.	
Doernenburg und Fehse, Naabe und Dickens (Josef Wihan)	140
Droste-Hülshoff A. v., s. Schulte-Kemminghausen.	
Christmann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Teil: Die mhd. Literatur. II, 1 (Wolfgang Goltzer)	617
Fehse, Wilh. Naabes Erwachen zum Dichter (Josef Wihan)	142
Goethe, s. Hebbel-Literatur 1.	
Hebbel-Literatur (Wilhy Jotisch):	
1. Sommerfeld, Hebbel und Goethe	296
2. Pfannmüller, Die Religion F. Hebbels	301
3. Schnyder, Hebbel und Köstcher	302. Vgl. 640
Herder, s. Markwardt; Stavenhagen.	
Jean Paul, s. Bemühungen.	
Koerber Raphael, Kleine Schriften (Richard v. Schaulal)	145
Krasnopolski, Geistliche Bibliotheken in Böhmen und Mähren (Joachim Kirchner)	148
Ludwig Otto, s. Mis.	
Markwardt, Herders kritische Wälber (Kurt May)	129
Minnesang, s. Brinkmann.	
Mis, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig de 1853 à 1865 (N. F. Arnold)	137
Mittelhochdeutsche Literatur, s. Christmann.	
Musikgeschichte, Zur: Moser, Geschichte der deutschen Musik. 1. Bd. 4. Aufl. (Hermann von der Pfordten)	322
Plenzlat, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters (Wolfgang Goltzer)	624
Naabe W., s. Doernenburg; Fehse.	
Richter J. P. F., s. Bemühungen.	
Köstcher, s. Hebbel-Literatur 3.	
Schriften, Neue, zur deutschen Volkskunde (Adolf Hauffen):	
1. Neuschel, Deutsche Volkskunde im Grundriß	304
2. Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde	308
3. Jahrbuch für historische Volkskunde. Hrsg. v. Fraenger. 1. Bd.	311
Schröter, Walahfrids deutsche Glossierung zu den biblischen Büchern usw. (Bruno Schier)	616

	Seite
Schulte-Kemninghausen, Die Judenbuche von Ann. v. Droste-Hülshoff (Rudolf Wartusch)	138
Sensburg, Die bayerischen Bibliotheken (Joachim Kirchner)	147
Stavenhagen, Herder in Riga (Kurt May)	139
Stieler Kasp., s. Bolte.	
Theophiluslegende, s. Plenzat.	
Vollskunde, Deutsche, s. Schriften.	
Walahfried, s. Schröter.	
Einlauf	149. 324. 485. 630
Nachrichten	335. 496. 640
Franz Munder † (Adolf v. Grolman)	335
Berichtigungen	640
Namen- und Sachverzeichnis	641

August Sauer †.

Von Georg Stefanský in Prag.

Leid und Trauer stehen diesmal am Anfang unseres neuen Jahrgangs. Wenn ein Mensch, der voll Liebe und Eifer zu seiner Sache war, von uns scheidet, dann wissen wir, daß sein Platz, auf dem er wirkend gestanden hat, leer bleiben wird: denn nur durch sich selbst spricht der individuelle Geist. Wenn aber der Eifer eines Menschen über die persönliche Sache, auch über das allgemeine Ziel von Denken und Wissen, dem unmittelbaren Leben, der tätigen Liebe zu Volk und Volkstum zugewendet war, dann bricht mit ihm ein Stück von uns, von der Zukunft unserer Nation ab, denn den Weg, den er geöffnet hat, wird niemand ganz in seiner Weise führen können. Der Verzicht, die tiefste Empfindung und Erkenntnis unseres Daseins, wird zur dauernden und verehrungsvollen Erinnerung an ihn: „Sein Grab ist unser Herz.“

Das Grab, dem unsere Erinnerung hier gilt, deckt August Sauer. Er starb 71 Jahre alt am 17. September 1926 in Prag. Mit 71 Jahren pflegt die Arbeit, der wir uns verpflichtet haben, fertig zu sein. Die Jugendstarken aber, denen wir seit den Fragmentisten der Romantik immer wieder begegnen, erschöpfen sich in ihrer Arbeit und in ihren Plänen nicht. Auch das Lebenswerk August Sauer's ist in vielen Teilen unvollendet geblieben. Das ist wie ein tieferer Sinn in dem Leben dieses starken Menschen, der nie müde geworden ist an gelehrten Entwürfen, organisatorischen Plänen und politischen Unternehmungen: für den sittlichen Charakter steht das Leben immer als eine Aufgabe da.

Und August Sauer hat seine Aufgabe ernst, tief ernst genommen. An seinem Grabe, da wir Abschied von ihm nahmen, fiel das Wort des Psalmisten: der Eifer für das Haus des Herrn hat ihn verzehrt. Für seine Wissenschaft war ihm kein Opfer zu groß, für seine wissenschaftliche Überzeugung kein Kampf zu schwer. Alle Widerstände und Enttäuschungen glühte er mit dem Feuer seiner Begeisterung nieder, überwand er mit seiner stählernen Ausdauer. Und an manchem Meilenzeiger seines Lebens hat er hartnäckige Widerstände und bittere Enttäuschungen überwinden müssen.

Begeisterung und Ausdauer waren die gesunde Kraft in seinem Blute. Vielleicht schlug sich darin die glückliche Mischung nieder, die ihm als Erbtum zweier Stämme eingepflanzt war. Aus Österreich, aus dem Ostbayerischen dem Stamme nach, hatte er sich die Begeisterung für das Wahre und Schöne geholt, die frische Heiterkeit seines Wesens. Weiter zurück in der Generation war ihm sudetendeutsches Blut zugeströmt, und damit das harte und zähe Verweilen bei seiner Pflicht. Die Geschichte ist reicher an Symbolen, als man denkt; auch hier. Das musikhellendurchzauberte Wien von 1815 führte die Großeltern Sauer's aus der Ferne

ihrer Heimat zusammen: der ernste, nicht ganz praktische, in der äußeren Lebensführung unsichere Nordböhme freit eine junge energische Wienerin, die Tochter des Mundkochs beim Grafen Harrach, Caroline Maria Anna Stocklassa. Das erste Kind dieser Ehe ist Carl Joseph Sauer, der Vater des Gelehrten. Der Lebensgang Carl Joseph Sauers mutet wie eine liebenswürdige, einfache altwienersche Novelle an, voll reiner Empfindung, bisweilen sentimental, immer klar und gut. Sauers Vater ist nicht ohne künstlerische Interessen: sie übersteigen nirgends die allgemeine Freude des Wieners am Theater, an der Geselligkeit, an der Natur. Er hat in seinem kaufmännischen Beruf in jüngeren Jahren auch Reisen gemacht, sich dabei fremde Sprachen angeeignet, Erfahrungen gesammelt. Im Handels-Comptoir bei seinem Oheim, später im Dienste bei seinen Vettern, findet er ein bescheidenes Auskommen. Früh verwitwet heiratet Carl Joseph Sauer in zweiter Ehe die Wienerin Josepha Höpfinger, die ihm Glück und Liebe in seine äußeren Sorgen zaubert. Als zweites Kind dieser Ehe, am 12. Oktober 1855, wurde August Sauer geboren.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in der öffentlichen Privat-Hauptschule in Mariahilf unter Direktor Speneder, später in der Volksschule zu St. Anna. 1865 kam er ins Schottengymnasium, das er bis zu seiner Reifeprüfung im Jahre 1873 besuchte. Früh brach hier seine literarische Neigung durch. Ein verständnisvoller Lehrer, P. Hugo Maretta, erkannte die Begabung des Schülers und brachte sie auf den rechten Weg. P. Maretta machte als erster den Gymnasiasten mit der mittelhochdeutschen Literatur und Sprache bekannt, hielt ihn, der später einer unserer besten akademischen Redner werden sollte, zu den ersten Redeübungen an, lenkte die Aufmerksamkeit des Schülers auf den Dialekt, — und es ist bezeichnend, daß ein anderer Schüler Maretta's, Josef Seemüller, von diesen ersten Anregungen aus zu seinem Plan eines bairisch-österreichischen Wörterbuchs gelangte, — Maretta war's endlich, der Sauer auf die heimische, auf die österreichische Literatur und auf Grillparzer hinwies. In Treue, in der er unerschöpflich war, blieb Sauer seinem Lehrer ein Leben lang dankbar. Noch bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages im Wiener Rathhaus, da ihm für seine Verdienste um das österreichische Schrifttum der Ehrenring der Stadt Wien überreicht wurde, gedachte Sauer seines ältesten Lehrers und Freundes. Maretta's Anregungen fanden in dem Verkehr der Schüler untereinander fruchtbare Erweiterung. Drei Kameraden saßen damals auf einer Schulbank im Schottengymnasium, deren Namen in der Geschichte der Germanistik dauernde Bedeutung gewinnen sollten: August Sauer, Jakob Minor, Josef Seemüller; Minor schon damals seine Danknachbarn durch sicheres Selbstbewußtsein überragend, zuweilen beherrschend. Damals mag Sauer auch den Grund zu seiner umfassenden Belesenheit gelegt haben: in seinem Lesehunger, einer wahrhaft hamannischen *öZnrevia*, hat er die Wiener Leihbibliotheken leergelesen, sein durch Privatstunden mühsam verdientes Taschengeld oft für irgendeinen Bücherkauf verwendet. Manchmal noch in seinen letzten Lebensjahren holte er, wenn er einem Besucher die reichen Schätze seiner eigenen großen Bücherei zeigte, ein vergilbtes Reclam-Büchlein aus der Reihe hervor, das er in seiner Gymnasialzeit erwor-

ben hatte. Das Büchlein trug fein säuberlich eine Nummer und den Namen des Besitzers, denn der Sammler und Ordner war in Sauer früh wachgeworden.

Nach Ablegung seiner Reifeprüfung sollte Sauer auf Wunsch seiner Eltern Jus studieren. Seine entschiedene Neigung aber führte ihn zur Philosophie. Er wollte ursprünglich Historiker werden und inskribierte im ersten Semester Geschichte bei Lorenz und Büdinger. Ein äußerer Zufall, über den er später gerne scherzte, führte ihn zu seiner eigentümlichen Begabung, zur Germanistik, zurück: seine erste historische Seminararbeit war abgelehnt worden. Das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte, für die gerade damals in Wien eine eigene Lehrkanzel gegründet worden war, bot zunächst freilich auch wenig Anregungen. Seit 1868 wirkte in Wien Karl Tomaschek, ein gebürtiger Mährer, der zwar mit feinem Sinn für die Kunst und mit reiner Begeisterung seinen Beruf erfüllte, aber im Grunde eine unproduktive Gelehrtennatur und ein unpersönlicher Lehrer war. So wenig verstand er seine Schüler, daß er Sauer, dessen junge Seele seit Mareas Antrieb ganz voll war von der Liebe zur engeren Landschaft und Heimat, zu einer Dissertation über Brawe und später zur Arbeit an einer Ausgabe Ewald v. Kleists veranlaßte. Stärker mochte der Eindruck sein, den Sauer während seiner Wiener Studien von Richard Heinzels empfing. Was Tomaschek, der übrigens ein Lehrer Heinzels vom Gymnasium her war, an Originalität der Auffassung fehlte, das war in Heinzels mächtig und teilte sich den Schülern in seiner eigentümlichen Lehre von der Geschichte als Naturanschauung mit. Zu welchen unglaublichen Vergrößerungen allerdings der Grundgedanke dieser Ansicht führen konnte, erhellt aus R. M. Werners umfangreichem Buch „Lyrik und Lyriker“, das in der unfreien Anwendung von Heinzels Lehre eine Embryologie der lyrischen Dichtung zu geben versucht. Bei Sauer ging der Einfluß Heinzels nur ins Allgemeine, die Fragestellung als solche, der große innere Gegensatz von Geschichte und Naturwissenschaft wurde ihm durch Heinzels zum erstenmal ganz deutlich. In den Motiven von Sauer's Wissenschaftslehre ist das Problem wiederzufinden.

Im letzten Studienjahr ist August Sauer Einjährig-Freiwilliger bei den Deutschmeistern in Wien. 1877 legt er seine Prüfungen ab und erlangt das Doktorat. Dann führt ihn sein Wunsch und Weg zu Wilhelm Scherer nach Berlin. Zugleich mit Sauer versammelte sich damals um Scherer ein Kreis hochbegabter junger Menschen, die hier erst ihre letzte und wesentliche Ausbildung empfangen sollten, als nächste Kollegen Sauer's: Brandl, Fresenius, Kochendörffer, Minor, Schroeder, Wackernell, Werner u. a. Sauer fand in Scherer nicht nur den Lehrer, sondern auch den Landsmann und Stammesgenossen. Das Österreichertum, das für Sauer bisher ein Begriff, wenn auch durch die Kraft seines Herzens ein lebendiger Begriff gewesen war, ging ihm hier, im preussischen Berlin, als innere Verpflichtung auf. Und wenn er an Scherer's Sprechtagen aus dem vollbesetzten Wartezimmer zu Scherer's Mutter, einer in Berlin ebenso fremd gebliebenen Wienerin, hinüberging und beide über einem österreichischen Tausentkaffee ihr Heimweh verplauderten, da fühlte er zum erstenmal ganz bewußt, er könnte nur ein Deutscher sein, indem er ganz und immer Öster-

reicher blieb. Aus Scherers Lehre aber gewann Sauer die Methode und die Prinzipien seiner Wissenschaft. Wie ein Bekenntnis stellte Sauer, als er diese Zeitschrift begründete, an die Spitze des 1. Heftes im I. Jahrgang eine Vorlesung Wilhelm Scherers über „Wissenschaftliche Pflichten“. Das Wort, das zu Sauers Leitspruch geworden ist, steht am Anfang dieses Aufsatzes: „Die deutsche Philologie ist eine Tochter des nationalen Enthusiasmus, eine bescheidene pietätvolle Dienerin der Nation.“ Ein treuer Diener seiner Nation war auch Sauer im Eifer seiner großen philologischen Leistungen, durch die Idee seiner Geschichtstheorie. Als Philologe hat er von Scherer die Denkmittel und technischen Behelfe erworben, auf denen sich die Reihe seiner großen kritischen Ausgaben aufbaut; als Historiker hat er zwei Grundzüge von Scherers Geschichtsauffassung zu einer neuen Sinnwendung gebracht: die Erklärung des Genies aus den natürlichen Anlagen des Lebens, die Rückleitung des geschichtlichen Ablaufs auf ein in ihm enthaltenes verdecktes „Gesetz“. Neben Scherer wirkte in jenen Jahren in Berlin Müllenhoff, damals freilich schon mit leise absinkender Kraft. Sauers neue Erkenntnisse erweiterten sich durch Müllenhoff zur geschichtlichen Erfahrung, zur unmittelbaren Anschauung selbst: durch ihn erhielt Sauer die erste Ansicht von der Stammesgliederung der Deutschen, wie sie in die ältesten deutschen Sagen hineingeheimnist ist. Auf der Wanderung, die Sauer kurz nach seinem Berliner Aufenthalt als Universitätslehrer durch die Provinzen der alten Donaumonarchie antreten sollte, behielt er die Augen offen und beobachtete scharf die wesentlich verschiedenen, wenn auch kulturell geeinten Teile des Deutschtums.

Die Wende von 1878/79 führte Sauer noch einmal von seinen Studien ab: in diese Zeit fällt der kriegerische Einmarsch Österreich-Ungarns nach Bosnien, den Sauer als Reserve-Leutnant im Inf.-Reg. Erzherzog Albrecht 44 mitmachte. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde, im Juli 1879, habilitierte er sich in Wien. Bereits im Herbst 1879 ist er Supplent an der Universität in Lemberg. Vier Jahre in fremder deutschfeindlicher Umgebung stärkten seine Gesinnung, klärten sein Gefühl. Einen kleinen Kreis empfänglicher Schüler führt er in die helLENISCHE Traumwelt Hölderlins ein und schon in diesen ersten Jahren seiner akademischen Wirksamkeit gehen wichtige Arbeiten aus seiner Schule hervor, Untersuchungen, die vielfach noch heute nicht überholt sind: die ersten Beweise für die große pädagogische Kraft, die sich in Sauer entfaltet. 1883 erhält Sauer einen Ruf als Extra-Ordinarius an die Universität in Graz. Drei glückliche, wenn auch äußerlich nicht immer sorgenlose Jahre verbringt er hier (um seine eigene Schilderung zu gebrauchen), „in diesem friedlichen und stillen, landschaftlich so herrlichen, gesellschaftlich so gemütlichen, national so geschlossenen, vom Zauber der Poesie umflossenen Erdenwinkel“. Die geistige Freundschaft mit Anton E. Schönbad, seinem Amtskollegen in Graz, hebt und belebt sein eigenes Denken. Sonnige, gefühldurchwärmte Bücher, wie seine „Frauenbilder“, entstehen in dieser Zeit, dann aber die streng wissenschaftlichen Ausgaben von Bürger, der Stürmer und Dränger, des Göttinger Dichterbains.

Im Mai 1886 kommt er als Nachfolger Minors nach Prag. Die Erinnerung



August Savier



des Blutes ist zunächst erloschen: eine neue Fremde, die er anfangs nicht versteht, eine andere Atmosphäre, in die er sich erst eingewöhnen muß, umgibt ihn jetzt. Da geht ihm aus dieser dunkeln Einsamkeit ein leuchtendes Sternlein auf. In der Mitte einer alten landbürtigen Familie der Stadt, im Hause des Altphilologen Alois Rzach findet er ein liebreizendes junges Kind, wirklich ein Kind von vierzehn Jahren, eine kleine begabte Dichterin, die er zu seiner Braut, wenige Jahre später zu seiner Frau macht. In der glücksegneten Ehe mit Hedda Sauer, deren neuromantische Lyrik in ein paar schmucken Gedicht- und Novellenbänden gesammelt einen feinen Zauber birgt, findet August Sauer in seine andere Heimat zurück, in die unbekannte Landschaft, aus der, ihm rätselvoll genug, seine eigenen Ahnen sich einmal losgelöst hatten.

Was Sauer als akademischer Lehrer und als Hochschulpolitiker während seiner vierzigjährigen Tätigkeit an der Deutschen Universität in Prag geleistet hat, läßt sich an dieser Stelle nicht näher ausführen. Die siebzehn Jahrgänge der „Deutschen Arbeit“, einer Monatschrift, die er im Jahre 1901 für das subetendeutsche Geistesleben begründet hatte, enthalten den einen Teil seines kulturpolitischen Bekenntnisses. Den andern Teil machen die schwierigen politischen Geschäfte seines Rektoratsjahres (1907/08) aus, in denen er nationale, studentische und wirtschaftliche Fragen der deutschen Hochschulen in Prag zu entscheiden hatte. Am Ende seiner akademischen Tätigkeit, in den ersten Nachkriegsjahren, trat er noch einmal als Politiker auf mit dem freien Mut des Befenners, der um die Wahrheit kämpft und selbst die Gefahr nicht scheut, um der Wahrheit willen in seiner reinen Gesinnung verkannt zu werden.

Von einem gleich mächtigen Gefühl für das Volkstum war auch Sauer's wissenschaftliches Programm getragen, wie er es in seiner Prager Rektoratsrede entworfen hat. Aus der nationalen Empfindung heraus, daß gerade „der Zusammenhang der deutschen Literatur mit dem deutschen Volkstum als solchem, also die eigentlich nationale Seite der Literaturgeschichte“ vernachlässigt werde, sucht er neue Wege für die Germanistik. In solchem Bestreben erscheint ihm als die wichtigste und unerläßliche Voraussetzung der Literaturforschung „die philologische Untersuchung aller Grundlagen, auf denen die Überlieferung beruht, die Anwendung der niederen und höheren Textkritik, das sprachliche Verständnis, die Wort- und Sinnerklärung der Denkmäler“. Neben die auf der Philologie und historischen Kritik beruhende Literaturgeschichte stellt Sauer die Ideengeschichte, deren Bedeutung als Vorläufer der heutigen Geistesgeschichte er schon damals richtig eingeschätzt hat, die Motivingeschichte, die Ästhetik, endlich die vergleichende Literaturgeschichte. All diese Zweige der Literaturforschung aber bedürfen nach Sauer eines grundfesten bodensicheren Unterbaues: der wissenschaftlichen Erfassung des deutschen Charakters in seinen Stämmen und Landschaften. Das bedeutet allerdings eine Erweiterung der Literaturforschung um die Hilfswissenschaften der Anthropologie, Physiologie, Psychologie, Rassen- und Gesellschaftslehre, Volkskunde und Familiengeschichte. Ein neues Wort war damit ausgesprochen, eine neue Zukunft der Literaturwissenschaft geöffnet: durch das offene Tor ist eine Reihe von Schülern dem Lehrer gefolgt, ihnen voran der bedeutendste

Josef Nadler mit seiner „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“. Den Ausbau, den Sauer's Geschichtstheorie seit ihrer Grundlegung erfahren hat, entwickelt ein (neu hinzugefügtes) Nachwort zur 2. Ausgabe der Rektoratsrede, die 1925 bei J. B. Metzler in Stuttgart erschienen ist.

Die zweite große wissenschaftliche Leistung, die Sauer auf der Höhe seiner Kraft in die Wege leitet, ist die historisch-kritische Gesamtausgabe von Grillparzer's Werken, mit der ihn im Jahre 1907 die Stadt Wien beauftragt hat. Diese Ausgabe, von der bis zu seinem Tode zwanzig stattliche Bände gebiehen sind, soll alle dramatischen Werke Grillparzer's aus seiner reifen Zeit in dem von Grillparzer selbst endgültig gewollten Text enthalten, von allen späteren Zusätzen und entstellenden Fehlern gereinigt. Die vom Dichter nicht mehr veröffentlichten Altersdramen sollen in der Ausgabe unmittelbar an die nachgelassenen Handschriften angeschlossen werden. Dazu treten die bedeutendsten dramatischen Fragmente, Pläne und Satiren Grillparzer's. An sie reihen sich die Bände mit den Prosaschriften. Unter den Gedichten, Sprüchen und Epigrammen erscheinen jetzt auch die politischen Verse und Invektiven, die bis 1918 nicht veröffentlicht werden durften. Die früheste Entwicklung des Dichters falten sechs Bände mit den Jugendwerken auseinander, in der Fülle von weiteren sechs Bänden, welche seine Tagebücher und literarischen Skizzenhefte enthalten, spricht sich die intime geistige Art Grillparzer's aus. Daneben steht eine Reihe von Bänden mit den Briefen von und an Grillparzer, mit seinen Zeugnissen und den Akten seiner Amtstätigkeit. Jeden einzelnen Band begleitet ein reichhaltiger Wort- und Sachkommentar und ein kurzes Register. Die ganze Folge der Bände, deren Zahl Sauer auf 40—50 vorgesehen hatte, ist in drei Unterabteilungen gegliedert, von denen eine jede in eigenen Bänden den kritischen Apparat mit den Lesarten umfaßt. Ein Generalregister sollte schließlich die ganze Ausgabe abschließen. Sauer ist über diesem monumentalen Plan, an dessen Ausführung er seine Gesundheit und die größten materiellen Opfer gesetzt hat, gestorben und — es stockt die Feder, dies zu schreiben — er ist in Kummer und Sorge über seiner großen Arbeit gestorben. Kaum, da er nach dem Kriege die Fortführung des Werkes in einem neuen Verlag gesichert glaubte, brach neuerdings der Druck an der Ausgabe ab. Sein banger Zweifel, den er zu seinen nächsten Freunden oft ausgesprochen hat, war zuletzt: Würde die stolze Leistung, die er zur Ehre seines geliebten Vaterlandes begonnen hatte, ein Torso bleiben und damit zu einem Zeugnis gegen Stadt und Volk von Wien werden? Wir wollen's nicht hoffen. Die Vollendung der großen Grillparzer-Ausgabe ist für Wien eine dringende Verpflichtung. Die Not der Zeit ist groß, aber der geeinigten Wille wird mächtig sein, die Not zu brechen, das Werk zu retten. Die parteipolitische Schamügel und persönlichen Interessen müssen vor dieser Kulturaufgabe zurücktreten. Wien, die Stadt voll Wunder und Zauber des Schönen, darf in Grillparzer nicht ein Stück vom Schönsten preisgeben. Geschichte das, dann ist der durch die Jahrhunderte gewachsene Sinn für die eigene herrliche Kultur in Österreich in größter Gefahr. Wien hat nichts Kostbareres zu verlieren. Der Türke steht wieder vor Wien!

Zur Ergänzung der großen Grillparzer-Ausgabe hat Sauer in den „Schriften des Literarischen Vereins in Wien“ in mehreren Bänden „Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen“ gesammelt, eine Fundgrube für den künftigen Biographen Grillparzers; der letzte Band von „Grillparzers Gesprächen“ harrt noch im Manuskript des Drucks. Den Mittelpunkt dieser Ausgabe darf man wohl in den Gesprächen Grillparzers mit Beethoven sehen. Sie sind den Konversationsheften Beethovens entnommen, jenen schriftlichen Aufzeichnungen, durch die sich die Besucher Beethovens mit dem taubgewordenen Tonbildner verständigten. Den Zusammenhang dieser wertvollen Aufzeichnungen herzustellen, war eine besonders schwierige Aufgabe für den Herausgeber, denn Beethovens mündliche Zwischenreden fehlen, die Äußerungen Grillparzers sind mit Bleistift flüchtig hingestrichen. Doch mit den Sorgen und Mühen um Grillparzer waren Sauers philologische Arbeiten noch lange nicht erschöpft. Im Auftrag der gegenwärtigen „Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik“, deren Vorsitzender Sauer zuletzt war, leitete er mit strenger Sorgfalt die große Ausgabe Adalbert Stifters, die innerhalb der „Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ erscheint, einer Folge von 37 Bänden, der Sauer als Herausgeber vorstand, auf den ersten Bänden in aller Bescheidenheit nicht einmal mit seinem Namen genannt. Von den übrigen philologischen Leistungen Sauers seien nur noch hervorgehoben seine Teilnahme an der Weimarer Goethe-Ausgabe, seine Darstellung von Goethes Beziehungen zu Österreich durch reichhaltige Briefausgaben, endlich seine kleineren Grillparzer-Ausgaben im Cottaschen Verlag. Durch solchen Fleiß wurde Sauer als Philologe zum nationalen Kulturpfleger im weitesten Umfang.

Der Wissenschaft in ihrem reinen Zwecke war das dritte große Unternehmen Sauers gewidmet, die Gründung der vorliegenden Zeitschrift für Literaturgeschichte „Euphorion“. Die Gründung schließt zeitlich an die von Bernhard Seuffert geleitete „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“ an, die Ende 1893 zum letztenmal erschienen ist. In eingehenden Erwägungen mit seinen Freunden hat Sauer das Programm seiner Zeitschrift ausgearbeitet: Erich Schmidt, Anton E. Schönbach, Otto Harnack, Jakob Minor, R. W. Meyer, Bernhard Seuffert halfen durch Rat und Tat bei der Ausfahrt des jungen Euphorion mit. In dem Prospekt, den Sauer im Januar 1894 vor dem Erscheinen des ersten Heftes aussandte, sind die Richtlinien der Zeitschrift vorgezeichnet: „Den Blick stets auf das große Ganze und den Zusammenhang des Ganzen, auf den Lauf der Jahrhunderte und den Wechsel der Epochen gerichtet, wollen wir uns der Erforschung des Einzelnen mit Liebe und Sorgfalt widmen, einem künftigen Geschichtsschreiber unserer Literatur die Wege bereiten, neues Material herbeschaffen, das alte sichten, ordnen und geistig durchdringen. Wir wollen die Literatur im Zusammenhang mit der gesamten nationalen Entwicklung betrachten, wollen alle Fäden verfolgen, welche zur politischen und Kultur-Geschichte, zur Geschichte der Theologie und Philosophie, zur Geschichte der Musik und der bildenden Künste hinüberleiten. Die Geschichte des Theaters und

des Journalismus ist mit der Geschichte der Literatur unzertrennlich verbunden. Wir werden nicht einseitig der Dichtung huldigen, sondern auch die von der Forschung lang vernachlässigte deutsche Prosa in unseren Gesichtskreis ziehen. Die Stoff- und Sagen Geschichte ... werden wir nicht vernachlässigen. Philologische und ästhetische Untersuchungen sollen nebeneinander hergehen, sich gegenseitig ergänzend und berichtigend; sprachliche, stilistische, metrische Untersuchungen werden Aufnahme finden. Durch die Erörterung methodischer Fragen hoffen wir unsere Forschung zu größerer Sicherheit und Klarheit anleiten zu können.“ Treue und Demut der nationalen Vergangenheit gegenüber soll das Richtmaß sein für die Beurteilung der zeitgenössischen Literatur. Größere und kleinere Forschungsberichte sollen in strengster Objektivität die jeweiligen wissenschaftlichen Neuererscheinungen sichten. In allen seinen Teilen aber liegt dem Ganzen der Gedanke zugrunde, der Sauer's geistige Haltung bestimmt, daß „die Geschichte unserer Literatur für unsere nationale Entwicklung“ von entscheidender Bedeutung ist. Sein Jugendversprechen hat der Euphorion gehalten und mit wachsender Kraft erfüllt. Mit der Zeit haben über 700 Fachgelehrte aus der ganzen Welt, darunter die Führenden, am Euphorion mitgearbeitet. Von 1894—1913 war Sauer Alleinherausgeber und Schriftleiter der Zeitschrift; vom 21. Bande ab trat ihm Josef Nadler als Mitherausgeber zur Seite; im Vorjahre bei der Neugestaltung der Zeitschrift habe ich als Mitherausgeber auch die Schriftleitung übernommen. Mit den ersten drei Jahrgängen erschien die Zeitschrift bei einem Bamberger Verlag, später bei Carl Fromme in Wien, vom Jahrgang 1926 ab ist sie in den Verlag von J. W. Metzler in Stuttgart übergegangen. Dr. Alfred Druckenmüller, der Inhaber der J. W. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung, hat in persönlicher Freundschaft mit Sauer, in sicherem Verständnis für die wissenschaftlichen Zwecke der Zeitschrift, mit einer bei der gegenwärtigen Lage des deutschen Buchhandels vorbildlichen Opferfreude die äußeren Grundlagen des Euphorion befestigt. So kann die Zeitschrift das Programm, das ihr Begründer vor mehr als dreißig Jahren entworfen hat, zum Leitwort ihrer neuen Zukunft machen: mit Demut den Dienst zu üben an der Wissenschaft vom inneren Leben der Nation.

Ein Versprechen und eine Hoffnung erhebt sich damit am Ende unserer wehmütigen Erinnerung. Das geschieht ohne Zweifel im Sinne des Verbliebenen. Würde Sauer dieses Euphorion-Manuskript, wie die vielen hundert in den vorhergehenden siebenundzwanzig Jahrgängen, lesen und korrigieren können, er wünschte gewiß, daß die Erinnerung an ihn sich zum Ausblick auf das weite dämmernde Neuland der künftigen Wissenschaft öffne. Bis zu seinem letzten Schritt war er ein unermüdblicher Wanderer auf dem Wege dahin. Noch in den Wochen vor seinem Tode betrieb er eifrige Vorstudien für einen großen Vortrag über die neuen Ergebnisse seiner Geschichtstheorie und die Folgerungen aus ihr für die kommende Forschung. Freilich, für uns, die wir August Sauer geliebt und verehrt haben, bleibt die Erinnerung nur ein Denkmal für das Vergangene und Unwiederbringliche. Mit Grillparzer müssen wir sagen: „Wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.“

Über J. J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung.

Von Richard Hönigswald in Breslau.

1. Immer noch sind es nur einige wenige Gedanken, mit denen die problemgeschichtliche Charakteristik J. J. Rousseaus bestritten zu werden pflegt. Er habe den „Verstand“ zugunsten des „Gefühls“ entthront, dem Streben nach dem „Begriff“ die Rückkehr zur „Natur“ entgegengesetzt, in der Pädagogik dem „Individualismus“ Bahn gebrochen, die Ethik von der drückenden Fessel „rationalistischer“ Vorurteile befreit; denn er habe gesehen, daß Erkenntnis weder Sittlichkeit noch Glück verbürgte. Darum eben sei er der „Überwinder“ der Aufklärung. — Nichts wäre leichter, als diese Sätze aus den Werken des Denkers im einzelnen zu belegen; nichts aber auch so fragwürdig wie der Versuch, sie für eine erschöpfende Kennzeichnung der problemgeschichtlichen Stellung Rousseaus auszugeben. Rein Zweifel, schon seine berühmte Antwort auf die Preisaufgaben der Akademie zu Dijon bedeutet eine Absage an den geschichtsphilosophischen Rationalismus der Aufklärung. Diese sah in der Unwissenheit die einzige Quelle aller Sünde und alles Elends in der Welt, die wesentliche Ursache aller Widersprüche und Ungerechtigkeiten der menschlichen Gesellschaft. Rousseau dagegen macht dafür gerade den Abgott der Aufklärung, die „Bildung“, verantwortlich. Feindseligkeit und List, Mißgunst und Verderbtheit, Luxus und Müßigang sprießen auf ihren Pfaden. Sollten also unter den Menschen Glück und Sittlichkeit wieder heimisch werden, so gelte es vorerst von der Bildung, mit deren mehr als zweifelhaften Segnungen, loszukommen; es gelte zurückzufinden zu dem klar sprudelnden Born der „Natur“; das trübe Medium der Reflexion auszuschalten und den ursprünglichen Kräften des eigenen Wesens zu vertrauen. Erst auf dem Boden der Natur versiegen die asozialen Triebe, die „Eigenliebe“, die sich gegen den Nächsten richtet. Denn Eigenliebe (*amour propre*) ist nicht Selbstliebe (*amour de soi*). Diese betätigt der Naturmensch, nicht anders wie Tier und Pflanze auch; sie dient ihm lediglich der Erhaltung seiner selbst. In ihr und durch sie lebt er ruhig, rein und glücklich. Und selbst sein Tod ist „natürlich“, d. h. durch Altersschwäche allein verursacht. Allein, bereits die Tatsache des „Eigentums“ gefährde diesen Zustand kindlicher Unschuld. Denn sie schafft Interessen und birgt so die Keime des Eigennutzes. Vollends aber mache der Übergang zu „Kultur“ und „Gesellschaft“ diesem seligen Zustande der Natur ein Ende.

Es wäre nun, schon angesichts der Reichweite des Eigentumgedankens, kaum festzustellen, an welchem Punkte jener Zustand der Natur in den der Kultur übergeht. Aber darauf richtet sich Rousseaus Absicht auch nicht. Für ihn steht ein anderes im Vordergrund: kurz und theoretisch formuliert, die Frage nach dem

Gesichtspunkt, von dem aus der Wechselbezug zwischen Natur- und Kulturzustand einheitlich zu überschauen ist. Diesen Gesichtspunkt nun liefert sein Gedanke vom Gesellschaftsvertrag: er ist die Form, in der sich das Aufhören des Naturzustandes vollzieht, zugleich die Form, durch die sich Rousseau der Begriff des Staates, vor allem die staatspädagogische Aufgabe, eine Wiederrückkehr des Naturzustandes auf dem Boden der Kultur vorzubereiten, bestimmen. So schließen sich Rousseaus Geschichtsphilosophie, seine Lehre vom Staat und seine Grundsätze der Erziehung zu einem einzigen großen Gedankenbau zusammen.

2. Allein, dieser Sachverhalt und die Feststellung seiner nächsten geschichtlichen und sachlichen Folgen eröffnen noch lange nicht die Einsicht in die problemhistorische Bedingtheit des Rousseauschen Denkens. Dazu bedarf es vor allem einer kritischen Besinnung auf die Frage nach dem Gefüge und dem tieferen methodologischen Sinn jenes Begriffs vom „*contrat social*“. — Wir leiten sie ein durch die Feststellung, daß das „Aufhören“ des Naturzustandes auf dem Boden der Überlegungen Rousseaus ein doppeltes bedeutet. Es bedeutet einmal den Übergang des Menschen aus dem Stande der Unschuld zu dem der Schuld, sodann aber den Übergang aus jenem Stande in die Sachlage des Gesellschaftsvertrags. Diese Unterscheidung ist für das Verständnis Rousseaus wesentlich. Aus ihr folgt die Einsicht in eine andere und geradezu entscheidende: sie vermittelt uns nämlich einen doppelten Begriff des „Naturzustandes“ bei Rousseau. Denn wenn der Denker fordert, daß der kulturverbte Mensch durch eine planvoll geleitete Erziehung zu dem status der Natur zurückgeführt werde, so denkt er nicht an ein Zurückgestoßenwerden des Menschen in einen Zustand schlechthiniger Kulturlosigkeit. Mit bemerkenswerter Schärfe unterscheidet Rousseau den Naturmenschen im Naturzustande von dem Naturmenschen im Stande der Gesellschaft. Dieser letztere soll aus der Hand des Erziehers hervorgehen. So ist denn auch Rousseaus *Emile* als Sinnbild des Grundsatzes jener Rückkehr zur Natur nicht ein in die Wüste verbannter Wilder, sondern ein „Wilder“, bestimmt in Städten zu wohnen. Von ihm wird eben nur dies eine verlangt, daß er im Wirbel der Welt sein wesenhaftes Selbst bewahre, daß er sich nicht durch Leidenschaften und Vorurteile richtungslos fortreißen lasse. Er bleibe auf sich selbst gestellt; er sehe mit eigenen Augen und höre mit eigenen Ohren; er fühle mit seinem eigenen Herzen und werde durch keine andere irdische Macht bestimmt, als durch seine eigene Vernunft. Die Natur, soweit sie Rousseau den Zielpunkt der Erziehung bedeutet, bestimmt sich als Funktion der „Vernunft“. „Natur“ und „Vernunft“ verbinden sich in der Erziehung; die Natur als Grundsatz und Ergebnis der Erziehung ist vernunftgemäße und vernunftgeforderte Natur. So haftet der Erziehung bei Rousseau eine besondere Form der Notwendigkeit an, einer Notwendigkeit, von der aus die unabänderliche Ordnung der Natur als vernunftloser Zwang und blinder Zufall erscheinen muß. Rousseaus Gedanke von einer Rückkehr zur Natur bedeutet eben nicht Rückkehr zu der Natur der Naturwissenschaft; er enthält vielmehr die sittliche Forderung, das menschliche Leben, wenn es sein muß auch

g e g e n die Natur und deren Zwang, pädagogisch zu gestalten. „Natur“ ist also im Rahmen dieser Erwägungen das Symbol für einen Inbegriff und die Erfüllung bestimmter Kulturforderungen. Da ß sie es sein kann, daß hier ein und daselbe Wort ebenso den blinden Zufall des Naturgeschehens wie den vernunftgebotenen Weg der Überlegung zu bezeichnen vermag, das liegt an dem Gefüge des Begriffs „Natur“ selbst. Es liegt daran, daß sich in diesem Begriff der Gedanke gegenständlicher Geltung auf eine besondere, Wert und Tatsache, Handeln und Geschehen gleichermaßen umspannende Weise ausdrücken kann. Man spricht in der Geschichte der Philosophie zuweilen von Rousseaus „Naturalismus“. Die Bezeichnung ist zum mindesten unzulänglich: denn was Rousseau meint und den Voraussetzungen seiner Fragestellung nach meinen muß, ist „Kulturnaturalismus“. Er fordert kantisch geredet Natur als „Idee“. Aus dem gleichen Grunde aber bedeutet für ihn Rückkehr zur Natur die grundsätzliche Verneinung auch der Kultur des sog. „Wilden“. Denn diese ist gegenüber seiner Kulturforderung einer Rückkehr zur Natur nur das Ergebnis eines blinden Waltens vernunftlos strebender Kräfte. Mit einem Worte: Rousseaus Begriff einer Rückkehr zur Natur ist nicht bloß negativ, er umspannt einen reichen und reich gegliederten positiven Inhalt. Der Denker bejaht den Begriff der Kultur; und gerade weil er ihn bejaht, fordert er die Rückkehr zur Natur. Diese Rückkehr bedeutet ihm darum die Hinwendung zu einem eigentümlichen und neuen, wahren, d. h. vernunftbestimmten Begriff der Kultur.

3. Welches aber sind die Voraussetzungen für dessen Möglichkeit, welches die Bedingungen, seine Forderungen zu erfüllen? Wir stehen an dem Punkt, wo die Frage nach dem eigentümlichen Sinn des *contrat social*, nach dem methodologischen Gefüge seines Begriffs gestellt werden muß. Er ist, um es mit einem Worte zu sagen, nicht der Begriff einer Begebenheit; er betrifft nicht ein geschichtliches Ereignis. Zwar ist es schwer zu übersehen, daß Rousseau ausdrücklich von der Tatsache eines Vertragschlusses zwischen den Menschen redet: ein alle und jeden einzelnen bindendes Vertragsverhältnis müsse herbeigeführt worden sein, damit die Härten des ursprünglichen den Segnungen des kultivierten Naturzustandes weichen. Der Gebrauch aber, den Rousseau von diesem Gedanken macht, ist nichts weniger denn geschichtlich. Der *contrat social* ist für ihn Element der Definition eines Begriffs, nämlich des Begriffs vom Staat. Ein vertragsmäßiger Zustand, so meint er, sei vorauszusetzen, soll die Kulturlosigkeit des ursprünglichen Naturzustandes, aber auch die Kulturlosigkeit einer auf Eigentum und Eigennuß, auf Unnatur und Schein gegründeten Kultur aufhören, soll der wirkliche, auf *liberté* und *égalité* aufgebaute Staat Wirklichkeit werden. So sollen sich in dem *contrat social* der überzeitliche Sinn des Staates, nicht aber die Umstände seines zeitlichgeschichtlichen Werdens ausdrücken; der überzeitliche Sinn zugleich jenes Zustandes, in dem Kultur Natur wird, weil Natur sich den Bedingungen der Kultur unterwirft. So verwandelt sich denn auch der durch die Theorie des *contrat social* geforderte freiwillige Verzicht des einzelnen auf seine ursprüngliche „Freiheit“

aus einer scheinbar geschichtlichen Tatsache in eine übergeschichtliche, den sachlichen Bestand der Gesellschaft im Staat verbürgende Forderung. Man weiß, daß sie für den Denker zugleich das Gewicht eines leitenden politischen Grundsatzes gewonnen hat. Und nichts vielleicht macht die ursprünglich logische Funktion der Begriffe „Staat“ und „contrat social“ bei Rousseau deutlicher als dies, daß für ihn jener politische Grundsatz im Tatsächlichen seine notwendigen Schranken findet. Oder konkreter gesprochen: Mag auch, wie es Rousseaus Staatslehre im einzelnen fordert, alle rechtlich-staatliche Machtentfaltung dem Begriff der Souveränität des Volks entspringen, — die besonderen Formen, die sie im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung annimmt, bestimmen sich durch rein empirische Gesichtspunkte, durch die Wucht und die Besonderheit der tatsächlich zu bewältigenden Aufgaben. Sie bezeichnen dem Denker die Punkte, an denen die Theorie des Staates in eine Würdigung der geschichtlich-tatsächlichen Gestaltung seines Wesens übergeht. Und wieder darf es als ein Beweis für den feinen logischen Sinn der Begriffsbildung Rousseaus gelten, daß er selbst jene Theorie von dieser Würdigung scharf und fruchtbar scheidet. Offenen Auges, darin Plato gleichend, stellt Rousseau den Grundsätzen, denen gemäß der Staat sich aufbaut und der Begriff des Staates sich bestimmt, die Betrachtung der Machtfaktoren, durch die er geworden ist, gegenüber. So ist denn für Rousseau der Staat ein ideales Gebilde. „Ideal“ aber bedeutet hier nichts weniger als „unwirklich“. Das Wort besagt lediglich, daß der Staat nicht den Seinswert eines Gegenstandes der Erfahrung besitze, daß der Staat nicht gesehen und getastet werde, oder positiv: daß sich in ihm ein wohlumschriebenes System gültiger Forderungen verkörpere, die die Handlungen des einzelnen in einem bestimmten Bereich, im Sinne des Begriffs der Gesellschaft, binden.

4. Es ist hier nicht davon die Rede, ob damit der Sinngehalt des Staates erschöpft erscheint. Hier kommt es vielmehr darauf an, die Absicht der Rousseauschen Konzeption zu verstehen und zu würdigen. Der Staat bedeutet für ihn die auf den gesamten Umkreis menschlicher Gemeinschaftsbeziehungen ausgedehnte Idee des Vertragsschlusses. Diese Idee und damit die Möglichkeit des Vertragsschlusses selbst gehen dem Bestande des Staates nicht zeitlich voraus, und der Staat ist nicht ihre zeitliche Folge. Der Vertragsschluß verkörpert Rousseau vielmehr die ratio des Staates. Gewiß, ohne den Begriff des Vertrages gibt es auch keinen Vertragsschluß und die rechtliche Beziehung, die jenen Begriff bestimmt, ist selbst erst im Staate und durch den Staat gesetzt. Allein der damit gegebene Einwand berührt Rousseau nicht. Denn was der Denker meint, ist dies, daß der einzelne ein rechtlich-gesellschaftliches Dasein nur gemäß der Norm des Staates führen, daß demzufolge auch sein rechtlicher Verzicht auf eine uneingeschränkte Machtfülle nicht zeitlich „vor“ dem Staate und vor der, immer erst durch die Ordnung des Staats bedingten Vertragsmöglichkeit liegen könne. Rousseau verweist eben, um es noch einmal zu unterstreichen, auf die Vertragsgemäßheit desjenigen Zustandes, in dem sich der Mensch von dem blinden Zufall des Waltens bloß natürlicher Kräfte ebenso entfernt wie von

der noch schlimmeren Blindheit einer Pseudokultur, die unter der Maske der Künste und Wissenschaften nur die Übel des Hasses und der Zwietracht verbirgt. Diese Pseudokultur ist eben die Welt des Unrechts. Recht und Staat, d. h. Vertrags- also Vernunftgemäßheit allein vermögen sie zu beseitigen.

5. Wie also liegen die Dinge? Der *contrat social* stellt sich als der Gesichtspunkt dar, von dem aus alle anderen Begriffe der Gesellschaftslehre Rousseaus in ihrem Wechselverhältnis überschaubar werden. Er ermöglicht es ihm, den Begriff eines kulturellen Abfalls von der Unschuld des Naturzustandes zu entwerfen; er definiert ihm jene Welt der Pseudokultur und des Unrechts, weil und sofern er ihm den Umtreis des Rechtes absteckt. An ihm scheiden sich die in ihrer Gegensätzlichkeit notwendigen Begriffe des ursprünglichen und jenes reflektiert-bewußten, „vernünftigen“, rechtlich geformten Naturzustandes, der Rousseau die Grundlage des Gefüges wahrer Kultur bedeutet; kurz der *contrat social* ist das analytische Gesetz aller mit dem Begriff der Gesellschaft gegebenen und durch diesen Begriff geforderten Größen und Beziehungen. — Wir werden die Folgen dieses Sachverhalts für die problemgeschichtliche Stellung des Denkers alsbald zu entwickeln haben. Borerst aber gilt es noch, sich im Sinne Rousseaus der Bedeutung der Begriffe von Recht, Staat und Gesellschaftsvertrag für Willen und Willensbetätigung inne zu werden. Wir bezeichneten oben den Staat als ein „ideales“ Gebilde. Er ist es, weil und sofern er sich als Richtmaß und Prinzip der Willensbetätigung aller, durch den Begriff der Gesellschaft, sei es positiv, sei es negativ bestimmten Faktoren darstellt. Was darunter gemeint ist, ergibt eine Analyse des berühmten Rousseauschen Begriffspaares „*volonté générale*“ und „*volonté de tous*“. Die „*volonté générale*“ bedeutet nicht, wie man glauben könnte, die aus der Betrachtung der Willensäußerung aller „abstrahierte“ oder zu abstrahierende Gesetzmäßigkeit der Willensbetätigung überhaupt; noch weniger umfaßt sie die „Summe“ einzelner Willensregungen, auch wenn diese in bezug auf Ziel und Inhalt übereinkämen. Die „*volonté générale*“ bedeutet die Einheit einer Bedingung; sie ist der theoretische Sinn, das analytische Gesetz jener Willensregungen und Willensäußerungen. Sie stellt die ideelle Form dar, vermöge deren sich der politische Einzelwille „vernunftgemäß“, d. h. im Sinne des Staatsbegriffs, also des *contrat social*, betätigt. Die „*volonté générale*“ verhält sich zu den einzelnen Willensregungen oder zu deren Summe nicht anders, wie die Einsicht in das Gefüge der Bedingungen eines Ereignisses zu den einzelnen Fällen, an denen es sich offenbart. Und die „*volonté de tous*“? Sie ist die empirisch festgestellte oder festzustellende Willensmeinung der Gemeinschaft. Wohl sieht sich ja der einzelne in diese Gemeinschaft hereingestellt; aber nur unter Bedingungen, die in dem Begriff der „*volonté générale*“ getroffen werden sollen. Und darum ist der einzelne, obwohl Glied jener Gemeinschaft und in deren Gefüge fest hineinverstrickt, frei. Denn „Freiheit“ bedeutet ja nichts anderes wie Abhängigkeit von dem Gesetz, und nur von dem Gesetz. Das Gesetz aber, oder wenn man will: die höchste Bedingung, das Gesetz jedes Gesetzes, ist ja die „*volonté générale*“. Bindung durch das Gesetz bedeutet

daher Bindung durch den Gesamtwillen, genauer Bindung durch dessen Bedingungen, also Freiheit. Ebendarum aber bedeutet es zugleich auch so viel, wie konstituierendes Glied dieses Gesamtwillens zu sein, d. h. den Anspruch auf einen rechtlichen Anteil an der Schöpfung der Gesetze zu haben.

6. Der Staat ist sonach der Inbegriff von Beziehungen zwischen „volonté générale“ und „volonté de tous“, der Inbegriff der Bedingungen, die aus Vorschriften und Geboten „Gesetze“ machen, oder anders, der Sinn des Verhältnisses zwischen rechtlicher Bindung und sittlicher Freiheit. Und gehört die Macht zu seinen wesentlichen Attributen, so muß auch sie jenem Sinn entspringen. Gewiß, eine vollendete Theorie des Staates wird in den Bereich dieser Überlegungen auch die Begriffe „Kultur“, „Sprache“ und „Geschichte“ mit einbeziehen. Allein, sie brächte damit nur jene Motive der Gemeinschaft ausdrücklich zur Geltung, die in den Begriffen der „volonté“, des Gebotes und der Handlung immer schon vorausgesetzt erscheinen. Es ist ein Gemeinplatz, daß der gebietende und handelnde, „Interessen“ wahrnehmende und sich in Abwehr oder Angriff behauptende Staat ein „kollektives“ Subjekt darstelle. Ein „wir“ ist es allemal, das da als Staat handelt, gebietet und will. Wie aber ist dieses „wir“ als Träger von Normen mit Anspruch auf gegenständliche Geltung überhaupt beschaffen, wie ist es kritisch gesprochen „möglich“, was enthält es an theoretischen Voraussetzungen, wie bestimmt es sich dem „ich“, wie anderen möglichen Kollektiv-Subjekten gegenüber? Man begreift, daß der Versuch einer erschöpfenden Antwort auf diese Fragen mitten hineinzuführen müßte in eine Erörterung des Begriffs und des Aufgabengefüges der Psychologie. Wie sagt der Staat zu sich selbst „ich“, und was bedeutet es, daß er zu sich „ich“ sagt, für den Begriff des „Subjekts“ überhaupt? Wir stellen diese Fragen, nicht um sie hier zur Entscheidung zu bringen, sondern um an ihnen die methodische Absicht des Begriffs einer „volonté générale“ weiter zu klären. Die „volonté générale“ ist, so betonen wir noch einmal, nicht von den einzelnen Willenshandlungen oder Willenskundgebungen abgelesen; sie bedeutet vielmehr ein System von Bedingungen, kraft deren die jeweils Wollenden zu einer Gemeinschaft von bestimmtem Gefüge verbunden, von dieser Gemeinschaft nach Grundsätzen abhängig sind. Sie ist die Form, gemäß welcher die Glieder der staatlichen Gemeinschaft zu sich selbst — wollend — „ich“ sagen, also in dem weitesten Sinn des Wortes „handeln“. Der Staat ist eben nicht ein geheimnisvolles Subjekt über den Subjekten, sondern eine Art der Bestimmtheit der Subjekte selbst. Ebendarum ist es für seinen Begriff unerheblich, ob und wie er im besonderen Fall psychologisch wirksam und wirklich werden, in welchem Umfange und auf welche besondere Weise er ein Auseinandertreten der Befehlenden und der Gehorchenden voraussetzen mag. Das wesentliche bleibt — das Wort in seinem strengsten erkenntnistheoretischen Sinn genommen — seine „Form“. Und der allgemeine Ausdruck für diese Form, das eben ist Rousseaus „volonté générale“.

7. Man begreift, daß dieser Sachlage gegenüber alle philosophiegeschichtlichen Schlagworte versagen. Die „volonté générale“ bedeutet nichts weniger als

einen „rationalistischen“ Ansatz, den Staat zu „erklären“, beziehungsweise „abzuleiten“. Sie bedeutet vielmehr den Hinweis auf eine Beziehung, deren Bedingungen als Forderungen in dem Staate erfüllt erscheinen. Ebendeshalb aber hat der Machtbereich der „volonté générale“ keine Schranken. Er reicht grundsätzlich an alles im Staate, was nicht dessen Wesen berührt, heran; — also auch an das Privateigentum. Erklärt Rousseau trotzdem das Privateigentum als rechtliche Einrichtung schonen zu wollen, so bewährt er sich mit dieser wohlwollenden Rücksicht auf psychologische Realitäten nur als Mann nüchterner politischer Praxis, übrigens ein Zug seines Wesens, der sich auch in manchen anderen Fällen, bei seinem Eingreifen in den Genfer Verfassungskonflikt oder in seinem Verfassungsentwurf für die Adelsrepublik Polen, deutlich genug bewährt. Gewiß, die „volonté générale“ ist Form des staatlichen Gefüges, nicht aber reale Machtgröße innerhalb des Staates. Und es mag eine Beeinträchtigung der methodischen Reinheit seiner Absichten bedeuten, daß Rousseau die „volonté générale“ sich in absoluter Machtbetätigung auch konkret entfalten läßt. Allein je mehr man sich dessen inne geworden, um so mehr klärt sich der eigentliche Sinn jener Absicht. Vollends aber erfaßt man ihn, wenn man Rousseaus Begriff der *Vernunft* nunmehr kritisch ins Auge faßt.

8. Rückkehr zur „Natur“ und Hingabe an die „Natur“ bedeutet für Rousseau, wir wissen es, Hingabe an die Vernunft. Allein wir wissen auch, daß und wie bei Rousseau „Natur“ und „Kultur“ zusammenklingen. Und deshalb dürfen wir es ohne weiteres aussprechen: Es käme einer Verfälschung der Grundmotive Rousseaus gleich, wollte man die „Vernunft“ dem „Verstand“ gleichsetzen. Vernunft bedeutet gegenüber dem Verstande ein besonderes Prinzip gegenständlicher Ordnung; das Prinzip einer Ordnung, und damit den Gedanken der Einheit eines Gegenständlichen, die eine andere Schicht gegenständlicher Einheit und Ordnung, nämlich die des Verstandes, zu ihrer Voraussetzung haben, und zwar so, daß auch die Ordnung des Verstandes die der Vernunft fordert. Nur an der Natur und vermittels der Natur formt und entfaltet sich Kultur. Andererseits fordert der Begriff „Natur“, daß sich an ihm der der Kultur gliedere und entfalte. In dem Gedanken einer Rückkehr zur Natur erfaßt Rousseau auf seine Weise dieses Verhältnis. Auf seine Weise, d. h. ohne noch gleich Kant den Begriff der Natur selbst in Frage zu stellen und in den Bedingungen seiner Möglichkeit zu durchschauen. Gerade darum aber bedeutet ihm die Rückwendung zur Natur nicht die Absicht, die Kultur je nach der Tiefe der Naturerkenntnis klug zu berechnen, sie bedeutet ihm nicht die Natur als dogmatischen Maßstab der Kultur; sie bedeutet vielmehr, so paradox das auch fürs erste klingen mag, ein kritisches Hinausgehen über diesen Maßstab, der hier selbst implicite einer neuen gedanklichen Wertung unterzogen wird. Die Rousseausche Gleichung „Kultur — Natur“, d. h. die Gleichung „Natur — Vernunft“, erfüllt die Bedingung, daß Verstand und Vernunft gegeneinander klar abgegrenzt werden. Natur ist Kultur, sofern sie unter die Norm der Vernunft gestellt, d. h. unter dem Gesichtspunkt eines höheren methodischen Prinzips gegenständlich gültiger Einheit betrachtet wird.

9. Wir stehen damit an einem Punkt, an dem die Frage nach dem Verhältnis Rousseaus zu Kant an die Oberfläche drängt. Rousseaus neuer, zu Kulturfunktionen tauglicher Begriff der Natur ist Kants Begriff der Vernunft. Darum, nicht aber weil er dem „Gefühl“ neue und entscheidende Rechte gegenüber dem Verstande einräumt, „überwindet“ Rousseau den Rationalismus der Aufklärung. Kant sollte in seinem Begriff der „Idee“ eine neue Bedingung gegenständlicher Einheit entdecken, die sich über die Ebene der Grundsätze der Erfahrung erhebt, oder besser gesagt, diese Grundsätze, und damit die Erfahrung selbst, einem höheren Geltungszusammenhang eingliedert. Kein Zweifel, Rousseau ist der Gedanke in dieser Form noch durchaus fremd. Ihm war die „Möglichkeit“ der Natur noch nicht Problem geworden. Noch übersieht er auch die Grundsätze der Schichtung jener Prinzipien der Einheit nicht; noch verkennt er die durchgängige Wechselbezogenheit, deren Bedingungen gemäß sie sich bestimmen. Am allerwenigsten aber gliedern sie sich ihm zu einem fest gefügten, sich selbst begründenden System. Allein, nur von dem Gesichtspunkt der Kantischen Idee aus läßt sich Rousseaus Kulturbegriff der Natur problemgeschichtlich erfassen. Denn in Rousseaus Gedankenwelt leben bereits die Motive Kants. Auch Rousseau gilt die Ordnung der Kultur nicht für gleichbedeutend mit der Ordnung der Naturerkenntnis. Allein, sie ist, so lehrt Rousseau in tiefster Übereinstimmung mit Kant, gegenständliche, gegenständlich gültige Ordnung; sie ist als solche denkbar und sie heißt für ihn in diesem ihrem Bezug auf die Bedingungen der Denkbarkeit „Natur“ und „Vernunft“. Es kennzeichnet die Größe Rousseaus und die methodische Schärfe seiner Fragestellung, daß er in der Norm der Kultur nicht eine dinghaft-substantiale Bestimmtheit, weder im empirischen, noch im metaphysischen Sinn des Wortes, sondern eben nur eine neue Funktion gegenständlich gültiger Einheit, d. h. ein gegenständlich gültiges Ergebnis des Vollzugs von Gedanken erblickt.

10. Zweierlei ist hier sofort hinzuzufügen. Daß Rousseau dieses Ergebnis „Natur“ nennt, ändert an dessen erkenntnistheoretischer Valenz nichts; sodann aber: „Gedanken“ bedeuten nicht ohne weiteres erkenntnistmäßige Rationalität. Natur ist Vernunft, d. h. sie ist als Kultur gedankliche Bestimmtheit von besonderer, der erkenntnistmäßigen gegenüber wohlgekennzeichneter, wenn auch durchwegs auf diese bezogener Eigenart. Ganz wie später bei Kant treten die Begriffe Gott, Glaube, Unsterblichkeit, Freiheit und Gewissen in ein Verhältnis unmittelbarer Abhängigkeit zur Vernunft. Sie erfüllen auch für Rousseau Forderungen der Vernunft, sie sind auch für ihn, kantisch gesprochen, „aus bloßer Vernunft“. Aber gerade daß sie „aus Vernunft“ sind, sichert sie grundsätzlich vor jeder aufklärerisch-rationalisierender Umdeutung. Auch hier werden die Gegenstände jener Begriffe nicht „erkannt“ und gemäß der Methoden der Erkenntnis abgeleitet. Auch hier werden sie für die Erkenntnis, d. h. für den, der erkennen will, gefordert. Sie werden mit dem unerläßlichen Anspruch auf Geltung, d. h. im gegenständlichen Sinn und mit gegenständlicher Valenz, „postuliert“. Ihr Geltungsanspruch ist von besonderer Art. Und diese Besonderheit erfassen, das eben bedeutet es, sich des Rousseauschen Kulturbegriffs der

Natur zu bemächtigen. Nun begreift man erst, wie und weshalb sich im Rahmen dieses Kulturnaturalismus die Forderungen des „Herzens“ mit denjenigen der „Vernunft“ decken. Vor allem aber begreift man auch den Zusammenklang zwischen dem „Gefühl“, das jede Vagheit, und der „Vernunft“, die alle rationalistische Einengung abgestreift haben. Was sich bei Rousseau als „Gefühl“ gibt, das offenbart recht eigentlich sein Bekenntnis zu größter, sich selbst bezwingender Sachlichkeit. Und so entbehrt denn auch Lessings Wort, er mag es auch selbst anders verstanden haben, nicht eines tiefen problemgeschichtlichen Sinnes: „Rousseau ist überall der kühne Weltweise, welcher keine Vorurteile ansieht, und wenn sie auch noch so allgemein gebilligt wären, sondern geraden Wegs auf die Wahrheit zugeht, ohne sich um die Scheinwahrheiten zu bekümmern, die er ihr bei jedem Schritte aufopfern muß. Sein Herz hat dabei an allen spekulativischen Betrachtungen Anteil genommen und er spricht folglich aus einem ganz andern Ton, als ein feiler Sophist zu sprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben.“ Nur weil ihm „Gefühl“ so viel bedeutet wie „Vernunft“, überwindet Rousseau die „Verstandeskultur“ der Aufklärung.

11. Was aber heißt es überhaupt, die Aufklärung zu überwinden? Die Frage lenkt unseren Verweiskgang zurück zur methodischen Würdigung der Rolle des „contrat social“. Vermittels der Motive des „contrat social“ und der „volonté générale“ entwickelt Rousseau das analytische Gesetz der aus dem Begriff der Gesellschaft zu folgernden Beziehungen und damit das analytische Gesetz jenes Begriffs selbst. Damit erfährt sein Verhältnis zur Aufklärung in doppelter Hinsicht Kennzeichnung und Klärung. Formal, wenn man es so nennen will, sofern die Analyse eines Sachverhalts nicht mit dessen „rationaler“ Deutung zusammenfällt. Sene betätigt Rousseau, diese die Aufklärung. Dort sollen die Ordnungen der Gesellschaft und des Staates auf die sie definierenden Beziehungen, auf die Bedingungen ihrer „Möglichkeit“ gebracht, d. h. in ihrer Eigengesetzlichkeit erfaßt, in ihrer „Autonomie“ festgehalten werden; hier dagegen erscheint es als die immer wiederkehrende Absicht, Staat und Gesellschaft ihrer Eigengesetzlichkeit zu entkleiden, sie als Sonderfälle eines berechenbaren Naturgeschehens zu betrachten, d. h. ihnen die wesensfremde Form des Naturbegriffs aufzuprägen. Die Analyse „erklärt“, weil es kein höheres Prinzip des Erklärens geben kann als das Auffuchen der Bedingungen, die das zu Erklärende definieren. Die Aufklärung erklärt nur scheinbar; denn sie opfert den Gedanken der adäquaten Bedingung dem bestehenden Eindruck der Analogie. Die Rollen haben gewechselt: nicht Rousseau ist vom „Gefühl“ geleitet, sondern die Aufklärung; und nicht die Aufklärung beherrscht der Geist der „Eraktheit“, sondern Rousseau. Ja, man darf füglich noch um einen Schritt weitergehen. Der contrat social und die volonté générale erweisen sich als Prinzipien einer analytischen Erklärung für Kultur, Staat und Gesellschaft nur insofern, als solche Erklärung selbst in der „Vernunft“ ihr Prinzip und ihren Halt findet. Insofern aber bestimmt man Rousseaus negatives Verhältnis zur Aufklärung auch nach der materialen Seite hin. Der Begriff der Vernunft als

eines besonderen Prinzips gegenständlicher Einheit bleibt der Aufklärung, wir wissen es, unzugänglich. Zwar führt sie das Wort „Vernunft“ unablässig im Munde und allenthalben bemüht sie sich um „vernünftige“ Kriterien für Setzungen jeder Art. Nur bedeutet ihr „Vernünftigkeit“ restlose, durch grundsätzliche Erwägungen über den Begriff der Erkenntnis, über das Verhältnis zwischen Erkenntnis und Gegenstand, über die gegenständlich gültige Einheit eines Systems von Erkenntnissen, kurz über das Problem der Gegenständlichkeit selbst nicht belastete „Verständlichkeit“. Darum versielen denn auch die Motive und Probleme der großen philosophischen Systeme des 17. Jahrhunderts unter den Händen der Aufklärung einer oft kaum zu überbietenden Verflachung. Je „vernünftiger“ sie sich gebärdete, um so mehr entzog sie sich dem Wirkungsbereich eines wohldefinierten Begriffs der Vernunft, um so williger verzichtete sie auf eine methodische Rechtfertigung jenes Systems gegenständlich gültiger Einheitsbezüge, in dem sich der Plan des Gebäudes der Erkenntnis vollendet. Rousseau aber entfernt sich in demselben Maße von der Aufklärung, indem er sich den Gedanken der Analyse, dieses methodische Grundmotiv der großen Systeme des 17. Jahrhunderts, zu eigen macht, um damit die Richtung nach dem Problemkreis der kritischen Philosophie hin zu nehmen. Sein Begriff der „Vernunft“ gibt dieser Entwicklung greifbaren Ausdruck; und sein Begriff der „Natur“, um nun noch einmal auf ihn zurückzukommen, stellt das Ergebnis seiner kritischen Frage nach der „Möglichkeit“ der Kultur dar. In den kritischen Problemkreis selbst einzubringen aber war dem Denker aus Gründen, die wir nicht zu wiederholen brauchen, versagt. Bestimmte analytische Aufgaben rücken für Rousseau bereits in die Beleuchtung des Problems der Gegenständlichkeit. Die Rechtfertigung dieses Problems selbst aber ist ihm nicht Problem geworden. Noch fehlt ihm die Beziehung zum Begriff des „Transzendentalen“ in jenem klassischen Sinn des Wortes, in dem es die Begründung für die Identität der Voraussetzungen der Erkenntnis und der Bedingungen der Gegenstände der Erkenntnis, die Rechtfertigung der „Affinität“ des Mannigfaltigen zu der Form des Begriffs bedeutet. Noch ist, anders gesagt, im strengen theoretischen Sinn der *contrat social* nicht als „Prinzip“ erwiesen; noch erscheint seine „Leztheit“ nicht aus Grundsätzen dargetan, d. h. als Funktion des Gedankens gegenständlicher Geltung aufgezeigt.

12. Man vermißt freilich bei Rousseau die mathematisierenden Tendenzen der großen Systeme des 17. Jahrhunderts und findet, daß sein Denken jenen Tendenzen geradezu widerstreite. Die Bemerkung trifft an sich gewiß zu. Allein, sie berührt den Gang unserer Erwägungen nicht. Denn mag auch das Gefüge der Mathematik die analytische Fragestellung besonders begünstigen, der Begriff der Analyse erscheint nicht an den der Mathematik geknüpft. Schon ein Blick in die Geschichte der Philosophie beweist es: Platos Idee als Hypothese eröffnet der Analyse den gesamten Bereich des Gültigen; Hobbes unterwirft ihr, ganz wie später Rousseau, die Probleme des Rechtes, des Staates und der Gesellschaft; Leibniz erschließt dem analytischen Motiv des „Möglichen“ den Kosmos der Wahrheit, um diesen wie jenes in dem fruchtbaren Gedanken der

Stetigkeit und der Harmonie aufgehen zu lassen; und endlich sichert ihm Kant durch den Begriff der transzendentalen Methode den größten Wirkungsbereich und die intensivste sachliche Vertiefung. Nichts in der Tat, was ein Gefüge besitzt, kann sich der analytischen Frage nach seinen Bedingungen entziehen; und alles, was in irgendeinem Sinn des Wortes, „ist“, d. h. bestimmt ist, besitzt ein Gefüge. So gehört denn auch Rousseaus Namen in jene bedeutsame Reihe analytischer Systematiker. Ob man ihn in Rücksicht darauf einen „Rationalisten“ heißt, erscheint belanglos. Das Wort tut wirklich nichts zur Sache. Er sucht, wie wir es schon einmal ausdrückten, die „ratio“ des Staates und der Gesellschaft; denn er sucht analytisch zu Gegebenheiten Bedingungen. Nur hat sich ihm der Begriff der Bedingung erweitert: ihr letzter Sinn erschließt sich ihm nur in Rücksicht auf das freilich noch nicht „transzendental“ zu Ende gedachte Einheitsprinzip der „Vernunft“.

13. Es ist ein Gemeinplatz, daß die Brücke der „Gefühlphilosophie“ Rousseau mit der Romantik verbindet. Im guten, d. h. positiven Sinn problematisch aber wird dieser Satz erst, wenn es gelungen ist auch die tiefer gelegenen sachlichen Motive, die den Begriff „Gefühl“ auf seiten Rousseaus, wie auf seiten der Romantik bestimmen, zu ergreifen. Für Rousseau kennen wir diese Motive bereits. Gefühl bedeutet hier „Vernunft“ und ist eine vom „Verstande“ unterschiedene Instanz gegenständlich gültiger und gegenständliche Geltung bedingender Einheit. Und was bedeutet Gefühl für die Romantik? Nicht ein verworrenes Medium grundsatzlos schweifender Subjektivität; nicht ein gedankenfremdes, zügelloses Schwelgen in eigenem und fremdem „Erleben“; — sondern die besondere Form, Individuelles und individuelle Gegebenheit zu kennzeichnen, wenn man will: einen ersten Schritt auf dem dornenvollen Wege, den Begriff des Erlebens im Hinblick auf seine Bedeutung für den Sinn gegenständlicher Bestimmtheit und damit diesen selbst im Hinblick auf die Norm des Erlebens zu erfassen. Nur so ist es zu begreifen, daß und wie Hegel, dieser Heros wuchtigster Verstandesklarheit, restlos der Romantik zugehört; nur so aber auch der tiefste methodische Sinn der Hegelschen „Dialektik“ zu würdigen. Schon diese flüchtigen Hinweise genügen, um den sachlichen Beziehungen Rousseaus zur Romantik einen Hintergrund zu geben, demgegenüber die übliche Rede vom „Gefühl“ zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabsinkt. Sene Beziehungen sind viel zu verwickelt, aber auch viel zu bedeutsam, als daß sie durch das Schlagwort vom „Gefühl“ sollten gespannt werden können. — Der *contrat social* und die mit ihm funktional verknüpfte „*volonté générale*“ stellten sich uns oben als die Verkörperungen einer Beziehung dar, vermöge deren der Staat in einem wohlzudefinierenden Sinn zu sich „ich“ sagt, vermöge deren er ein „wir“ bedeutet. „*Contrat social*“ und „*volonté générale*“ erscheinen konstituiert durch den Begriff einer sich selbst setzenden und in diesem Belang sich selbst als Einheit wissenden „Gemeinschaft“. Welches aber ist die Form ihres Bestandes? Welches die allgemeinen Bedingungen für die Bestimmtheit ihres Seins? Gewiß nicht die des Naturobjekts. Denn nicht ein mit sich selbst der Größe nach identischer Maßwert verbürgt das Sein von Staat und Gesellschaft; nicht das Gesetz

der Substanz bestimmt die Norm ihrer Kontinuität, sondern ein Inbegriff von Bedingungen, der sie als Gegenstände der Geschichte kennzeichnet. Ihre Kontinuität, ihr Sein kraft dieser Kontinuität, erscheinen nur durch eine rückschauende und vermöge ihrer Wertbezogenheit gegenständliche Betrachtung gesichert; durch eine spezifische Form der Zeitgestaltung, gemäß welcher sich das pädagogische Prinzip des durch den Begriff des Kulturgutes bedingten Wechselbezugs der aufeinanderfolgenden Geschlechter und die in solcher Aufeinanderfolge gesetzte Idee einer geschichtlichen Überlieferung bestimmen. Staat und Gesellschaft sind recht eigentlich erst vermöge der Geschichte, die sie nicht nur haben, um die sie als höchste gegenständliche Bestimmungsinstanzen für Willenshaltungen im Sinne der sich selbst setzenden und behauptenden Gemeinschaft, im Sinne jenes „wir“, als des Trägers rechtlicher Gebote und Entscheidungen, auch wissen müssen. Auf diesem Boden, in ihrem beiderseitigen Verhältnis zur Geschichte und deren Begriff, begegnen sich in gemeinsamer Ablehnung der Aufklärung Rousseau und der Geist der Romantik. Von einer neuen, nämlich von der Seite des Begriffs der Geschichte her vervollständigt sich uns so jenes Bild der „Überwindung“ der Aufklärung durch Rousseau. Wäre Rousseau nichts anderes als der Philosoph des „Gefühls“ — er hätte die Aufklärung wahrlich nie bezwungen. Aber „Gefühl“ gilt ihm als Korrelat zu Überlieferung und Erziehung, Gemeinschaft und Recht, zu geschichtlicher Kontinuität und „Vernunft“. So steht er, der „Gefühlsphilosoph“ der geschichtsfremden Aufklärung, er mag es selbst gewußt und ausgesprochen haben oder nicht, als Gegner gegenüber. Er besitzt eben, als Philosoph der „Vernunft“, was der Aufklärung fehlt, ein Verhältnis nicht etwa nur zur Geschichte selbst — denn man kennt manche der Romantik vorausseilende Leistung der Aufklärung auf dem Gebiete wissenschaftlicher Geschichtsschreibung, und weiß, daß selbst der Ausdruck „Philosophie der Geschichte“ von Voltaire geprägt ward —, sondern zum Begriff der Geschichte. Auch Kant wird es zuweilen vorgeworfen, daß ihm die Geschichte noch nicht Problem geworden sei. Man sollte vorsichtiger urteilen und täte gut zu bedenken, was Rousseau für Kant, und was der Begriff der „Vernunft“ für beide Denker und für die Frage nach dem Begriff der Geschichte zu bedeuten haben.

14. Wir kommen zum Schluß. J. J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung entscheidet sich an seiner Methode. Diese Methode ist die *Analysis* und im Sinne der *Analysis* ergründet er die „Möglichkeit“ der Kultur. Daß das Erscheinen von Rousseaus „*Emile*“ Kant aus der Bahn seiner täglichen Gewohnheiten gebracht habe, ist ein gern wiederholtes Geschichtchen. Aber es hat noch eine andere Bedeutung; es darf als Symbol gelten für die tiefe Wesensgemeinschaft zwischen Rousseau und dem philosophischen Kritizismus. Das methodische Motiv der *Analysis* und deren begrifflicher Hintergrund, das Problem der „Vernunft“, verbinden sie über alle Unterschiede hinweg für alle Zeiten. So aber spiegelt sich im Denken Rousseaus auch die Geschichte der *Analysis*. Es ist die Geschichte der wissenschaftlichen Philosophie, wie sie sich in relativer zeitlicher Nähe zu Rousseau durch die großen Systematiker des 17. Jahrhunderts zu selten über-

treffener Blüte entfaltet hat. Weil aber Ziel und Prinzip der Analyſis bei Rouſſeau die „Vernunft“ iſt, ſo muß ſich der geſchichtliche Wirkungsbereich ſeiner Gedanken tief hineinerſtrecken in das Gebiet der dialektiſchen Auseinanderſetzung zwiſchen Erkenntnis und Geltung: die großen Probleme der Romantik vom Verhältnis zwiſchen Sein und Sinn, die romantiſchen Fragen nach den Beziehungen zwiſchen Natur und Geſchichte beflügeln ſchon Rouſſeaus poſitive und fruchtbare Kritik des Begriffs der Kultur. Rouſſeau ſtellt den Problemhiſtoriker der Philoſophie vor einen ſchier unüberſehbaren Reichtum ſchwierigſter ſyſtematiſcher Aufgaben. Und nur indem er ſich anſchickt, dieſe Aufgaben methodiſch zu bewältigen, bemächtigt er ſich der großen, aber durch Schlagworte und Stimmungen vielfach verdunkelten Denkergeſtalt Rouſſeaus und deren voller, ungeſchmälterter Geſchichtlichkeit.

Juſtus Möſers Geſchichtsauffaſſung im Zusammenhang der deutſchen Literatur des 18. Jahrhunderts.

Vortrag, gehalten vor der Philoſophiſchen Fakultät der Deutſchen Uni-
verſität in Prag im Winterſemester 1926/27.

Von Georg Stefanſky in Prag.

Ehe ich die Geſchichtsauffaſſung Juſtus Möſers im Zusammenhang der deutſchen Literatur des 18. Jahrhunderts zur Erwägung bringe, muß ich zunächſt die allgemeinen geiſtigen Grundlagen kennzeichnen, auf denen ſich in Deutſchland die Geſchichte und das Bewußtſein von ihr entwickelt.

Die Zeit, der Möſer nicht nur äußerlich, ſondern durch Charakter und Art angehört, nennen wir die Aufklärung. Möſer iſt neben Winckelmann der Begründer der deutſchen Geſchichtſchreibung. Die deutſche Aufklärung aber iſt in ihrem Grunde geſchichtslos, ihr fehlt, wie man heute ſagen würde, der „hiſtoriſche Sinn“, das Organ zur Erkenntnis der geſchichtlichen Welt. Ihre Begriffe des Zwecks und der Pflicht, den Zweck als Wert der Gegenwart zu erfüllen, ſind weit entfernt von aller Geſchichte. Das Zeugnis Leſſings in den Literaturbriefen iſt für dieſe Lage oft zum Beweis gebracht worden; darin heißt es, daß es um das Feld der Geſchichte in dem ganzen Umfang der deutſchen Literatur (dieſer Zeit) am ſchlechteſten ausſehe. Und doch liegen in der Aufklärung durch Möſer und Winckelmann die Wurzeln einer mächtigen Bewegung, die hinaufführt zu der ſog. hiſtoriſchen Kunſt der Romantik und über dieſe hinaus zu den Staatswiſſenſchaften, zur Geſchichtswiſſenſchaft und Literaturgeſchichte des 19. Jahrhunderts. Wie iſt das zu erklären?

Die mühsamen Verſuche, die bereits an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts auf eine Neubildung der Geſchichte zuerſt als Wiſſenſchaft hinzzielten, hatten zu keinem dauernden Ergebnis geführt. Zwar überwand ſchon im Jahre

1685 Christophorus Cellarius die Einteilung der Geschichte nach den bis dahin üblichen theologischen Gesichtspunkten zugunsten einer freieren wissenschaftlichen Gliederung; Samuel Pufendorf hatte in seiner „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, so jetziger Zeit in Europa sich finden“ das Problem des Staates zu ertasten versucht; den Ursprung und die Entwicklung der deutschen Staats- und Rechtsverhältnisse hatten in weiterem Zusammenhang Johann Jacob Mascov und Graf von Bünau dargestellt und beide bereits hatten zum erstenmal in deutscher Sprache geschrieben; der Philosoph Leibniz endlich war von der Hausgeschichte Braunschweigs zur Geschichte des deutschen Mittelalters gelangt — eine merkwürdige Parallele übrigens zu Möser, der als Historiker seines schmalgiebeligen Osnabrück gleichfalls in die freie Weite der Geschichte seines Volkes hinausstreitet. Aber trotz all dieser im einzelnen nicht unfruchtbaren Bemühungen kommt es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland zu keiner reinen Auffassung der Geschichte. Denn über bloß technische oder methodische Neuerungen war der Weg dahin nicht zu finden. Aus einer tieferen Schicht des Geistes mußte die Umstellung erfolgen. Und gerade die Aufklärung war mächtig, diese tiefere Schicht aufzubrechen.

Worin drücken sich denn die Grundzüge der deutschen Aufklärung aus? Das Bild, das wir uns lange Zeit von der Aufklärung unter dem Einfluß der Romantik gemacht haben, war falsch. Heute wissen wir, daß die Aufklärung einen fruchtbaren Kern enthalten hat, der später, und gerade in dem geschichtlichen Bewußtsein der Folgezeit, wirksam aufgegangen ist. Von den maßgebenden Schriften, die wir jetzt über die Geschichte der Aufklärung besitzen, möchte ich hervorheben: Rudolf Unger, Hamann und die Aufklärung, 2 Bände, Jena 1911; 2. Auflage 1925. Martin Sommerfeld, Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Halle (Saale) 1921. Schließlich die Aufsätze von Wilhelm Dilthey, Friedrich der Große und die deutsche Aufklärung. — Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt: im III. Bande seiner Gesammelten Schriften (Leipzig 1927). Freilich, dies sind die Grenzen der Aufklärung: der Inhalt des Lebens soll durch das Denken allein befestigt und der so gezogene Gewinn der allgemeinen Wohlfahrt nutzbar gemacht werden. Das ist ein in vieler Hinsicht grober Intellektualismus und Utilitarismus. Die Religion wird zu einem Mittel der Moral, die Kunst zu einem Mittel der technischen Kultur, Politik und Wissenschaft dienen den engsten Bedürfnissen. Aber indem die Aufklärung auf diese Weise alles Irrationale sich fernhält und das Leben in allen seinen Beziehungsgebilden auf den rationalen Genuß stellt, dringt sie zu einem neuen Gefühl für das Leben durch, nämlich für die Wirklichkeit des Lebens. Man kann sagen: die Aufklärung, die alle Wunder leugnen wollte, hat das Wunder der Realität entdeckt.

In diese Atmosphäre wachsen nun Möser und Winckelmann hinein. Winckelmann ist im Jahre 1717, Möser im Jahre 1720 geboren. Beiden hat die Aufklärung das Auge für das Lebendig-Wirkliche geöffnet. Von Winckelmann gilt

das Wort Goethes: „Winkelmanns Werke sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst.“ Und über Möser, den Verfasser der „Patriotischen Phantasien“ hat Goethe gesagt: „Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rat, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar; deswegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.“ Das Leben in den Gegenständen wiederzufinden, im Einzelnen und weiterhin im Ganzen des Gegenstandes das wirkliche Leben zu ergreifen, darin hat sich in Möser und Winkelmann die Aufklärung erfüllt. Und von da fand leicht die künstlerisch besflügelte Natur beider den Weg zur Geschichte. Von frühester Kindheit auf waren sie gleichsam schon auf diesem Wege. Für Winkelmann lassen wir seinen Biographen Justi sprechen: „Das Elend der elterlichen Hütte, die niederdrückende Lage des Armenschülers, der vor fremden Türen singen und von fremdem Brote essen mußte; der Verzicht des frühflugen Knaben auf die Spiele der Altersgenossen; die Ausnutzung der Verhältnisse und die Anbequemung an die Menschen; . . . in den Städten seiner Heimat von dem ersten Lebensmorgen an vor seinen Augen die hehren und strengen Bauwerke der Vorzeit; das kindliche Verlangen, die Reste alter Zeiten zu entdecken; der Zug nach dem bewegten Schauplatze großer Städte und die Erscheinung des neugierigen Schülers in einer Akademie der Künste, — in diesen und anderen Dingen sehen wir den späteren Winkelmann im Reime vorgebildet.“ Und ähnlich wie der Knabe Winkelmann im einsamen Stendal das Leben durch die unmittelbare Anschauung selber kennenlernt, in der Entbehrung, in der Sehnsucht, vor allem in den Rätseln der Geschichte die verschiedenen Seiten des Lebens entdeckt, so tritt auch, allerdings unter glücklicheren äußeren Verhältnissen, der junge Möser in das Leben ein. Die natürliche Landschaft um Osnabrück, in der das Kind seine Jugendspiele treibt, ist ein Boden voll ernster historischer Erinnerungen. „Das schmale schöne Hügelland“ — ich zitiere Karl Brandi — „zwischen dem Teutoburger Wald und dem Wiehengebirge, das sich von der Weser bis zur Hase bei Osnabrück hinzieht, beschließt in sich alle großen Erinnerungen der altfächsischen Zeit. Mächtige Hüengräber und Opferstätten. Stattliche Höfe mit bunten Giebeln, gekrönt von der königlichen Giebelzier des Szepters oder der Säule — die Sitze der Engern, die Heimat Widukinds. Hier liegen Wittkindsburgen und Klöster. Hier schlug Karl der Große seine Schlachten, und irgendwo in der Nähe siegte auch Arminius über die Römer . . .“ Im weiterlebenden, lebendigen Denkmal erfaßt dies alles das kluge Auge Möser's und wenn der Knabe über Wall und Graben in die vieltürmige, hochgegiebelte Stadt zurückkehrt, so sieht er alle Fäden der Vergangenheit tief hineingewoben in die Verhältnisse der Gegenwart, in Verfassung, Recht, Wirtschaft und Verkehr seiner Heimatstadt. Und am Tische im Elternhause, aus den Erzählungen des Vaters gewinnen alle Eindrücke letzten Glanz und Farbe. Der Vater war ein angesehenener, äußerst tätiger Geschäftsmann, der viel von den Beziehungen der Menschen gesehen und erfahren hatte. Da bekommt denn die Aufmerksamkeit des Knaben eine bestimmte Richtung und, nachdem er heran-

gewachsen als Jurist in den Staatsdienst seines Vaterlandes eingetreten ist, bildet und entscheidet sich der Charakter seines Geistes. Er hat erkannt, was den Mittelpunkt seiner geistigen Leistung künftig ausmacht: daß nämlich alles Lebendige eine untrennbare organische Einheit bildet, aus der kein Teil an seinen Rändern unverletzt herauszulösen ist. Sitte, Religion, Kultur, Recht, Staat, Verfassung, Wirtschaft, Handel, Verkehr und alle übrigen Beziehungen der Menschen sind einerseits ein Glied in der zeitlichen Folge ihrer Entwicklungsformen, sind also unabänderlich so, wie diese geschichtliche Entwicklung sie geformt hat und stehen anderseits untereinander in einem so engen und unlösbaren Verhältnis, daß sie nur als Gesamtheit im einzelnen verstanden, nur als Einheit dargestellt werden können. Möser verwendet für diese Anschauung des Lebens den Begriff der „Totalität“. Dieser Begriff, auf dem seine ganze Welt- und Geschichtsauffassung gründet, hat sich in ihm durch die unmittelbare praktische Erfahrung von Kindheit auf gebildet. Wie sehr er sich seines Bildungsweges bewußt war, dafür zeugt sein Prinzip der Erziehung und Volksbildung: der Begriff der Totalität steht in der Mitte. Ich möchte nur eine Stelle wörtlich anführen: „Nach meiner Erfahrung haben immer diejenigen mächtiger gehandelt, welche die Natur so ganz, wie sie sich ihnen dargestellt, empfunden und sich die wenigste Zeit beim Buchstabieren aufgehalten haben. Kinder machen in ihrem ersten und zweiten Jahre, da sie bloß durch Total-Eindrücke belehrt werden, erstaunende Schritte; . . . Männer, die auf diese Art zur See oder zu Lande erzogen worden, und sich einzig und allein durch dasjenige, was ihnen in der Welt aufgestoßen ist, gebildet haben, sind mir unendlich mächtiger und größer vorgekommen als Alle, welche in der Schule aufgehalten worden . . .; und ich getraue es mir, in allem Ernste zu behaupten, daß Eltern, welche Gelegenheit haben, ihre Kinder durch die Welt, oder durch die Totaleindrücke von den zu ihrer künftigen Bestimmung gehörigen Dingen zu erziehen, ihre Kinder so wenig als möglich in die Schule schicken sollten.“ Diese Erziehung des Kindes aber ist nach Möser nur die Grundlage für das soziale und politische Leben des Menschen überhaupt.

Damit haben wir aber auch die Linie erreicht, an der Möser sich von der Aufklärung trennt, sie überwindet. Dilthey kennzeichnet den Gegensatz durch den Unterschied der Methode: die Aufklärung bleibt in der Reflexion über die Einzelthatfachen stecken, Möser sammelt sich zu einem unmittelbaren Erfassen der dynamischen Zusammenhänge, zur Intuition. Wir können hinzufügen: in diesem Zusammenhang des Ganzen erscheint Möser seine Gegenwart nur als ein Glied in der langen Reihe der historischen Epochen, ohne jeden Wertakzent; für die Aufklärung bedeutet die Gegenwart einen Höhepunkt, den erreicht zu haben, man stolz ist. Zwar hatte auch die Aufklärung eine Art Zusammenhang, eine gewisse Verknüpfung der geschichtlichen Erscheinungen angenommen, aber das geschah nur auf engerem Felde, im Kampfe gegen die Theologie, deren Dogmen man durch eine natürliche Kausalität zu entkräften bestrebt war.

Mösers Standpunkt ist somit über die Aufklärung hinaus weit ins Neuland vorgeschoben. Trotzdem schließt die unmittelbare Folgezeit in ihrem stetig wach-

senden Gefühl für alles Historische gerade in den Tiefen ihrer Geschichtsauffassung nirgends an Möser an: ja, bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts wird sein Name gar nicht genannt, von der persönlichen Verehrung einzelner abgesehen, wie Herder, Goethe, Schloezer oder Abbt. Der moderne Positivismus hat ihn erst wieder neu entdecken müssen. Wie ist das zu verstehen?

Mösers Geschichtsauffassung läßt sich in folgendem Aufriß darstellen:

Möser ist seinem Beruf nach Advokat und Staatsmann. Für den Advokaten wird das Recht, für den Staatsmann der Staat im Mittelpunkt seines Interesses stehen. Das heißt: unmittelbar aus seiner amtlichen Stellung heraus, als Politiker, werden ihm Staat und Recht zu politischen Problemen werden. Und sie werden ihm auch dann rein politische Probleme bleiben, wenn er sie in ihre Entwicklung, in die Geschichte zurückverfolgt. Der Zielpunkt seiner Geschichte wird demnach die Politik sein, die Geschichte wird für ihn das Mittel bilden, die Struktur des Staates und die Rechtsverhältnisse innerhalb des Staates seiner Zeit vermöge der historischen Erfahrung auf das zweckmäßigste zu gliedern. Was außerhalb dieses rationalen Zweckes liegt, findet keinen Platz in seiner Geschichte.

Unter solchen Voraussetzungen nennt Möser seinen Staat einen „Deichband“. Nämlich: sowie in den Ländern, die an der See liegen, die Landeigentümer sich vereinigen, um den Damm, den Deich, der ihr Land gegen das Meer schützt, auszubauen und zu erhalten, so schließen sich auch die Ansiedler einer Landschaft nach deren Eroberung zum Schutz ihres Besizes zusammen, bilden einen Schutzverband als geschichtlich älteste Grundform des Staates. In diesem Schutzverband werden ursprünglich nur die Ackerbauer vertreten sein, denn ihnen gehört der Boden, den Boden als Besitz zu schützen, ist ihre Sorge und Aufgabe. In seiner rechtlichen Organisation stellt dieser Schutzverband eine Art Aktiengesellschaft dar und die Aktionäre sind nach der Anzahl ihrer Aktien, nach der Größe ihres Landbesizes, an den Pflichten und Rechten des Verbandes beteiligt. In diesem Sinne bildet der Ackerbauer die Urzelle und den Mittelpunkt des Staates durch die ganze Geschichte hindurch. Ihm gilt deshalb Möser's besondere Liebe: „Keiner trägt“, schreibt Möser einmal, „ein Unglück standhafter als der Landmann; keiner stirbt ruhiger als er; keiner geht so geradezu in den Himmel, wie dieser; und warum? weil seine Tugend nicht auf Silben, sondern auf Totaleindrücken der Schöpfung... beruht.“ Ähnlich wie Rousseau, aber doch deutlich in innerem Gegensatz zu ihm, preist auch Möser die Naturnähe des Menschen; sie ist ihm aber ein historisches Recht, nicht eine ideale Forderung.

Vom Landbesitz als Zentrum aus verzweigt sich für den Juristen Möser das ganze Netz der gesellschaftlichen Beziehungen. Neben den ältesten Ansiedlern wachsen in die Landschaft allmählich neue Anwohner hinein. Der Boden ist bereits verteilt, Bodeneigentum ist nicht mehr zu erwerben. Deshalb schließen die Zuwanderer mit den echten Landeigentümern einen Kontrakt. Sie verpflichten sich einerseits, Beihilfe zur Unterhaltung des Deiches, d. h. des Staatsganzen, zu leisten, und erwerben dafür anderseits das Recht, Handwerk und Handel zu treiben. „Hiemit“, sagt Möser, „stimmet auch die Geschichte überein, die überall

die Landsteuern und Landdienste den Kopf- und Vermögensteuern vorgehen läßt, die den Ursprung der Städte in Deutschland in sehr späte Zeiten setzt, die den Einwohnern der Städte lange keinen Morgen Landes, sondern höchstens einen Kohlgarten einräumet usw. . . ." So gelangt Möser durch seine geschichtliche Beobachtung zu dem gleichen Ergebnis wie die französischen Physiokraten, ohne erst auf deren gewagte Spekulationen über den Ursprung des Nationalvermögens sich einzulassen.

Wir sehen immer deutlicher: die Geschichte liefert Möser den Beweisstoff für seine politische Staats- und Rechtstheorie. Durch die Geschichte als Erfahrung soll die bloße Theorie überwunden werden, denn schließlich ist auch die Anschauung, der Totaleindruck, den man von der Gegenwart allein gewinnt, nur eine Deutung der Wirklichkeit, nicht die Wirklichkeit selbst, und insofern Theorie. Erst wenn alles Gegenwärtige aus dem Vergangenen abgeleitet und historisch erwiesen wird, befestigt es sich als Realität. In seiner berühmten Vorrede zur „Ösnabrückischen Geschichte“ sagt Möser wörtlich: „Ich fühle bald, daß die neuern Zeiten durchaus das Licht der alten nötig hätten.“ Vor der Theorie aber, dem gefährlichsten Feind aller Erkenntnis, kann er gar nicht genug warnen: „besonders in Deutschland,“ sagt er, „wo es für Männer von einer gewissen Klasse fast notwendig ist, sich eher durch Theorie einen litterarischen Ruhm zu erwerben, ehe sie Erfahrungen haben anstellen können.“ Und wie ein Selbstbekenntnis klingt es, wenn er meint: „Jeder Erfahrene (das soll heißen: der historisch Erfahrene, wie aus dem folgenden hervorgeht) legt unstreitig eine Theorie zum Grunde; aber der Empiriker hat das im Griffe, womit sich der Theoretiker im Kopfe quält. Es geht jenem wie dem General Lüdner, der im siebenjährigen Kriege einmal dem Herzog Ferdinand antwortete: er verstehe wohl den Feind zu schlagen, nicht aber einen Plan dazu zu machen.“

Daraus folgt für Möser weiter: Hinter den Formen des Staates und des Rechts, wie sie aus der politischen Anschauung der Gegenwart erfließen, sind bestimmte Energien wirksam. Diese Energien sind das Leben selber. Es ist ein Unterschied zwischen dem Begriff des Staates und dem historischen Staat, zwischen dem wirklichen und dem förmlichen Recht. Nicht die Abstraktionen von Staat und Recht, sondern ihre durch die Geschichte lebendigen Verkörperungen stehen zueinander in gegenseitiger Funktion. Damit erst erhält Möser's Grundsatz von der Einwirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart seine volle Begründung: nur die historische Erfahrung vermag, weil sie ein Teil des Lebens ist, die Funktionen des Lebens zu regeln. Die Geschichte wird also gleichsam ein Ersatz für die Logik, die allein in der Realität des Lebens nicht gesetzgebend sein kann.

Und jetzt werden auch die eigentümlichen Weiterungen, die sich aus Möser's Standpunkt ergeben, ganz klar: Was und wie etwas durch die Geschichte geworden ist, so gilt es. Wenn ein Irrtum historisch begründet ist, so ist er kein Irrtum mehr. Wenn irgendetwas logisch als Irrtum, ethisch als Unrecht offenbar ist, durch die Geschichte wird es zu Wahrheit und Recht. Daher beharrt Möser darauf, daß die Leibeigenschaft, geschichtlich erwachsen, nicht abzuschaf-

fen, das Loß der unehelichen Kinder nach den historisch gegebenen Rechtsverhältnissen nicht zu erleichtern, das Duell mit seinen gesellschaftlichen Folgen als Erbtum nicht aufzuheben, ja, das Faustrecht in seiner geschichtlichen Verklärung nicht zu verurteilen, die kirchliche Dogmatik, als einmal festgesetzt, nicht zu verändern ist. Möser fühlte selbst, daß er mit dieser Auffassung weit von der Humanitätsidee seiner Zeit abrückte. Und es ist höchst bezeichnend für ihn, daß er die Philosophie des Jahrhunderts eben um ihrer Humanitätsbestrebungen willen „unpolitisch“ schilt.

Wenn die Zwecksetzung der Geschichte allein in der politischen Wohlfahrt des Volksganzen liegt, dann wird die gesamte innere Kultur in harte Abhängigkeit vom äußeren Leben geraten. Möser definiert den Begriff der Geschichte: „Jede Geschichte muß die Naturgeschichte des Originalkontrakts einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn sie jemals im eigentlichen Verstande pragmatisch sein soll.“ Sind nun auch die Künste, die Religion als Glaube, die seelischen Beziehungen zwischen den Menschen aus dieser Naturgeschichte des völkischen Urvertrags abzuleiten? Der Rationalist Möser hätte darauf unbedenklich geantwortet: Gewiß. Und im einzelnen hat er es auch begründet.

Am schärfsten leuchtet sein Urteil aus seiner Einstellung zur Dichtkunst hervor. In einem Briefe „An einen jungen Dichter“ sagt er: „Der Nutzen, den die Dichtkunst bringt, und der Vorteil, welchen die menschliche Glückseligkeit davon zieht, ist . . . zu jeder Zeit das Maß gewesen, wonach man ihren Wert bestimmt hat.“ Sicherlich sind solche Sätze durch den Utilitarismus bedingt und wir kennen auch die Vorbilder, die Möser im einzelnen beeinflusst haben mögen. Aber eine eigentümliche persönliche Empfindung der Kunst muß dieser Ansicht doch fördernd entgegengekommen sein. Zwar schreibt Möser in einem Briefe an Nicolai: „Da ich in meinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben, nie ein Compendium der schönen Wissenschaften gelesen habe, und in denselben nur so ein Bißchen naturalisiere, wie die ausgelernten Fechter sprechen, so besorge ich immer, von dieser Seite den Rechtsschreibern anstößig zu sein.“ Aber diesem bescheidenen Bekenntnis steht sichtbar ein reines ästhetisches Feingefühl, die eigene dichterische Erfindungskraft, seine feste Sicherheit im künstlerischen Urteil gegenüber. Im Kampf gegen Gottsched hatte er die poetische Bedeutung des Hanswurst auf der Bühne erkannt und in seiner „Verteidigung des Grotesten-Komischen“ in Schutz genommen; ein selbsterfundenes Scherzspiel „Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlequins Heirat“, das mit dem ausgelassensten Übermut eines Clemens Brentano wetteifern könnte, hatte er seiner „Verteidigung“ angeschlossen. Möser war ferner einer der ersten, der sehr zum Verdruß seines Freundes Nicolai Winkelmanns Größe richtig eingeschätzt hat, richtiger selbst als Lessing in seinem „Laokoon“. Die Frage der künstlerischen Nachahmung war ihm bereits zu einer Zeit klar, da die deutsche Klassik und der deutsche Idealismus noch in weiter Ferne standen; Beweis dafür sein Ausdruck: „Wer nicht wie Raphael denkt, wird auch als der glücklichste Copist kein Raphael werden.“ Am weitesten endlich hat seine Schrift „Über die deutsche

Sprache und Literatur“ (1781) gewirkt, die eine Entgegnung war auf Friedrichs des Großen „De la littérature allemande“. Als Heine die diese Schrift in Rom las, schrieb er an F. H. Jacobi: „In Möfers Schreiben finde ich verschiedene Kernbeobachtungen voll reinen Menschensinnes;“ aber er mußte auch hinzufügen: „nur kommt mir seine Theorie der Künste ... ein wenig leicht vor, und noch gefällt mir anderes nicht.“ Das richtige Wort für den Mangel der Schrift hat zuletzt Hamann gefunden, der zu Herder „die ganze Wendung politisch“ nannte.

„Politisch“ in diesem Sinne ist auch Möfers Einstellung zur irrationalen Welt des Glaubens, seine Ansicht von der Religion. Er sagt wörtlich: „die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen. Und, wenn wir Gott dienen, ihn loben und preisen, so befördern wir damit Gottes Ehre; und Gottes Ehre ist die Glückseligkeit seiner Geschöpfe.“ Diese Auslegung klingt schon beinahe wie eine advokatorische Spitzfindigkeit. Versöhnend wirkt bei dem Eindruck der behagliche Humor Möfers, der auch seine Derbheiten gefällig umspinnt, so wenn er die Religion ein andermal als das beste Hausmittel bezeichnet, das man für seelisches Leid, z. B. im Schmerz um Verstorbene, aus der Hausapotheke wirksam gebrauchen könne: „Der simple Trost: er ist bei Gott hat schon mehr Kummer in der Welt gestillet, als alle Feinheit der Metaphysik.“ Wenn man ihm, meint Möfer bei anderer Gelegenheit, gegen diese Ansicht entgegenhalte, „die Religion sei solchergestalt nur eine bezaubernde Musik, ein Kappzaum für den Pöbel; ich antworte Ihnen darauf ist weiter nichts als: Wir sind alle Pöbel ...“. Deshalb sei die wahre Ursache für den Verfall seiner Zeit, daß die Religion aufgehört habe, Disziplin zu sein. Denn nur als Disziplin hat sie „politische“ Kraft.

Weitere Einzelheiten erübrigen sich. Wir sehen: von Möfers Geschichte führt kein Weg zur Welt des Irrationalen, trotz gewisser bereits greifbarer Ansätze in seiner Methode der Intuition, in seinem methodischen Begriff der Totalität. Das ist nicht etwa eine Einseitigkeit, eine Unausgeglichenheit, die Möfers Geschichtsauffassung allein anhaftet, an ihr leiden die positivistischen Systeme des 19. Jahrhunderts ebenso, wie Savignys Historische Schule. Denn nur derjenige Zusammenhang von Geschichte und Leben ist auch mächtig, das Irrationale in reiner Weise zu umfassen, der die Individualität als Erlebnisakt in seiner Mitte hat. In Möfers geschichtlicher Welt aber gibt es kein Individuum. Vom Staat geht Möfer aus, und dieser Staat stellt für ihn eine Summe von organisch gleichen, nur rechtshistorisch unterschiedenen Einzelwesen dar. Weder der Staat selbst, noch der Einzelne im Staat bildet eine individuelle Größe. Als grellen Gegensatz halte man dieser Einstellung etwa die Staatsauffassung der Romantik entgegen, für die der Staat geradezu der „allegorische Mensch“ ist. Wie es bei Novalis heißt: „der Staat ist immer ein Makroanthropos gewesen: die Künste = die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände = die Vermögen. Der Adel war das sittliche Vermögen, die Priester das religiöse Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille.“ Ganz anders Möfer. Aktiengesellschaft, Sozialkontrakt, politische Zweckgemeinschaft, das sind seine Grund-

begriffe. Er warnt den Geschichtschreiber, er möchte selbst die Einteilung in historische Perioden nicht von persönlichen Faktoren (Königen z. B.) abhängig machen, nur die ganze Breite der Zeit sei ein Einteilungsgrund der Geschichte. Wie ein Symbol flammt am Ende von Möfers Leben — er starb 1794 — die französische Revolution auf, die erste schwere Probe auf den modernen Individualismus: Möser hat sie abgelehnt.

Die deutsche Revolution aber am Ende des 18. Jahrhunderts war die große geistige Bewegung, die heraufführte vom Individualitäts-Erlebnis des Sturm und Drangs, vom Kraftgenie Hamanns, zum Subjektivismus der Romantik, zur letzten Höhe in Schlegelmacher, für den das Individuum den Schnittpunkt des Endlichen und Unendlichen darstellt. Am Ende überstieg man auch hier das Ziel, und die hohen Berge, die man nach dem klugen Wort Niebuhrs zuletzt aufstürmte, um den Himmel zu erreichen, ragten nur zu weit fort über die sichere Auffassung Möfers, der bodenfest in seiner westfälischen Ebene beharrte. Ein großer Gewinn ging dabei mit Möfers Einstellung vor allem verloren: die politische Färbung der Geschichte. Auf weiten Umwegen mußte der Deutsche im 19. Jahrhundert erst wieder zu der nationalen Art und Kunst Möfers zurückfinden, vorzüglich zu einem der wichtigsten Begriffe in der Geschichte des nationalen Lebens, den Möser bereits besessen hatte: zur Unterscheidung des Begriffs vom „Volk“ in eine von gemeinsamen biologischen Grundlagen getragene reale Einheit und in eine durch ebenmäßige Zwecke gestiftete Einheit. In dem letzteren Begriff ist bei Möser sogar schon die feinere Differenzierung von Staats- und Kulturnation angedeutet, wie wir sie heute bei Kirchhoff und Meinecke finden. —

Der Geschichtsauffassung Möfers möge nun mit einigen umfassenden Linien die Entwicklung des geschichtlichen Bewußtseins im 18. Jahrhundert gegenüberstehen: erst sie kann durch ihren Gegensatz und durch das andere Ergebnis, zu dem sie geführt hat, unser Bild von Möser vollenden.

Am Anfang der Reihe, die wir überblicken, steht Hamann. Schon daß wir bei Hamann überhaupt von einem Verhältnis zur Geschichte sprechen, in den — wie er selbst gesagt hätte — mystischen vapeurs der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ oder von „Golgatha und Scheblimini“ seine Auffassung der Geschichte zu suchen haben, weist uns bereits die völlig veränderte Richtung. Vielleicht sei die ganze Historie, sagt Hamann, Mythologie, und gleich der Natur ein versiegelt Buch, ein verdecktes Zeugnis, ein Rätsel, das sich nicht auflösen läßt, ohne mit einem andern Kalbe als unserer Vernunft zu pflügen. Die Methode der Intuition, wie sie Möser geübt, ist in das Dunkel der Vision vertieft, in eine „vis divinandi für das Vergangene“ nach Hamanns eigenem Ausdruck. Der Gegenstand dieser Geschichte ist der Mensch und die Welt, soweit sie den Menschen betrifft. Mensch und Welt aber ist gottentsprungen, in Gott, in seinen Plänen, liegt das Ziel dieser Geschichte.

Hamann war der Freund und Ratgeber Herders, von ihm empfängt Herder auch den Rat, in der Darstellung der Geschichte seiner Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen. Das war ein gefährliches Wort, Herder aber fand darin eine neue und sichere Aufgabe. Noch in den „Kritischen Wäldern“ vertritt

er den Standpunkt, daß eine Geschichte um so glaubwürdiger sei, je mehr sie auf augenscheinlichen factis oder datis beruhe. Die Historiographie entarte, wenn sie anfangs, Vernünftelei oder gar System ohne historische Grundlage zu sein. Doch schon in seinem großen Fragment über die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ hat er den Standpunkt aufgegeben. Zum erstenmal sehen wir ein Prinzip in der Geschichte walten: die Bildungsgeschichte der Menschheit, die Geschichte ihres Geistes wird aus einer letzten Urkraft, die uns die Bibel beglaubigt, hergeleitet. Darin wurzelt einer der Hauptgedanken der späteren Romantik, wenn sie die Geschichte in ihrem letzten Sinn zum Absoluten hinführt: ich erinnere nur an die Geschichtsphilosophie Schellings. Herder aber hat die Geschichtsphilosophie entdeckt, er, nicht Giovanni Battista Vico die Grundlagen für die scienza nuova geschaffen. Seine neue Ansicht von der Geschichte hat Herder in seinem größten Werk in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ niedergelegt. Im 9. Buch des 2. Teiles, im 1. Kapitel, heißt es: „Die Philosophie der Geschichte . . ., die die Kette der Tradition verfolgt, ist eigentlich die wahre Menschengeschichte, ohne welche alle äußere Weltbegebenheiten nur Wolken oder erschreckende Mißgestalten werden. Grausenvoll ist der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht! Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menscheng Geist unsterblich und fortwirkend lebet.“ Der Abstand von Mösers dehnt sich immer weiter. Überhaupt scheint mir die Verbindung Herders mit Mösers trotz ihrer Übereinstimmung in den physikalischen und physiologisch-materiellen Anlagen der Geschichte lockerer zu sein, als man gemeinhin annimmt. Nicht zuletzt dürfte der Umstand bezeichnend sein, daß Herder in der Zeit, da er einsam und ohne geistigen Anschluß in Bücheburg saß, keine Verbindung mit Mösers suchte, der wenige Meilen von ihm entfernt in Osnabrück lebte: der Gegensatz ihrer Denkweise war dem empfindlichen Herder bei aller persönlichen und sachlichen Achtung vor Mösers zweifellos bewußt. In Herder und Hamann hat der Individualismus zum erstenmal wieder seit der Reformation seine Kräfte gesammelt, und zwar zum Gefühl des Glaubens gesammelt und verdichtet und mit diesem Gefühl heiß und leuchtend die Geschichtsauffassung des Sturm und Drangs durchglüht.

In ein kühleres und zugleich helleres Licht der Erwägung gelangen die Probleme mit der Geschlechterreihe der sogenannten deutschen Klassiker. Goethe stand den Naturwissenschaften näher als der Geschichte. Aber für Schiller, den Verfasser der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, dem Dichter großer historischer Dramen, die auf fleißigen Quellenstudien beruhen, hat man mit Recht von einem angeborenen naturstarken, instinktiven Verhältnis zur geschichtlichen Welt gesprochen. Ein Instinkt war es allerdings noch, nicht freies selbstsicheres Vermögen. Denn dem Dramatiker Schiller fehlte nicht nur nach seiner eigenen Äußerung zu Körner der allgemeine über alles sich verbreitende Blick des Beobachters, wie er dem Epiker und dem Historiker notwendig ist, sondern sein Kunst-

und Lebensprinzip selbst, in dem er beruht, wird ihn in seiner Einsicht in die Geschichte beengen. Die eigentümliche Auffassung des deutschen Klassizismus vom Weltbürgertum — denn das, was die Antike unter Kosmopolitismus verstand, die Ryniker etwa oder die Stoa, war etwas ganz anderes! — der deutsche Kosmopolitismus also löst den Menschen aus seinen nächsten historischen Beziehungen und „Weltgeschichte“ ist daher das, was unter diesen Gesichtspunkten die klassizistische Strömung des 18. Jahrhunderts anstrebt. „Betrachtungen über die Weltgeschichte“, „Betrachtungen über die bewegenden Ursachen in der Weltgeschichte“ betiteln sich die wichtigsten geschichtstheoretischen Aufsätze Wilhelm v. Humboldts. „Weltgeschichte“ aber bedeutet hier soviel wie Entwicklung des Menschen als sittlicher Charakter in Raum und Zeit der Welt, die Geschichte seiner Bildung aus den ursprünglichen Anlagen seiner ethisch-ästhetischen Natur zum Ideal der Zukunft. In solchem Sinne tritt für Schiller der Staat zurück vor den Rechten des Individuums als Weltbürger. In seiner Schrift über „Die Gesetzgebung des Lycurg und Solon“ sagt er: „Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte, des Menschen Fortschreitung.“ Diese Fortschreitung liegt in der Erziehung des Menschen. Und zwar in der Erziehung zur Freiheit, und weiterhin zur Schönheit, nach Schiller, der von Kant herkam. Nach Humboldt in der Entwicklung zur Totalität aller individuellen Kräfte, welche identisch ist mit dem in der Welt atmenden Geiste, zu einer höchsten Einheit, die kulturhistorisch als Humanität sich darstellt und wirkt. Die Humanität als Spiegel des Weltgeistes ist das lebendige Band zwischen Menschheit, Stamm, Nation, Individuum. Die Menschheit, von der W. v. Humboldt spricht, „kann nur in der, der Erscheinung nach, ganz körperlichen Natur leben und weben, und trägt selbst einen Teil dieser Natur in sich. Der Geist, der diese beherrscht, überlebt den Einzelnen, und so ist das Wichtigste in der Weltgeschichte die Beobachtung dieses, sich forttragenden, anders gestaltenden, aber auch selbst manchmal wieder untergehenden Geistes“. Sie sehen, wir nähern uns schon Hegels Gedankenwelt! Vorläufig stellt sich der noch naturgebundene Geist der Menschheit „in jeder einzelnen Nation und jedem einzelnen Individuum, . . . aber als Ganzes nur in der nie zu erreichenden Totalität aller nach und nach zur Wirklichkeit kommenden Einzelheiten dar“. Das große Individuum Menschheit also zerfällt organisch in verschiedene Stämme und Nationen, die Nation aber ist selbst wieder ein Individuum, „und der Einzelne ein Individuum vom Individuum“. Hat der Sturm und Drang in erster Reihe Methode und Ziel der Geschichte verändert, ins Metaphysische vertieft, so wandelt die Klassik den Gegenstand der Geschichte zur „Weltgeschichte“ über der neuen Ansicht vom Individuum.

Das Erbe des Sturm und Drangs und der Klassik tritt die deutsche Romantik an. Was sucht, um es mit einem Wort zu erfassen, die Romantik in der Geschichte? Friedrich Schlegel gibt in seinen „Athenäumsfragmenten“ die Antwort darauf: „Der Gegenstand der Historie ist das Wirklichwerden alles

dessen, was praktisch notwendig ist.“ Denn die Menschheit ist für Friedrich Schlegel „eine zwitterhafte Spielart, eine zweideutige Mischung der Gottheit und der Tierheit . . . Der Mensch ist eine aus seinem reinen Selbst und einem fremdartigen Wesen gemischte Natur. . . Die Grundlage seiner stolzesten Werke ist oft ein bloßes Geschenk der Natur, und auch seine besten Taten sind nicht selten kaum zur Hälfte sein. Ohne alle Freiheit wäre es keine Tat: ohne alle fremde Hilfe keine menschliche“. Schon klingt hier bei aller Betonung von Freiheit und Größe des Individuums dessen Abhängigkeit von gewissen überindividuellen Faktoren an: die Spannung dieses Abhängigkeitsverhältnisses löst sich in der Geschichte aus. Deshalb, meint auch Schlegel, gebe es keine Selbstkenntnis als die Geschichte. Der Begriff des Individuums dehnt sich unter der neuen Fülle des metaphysischen Inhalts, der in ihn eingehen soll, an seinen Grenzen immer weiter aus, bis schließlich das Individuum mit dem Überindividuellen verschmilzt. Dadurch erhöht sich die Idee des Kosmopolitismus zum Universalismus. „Jede Nation“, sagt Novalis, „soll freilich für sich bestehen und ihre Eigentümlichkeit als ihr Heiligstes geachtet werden; indessen ist doch die Absonderung an und für sich eine Schranke, und als solche in Beziehung auf den höchsten Zweck der Menschheit ein Übel. Das Menschengeschlecht soll . . . zu einer wahren Gemeinschaft . . . vorbereitet werden.“ Zu dieser höheren Gemeinschaft werden die Nationen durch das Kaisertum und die Hierarchie geführt: das Kaisertum mit durchgehender ständischer Verfassung ist das Zellengewebe, in das sich alle individuellen Bezüge der Nationen zur gemeinsamen Kulturleistung gleichsam eingliedern können; die Hierarchie ist die unbedingte Gemeinschaft und Verbindung selbst. So gelangt die Menschheit zu ihrem höchsten Zweck, der Seligkeit. Damit ist aber auch das neue Schlagwort ausgesprochen und das Gefühl bezeichnet, das sich an das Herz dieser Zeit drängt. Das gleiche mystische Gefühl, das die verlassene, frierende Seele des Gläubigen zur Verschmelzung mit Gott befähigt, ist auch hier der Grund für die neue Unterordnung des Individuums in der Geschichte unter überindividuelle Mächte, die von nun ab Tradition, Milieu, Volksgeist oder das Absolute heißen. Selbst ein Tieck rückt den Staat später als Gegenstand der Geschichte in mystische Dämmerungen zurück: „Die Einsicht, daß einzelne Mißbräuche da sind, die der Verbesserung bedürfen, gibt noch kein Recht, das Geheimnis des Staates selbst anzurühren. Will man die religiöse Ehrfurcht vor dieser mächtigen, übermenschlichen Zusammensetzung und Aufgabe, durch welche der Mensch in vielfach geordneter Gesellschaft nur zum achten Menschen werden kann, will man jene heilige Scheu vor Gesetz und Obrigkeit, vor König und Majestät, zu nahe an das Licht einer vorschnellen, oft nur anmaßlichen Vernunft ziehen, so zerstäubt die geheimnisvolle Offenbarung des Staates in ein Nichts, in Willkür.“ Hier dringen die ursprünglich spekulativen Absichten der Romantik bereits in das tatsächliche Leben ein. Wir stehen vor dem Gebiet der sogenannten jüngeren Romantik.

In „Clemens Brentanos Frühlingstranz“ schreibt Bettine an ihren Bruder: „Es ist . . . dumm, irgend eine Macht anzuerkennen über uns, als nur das Leben selbst,“ aber Clemens antwortet ihr darauf: „Nein! jede individuelle

Kraft kann nur durch und in der Allgemeinheit Wurzel fassen, kann nur in ihr sich selbst verstehen lernen, und kann nur an ihr sich erproben. Drum ist die Geschichte der Dinge das wahre Element der Geister.“ Diese Allgemeinheit, in der alle individuellen Kräfte sich zur höheren Wohlfahrt sammeln, heißt beim alten Brentano die katholische Kirche: „In der Kirche, als ein Leib betrachtet, der die vielsinnigen, getrennten, sich anfeindenden Menschen zu einem liebenden, harmonischen Ganzen verknüpfen soll, bilden sich absichtslos, weil aus ihrer lebendigen Natur notwendig hervordachsend, die verschiedensten Vereine geistlicher Tätigkeit. Wie in jedem beseelten Leibe verschiedene Gattungen von Kräften und Wirkungen zum Wohle des Ganzen in einzelnen Organen ihre Werkstätte haben, . . . so in der Kirche die verschiedenen Aufgaben des geistlichen Lebens, die . . . die verschiedenen geistlichen Genossenschaften hervorbrachten.“ Ebenso denkt Adam Müller. Zuerst freilich, zur Zeit seiner Verbindung mit Heinrich von Kleist und Achim von Arnim tritt diese grundbildende Gesinnung hinter der Wirtschaftspolitik des preußischen Junkertums zurück. Aber die Gesinnung ist vorhanden, schon in seinen Dresdner Vorlesungen leuchtet sie durch. „Keine Begebenheit der Geschichte“, sagt er da, „ist in allen Instituten, in allen Verhältnissen unsers gegenwärtigen Lebens so allgegenwärtig als die, welche unsrer religiösen Gemeinschaft zum Grunde liegt. Der Buchstab mögen hier die heiligen Bücher der Evangelisten und der Apostel genannt werden; das Palladium unsrer europäischen Bildung, das Herrlichste, die Blüte unsers heutigen Lebens, alles um uns her, was der Betrachtung wert sein mag, ist Tradition jener erhabenen Sache.“ Am Ende seines Lebens schließt sich Müller mit Joseph von Görres und dem alten Friedrich Schlegel zu jener politischen Bewegung zusammen, die die Reaktionszeit nach 1815 einleitet. Das Manifest ihrer Politik ist das zarte Traumbild von Novalis' „Christenheit oder Europa“: „Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Überirdischen durstige Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.“ Das katholische Mittelalter in seiner kirchlich-staatlichen Verfassung dämmert herauf. Müde und erschöpft sinkt die idealistische Anschauung, die sich über den Höhenrand eines ganzen Jahrhunderts bewegt hat, im politischen Absolutismus zusammen.

An diesem Punkte der Entwicklung liegt das 18. Jahrhundert bereits weit hinter uns. Eine neue Zeit, in der die Naturwissenschaften immer größere Bedeutung gewinnen, bricht an und führt allmählich zu Möser zurück. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts schließt man bereits bewußt an Möser an. Wilhelm Roscher, den Begründer der historischen Nationalökonomie, hat Schmoller einen echten Nachfolger Möfers genannt. Der methodische Pragmatismus Möfers wird in der Geschichte Ranke's wieder lebendig. Das Programm einer künftigen Wissenschaft aber gibt Wilhelm Scherer, wenn er in der „Widmung an Müllenhoff“, die seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ voransteht, mit entscheidendem Wort verkündet: „Was wir wollen, ist nichts absolut Neues, es ist durch die Entwicklung unserer Historiographie seit Möser, Herder, Goethe

für jeden, der ſehen will, unzweifelhaft angedeutet. Goethes Selbſtbiographie als Kauſalerklärung der Genialität einerſeits, die politiſche Ökonomie als Volkswirtschaftslehre nach hiſtoriſch-psychoſogischer Methode andererſeits, zeichnen die Richtung vor, die wir für den ganzen Umfang der Weltgeſchichte einzuhalten ſtreben.“

Im Rahmen des vorausgehenden Vortrags konnten natürlich nur diejenigen Probleme erörtert werden, die für die geiſtige Perſönlichkeit Möſers und für ſeine Geſchichtsauffaſſung in Beziehung zur Literatur ſeiner Zeit entſcheidend ſind. Von vornherein waren deshalb alle Fragen auszuschalten, die am Rande des behandelten Gebiets liegen: das Problem der Willensfreiheit, das Verhältnis zwischen Natur und Geſchichte, die Rückwirkung der Tranſſendentalphilosophie auf die Geſchichte des 18. Jahrhunderts, die Begründung des Bildungs-ideals in der Auffaſſung der Geſchichte, die Loſlösung des Begriffs der Geſellſchaft von dem des Volkes, die Durchbringung des Begriffs der Geſellſchaft mit dem Nationalgedanken, die Bezüge des ſozialen Lebens in ihrer ſtrukturrellen Verflechtung, u. a.

Von den Büchern und Schriften, an die ich in den Grundlagen meines Vortrags anſchließe, nenne ich nur diejenigen, welche die allgemeinen Fragen gedanklich weiterführen; (in ſachlicher Reihenfolge): Ferdinand Weinhandl, Perſon, Weltbild und Deutung; Erfurt 1926. Siegfried Behn, Die Wahrheit im Wandel der Weltanſchauung; Bonn 1924. Antonin Prandtl, Das Problem der Wirklichkeit; München 1926. Walter Del Negro, Wahrheit und Wirklichkeit: Kant-Studien, Bd. XXXI (1926) S. 159—171. Theodor Litt, Geſchichte und Leben. Probleme und Ziele kulturwiſſenſchaftlicher Bildung; 2. Aufl. Leipzig 1925. Adolf Dyroff, Betrachtungen über Geſchichte; Köln 1926. Eberhard Zwirner, Zum Begriff der Geſchichte. Eine Unterſuchung über die Beziehungen der theoretischen zur praktiſchen Philoſophie; Leipzig 1926. Alois Dempf, Weltgeſchichte als Tat und Gemeinſchaft. Eine vergleichende Kulturphilosophie: Forſchungen zur Philoſophie und ihrer Geſchichte, hrsg. v. H. Meyer. Bd. I, Halle (Saale) 1924. Georg Simmel, Die Probleme der Geſchichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie; 4. Aufl. München 1922. Theodor L. Haering, Hauptprobleme der Geſchichtsphilosophie: Wiſſen und Wirken. Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens. Hrsg. v. E. Ungerer. 26. Band. Karlsruhe 1925. Ernst Troeltsch, Der Hiſtorismus und ſeine Probleme: Geſammelte Schriften III; Tübingen 1922. Max Scheler, Menſch und Geſchichte: Die Neue Rundſchau. Jhg. XXXVII (1926) S. 451—476. Adalbert Wahl, Vom ſchlechten und vom rechten Individualismus: Fr. Manns Pädagogiſches Magazin, Heft 1096; Langenſalza 1926. Leopold von Wiſe, Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menſchen I; München 1924. Edward Alsworth Ross, Das Buch der Geſellſchaft. Grundlagen der Soziologie und Sozialreform. (Überſetzt von N. Hilferding): Bibliothek der Soziologie und Politik. Hrsg. v. G. Salomon. II. Band; Karlsruhe 1926. Friedrich Meinecke, Weltbürgerium und Nationalſtaat. Studien zur Geneſis des deutſchen Nationalſtaates; 3. Aufl. München 1915. — Die Idee der Staatsräſon in der neueren Geſchichte; München 1924. Eduard Spranger, Die Antike und der deutſche Geiſt. Feſtrede; München 1925. Kurt Vorries, Die Romantik und die Geſchichte. Studien zur romantiſchen Lebensform; Berlin 1925. Julius Peterſen, Das goldene Zeitalter bei den deutſchen Romantikern: Die Ernte (Munder-Feſtſchrift); Halle (Saale) 1926. Gerhardt Giese, Hegels Staatsidee und der Begriff der Staaterziehung; Halle (Saale) 1926.

Schiller und Herder.

Von Aurel Wolfram in Wien.

Herders Bedeutung für Schiller blieb bisher wenig beachtet¹⁾, was zum Teil an der einseitigen Überschätzung des Kantischen Einflusses auf dessen Denkentwicklung, zum Teil auch daran liegen mag, daß man in den Beziehungen beider trotz der Gegensätzlichkeit der Individualitäten den Reiz polarer Ergänzung vermißte, wie er etwa im Verhältnis Schiller-Goethe vorwirkt. Fiel doch die stärkste Berührung in eine Zeit, da Schiller noch unfertig, dem fünfzehn Jahre älteren Herder gegenüber, so gut wie ausschließlich der Empfangende war. Andererseits war er schon zu sehr aus den Jahren, in denen man sich den Eindrücken ungeteilt hingibt, zumal bei einer von vornherein starken Neigung zu selbsttätiger Spekulation. Wenn Goethe, während der Straßburger Zeit noch überwiegend rezeptiv, sich den Lehren Herders ganz aufschloß und sie fortbildete mit dem Enthusiasmus eines wahlverwandten Strebens, war Schiller in seinem Denken schon nicht mehr so voraussetzungslos, ein Moment, das im folgenden nicht übersehen werden darf.

Als Schiller nach Weimar kam, hatte er zwei Jahre behaglichen Geborgenseins im Körnerschen Hause hinter sich. Bei seiner auf Spannung gerichteten Natur war er innerlich schon etwas öde, verarmt an starken Antrieben, unliebsam ernüchtert durch die rationalistische Denkweise des kantbegeisterten Freundes. Hegte er doch seither Mißtrauen gegen die Philosophie des großen Königsbergers und mied es lange, „in dieses Fach hineinzugehen“²⁾. Was ihn zunächst beschäftigte war die Frage seiner dichterischen Existenz. Selbstgefühl und starker Zweifel an der Eigenkraft seines Genies rangen schwer in ihm und ließen den Jüngling die Krisis zum Mann erleben. Er wollte sich endlich bestätigt sehen durch den Eindruck, den „sein Genies auf den Geist mehrerer unterschieden großer Männer“ mache³⁾. So trieb es diesen sich seine Sphäre gewaltsam und selbstherrlich schaffenden Geist neuerdings zur Flucht. Und es war nicht die schlechteste Fügung, die ihn, eben als er sich nach der gescheiterten Mission seines Maltheserritters einer realbestrebteren Betrachtung der Dinge zuwandte, Herder in die Arme führte.

Gleich bei der ersten Begegnung bewährte sich Schillers Eigentümlichkeit, fremde Charaktere rasch zu erfassen und mit knappen Strichen zu umreißen. Er

¹⁾ Schillers Werke, historisch-kritische Ausgabe von Otto Günther und Georg Witkowski, Leipzig 1911 (zitiert als Sch. W.). Herders Werke, herausgegeben von Bernh. Suphan (zitiert als H. W.). Über das Verhältnis Herders zu Schiller liegen zwei unzureichende Arbeiten vor: eine unvollendete von Adalbert Jungbauer „Schiller und Herder“, Programm Pragatik 1905/06, deren ausgeführte Teile das Biographische und die Einwirkung Herders auf Schillers Lyrik behandeln. Ferner ein kurzer Aufsatz von Otto Harnad im Marbacher Schillerbuch 1905 S. 73 bis 80; das Geiftvollste in Beurteilung ihres Verhältnisses findet sich aber in Kühnemanns Herderbiographie. — ²⁾ an Körner 15. 4. 88, Jonas, Schillers Briefe II 42. — ³⁾ an Huber 28. 8. 87, Jonas I 394.

schreibt bezüglich seiner Eindrücke über Herder: „Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe.“⁴⁾ Mit scharfem Blick sondiert er die Stärken und Schwächen des Gegners, denn an jeden der Großen, an die er sich wendet, hat er etwas wie eine heimliche Ausforderung. Er ist erfüllt von Begier sich zu messen. Und was ihm an den andern auffällt, ist nicht immer das Erquicklichste.

Mit unverhohlener Ironie macht er sich her über die Goethesche „Sekte“⁵⁾, die ein „bis zur Affektation getriebenes Attachment an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne“ an den Tag lege. Das war auch auf Herder gemünzt, von dem es heißt, daß er „Goethe mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung“ liebe⁶⁾. Als der Gewaltige selbst erscheint und Schiller sich von ihm kühl behandelt sieht, spricht er in seiner Verletztheit über jenen ein Urteil, das trotz einer gewissen Übersteigerung nicht unzutreffend ist: „Ich glaube in der That er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent die Menschen ... durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.“⁷⁾

Das „Moment der Ergießung gegen andere“ ist es, das er auch an Herder vermißt, der ihm von allen der liebste wäre, wenn er „nur aus sich heraustreten könnte, um der Freund eines Freundes zu sein“⁸⁾. Trotzdem ist er von Herder in den ersten Wochen seines Weimarer Aufenthaltes sehr eingenommen; wiederholte Zusammenkünfte und eine gewisse Gemeinsamkeit in den Jugendschicksalen begünstigen eine weitere Annäherung. Auch bewirkte der „Carlos“ bei Herder eine Änderung im Urteil über den vermeintlichen Draufkopf⁹⁾, von dem er bis dahin nicht viel mehr wußte, „als daß er für etwas gehalten werde“¹⁰⁾.

Schiller wieder war über den einfachen und natürlichen Ton in Herders Predigt, der er anfangs August beiwohnte, angenehm berührt¹¹⁾. Sie glich ihm mehr einem Gespräch, das ein Mensch allein führt und enthielt Lehren, die man sich „gut ebenso in einer Moschee als in einer christlichen Kirche erwarten könnte“. Kurz, er erklärte ihn für einen eigenen Menschen, und insofern einen Genuß für den Beobachter¹²⁾, und bedenkt man, wie Schiller sich stets ungleich mehr durch persönlichen Verkehr als durch Bücher gefördert fühlte, so wird man diesem Umstand hier besonders Rechnung tragen müssen. Als bald gewann er sich ein gesteigertes Selbstvertrauen. Und Herder trug jedenfalls ein Wesentliches bei zu der günstigeren Meinung, die er von sich selbst bekam: „Um zu werden was ich soll und kann werd ich besser von mir denken lernen und aufhören mich in meiner eigenen Vorstellungsort zu erniedrigen.“¹³⁾

Der erste Besuch im Herderschen Hause gab bereits Gelegenheit, „einiges über politische und philosophische Materien“¹⁴⁾ zu sprechen. Wenige Tage

4) an Körner 24. 7. 87, Jonas I 358 f. — 5) an Körner 12. 8. 87, Jonas I 381. — 6) an Körner 24. 7. 87, Jonas I 358. — 7) an Körner 2. 2. 89, Jonas II 218; — 8) an Huber 14. 9. 87, Jonas I 412. — 9) an Körner 12. 8. 87, Jonas I 384, ferner an denselben 14. 10. 87, Jonas I 384. — 10) an Körner 24. 7. 87, Jonas I 358. — 11) an Körner 12. 8. 87, Jonas I 379 f. — 12) an Körner 29. 8. 87, Jonas I 401. — 13) an Huber 28. 8. 87, Jonas I 394. — 14) an Körner 24. 7. 87, Jonas I 358.

später traf man sich zufällig bei einem Spaziergang im Stadtwäldchen¹⁵⁾, und Schiller war freudig überrascht, als Herder mehrere Ideen der „Theosophie“ für wahr erklärte und wünschte, etwas von ihm Verfaßtes zu lesen. Auch sonst fanden sich im Verlauf der Unterhaltung mehrere Berührungspunkte. Dies legt die Frage nahe, inwieweit schon vor dem persönlichen Bekanntwerden Herdersche Gedanken, wenn auch nur mittelbar, auf Schiller von Einfluß gewesen sein könnten.

Erschwert ist die Beantwortung insofern, als sich im Weltbild des jungen Schiller sehr heterogene Elemente zusammenfinden, meist aus zweiter oder dritter Hand übernommen. Weitest zurückgegriffen ist erinnerlich, wie seinerzeit Haug im „Schwäbischen Magazin“¹⁶⁾ begeistert die von Herder in der Vorrede zu den „Volksliedern“ (1778/79) angeregten Gedanken aufgegriffen hatte. Zwar verstand er unter „Volkspoesie“ irrtümlich alles, was für das Publikum passe. Doch hinderte dies nicht, daß für die jungen Dichter an der Akademie, mit denen er Umgang hatte, manche wenigstens formal wertvolle Anregung abfiel. Mit Anspruch auf Wahrscheinlichkeit wurde auch versucht¹⁷⁾, bei einigen balladisch und volkstümlich gehaltenen Stücken der „Anthologie“ Herdersche Vorbilder nachzuweisen. Am überzeugendsten gelang dies bei dem Gedicht „Meine Blumen“ im Vergleich mit dem von Herder übernommenen des Hofsteiner Pfarrers Rist „An eine Blume“¹⁸⁾. Ähnlich auch bei dem anmutigen „An den Frühling“. Auch die „Kindesmörderin“ dürfte, obschon dieses Thema damals mehrfach behandelt wurde, aus nicht unbedeutenden Gründen mit dem in der Herderschen Sammlung befindlichen „Wiegenlied einer unglücklichen Mutter. Schottisch“ in Verbindung gebracht werden¹⁹⁾.

Erhöhtes Interesse gewinnt der Herdersche Einfluß erst, wo er für Schillers Denken in Betracht gezogen werden kann. Im Brief, in dem Schiller ersucht, Herder seine Aufwartung machen zu dürfen, versichert er diesem, daß er seinem Geist und Herzen viele der schönsten Stunden seines Lebens danke²⁰⁾. Wahrheit und Höflichkeit daran richtig zu unterscheiden ist schwer möglich; doch steht fest, daß Schiller die zwei vor seiner Weimarer Reise erschienenen Sammlungen der „Zerstreuten Blätter“ schon zu Gesicht bekommen hatte. Auch Körner erwähnt sie gelegentlich als etwas Bekanntes²¹⁾ und Schiller berichtet selbst, daß einige der darin enthaltenen Aufsätze Gegenstand der Unterhaltung mit Herder gewesen seien²²⁾. Auch zeigt das Gedicht „für Körner und Minna“ formal ziemliche Ähnlichkeit mit den von Herder hier veröffentlichten Paramythien²³⁾.

All dies läßt billig auch auf Zusammenhänge zwischen der „Theosophie“ und dem Herderschen Aufsatz „Liebe und Selbstheit“ schließen. Wesentliches können sie zwar kaum berühren, da die Konzeption der Grundgedanken dieser Jugendphilosophie noch in die Zeit der Freundschaft mit Lempp zurückreicht. Doch ist nicht abzuweisen, daß bei der endgültigen Redaktion der „Briefe des Julius

¹⁵⁾ an Körner 8. 8. 87, Jonas I 374 f. — ¹⁶⁾ Minor I 173. — ¹⁷⁾ Näheres findet sich in der erwähnten Arbeit von Adalbert Jungbauer II. Teil. — ¹⁸⁾ Jungbauer II 7 ff. — ¹⁹⁾ ebd. 5 f. — ²⁰⁾ an Herder 24. 7. 87, Jonas I 352. — ²¹⁾ an Schiller Briefwechsel I: 75. — ²²⁾ an Körner 8. 8. 87, Jonas I 375. — ²³⁾ Jungbauer II 15.

an Raphael“ passende Gedankensplitter Herderscher Art eingeflochten wurden. So mochte mit Beziehung auf sich und Körner, Schiller der Satz gefallen: „Einklang ist in dieser Ehe der Seelen (Freundschaft) weder angenehm noch nützlich, noch möglich. Konsonne Töne müssen es sein, die die Melodie des Lebens und des Genusses geben, nicht unisono.“²⁴⁾ Ganz ähnlich in der „Theosophie“: „Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen.“²⁵⁾ Und gleich anschließend der Satz: „Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und Liebe. Die sanfte Desdemona liebt ihren Othello der Gefahren wegen, die er bestanden; der männliche Othello liebt sie um der Tränen willen, die sie um ihn weinte.“²⁶⁾ Dasselbe bei Herder mit anderen Worten: „Wie dort zwei Lichter am Himmel, so hat Gott auf der Erde zwei Geschlechter geschaffen, die im Schwunge der Empfindungen einander das Gegengewicht leisten sollen. Eines ersetzt dem andern, was dem an Zartheit, diesem an Stärke abgeht. . . . Auch in der Freundschaft ist ein Teil immer der tätige, der andere mehr beihelfend und leidend.“²⁷⁾

Doch zeigen sich diese Gedanken dem Gefüge der „Theosophie“ keineswegs organisch verwachsen. Dies gilt auch von einer Stelle zu Anfang des Abschnittes „Gott“, wo Schiller in wunderbarer Vermischung dualistischer und monistischer Elemente ausführt: „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.“²⁸⁾ Diese Geteiltheit erinnert sofort an die Modi Spinozas mit dem Unterschied, daß dieser nur eine Substanz kennt, die an sich unpersönlich, Grundlage aller individuellen Erscheinungen ist, während Schiller Gott als ein Selbst und in der Erscheinungswelt dessen Teilung „in zahllose empfindende Substanzen“²⁹⁾ annimmt. Das Göttliche ist ihm also etwas persönlich Wirkendes, die innere Notwendigkeit des Gesamtdaseins. Damit schließt er eng an den religiösen Monismus, mit dem Herder die Spinozistische Alleinheitslehre abbiegt und den Ausgleich anstrebt zwischen der Welt der Tatsachen und dem religiösen Bewußtsein. Obgleich dieser dynamisch eine einheitliche Weltkraft annimmt, so wirkt sie ihm doch nur als „Organ der göttlichen Macht, als eine tätig gewordene Idee“ des Schöpfungsentwurfes, wobei die oberste Güte im Falle ihres Fehlschlagens „Mittel genug hat“, sie „wieder zum Ziele zu führen“³⁰⁾.

Da Schiller bis dahin die Lehre Spinozas aus direkten Quellen nicht kannte, so ist wohl auch in diesem Falle Herder eine vermittelnde Rolle zuzuerkennen, in dessen „Liebe und Selbstheit“³¹⁾ es abschließend heißt: „Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt eigenes Dasein, in

²⁴⁾ S. W. 15, 322. — ²⁵⁾ S. W. XVII, 199. — ²⁶⁾ ebd. 200. — ²⁷⁾ S. W. 15, 322. — ²⁸⁾ S. W. XVII 202. — ²⁹⁾ ebd. — ³⁰⁾ S. W. 13, 177. — ³¹⁾ S. W. 15, 326.

welchem eben Er ihnen ist und von Stufe zu Stufe mehr sein wird Alles in Allem.“

Nur so erscheint es möglich, daß sich sofort ein immerhin reger Gedankenaustausch zwischen beiden anknüpfen ließ. Gerade damals zeigte sich Herder in der stärksten Beweglichkeit und Frische seines eigentümlichen Denkens. Bei ihm fand Schiller, wonach er sich seit Zerstörung seiner Jugendphilosophie sehnte, neues Material sich daraus ein Universum zu bauen — die reiche Welt der Geschichte. Hier bot sich ihm ein Vermögen dar, weite Stoffmassen zu durchdringen und zu verlebenbigen, und gerade was Kant an der Herderschen Methode als einen Mangel empfand, „der nicht lange verweilende viel umfassende Blick, eine in Auffindung von Analogien fertige Sagazität . . . Kühne Einbildungskraft und Geschicklichkeit . . . durch Gefühle einzunehmen“³²⁾, mußte besonderen Anreiz auf ihn üben.

So heißt es bei Herder: „Wir können uns vom Menschengefühl nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben oder lesen; ihr höchstes Interesse beruht auf der Menschenempfindung.“³³⁾ Es war eine nie verharshende Wunde, die die Kritik Kants an den „Ideen“ Herder schlug³⁴⁾. Seinem weitgespannten Weltgefühl, seiner intuitiven Gewißheit erschien alles Fordern nach logisch einwandfreien Deduktionen wie ein Sakrileg am lebendigen Geist der Geschichte. Das mußte aber auch dem Dramatiker um so gelegener sein, je mehr es der strenge Theoretiker verletzern mochte.

Durch Reinhold wird Schiller gleichzeitig mit Kants kleinen Beiträgen zur Geschichtsphilosophie in der „Berliner Monatschrift“ bekannt³⁵⁾. Besonders die Idee über eine allgemeine Geschichte hat für ihn viel Anziehendes, und er erklärt daraufhin Kant doch „einmal noch lesen, vielleicht studieren“ zu wollen. In den Prinzipien fand er wohl kaum Abweichendes von der Herderschen Geschichtsauffassung. Hier wie dort der beherrschende Entwicklungsgedanke und trotz vorsätzlicher Ablehnung des Teleologischen doch eine Zweckordnung des menschlichen Fortschrittes. Kant zeigt sich bloß systematischer, schärfer kalkulierend auf die konstruktiven Faktoren des geschichtlichen Prozesses; ihm entgeht nicht das Notwendige von Krieg und Wettstreit individueller Willenstriebe für die Gesamtbewegung. Herder mit dem reineren Instinkt für das Besondere, dem Lebensrhythmus unmittelbarer hingegeben, strebt, über die bloße Schematisierung der Fakta hinaus, dem Irrationalen beizukommen durch gläubige Beiseelung³⁶⁾. Das aber lag Schiller momentan näher, weil es seinem Denken vermittelnder kam zwischen objektivem Besleiß und doch des Impulses nicht entbehrender Deutung der Lebensvorgänge.

Zum Staunen Herders bringt er von selbst das Gespräch auf dessen „Nemesis“, die er kurz vor der Abreise aus Dresden gelesen und noch frisch im Gedächtnis hatte³⁷⁾. Hier lernt er jenes, die Beziehungen von Mensch und Welt regelnde

³²⁾ Kants Werke herausgegeben von Hartenstein IV 169ff. — ³³⁾ H. W. 18, 281. — ³⁴⁾ Die Besprechung von Herders „Ideen“ I. Teil erschien in der Jenaer Allgem. Literatur-Ztg. Januar 1785; die des II. Teiles ebendasselbst: November 1785. — ³⁵⁾ an Körner 29. 8. 87, Jonas I 397. — ³⁶⁾ Kühnemann 400 ff. behandelt den Gegensatz beider in äußerst lichtvoller Weise. — ³⁷⁾ an Körner 8. 8. 87, Jonas I 375.

Gesetz des Maßes kennen, das, wie Herder ergänzend bemerkt, als erstes allgemeines Naturgesetz auch auf die physische Welt Anwendung finden soll. Durch die Unterscheidung von Nemesis und Schicksal rettet Herder in den Begriff jener das Moment der Selbstverantwortung — er spricht von der kleineren Wage, die jedem gegeben ist — gegenüber dem, was sich von außen unabwendbar erfüllt. Damit erregt er zum erstenmal in Schiller das Problem von Freiheit und Notwendigkeit³⁸⁾, das nicht nur für dessen historische Arbeiten, sondern mehr noch für seine spätere Dramentechnik von entscheidender Bedeutung werden sollte. Gibt Herder doch selbst dem Historiker die Mahnung auf den Weg mit, daß er sich von keinem anderen Gesichtspunkt dürfe leiten lassen als der sorgfältigen Wägung zwischen Nemesis und Schicksal³⁹⁾.

Nemesis wird gefaßt als Schwester der Scham⁴⁰⁾, als Scheu vor dem gerechten Mißfallen der Götter und Menschen. Sie ist Quelle der weisen Mäßigung des Gemüts, in der die Griechen alles Extreme vermieden, weil es notwendig zu Rückschlägen führen muß. Schillers Begriff der schönen Seele, mit dem er später in Opposition zu Kant gerät, liegt hier vorgeedeutet. Zugleich tut er einen ersten tieferen Blick in die Wunderwelt der Antike.

Hinzu tritt als zweites bestimmendes Moment für Schillers historische Einstellung die Ansicht des von innen her Getriebenen, Dynamischen des geschichtlichen Ablaufes. Herder sieht die Menschheit organisiert aus einem „System geistiger Kräfte“, die als ein Dauerndes fortwirken, gleichsam als Zeugungsorgane des buntwechselnden Lebens. Der Wandel der Gestalten und Formen „trifft nie das Innere der Natur, die über allen Ruin erhaben . . . immer mit jungen Kräften blühet“⁴¹⁾. In diesem Pandynamismus wurzelt Schillers spätere Annahme, daß der weltregierenden Macht kein einzelner Mann unerseßlich“ sei⁴²⁾. Ein bloß Gliedhaftes ist alles im Zusammenhang ewigen Werdens. „Die Kette der Bildung allein macht aus diesen Trümmern ein Ganzes“, sagt Herder, „in welchem zwar Menschengestalten verschwinden, aber der Menscheng Geist unsterblich und fortwirkend lebet“⁴³⁾.

So erscheint alles Zeitlich-Menschliche nur in seinem Einsatz für die Zwecke des Ganzen, wie willkürlich es auch zu handeln meint, immer einbezogen in die Pläne der Vorsehung. „Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich,“ heißt es an anderer Stelle, „denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte“⁴⁴⁾. Hier erscheint die Nemesis gleichsam projiziert in das Kosmische, als das unerbittliche Gesetz der Wiedervergeltung. „Wie bei einer Wage keine Schale niedergedrückt werden kann, ohne daß die andere höher steige, so wird auch kein politisches Gleichgewicht gehoben, kein Frevel gegen die Rechte der Völker und der gesamten Menschheit verübt, ohne daß sich derselbe räche und das gehäuften Übermaß selbst sich einen desto schrecklicheren Sturz bewirke.“⁴⁵⁾ Gerade in dieser kompromißlosen Gerechtigkeit

³⁸⁾ In Darstellung dieses Problems wurde der Einfluß Herders auf Schiller bisher viel zu wenig gewürdigt. — ³⁹⁾ *H. W.* 15, 426. — ⁴⁰⁾ *H. W.* 15, 427. — ⁴¹⁾ *H. W.* 13, 24. — ⁴²⁾ *Est. W.* XV 208. — ⁴³⁾ *H. W.* 13, 352. — ⁴⁴⁾ *H. W.* 14, 250. — ⁴⁵⁾ *ebd.* 177 f.

keit, mit der er die Weltordnung eingreifen glaubt zur Paralyse der negativen Kräfte, auf deren Ausstülpung es letztendlich angelegt sei, wurzelt Herders historischer Optimismus.

Diesem Standpunkt schließt sich Schiller zunächst rückhaltlos an; so ist er in seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ bemüht, die Vergeblichkeit aller Anschläge Philipps und Granvellas darzutun und zu beweisen, wie deren Gewaltpolitik gerade zum Gegenteil ausschlug und sich aus ganz natürlichen Ursachen den bedrängten Niederländern unerwartete Hilfsquellen eröffneten⁴⁶⁾. Dem ganzen Aufstand sucht er den Charakter elementarer Ausgelöstheit zu geben. So wenig Luther an eine Glaubensstrennung dachte, als er die Thesen gegen den Ablassram an die Pforten der Wittenberger Schlosskirche schlug, will Schiller auch in Hinsicht der Ziele, zu denen diese Bewegung führte, etwas Vorausberechnetes gelten lassen⁴⁷⁾. Alles Heroische wird abgelehnt, auf das Natürliche reduziert und betont, wie der Drang der Umstände dieses Volk mit seiner eigenen Kraft überraschte⁴⁸⁾.

Die von Herder geübte Methode des Analogiebeweises⁴⁹⁾ gibt ihm weiters ein Mittel an die Hand, die Automaten im Eingreifen der geschichtlichen Mächte hervortreten zu lassen. Er vergleicht die Niederländer mit den Batavern, die vor 1½ Jahrtausenden auf demselben Boden gegen die Römer kämpften und gelangt zu dem Schluß: „Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich wie die Gesetze der Natur . . . dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurüd.“⁵⁰⁾ Und in den Schicksalen der großen Führer des 30jährigen Krieges sieht er nichts als „eine Tat der großen Natur“⁵¹⁾, die es hinderte, daß aus ihren Werkzeugen willkürliche Hemmnisse ihrer verborgenen Pläne wurden.

Es führte zu weit, im einzelnen zu erweisen, wie auf Schritt und Tritt die empfangenen Anregungen fruchtbar werden. Doch Schiller ist, wie er sich die Herderschen Maxime zurechtlegt für den eigenen Gebrauch, doch wieder der, an dem es Humboldt rühmt, daß er „von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen selbstgeschaffenen auf das mächtigste angeregt“⁵²⁾ wurde. Mit dem entschiedenen Interesse des Dramatikers geht es Schiller weniger um das allgemeine Ziel als um Bereich und Möglichkeiten des Persönlichen. Die große Natur reizt ihn zur Auseinandersetzung, deren Wesensmaße an sich schon Hybris sind und in deren unvermeidlichen Grenzkonflikten mit dem Notwendigen sich ihm das tragische Einzelschicksal formt. Da kommt ihm das Herdersche Wort gelegen, daß Unglück nur der Maßlosigkeit im Glück folge; „vom guten Fortgange seiner Wünsche betäubt“, wünscht der Mensch weiter und bricht über seine Grenzen.⁵³⁾ Es ist der Gedanke, der dem „Ring des Polykrates“ zugrunde liegt, den Wallenstein aus-

46) *Sch. W.* XIV 40 f. — 47) *Sch. W.* XIV 47. — 48) *Sch. W.* XIV 336. — 49) Posadzy, Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke bei Herder. Dissertation, Münster 1906, S. 52. „Das oft künstlich konstruierte seiner Beweise entsteht dadurch, daß Herder anstatt die Analogie als heuristisches Prinzip zu verwenden, sie identifiziert mit der eigentlichen Ursache und ihr ohne weiteres Beweisraft erteilt.“ Diefem Fehler verfällt auch Schiller. — 50) *Sch. W.* XIV 48. — 51) *Sch. W.* XV 306. — 52) Humboldt, Schiller und der Gang seiner Geistesentwicklung S. 36 (Inselausgabe). — 53) *S. W.* 15, 419.

spricht, da er im Tod des liebsten Freundes das ausführende Moment mit dem Meid des Schicksals zu erkennen glaubt und der hymnisch gestimmt wiederkehrt in dem Preis des Schweizervolks, das, unwürdige Fesseln abschüttelnd, „im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet“.

Aber Schiller nimmt alles viel zwingender auf die Gründe des Verschuldens hin und hebt menschliches Ringen mit dem Gesetze zu grundsätzlicher Deutlichkeit. Klar scheidet er die Kausalität in eine äußere notwendige, die sich in Handlungen fortwirkt von Mensch zu Mensch — in ihrem Sinne ist das Wort zu verstehen von der „Tat, die fortzeugend Böses stets gebären müsse“ — und in eine innere, die Willensmotive betreffende, die inmitten der relativen Gestelltheit zu dem, was von außen herandrängt, dem Menschen doch die Entscheidung freiläßt. Hier hat Schiller gelernt durch Herder, die historischen Fakta zeitpsychologisch zu begründen und verständlich zu machen. So prägt sich ihm der Satz: „Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen, ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall.“⁵⁴⁾ Aus dieser Vorstellung reißt auch die Einsicht, mit der Schiller später redet vom deutschen Volk als dem „Volk der Mitte“, dessen Tag einst scheinen wird, wenn die Ernte aller Zeiten ist⁵⁵⁾. Die Zeitbestimmtheit alles menschlichen Wirkens erscheint hier bloß zur Bedeutung des nationalen Moments erweitert.

Diese Freiheit — oder Kausalität durch den Willen, wie man sie nennen könnte — wird schuldbar, wo sie sich vorausgibt im Sonderstreben; sie will nicht genommen sein als private Angelegenheit, sondern verpflichtend ans Ganze. Sie wächst Schiller empor zu transzendenter Realität, zum Ausdruck elementaren Weltwillens, d. i. zum Naturgesetze selbst, in dem sich die Geschichte erfüllt. „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigsten Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zuschanden werden . . .“⁵⁶⁾ So wird die Idee der Freiheit, obzwar empirisches Gesetz, am Einzelnen zur sittlichen Forderung, die sich später in die Formel prägt: „Schone fremde Freiheit, zeige selbst Freiheit!“ In dieser Gedoppeltheit überwindet er den Gegensatz von Sittlichkeit und Sinnlichkeit, wie er sich ihm durch Kant aufdrängte.

Freilich ist er bei dem Versuch, den „Sieg des Naturrechts über historisches Unrecht, der Idee über äußere Machtmittel“⁵⁷⁾ anschaulich zu machen, nur zu gerne bereit, sich die Tatsachen zurechtzurücken. Noch ist ihm die Historie ihrem Material nach nichts als ein Magazin seines Denkens⁵⁸⁾. Die dem Weltgeschehen immanenten Gesetze zu ermitteln gilt Schiller als wesentliche Aufgabe des Geschichtsforschers und er trifft demgemäß die Unterscheidung zwischen dem philosophischen Kopf und dem Brotgelehrten. Das Drama ist ihm nur ein Reproduzieren dieser Gesetzmäßigkeit, woraus er folgert: „Die philosophische innere Notwendigkeit ist bei beiden (Drama und Geschichte) gleich; wenn eine Geschichte, wäre sie auch auf die glaubwürdigsten Chroniken gegründet, nicht geschehen sein kann, d. h. wenn der Verstand den Zusammenhang nicht einsehen kann, so ist sie

⁵⁴⁾ *Esth. W.* XV 47. — ⁵⁵⁾ *Euphan*, Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe“ S. 7. — ⁵⁶⁾ *Esth. W.* XIV 35. — ⁵⁷⁾ *ebb.* — ⁵⁸⁾ an Körner 27. 7. 88, Jonas II 93.

ein Unding; wenn eine Tragödie nicht geschehen muß, sobald ihre Voraussetzungen Realität enthalten, so ist sie wieder ein Unding.“⁵⁹⁾

Auch hier ist er nicht so weit von Herder entfernt, der aus ähnlichen Gründen die Überzeugung ausspricht: „Selten liegt uns an der nackten Wirklichkeit eines Faktums soviel, daß nicht die denkbaren Umstände der Ursachen und Folgen desselben, sie mögen wahr oder erdacht sein, die eigentliche Belehrung wären . . . denn selbst auch der Dichter dichtet menschliche Wahrheit.“⁶⁰⁾ In beiden Fällen fühlt man sich auf Rousseau zurückgewiesen, der gleichfalls der Ansicht war, der Historiker und der Verfasser historischer Romane seien nur dem Grade nach verschieden; beide entwerfen Phantasiegemälde⁶¹⁾.

Immer greift Schiller aus den Herderschen Gedanken das heraus, was seinen momentanen Absichten gemäß ist. Damit erklärt es sich, wenn er beispielsweise die Sprache als die ursprünglichste Emanation menschlichen Geistes, wie sie Herder im Anschluß an seine ältere Abhandlung „Vom Ursprung der Sprache“ auch in den „Ideen“ begreift⁶²⁾, völlig links liegen läßt. Dadurch entsteht ihm in seinen ästhetischen Schriften die nie ganz überwundene Schwierigkeit, den Übergang vom Zustand des tierischen Instinktes zu dem der Vernunftmäßigkeit logisch zwingend darzutun⁶³⁾. Hier scheiden sich eben die Interessen des Dramatikers von denen des Kulturhistorikers. Während Herder immer ausgeht auf das Verbindende verschiedener Kultursphären und das Leben betrachtet in seinem Gesamtertrag an Humanität, nimmt Schiller alles Gewordene auf die Tat hin, ist ihm die Geschichte nur Dokument des Ringens um der Menschheit große Gegenstände, die da sind Freiheit und Herrschaft.

Wie Schiller ganz beherrscht ist von der Antithese Ich und Welt, bleibt ihm zunächst auch der Begriff der Volksindividualität, wie er Herder aus einer psychologischen Untersuchung des Völkerlebens ersieht, verschlossen. Jede nationale Kultur ist in den „Ideen“ gefaßt als organisch geworden, in ihren Hervorbringungen notwendiger Ausdruck innerer Lebenskraft. Volk ist für Herder eine aus ursprünglichen Anlagen, er nennt es „genetische Kraft“⁶⁴⁾, sich unter bestimmten äußeren Verhältnissen entwickelnde Lebenseinheit. Dieser Vorstellung, soweit sie die Bedeutung von Boden und Klima ethnologisch auswertet, schließt sich Schiller an, weil sie ihm schon aus der Zeit seiner medizinischen Dissertationen geläufig ist⁶⁵⁾; aber er zieht daraus keinerlei Konsequenzen für die individuelle Geisteshaltung der einzelnen Völker. So wird ihm das griechische Wesen zum Kanon, zum idealen Wertmesser der Wirklichkeit und läßt ihn zunächst übersehen, wie sehr es selbst Wirklichkeit war. So verstehen sich die „Götter Griechenlands“, jener Hymnus, der nur scheinbar vereinzelt, gerade tiefst zusammenhängt mit den Ideenkreisen, in die ihn Herder einführte.

Schon in der „Nemesis“ hatte dieser der Gabe der Griechen rühmend erwähnt, die sie befähige, wie keine Nation der Erde „das poco piu und poco meno der

⁵⁹⁾ an Körner 7. 1. 88, Jonas II 2. — ⁶⁰⁾ S. W. 14, 554 es handelt sich hier um eine teils unterdrückte Stelle im Manuskript zum 15. Buch. — ⁶¹⁾ A. Fester Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie S. 12. — ⁶²⁾ Kühnemann 330. — ⁶³⁾ Humboldt, Schiller und der Gang seiner Geistesentwicklung 29 f. — ⁶⁴⁾ S. W. 13, 273 „Die genetische Kraft ist die Mutter aller Bildung auf der Erde, der das Klima nur freundlich oder unfreundlich zuwirkt“. — ⁶⁵⁾ Sch. W. XVII 128.

menschlichen Glückseligkeit, d. i. den feinen Umriss in der Gestalt und Kunst des Lebens so klar und schön“ auszudrücken⁶⁶). Ihrem Einhalten bestimmter Grenzen, auch wenn es Untersuchungen über Gott betrifft, stellt er „unsere Metaphysik und Wortphilosophie, unser Sagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur hinaus sind“, kurz unser Unendlichkeitsstreben gegenüber, das immer darauf aus sei, „die Ewigkeit in der Zeit, d. i. den Ozean in der Muschale zu genießen“⁶⁷). Anschließend fordert er die Wiederbelebung griechischer Mythologie in der Gegenwartskunst. Es ist der Grundgedanke des Schillerschen Gedichts, den er in seinen Gesprächen über „Gott“ vorwegnimmt mit dem Bekenntnis: „Ich gestehe es, Epikurs Götter sind mir leidlicher als dies müßige, melancholische Wesen, durch welches man frisch und frei den Spinoza zu widerlegen glaubte.“⁶⁸)

Von rein sachlichen Zusammenhängen seien hier nur einige erwähnt. So weist die Strophe 14 unzweifelhaft auf die von Herder im Anschluß an Lessing abgefaßte Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“⁶⁹) zurück. Auch die zweite und die folgenden Strophen zeigen deutliche Parallelen zu den „Anmerkungen zur Anthologie der Griechen“, wo Herder ausführt: „Was ist aus Amor und den Musen, aus Nymphen und Grazien geworden und wie nahe lag diese Mythologie dem gemeinen Leben, da beinahe jeder Baum, jede Quelle, jede Gegend einem Gott verwandt war.“ Es kann nicht verwundern, wenn Herder in seiner „Ibuna“, die aus anderen Gründen mit ein Anlaß werden sollte zu ihrem Bruch, gerade dieses Gedicht gegen verschiedene Angriffe in Schutz nahm⁷⁰). Schiller aber faßt zu dieser Zeit den Plan, in einem Julianepos die Gegensätze von Christentum und Heidentum in größerem Stil zu behandeln⁷¹).

Die Antike wird ihm nun die tatsächliche vorgebildete Erfüllung des Humanitätsideals. Wie er sich in den „Künstlern“ zum erstenmal über dessen Wiedererreichung auseinandersetzt, tritt die darauf gerichtete Tätigkeit des Menschen, als dessen auszeichnendes Vermögen, beherrschend in sein Denken. Auch da helfen ihm Herdersche Gedanken vorbauen für die ästhetischen Schriften. Gleich der Sag: „Humanität ist der Zweck der Menschen-Natur und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hand gegeben.“⁷²) Wenn Herder den Ausdruck der Geistigkeit in rastloser Bewegung erkennt⁷³), so entsinnt man sich, wie auch Schiller die Anmut als Ausdruck des Menschlich-Schönen nur in der durch Freiheit bewegten Gestalt sieht⁷⁴). Nach Herder ist das instinktgeleitete Tier „immer nur Knecht im Hause des Vaters“, der Mensch dagegen ist Kind. Er muß selbst lernen was zur Vernunft und Humanität gehört⁷⁵). Eine ähnliche Wendung gebraucht Schiller, wenn er gegen Kants sittlichen Rigorismus die Frage aufwirft, womit es die Kinder des Hauses verschuldet hätten, daß er nur für die Knechte sorgte und gerade dadurch eine kraftvolle Äußerung sittlicher Freiheit verhindere⁷⁶).

⁶⁶) S. W. 15, 422. — ⁶⁷) S. W. 15, 424. — ⁶⁸) S. W. 16, 484. — ⁶⁹) Jungbauer II 18, 19. — ⁷⁰) S. W. 18, 487 f. — ⁷¹) J. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen S. 66. — ⁷²) S. W. 14, 207. — ⁷³) S. W. 13, 467 „Übung, aber nicht Ruhe der Vollenbung ist das Ziel menschlicher Kräfte“. — ⁷⁴) Sch. W. XVII 326. — ⁷⁵) S. W. 13, 190 f. — ⁷⁶) Sch. W. XVII 348.

Schließlich verlangt Herder, daß jeder seine Eigenart zur vollendeten Individualität ausbilden soll⁷⁷⁾ und gibt damit die Richtung für Schillers Begriff der Totalität, mit dessen genialer Konzeption dieser die Kantische Lehre fortgestaltete zu praktischem Kulturwert. Und der diesem Begriff zugrunde liegende Triebantagonismus findet sich, wenn auch nicht mit der Schärfe Kantischer Terminologie durchgeprägt, bei Herder, da er alle Triebe lebendiger Wesen auf Selbsterhaltung oder Teilnahme an andern zurückführt⁷⁸⁾.

So lassen sich, wenn auch schwer, weil nicht systematisch verarbeitet, allenthalben Spuren Herderschen Denkens in den Schillerschen Ideengängen nachweisen. Der Standpunkt ist demnach unhaltbar, daß beide in der ersten Weimarer Zeit achtlos aneinander vorübergegangen wären⁷⁹⁾; wie will dazu auch Schillers eigene Aussage stimmen, Herder im folgenden Sommer (1788) „sozusagen zu verzehren“⁸⁰⁾. Wohl traten zeitweilig Unterbrechungen im persönlichen Verkehr ein, zum Teil durch eine gewisse Zurückhaltung Herders⁸¹⁾, die oft aber ganz äußerlich hervorgerufen war, wie etwa durch die intensive Arbeit Schillers an seinem ersten Geschichtswerk⁸²⁾. Ein solches Sich-Abschließen ist bei Schiller stets zu beobachten in Zeiten starker produktiver Tätigkeit. Es folgert bei einem Geist wie dem seinen notwendig aus dem inneren Konzentrationsbedürfnis. Ein sachlicher und persönlicher Gegensatz zwischen beiden ist in dieser Zeit noch keineswegs nachzuweisen.

Man hat behauptet, daß Schiller bei Antritt seiner Dozententätigkeit, als er genötigt war, verschiedene Werke zu seiner Vorbereitung heranzuziehen, die „Ideen“ völlig unbenutzt gelassen hätte. Daraus zu folgern, es wäre mit dem Abgang aus Weimar jede geistige Verbindung zu Herder abgetan gewesen, ist unrichtig. Ganz abgesehen von der Tatsache, daß Schiller sich noch am 9. März 1789 das Herdersche Werk bei Crusius bestellte⁸³⁾, widerspricht dem auch anderes. Bereits zu Beginn des Jahres macht er Körner Mitteilung⁸⁴⁾ von dem philosophischen Gespräch, mit dem er nach fast einjähriger Unterbrechung den „Geisteslehrer“ fortsetzte. Gerade dieses wichtige Glied in der Schillerschen Ideenentwicklung hat man bisher unbeachtet gelassen, von dem er schreibt: „Halte diese Philosophie gegen die des Julius und du wirst sie gewiß reifer finden.“ Und man nahm es wie ein Rätsel, daß man sich im Vergleich zu den „Künstlern“ hier auf einen ganz anderen Boden gestellt sähe⁸⁵⁾.

Liegt der scheinbare Naturalismus, dem Schiller hier wie nie im Leben ergeben scheint⁸⁶⁾, wirklich so außerhalb der Denkreise, in die ihn Herder führte? Gelegentlich eines Zusammentreffens im Hause Vertuchts, wo man sich über „historische Schriftstellerei, Magnetismus und verborgene physische Kräfte“

77) H. W. 14 namentlich die Ausführungen im 1. Kap. des 15. Buchs, das abschließt: was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst bringe hervor“, dazu Kap. IV 4, VIII 3-5. — 78) H. W. 13, 155. — 79) D. Harnad, Schiller und Herder, Marbacher Schillerbuch 1905 S. 75. — 80) an Körner 15. 5. 88, Jonas II 61 f. — 81) an Körner 29. 8. 87, Jonas I 400. — 82) an Schwan 2. 5. 88, Jonas II 55 f. — 83) an Crusius 9. 3. 89, Jonas II 246. — 84) an Körner 22. 1. 89, Jonas II 246. — 85) D. Lempp, Das Theobizeeproblem in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts 370. — 86) J. Überweg, Schiller als Historiker und Philosoph 104.

unterhielt, gewann Schiller den Eindruck, daß Herder „äußerst zum Materialismus neige, wo er nicht schon von ganzem Herzen daran hänge“⁸⁷). Und man hat nicht mit Unrecht auf einen unausgeglichenen Gegensatz von theologisch gefärbter Methaphysik und Naturalismus in Herders Geschichtsauffassung hingewiesen⁸⁸). Dies nötigt nunmehr in den Kern der Herderschen Ideenwelt einzugehen, in die Stellung zum Theodizeeproblem.

Bei der oben erwähnten Unterredung im Stadtwäldchen brachte Schiller auch die ihm kürzlich von Herder selbst überhändigte Schrift über „Gott“ zum Gespräch⁸⁹), gab seine Meinung, soweit er sie gelesen, darüber kund und zugleich die Absicht, aus der Idee „Gott“ die ganze Philosophie abzuleiten. Herder fand dies originell und legte ihm neuerdings die Schrift ans Herz, die „seine vollständige überzeugende Idee von Gott“ enthalte. Schiller ersucht sogleich Körner sie zu lesen und ihm sein Urteil darüber mitzuteilen. Besonders der Anfang über Spinoza erweckt sein Interesse, indes er den Rest, der ihm zuviel Metaphysisches enthält⁹⁰), unbeachtet läßt. Aber gerade die einleitenden Partien enthalten so ziemlich alles, was Schiller brauchen konnte und das sich mehr oder weniger modifiziert bei ihm wiederfindet.

Schon in den „Ideen“ wird Gott gefaßt als die der Natur zugrunde liegende Gesetzmäßigkeit, die jene zu einem Einheitlichen, Vernunftdurchwalteten mache⁹¹). Im gleichen Sinne fordert Herder nun „reine Naturgesetze zu entwickeln, ohne sich um partikuläre Absichten Gottes dabei zu kümmern“ und meint, daß wer zeige mit welcher innerer Notwendigkeit sich das Leben entwickle, Liebe und Verehrung Gottes mehr als jeder andere befördere⁹²). Und in Erklärung des Spinozistischen Substanzbegriffes als den „eines Dinges, das die Ursache seines Daseins in sich selbst hat“⁹³) — denkt und wirkt ihm Gott nach ewigen Gesetzen seines Wesens, ist er ihm in Überwindung des Cartesianischen Dualismus von Denken und Ausdehnung ein organisch, d. i. in unendlichen Kräften auf unendliche Weise sich Offenbarendes⁹⁴). So redet auch Schiller vom „einigen Gott“ als einziger und höchster Ursache aller Dinge, als „Wesen aller Wesen“⁹⁵).

Und Herder geht weiter; was Gott wirkt ist mithin einzig und anders nicht möglich, aus seiner Vollkommenheit könnte er nie anders beschließen als er beschlossen hat⁹⁶). Alle ihm zugebachten Endabsichten sind demnach als „Antropopathien“ abzulehnen, wie er sie Leibniz in dessen „Theodicee“ zum Vorwurf macht⁹⁷). Gott konnte nicht über Entwürfen brüten. Gerade das hieße ihn seiner „inneren Notwendigkeit“ berauben und ihrerstatt, wie Leibniz es tut, eine aus den Konvenienzen gebildete moralische Notwendigkeit setzen. Gott aber kennt äußere Sittengesetze nicht⁹⁸). Vollinhaltlich schließt sich hier Schiller an, wenn er die moralisch gestimmten Begriffe von Mittel und Zweck in An-

87) an Körner 17. 5. 88, Jonas II 61 f. — 88) Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland S. 58. — 89) an Körner 8. 8 87, Jonas I 374 f. — 90) Diesen Teil läßt er auch nach der bereitwilligen Besprechung durch Körner unbeachtet. — 91) Kühnemann 364. — 92) S. W. 16, 492. — 93) S. W. 16, 440. — 94) S. W. 16, 451 f. — 95) Sch. W. XVI 95, 104 (Sendung Moses). — 96) S. W. 16, 482. — 97) ebd. 483. — 98) ebd. 485.

wendung auf transzendente Formen ersetzt haben will durch die moralisch indifferenteren von Ursache und Wirkung⁹⁹⁾.

Damit scheint eindeutig die Richtung ins Naturalistische gegeben. Und was dem Historiker gewiesen war zu objektiver Betrachtung: Geschichte lediglich als Ausfluß der dem Leben innerwirkenden Gesetze zu werten, das aktiviert sich nun dem Individuum zur inneren Bestimmung seines Verhaltens. Mit der Notwendigkeit, mit der sich das Weltgetriebe aus dem Göttlichen hervorwirkt, ist die Begründung einer immanenten Moral in die Wege geleitet. Herder spricht von „unvertilgbaren Kräften der Menschheit“ und zeigt sich bestrebt, gleichsam mit mathematischer Gewißheit den Verlauf des geschichtlichen Lebens zu erkennen und darzutun, daß „Geist und Moralität auch Physik seien und denselben Gesetzen, die doch zuletzt alle vom Sonnensystem abhängen, nur in einer höheren Ordnung dienen“¹⁰⁰⁾.

Wie in der Gesellschaft, so ist ihm auch im Individuum ein Natursystem lebendiger Kräfte angelegt und im Maximum ihrer Betätigung der Bestand menschlicher Dinge und damit Moralität gewährleistet¹⁰¹⁾. In ihrem vielfältigen In- und Gegeneinanderwirken erkennt er bereits den Kampf ums Dasein als das Urgesetz des Lebens; schon sieht er auf natürlichem Wege eine Auslese der Besten vor sich gehen, insofern überall nur lebt, was unter gegebenen Bedingungen am besten fortkommt¹⁰²⁾. Und er antizipiert den Nietzsche'schen Gedanken vom Kampf aller gegen alle, doch ohne jeden Zug eines brutalen Egoismus, vielmehr aus dem Gefühl allsorgender Notwendigkeit der Natur . . . „alles ist Streit gegeneinander, weil alles selbst bedrängt ist . . . weil die Natur im kleinsten Raum die größte und vielfachste Anzahl von Lebenden schaffen sollte“¹⁰³⁾.

Das werden die tragenden Gesichtspunkte für Schillers Ethos der Kraft, wie er es im „Geisterserher“ niederlegte. Und wenn er Körner versichert, daß er „nichts von der Art gelesen“, sondern alles aus sich selbst habe spinnen müssen¹⁰⁴⁾, so beweist dies nur, daß ihm die Anregungen vorwiegend im mündlichen Verkehr zuzugingen. Dieser wahrte wohl bis in den Sommer des Jahres, da Schiller sodann nach Volkstätt und Herder im August nach Italien ging. Und daß Schiller sich innerlich mit dem Abwesenden beschäftigte, geht daraus hervor, daß ihn von allen Nachrichten über diesen am angenehmsten die von seiner baldigen Zurückkunft berührte¹⁰⁵⁾.

Schon darin, wie Schiller die Freiheit als etwas Naturgesetzliches hinstellte, in dessen Wirken alles Menschliche aufginge, unbekümmert um die bösen oder guten Absichten des einzelnen, war angedeutet, daß es weniger auf bewußt sittliches Vorhaben als auf möglichst reiche Entfaltung individueller Kräfte ankomme. Dies gelangt nun zu prinzipieller Weiterung im philosophischen Gespräch¹⁰⁶⁾. Der einzelne wird hier der Furche verglichen, „die der Wind in die

⁹⁹⁾ Sch. W. XX 423. — ¹⁰⁰⁾ S. W. 13, 20. — ¹⁰¹⁾ ebd. 14, 84. — ¹⁰²⁾ Kühnemann 326. — ¹⁰³⁾ ebd. — ¹⁰⁴⁾ an Körner 9. 3. 89, Jonas II 248. — ¹⁰⁵⁾ Eine lebhaftere Verstimmung trat ein, als Herder sich nach seiner Rückkunft sehr eng an Goethe schloß; aber auch diese hielt nicht lange. — ¹⁰⁶⁾ Auch rein formal hat Schiller die in Herders „Gott“ gewählte Gesprächsform übernommen.

Meeresfläche bläst¹⁰⁷⁾ und alles, womit man sich der Notwendigkeit zu widersetzen vermeine, als in deren tiefere Pläne berechnend einbezogen erklärt. Der Mensch wird beurteilt als ein zur Hervorbringung von moralischen Empfindungen Organisiertes, ähnlich wie die Bedeutung von Licht und Schall für Farbe und Wohlklang¹⁰⁸⁾. Die transzendenten Voraussetzungen des Seelischen werden bezweifelt und der Trieb zur Unsterblichkeit wird als im Zeitlichen aufgehend bloß für ein Palliativ „gegen die heranrückende Notwendigkeit“ bewertet¹⁰⁹⁾.

Das Naturgesetzliche im Moralischen noch stärker zu unterstreichen, knüpft er das sittliche Handeln an den Glückseligkeitstrieb¹¹⁰⁾, eine ihm noch von der „Theosophie“ her geläufige Vorstellung, in der er gleichfalls mit Herder übereinstimmt, der Humanität und Glückseligkeit im Ziel verbindet, wengleich er diese nur als notwendigen Miterfolg denkt¹¹¹⁾. Jedenfalls ist hier der weiteste Schritt getan zu einem Determinismus, der den Menschen einsetzt wie ein Motorisches in die Kausalkette und zu einer realen Indifferenz moralischer Qualitäten führt. Herder nimmt denn auch an, daß nichts vollkommen oder unvollkommen genannt werden könne, weil alles, was geschieht, nach einer ewigen Ordnung und nach gewissen Naturgesetzen geschehe¹¹²⁾.

Alle Vollkommenheit regelt sich mithin nach Wirkungsquantitäten. Das Mehr oder Weniger eingesetzter Kräfte bestimmt eine Tat als gut oder böse. Ja, Schiller sieht die einzig mögliche Bewährung des Unsterblichkeitstriebes nur im Fortleben durch die Tat¹¹³⁾. Unfähigkeit, Mangel an wirkenden Kräften macht das Laster¹¹⁴⁾ aus, eine Auffassung, die ähnlich bei Fichte wiederkehrt. So ergäbe sich der paradoxe Schluß, daß jemand bei höchster Sittlichkeit (nämlich auf transzendenten Voraussetzungen begründeter) leicht umsonst gelebt haben könnte¹¹⁵⁾.

Freiheit kann demnach nur sein: Vollgebrauch individueller Kräfte, deren Ausbildung höchster Menschheitszweck. So versteht sich auch Herders Ruf nach „tätiger menschlicher Hilfe“, mit der allein unserem Geschlecht gedient sei¹¹⁶⁾. Allen gesellschaftlichen Einrichtungen kommt daher nur mittelbare Bedeutung zu — also auch dem Staat. Andersfalls sieht ihn Schiller für „verwerflich und schädlich“ an¹¹⁷⁾, weil gegen die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit verstößend. Ähnlich spricht Herder von der „Staatsmaschine ohne inneres Leben“ und setzt „den edelsten Zweck der Regierung“ darein, „daß sie entbehrlich werde und jeder sich selbst regiere“¹¹⁸⁾. So verschließt der damals zeitstarke Rationalismus auch seinem genialen Sinn für das Organische der Lebensformen die völlig freie Sicht.

Trotz alledem vermeiden es beide, zu äußersten materialistischen Konsequenzen fortzuschreiten. Bei Herder wird ein Abstreben von solchen schon darin deutlich, wie er an Stelle von Materie eben die Bezeichnung „organische Kräfte“¹¹⁹⁾ gesetzt

107) *Esth.* W. XX 422. — 108) *Esth.* W. XX 423 f. — 109) *Esth.* W. XX 422. — 110) *Esth.* W. XX 424. — 111) *S.* W. 14, 499 f. — 112) *S.* W. 16, 428 f. — 113) *Esth.* W. XVI 65 (Univerfalgeschichte). — 114) *Esth.* W. XX 431 f. — 115) *Esth.* W. XX 432 f. Diese Folgerungen deutet der Begleiter des Prinzen in seinen Einwänden an. — 116) *S.* W. 13, 469. — 117) *Esth.* W. XVI 170 f. (Lyfurg und Solon). — 118) *S.* W. 13, 385, 456. — 119) *S.* W. 16, 452 f. —

haben will, wodurch das Innen und Außen, Geistiges und Körperliches zugleich betont werden soll. Wenn er deren Wirken an Gesetze der mathematischen Physik anknüpft, so geschieht es, um den Kulturprozeß plastischer hervortreten zu lassen. Ist ihm doch das Naturgesetz menschlichen Daseins „weiseste Güte“¹²⁰⁾ an sich. So kommt gewiß seinen Kräften etwas den Platonischen Ideen Verwandtes zu, nämlich im Sinnlichen das Wesenhafte auszudrücken¹²¹⁾.

Indem beide den Begriff einer „höchsten Vollkommenheit“ beibehalten, mag diese begründet werden wie immer, unterschieden sie doch wieder ein moralisch zu Wertendes und damit einen allgemeinen Endzweck. Der berechtigte Vorwurf, den man Schiller hinsichtlich Inkonsequenz in Verwendung des Teleologischen machte¹²²⁾, trifft somit auch Herder. Alles was der höchsten Vollkommenheit förderlich ist, bezeichnet er als ein wahres Gut. Höchstes Gut aber ist ihm, mit andern Individuen unsere Natur zu genießen, d. i. zur Erkenntnis der Einheit vorzubringen, in der unser Innerstes mit dem All verbunden ist¹²³⁾. Man denkt an die Aufgabe, die in ihrer Tendenz ganz ähnlich Fichte dem empirischen Ich zubestimmt. Es zielt eben doch auf Vergeistigung, wenn Herder, wie später in den Humanitätsbriefen, den Kampf mit den Elementen, mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens gerade zum Nutzen des Menschen gegeben sieht. „Zu seinen besten Gütern ist der Mensch durch Unfälle gelangt und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte nicht die Not sie erfunden.“¹²⁴⁾ So druchbricht ihm die subjektive Erkenntnistheorie, mit der er die gesamte Weltentwicklung durchaus in Beziehung auf den Menschen beurteilt und das Vernunftmäßige der Natur entgegensezt, seinen Monismus.

Ähnlich bei Schiller, der sich übrigens ziemlich unsicher zeigt in Handhabung des fremden Geräts und sich dabei auch wenig behaglich zu fühlen scheint. Er nimmt seinem Prinzip, „alle Kräfte zum Wirken zu bringen“, sofort das Elementare, wenn er den äußeren Wirkungserfolg als für die Moralität belanglos hinstellt und für diese einzig die „inneren Tätigkeiten des denkenden Wesens“¹²⁵⁾, d. h. die eine Willensentscheidung bestimmenden Motive in Betracht zieht. Damit isoliert er doch ein Innermenschliches von der einheitlichen Weltgeselligkeit, und alle Versuche, diese Zwiespältigkeit wegzuschaffen, enden in mehr oder weniger gelungenen Sophismen. Unversehens stiehlt sich ihm wieder das Transzendente ein, wenn er im Widerspruch zu der früher betonten moralischen Indifferenz plötzlich ein „verwüstendes“ durchaus nicht als ein „tätiges Leben“¹²⁶⁾ gelten lassen will und einen Despoten vom Schlage Philipp II. als das „unnützlichste Geschöpf“ und sein Dasein als eine „fürchterliche Negative“ hinstellt, „weil er durch Furcht und Sorge die tätigsten Kräfte bindet und die schöpferische Freude ersticht“. Übrigens kommt Herder zu dem nämlichen Schluß, daß „die schönste Anlage, die auf Jahrhunderte hin der Menschheit die nützlichsten Früchte versprach, oft durch den Unverstand eines Einzigen zerrüttet wird, der statt Äste zu beugen, den Baum fället“¹²⁷⁾.

¹²⁰⁾ S. W. 14, 500. — ¹²¹⁾ Posadyn, Der entwicklungsgeschichtliche Gedanke bei Herder, S. 45. — ¹²²⁾ Überweg, Schiller als Historiker und Philosoph 102. — ¹²³⁾ S. W. 16, 429. — ¹²⁴⁾ S. W. 17, 120. — ¹²⁵⁾ S. W. XX 429. — ¹²⁶⁾ S. W. XX 427. — ¹²⁷⁾ S. W. 14, 232.

Das philosophische Gespräch bedeutet zweifellos den Höhepunkt der Beeinflussung Schillerschen Denkens durch Herder. Fortan, namentlich durch das Studium Kants, scheint diese zurückgedrängt, bleibt jedoch, vielleicht Schiller selbst unbewußt, in den wesentlichen Standpunkten des Denkens fortwirkend, und gerade, wo Schiller Kant menschlich näherzubringen sucht, kommt immer Herder zu seinem Recht. Man versolge nur bei Schiller bis zuletzt die Bedeutung des Nemesisbegriffes, z. B. in der feinen Symbolik, in die er ihn im „Laucher“ hüllt oder in der elementaren Wucht, mit der er ihn walten läßt in der „Braut von Messina“. Ein andrer Fall, wenn er so ganz im Widerspruch zu Kant mitunter in den ästhetischen Schriften von „moralischen Trieben“¹²⁸⁾ redet, ja wenn er den ganzen Menschen sich aus Triebanlagen entwickeln läßt. Schillers lebhafter synthetischer Drang ist genährt an Herderschen Elementen und der Begriff „Spieltrieb“¹²⁹⁾ ist eine Prägung, wie man sie sich ganz leicht bei Herder denken könnte. Auch die symbolische Einführung in „Über Anmut und Würde“ ist typisch Herderscher Gebrauch.

Noch schreibt Schiller mit Befriedigung an Körner: „Er ist ein ganz anderer Bewunderer meiner universalhistorischen Übersicht in den ‚Memoires‘ als Du.“¹³⁰⁾ Durch die Übersiedlung nach Jena tritt dann eine mehrjährige Pause im Verkehr ein, obgleich die Lengefelds stets freundschaftliche Beziehungen zu Herders unterhielten, bis Schiller am 4. Juli 1794 Herder um seinen „in jedem Betrachte so entscheidenden Beitritt“ zu den „Horen“¹³¹⁾ bittet. Zwar drückt sich in dessen Urteil über die ästhetischen Briefe schon eine leichte Gegensätzlichkeit aus, wozu Schiller bemerkt: „Herder abhorriert sie als Kantische Sünden und schmollt ordentlich deswegen mit mir.“¹³²⁾ Doch bleibt das Verhältnis vorderhand ein sehr freundschaftliches, ja es erfährt eine beträchtliche Stärkung durch die Beiträge, die Herder zu den „Horen“ stellt. Gleich der erste, für das dritte Heft der „Horen“ bestimmte Aufsatz „Das eigene Schicksal“ findet Schillers ungeteilten Beifall. „Materien dieser Art“, berichtet er Goethe, „sind für unseren Gebrauch vorzüglich passend, weil sie etwas mystisches an sich haben, und durch die Behandlung doch an irgendeine allgemeine Wahrheit anknüpft werden.“¹³³⁾ Anschließend an die Idee der „Nemesis“ wird hier das eigene Schicksal als ein Ergebnis des Charakters hingestellt und gefordert, daß jeder der eingebornen Bestimmung gemäß sein Leben gestalte¹³⁴⁾.

Gleich anerkennend äußert sich Schiller über die „Terpsichore“, eine Übersetzung, besser Umdichtung der Gedichte des Neulateiners Jakob Valde¹³⁵⁾. Und als der Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit“ Herder von Professor Wolf in Halle harte Anwürfe einträgt, nimmt Schiller unbedenklich Herders Partei gegen den „Philister“ und dessen „Flegelgeien“, wie er den Philologen und sein Verhalten apostrophiert¹³⁶⁾. Und an der Auffassung der griechischen Plastik in der 6. Sammlung der Humanitätsbriefe rühmt er, daß der Verfasser „den Gegen-

¹²⁸⁾ Sch. W. XVII 350. — ¹²⁹⁾ Sch. W. XVIII 54. — ¹³⁰⁾ an Körner 16. 5. 90, Jonas III 79. — ¹³¹⁾ an Herder 4. 7. 94, Jonas III 464 f. — ¹³²⁾ an Körner 7. 11. 94, Jonas IV 54. — ¹³³⁾ an Goethe 19. 2. 95, Jonas IV 129 f. — ¹³⁴⁾ S. W. 18, 410. — ¹³⁵⁾ an Herder 17. 5. 95, Jonas IV 173. — ¹³⁶⁾ an Humboldt 26. 10. 95, Jonas IV 301 f.

stand nicht mit isolierten Gemütskräften auffasse, nicht bloß denke, nicht bloß anschau, nicht bloß fühle“, sondern „mit der ganzen Menschheit aufnehme und ergreife“¹³⁷⁾.

Zahlreich sind die Anregungen, die auch aus diesen Arbeiten auf Schiller übergingen. Die kulturhistorischen Überblicke, wie sie Schiller seit den „Künstlern“ in poetischer Form immer wieder bringt, sind nicht zu denken ohne Herdersche Betrachtungsweise. Daher auch das hohe Lob, das dieser Gedichten wie dem „Spaziergang“ zollt. „Ein Gemälde aller Szenen der Welt und Menschheit“ sieht er darin, „die wildesten Stellen bis zum Erschüttern wahr.“¹³⁸⁾ Auch der Hymnus „Die Geschlechter“ dürfte im Grundgedanken der aus einer Knospe strebenden doppelten Blume auf eine Bemerkung Herders zurückgehen, wonach die griechische Kunst es verstanden habe, „die zarte Blüte des Lebens, in der die Geschlechter sich gleichsam trennen wollen und doch noch zusammenwohnen, als den wahren Reiz der Schönheit“ festzuhalten¹³⁹⁾.

Am eindeutigsten aber scheint ein Zusammenhang der Elegie „Die Sänger der Vorwelt“ mit den in die „Horen“ eingerückten Homerauffätzen Herders gegeben zu sein, kurz nach deren Erscheinen im Herbst 1795 entstand. Nicht bloß gedanklich — oft wörtlich in Ausdrücken und Wendungen zeigt sich die Abhängigkeit des Gedichtes. So nennt Herder Homer „einen Voten der Vorwelt“ und das Epos „die Stimme der Vorwelt“¹⁴⁰⁾. Hinsichtlich des lebendigen Wortes, das Schiller so hoch anschlägt, betont bereits Herder: „gelesen zu werden, sind diese Gefänge ursprünglich nicht gedichtet; sie wurden gesungen; sie sollten gehört werden.“¹⁴¹⁾ Auch die Stelle, wonach die alten Dichter „vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen“ hätten, findet eine Entsprechung in dem Satz: „Homer änderte den alten Geschmack dadurch, daß er gleichsam den Himmel auf die Erde zog und ... alle seine Gestalten rein menschlich machte.“¹⁴²⁾ Solcher Anklänge noch mehrere.

Auch bei diesem Gedicht kargte Herder nicht mit dem Lob¹⁴³⁾. Ebensovienig verfehlt der „über das Naive“ handelnde erste Teil von Schillers berühmter Abhandlung seine Wirkung. Er hat daran nur „die verzwickten Zusammensetzungen der Kantischen Philosophie“ zu bemängeln¹⁴⁴⁾. Zurückhaltender zeigt sich Herder bereits bei dem Teil über die sentimentalischen Dichter, obgleich er noch Einigkeit in den Hauptgrundsätzen feststellt¹⁴⁵⁾. Hatte er ja in seinem Homerauffatz das Verhältnis der alten und neuen Dichter ähnlich dargestellt¹⁴⁶⁾.

Doch rascher, als es vorauszusehen war, kamen die Bande in Lösung, die für kurze Zeit die bedeutendsten Geister Weimars aneinandergeschlossen hatten. Was Schiller und Herder betrifft, so lagen die Ursachen dafür, mochten auch verschiedene äußere Momente mitspielen, doch vor allem in der Verschiedenheit ihrer Antriebe. Und daß gerade aus geringfügigen Anlässen, aus Mißverständ-

¹³⁷⁾ an Herder 12. 6. 95, Jonas IV 181. — ¹³⁸⁾ Herder an Schiller 10. 10. 95 in Karoline v. Wolzogens — Schillers Leben 210. — ¹³⁹⁾ S. W. 17 385. — ¹⁴⁰⁾ S. W. 18, 444. — ¹⁴¹⁾ S. W. 18, 424. — ¹⁴²⁾ S. W. 18, 437. — ¹⁴³⁾ Herder an Schiller am 10. 10. 95 Karoline v. Wolzogens Schillers Leben 210. — ¹⁴⁴⁾ Herder an Schiller am 21. 10. 95 ebd. 212. — ¹⁴⁵⁾ Herder an Schiller am 25. 11. 95, Schüddelkopf, Klassische Findlinge: Freundesgaben für Dürckardt. — ¹⁴⁶⁾ S. W. 18, 434 f.

nissen sich die persönlichen Differenzen ergaben, zeigt um so deutlicher die Unvermeidbarkeit des Bruches.

Eben hatte sich Schiller noch zustimmend zur 6. Sammlung der Humanitätsbriefe geäußert und bedauert, daß alle diese interessanten Aufsätze für die „Horen“ verlorengingen, als der Aufsatz „Iduna oder der Apfel der Verjüngung“ plötzlich seinen Widerspruch auslöste¹⁴⁷⁾. Er stieß sich an der vermeintlichen Voraussetzung Herders, „daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen müsse“. Hatte er sich doch in den ästhetischen Schriften bemüht darzutun, daß das gegenwärtige Leben „wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt“ sei. Ihm liegt an strenger Abscheidung des poetischen Geistes von der wirklichen Welt. Der Dichter soll seine eigene Welt formieren und „durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen fremden und idealischen Zeitalters bleiben, da die Wirklichkeit ihn nur beschmutzen würde“¹⁴⁸⁾.

Hier klappt zum erstenmal ein bisher nur verhüllter Riß, der, wie schon angedeutet, darin lag, daß Schiller das Einmalige, Besondere einer bestimmten Volksindividualität noch nicht berücksichtigte. Auch begreift er Wirklichkeit viel zu unmittelbar im Sinn von Zeitgeist, ebenfalls irrtümlich, da Herder nur das Natürliche nationaler Kulturkreise ins Auge faßte, dessen Einfluß sich schlechthin niemand entziehen soll. Daher die Aufforderung zur Wiederbelebung nordischer Mythologie. Lehnt doch auch Herder es entschieden ab, „Zeitgeist“ etwa nach publizistischem Modeklatsch oder der rollenden Münze des Tages zu nehmen; vielmehr ist er ihm der verborgene, ideentragende Genius der Geschichte, wie er darum mahnt, „den Geist der Zeiten nicht zu verwechseln mit der Stimme der Schriftsteller; sie sind ein Teil desselben, gewiß aber nicht der ganze, vielleicht auch nicht der wirksamste Teil“¹⁴⁹⁾.

Herder vertritt hier das nämliche, zu dem Schiller später aus Eigenem gelangt, da er Goethes intensivem Bemühen, es im Epischen Homer gleichzutun, entgegenhält: „Da es wohl seine Richtigkeit hat, daß keine Ilias nach der Ilias mehr möglich ist, auch wenn es wieder einen Homer und wieder ein Griechenland gäbe, so glaube ich Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre ‚Achilleis‘ . . . bloß mit sich selbst vergleichen . . . denn es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll.“¹⁵⁰⁾ Man spürt, hier wäre nur eine dünne Scheidewand zu durchbrechen, um zu einem beiderseitigen Verständnis zu gelangen.

Aber der Gegensatz Schiller-Herder ist eben ein psychologischer, in den geistigen Strebungen wurzelnd, daher die Schärfe der Umrisse, in denen er erscheint. Hier objektive, am Geschichtlichen ruhig verweilende Betrachtung, dort neuer Stiltrieb künstlerischen Lebenswillens. Schiller, damals in einer Art Fieberkrisis, gespannt auf höchste Erwartungen, mußte sich konzentrieren nach einem Formideal. Darum

¹⁴⁷⁾ an Herder 30. 10. 95, Jonas IV 305. — ¹⁴⁸⁾ an Herder 4. 4. 95, Jonas IV 313. — ¹⁴⁹⁾ H. W. 18, 330. — ¹⁵⁰⁾ an Goethe 18. 5. 98, Jonas V 384 f.

der Zug von Unbuddsamkeit, das kompromißlose Fordern; der schöpferische Instinkt schließt sich für Momente ab gegen alles Verwirrende, unklar Erweitende. Demgegenüber Herder, noch einmal erfüllt von intuitiver Schau des Gesamt menschlichen, ins Unendliche schweifend gerade im natürlichen Begrenzen. So schieden sich die Geister in ihnen, je mehr Schillers Ansichten durchreisten zu programmatischer Klarheit.

Herder mochte aus manchem die schmerzliche Gewißheit nehmen, daß Neues sich ankündigte, etwas, das seinen eigensten Intentionen entwachsen, nun über ihn und sein Werk hinausging und in seinem positiven Ertrag ihn zurückstellte gegen andere. Daher die Flucht ins Vergangene, der bittere Unwille, mit dem er die Schritte der Begünstigten verfolgt, die Lust am Verkleinern, die ihm ihrerseits wieder harten Tadel einträgt. Goethe nicht minder als Schiller verdroß „die sonderbare Toleranz gegen alles Glende“, die er hervorkehrte und die „Verehrung gegen alles Verstorbene und Vermoderne, die gleichen Schritt hält mit seiner Kälte für das Lebendige“¹⁵¹⁾.

Zusehends verfiel Herders sonst so reiches Vermögen, sich einzufühlen in fremde Leistung, in dem Maß, als er sich im eigensten Lebensgefühl verletzt sieht. Nun bestätigt sich, was Schiller von ihm geurteilt hatte, daß seine Empfindungen nur in Haß oder Liebe bestünden. Wo er nicht mehr lieben konnte, da war für ihn auch kein Verstehen mehr. Dazu die materiellen Sorgen und die unerquicklichen Differenzen, in die er mit dem Hof und Goethe geriet. Da kamen die „Xenien“ gerade recht, der gequälten Seele Luft zu machen; sie waren nur ein letzter Anstoß zur Trennung¹⁵²⁾. Die ganze Verbitterung des einsam Gewordenen klingt auf in einem Brief an den alten Gleim: „Nun Vester flugs auf zu den ‚Xenien‘, und sehen Sie wie die neuen Musen sich erklären und was für ein neuer Parnass emporsteigt. ‚Das Alte ist vergangen‘, sagt St. Paulus, ‚das Neue herbeigekommen‘. Wir indes Vester, Lieber, Guter wollen beim Alten bleiben und uns lieben und werthalten. Wir haben mehrere solcher Raßbalgereien erlebt und wissen was aus ihnen wird.“¹⁵³⁾

Darüber aber kam er am schwersten weg, daß in der Schätzung des einstigen Jugendfreundes ein anderer an seine Stelle getreten war. Nicht wenig trug zur Abfage an die „Horen“ die Verärgerung bei, mit der es Herder dem Einfluß Schillers zuschreiben mochte, daß Goethe, seine Gegen Gründe beiseitesetzend, nun doch mit dem „Wilhelm Meister“ und den „Römischen Elegien“ an die Öffentlichkeit getreten war. Mit richtigem Instinkt fühlte man im Herderschen Hause in Schiller den heraus, der trennend zwischen ihnen und Goethe stand, den Repräsentanten des neuen Geistes. In Briefen und persönlichen Äußerungen erging man sich in heftigen Invektiven gegen ihn. Wo alles über Schillers Werke in Bewunderung stand, suchte man nichtachtend darüber hinwegzugehen. Als „Wallensteins Lager“ in Szene geht, läßt dies Herder kalt. „Die Komödie ist nun fast der herrschende Gedanke des großen Hausens geworden“, schreibt

¹⁵¹⁾ an Goethe 18. 6. 96, Jonas IV 461. — ¹⁵²⁾ Schon im Frühjahr 1796 dispensierte sich Herder auf unbestimmte Zeit von der Mitarbeit an den „Horen“, Schiller an Goethe 5. 2. 96, Jonas IV 410. — ¹⁵³⁾ Herder an Gleim 29. 6. 98, „Von und an Herder“ von Dünker I 244.

Karoline, Herders Gattin, an Gleim, „mein Mann ist vielleicht der Einzige in Weimar, der noch nicht darinnen war.“¹⁵⁴⁾ Bei den „Piccolomini“ wollte man „ruhig die zweite und dritte Aufführung erwarten“¹⁵⁵⁾.

Diese kleinliche Widerseßlichkeit, das Ignorieren und Geizen mit Anerkennung, das hartnäckige Sich-Versteifen auf das Moralische für die dichterische Produktion, es mußte peinlich befremden an einem Manne, in dessen Geist Sturm und Drang einst siegreich waren. Es macht die etwas lieblose Art verständlich, mit der Goethe klagt über den „Alten auf dem Topfberge“, der verdammt sei durch weiß Gott welche Gemütsart, sich und anderen den Weg zu verkümmern¹⁵⁶⁾. Für Schiller ist Herder jetzt „eine ganz pathologische Natur“ und was er schreibt, kommt jenem vor „wie Krankheitsstoff, den diese auswirft ohne dadurch gesund zu werden“¹⁵⁷⁾. Und obgleich es kurz vor seinem Tode schien, als bessere sich das Verhältnis zu Goethe, mit Schiller wäre es kaum zur Ausöhnung gekommen.

Am 18. Dezember 1803 schied Herder aus dem Leben und, als nun von höherer Hand aller Streit geschlichtet war, da hielt auch Schiller mit der Anerkennung nicht zurück. „Hier ist kürzlich Herder gestorben, der ein wahrer Verlust nicht nur für uns, sondern für die ganze literarische Welt ist“, schreibt er an Christophine¹⁵⁸⁾. Mehr als je begannen ihn wieder Herders Schriften zu beschäftigen, noch bis kurz vor seinem Ende. Unter den Aufzeichnungen Karoline v. Wolzogens findet sich die Stelle: „Über Herders ‚Ideen‘ . . . waren wir früher oft im Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. Ich weiß nicht wie mir ist, sagte er, als der letzte Frühling für ihn begann, dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb.“¹⁵⁹⁾ Das war gesagt in den Morgenstunden romantischen Geistes, im ersten Niedersteigen von klassischer Höhe zur Fülle und Wirklichkeit der Heimat und des eigenen Volkstums.

Zum Gesang der Erzengel in Goethes Faust.

Von Rudolf Preiswerk in Schiers (Graubünden).

I.

In seinem Aufsatz „Der Prolog im Himmel in Goethes Faust“ (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum usw. Bd. LI S. 173) legt D. Pniower dar, daß der Gesang der Erzengel am Anfang des Faust gedichtet worden sei hauptsächlich im Anschluß an den Lobpreis der Schöpfung, den wir in den Schlussskapiteln des Buches *H i o b* lesen [XXVI, XXVIII, XXXVIII¹⁾]. Es sei uns gestattet, diese Meinung auf ihre Richtigkeit zu prüfen und zu untersuchen, in

¹⁵⁴⁾ Herder an Gleim I 248. — ¹⁵⁵⁾ Herder an Gleim 18. 1. 99 ebd. I 251. — ¹⁵⁶⁾ an Schiller 13. 8. 97, Schiller-Goethe I 284. — ¹⁵⁷⁾ an Körner 1. 5. 97, Jonas V 186. — ¹⁵⁸⁾ an Reinwald 5. 1. 1804. Jonas VII 109. — ¹⁵⁹⁾ Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben 263.

¹⁾ Ähnlich bei J. Zeitler, Goethe-Handbuch III S. 157. E. Traumann, Goethes Faust I S. 202 zieht die Psalmen zum Vergleich heran. J. Minor, Goethes Faust II S. 83 bemerkt, daß in den drei gleichgebauten Strophen ein uraltes Thema der Psalmen und jeder geistlichen Liebdichtung variiert werde. Nicht zugänglich waren dem Verfasser dieses Aufsatzes J. Landsberger, Das Buch *H i o b* und Goethes Faust, Darmstadt 1882, und Goethes Faust, erklärt von A. Trendelenburg 1921/2.

welchem Umfange das Erzengelied unter dem Einfluß des Hiobbuches entstanden ist oder entstanden sein kann, welche unter seinen Bestandteilen dagegen von anderen Quellen herzuleiten sind.

Dem biblischen Vorbilde verdankt Goethe zunächst ohne Zweifel den Entschluß, den Gesang der Erzengel überhaupt zu dichten. Denn wollte er einmal Gott und den Teufel in ähnlicher Weise miteinander sprechen lassen, wie es am Anfang des alttestamentlichen Lehrgedichtes geschieht, so mußte er auch die himmlischen Heerscharen auftreten lassen. Traten aber Engel auf, so lag es nahe, ihnen ein Lied in den Mund zu legen, durch das der Schöpfer gepriesen wird. In dem Vorhaben, dieses Lied zu verfassen, kann der Dichter durch Hiob XXXVIII 7, einer von Pniower und anderen Fausterklärern erwähnten Stelle, bestärkt worden sein. Dann stimmt der Grundgedanke des Engelgesanges überein mit einem Gedanken, der im Buche Hiob wiederholt von Hiob, von seinen Freunden und vom Herrn ausgeführt wird. Er lautet: Unbegreiflich, aber über alle Maßen großartig zeigt sich Gott in der Natur, und — das wird teils ausgesprochen teils vom Leser oder Hörer mitempfunden — unbegreiflich, aber über alle Begriffe weise zeigt er sich auch in den Führungen des Menschenlebens²⁾. Des weiteren glaubten alte Ausleger in Hiob XXXVIII 37 eine Anspielung auf die Sphärenharmonie zu erkennen. Goethe hat sich schwerlich um diese Auslegung gekümmert; sie hat aber dadurch, daß sie den Glauben an musizierende Sterne hat verbreiten helfen, mittelbar dazu beigetragen, daß er den Gesang der Sonne und der Brudersphären erwähnt³⁾. Schließlich werden im Engelliede wie bei Hiob als Erscheinungen, in denen sich Gottes Macht offenbart, das Meer, die Gewitter (und die Winde) genannt. Aber ein deutlicher Anklang an das Hiobbuch findet sich höchstens in dem Ausdruck „P f a b des Donnerschlags“. Im übrigen kann Goethe die Beschreibung jener Elementargewalten mitsamt der Vorstellung, daß Gott den Menschen seine Herrlichkeit in der Natur schauen lasse, ebensogut seiner eigenen Anschauung oder anderen Schriftwerken verdanken wie seiner alttestamentlichen Vorlage⁴⁾.

Damit kommen wir zu denjenigen Stellen in unserem Liede, die mit Hiob nichts zu tun haben. Es sind die Verse, die von der Bewegung der Himmelskörper handeln. Der deutsche Dichter redet vom Laufe der Sonne, von der

²⁾ Hiob (Luther) V 8, 9; IX; XI 7–9; XII 13–25; XXI 22; XXII 12–14; XXVI; XXVIII 20–28; XXXVI 22–26; XXXVII 14–24; XXXVIII; XXXIX; XXXXII 1–6.

³⁾ Hiob XXXVIII 37; Vulgata: Quis enarrabit caelorum rationem et concentum caeli quis dormire faciet? Luther: Wer ist so weise, der die Wolken erzählen könne? Wer kann die Wasserfläusche am Himmel verstopfen? Kausch: Wer zählt die Wolken mit Weisheit ab, und die Krüge des Himmels — wer legt sie um? Vgl. F. Piper, Mythologie und Symbolik der christl. Kunst usw. 1851, I. Bd. II. Abt. § 48. III. — Auf eine unrichtige Übersetzung kann durch Vermittlung anderer Dichter auch zurückgehen die Wendung „die Sonne tönt“. Aquila (2. Jhdt. n. Chr., Übersetzung des A. T. ins Griechische) gab im Hohen Liede VI 9 (hebräische Bibel VI 10) die Stelle „rein (Luther: auserwählt) wie die Sonne“ wieder durch „tönend wie die Sonne“. Vgl. Ambrosius, De Isaac et anima VII 63: Quod autem Aquila ait: S o n a n s i c u t s o l, videtur illa axis caelestis conversio solisque et lunae et stellarum cursus concentusque globorum exprimi.

⁴⁾ Naturgewalten: Hiob XXVI 12 (14); XXVIII 25/6; XXXVI 30–33; XXXVII 2–5, 9; XXXVIII 8–11, 34/5; „P f a b des Donnerschlags“ = (Luther) XXVIII 26 da er dem Regen ein Ziel machte und dem Blitz und Donner den Weg; vgl. XXXVIII 25.

Drehung der Erde um sich selber und von ihrem Flug im Weltraum. Gleich hier sei festgestellt, daß sich Goethe unter der vorgeschriebenen Reise der Sonne nichts anderes kann gedacht haben als deren scheinbaren Lauf um die Erde. Denn wenn auch die Ansicht, daß die Sonne eine wirkliche Bewegung um einen größeren Himmelskörper mache, dem 18. Jahrhundert nicht fremd war, so können doch die Worte „vollendet sie mit Donnergang“ nur auf ihren täglichen Scheinumlaf um die Erde bezogen werden, nicht auf die Umlaufung eines größeren Sterns, die erst in unzähligen Jahren „vollendet“ würde. Allerdings widerspricht bei dieser Deutung die erste Strophe des Engelliedes der zweiten, in welcher der Wechsel von Tag und Nacht durch die Umbrehung der Erde erklärt wird. Allein Goethe folgt eben in der ersten Strophe der ptolemäischen, in der zweiten der kopernikanischen Auffassung des Weltalls. Daß nun das Buch *Job* nichts von einer Drehung und einem Kreislauf der Erde weiß, ist nicht erstaunlich. Es erwähnt aber auch keinen wirklichen oder scheinbaren Lauf der Sonne um die Erde. Hier sind also diejenigen Bestandteile unseres Liedes, die von anderen Quellen abzuleiten sind. Diese Quellen aufzudecken, ist das Ziel unserer Abhandlung.

II.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.

Der Gesang der Erzengel steht nicht für sich allein da wie ein beliebiges lyrisches Gedicht. Er ist ein Stück der Fausttragedie und erfüllt seine Aufgabe nur dann völlig, wenn er in Verbindung mit dem ganzen Schauspiel gelesen oder angehört wird. Trotzdem ist es erlaubt, das Lied aus seinem Zusammenhange loszutrennen und gesondert zu behandeln. Bei dieser Betrachtungsweise tritt es aus seiner Vereinzelnung heraus und gesellt sich den religiösen Naturliedern bei, die das deutsche Sprachgebiet — zumal da, wo es dem protestantischen Bekenntnisse huldigt — in großer Zahl hervorgebracht hat. Das selbständige geistliche Naturgedicht kommt im 16. Jahrhundert noch kaum vor. Es blüht im 17. Jahrhundert auf und erfährt im 18. Jahrhundert einen eigenartigen Aufschwung.

In der religiösen Naturdichtung des 17. Jahrhunderts lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die eine, bei weitem verbreitetere, stellt den Menschen in den Mittelpunkt; der Natur wird nur insofern eine Bedeutung beigemessen, als sie ein Gleichnis für ewige Dinge darstellt, oder als Gott dem Menschen durch ihre Vermittlung seine leitende und fürsorgende Güte zeigt. Die Verfasser der zahlreichen und oft gemütvollen Frühlings- und Sommerlieder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens bleiben fast ausnahmslos am Nächstliegenden haften; es fehlt ihnen der Sinn für die Größe und Selbständigkeit der Schöpfung. Wer einen Einblick in diese Art der Betrachtung gewinnen will, mag Paul Gerhards „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ durchlesen. Wie gründlich ist doch die Naturauffassung dieses kindlich

frommen Lutheraners von derjenigen Goethes verschieden! Näher steht dem Engelgesange die andere Richtung. Sie kommt in einigen Gedichten des Katholiken Friedrich von Spee und des Reformierten Joachim Neander zum Ausdruck. In des letzteren noch heute gesungenem Lobliede, das mit den Worten „Himmel, Erde, Luft und Meer“ beginnt, stehen Gestirne und Erdball, Wälder und Felder, Vieh, Vögel und Wasserwellen, ohne Rücksicht auf den Nutzen, den sie dem Menschen gewähren, ihrem Schöpfer selbständig gegenüber. Nicht sowohl die Güte als vielmehr die Ehre und die Erhabenheit Gottes sind es, die der Dichter, der unter dem Einflusse alttestamentlicher Naturschilderungen steht, an ihnen wahrnimmt.

Im 18. Jahrhundert, in dem sich sowohl die wissenschaftliche Forschung als die gefühlsmäßige Sehnsucht der Natur zuwandten, mußte auch die religiöse Naturdichtung gedeihen. Das religiöse Naturlied der Aufklärungszeit vereinigt in sich die beiden Richtungen des vorangehenden Jahrhunderts. Aber die Art Neanders überwiegt. Der Sinn für das Trauliche tritt zurück; dafür ist das Verständnis für die Weite und Großartigkeit der Natur gewachsen. Am Schöpfer wird neben der Güte und der Erhabenheit jetzt vor allem die Weisheit gepriesen. Bei einer derartigen freieren und umfassenderen Betrachtungsweise kommen auch die feindlichen Seiten der Schöpfung zu ihrem Rechte. Paul Gerhardt sucht vor den schädlichen Naturgewalten Schutz bei Gott; er kann sagen: Wer wärmet uns bei Kält' und Frost, Wer schüzt uns vor dem Wind? Demgegenüber singt Neander: Donner, Blitz, Dampf, Hagel, Wind Seines Willens Diener sind. Friedrich von Spee fügt zum Gewitter das erregte Meer hinzu: Fast alles, voller feiner Macht, Laut überall erschallet, Das Meer in steter Wellenjagd Mit Brüllen laut erknetet ... Ihn loben Wind und Regen, Ihn loben Blitz und Wetterschein Zusamt den Donnereschlägen. Bei Erwald von Kleist heißt es: Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu: O verwegenes Geschöpfe. Dies ist Gott. Was zweifelst du? und der Zürcher Psalmenerneuerer Salomon Wolf, ein Zeitgenosse Goethes, dichtet: Der Wolken schwarze Last, von Regen schwer und Blitzen, Des Meeres Ungestüm, der Ozeane Loben, Vom wütenden Orkan empöret, muß dich loben.

Von jeher haben Sonne, Mond und Sterne den Glauben des Menschen an eine göttliche Macht geweckt und gefestigt. Die Himmelsleuchten fehlen denn auch in der geistlichen Dichtung des 17. Jahrhunderts nicht. Aber was von ihnen ausgesagt wird, ist in der Regel das, was die tägliche Beobachtung und die Bibel lehren. Die Stellung der Himmelskörper im Weltraume wird selten in Betracht gezogen; zumal die Sterne erscheinen meist als bloße Zierate am Firmament. Im 17. Jahrhundert ist des Ptolemäus Lehre über das Weltgebäude noch durchaus die herrschende; sie wird bis ins 18. Jahrhundert hinein von der Kirche, der protestantischen so gut wie der katholischen, geschützt⁵⁾.

⁵⁾ Noch im Jahre 1721 muß der Zürcher Professor Joh. Jak. Scheuchzer auf Weisung der Zensoren aus seiner *Iobi physica sacra* die Stellen austreichen, in denen er sich zur kopernikanischen Auffassung bekennt. (Vgl. P. Wernle, *Der Schweiz. Protestantismus im 18. Jhdt.* Bd. II S. 3.) Erst im Jahre 1758 wird das Verbot gegen Bücher, die den Umlauf der Erde um die Sonne verfechten, aus dem *Index libr. proh.* entfernt.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kommt die kopernikanische Auffassung langsam zu allgemeiner Geltung, gestützt und erweitert durch die Entdeckungen Newtons. Die neue Erkenntnis wirkte befreiend und erhebend; sie belebte das religiöse Gefühl und steigerte die Ehrfurcht vor Gott. Wie gewaltig mußte die Kraft dessen sein, der jetzt nicht mehr bloß der Schöpfer Himmels und der Erden im alten Sinne war, sondern von dem man mit Gellert sagen durfte: Er will's und spricht, So sind und leben Welten. Neben dem Gedanken an die Unermeßlichkeit des Raums und die ungeheure Zahl der Himmelskörper machte der neugewonnene Einblick in die Gesetzmäßigkeit der Erds- und Sternenumläufe den tiefsten Eindruck⁶⁾. Kein Wunder, daß sie auch in der Dichtung des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts verherrlicht und öfters mit Gott in Verbindung gebracht werden. Klopstock beginnt seine schöne Umschreibung des Unservaters, die er unter der Überschrift „Psalm“ veröffentlicht hat, mit den Worten: Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen, Aller Sonnen Heere wandeln Um eine große Sonne; und Schiller läßt in seinem Lied an die Freude den „guten Geist“ von den Wirbeln der Sterne gelobt werden. Auch im Lied von der Glocke lobt der Gestirne helle Schar wandelnd ihren Schöpfer. Freilich werden die Dichter bei derartigen Beschreibungen bisweilen mehr von ihrer Einbildungskraft als von deutlichen Vorstellungen geleitet. Sie mißachteten sogar die kopernikanische Auffassung des Weltgebäudes in Fällen, wo ihnen eine wandelnde Sonne angemessener oder wirkungsvoller vorkommt als eine ruhende. Gellert fragt trotz seinen „Welten“ in der Weise der Bibel: Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt? Auch Herder kann nur den Scheinumlauf der Sonne um die Erde meinen, wenn er jene in seinem Gedichte „Die Schöpfung. Ein Morgengesang“ anredet: Sonne, wer, der dich erfand? Ballte und mit fühner Hand Dich in jene Laufbahn warf, Wo dein Fuß nicht gleiten darf?⁷⁾

Wenn man die Natur ihren Schöpfer preisen läßt, so stellt man sich gerne vor, daß das laut geschehe. Darum legt gelegentlich schon das Alte Testament dem Himmel und den Gestirnen eine Stimme bei. Besonders deutlich geschieht das im Buche Hiob XXXVIII 7: Da mich die Morgensterne miteinander lobeten und jauchzeten alle Kinder Gottes, in einer Stelle, die in mehreren Gedichten der Aufklärungszeit wiederkehrt. Mit der biblischen und allgemein menschlichen Vorstellung vom Jubel der Sterne verband sich nun schon im ausgehenden Altertum die Erinnerung an die sogenannte Sphärenharmonie. Neuerdings

⁶⁾ P. Wernle nennt zwei von Schweiz. Geistlichen in den Jahren 1783 und 1789 herausgegebene Katechismen und eine dritte ähnliche Lehrschrift, in denen Gottes Vollkommenheit mit Hilfe der Sternkunde bewiesen wird; a. a. O. Bd. I S. 638/9, 649/50; II 147/8. Aus dem im Jahre 1789 gedruckten Werklein wird u. a. folgende Stelle mitgeteilt: Was verdient da (am Himmel) deine vorzügliche Bewunderung? Nicht allein die Größe der Sonnen und Welten . . . sondern auch ihre Menge und Schönheit, ihre unermeßliche Entfernung von uns und ihre Bewegung.

⁷⁾ Wir führen Stellen aus folgenden Gedichten Herbers an: „Morgengesang“, verfaßt nach Suphan 1771, nach Müller 1772; „Die Schöpfung. Ein Morgengesang“, 1773; „Die Nacht“ 1801. Von diesen Gedichten ist nur „Die Nacht“ von Herder selbst veröffentlicht worden; die beiden andern wurden erst nach seinem Tode gedruckt. Als Belege für die Denk- und Ausdrucksweise des 18. Jhdts. sind sie trotzdem von Wert.

wurde die Vereinigung der griechisch-römischen und der alttestamentlichen Berichte über einen singenden Himmel von der Mitte des 18. Jahrhunderts an beliebt, wie es scheint hauptsächlich unter Miltons und Ciceros Einfluß⁸⁾. Auch du gehörst, so sagt Herder in seinem „Morgengesang“ zu seiner Leiter, „ins Chor Der schönen Morgenstern' und früher Lerchenstimmen Und alles Sphärenklangs“. Von Himmels- und Sphärenmusik ist also bei Goethes Zeitgenossen öfters die Rede. Allein die ursprüngliche Lehre von den Sphären, die nach Cicero acht durchsichtige, die Erde tönend umkreisende, den Mond, die Sonne, die fünf im Altertum bekannten Planeten und den Fixsternhimmel tragende Hohlkugeln sein sollten, erscheint meist in stark verblaster oder völlig veränderter Gestalt. Die alte Auffassung schimmert noch durch in Klopstocks Messias, wo geschildert wird, wie sich der Himmel mitten in der Versammlung der Sonnen unter dem Ewigen dreht und bei seinem Wandeln die sphärischen Harmonien ertönen läßt. Auch der Anfang von Klopstocks Ode „Die Zukunft“, die mit den Worten beginnt: Himmlischer Ohr hört das Getön der bewegten Sterne, erinnert an den „Traum des Scipio“. Denn auch dort vernehmen nur die Seligen etwas von der Sphärenharmonie, und Klopstock leitet wie Cicero den Klang der Himmelskörper von ihrer Bewegung her. Nur überträgt er den Klang von den Sphären der Planeten, des Mondes, der Sonne und der Fixsterne auf sämtliche Sterne. Noch offensichtlicher nehmen alle Einzelsterne ohne Unterschied an der Himmelsmusik teil in dem Gedichte „Der Sternenhimmel“, das Herder aus dem Lateinischen des Jakob Balde übersetzt und im Jahre 1795, also kurz vor der Zeit, da Goethe sich wieder an den Faust machte, in seiner „Terpsichore“ veröffentlicht hat. Von besonderer Wichtigkeit ist für uns die neunte Strophe: Von jeder Sonne, jeglichem Stern erklang Ein ungehörter, himmlischer Silberton! Die Pole klingen, S o n n e n t ö n e n, Alles ein Chor, ein Gesang der Welten.⁹⁾ Wenn man aber den einzelnen Sternen Töne zuerkennt, so ist es billig, daß die Sternbilder förmliche Lieder singen. So spricht denn Matthias Claudius in seinem ersten „Brief an den Mond“ vom Páan des Drions und vom hohen Allegro des Siebengestirns. Allein auch ein so herrlicher Einzelstern wie die Sonne ist es wert, nicht nur einen Ton, sondern einen Gesang erschallen zu lassen. Darum sagt Herder in seinem Gedichte „Die Schöpfung“: Sonne, Meer der Herrlichkeit, Sie erfüllet weit und breit Alles mit Posaunenklang, Mit Triumph und Festgesang.

Nun mag es verwunderlich erscheinen, daß die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, ob schon sie, wie die eben angeführten Beispiele lehren, nicht mehr die sterntragenden Sphären, sondern die Sterne selber singen lassen, doch bisweilen von singenden Sphären sprechen. Aber das Wort „Sphären“ bezeichnet eben nicht bloß die erdichteten Himmelskugeln des Altertums, sondern auch die wirklichen runden Himmelskörper. In diesem Sinne sagt Ewald von Kleist: Die Scharen ungeheurer Sphären ließen Auf den Ton von deinen (Gottes)

⁸⁾ Verlorenes Paradies V 171–179, 618–627. Somnium Scipionis 9–11.

⁹⁾ Terpsichore, letztes Lied des 1. Buches, Strophe 8–11 (14) = Iacobus Balde (editio II, Coloniae MDCXLV) Lyricorum III 1, Str. 20–23.

Lippen durch die ewig leeren Tiefen. In ähnlicher Weise braucht vermutlich Bürger in seinem Preisliede auf die Jubelfeier der Göttinger Hochschule den Ausdruck. Man liest dort: Du (Gott) hast im Raum, wo deine Sonne lodert, Um ein Centralziel aller Kraft Zu dem erhab'nen Tanz die Sphären aufgefodert, Der nimmermehr erschlaft. Es schwebt mit ihm an Harmonienbanden Der hohe Weltchoral dahin... Auch Goethe denkt schwerlich an die Sphären im alten Sinne, wenn er in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (vollendet 1796) I 17 schreibt: Es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm (Wilhelm) stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen. Jedenfalls bedeutet im Engelliede das Wort „Sphärenlauf“ einfach den Umlauf der Erde um die Sonne, und die Wendung „in Brudersphären“ heißt nichts anderes als „in der Schar der kugelförmigen Mitsterne“. Bemerkenswert ist höchstens, daß Goethe im Gegensatz zur üblichen Anschauung nicht an Sternstimmen denkt, die zusammenklingen, sondern an solche, die sich zu überbieten trachten. Er stellt sich wohl vor, daß nicht nur die Sonne, sondern auch die „Brudersphären“ statt bloßer Töne einen eigentlichen Gesang von sich geben. Dagegen stammt der Ausdruck „Donnergang“ wieder aus der Dichtersprache des 18. Jahrhunderts. In seiner „Dem Unendlichen“ gewidmeten Ode ruft Klopstock aus: Donnert, Welten, in feierlichem Gang, in der Posaunen Chor! ... Tönt all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz... Den Anfang seines bereits erwähnten Gedichtes „Die Zukunft“ aber bilden folgende Zeilen: Himmlischer Ohr hört das Getöse der bewegten Sterne; den Gang, den Selano und Pleione Donnern, kennt es und freut hinhörend sich des geflügelten Halls, Wenn der Planet fliehend sich wälzt und im Kreislauf eilet, und wenn, die im Glanze sich verbergen, Um sich selber sich drehn.

Selbstverständlich haben Goethes Zeitgenossen wohl gewußt, daß die Himmelskörper ihre Bahn schweigend wandeln. Wenn sie von einer Himmelsmusik reden, so übertragen sie zum Teil Ausdrücke, die für die Klangwirkung gelten, auf die Wirkungen des Lichtes — Herder spricht einmal von einem „Lichtkonzert“ der Sterne — zum Teil folgen sie wohl auch einfach der Mode. Jedenfalls war die Vorstellung von einem singenden Sternenhimmel den Gebildeten des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts vertraut, und sie war zugleich so dehnbar und vieldeutig, daß jeder Dichter sie nach seinen eigenen Anschauungen oder Zwecken umbilden konnte. Wenn wir uns also heute den Anfang des Engelliedes nicht ohne einige Mühe zuerst klarmachen müssen, bevor wir ihn genießen können, so empfanden seine ersten Leser ohne weiteres, was der Dichter meinte¹⁰⁾.

¹⁰⁾ Die Annahme, daß der Anfang des Engelliedes verfaßt worden sei unter dem unmittelbaren Einfluß einer Stelle bei Balthasar Bekker (ausgeschrieben z. B. bei Traumann a. a. O. S. 201) oder der bereits erwähnten Stellen bei Milton und Klopstock (Werl. Paradies V 171 bis 179, 618—627; Messias I 223—234) oder einer von Erich Schmidt (Goethe, Cottaische Jubiläumsausgabe, Bd. XIII S. 271) mitgeteilten Bemerkung (aus dem Faustbuche von Widmann-Pfizer?), ist unnötig. Mit seiner Erwähnung des Sonnen- und Sternengesanges folgt der Dichter einfach der Neigung seiner Zeit. Wir sind überzeugt, daß Kenner des deutschen Schrifttums im 18. Jhd. ohne Mühe weitere Beispiele finden werden, in denen von der Sphärenmusik die Rede

Aus unseren Mitteilungen geht hervor, daß sich Goethe in manchen Punkten mit der übrigen deutschen Dichtung berührt. Wesentliche Bestandteile des Engelliedes: die Schilderung der feindlichen Naturgewalten, die Erwähnung des Umlaufs und Gefanges der Himmelskörper, das Schwanken zwischen der ptolemäischen und kopernikanischen Auffassung, auch schon die Neigung, das Walten der Gottheit vornehmlich in der Schöpfung zu erkennen, hat er mit seinen Vorläufern und Zeitgenossen gemein. Mit dieser Feststellung behaupten wir natürlich nicht, daß der Dichter die von uns angeführten Stellen mechanisch benutzt, oder auch nur, daß er sie alle gekannt habe. Ohne Zweifel hat er selber die Vorgänge in der Natur und im Weltraume mit Ehrfurcht betrachtet. In seinem letzten Gespräche mit Eckermann nennt er die Sonne eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist, und in seinem „Vermächtnis“ fordert er den Menschen zur Dankbarkeit gegen den „Weisen“ auf, welcher der Erde und ihrem Geschwister die Bahn gewiesen habe, die Sonne zu umkreisen. Dazu entgeht uns die Tatsache nicht, daß in den übrigen religiösen Naturliedern der Schöpfer oft im eigentlichen Wortsinne von seinen Werken gepriesen wird, während im Gesang der Erzengel das bloße Vorhandensein der Schöpfung für Gott Zeugnis ablegt. Auch die Darstellung Goethes unterscheidet sich von derjenigen anderer Dichter; während sich diese, wenigstens wo sie von den Sternen sprechen, gerne in phantastische Träumereien verlieren, herrscht im Engelliede trotz dem Widerspruche, der zwischen der ersten und der zweiten Strophe besteht, etwas von jener Abgeklärtheit und Anschaulichkeit, die nun einmal Goethe wie kaum einem zweiten eigen sind. Allein den Boden, auf dem, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Goethes Lied erwachsen ist, glauben wir allerdings aufgedeckt zu haben; von den eigentlichen Vorbildern des Dichters soll in den folgenden Abschnitten die Rede sein.

III.

Gabriel.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
 Dreht sich umher der Erde Pracht;
 Es wechselt Paradieses-Helle
 Mit tiefer schauervoller Nacht;
 Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
 Am tiefen Grund der Felsen auf,
 Und Fels und Meer wird fortgerissen
 In ewig schnellem Sphärenlauf.

Dem aufmerksamen Leser der zweiten Strophe des Engelliedes fällt der Nachdruck auf, den Goethe auf die Geschwindigkeit der Erdbewegungen legt. An und für sich ist deren Erwähnung nicht verwunderlich — hat sich doch, wie wir sahen, das 18. Jahrhundert viel mit den Bewegungen der Sterne abgegeben — aber daß Drehung und Lauf unseres Planeten nicht weniger als dreimal schnell

ist. Wir selber haben nicht alle uns bekannten Stellen angeführt. — Goethe las Bickers „Bezauberte Welt“ in den Jahren 1800 und 1801. Wenn der Anfang des Engelliedes von diesem Werke nicht abhängig zu sein braucht, so haben wir auch keinen Grund, mit Mitkowski (Goethes Faust II 84) die vollständige Ausführung des Liedes in die Zeit nach 1800 zu verlegen.

genannt werden, das setzt in Erstaunen. Wem verdankt der Dichter diese starke Hervorhebung der Geschwindigkeit? Doch gewiß weder seiner eigenen Wahrnehmung noch der irgendeines Menschen. Kein unbefangener Mensch, der die Sonne ihren täglichen Lauf in erhabener Ruhe vollenden sieht, kommt durch den bloßen Anblick auf die Schnelligkeit der Himmelskörper; erst mühevollen Überlegungen, ja eigentliche Berechnungen, führen zu ihrer Erkenntnis. Nun spricht in unserer Strophe freilich nicht ein Mensch sondern ein Engel, und man könnte behaupten, daß eben Gabriel, mit überirdischer Sehkraft begabt, sowohl die Drehung der Erde um sich selber als ihren Flug um die Sonne mit voller Schärfe beobachten könne. Allein es ist sehr fraglich, ob einem Betrachter von der Art des Erzengels bei der verhältnismäßig langen Zeit, welche die Erde zu ihrer Umdrehung immerhin braucht, bei den ungeheuern Räumen, die sie zu durchlaufen hat, beim Mangel an Vergleichsgegenständen und bei der Fähigkeit des Beobachters, durch eine bloße Wendung des Kopfes in kürzester Zeit unermessliche Fernen zu überblicken, die Geschwindigkeit unseres Planeten überhaupt zum Bewußtsein käme. Ihre auffallende Betonung erklärt sich also nicht aus der Wahrnehmung der Menschen oder Engel und nicht völlig aus den Gepflogenheiten des 18. Jahrhunderts. Dazu kommt, daß die zweite Strophe, wie ihre zweite Zeile verrät, gar nicht vom Standpunkte Gabriels, sondern von dem eines Erdbewohners aus verfaßt ist. Denn nur ein solcher glaubt wahrzunehmen, daß Nacht und Tageshelle die Erde im Wechsel umziehen, während ein Himmelsbewohner vielmehr erkennen müßte, daß der Schatten- und Lichtbereich feststehen, die Erdoberfläche dagegen das Bewegliche ist, das bald die Sonnen-, bald die Nachtseite durchwandert. Nicht weniger steht Goethe in der ersten Strophe auf dem Standpunkte eines Menschen. Denn Menschen können schließlich am ptolemäischen Weltbilde festhalten und von einer Reise der Sonne reden; Engel dagegen müßten sehen, daß die Erde die Reise vollführt. Alle diese Tatsachen machen es wahrscheinlich, daß Goethe das Engellied nicht frei geschaffen, sondern daß er sich bei seiner Abfassung an eine Vorlage gehalten hat, die unter anderen Voraussetzungen entstanden ist als das Lied, und deren Wiederholung im Munde der Erzengel darum nicht ganz paßt. Wir glauben diese Vorlage oder diese Vorlagen bei einigen Schriftstellern des Altertums gefunden zu haben.

Im VII. Buche seiner Naturwissenschaftlichen Untersuchungen weist Seneca die Meinung zurück, daß die Kometen Flammengebilde seien, die ihre Entstehung Wirbelwinden verdanken. Neben anderen Gründen, die eine derartige Entstehung unwahrscheinlich machen, führt er den Umstand an, daß die Wirbelwinde und die von ihnen erzeugten Lichterscheinungen, sobald sie eine bestimmte Höhe erreicht hätten, in die Drehbewegung des das Weltall umschließenden Himmelsgewölbes geraten und dort aufgelöst werden müßten. Denn, sagt Seneca, was gibt es *K a s h e r e s* als jene *U m d r e h u n g* des Weltalls? Jener *Platz* nämlich, bis zu dem der Wind aufsteigen müßte, um Kometen hervorzubringen, hat eine ihm eigentümliche Wirbelbewegung, die den Himmel mit sich fortreißt, hoch oben die Gestirne mit sich zieht und sie in *s c h n e l l e m* Umlaufe *d r e h t*. Seneca wiederholt in der eben angeführten Stelle teils wört-

lich, teils dem Inhalte nach zwei Verse *Ovid's*. Sie sind dem Sonnengotte in den Mund gelegt, der den Phaethon vor dem Besteigen des Sonnenwagens warnt¹¹⁾. Der erste der beiden Verse, der von Seneca bloß dem Inhalte nach mitgeteilt wird, heißt in wörtlicher Übersetzung: Füge (zu den übrigen von mir geltend gemachten Bedenken) hinzu, daß der Himmel in *u n u n t e r b r o c h e n e r* Wirbelbewegung *f o r t g e r i s s e n* wird. Setzt vergleiche man die angeführten Stellen mit Goethes zweiter Strophe. Davon, daß zwischen ihm und Seneca ein Unterschied in bezug auf den Gegenstand der Drehung besteht, soll später die Rede sein. Vorläufig stellen wir fest, daß die Ähnlichkeit im Ausdruck in die Augen springt.

Der römische Philosoph kommt nun aber auch sonst auf die Schnelligkeit der Himmelskörper zu sprechen. Im I. Buche seiner Naturwissenschaftlichen Untersuchungen bemüht er sich darzutun, daß der Regenbogen durch den Widerschein der Sonne in den Regentropfen hervorgerufen werde. Auf den Einwand, daß man im Regenbogen ja gar keine Abbilder der Sonne sehe, und daß die Farbe des Bogens mit derjenigen der Sonne nicht übereinstimme, antwortet er, daran sei die Mangelhaftigkeit unseres Auges schuld, nichts sei trügerischer als der Gesichtssinn. Dafür zeuge die Tatsache, daß keiner wahrnehme, wie die Sonne in Bewegung begriffen sei, deren äußerste Geschwindigkeit man doch kenne. Ja nicht einmal daß das Himmelsgewölbe sich vorwärtsbewege, merke ein Mensch, während es doch mit *r e i ß e n d e r* Geschwindigkeit dahersfahre und seinen Auf- und Untergang in einem Augenblick vollziehe¹²⁾. An einem anderen Orte vergleicht Seneca die Unaufhaltsamkeit des Zeitabschnitts, den wir Gegenwart nennen, mit der Umdrehung des Himmelsgewölbes und der Gestirne, deren allezeit rastlose Bewegung nie auf dem gleichen Flecke bleiben¹³⁾. Dann leitet er wieder die Wanderlust der Menschen von dem himmlischen Ursprunge ihrer Seele ab. Himmelskörper aber, sagt er, sind ihrem Wesen nach allezeit in Bewegung. Sie eilen vorüber und lassen sich im *g e s s w i n d e s t e n* *L a u f e* weitertreiben. Schau die Gestirne an, die das Weltall erleuchten (Sonne und Mond); keines von ihnen bleibt stehen, jedes gleitet *u n u n t e r b r o c h e n* dahin ... Geh jetzt und meine, die menschliche Seele, die aus dem gleichen Stoffe geschaffen ist wie die göttlichen (Himmelskörper), beschwere sich über Umsiedelung und Wanderschaft, da sich doch die Gottheit ihrem Wesen nach an einer *u n u n t e r b r o c h e n e n* und *ä u ß e r s t r a s c h e n* Veränderung erfreut oder sich mit ihrer Hilfe erhält¹⁴⁾. Die bisher angeführten Stellen klingen im Ausdruck an Goethes Lied an; die folgende weist auch eine

¹¹⁾ Seneca (Haase), *Quaestiones naturales* (Q. N.) VII 9, 4 ab eo motu, qui universum trahit, solveretur. quid enim est illa conversione mundi citatius? Ovidius, *Met.* II 70/1. adde, quod assidua rapitur vertigine caelum sideraque alta trahit celerique volumine torquet ... Q. N. VII 10, 1 habet enim suam locus ille vertiginem, quae rapit caelum sideraque alta usw. Über die Beschaffenheit der Kometen vgl. Q. N. VII 1, 6.

¹²⁾ Q. N. I. 3, 10.

¹³⁾ *De brevitae vitae* X 6.

¹⁴⁾ *Consolatio ad Helviam* VI 7, 8.

innere Verwandtschaft mit ihm auf. Sie steht am Anfang der Abhandlung über die Vorsehung und lautet: Überflüssig ist es, jetzt zu beweisen, daß das so gewaltige Schöpfungswerk nicht ohne irgendeinen Hüter Bestand hat, daß diese Versammlung der Sterne und ihr Lauf nach verschiedenen Richtungen hin nicht Sache eines zufälligen Antriebes ist ... daß diese *unaufhaltsame Geschwindigkeit* sich auf den Befehl eines ewigen Gesetzes vorwärts bewegt ... daß (Atome), die sich planlos vereinigt haben, nicht zu einem derartig kunstvollen Schweben kommen können, daß das äußerst schwere Gewicht der Erde unbeweglich festsetzt und das Vorüberziehen des Himmels anblickt, der es in *Eile* umzieht¹⁵⁾. Wie im Gesang der Erzengel so führt hier bei Seneca die Betrachtung der ewig rastlosen Himmelskörper zum Schöpfer oder Erhalter des Alls oder wenigstens zum Glauben an eine die Welt regierende Vernunft.

Wir lassen weitere Aussprüche des römischen Philosophen, die zur Erklärung unseres Liedes dienen können, vorläufig außer acht und wenden uns einem anderen Schriftsteller zu, unter dessen Einfluß der deutsche Dichter allem Anscheine nach gestanden hat. Es ist Cicero. Seine Ausführungen über die Schnelligkeit der Himmelsdrehung stehen Goethes Gedicht insofern näher, als sie wiederholt das Wunderbare und Unbegreifliche an ihr hervorheben. In seinem Werke über den Staat läßt Cicero den *Aemilius Paullus* zum träumenden *Scipio* sagen, die Seele des Menschen stamme aus jenen ewigen Feuern, welche von den Erdenbewohnern Gestirne und Sterne genannt würden, die ... ihre Kreise und Umläufe ausführten mit wunderbarer *Schnelligkeit*¹⁶⁾. In den *Tusculanischen* Gesprächen heißt es, daß man die Seele nicht sehe, sondern bloß an ihren Wirkungen wahrnehme, sei nicht verwunderlich, da man auch den unsichtbaren Gott aus seinen Werken erkenne, wenn man z. B. die Schönheit und den Glanz des Himmels sehe, dann die *Schnelligkeit* seiner *Umdrehung*, die so groß sei, wie wir sie nicht ausdenken könnten, ferner die Sonne, die Lenkerin aller Veränderungen in der Natur, den Mond, die Planeten, den nächtlichen Sternenhimmel und die Erdfugel inmitten des Alls¹⁷⁾. In der Schrift über das Wesen der Götter verspottet *Velleius* den „runden Gott“ der Stoiker, der sich mit einer *Schnelligkeit* herumdrehe, deren gleichen nicht einmal gedacht werden könne. *Velleius*, der Epikureer, der Glückseligkeit und Ruhe nicht voneinander zu trennen vermag, findet es lächerlich, daß die dem Weltall gleichgesetzte *Gotttheit* sich um die *Himmelskugel* drehen muß, ohne sich einen Augenblick *Rast* zu gönnen, mit wunderbarer *Schnelligkeit*¹⁸⁾. Demgegenüber schließt der Stoiker *Valbus*, ähnlich wie es in den *Tusculanischen* Gesprächen und in *Senecas* Abhandlung über die Vorsehung geschieht, nicht nur aus der

¹⁵⁾ De providentia I 2.

¹⁶⁾ Somnium Scipionis 7, vgl. 11.

¹⁷⁾ Tusculanae disputationes I 68 conversionis celeritatem tantam, quantum cogitare non possumus.

¹⁸⁾ De natura deorum (N. D.) I 24 ut ea celeritate contorqueatur (deus = mundus), cui par nulla ne cogitari quidem possit; 52; vgl. 33.

Regelmäßigkeit, sondern auch aus der unglaublichen Raschheit der Himmelsbewegung auf eine göttliche Weltregierung¹⁹⁾.

Die übrigen Bemerkungen Ciceros über das Zeugnis, das die Natur ablegt für das Vorhandensein eines göttlichen Wesens, werden uns später dienlich sein. Das Mitgeteilte genügt vollauf, um darzutun, daß sich der Verfasser des Engelliedes an Dvid, Cicero und Seneca anlehnt. Dieser Annahme steht der Umstand nicht im Wege, daß die drei Römer die Umdrehung des Sternenhimmels beschreiben, während der deutsche Dichter von den Bewegungen der Erde spricht. Goethe kann recht wohl die Naturerkenntnis seiner eigenen Zeit mit Anschauungen und Ausdrücken verbunden haben, die er aus dem Altertum übernommen hat. Bei dieser Verbindung sind ihm möglicherweise Cicero und Seneca selber behilflich gewesen. Der letztere nennt in seinem Werke über die Philosophie der Akademiker als Beispiel einer wissenschaftlichen Behauptung, deren Richtigkeit ebensowenig bewiesen werden könne als ihre Unrichtigkeit, die Ansicht des Hiktas von Syracus. Dieser Hiktas, schreibt er, sei der Meinung, daß Himmel, Sonne und Mond und alle Himmelskörper stille stünden, und daß sich außer der Erde nichts im Weltalle bewege: wenn sich diese mit höchster Schnelligkeit um ihre Axe drehe, würden die nämlichen Wirkungen hervorgerufen, wie wenn sich bei stillstehender Erde das Himmelsgewölbe bewege²⁰⁾. Nun liegt diese Mitteilung Ciceros, die den Anstoß gegeben hat zu den großartigen Entdeckungen des Kopernikus, freilich etwas abseits, und man kann im Zweifel sein, ob Goethe sie gekannt hat. In engerem Zusammenhange mit den bisher besprochenen Stellen steht das, was Seneca im bereits angeführten VII. Buche seiner Naturwissenschaftlichen Untersuchungen über die gleiche Sache zu berichten weiß. Er schreibt dort, falls die Kometen entgegen seiner eigenen Meinung nicht aus festen Stoffen, sondern aus bloßem Feuer bestünden, so spreche deren monatelanges unbehelligtes Verharren am Himmel vielleicht für die Ansicht, daß sich der Himmel gar nicht drehe, bei welcher Annahme sich dann die Erde drehen müsse. Die Sache sei der Betrachtung wert, damit wir wüßten, ob uns ein vollkommen unbeweglicher oder ein *ä u ß e r s t g e s c h w i n d e r* Wohnsitz zugefallen sei, ob die Gottheit das All um uns kreisen lasse oder uns selber bewege²¹⁾. Mag nun aber Goethe von sich aus den Ausdruck „schnell“ von der Bewegung des Himmels auf diejenige der Erde übertragen haben oder mag er darin dem Vorbilde Senecas oder Ciceros gefolgt sein — jedenfalls gilt die Bezeichnung ursprünglich der Himmelsdrehung. Darauf paßt sie auch besser als auf die Drehung und den Lauf der Erde. Denn wenn sich der Erdball auch tatsächlich mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegt, so müßte die Geschwindigkeit der viel umfangreicheren Himmelskugel, falls sie sich drehen würde, doch noch viel größer sein.

¹⁹⁾ N. D. II 97.

²⁰⁾ *Academica priora* II 123; vgl. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte², S. 242/3.

²¹⁾ Q. N. VII 2, 2/3.

IV.

Michael.

Und Stürme brausen um die Wette,
 Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
 Und bilden wütend eine Kette
 Der tiefsten Wirkung rings umher.
 Da flammt ein blihendes Verheeren
 Dem Pfade vor des DonnerSchlags;
 Doch deine Boten, Herr, verehren
 Das sanfte Wandeln deines Tags.

Die Beobachtung, daß sich Goethe in seiner Schilderung der Erdgeschwindigkeit an Cicero und Seneca anlehnt, führt zu der Vermutung, es möchten sich im Engelliede noch weitere Anklänge an die genannten Schriftsteller finden. Eine genauere Untersuchung bestätigt diese Annahme. Gabriel besingt den Wechsel von Tag und Nacht. Ebendenselben Wechsel nennt Cicero in seiner Schrift über das Wesen der Götter unter den Dingen, die zur Erhaltung von Menschen, Tieren und Pflanzen dienen und dadurch beweisen, daß alles durch göttliche Ordnung wunderbar gelenkt wird²²⁾. Und wenn der deutsche Dichter in seinem „Paradieses-Helle“ den Eindruck, den das Tageslicht auf das menschliche Gemüt ausübt, mit unannahmlicher Kraft und Kürze wiedergibt, so spürt man etwas von dem Wohlbehagen, das der Tag im Gegensatz zur Nacht hervorruft, schon bei Cicero, der von dem Lichtreichtum spricht, mit welchem die Sonne die Erde erfülle²³⁾. Aber nicht nur die zweite Zeile der von Gabriel gesungenen Strophe erinnert an den Römer; auch die Wendung „der Erde Pracht“ scheint unter Ciceros Einfluß entstanden zu sein, der eine herrliche Schilderung der Erde entwirft mit ihren mannigfaltigen Blumen, Kräutern, Bäumen und Früchten, ihren kühlen Quellen, durchsichtigen Strömen, grünen Flußufeln, geräumigen Höhlen, ihren Felsen, Bergen und Ebenen. Eine ähnliche Beschreibung findet sich bei Seneca²⁴⁾. Der Ausdruck „Pracht“ selber ist möglicherweise die Übersetzung eines lateinischen Wortes²⁵⁾. Neben dem festen Lande wird in dem Werke über das Wesen der Götter auch das Meer gepriesen, freilich das ruhig ans Gestade schlagende, nicht das heftig brandende wie in der dritten Zeile von Goethes zweiter Strophe. Allein Seneca spricht im Zusammenhange mit seiner oben erwähnten, an Ciceros Schilderung anklingenden Erdbeschreibung vom „Weltmeer, das in dreifacher Ausbuchtung die Verbindung der Völker zerschneidet und mit gewaltiger Unbändigkeit aufbraust“²⁶⁾. So mögen die beiden Lateiner den deutschen Dichter auch zur Erwähnung des Meeres ange-regt haben.

²²⁾ N. D. II 132 iam diei noctisque vicissitudo conservat animantes; vgl. De legibus II 16, Tusc. I 68.

²³⁾ N. D. II 49 sol . . . ita movetur, ut, cum terras largaluce compleverit, eadem modo his modo illis ex partibus opacet; vgl. in der aus Aristoteles übersehten Stelle N. D. II 95 quod is (sol) diem efficeret toto caelo luce diffusa.

²⁴⁾ N. D. II 98/9; Consolatio ad Marciam XVIII 4–6; Tusc. I 68/9.

²⁵⁾ N. D. II 17. Tantum ergo ornatum mundi . . ., vgl. N. D. II 93, 127.

²⁶⁾ N. D. II 100 ipsum autem mare . . . terram appetens litoribus alludit (eludit?); ad Marc. XVIII 6 Oceanus . . . ingenti licentia exaestuans.

Wiederholt betonen Cicero und Seneca die Raftlosigkeit und Gleichmäßigkeit der Himmels- und Sternbewegungen. Wie die Gestirne ihren bestimmten Lauf allezeit raftlos abwickeln, schreibt der letztere an den kaiserlichen Kammerherrn Polybius, so darf der Kaiser weder je stille stehen noch etwas tun, das nicht seiner Pflicht entspräche. Ein ähnlicher Ausdruck steht in der bereits angeführten Bemertung Senecas, daß die Gegenwart vorübereile wie das Weltall und die Gestirne, deren allezeit raftlose Bewegung niemals an der gleichen Stelle bleibe²⁷⁾. Gehen wir fehl, wenn wir in Goethes „ewig schnelltem Sphärenlauf“ einen Nachklang dieser Stellen zu finden glauben? Die gleichmäßige Unermülichkeit der Bewegung von Himmel und Sternen ist die Folge ihrer Gesezmäßigkeit. Sie wird von Seneca mehrmals hervorgehoben. Er legt in seiner Trostschrift an Marcia dar, wie der Mensch bei seiner Geburt gleichsam in eine den Göttern und Menschen gemeinsame Stadt (die Welt) eintrete, die, durch bestimmte und ewige Geseze gebunden, die Himmelskörper ihre pflichtmäßigen Drehungen ohne Ermatten vollziehen lasse. Verwandt ist, was er in seiner Trostschrift an Helvia bemerkt: alles drehe sich und sei allezeit im Vorübergehen begriffen und wechsle den Platz, wie es das Gesez und die von der Natur gebotene Notwendigkeit geregelt habe²⁸⁾. An diese Gesezmäßigkeit denkt Goethe, wenn er in der ersten Strophe die Sonne ihre vorgeschrieb'ne Reise vollenden läßt. Dabei schließt er sich im Ausdruck vermutlich an Cicero an, der von den feurigen Gestalten spricht, die ihren geregelten Lauf im Ather beschreiben, unter ihnen die Sonne, die sich um die Erde dreht und durch ihren Auf- und Untergang den Tag und die Nacht hervorbringt. Zugleich scheint er eine Stelle aus der Sternkunde des Manilius vor Augen zu haben, in der dem Glauben an eine zufällige Entstehung der Welt aus Atomen die Regelmäßigkeit der Gestirne entgegengehalten wird, die ihren Lauf, der ihnen gleichsam durch ein Gebot vorgeschrieben ist, immer aufs neue vollführen²⁹⁾. Im gleichen Abschnitt redet Manilius vom Alter der Sterne und der Sonne³⁰⁾.

Es bleibt übrig, ein Wort über die Schilderung der Elementargewalten in der dritten Strophe zu sagen. Wir haben gesehen, daß derartige Beschreibungen in der religiösen Naturdichtung des Alten Testaments und des 18. Jahrhunderts vorkommen. Trotzdem kann Goethe auch hier unter dem Einfluß seiner lateinischen Vorbilder stehen. Denn einerseits nennt Cicero unter den

²⁷⁾ *Consolatio ad Polybium VII 2 siderum modo, quae inrequieta semper cursus suos explicant; brev. vit. X 6; vgl. ad Helv. VI 7; Q. N. VII 2, 2; Ovidius Met. II 70; N. D. I 52.*

²⁸⁾ *ad Marc. XVIII 1 (2) urbem ... indefatigata caelestium officia volventem; ad Helv. VI 7 omnia volvuntur et semper in transitu semt, ut lex et naturae necessitas ordinavit; vgl. prov. I 2; N. D. II 56, 95, 97.*

²⁹⁾ *N. D. II 101/2 in quo (sc. aethere) ... igneae formae cursus ordinatos definiunt. E quibus sol ... circum eam ipsam (sc. terram) volvitur; Manilius, Astronomica I 495 - 497 at cur dispositis vicibus consurgere signa et velut imperio praescriptos reddere cursus cernimus?*

³⁰⁾ *Manilius I 501 ff. besonders 513/4. Goethe hat den Manilius gekannt; vgl. L. Weniger „Wär nicht das Auge sonnenhaft“. Jürgens N. J. XXXIX S. 238 ff.*

Dingen, die nach dem Stoiker Kleantes in den Menschen die Vorstellung von Göttern erweckt haben, auch die *Blize*, die *Stürme*, den *Platzregen* und den *Hagel*. Andererseits zählt Seneca in seinem schon wiederholt angeführten Trostbriefe an Marcia zu den Erscheinungen, welche der in die Welt eintretende Mensch später anstaunen wird, die *Regengüsse*, die *quer daherfahrenden Blize* und das *Krachen des Himmels*. Die nämlichen Elementargewalten nennt er an einer früher erwähnten Stelle, wo er aus der regelmäßigen Schnelligkeit der Himmelsbewegung den Schluß zieht, daß die Welt nicht durch Zufall entstanden sei. Er lehrt dort, auch diese scheinbar regellosen und unbestimmbaren Störungen der Natur folgten bestimmten Gesetzen, und fügt zu den bereits genannten Gewalten die *Erdbeben*, die *Ausbrüche feuerspeiender Berge*, die *Gezeiten* und andere Erregungszustände hinzu, „welche der zum Aufruhr geneigte Teil der Elemente rings umher auf Erden hervorbringt“ — ein Ausdruck, welcher sich mit der zweiten Zeile der von Michael gesungenen Strophe berührt³¹). Freilich will Goethe die schädlichen Naturerscheinungen nicht als vollkommene Offenbarung Gottes gelten lassen. Verehren doch dessen Boten nicht das Unwetter, sondern das sanfte Wandeln seines Tags. Damit deutet der Dichter an, daß der Held der Tragödie nicht dem Zorne Gottes, der sich im Gewitter offenbart, anheimfallen, sondern gerettet werden soll. Goethe bewegt sich hier auf biblischem Boden. Wie man längst erkannt hat, schwebt ihm des Elias Begegnung mit Gott auf dem Horeb vor³²). Man darf außerdem die Antwort vergleichen, die Jesus seinen erzürnten Jüngern gab, als ihnen und ihrem Meister in der Landschaft Samaria keine Herberge gewährt wurde³³). Vielleicht enthält die Strophe eine weitere Spur von Goethes Bibellektüre. Es läßt sich nämlich erwägen, ob mit dem Ausdruck „deines Tags“ wirklich der Zeitabschnitt gemeint ist, den wir Tag nennen, und ob die Wendung „das sanfte Wandeln deines Tags“ mit Wittkowski zu erklären ist als „ruhige Stetigkeit des Naturverlaufs“, oder ob nicht vielmehr eine Anspielung auf den von den Propheten oft geschilderten „Tag des Herrn“ vorliegt. Wenn eine solche vorhanden ist, dann wird das Wort „Tag“, das im Alten Testamente vornehmlich „Strafgericht“ bedeutet, von Goethe gebraucht im Sinne von „Wirksamkeit, Offenbarung, Erscheinung Gottes“. Der Dichter gibt ihm in diesem Falle durch die Verbindung mit der Wendung „sanftes Wandeln“ eine seiner eigenen religiösen Auffassung entsprechende neue Färbung³⁴).

³¹) N. D. II 14, 95, III 16; ad Marc. XVIII 3; prov. I 3 (4) . . . et alia, quae tumultuosa pars rerum circa terras movet; ad Marc. XVIII 6 et in mediis terris medicoque rursus mari terrentes ignium faces vielleicht zu vergleichen mit „vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer“.

³²) 1. Könige XIX 9–13.

³³) Lukas IX 51–56.

³⁴) Wittkowski a. a. O. S. 189; Jesaja XIII 6, 9; Hesetiel XXX 2, 3; Joel (neue Einteilung) I 15, II 1, 2, 11, III 4, IV 14; Amos V 18, 20; Obadja 15; Zephanja I 7, 14–16, II 2, 3; Maleachi (neue Einteilung) III 2, 17, 23. Durch „Erscheinung“ wird der Ausdruck „Tag“ auch wiedergegeben von Job. Hauri, Goethes Faust, Fünfzehn Vorträge 1910, Berlin-Zehlendorf, S. 58. Mit den angeführten Stellen aus den Propheten hat Goethe zu der Zeit, da er den Prolog im Himmel dichtete, bekannt sein können; vgl. An Schiller, 19. April 1797: „Ich studiere jetzt in großer Eile das Alte Testament und Homer.“

V.

Raphael.

Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
 Wenn keiner sie ergründen mag;
 Die unbegreiflich hohen Werke
 Sind herrlich wie am ersten Tag.

Zu drei.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
 Da keiner dich ergründen mag,
 Und alle deine hohen Werke ...

Ebensowichtig wie die Übereinstimmung in Einzeldingen ist die Verwandtschaft im Gedanken, die, wie wir glauben feststellen zu können, zwischen dem deutschen Dichter und seinen lateinischen Vorbildern besteht. Zweimal erwähnt Goethe den Anblick, der den Engeln Stärke verleihe. Wessen Anblick meint er? Daß unter dem Ausdruck „ihr Anblick“ in der von Raphael gesungenen Strophe das Anschauen der Sonne verstanden wird, ist klar. Was aber bedeuten die Worte „der Anblick“ in der Schlusstrophe? Der Zusammenhang legt es nahe, an das Anschauen der Schöpfung zu denken. Vielleicht ist das Anschauen Gottes mit eingeschlossen; aber allein ist er jedenfalls nicht gemeint; sonst würde der Dichter sagen: „Dein Anblick.“ Nun ist es gewiß überaus fein und tief gedacht, wenn Goethe die Erzengel der Schöpfung nicht begreifend, sondern bloß staunend und lobpreisend gegenüberstehen läßt. Wieviel mehr müssen sich die Menschen bei dunklen Führungen mit dem Vertrauen auf Gottes weise Lenkung zufrieden geben, wenn sogar die übermenschlichen Himmelsbewohner den Herrn und seine Werke nicht ergründen können! Aber eigentümlich ist es doch, daß die Engel aus dem Anblick der Sonne und des Erdballs Kraft schöpfen sollen, sie, die doch den Schöpfer selber mit Augen schauen dürfen. Sind es sonst nicht eher die Menschen, die, weil Gottes Wesen für sie unsichtbar bleibt, die ewige Kraft und Gottheit des Höchsten an seinen Werken wahrnehmen müssen³⁵⁾? Raphael sieht den Umlauf der Sonne, Gabriel den Wechsel von Tag und Nacht mit den Augen der Erdenbewohner an. Gibt die Betrachtung von Sonne und Erde nicht auch in erster Linie den Erdenbewohnern Stärke?, anders ausgedrückt: gehen Goethes Worte, die vom Anblick der Sonne und der Schöpfung handeln, nicht auf eine Quelle zurück, wo nicht die Engel, sondern die Menschen Gottes Werke anblicken? Die nachfolgende Darlegung wird zeigen, daß das tatsächlich so ist, und daß Goethe sich auch im Gedanken, der seinem Liebe zugrunde liegt, deutlich an Cicero und Seneca anlehnt.

Vom Anschauen der Schöpfung und vom Genusse oder von der Erkenntnis, die es verschafft, ist bei beiden lateinischen Schriftstellern öfters die Rede. In der Regel wird an den Anblick des Himmels und der Gestirne gedacht; aber auch die Betrachtung des reich und mannigfaltig ausgestatteten Erdballs wird mehrfach erwähnt³⁶⁾. Der Anblick der Natur, vor allem der Aufblick zum Himmel, lehrt, daß die Welt durch eine göttliche Vernunft gelenkt wird. Zum ersten

³⁵⁾ Römerbrief I 20.³⁶⁾ N. D. II 98; Som. Scip. 7; Cato maior 77; Tusc. I 68/9; ad Marc. XVIII 4–6.

Male hat Cicero diesen Gottesbeweis nach seiner Rückkehr aus der Verbannung in seiner Rede über das Gutachten der Opferschauer angewendet. Wer ist, fragt er dort, so alles Verstandes bar, daß er, wenn er zum Himmel aufblickt, nicht fühlen muß, daß Götter da sind, und daß er glauben kann, das (die Bewegung der Himmelskörper) geschehe durch Zufall, was mit einer so großen Überlegung geschieht, daß man seiner Gesetzmäßigkeit kaum mit irgendeiner wissenschaftlichen Kunst beikommt? Der Beweis wird in späteren Schriften mit ähnlichen Worten wiederholt³⁷⁾.

Aber der Anblick des Himmels ist nicht nur lehrreich, sondern auch über alle Maßen erquickend. Es kann, schreibt Cicero, nichts Wunderbareres, nichts Schöneres geben als das Schauspiel, das der Umlauf der Sonne, des Mondes und der Planeten gewährt. Der Geist eines Menschen, der die Gesetzmäßigkeit der Natur betrachten will, kann sich am Sternenhimmel nicht satt sehen³⁸⁾. Seneca wiederum tröstet sich über seine Verbannung mit dem Gedanken, daß man überall auf Erden dem Himmel gleich nahe sei, und schreibt aus Corsica an seine Mutter: Solange meine Augen nicht von jenem Schauspiel entfernt werden, an dem sie sich nicht sättigen können, solange ich Sonne und Mond betrachten und auf die übrigen Gestirne meine Augen heften darf ... solange ich meinen Geist, der nach dem Anblick von Dingen trachtet, die ihm verwandt sind, stets nach oben richte: was kommt's mir drauf an, auf welchen Boden ich trete?³⁹⁾ Ja der Anblick des Himmels ist nach Cicero und Seneca geradezu das Ziel des Lebens. Denn die Menschen leben auf Erden nicht (nur) als ihre Bewohner und Bebauer, sondern als solche, welche die Vorgänge am Himmel betrachten sollen. Eben darum hat uns die Natur auch eine Wohnstätte in ihrer Mitte angewiesen und uns einen aufrechten Leib gegeben, damit wir durch den Anblick des Himmels zur Erkenntnis der Götter kommen⁴⁰⁾.

Neben dem Stärke verleihenden Anblick hebt Goethe die Unbeschreiblichkeit und Unbegreiflichkeit der Schöpfung hervor. Dasselbe tut Cicero. Er spricht, wie wir schon im III. Abschnitte gezeigt haben, von einer Schnelligkeit der Himmelsdrehung, die nicht ausgedacht werden könne, also unbegreiflich ist. Er findet aber auch, daß die Vorgänge am Himmel überhaupt sich mit so viel Einsicht abspielen, daß wir sie mit keiner oder jedenfalls nur mit der höchsten Einsicht zu erkennen vermögen⁴¹⁾. Unter den Vorgängen am Himmel versteht Cicero in erster Linie die Bewegung der Fixsterne; der deutsche Dichter hält die Sonne für unergründlich. In dem engen Zusammenhange, in den bei Goethe Anblick und Unbegreiflichkeit gerückt sind, stehen die beiden Begriffe bei dem

³⁷⁾ De haruspicum responsis 19; Pro Milone 83; leg. II 16; Tusc. I 68, 70; N. D. II 4, 94–97, III 10.

³⁸⁾ N. D. II 104–106, 155 iam vero circuitus solis et lunae reliquorumque siderum ... et spectaculum hominibus praebent; nulla est enim insatiabilior species, nulla pulchrior.

³⁹⁾ ad Helv. VIII 4, 5.

⁴⁰⁾ N. D. II 140, 153; Tusc. I 69; Cato 77; Seneca, De otio IV 2, V 1, 3; vgl. Ovidius Met. I 84–86; Manilius IV 905–908, 915–921.

⁴¹⁾ N. D. II 97 quis enim hunc hominem dixerit, qui ... ea ... casu fieri dicat, quae, quanto consilio gerantur, nullo consilio assequi possumus, 115; har. resp. 19; leg. II 16.

Römer allerdings nicht. Cicero schließt aus der Tatsache, daß die Erscheinungen im All für den Menschen überhaupt nicht oder nur schwer verständlich sind, auf einen übermenschlichen Geist, der das All regiert, während im Gesang der Erzengel das Anschauen den Ersatz für die Begreiflichkeit der Schöpfung und des Schöpfers bilden. Der folgende Abschnitt wird zeigen, daß Anblick und Unbegreiflichkeit in der Weise, wie es im Engelliede geschieht, schon vor Goethe zueinander in Beziehung gesetzt worden sind.

VI.

Der größte Teil der Aussprüche, die wir aus Ciceros Gespräch vom Wesen der Götter mitgeteilt haben, wird entweder dem Stoiker Valbus in den Mund gelegt oder ausdrücklich auf Stoiker oder solche Philosophen zurückgeführt, mit denen die Stoiker in den für uns maßgebenden Punkten übereinstimmen. Jene Aussprüche erweisen sich damit samt den Stellen ähnlichen oder gleichen Inhalts, die wir den übrigen philosophischen Schriften oder den Reden Ciceros entnommen haben, als stoisches Gut. Daß auch Seneca in den angeführten Abschnitten aus stoischer Quelle schöpft, ist von vornherein wahrscheinlich, ganz abgesehen von der Verwandtschaft seiner Bemerkungen mit Ciceros Darlegungen. Stoisch ist vor allem jene wichtige Auseinandersetzung in der Schrift über die Vorsehung, in der die Planmäßigkeit der Welt verteidigt und deren zufällige Entstehung aus Atomen abgelehnt wird. Von stoischen Anschauungen ist demnach auch der Gesang der Erzengel durchzogen; man darf mit gewissen Einschränkungen behaupten, daß er nichts anderes enthalte als den Gottesbeweis der Stoa in knappster Gestalt.

Allein wir brauchen bei dieser allgemeinen Feststellung nicht stehen zu bleiben; wir können den Mann nennen, dem die zwei Römer ihre Vorstellungen über Gott und Natur im wesentlichen verdanken. Längst hat man bewiesen oder wahrscheinlich gemacht, daß Cicero und Seneca in den wichtigsten der von uns besprochenen Schriften oder Schriftteile abhängig sind von Poseidonios, dem berühmten Forschungsreisenden und Lehrer, dem Bekannten Ciceros, dem tiefreligiösen Verfasser zahlreicher Werke naturwissenschaftlichen, theologischen, philosophischen und geschichtlichen Inhalts⁴²). Gerade das, was die beiden Lateiner über die Bewegung der Sterne ausagen, darf von Poseidonios hergeleitet werden. Er verstand, wir wir aus anderen Quellen wissen, unter den „Gestirnen“, d. h. wohl in erster Linie unter der Sonne, dem Monde und den Planeten, feuerartige Körper, die keinen Stillstand kennen, sondern sich allezeit im Kreislaufe weiterbewegen. Er verlangte vom Sternkundigen, daß er sich mit

⁴²) Arbeiten zur Quellentunde von Ciceros Traum des Scipio, den Luc. Gesprächen und den Büchern über das Wesen der Götter, zu Senecas Naturwissenschaftlichen Untersuchungen und zum Schluß der Trostschrift an Marcia werden aufgezählt bei M. Schanz, Geschichte der röm. Literatur I 2³ S. 345, 357, 361/2, II 2³, 386, 399. Vgl. die Angaben über Poseidonios und seine Benützer bei Christ-Schmid, Geschichte der griech. Literatur II⁶ S. 347 ff., Überweg-Prächter, Grundriß der Geschichte der Philosophie I¹² S. 471 ff., 478 ff., 491 ff., W. Jäger Memesios von Emesa, besonders S. 68 ff. und in dem äußerst lehrreichen Aufsatz „Die Schrift von der Welt“ von W. Capelle in JIbergs N. J. XV S. 529 ff.

der Art und Größe der Sternumläufe besahe und den Himmel als ein geordnetes Gebilde erweise. Er muß den Umfang und die Schnelligkeit der Himmelskugel für ungeheuer angesehen haben; schätzt er doch schon die Entfernung der Sonne von der Erde auf mehr als die Hälfte der uns bekannten wirklichen Strecke⁴³⁾. Schließlich muß er es gewesen sein, der die wunderbare Bewegung des Himmels und der Sterne mit besonderem Nachdruck als machtvolle Äußerung der Gottheit dargestellt hat⁴⁴⁾. Aber nicht nur in ihren Himmelsbildungen, sondern auch in ihren Betrachtungen über die Pracht der Erde weisen Cicero und Seneca Spuren der schwungvollen Darstellungsweise des Poseidonios auf⁴⁵⁾. Und stammt ihre Beschreibung des Meeres nicht ursprünglich von einem Inselbewohner, eben von Poseidonios, her? Goethe hat also bei seinen lateinischen Vorbildern in der Hauptsache dessen Eigentum angetroffen. Ohne es zu vermuten, hat der deutsche Dichter in seine eigene Empfindung und in seinen Gesang etwas von den Gedanken und Stimmungen hinübergenommen, denen sich der syrisch-griechische Weise hingab, wenn er auf seinen Reisen in blühende Landstriche kam oder das Meer überblickte, das ans Ufer von Rhodos anschlägt, wenn er bei der Tageshelle des Südens den geregelten Lauf der Sonne betrachtete oder in stillen Nächten seine Augen zum Sternenhimmel aufhob.

Freilich darf man bei aller Anerkennung der Ähnlichkeiten, durch die das Engellied mit seinen Vorbildern verbunden wird, doch die Verschiedenheiten nicht übersehen, die den Dichter des Faust von seinen lateinischen Vorläufern trennen. Die Gottheit, die uns Cicero und Seneca vorführen, ist ein schwer faßbares, unbestimmtes Wesen. In der Regel erscheint sie nicht als Person, sondern entweder als die Welt selber oder als eine die Welt belebende Kraft oder als ein Verstand von übermenschlichem Vermögen. Demgegenüber kann kein Zweifel walten, daß der Gott, den Goethe auftreten läßt, eine Person, daß er der alleinige, allmächtige Herr ist, und daß die Erde und die Sonne nicht Teile oder Erscheinungsformen, sondern „Werke“ des Höchsten sind. Dann dient bei den beiden Lateinern, zumal bei Cicero, die wunderbare Einrichtung der Welt zum Beweise für das Vorhandensein eines göttlichen Wesens. Bei Goethe wird vorausgesetzt, daß ein Gott sei, und die Natur legt nicht für sein Dasein, sondern für seine Erhabenheit und Weisheit Zeugnis ab. Es ist klar, daß die besondere

⁴³⁾ J. Bake, *Posidonii Rhodii reliquiae doctrinae* S. 64, 60, 71.

⁴⁴⁾ [Aristoteles] *Περὶ κόσμου* (Zählung nach der Ausgabe von J. Chr. Kappius 1792): II 2 (9), V 9, 10, VI 14–16. Über die Bedeutung, die Poseidonios der Betrachtung des Himmels und der Welt zumißt, vgl. Capelle a. a. D. S. 534–536; über den Preis der Sonne s. S. 565/6.

⁴⁵⁾ *Π. κ.* III 1–3, V 12; vgl. Capelle a. a. D. S. 554/5. Über die Schreibweise des *Π.* vgl. (Strabon bei) Bake S. 31 und Capelle S. 565. — Christ-Schmid bemerkt a. a. D. I^o S. 684/5 über [Aristoteles] *Περὶ κόσμου*: „in einem stellenweise enthusiastisch-teleologischen Sinn geschrieben, der an die Stimmung des Gesangs der Erzengel in Goethes *Faust* gemahnt“. Goethe könnte, als er sich bei seinen Vorarbeiten für die Farbenlehre mit Aristoteles beschäftigte, die Schrift *Π. κ.* zu Gesicht bekommen haben. So deutliche Anklänge an das Engellied wie Cicero und Seneca enthält sie aber nicht; daß sie dem Dichter bei der Abfassung des Liedes vorgeschwebt habe, ist unwahrscheinlich. Die tatsächlich vorhandene Ähnlichkeit zwischen dem Gesang der Erzengel und der griechischen Abhandlung beruht darauf, daß beide in letzter Linie auf Poseidonios zurückgehen.

Rolle, die das Erzengel Lied in der Fausttragödie spielen soll, mit dazu beigetragen hat, daß der Dichter von seinen Vorbildern abweicht. Aber daneben steht Goethe auch unter dem Einflusse allgemein christlicher Vorstellungen und bestimmter Bibelstellen. Außer den früher erwähnten Abschnitten aus dem Alten Testamente hat ihm bei der Abfassung des Liedes ohne Zweifel die Schöpfungsgeschichte vorgeschwebt. Auf sie deuten nicht bloß der Ausdruck „Paradieses-Helle“, sondern auch die Zeilen „Und alle deine hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag“, die gewiß eine Erinnerung darstellen an 1. Mose I 31: Und Gott sahe alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.

Goethe ist nicht der einzige, der den im Altertum ausgebildeten Gottesbeweis aus der Natur mit christlichen Anschauungen verknüpft hat. Es würde eine lohnende aber die Grenzen unseres Auffasses weit überschreitende Aufgabe sein, bei alten und neueren Schriftstellern die Stellen zusammenzusuchen, wo eine ähnliche Verbindung vorkommt⁴⁶⁾. Wir erwähnen bloß, daß Calvins Auffassung derjenigen des Engelliedes nahesteht. Der Reformator findet ähnlich wie der Dichter im Anblick der Schöpfung einen Ersatz für die Begreiflichkeit Gottes. In den glänzenden Anfangskapiteln seines „Unterichts im christlichen Glauben“ führt er folgendes aus: Wir dürfen das Wesen Gottes, das eher zu verehren als zu erforschen ist, nicht in verwegener Neugier zu ergründen versuchen; vielmehr sollen wir Gott in seinen Werken betrachten, durch die er sich uns verwandt und vertraut macht... So deutlich hat er sich in der ganzen Schöpfung offenbart,... daß wir unsere Augen nicht öffnen können, ohne gezwungen zu sein, ihn anzublicken. Sein Wesen freilich ist unfaßbar... allein in jedes einzelne seiner Werke hat er untrügliche Spuren seiner Herrlichkeit eingegraben... Der Bau der Welt dient uns mit seiner Ebenmäßigkeit als Spiegel, in dem wir den sonst unsichtbaren Gott ansehen dürfen... Als Äußerungen der Macht und Weisheit Gottes aber nennt der Reformator, wie es die Philosophen des Altertums und (in seiner besonderen Weise) Goethe tun, das Krachen der Donnerschläge, die Blitze, das vom lärmenden Ungestüm der Stürme erregte Meer, die schnelle Umdrehung des Himmelsgebäudes, die Einteilung der Zeit in Tage und Nächte, in Jahre und Jahreszeiten.⁴⁷⁾

Undenkbar ist es nicht, daß der Verfasser des Engelliedes durch irgendeine Vermittlung mit Calvins Gedanken bekannt geworden ist, so gut als es möglich ist, daß er sonstige Werke gelesen hat, in denen der Gottesbeweis der Stoa mit christlichem Gute verschmolzen wird. Die Gebildeten des 18. Jahrhunderts haben gewiß alle Darlegungen geschätzt, die ihrer eigenen Naturauffassung entgegenkamen. Aber der Umstand, daß der Dichter unter dem Einflusse derartiger

⁴⁶⁾ Durch die Arbeiten anderer werden wir aufmerksam gemacht auf Clemens Rom. ad. Cor. I 20 (vgl. R. Burdach, „Faust und Moses“, Sitzungsber. der Preuß. Akademie der Wiss. 1912 S. 632, Anm. 1), Minucius Felix, Octavius 17 und Lactantius, Divinae institutiones II 5 (vgl. Zielinski a. a. O. S. 381–383).

⁴⁷⁾ Institutio Christianae religionis, Ausgabe von 1559: I. Buch V 9, 1; XIV 20; V 6; XIV 21; vgl. VI 2.

Schriften gestanden haben kann, hindert nicht, daß er den Dvid und Manilius, den Seneca und Cicero oder von den beiden letzteren wenigstens die wichtigsten der von uns angeführten Zeugnisse durch persönliche Lektüre hat kennenlernen. Am 26. Juni 1797 schreibt Schiller an Goethe, von dem er aufgefordert worden ist, über die Fortsetzung des im Jahre 1790 als „Fragment“ veröffentlichten Faust nachzudenken, daß der „hochaufquellenden Masse“ der Faustdichtung ein „poetischer Reif“ fehle. Pniower stellt in dem früher erwähnten Aufsage (a. a. D. S. 169, 171/2, 174, 180) die auch durch Edermanns und Riemers Chronologie nahegelegte, sehr einleuchtende Vermutung auf, daß der Prolog im Himmel, der eben den von Schiller gesuchten und von Goethe gefundenen Reif oder Rahmen darstelle, unmittelbar nach Empfang des angeführten Schillerbriefes verfaßt worden sei. Wir möchten der Zeitbestimmung Pniowers im wesentlichen beistimmen und höchstens auf die Möglichkeit hinweisen, daß der „Prolog“ vielleicht im Sommer des Jahres 1797 bloß entworfen worden ist und seine Vollendung und seinen schönsten Schmuck, das Engellied, erst im Jahre 1798 erhalten hat. In diesem Jahre „studierte“ Goethe, wie die „Annalen“ melden, „die einzelnen Schriftsteller“, die er für seine „Farbenlehre“ brauchte. Zu diesen Schriftstellern gehörte Seneca. Von ihm handelt der Dichter in der „Geschichte der Farbenlehre“ selber in dem ziemlich ausführlichen „Nachtrag“ zum „Ersten Teil“. Dort stehen folgende Sätze: Die meteorischen Feuerkugeln ... Regenbogen ... Sternschnuppen, Kometen, beschäftigen ihn (den Seneca) unter der Rubrik des Feuers ... So streitet er z. B. lebhaft gegen diejenigen ... welche behaupten, daß die Kometen eine vorübergehende Erscheinung seien. Die beiden Sätze beweisen in Verbindung mit der Mitteilung aus den Annalen, daß Goethe gerade in der Zeit, in die man die Entstehung des Engelliedes verlegen darf, in Senecas naturwissenschaftlichen Untersuchungen die Abschnitte über den Regenbogen und über die Kometen gelesen hat. In eben diesen Abschnitten aber fand er neben andern wichtigen Bemerkungen über die schnelle Drehung des Himmels oder der Erde jene zwei Verse aus der Phaetongeschichte Dvids, die sich seinem Gedächtnis vielleicht schon in der Knabenzeit eingeprägt hatten, und die er jetzt in der zweiten Strophe unseres Liedes verwendete. Durch diese Erkenntnis wird unsere Annahme, Goethe sei von Seneca abhängig, von außen her gestützt. Das ist für uns die Hauptsache. Was die Entstehungszeit des Engelliedes anbetrifft, darf man schließlich trotz den Annalen am Jahre 1797 festhalten. Denn Goethe schickt schon am 20. Januar 1798 einen „Entwurf zur Geschichte der Farbenlehre“ an Schiller mit Begleitworten, die erkennen lassen, daß er sich bereits eingehend mit dem Gegenstande beschäftigt hat. Er kann also den Seneca auch schon im Jahre 1797 gelesen haben⁴⁸⁾.

⁴⁸⁾ Erich Schmidt, a. a. D. S. 270 bezeichnet den Prolog im Himmel als „1797 oder 1798 entstanden.“ Vgl. Goethe an Knebel, 2. Januar 1798: Ich denke den Faust zuerst vorzunehmen und zu gleicher Zeit meine ... naturhistorischen Arbeiten fortzusetzen. — Über Goethes Beschäftigung mit Dvid s. Ernst Maas, Goethe und die Antike S. 33, 122, 241/2, 505/6, 534, 544, 550/1, 553—560, 634—636. — Senecas Anschauung über die Kometen wird auch erwähnt in Goethes „Maximen und Reflexionen“ II 49.

In dem oben erwähnten Abschnitt aus der Geschichte der Farbenlehre nimmt Goethe nur auf Senecas Naturwissenschaftliche Untersuchungen Bezug. Nun glaubten wir aber im Engelliede auch Anklänge an andere Schriften des Römers feststellen zu dürfen. Daß der deutsche Dichter diese Schriften am Ende des 18. Jahrhunderts, vielleicht im Zusammenhange mit den Naturwissenschaftlichen Untersuchungen, gelesen hat, ist durchaus möglich; bloß läßt es sich, soweit wir sehen, mit Gründen äußerer Art nicht beweisen. In Gedichten aus späterer Zeit scheinen Anlehnungen an den Philosophen vorzuliegen⁴⁹⁾.

Der Gesang der Erzeengel ist — das ergab sich uns durch Vergleichung — nicht nur von Seneca, sondern auch von Cicero abhängig. In erster Linie kommen (neben den Tusculanischen Gesprächen) dessen Bücher über das Wesen der Götter in Betracht. Das Verhältnis Goethes zu diesem Werke erhellt aus folgender Erwägung: Im September des Jahres 1796 wurde nach den Annalen „die Ausführung“ von „Hermann und Dorothea“ „begonnen und vollbracht“. Das Gedicht enthält eine Entlehnung aus dem Laelius des Cicero⁵⁰⁾. Goethe hat die lateinische Abhandlung also wohl im Jahre 1796, d. h. kurz vor der mutmaßlichen Entstehungszeit des Engelliedes gelesen. Darf man nun nicht annehmen, daß er sich damals noch mit weiteren philosophischen Schriften Ciceros, z. B. mit den Tusculanen und dem Gespräche über die Götter befaßt hat? Jedenfalls hat man dem genannten Gespräche gerade am Schlusse des 18. und am Anfange 19. Jahrhunderts in Deutschland eine besondere Beachtung geschenkt; das zeigen die Ausgaben und Besprechungen des Werkes, die um die Jahrhundertwende gedruckt worden sind⁵¹⁾. Es ist überhaupt kaum denkbar, daß Goethe das Gespräch nicht gekannt habe. Zielinski weist nach, was für eine große Rolle dasselbe in der englischen Aufklärung und bei Voltaire gespielt hat. Friedrich der Große hat es neben den Tusculanen vor der Schlacht bei Zorndorf im Felde gelesen⁵²⁾. Ohne Zweifel hat es auch auf die deutsche Dichtung, Theologie und Philosophie des 18. Jahrhunderts in bedeutendem, bisher vielleicht nicht genügend erkanntem Maße eingewirkt. Es erscheint daher als selbstverständlich, daß auch Goethe es gelesen, und daß die große Himmelszene im Eingang seines „Faust“ innere Bedeutung daraus gewonnen habe⁵³⁾.

⁴⁹⁾ „Vermächtnis“ 3. 28–30 „Dann ist Vergangenes beständig, Das Künftige voraus lebendig, Der Augenblick ist Ewigkeit“ = *brev. vit. XV 5 transit tempus aliquod: hoc recordatione comprehendit (sapiens). instat: hoc utitur. venturum est: hoc praecipit; ad Helv. XX 2 (animus) aeternitatis suae memor in omne, quod fuit futurumque est, vadit; vgl. XI 7.*

⁵⁰⁾ Hermann und Dorothea VII 176–180 = Laelius 62; vgl. W. Hehn, „Über Hermann und Dorothea“² S. 126 und Maas a. a. D. S. 572/3.

⁵¹⁾ Von Ciceros N. D. erschienen 1787 eine Übersetzung von Ehr. W. Kindervater, 1790 „Anmerkungen und Abhandlungen“ von Kindervater, 1796 eine Ausgabe von Kindervater, 1799 eine solche von Joh. Chr. Fr. Wegel, 1806 eine mit Anmerkungen versehene Übersetzung von Goethes Landsmann Joh. Friedr. v. Meyer.

⁵²⁾ Zielinski a. a. D. über die englische und französische Aufklärung S. 260 ff., 304 ff., über Friedrich des Gr. Vorliebe für Cicero S. 307/8. — De Catt „Unterhaltungen mit Fr. d. Gr.“, hrsg. von N. Koser S. 149/50; vgl. Alfred Goethe, M. Tullii Cicernonis de n. d. 1887, S. 126/7.

⁵³⁾ Über Goethes Bekanntschaft mit Cicero vgl. Maas a. a. D. S. 521, 572/3, 575; Zeitler a. a. D. S. 325 ff.

Der Stil E. T. A. Hoffmanns.

Von Hans Dahmen in Krefeld (Rhein).

Die künstlerische Ausdrucksart der Sprache erinnert bei E. T. A. Hoffmann an die der Musik. Das drückt sich auch in seinen kunsttheoretischen Äußerungen aus. Dichter und Komponist gehen für Hoffmanns Überzeugung die gleichen Wege, wie sein Aufsatz „Der Dichter und der Komponist“ hervorhebt: „Ja, in jenem fernen Reiche, das uns oft in seltsamen Ahnungen umfängt, ... da sind Dichter und Musiker die innigst verwandten Glieder einer Kirche: denn das Geheimnis des Worts und des Tons ist ein und dasselbe“ [bei Griesbach¹⁾, 6. Bd., S. 82 Z. 19 ff.]. Ferdinand bezieht die Aussprüche Ludwigs (der niemand anderer als Hoffmann selbst ist) durchaus auf die Kunst schlechthin, nicht etwa nur auf die Musik, der Unterschied von Musiker und Dichter hebt sich vollends auf: „Ich höre meinen lieben Ludwig, wie er in tiefen Sprüchen das geheimnisvolle Wesen der Kunst zu erfassen strebt, und in der Tat, schon jetzt sehe ich den Raum schwinden, der mir sonst den Dichter vom Musiker zu trennen schien“ (S. 82). Kurz darauf heißt es, daß uns die Einwirkung höherer Naturen das romantische Sein erschließe, „in dem auch die Sprache höher potenziert oder vielmehr jenem fernen Reiche entnommen, d. h. Musik, Gesang ist, ja wo selbst Handlung und Situation, in mächtigen Tönen und Klängen schwebend, uns gewaltiger ergreift und hinreißt“ (S. 89 Z. 7 ff.). Also Handlung und Situation werden in Klängen und Tönen empfunden, die höhere Sprache kennt nur die Ausdrucksform, die auch der Musik zu eigen ist: den Klang und den Ton, nicht den rationalen Gehalt. Seite 84 Z. 3 ff. heißt es: „Ja, ich glaube, kein guter Vers könne in meinem Innern erwachen, ohne in Sang und Klang hervorzugehen.“ Es ist kein Zweifel: die kunsttheoretischen Äußerungen Hoffmanns gelten in gleicher Weise für die Dichtung wie für die Musik²⁾. Wir müssen uns dazu erinnern, daß zur Zeit der Abfassung seines besten Märchens, des „Goldnen Topfs“, der Musiker Hoffmann durchaus im Vordergrund steht. Die Äußerungen Hoffmanns über die Musik ver-

¹⁾ Da die wissenschaftlich beste Ausgabe, die von Maassen, diese kunsttheoretischen Schriften Hoffmanns noch nicht enthält, zitiere ich nach der Ausgabe von Griesbach, Leipzig 1900.

²⁾ Daß Hoffmann für die Dichtkunst dieselben Prinzipien angewandt wissen wollte wie für die Musik, wird auch von Carl Schaeffer (Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen, Marburg 1909), mehrere Male in überzeugender Weise dargetan. S. 218 weist er nach, daß Hoffmann in vielen seiner Dichtungen jene Tendenzen verwirklicht habe, die er für die Texte der Opern als maßgebend anerkannte. S. 225 wird dafür noch einmal ein ausdrücklicher Beweis angetreten. — Schaeffers stilistische Beobachtungen stimmen mit dem hier Angegebenen, soweit die gemeinsamen Gesichtspunkte reichen, überein, wenn er z. B. feststellt, daß Hoffmanns Welten „wenig klar umrissen erscheinen und verschiedenartiger Deutung Raum geben“ (S. 131). Hoffmanns Märchenwelt „erstreckt sich über diejenige hinaus, die wir gewöhnlich namentlich mit dem Gesicht- und Tastsinne erfassen“ (S. 131). Das spielt auf die Unplastik an, die durch die Betonung des musikalischen Gehaltes unterstrichen wird. S. 107 heißt es, daß die „Phantastestücke in Callots Manier“ „unter dem bestimmenden Eindruck der Damberger speziell musikalischen Erlebnisse“ stehen. „Sie weisen daher auch von allen Werken Hoffmann die stärksten Beziehungen zum musikalischen Leben auf.“

mögen uns also zugleich einen Beitrag zur stilistischen Erklärung der um dieses Märchen gruppierten Werke zu liefern.

Sehr bezeichnend sind seine Ausführungen über die Musik in dem Aufsatz „Beethovens Instrumentalmusik“ (4. Kreislerianum). Da heißt es, nur das Unendliche sei der Vorwurf der Musik. Alles Festumrissene, klar und eindeutig Faßbare liegt ihr fern. „Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle besten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben“ (S. 55 Z. 11). Er tadelt die „armen Instrumentalkomponisten“, die sich „mühsam abquälen, bestimmte Empfindungen, ja sogar Begebenheiten darzustellen“ (S. 55, 2. Abschn.). „Wie konnte es euch denn nur einfallen, die der Plastik geradezu entgegengesetzte Kunst plastisch zu behandeln?“ (S. 55 Z. 11 v. u.). Immer wieder wird das Unbestimmte, Unermeßliche, Unaussprechliche als das Reich der Musik bezeichnet, das Klare, Sichere, Diesseitige wird zugunsten des Unklaren, Geheimnisvollen, Jenseitigen abgelehnt. „Unser Reich ist nicht von dieser Welt, . . . denn wo finden wir in der Natur, so wie der Maler und Plastiker, den Prototypus unserer Kunst?“ (Johannes Kreislers Lehrbrief, v. Maassen, S. 432 Z. 3 v. u.). „Das bewußtlose oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Auffassen der geheimen Musik der Natur“ (S. 433 Z. 13 v. u.) stellt des Künstlers Aufgabe dar. „Es sind dieselben Eigenschaften der Musik, ihr irrationaler Charakter, ihre gefühlsmäßige Innigkeit, ihre Form- und Grenzenlosigkeit, ihre subjektive Geistigkeit, ihre unirdisch-überirdische Unstofflichkeit, die Wackenroder und Hoffmann an der Musik erlebt haben“³⁾.

Diese Fragen führen uns mitten in eine der Haupteigenschaften des Hoffmannschen Stiles; denn „bei ihm sind die Worte nicht so sehr intellektuell zu begreifende Zeichen für Mitzuteilendes, als vielmehr konventionelle Notenschrift, deren Musik hinter ihnen tönt“⁴⁾. Der Stil der Hoffmannschen Märchen zeigt im ganzen „eine weniger geformte, als rhythmisch empfundene, musikalische Struktur“ [Olga Kaydt⁵⁾, S. 39]. Er sieht nicht die Dinge in ihren klaren, plastischen Umrissen, sondern seine Phantasie ist „musikalisch-akustisch gerichtet“⁵⁾. Es müssen in diesem Zusammenhang die für Hoffmann so bezeichnenden Synästhesien näher beleuchtet werden. Gegenüber der bisherigen psychologischen Betrachtungsweise gilt es dabei zur literarisch-stilistischen Interpretation vorzubringen.

Der „Goldne Topf“ ist reich an Beispielen, in denen sich diese eigentümliche Verwandtschaft von Klängen, Farben und Düften zeigt; ich stelle zunächst eine Reihe dieser Fälle heraus, bei denen auf einen Reiz nicht nur das korrespondierende Sinnesorgan, sondern auch ein anderes, scheinbar von dem ersteren völlig unabhängiges, antwortet. — So heißt es in der ersten Vigilie: „Blumen

³⁾ W. Jost, Von Tied zu Hoffmann, Frankfurt 1920. S. 61.

⁴⁾ K. Schaukal, E. T. A. Hoffmann, Leipzig 1923. S. 127.

⁵⁾ Olga Kaydt, Das Dämonische als Stilform in den literarischen Werken Hoffmanns, Münchener Dissertation 1912. S. 38.

und Blüten dufteten um ihn her, und ihr Duft war wie herrlicher Gesang von tausend Flötenstimmen ...⁶⁾ (S. 243 Z. 3). 4. Vigilie: „... und daß in den Windungen des schlanken Leibes all' die herrlichen Krystall-Glockentöne hervorblitzen mußten, die ihn mit Wonne und Entzücken erfüllten“ (S. 263 Z. 14). Besonders der Garten des Archivarius Lindhorst stellt einen Wirrwarr von Tönen und Düften dar; Anselmus wird von „lieblich tröstenden Klängen wie vom süßen zarten Hauch umflossen“ (S. 286 Z. 6 v. u.). In der 8. Vigilie heißt es: „und der Geruch, den sie verbreiteten, stieg aus ihren Kelchen empor in leisen lieblichen Tönen...“ (S. 298 Z. 13). „Die wunderbare Musik des Gartens tönte zu ihm herüber und umgab ihn mit süßen lieblichen Düften...“ (S. 300 Z. 3). „... und als strahlten dann die holden Krystallklänge ... durch das Zimmer“ (S. 300 Z. 8). „... jedes ihrer Worte, das ... wie ein leuchtender Strahl die Wonne des Himmels in ihm entzündete“ (S. 301 Z. 13 v. u.). „... und er raubte sie der Lilie, deren Düfte in namenloser Klage vergebens im ganzen Garten nach der geliebten Tochter riefen“ (S. 302 Z. 12). 10. Vigilie: „Und es war, als umwehten ihn leise Seufzer, die legten sich um die Flasche wie grüne durchsichtige Holunderblätter...“ (S. 318 Z. 7). „Und jeder laut strahlte in das Gefängnis des Anselmus hinein“ (S. 319 Z. 5 v. u.). 12. Vigilie: „und ihre Düfte rufen in gar lieblichen Lauten dem Glücklichen zu...“ (S. 335 Z. 9 v. u.). — Am Schluß des Märchens wird das Unbestimmbare der Sinnesempfindung geradezu ausgesprochen: „Sind es Blicke? — sind es Worte? — ist es Gesang?“ (S. 337 Z. 2). Die Eindrücke sind fließend und ungreifbar, alle Organe befinden sich in einer ständigen Vibration, bald klingt das eine, bald das andere an. Wenn wir nun nach dem Grundsatz fragen, nach dem die Verknüpfung dieser Sinnesempfindungen vor sich geht, so ist festzustellen, daß ein bestimmter gemeinsamer Gefühlsgehalt das zusammenfassende Moment ist. Die angeführten Beispiele haben keinen klaren logischen Inhalt und geben ebensowenig ein festgerundetes, plastisches Bild; die Verknüpfung von Sinnesempfindungen geht vielmehr darauf hinaus, eine bestimmte Stimmung zu erzeugen, die direkt nicht sagbar ist, die trotz der künstlerischen Darstellung nur in der Sphäre des Unbewußten schwingen darf, weil sie im hellen Lichte des Bewußtseins sogleich erlöschen würde. Hoffmann hat stets empfunden, wie schwierig sein Versuch sei, etwas Unbewußtes, Unsagbares dennoch durch Worte nahezubringen; er hebt häufig die Unsagbarkeit dessen, was er wiedergeben möchte, hervor; seine Lieblingsworte sind: „unaussprechliche Sehnsucht“, „unnennbare Sehnsucht“ (so allein in „Beethovens Instrumentalmusik“ fünfmal). Im „Goldnen Topf“ finden sich dafür folgende bezeichnende Wendungen: „unaussprechliche Sehnsucht“ (3), „namenloses Etwas“ (2), „dunkles Gefühl“ (2); folgende Eigenschaftswörter werden angewandt in ähnlicher Verbindung: „unbeschreiblich“ (3), „unaussprechlich“ (2), „unbekannt“ (4), „namenlos“ (6) (die eingeklammerten Zahlen drücken aus, wie oft diese Wendungen vorkommen). Wird die Unsagbarkeit der Empfindung nicht unmittelbar ausgedrückt, so geschieht es fast stets mittelbar dadurch, daß der Dichter ihre Fremdartigkeit, Un-

⁶⁾ Alle Zitate nach der Ausgabe von Carl Georg von Maassen, Bd. 1, München 1908.

bekanntheit oder die eigene Unfähigkeit, sich darüber ins Klare zu kommen, angibt. Sein Lieblingswort für eine nicht näher zu beschreibende Empfindung ist das Wort „seltsam“, das sich in unserem kurzen Märchen nicht weniger als 25mal findet. Als weitere Ausdrücke hierfür verwertet er: „sonderbar“ (17), „wunderbar“ (19), „wunderlich“ (17), „geheimnisvoll“ (13), „besonders“ (im Sinne von außergewöhnlich, 9), „merkwürdig“ (4), „absonderlich“ (1), „ungewöhnlich“ (1), „niegefühlt“ (2), „unverständlich“ (2), „unbekannt“ (4), „fremdartig“ (1), „fremd“ (4), „verwunderungsvoll“ (1), „verworren“ (1), „erstaunlich“ (1), „wunderbarlich“ (1), „dumpf“ (4), „dunkel“ (4), „unbegreiflich“ (1). Das geheime Unbewusste offenbar zu machen, ohne eben durch diese Offenbarung ihm den Duft des Geheimen, Verborgenen, Unbewussten zu nehmen, ohne eine Ahnung in ein bestimmtes Gefühl zu verwandeln, darin lag des Dichters Schwierigkeit und seine besondere Kunst.

Die stilistischen Eigenheiten Hoffmanns erfahren eine weitere Erhellung, wenn wir sie mit dem zusammenhalten, was Ellinger über die ostpreussischen Wesenselemente im Schaffen Hoffmanns gesagt hat. Die Eigenarten Hoffmanns weist er mit Recht der heimatlichen ostpreussischen Art zu, der unser Dichter angehört. Dieses tastende Drängen und Schweifen steht in deutlichem Gegensatz zu dem klaren romanischen Formempfinden⁷⁾, statt südlicher Helle und Glut findet sich bei Hoffmann nordisches Dämmerlicht und Kühle⁸⁾. Dem Seinse realismus der romanischen Sprachen gegenüber besitzt die deutsche Sprache (damit treffen wir mit bekannten Beobachtungen Nietzsches zusammen), ein besonderes Gefühl für das werdende, fließende und wirkende. In „Jenseits von Gut und Böse“ (Bd. 8 der Krönerschen kleinen Ausgabe, S. 210) sagt Nietzsche: „Und wie jeglich Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sich-Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als ‚tief.‘“ Vertram führt dazu in seinem Nietzsche-Werk eine bezeichnende Wendung Wölfflins an: „Nordische Schönheit ist nicht eine Schönheit

⁷⁾ Heinrich Eduard Jakob stellt in seinem Hoffmann-Aufsatz: „Der Held der großen Oper“ (Hoffmannheft des „Feuerreiters“, Berlin 1922) die geringe Formungskraft und Wortbeherrschung unseres Dichters dem französischen Formempfinden gegenüber; dem Franzosen ist die Beherrschung der Form angeboren, seine Sehnsucht geht nach inhaltlicher Fülle, während der Deutsche seine ganze Verehrung dieser ihm so schwer erreichbaren Form- und Wortkunst zuwendet. Daraus leitet Jakob die Aufnahme her, die Hoffmann in beiden Ländern gefunden hat: die Abneigung der Deutschen und den Beifall der Franzosen. „Im Kunstwillen der Deutschen und Franzosen besteht dieser eine Unterschied: Der Franzose wird als Stilist geboren und will Natur — der Deutsche wird als Natur geboren und will Stil. Eben darum konnte Hoffmann zwar den Franzosen, niemals aber den Deutschen als höchste Stufe der Poesie erscheinen“ (S. 240 Z. 9). „Der Kampf um den Ausdruck aber, . . . ist er bei Hoffmann überhaupt spürbar? Das Wortlexikon dieses Dichters ist außerordentlich dünn. Weder treffen wir bei ihm (der doch kühne Gefühle neubildete) auf kühne Neubildungen des gefühlten Wortes, noch . . . auf die geringste Kenntnis und Benützung alten deutschen Wortguts aus der Zeit zwischen 1100 und 1700“ (S. 240 Z. 10 v. u.).

⁸⁾ Die Bürger der Hoffmannschen Märchen, die so bieder und sorgsam sind und doch immer Schnurren und Träume im Kopfe haben, bis sie sich in einem Zustand von Katlosigkeit ungehörlich betrinken, diese Jünglinge, die ihre blauen Augen in den Himmel richten und dabei mit ihren langen Beinen über die Pflastersteine stolpern, diese krächzenden, tichernden, springigen Figuren können ja ihre nordische Heimat nicht verleugnen!

des In-Sich-Geschlossenen und Begrenzten, sondern des Grenzenlosen und Unendlichen. . . . Die fertige Form bedeutet der germanischen Phantasie zu wenig, sie muß immer überspielt sein von dem Reiz der Bewegung“ (Vertram, S. 71). Dieses deutsche Empfinden stellt sich eben gerade in der Sprache dar: „Keine im Umkreis des Europäischen birgt in sich solche Möglichkeiten über sich hinaus, keine vermag alles werdende . . . dämmernd herannahende . . . so auszusagen wie die unsre. Sie widersteht wie keine dem Nur-Logischen, sie ist ‚dérasonable‘ . . .“ (Vertram, S. 70). „Gestaltlosigkeit“ und „musikalische Unplastik“ sind der Sprache Hoffmanns in ganz ausgesprochenem Maße zu eigen. Sucher⁹⁾ sagt in seinem schönen Hoffmanns-Buche: „il est un impressionniste et par là véritablement un moderne“ (S. 230). Hoffmanns Kunst ist wirklich eine impressionistische, da sie nicht nur in der Darstellung den sinnlichen Eindruck unmittelbar festzuhalten sucht, sondern auch von solchen Eindrücken, besonders klanglicher Art, die Konzeption einzelner Partien des Werkes auszugehen scheint. Schaeffer bemerkt einmal, daß „die märchenhaften Erlebnisse aus den musikalisch-akustischen Eindrücken hervorzugehen scheinen“ (S. 131 Z. 12 v. u.). Hoffmann berichtet uns in dem Kreislerianum „Der Musikfeind“, daß er sich am Flügel „stundenlang damit ergötzen konnte, allerlei wohlklingende Akkorde aufzusuchen und anzuschlagen. Hatte ich nun“, so berichtet er weiter, „mit beiden Händen drei, vier, ja wohl sechs Tangenten gefunden, die, auf einmal niedergedrückt, einen wunderbaren, lieblichen Zusammenklang hören ließen, dann wurde ich nicht müde, sie anzuschlagen und austönen zu lassen. Ich legte den Kopf seitwärts auf den Deckel des Instruments; ich drückte die Augen zu; ich war in einer anderen Welt; aber zuletzt mußte ich bitterlich weinen, ohne zu wissen, ob vor Lust oder vor Schmerz“ (S. 410 Z. 8). Es erschließt sich dem Dichter durch einen zusammenhanglosen musikalischen Eindruck eine ganze Welt. Mit der höchsten feelischen Erregung, mit der Wirkung im eigenen Gefühlsleben, empfängt der Künstler zugleich auch die Mittel, ihr Ausdruck zu verleihen. Hoffmann bezeugt dies in seinem Kreislerianum „Über einen Ausspruch Sachinis und über den sog. Effekt in der Musik“, wobei die Tatsache beachtet werden muß, daß das für die Musik Gesagte in entsprechender Weise für die Dichtkunst gilt. Der Künstler hat die Aufgabe, „nur das in der Ekstase bewusstlos im Innern Empfangene mit höherer Kraft festzuhalten“ (S. 420 Z. 7 v. u.). „Fragt daher einen jungen Künstler, wie er es anfangen solle, eine Oper mit recht vielem Effekt zu setzen, so kann man ihm nur antworten: lies das Gedicht, richte mit aller Kraft den Geist darauf, gehe ein mit aller Macht deiner Phantasie in die Momente der Handlung; . . . du fühlst den Schmerz, das Entzücken der Liebe, die Schmach, die Furcht, das Entsetzen, ja des Todes namenlose Qual, die Wonne seliger Berklärung; du zürnest, du wütest, du hoffest, du verzweifelst; dein Blut glüht durch die Adern, heftiger schlagen deine Pulse; in dem Feuer der Begeisterung, das deine Brust entflammt, entzünden sich Töne, Melodien, Akkorde, und in der wundervollen Sprache der Musik

⁹⁾ P. Sucher, Les Sources du Merveilleux chez E. T. A. Hoffmann, Paris 1912.

strömt das Gedicht aus deinem Inneren hervor“ ... (S. 420 Z. 4 v. u.). — Für Hoffmann sind ja wie für Schubert¹⁰⁾ und Novalis die physikalischen Prinzipien zugleich solche der Psychologie, die Erscheinungen der Natur sind Entwicklungsstufen des Geistes. Darum mißt Hoffmann den Tönen und Klängen eine besondere Bedeutung bei, weil sie tiefere Gewalten und geheimnisvolle, verheißungsreiche Erinnerungen aus der menschlichen Herkunft und Zukunft offenbaren. Hiermit stehen im Zusammenhang die formelhaften, rhythmisch gegliederten Wendungen, die in Hoffmanns Märchen so häufig sind. So ruft bei Beginn des „Goldnen Topfs“ die Apfelfrau dem fliehenden Anselmus die — rational nicht verständlichen — Worte nach: „Ins Krystall bald dein Fall — ins Krystall!“ und im weiteren Verlaufe zeigt es sich, daß diese Worte, die „unwillkürliches Grausen“ erregen, das Kennzeichen einer fremden, feindlichen Macht sind. Eine solche eigentümliche Formel ist es auch, die bei dem ersten Erscheinen der Serpentina erklingt: „Zwischen durch — zwischen ein — zwischen Zweigen, zwischen schwellenden Blüten, schwingen, schlängeln, schlingen wir uns — Schwesterlein — Schwesterlein“ usw. (S. 241 Z. 11 v. u.), ferner bei dem Eingreifen des Archivarius: „Hei, hei, was ist das für ein Gemunkel und Geflüster da drüben? Hei, hei“ usw. (S. 243 Z. 10), ebenso bei der Verwandlung des Türklopfers: „Du Narre — Narre — Narre — warte, warte! warum warst hinaus gerannt! Narre!“ (S. 252 Z. 10 v. u.). In der vierten Vigilie geht der erste Gruß des Archivarius ebenfalls in sonderbar gegliederten Worten vor sich: „Hei, hei — was klagt und winselt denn da?“ usw. (S. 264 Z. 10). Als in der sechsten Vigilie Anselmus das Haus des Archivarius betritt, läuten die Glocken: „Klingling — Jüngling — kling — flink, — spring — klingling“ (S. 281 Z. 9). Im Arbeitszimmer erscheint ihm dann Serpentina mit den Worten: „Ich bin dir nahe — nahe — nahe! ich helfe dir sei mutig — sei standhaft, lieber Anselmus!“ [S. 286 Z. 14 v. u.¹¹⁾]. In diesen Wendungen spielt die Lautmalerei eine große Rolle; durch die Häufung des i (flink, spring usw.) wird das Läuten der hellen Glocke und zugleich das Flink- und Springende des Anselmus zum Ausdruck gebracht, während in dem folgenden Beispiel das a beruhigend auf die Erregung des Anselmus wirkt. Auch Ansätze zur Alliteration sind zu bemerken („zwischen — durch — zwischen — ein“ usw.). — Diese Wendungen haben etwa den Sinn einer Beschwörungsformel, indem sie die wunderbaren Ereignisse einleiten. Sie finden sich immer nur in „exaltierten Zuständen“, die diese Art zu sprechen (oder zu hören) durchaus verständlich machen. Durch die Lautmalereien, die rhythmische Gliederung, stellen-

¹⁰⁾ Eingehenderer Nachweis der natur- und kunstphilosophischen Ansichten Hoffmanns, für die ihm Schubert und Novalis die wesentlichen Anregungen gaben, in meiner Arbeit: „E. T. A. Hoffmann und G. H. Schubert“ im Literaturwissenschaftlichen Jahrbuch der Görresgesellschaft, Bd. I, Freiburg 1926.

¹¹⁾ Die wilden Schreie der Punschgesellschaft besitzen ebenfalls eine solch gegliederte Form: „Vivat Salamander — pereat — pereat — die Alte — zerbricht den Metallspiegel, haßt dem Kater die Augen aus! — Wöglein — Wöglein aus den Lüften — Eheu — Eheu — Evoe — Salamander!“ (S. 313 Z. 6 v. u.). Die Beschwörungsformel der Alten in der 7. Vigilie („Wollenbet ist das Werk!“ usw. S. 294 Z. 8) ist ebenfalls hierher zu rechnen; ähnliches beobachten wir bei der Schlacht im Bibliothekszimmer des Archivarius in der 10. Vigilie.

weise durch die Alliteration wird die Mitwirkung der Sinne in intensivster Weise herangezogen.

Aus der hohen Sensibilität und dem Einfühlungsvermögen Hoffmanns leitet sich auch seine Kunst her, Druck- und Tastempfindungen, Empfindungen des Schmerzes, der Kälte und Wärme und die mannigfachen Nervenregungen dichterisch zu verwenden. Ich denke hier vor allem an die Schlusszene der zweiten *Vigilie* (S. 252/53). Es wird hier packend geschildert, wie sich an einer Schreckenserscheinung die andere entzündet, wie das eine Sinnesorgan das andere gewissermaßen ansteckt. Von einer Gesichtswahrnehmung leitet sich die erste Täuschung her, dann greift sie auf den Gehörsinn und schließlich auf alle körperlichen Empfindungsmöglichkeiten über. „Die Klingelschnur senkte sich hinab und wurde zur weißen durchsichtigen Riesenschlange, die umwand und drückte ihn, fester und fester ihre Gewinde schnürend, zusammen, daß die mürben zermalnten Glieder knackend zerbröckelten und sein Blut aus den Adern spritzte“ „... Die Schlange erhob ihr Haupt und legte die lange spizige Zunge von glühendem Erz auf die Brust des Anselmus, da zerriß ein schneidender Schmerz jählings die Pulsader des Lebens, und es vergingen ihm die Gedanken“ (S. 253). Man kann nicht treffender und sachgemäßer die physiologischen Begleiterscheinungen vom Aufwallen des ersten Entsetzens an bis zum Hereinbrechen der Ohnmacht bezeichnen. Mit gleicher Kunst sind die Leiden des Anselmus in der gläsernen Flasche beschrieben. Physiologische Begriffe liebt Hoffmann besonders zur Kennzeichnung nervöser Erregungszustände in Wendungen wie: „Durch alle Glieder fuhr es ihm wie ein elektrischer Schlag“ (S. 242 Z. 14), oder: „Dem war es, als stände er auf lauter spizigen Dornen und glühenden Nadeln“ (S. 245 Z. 20).

Hoffmanns Sprache erhält indessen erst dadurch ein besonderes Leben, daß die bisher erörterte Stilart an eine andere gebunden ist, die fast von entgegengesetzter Art ist: an einen scharf beobachtenden Realismus. Hoffmann ist nicht nur Musiker (mit diesem hatten es die bisherigen Ausführungen zu tun), sondern auch ein Zeichner, dessen Karikaturen durch ihre Wirklichkeitstreue eine verhängnisvolle Rolle in seinem Leben spielten. Aus der sonderbaren Vereinigung dieser beiden Möglichkeiten, in die Welt zu sehen, entsteht die reizvolle Spannung, die in seinen Werken lebt; neben der wie ein Duft oder Klang verschwobenden, zerfließenden Stimmung steht eine scharfe, treffende Charakterisierung der Menschen und Dinge, in denen und an denen sie sich entzündet. Mit wenigen Strichen stellt er den fatalen Unfall des Anselmus mit dem Apfelweib in greifbarer Deutlichkeit vor uns hin, und während wir noch lachend Zustimmung nickten, steigt schon der Wunderglanz von Atlantis herauf und überredet unser Herz zu so schönen Dingen, wie wir sie gerade hier niemals vermutet hätten. Hoffmann vereinigt in seiner Sprache kühle Genauigkeit und schwärmerische Dunkelheit, sachliche Strenge und fernhin schweifende Phantasie. Bald hat sie den Klang der Sehnsucht: dann sind die Worte nur Noten einer dahinfließenden Melodie; bald besitzt sie kühle Genauigkeit und ein wohliges Behagen, wobei die Worte eine realistisch-zeichnerische Darstellungs-

art haben. Diesen stilistischen Begriffspaaren entsprechen die beiden Welten, auf die ich in früheren Untersuchungen hingewiesen habe: die bürgerliche des Konrektors Paulmann und die künstlerische des Anselmus. Im „Goldnen Topf“, der auch hierfür die deutlichsten Beispiele zeigt, ist die Sprache von Paulmann und Heerbrand eine andere als die von Lindhorst und Serpentina. Bei Anselmus ist auch in der Sprache jene Scheidung durchgeführt, die sich durch sein Leben zieht: bald spricht er in der Art der Bürger, bald in der Sprache der Zaubervelt von Atlantis; das gilt auch für den Archivarius Lindhorst. — Die Sprache des Bürgers besitzt eine gewisse behäbige Breitspurigkeit; nebenfällige Vorstellungen werden mit einbezogen, gelehrte Fremdwörter werden eingestreut, derb-realistische Wendungen treten auf: „Sa! man hat wohl Beispiele, daß oft gewisse Fantasmata dem Menschen vorkommen und ihn ordentlich ängstigen oder quälen können, das ist aber körperliche Krankheit, und es helfen Blutigel, die man, *salva venia*, dem Hintern appliziert, wie ein berühmter bereits verstorbener Gelehrter bewiesen“ [S. 249 Z. 14 ff.¹²]. Zur Verbindung gleich- oder untergeordneter Sätze verwendet der Bürger gerne Partikel, die logische Beziehungen wiedergeben, die Hypotage wird mit Vorliebe durch Partikel, die den Grund, die Folge („weßhalb“) oder eine Einschränkung („unerachtet“) darstellen, bezeichnet. Dadurch wird die Sprache trocken, logisch und korrekt. Hoffmann konnte hier den juristischen Amtsstil vorteilhaft zu Rate ziehen. „Unerachtet ich nun nicht eben gern sehe, daß Sie mein eigentliches Wesen der Lesewelt kundgetan, da es mich vielleicht in meinem Dienst als geheimer Archivarius tausend Unannehmlichkeiten aussetzen, ja wohl gar im Collegio die zu ventilierende Frage veranlassen wird: inwiefern wohl ein Salamander sich rechtlich und mit verbindenden Folgen als Staatsdiener eidlich verpflichten könne, und inwiefern ihm überhaupt solide Geschäfte anzuvertrauen, da nach Gabalus und Swedenborg den Elementargeistern durchaus nicht zu trauen — unerachtet nun meine besten Freunde meine Umarmung scheuen werden, aus Furcht, ich könne in plöglichem Übermut was wenigens bligen und ihnen Frisur und Sonntagsrad verderben — unerachtet alles dessen, sage ich, will ich Ew. Wohlgeboren doch in der Vollendung des Werks behüßlich sein, da darin viel Gutes von mir und von meiner lieben verheirateten Tochter (ich wollte ich wäre die beiden übrigen auch schon los) enthalten.“ So ist in dem köstlichen Briefe des Archivarius Lindhorst an Hoffmann (S. 333 Z. 7 ff.) zu lesen. Die Umständlichkeit, Korrektheit und Wichtigkeit, mit der sich der Bürger gibt, ist in dieser Ausdrucksweise treffend festgehalten. Die sachliche Genauigkeit, mit der Paulmann und Heerbrand sprechen, steht in einem komischen Kontrast zu der geringen Bedeutung dessen, was sie vernehmen lassen. Bürgerliche Mäßigkeit und Sorgfältigkeit werden durch entsprechende Ausdrücke angedeutet wie „tunlich“, „ungebührlich“, „erbaulich“. Achtbarkeit und Höflichkeit werden immer gewahrt: „Wie beliebten Sie doch zu sagen, wertester Archi-

¹²) Die Adjektiva „verdammte“ und „verfluchte“ finden sich im „Goldnen Topf“ S. 238, 312, 320, 325, 327, 330, 333. Der Teufel, bezüglich der Satan, wird genannt S. 239, 240, 241, 247, 320.

varius?“ „Gehrter Registrator“, „Geschäftester Herr geheimer Archivarius“, „Wertester Konrektor“, „Teuerste Mademoiselle“. Einen Übergang von der bürgerlichen Tonart zu der schwärmerischen Sprache bilden die Stellen, an denen sich Hoffmann selbst an den Leser wendet, wie z. B. in der vierten und zwölften Vigilie. Auch hier finden sich noch umständliche Einschachtelungen von Nebensätzen und eine gespreizte Behaglichkeit, aber das erscheint dem Tone eines Erzählers viel angemessener, als wenn etwa der Konrektor Blutigel gegen Phantasmatata empfiehlt. Gänzlich aber wandeln sich Ton und Takt, wenn wir in das Wunderreich Atlantis eingeführt werden. An die Stelle der ruhigen Aussagesätze treten Ausrufungssätze (sowohl Gefühlssätze wie Wunsch¹³⁾ und Befehlsätze¹⁴⁾ und rhetorische Fragen¹⁵⁾, die aus starken Affekten hervorgehen. Freilich müssen wir auch hier noch eine Unterscheidung vornehmen; von den lebhaften und durch Handlung bewegten Stellen müssen wir diejenigen ruhigeren ausscheiden, an denen Lindhorst oder Serpentina an Anselmus machend und erklärend das Wort richten (vgl. z. B. das Ende der 6. Vigilie, S. 287 Z. 12 ff. und die 8. Vigilie S. 301—306). In dem letzteren Falle handelt es sich auch um Aussagesätze, aber sie sind kürzer als die andern, die Vorstellungen sind knapper aneinandergereiht. Die Nebensätze dienen hier nicht behaglichen Abschweifungen, sondern führen den Gedankengang fort und sind zum Verständnis unentbehrlich. Der Weg führt also von der pedantisch-behaglichen Rede des Bürgers über die epische Betrachtungsform des Dichters zu dem bedeutsamen und gehobenen Ernst des Archivarius und von da in die schwärmerisch bewegte Sprache des Wunderreiches Atlantis. Diese zeigt sich am reinsten in jenen formelhaften rhythmischen Wendungen, die durchaus von der Alltagssprache verschieden sind und sich der Versform (Stabreim) nähern. Ihr charakteristisches Merkmal liegt (außer in den schon früher erwähnten Tatsachen) darin, daß die auftauchenden Hauptvorstellungen weder voll ausgesprochen, noch durch Nebenvorstellungen unterbrochen werden. Die Schwankungen in Tonhöhe und Tonstärke sind hier ganz gering, das Ganze erinnert an die pathetische Einförmigkeit von den Beschwörungsformeln. — Zu der Struktur der Sätze tritt indessen, wie schon erwähnt, die Wahl der Worte hinzu. Man vergleiche nur in der zwölften Vigilie, in der Hoffmann noch einmal alle stilistischen Möglichkeiten spielen läßt, die in dem Briefe des Archivarius verwandten Epitheta, mit denen er die in der Beschreibung von Atlantis anbringt! Während hier alle Begriffe, die irgendwie an den Alltag erinnern, vermieden sind, werden solche Wendungen hier absichtlich herausgegriffen, die unserem alltäglichsten Kreise entnommen sind („solide Geschäfte, Sonntagsfrack, Frisur, verdamnte Treppen, guter Schwiegersohn“ usw.). So erkennen wir auch in der Stilform die beiden gegensätzlichen Welten wieder, deren Gegenspiel unserem Märchen so besonderen Reiz verleiht.

¹³⁾ Vgl. die 1., 2., 4., 6., 10., 12. Vigilie.

¹⁴⁾ Z. B. in der 6. und 7. Vigilie.

¹⁵⁾ Vgl. u. a. die Selbstanklagen des Anselmus in der 10. Vigilie.

Jacob Burckhardt und das Dichterische.

Von Walther Rehm in München.

Jacob Burckhardts Leben mißt das ganze 19. Jahrhundert aus; als er geboren wurde, 1818, war die Romantik im Verklingen und der alte Goethe schied sich eben an, die Schätze seines Alters, „wunderlichst in diesem Falle“, einer ehrfurchtsvoll erstaunten Welt zu bieten. In Burckhardts Todesjahr, 1897, begann langsam eine neuromantische Strömung hervorzutreten und der Naturalismus hatte seine großen Siege schon gefeiert. Dazwischen aber liegt das wachstümliche Reifen des Realismus und sein Werden fällt mit dem Burckhardts zusammen.

Der letzte warme Schimmer edler Humanität ruht auf Burckhardts Jugend, und es scheint, als ob dieser Schimmer ihm im späteren Leben zu neuerstrahlender Leuchte geworden sei und ihn tröstend durch sein einsames Dasein begleitet habe. Er könne sich wohl noch erinnern, schreibt er einmal, als die Kunde von Goethes Tod durch die Welt gegangen sei; und als Berliner Student durfte er im Hause jener Frau aus- und eingehen, die wie keine andere in goethefremder Zeit Bild und Andenken ihres Abgottes aufrechterhielt: Bettina. „Morgen“, schreibt er an Kinkel am 21. März 1842, „sind es 10 Jahre, seit Goethe starb, da geh' ich zu Bettina.“ — Burckhardt besaß jenen hohen weltoffenen, goethesischen Humanismus und bewahrte diesen und die „Bildung Alt-Europas“ vielleicht als einer der letzten, der Sinn hatte für das „Kontinuierende der Überlieferung“, für den stetigen geschichtlichen Zusammenhang in einer geschichtlich entwurzelten, schnellebigen Zeit. Er hat selbst einmal seine Aufgabe, die Aufgabe eines innerlich zutiefst Einsamen in einer gottlosen Zeit, genannt: „rückwärts gewandt zur Rettung der Bildung früherer Zeiten, vorwärts gewandt zu heiterer und unverdrossener Vertretung des Geistes in einer Zeit, die sonst gänzlich dem Stoff anheimfallen könnte.“ So ragt er noch aus der Goethesischen Epoche bis dicht an die Schwelle des neuen Jahrhunderts, und wie Mörike, Stifter und Keller ermöglicht auch er heute die geistige Verbindung mit dieser Zeit der Humanität, einer Humanität, die er gleich den andern Genannten freilich auch in eigener Kraft durchdrungen und weitergewandelt hat.

Burckhardt hat der Nachromantik der dreißiger Jahre, der Jugend, seinen Zoll gezahlt und man kann sagen, diese Jugendromantik habe seine besten und tiefsten Quellen gewedt. Wie der Grüne Heinrich, so sehnte auch er sich wohl hinüber über den Rhein, in das Land mit einer erhabenen, wunderbaren Vergangenheit, und es war eine große, romantisch bewegte Stunde, als er dieses sein zweites Vaterland zum erstenmal für längere Zeit betrat. Eine innere Notwendigkeit in seinem Werdegang liegt darin, hier fand er sich selbst und sein Ziel, seinen Beruf, hier schaute er lebendige Zeichen weiten geschichtlichen Lebens und poesseumwobene Denkmäler (er bedürfe eines historischen und schönen Terrains, sonst sterbe er, bekennt er schon früh) — hier, in Donn, am Rhein, mußte auch er selig schwärmen, und innerlicher Trieb führte auch ihn dazu,

solchen Stimmungen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Ein Stück Rheinromantik, und zwar nicht das schlechteste, lebt in den Gedichten des jungen Burckhardt. Das alles war noch das „alte Deutschland“, waren jene halbmythischen Tage des Vormärzes, die sich ihm später schön verklärten, so daß er wohl ungerecht in der harten Aburteilung seiner eigenen Gegenwart werden konnte. Das „neue Deutschland“ behagte ihm nicht mehr; nur noch Basel, dem ja Nießsche damals ausdrücklich einen „Vorrang an Humanität“ einräumte und diesen selbst zum Teil gerade auf das Wirken des von ihm hochverehrten Mannes zurückführte, schien Burckhardt eine noch verhältnismäßig unberührte Stätte des Alten, wo er allein leben konnte inmitten einer hastig vorwärtstürmenden Zeit, die keine „Ewigungen“ mehr kannte noch wollte, die sich nur in „Zeitungen“ genug tat. So geriet Burckhardt allmählich in Gegensatz zu seiner Zeit und zog sich ganz auf sein Amt zurück, und es bildete wohl auch ihm sich jene Stimmung, „wobei der Geist ganz im Stillen eine Tür nach der andern und zuletzt auch die innerste zuschließt“. Ein ergreifendes Wort, das er schon 1848 an seinen Freund Schauenburg geschrieben hatte, — „da ich ja freiwillig vereinsamt bin von allen“ —, wurde so zum Sinnbild seines Lebens überhaupt. Nießsche hat die freiwillige Einsamkeit dieses wahrhaften Humanisten als ein Wesensverwandtes gespürt und auch das Tragische daran, den tieferen Grund dieser inneren Vereinsamung. Er stellte Burckhardt gerade zu den „sich Zurückhaltenden aus Desperation“.

Aus dieser eigentümlichen seelischen und geistigen Lage heraus versteht man erst Burckhardts Verhältnis zur Kunst, zur Dichtung und zum Dichten. Die Krisis in den vierziger Jahren, deren Erlebnis die Briefe an die Brüder Schauenburg heimlich durchzittert, drängt ihn entscheidend in eine Richtung. Damals, als er traurig dem „wunderbaren Deutschland hatte Lebewohl sagen“ müssen, in diesen Jahren kämpfte er hart mit sich selbst und wurde durch ein überaus lebhaftes Gefühl von der Geringsfügigkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Dinge, „insofern sie sich bloß auf das Individuum beziehen“, zur Reife geführt, vom Besonderen hinweg zum „Respekt vor dem Allgemeinen, vor dem Atem der Völker“. Er erlebte das Gleiche, was Stifter in einem Brief an Heckenast vom 7. März 1860 so formte: „Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet.“ Schon damals und dann rund 10 Jahre später hat es heftig in Burckhardt gerüttelt und er mußte sich zu der bitteren Erkenntnis durchringen, daß er nicht nur als ein innerlich, sondern auch als ein äußerlich Einsamer, ohne die Frau durchs Leben gehen sollte. Die große, stille Entfagung, die Resignation, die er schon bald als die dem Menschen notwendigste Eigenschaft mit dem höchsten Ziel, liebend Verzicht zu leisten und doch nicht menschenfeindlich zu werden, erkannte, diese Entfagung forderte das Geschick von ihm; er hat sie in Selbstüberwindung gereift, fand, sich bescheidend, den inneren Frieden wieder und verlangte nur noch „ein Plätzchen an der Sonne, um Dinge auszuhecken, wonach am Ende kein Mensch fragt“. 1849 heißt es einmal: „Ein-

famer als jetzt habe ich nie gelebt, es kommt mir aber doch so ein Hauch unbestimmten Glücks entgegen, das ist die (relative) Stille: otium divinum.“ Freilich, diese ergreifenden Worte waren noch zu früh geschrieben, erst seit der Mitte der fünfziger Jahre wird es ruhig in ihm und er findet sein Glück in der Reihe der goethisch Entsaugenden¹⁾. „Es ist nicht der Mühe wert, in diesem kurzen Erdenleben das Wesentliche herzugeben gegen den bloßen Schein. Ich bin über die gewöhnlichen Täuschungen des Lebens hinaus“ (1855 an Emma Brenner-Kron). Erst jetzt spürt man an ihm und seinen Werken das milde Walten dieses „otium divinum“, jene stilleuchtende, versöhnende und echte Menschlichkeit.

Seine Bücher hätten vielleicht nicht jene göttliche Heiterkeit und stille Ruhe, wenn sie nicht aus Verzicht geboren wären, wenn in sie nicht eingegangen wäre, was in der Dichtung sich Burckhardt nicht immer restlos formen wollte. Burckhardts innerstes Verhältnis zur Welt des Dichterischen ist wiederum ein verzichtendes. Er kam wohl in jener Zeit innerer Einsamkeit aufs „Versenmachen“ zurück. „Es ist doch mein letzter Trost, wenn alle Stränge reißen.“ Und ebenso, wie er schon als Zwanzigjähriger die Poesie, das Dichten als heilende Kraft fühlte, so auch jetzt wieder: „Poesie tröstet mich noch zuweilen.“ Aber trotz allem, dieser Trost blieb nicht lange und er mußte verzichten, völlig seine Seele durch Dichtung zu läutern und sich hier vom Schmerz zu befreien. Er glaubte sich früher und besonders in den Bonner Jahren zum Dichter und zum Künstler geboren, und auch nach den Lorbeeren des Dramatikers wollte er greifen; aber er sah ein, daß er sich hier nicht erfüllen konnte, und ein bloßer Zeit- und Tendenzdichter mochte er nicht werden. 1846 schrieb Burckhardt aus Rom an Kinkel, er merke seinen eigenen, stets spärlicher fließenden Dichtungen an, daß sie immer mehr persönlich würden. Es fehlte ihm, das ganz Besondere nun auch ins Allgemeine, Überzeitliche zu erheben, es zu objektivieren, das gerade, was er selbst immer vom Dichter forderte. Seine Gedichte hatten schließlich nur noch ganz allein für ihn Wert und so verstummte er und sagte in seinen wissenschaftlichen Werken, was ihm dichterisch zu sagen und zu gestalten nicht gelungen war. Denn auch Geschichte war ihm „immer noch größtenteils Poesie“. Seine Geschichtschreibung, die sich nach seinen eigenen Worten ganz auf die Anschauung und auf das Bild gründete, war so zutiefst versetzte Poesie, hier strömte all sein seelisches Leben heraus und fand in der Ausbreitung fremden, aber doch innerlichst ergriffenen Stoffes wundervolle Form. Denn immer merkt man den Dichter, das poetische Feingefühl und den Kunstverstand in der Anordnung des Ganzen und besonders dort, wo es galt, dichterische Werke und Werte dem Leser nahezubringen und sie nachzuempfinden. Man lese zum Beispiel die Seiten über die griechischen Tragiker oder über Homer in der „Griechischen Kulturgeschichte“, wie Burckhardt nun die Kunst besitzt, mit wenigen treffenden Worten die dem Werke eigentümliche Stimmung zu erwecken, etwa bei Homer: „Endlich atmet man in der Odyssee die reine Seelust ohne allen Straßenstaub.“ Oder

¹⁾ E. Neumann, Jacob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz, Gotha 1919, S. 74. Vgl. auch W. v. d. Schulenburg, Der junge Burckhardt, Stuttgart 1926 u. E. Neumann, Der junge Burckhardt, Hist. Zeitschrift 1926, Heft 3.

ergreifend schön im Aufsatz über das Phäakenland Homers, wo er zum Schluß den „südlischen Ton und Klang“ jener Märchenstimmung versinnlicht mit den Versen aus Goethes „Naustkaa“:

„Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend schwebt der Aether über Wolken.“

Das ist die dann die Stimmung, wie sie Claude Lorrain erweckt, jene Stimmung der „dunstigen Klarheit“, die Goethe in der italienischen Landschaft und in Claudes Landschaften wahrnahm und die nun eben in seine „Naustkaa“ mit ihrem „südlischen Ton und Klang“ übergegangen ist. Es ist aber auch jene Stimmung, die dann Burckhardt am Schluß des „Cicerone“ angesichts von Claudes Gemälden zu Worten bringt, die von Heimweh und Sehnsucht durchzittert sind: „Claude, als die reingestimmte Seele, vernimmt in der Natur diejenige Stimme, welche vorzugsweise den Menschen zu trösten bestimmt ist und spricht ihre Worte nach.“ Ruhige Größe und Würde in allen seinen Liniengebilden findet Stifter in Claude.

Es ist merkwürdig, wie sich Burckhardt nicht nur hier mit diesem Manne berührt, den er nie genannt und wohl auch nicht gekannt hat, mit dem ihn aber doch mehr als bloße Zeitgenossenschaft verbindet. Wenn er die Welt der Geschichte und des Schönen und ihr Anschauen als Entgelt eigenen dichterischen Schaffens nahm und es sein inbrünstiges Gebet war, ein „Priester zu sein des ewig Schönen“, so darf man Stifter nennen, den „das wundervolle Ding der Schönheit“, die „wunderbare Magie des Schönen“ in allem zu lieben innerlichste Religion war, der nun den Dichter, wie Burckhardt, als den Priester des Schönen ansah und von ihm forderte, „das ewig Dauernde in uns und das allzeit Beglückende“ zu vermitteln. Denn wirklich ist auch für Burckhardts schönheitsdurstige Seele die Schönheit innerstes Bedürfnis, und zwar auch ein ethisches, ja fast Religion im Sinne Hölderlins („Religion ist Liebe der Schönheit“), sie bedeutete ihm Lebensangelegenheit: „es gilt den Durst dieser Seele nach allem Schönen zu stillen, ehe ich von hinnen scheid“, heißt es schon 1847. — Stifter erblickte in der Kunst „einen Teil der menschlichen Bestimmung, des menschlichen Daseins selber“. — Die „edlen Dinge waren ein Teil seiner selbst“, sagt Wölfflin von Burckhardt.

Dichtung bedeutet für Burckhardt ein Doppeltes: einmal setzte er sie mit sich selbst, mit dem höchst Persönlichen in Zusammenhang und dann — das Wichtigere — mit dem „Weltganzen“. Und in diesem zweiten Bezug sah Burckhardt den Prüfstein des Echten und Lebendigen, ob es hier töne, ob das Werk wirklich an das Unendliche und Ganze rühre, ob es vom Ewigen und Göttlichen zeuge, ob es das Weltganze deute. Er selbst strebte stets nach den „Zusammenhängen mit dem Großen und Unendlichen“. Gäbe man diese auf, so komme man unter die Räder der Zeit. Burckhardt dachte hoch vom Dichter und seinem Werk, — „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben“ —, damit schloß er auch 1859 seinen Vortrag über Schiller. Von solch ethischer Wertung, die freilich die ästhetische unlöslich in sich aufnahm, ähnlich wie bei seiner Kunstbetrachtung, ging er

aus. Er hätte zwar mit Stifter sagen können, daß die Kunst gleich das Höchste nach der Religion sei, aber er hätte doch bei aller ethischen Forderung nicht so unbedingt wie dieser vom Sittengesetz als dem Kerne der Kunst und vom Schönen als der Entfaltung dieses Sittengesetzes gesprochen. Burckhardt hat sich oft über diese Dinge geäußert, im „Konstantin“, in der „Griechischen Kulturgeschichte“, und zusammenhängend vor allem in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, aber auch in Briefen und gerade in denjenigen, in denen er sich als literarischer Berater, als Mahner und Prüfer gab, bei der Dichterin Emma Brenner-Kron, bei dem jungen Albert Brenner, nicht so bei Heyse.

„Poesie soll andere trösten helfen“ — das war es, was er zunächst persönlich verlangte, und was dem Menschen auch not tut. Darin war das andere, die Lebensdeutung, schon beschlossen: sie soll dem Menschen sein Innerstes deuten — am tiefsten tue es die Musik —, sie ist imstande wie jede Kunst, „fast sein ganzes Dasein, sofern es über das Alltägliche hinausgeht, in ihre Kreise zu ziehen, sein Empfinden in einem viel höheren Sinne, als er selbst könnte, auszudrücken, ihm ein Bild der Welt zu gewähren, welches frei von dem Schutte des Zufälligen, nur das Große, Bedeutungsvolle und Schöne zu einer verklärten Erscheinung versammelt; selbst das Tragische ist dann tröstlich“. Dichtung soll „den inneren Gehalt der Zeit und Welt ideal zur Anschauung bringen“, sie soll als Flucht in ein Reich des Höheren nun in solchen höheren und freieren Zustand versetzen, vom nur Wirklichen und Lebendigen in das Hohe und Schöne. Sie soll nicht tiefer in den Alltag hineinzerrn, sondern eine „zweite, höhere Erdenwelt“ erbauen, sie soll eben weiter bringen als die Wirklichkeit und wenigstens zeitweise vom Leiden des irdischen Daseins befreien. Mit dieser Forderung trifft Burckhardt durchaus etwa mit jener Linie überein, die sich von der klassischen Anschauung her zu Mörike, Stifter und Grillparzer weiterzieht. Stifters Mahnung, die Kunst solle heben, steht neben Grillparzers Satz: „Die Poesie ist die Aufhebung der Beschränkungen des Lebens“, nur was über die Natur hinaus sich erhebe, sei Poesie. Mörike aber drückt dies so aus: „Ist denn die Kunst etwas anderes als der Versuch, das zu ersetzen, das zu ergänzen, was uns die Wirklichkeit versagt, zum Wenigsten dasjenige doppelt und gereinigt zu genießen, was jene in der Tat gewährt?“

Durch solche Verwandtschaft fällt ein Schlaglicht auf die geistesgeschichtliche Stellung Burckhardts. Daß sich dann auch die Parallelen zu Schopenhauer ziehen lassen, versteht sich bei Burckhardt von selbst. Ausdrücklich heißt es in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, der Rangstreit zwischen Geschichte und Poesie sei endgültig geschlichtet durch Schopenhauer: „Die Poesie leistet mehr für die Erkenntnis des Wesens der Menschheit.“

Für Schopenhauer ist der Dichter der allgemeine Mensch, der Spiegel der Menschheit, der wachend tun kann, was wir alle nur im Traum, der die ganze Gattung, den Typus der menschlichen Charaktere und Situationen in seinen Bildern ausprägt, das „Wesen der Menschheit“, und der durch die Bedeutsamkeit der Situationen sich vom wirklichen Leben unterscheidet. „Die Poesie soll wahr sein wie die Natur, wie das Leben selbst; zugleich aber soll sie die Ideen

rein hervortreten lassen und dadurch zur ideellen Wahrheit werden, die sich über die Natur erhebt.“ Vor allem aber das Eine: „Poesie soll nicht in Sentimentalität verfallen, sondern zur Resignation erheben.“ Gerade das war es, was Burchhardt fühlte und nur anders ausdrückte, Poesie solle trösten und zur Selbstüberwindung, zur bejahenden Entsagung führen. Sie soll nicht „der Ausdruck inneren Jammers sein; ein Goldglanz der Versöhnung muß schon über den Dingen liegen, ehe sie behandelt werden dürfen“. Jenseits aller Trivialität und in höherem Verstande sollte der Dichter „das Beste zu den Sachen reden“. Es ist begreiflich, daß Burchhardt in der Dichtung die pessimistische Grübeleien nicht leiden konnte, sie äße die Poesie fort und der dämonische Lenau sei so zugrunde gegangen. Melancholisch kann sie wohl sein — aber er stellt bei Schiller fest, er sei nie zerrissen-interessant und mißhandele und höhne den Leser nie, wie etwa Byron mit seinen „unverstandenen höllentiefen Weltverächtern“ und Victor Hugo mit seinen unwahren Figuren. Man muß bedenken, daß in Burchhardts Jugend die Poesie der Zerrissenheit auf ihrem Höhepunkt angelangt war²⁾. Die Harmonie, die Ansicht des „Ganzen“ bei den Dingen, nicht das Zwiespältige fordert er. „Ich will schauen und suche das Harmonische.“ Der göttliche Zug in Tizian bestehe darin, heißt es im „Cicerone“, „daß er den Dingen und Menschen diejenige Harmonie des Daseins anfühlt, welche in ihnen nach Anlage ihres Wesens sein sollte oder noch getrübt und unkenntlich in ihnen lebt; was in der Wirklichkeit zerfallen, zerstreut, bedingt ist, das stellt er als ganz, glücklich und frei dar. Die Kunst hat diese Aufgabe wohl durchgängig“. In dieser Harmonie des reinen Seins und des Friedens liegen für Burchhardt nicht nur ästhetische, sondern ebenso stark auch ethische Werte, wie für Stifter. Hebbels Wort, nur wo das Leben sich breche, habe die Poesie eine Aufgabe, das Problematische sei ihr Lebensodem, hätte Burchhardt nicht in dessen das Problematische fordernden Sinne verstanden, sondern höchstens im anderen: dann, wenn das Leben gebrochen sei, solle die Poesie trösten in dem Sinne Schopenhauers, daß sie die Probleme des Daseins löse und über sie hinaus hebe und das wahre Wesen der Dinge und des Lebens erfasse und kläre.

Den Maßstab, den Burchhardt anlegte, war fast ein klassischer, idealistischer, er verlangte die völlige Einheit von Form und Gehalt. Im „Konstantin“ nennt er als Aufgabe der Kunst überhaupt, in jeder ihrer Gestalten durch Hoheit der Form von selber an alles Ewige und Unvergängliche zu rühren (4. Aufl. S. 291). Das führte ihn, der von romanischem Geiste stark beeinflusst war und zudem in metrischen Dingen ein sehr feines Ohr besaß, wohl auch dazu, reine Formtalente wie etwa Heyse oder Geibel oder, in weiterem Abstand, auch den klassisch-idealischen Platen zu überschätzen, an dem ihn übrigens, wie aus einem Jugendbrief an Riggenbach zu sehen ist, auch etwas höchst Persönliches und Menschliches anzog: er fand hier seine „noch unentwickelten dumpfen Gefühle klar ausgesprochen“ und darum verteidigte er ihn leidenschaftlich.

²⁾ H. Kindermann, Die literarische Entfaltung des 19. Jahrhunderts, GNM. 1926 (14), S. 35–52.

Burckhardts meist ablehnende Stellung zur Dichtung seiner eigenen Zeit, zu jenem Stil, den er selbst bis zu einem gewissen Grade im Wissenschaftlichen vertrat, ist höchst merkwürdig. Daß er in seinen Berliner Jahren namentlich Gutzkows Dramen schätzte, weil sie das moderne Leben so gründlich deuteten, ist ein Jugurteil, von dem er bald abrückte; Tendenz wollte er nicht in der Dichtung. Daß er aber von der durchgängigen literarischen Produktion besonders nach 1870 nicht hoch dachte, soweit er sie überhaupt kannte, erwartet man nicht anders. „Den berühmten Lyrikern und Novellisten des Tages geht er auch lesend aus dem Wege, denn schon die goldflimmernden Einbände genieren ihn dabei.“³⁾ Früher als andere hatte Burckhardt nach dem Krieg das zunehmende Versinken in Gewerblichkeit beobachtet und mußte feststellen, daß selbst Dichtung zum „Geschäft“ geworden war. Er glaubte zudem, daß die staatlichen Umwälzungen die Dichtung in ihrer Bedeutung zurückdrängen würden — in dem neuen Deutschland könne kein Mörike mehr dichten —, und schrieb unter dem Eindruck des Krieges schon Sylvester 1870 an Preen, was jetzt noch von Dichtung weiterleben würde, müsse eine schöne Portion ewigen Gehaltes in sich haben. „Und was Dauerndes neu geschaffen werden soll, das kann nur entstehen durch eine ganz übermächtige Anstrengung der wahren Poesie.“

Dem gegenüber könnte es an der Einsicht seines Kunsturteils irre machen, daß er Heyse — anscheinend wenigstens — so hoch schätzte; Burckhardt wäre damit nur dem allgemeinen Zeiturteil verhaftet gewesen. Gewiß, es mochte für ihn zunächst die klassische Form und die Idealität der Erscheinung das Anziehende, aber auch Blendende sein. Sieht man jedoch näher zu, liest man seinen Briefwechsel mit Heyse, so scheint es doch, als ob auch Burckhardt genau wie zu gleicher Zeit Gottfried Keller durch die überraschende Schnellarbeit und Fruchtbarkeit dieses Schriftstellers stußig geworden sei; jedenfalls meidet er in seinen Briefen das eigentlich Wichtige, und hält sich nur noch an Äußerlichkeiten, an das Historische, das ihm half, seine eigene Wissenschaft zu erleben. Warum ihn Heyse beschäftigte, war also nicht das Dichterische, sondern der Stoff. Ein Wort an Emma Brenner-Aron vom 6. Januar 1862 sagt das ganz deutlich: er könne sich nur mit Mühe in die Schöpfungen seiner Zeitgenossen hineinfinden. „Sobald etwas Gelehrtes, Vergangenes oder Längstvergangenes dabei ist, verstehe ich und genieße es weit leichter.“ Nicht als ob Burckhardt sonst nach diesem Gesichtspunkt, der ja die Ausschaltung des wirklich Dichterischen bedeutet, in der Weltliteratur geblättert hätte. Nur das unmittelbar zeitgenössische realistische Schrifttum mochte er so in Kauf nehmen.

Burckhardt hat Platen vielleicht doch überschätzt, wenn er ihn einzig neben Mörike von aller neuen Lyrik gelten lassen wollte. Man dürfe keine schlechteren Sonette mehr als er machen. Aber daß er Mörike und seine „für das Schöne geborene Natur“ bei Zeiten erkannte — noch 1876 wundert er sich über die verhältnismäßige Nichtachtung des Dichters in der Schweiz —, daß er wie Keller und Bischof zu seiner kleinen Gemeinde zählte, zeigt wieder das feine Erahnen des

³⁾ P. Eppler, Vom Ethos bei J. Burckhardt, Zürich 1925, S. 8.

wahrhaften Genius und seiner „spezifischen Poesie“, von der Vischer bei Mörike sprach. Wie diesen mochte auch ihm die seltsam schöne und ahnungsvolle Einheit von Romantischem und Klassischem in Mörikes Dichtung wertvoll sein. Auch er mochte glücklich sein, die Entfaltung zur Klassizität, das eigengeartete Deutsch-Antike in Mörike immer klarer sehen zu dürfen: das Gefühl der Zustände, „die heitere Klarheit der Anschauung wirklicher Dinge als äußeren Ausdruck grundwesentlichen Wahrheits- und Lebensgefühls“, wie es Vischer dem Freunde gegenüber ausdrückte. Das alles, auch das gemeinsame und bewusst gefühlte Alemannische — „schwäbisch“ nannte er ihn — war für Burdhardt genug, in diesem „wundersamen“ Menschen eine der „tröstlichsten Erscheinungen“ zu sehen. Der „wundervolle Dämmerstil“ seiner Gedichte hatte es ihm angetan. Ein alter Schüler berichtet von Burdhardts Gewohnheit, nach Tisch ein Stündchen zu lesen, etwa in Jahns Mozart oder — man beachte die Zusammenstellung — in Mörikes Gedichten. Mit großer Wärme pflegte er von ihm zu sprechen. „Gewöhnliche Philister können ihn nicht genießen; um etwas von ihm zu haben — und dabei wurden ihm die Augen feucht — muß man schon vieles erfahren und gelitten haben.“

Hier in dieser Schätzung Mörikes ist sehr deutlich zu spüren, wie für Burdhardt die Dichtung eben höchst persönliche Lebensdeutung, wie sie zutiefst Trost und dann Verkörperung des Idealen war. Wie bei Platen — „Weltgeheimnis ist die Schönheit“ — fand er auch bei Mörike, was ihn, der seine „Affinität mit dem Schönen“ für immer fühlte, ganz besonders anging: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst,“ und das stand in jenem Gedicht „Auf eine Lampe“, das wie vielleicht kein anderes von antikem Gefühl durchformt war. Vom „Molten“ erfährt man bei Burdhardt nichts; das ist bezeichnend; überhaupt stand ihm Lyrik höher als alles andere, aber da gerade mußte ihn freilich seine eigene Zeit, die besonders im Roman ihre großen Leistungen schuf, leer ausgehen lassen. Und das eben begründet auch seine Stellung. „Wohl gibt es Zeiten, sagt Burdhardt im Konstantin (S. 278), in denen die Kunst sich etwas darauf einbildet, ihr Ziel einseitig im Charakteristischen statt im Schönen zu suchen und jenes sogar bis ins Häßliche zu steigern, ohne daß die den Künstler umgebende Welt daran Schuld wäre.“ Burdhardt wäre sofort bereit gewesen, in Anbetracht seines „liebenswürdigen“ Jahrhunderts diesen letzteren, mildernden Umstand seinen dichtenden Zeitgenossen zuzugestehen, aber nicht einem Rembrandt. Es ist bekannt, daß er an dieser nordischen Erscheinung vorbeiging, und in einem Vortrag über Rembrandt wandte er sich noch einmal gegen eine Kunstauffassung, die das einseitig Charakteristische gegen das Idealschöne, das Kunstschöne setzt. Er spricht hier mit dem klassischen Goethe gegen den jungen, mit Winckelmann gegen Lessing. Kunst sollte eben weiter bringen als die Wirklichkeit, sie soll ein „erhöhtes Menschenleben“, ein „objektives Idealbild“ des Lebens darstellen. Burdhardt verlangte „das große Bild der Welt, das jeder Dichter aus sich heraus zum Licht zu fördern habe“, er fand es abschließend in der Göttlichen Komödie und im Faust, er fand es auch bei Schiller und Grillparzer, im großen Drama der Griechen oder bei Calderon und Corneille, aber er fand es nicht im Roman, also

nicht im dichterischen Ausdruck seiner eigenen Zeit. Roman aber war für Burckhardt gar nicht mehr Poesie, sondern nur noch „Literaturgattung“, die „eigentliche Form des Erfasses, wenn es mit der vollstümlichen Lebenskraft des Epos und des Dramas vorüber ist“. (So erklärt er auch das Aufkommen des Romans in der Spätantike.) Der Roman ist für den Aristokraten eine durchaus demokratische, fast proletarische Sache, ist, wie es in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ heißt, die einzige Form, „unter welcher die Poesie derjenigen großen Masse, die sie zu Lesern wünscht, noch nahe kommen kann: als breitetes Bild des Lebens, mit beständiger Anknüpfung an die Wirklichkeit, also dem, was wir Realismus nennen“. Mit dieser grundsätzlichen, theoretisch wie geschichtlich eingestellten Ablehnung des Romans bleibt Burckhardt übrigens in seiner Zeit nicht allein. Er trifft sich hier mit Schopenhauer, in gewissem Sinn auch mit Gervinus, aber ganz ausgesprochen mit Grillparzer, mit dem ihn auch sonst in seinen ästhetischen Anschauungen vieles verband. Als Dramatiker schätzte er ihn hoch und stellte ihn gleich neben Schiller, vor Goethe. Weihnachten 1872 hatte er sich die damals gerade erschienene erste Gesamtausgabe von Grillparzers Werken angeschafft und schreibt nun Preen, er sei mit Staunen inne geworden, wie nützlich und fruchtbar eine solche Zurückgezogenheit für die Nachwelt werden könne. Ähnlich liegen die Dinge ja heute auch für Burckhardt selbst. Und wenn nun Burckhardt im 9. Band, besonders in den ästhetischen Studien blätterte, so konnte er vieles finden, was seinem innersten Empfinden entgegenkam und ihm fast die Worte von der Zunge nahm. Gleich auf der ersten Seite „Zur Ästhetik im Allgemeinen“ fand er die Gegenüberstellung von der Welt des Wirklichen und des Kunstschönen und dann las er: „Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im Allgemeinen erweckt. Schönheit ist die vollkommene Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen.“⁴⁾ Und dann weiter: „Die Kunst soll eine, wenn auch höhere Welt mit Wesen sein, ein erhöhtes Wachen mit glänzenden Gestalten; nicht ein Schlaf voll Träume“ (S. 74). Im Abschnitt „Von der Poesie im Allgemeinen“ aber steht dann der ungemein wichtige Satz: „Die Poesie ist die Aufhebung der Beschränkungen des Lebens“ (S. 101), und hier spricht sich dann Grillparzer gerade über Art und Wesen der Zeitdichtung aus und stellt allgemein fest, das Problem sei der Zug der Gegenwart zur Prosa, jener Prosa, die es eben nicht über die Natur hinausbringe; aber eben das, und auch nur das, sei Poesie (S. 99). „Die Gegenwart ist nie poetisch, weil sie dem Bedürfnisse dient, das Bedürfnis aber ist die Prosa . . . Die Prosa der neueren Zeit besteht besonders darin, daß sie das Symbolische der poetischen Wahrheit nicht anerkennen will und nichts zuläßt, was nicht eine Realität ist“ (S. 103 ff.). Poesie, die göttlich ist, sei zu etwas Menschlichem gemacht; aber „sie ist nicht die Prosa mit einer Steigerung, sondern das Gegenteil der Prosa“ (S. 107), und das Grundübel der Poesie, vor allem der Lyrischen, sei eben, daß sie zur Prosa hinneige. Das alles mußte Burckhardt aus dem Herzen gesprochen sein, vor allem aber dies, wenn Grillparzer nun aus solchen Fest-

⁴⁾ S. W. (2. Aufl. 1874, die als Titelaufgabe mit der Ausgabe von 1872 übereinstimmt) Bd. 9, S. 63, 65. S. 81 (Charakter des Schönen unwandelbar).

stellungen heraus den Roman nur „höchstens halbe Poesie“ nennt und unterscheidet: „Die Novelle ist das erste Hinabsteigen der Poesie zur Prosa, der Roman das Hinaufsteigen der Prosa zur Poesie“. Schopenhauer äußerte sich womöglich noch abfälliger und Wischer, der den Roman in seiner Ästhetik zwar einen festen und berechtigten Platz angewiesen hatte, nannte ihn doch ein mangelhaftes Gefäß für den Geist der modernen Dichtung, er stehe, wie schon seine prosaische Sprachform zu erkennen gebe, bedenklich an der Grenze des sinnlich oder geistig Stoffartigen⁵⁾. Aber Burdhardt geht noch weiter und schreibt sehr scharf an Preen: „Bei mir sind Roman und Poesie noch zwei völlig geschiedene Gattungen.“ Diese Ablehnung des Romans bedeutet eine solche der Zeitdichtung. Wieder kann man — und das ist bedeutsam — eine Stelle aus Grillparzer anführen, die freilich erst den späteren Auflagen eingeordnet wurde: „Charakter der neuesten deutschen Poesie: das Phantasielose und das Gemachte ... Die Deutschen haben die Poesie mit der ganzen Prosa angestückerelt und freuen sich sehr über die Erweiterung des Gebietes.“⁶⁾ Er stellt (das konnte Burdhardt nun wieder lesen) das Streben nach Realität fest und mag dies nicht tadeln, „aber die Kunst muß darüber auf einige Zeit verschwinden und ich beklage daher bloß die Künstler. Jene aber, die das nicht einsehen und, indem sie dem Anpochen der Zeit nachtönen, glauben, Kunstwerke hervorgebracht zu haben, und zwar um so mehr Kunstwerke, je mehr sie von der geglaubten Realität in sich haben: die sind mir als Künstler lächerlich“ (S. 185).

Aber nicht auf die Realität kam es Burdhardt in der Poesie (und auch in der Geschichte) an, sondern auf den symbolischen Gehalt, auf das Ideale, Typische, Ewige. Dagegen: „Im Roman, wenn ich zur Seltenheit mich damit einlasse, verlange ich Realismus, und zwar unerbittlichen und kann ihn auch vertragen, da ich wenig davon zu mir nehme. In der Poesie verlange ich die ideale Ergänzung.“ Burdhardt schätzte etwa Immermanns „Münchhausen“ — seinen „Tristan“ nannte er das bedeutendste erzählende Gedicht und den „Merlin“ die wichtigste und unabhängigste Parallele zum Faust —, wahrscheinlich hat ihn hier die noch verhältnismäßig körnige und naive Welt und die Darstellung des Volkes „in seinem ehrwürdigen historischen Kost“ angezogen, und ähnliche Gründe mögen ihn zu Grimms „Simplicissimus“ geführt haben, wo er unerbittlichen Realismus findet, aber doch auch über das kulturhistorische hinaus den Bezug zum Weltganzen. Er erkennt hier — gerade im Kriegsjahr 1870, das ist bezeichnend — „das Fortleben der edlen Menschennatur unter den greulichsten Umständen“ als das eigentliche Thema und als das „Tröstliche“. Dieser Realismus war geistigerer, idealerer Art als der seiner Zeit, keine spießige Verklärung der Alltäglichkeit, und er ahnte hier wohl als einer der Ersten unter dem Schutt des Zufälligen das Symbolische, Ewige und das objektive Idealbild der Welt, das er vom Dichter forderte, so wie er es im „Wilhelm

⁵⁾ Grillparzer, Vb. 9, S. 107, 12. — Wischer, Ästhetik 879 ff. — W. Rychnor, Servinus, Bern 1922, S. 26.

⁶⁾ Studien zur Literatur, hrsg. von J. Stein, Wien 1924, S. 30. — Zu diesem Zusammenhang nun H. Kindermann, Romanik und Realismus, D. W. 4 (1926) S. 651—675, bes. S. 662 ff.

Meister“ sah, den man wenigstens einmal gelesen haben müsse, um sich „eine Raïson darüber“ gemacht zu haben. Aber schließlich war das alles doch nur bedingte Anerkennung in dem Sinne Grillparzers, für den der Roman höchstens das Hinaufsteigen der Prosa zur Poesie war. Burckhardt stellte aber schon früh, 1841, diesen Einbruch der Prosa in das Reich der Dichtung fest und schalt auf jenes „verwünschte Novellenjahrzehnt“, welches auf Scott gefolgt sei und das Publikum gründlich verdorben habe — für die wahre edle hohe Poesie.

Die „ideale Ergänzung“ fand Burckhardt auch nicht bei seinem Landsmann Konrad Ferdinand Meyer, der gerade ihm das Grundlegende seines Geschichtsbildes verdankt; er soll ihn nur flüchtig angelesen haben, vielleicht war ihm darin wie Keller zuviel „Wrotat“, vielleicht war es auch seine Abneigung gegen den historischen Roman, „den so viele Leute für Geschichte lesen, die nur ein wenig arrangiert, aber im Wesentlichen wahr sei“ und der den Lesern „auf den Leib zugeschnitten“ ist. Daß ihm Bischofs „Auch Einer“ in der Schätzung des Romans als einer geschlossenen künstlerischen Gattung nicht gerade stärkte, nimmt nicht Wunder; ob er das Tiefpoetische namentlich des zweiten Teils, ja das Tragische hier empfunden hat, bleibt zweifelhaft. Fast muß man annehmen, daß die barocke, eigenwillige Art des ehemaligen Züricher Kollegen ihn auch hier befremdet. Wenigstens deutet eine Bemerkung in einem Brief an Preen vom 10. Dezember 1878 das an, er wisse nicht, ob gewisse sehr zivilisierte, weltmännisch gewordene Schwaben dem Autor diese Verklärung gewisser Eigenarten der genialen Individuen des Stammes sonderlich danken würden. Dieser Realismus, der den Alltag zu idealisieren unternahm, war für ihn keine Dichtung. Das war ermüdende Nahsicht, die durch den engen Umkreis etwa bei Otto Ludwig oder bei der auch Burckhardt unangenehmen Hochflut der Dorfgeschichten noch erhöht wurde; solch „poetischer Realismus“, der nach Otto Ludwigs Worten eine Welt schafft, in der der Zusammenhang sichtbarer ist als in der wirklichen, das heißt für Burckhardt, in der die Misere des Lebens noch verdeutlicht wird, stößt bei ihm auf entschiedensten Widerspruch. Er spricht von jener jetzt beliebten Proletarierpoesie, womit einige unserer großen Geister hausieren gehen. Hier begegnet er dem Gleichen, das er schon früher, wie Sandrart übrigens, an Rembrandt festgestellt hat, das Häßliche, das Pöbelhafte — immer wieder kehrt dieser Ausdruck in dem Rembrandt-Vortrag. Auch in der Dichtung fehlt „das Gefühl für die Grenzen des Empörenden“.

Das allgemein Menschliche in idealen Verkörperungen sah Burckhardt in der attischen Tragödie etwa, von der er hervorhebt, daß sie das Menschliche, nur in typischen, nicht in wirklichkeitsgemäßen Gestalten darstelle; das chinesische Drama aber gehe nicht über den bürgerlichen Realismus hinaus und darin sieht er die Beschränkung, das Enge und bloß Zeitliche, von der die Poesie eben erlösen soll. „Jedes Streben, sagt Grillparzer, ist prosaisch, das einer Realität nachgeht.“ Man meint, daß selbst gegen Keller dieser Vorwurf von Burckhardt hätte erhoben werden können. Von diesem seinem zeitweiligen Züricher Mitbürger und Stammischgenossen, der die „Kultur der Renaissance“ bewunderte, hört man bei Burckhardt fast nichts; er soll ihn nicht ohne Behagen ge-

lesen haben. Aber daß ihm das „Verlorene Lachen“ am meisten Vergnügen gemacht hat, ist nicht dem dichterischen Wert, sondern wohl dem Inhalt zuzuschreiben. Und doch hatte er mit ihm außer dem Alemannischen mehr als eine Berührungsfäche. Was Keller einmal im Alter, 1881, schrieb, weist auf das gemeinsame Grundgefühl, aus dem das Dichterische hier und dort das Wissenschaftliche entsprang: „Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt?“ Burckhardts Wort von der Selbstüberwindung und dem „otium divinum“ hat den gleichen dunklen Ton. „Der Menschheit Würde“ — auch Keller sah sie im Dichter, der für ihn nichts anderes war als der „eigentliche Mensch“. Im Anfang des 3. Teils vom „Grünen Heinrich“, der die Überschrift trägt „Arbeit und Beschaulichkeit“ und der aus der ersten Fassung unverändert übernommen worden ist, hat Burckhardt sicher viel ihn innerlich Bewegendes gefunden, abgesehen davon, daß auch hier einer aus der „Verwandtschaft Goethes“ sprach, der sich noch wie Burckhardt der Nachricht erinnert, der große Goethe sei gestorben und dem nun die Lesung der sämtlichen Werke eine innere Umwälzung seiner Welt- und Kunstansicht herbeiführt. Hier gibt Keller sein dichterisches Glaubensbekenntnis. Burckhardt mußte zustimmen, daß erst der Seher das ganze Leben des Gesehenen sei, weil der Künstler — man erinnert sich an Schopenhauer — das Wesentliche gleich sieht und es mit Fülle darzustellen weiß, es schauen machen kann. Und dann das andere: die Welt sei innerlich ruhig und still und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen will und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. „Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn. Für den künstlerischen Menschen nun wäre dies so anzuwenden, daß er sich eher leidend und zusehend verhalte und die Dinge an sich vorüberziehen lassen, als ihnen nachjagen soll.“ Man denkt hier an die erhabenen Worte Burckhardts am Schluß der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, an den Wunsch der völligen Aufhebung der Individualität, um in idealer Schaulust dem Geiste der Menschheit erkennend nachzugehen. Das Schauenmachen des Wesentlichen ist nun die Aufgabe des Dichters und auch des Historikers, nur in verschiedenen Schichten; aber der Dichter muß darüber hinausgehen, muß auch das höhere Leben, welches ohne die Kunst nicht vorhanden wäre, aufweisen. Doch gerade angesichts dieser letzten Forderung war für den gegenwartsflüchtigen Burckhardt — so muß man vermuten — selbst bei Keller nur zu oft die Verklärung des Alltäglichen und Unwesentlichen am Leben, die „Deutung dieses Lebens mit all seinen Beschränkungen und all seinen Konsequenzen“ statt die „Aufhebung der Beschränkungen des Lebens“ 7). Möchte diese Deutung und Verklärung des Lebens bei Keller einen fast metaphysisch-religiösen Untergrund haben, solchem allumfassenden Realismus und solcher Schaulust in der Dichtung stand Burckhardt ablehnend gegenüber und es liegt ihm entgegen, was Keller zum Beispiel an Auerbach

7) Kindermann a. a. O. S. 670.

(25. Juni 1860) schreibt: Es sei Pflicht des Poeten nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Reime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie und so gehe es zu. Das aber war Prosa in der Anschauung Burckhardts.

Aber nun ist doch Burckhardt selbst im Wissenschaftlichen und Geistesgeschichtlichen Vertreter und Meister des historischen Realismus in der Nachfolge der historischen Schule über die Romantik und über die Spekulation Hegels hinweg, freilich mit einem philosophischen, kontemplativen Zug⁸⁾. Schauen wollte er die Welt: „Wo ich nicht von der Anschauung ausgehen kann, da leiste ich nichts“, bekannte Burckhardt schon 1842 als junger Student; sein Geschichtsstudium und die Beschäftigung mit der Kunst seien „aus einem enormen Durst nach Anschauung“ hervorgegangen, und dieses Bedürfnis hat sich dann später zu jener Sehnsucht nach kontemplativer Erkenntnis erhöht. Aber nun ist es das Seltene, daß Burckhardt auch schauen machen konnte, und wie er das tut, darin zeigt sich sein dichterisches Vermögen. Das ganze breite bunte Leben in aller Gegenständlichkeit und Fülle, das Wirkliche und Lebendige in voll gedrängter Anschaulichkeit strebt er an, so daß auch nicht eine leblose Stelle in seinem Werke zu finden sein wird. Aber Sinnliches und Geistiges sind bei ihm nun in edelster Form verbunden, der Sinn für das Besondere zugleich mit dem für das Allgemeine, und gerade auch für ihn gilt, was Wischer von den Alemannen sagt, sie zeigten, was ein unlöslicher Widerspruch zu sein scheine, Reflexion in der Form der Naivität, Geistigkeit in der Form des Bildes, in der Anschauung, substantielles, gedrungenes Wesen verbunden mit dem Moment der tieferen Reflexion, der Freiheit von Autoritäten, der Kritik, der Innerlichkeit. Ein Bild mußte es sein, ein Bild aus seinem Innern mußte Burckhardt zu Papier bringen, und da er das Bild will, die Gestalt, das Seiende, nicht das Entstehende und werdende, das Nebeneinander, den Querschnitt, nicht das Nacheinander, den Längsschnitt, so muß er natürlich auch die Gegenwart, die kein Bild gibt, verneinen, da sie unfertig und unabgeschlossen als ein Formloses daliegt und noch nicht die Form hat, die er sucht. Daher eben dann die Liebe zum Vergangenen und schon Geformten, das ihm das Bild und die Möglichkeit literarisch-künstlerischer Bildgestaltung gibt. Diese geistige Haltung läßt sich durch einen Satz des hier wesensverwandten Grillparzer verdeutlichen: „Den Bedürfnissen der Gegenwart klebt immer etwas Prosaisches an, nur die Erinnerung ist poetisch warum nimmt denn die Wahrheit Gestalt? Weil alle Kunst auf Gestaltung, Formgebung, Bildung beruht und die nackte Wahrheit (im Gegensatz zur poetischen, symbolischen Wahrheit) ihr Reich ohnehin in der — Prosa hat.“ Und nun ist es das Dichterische bei Burckhardts Geschichtsauffassung, daß er nicht allein bei der Darstellung des Wirklichen und Wesentlichen stehen bleibt, sondern fortschreitet zur idealen Darstellung, indem er die tiefere symbolische Wahrheit sucht und am Besonderen der geschichtlichen Erscheinungen zugleich das Allgemeine und Bedeutende, das Ewige fühlt und gestaltet. Diese ideal-symbo-

⁸⁾ Vgl. E. Rothacker, Einleitung in die Geisteswissenschaften, Tübingen 1920.

lische Auffassung, die sich über die Realität erhebt und die er selbst von der Dichtung verlangt, überträgt er auf die Geschichte: Der Geist hat die Kraft, „jedes Zeitliche ideal aufzufassen“, d. h. eben als Sinnbild eines größeren und höheren Zusammenhangs, es ist die Kraft, „etwas ersehntes Ideales, nämlich nicht die wirkliche Vergangenheit, sondern ihr verklärtes Gedächtnisbild herzustellen“⁹⁾. Das Bild des je zuweilen Ewigen will Burckhardt auch in der Geschichte suchen. „Wir lernen hier die ewigen Griechen kennen.“ Und in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ sagt er zu Beginn, er suche das sich Wiederholende, Konstante, Typische als ein in uns Anklingendes und Verständliches, d. h. das Unvergängliche im Vergänglichen, den „Geistesinhalt“, nicht den „Realinhalt“. „Er will die Gestalt kennen in ihrem poetischen, dem idealen Gehalt, doch nicht ihre reale Entstehung; er will das Bild, aber er will nicht hinter die Kulissen und in die Werkstatt schauen.“¹⁰⁾ Burckhardt braucht die Realität als Zeugnis des Symbolischen, aber das Symbolische ist ihm das Wichtige und mit Grillparzer könnte er gegen die Dichtung seiner Gegenwart sagen, die Prosa der neueren Zeit bestehe besonders darin, daß sie das Symbolische der poetischen Wahrheit nicht anerkennen wolle und nichts zulasse, was nicht eine Realität sei. Den Symbolwert der Dinge empfand Burckhardt sehr stark.

Jede begriffliche Spekulation lag Burckhardt gänzlich fern und er hat auch nie einen Hehl daraus gemacht. Er schreibt 1879 an Nietzsche, in den Tempel des eigentlichen Denkens sei er nie eingedrungen, sondern er habe sich zeitlebens in Hof und Hallen des Peribolos ergötzt, wo das Bildliche im weitesten Sinne des Wortes regiere. Aber in einem tieferen, gegenzeitlichen Sinne ist Burckhardt als kontemplative Natur sicher Philosoph, Geschichtsphilosoph — das hat Joël eindringlich dargetan; doch da für ihn und besonders für seine ganze Frühzeit noch Hegel als der Philosoph galt und er sich nicht zu ihm bekannte, glaubte er sich, wie auch viele andere, zeitlebens unphilosophisch und wollte kein Geschichtsphilosoph im Hegelschen Sinne sein; auch darin fand er sich, um diese Parallele wieder zu ziehen, mit Grillparzer einig¹¹⁾. Ebenso lehnt Burckhardt jede Ästhetik im Hegelschen Sinne ab, wie überhaupt jedes ästhetisches System — von einem solchen bei Burckhardt zu sprechen, wäre widersinnig, ja Verkennung seiner ganzen Art. Kunstphilosophie, wie sie Schnaase und Hotho unter dem Einfluß Hegels oder selbst noch Hettner in seiner sehr konstruktiven „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten“ (1846) trieben, lag ihm gänzlich fern¹²⁾. Wenn die Kunst der Ästhetik in die Hände falle, sei es aus mit ihr. Aber freilich trennte ihn auf der anderen Seite eine Welt von der amüsischen Natur des ihm auch als

⁹⁾ Weltgeschichtliche Betrachtungen, 4. Aufl. 1921, S. 110 und S. 8.

¹⁰⁾ R. Joël, Burckhardt als Geschichtsphilosoph, Basel 1910, S. 93.

¹¹⁾ Beifällig wird er Grillparzers Äußerung gelesen haben: „Ich möchte die Philosophie eine Brille für das geistige Auge nennen. Personen von schwachem Gesichte können sich ihrer mit gutem Erfolg bedienen. Für ganz Gesunde und für ganz Blinde ist sie ganz überflüssig. Man hat sogar Fälle, daß ersteren durch unvorsichtigen Gebrauch dieser Brille das Augenlicht etwas geschwächt wurde.“ (Bd. 8, S. 349.)

¹²⁾ S. W. Baeghold, Deutsche Kunsthistoriker, Bd. 2 (Leipzig 1924) S. 47 ff. und E. Heidrich, Beiträge zur Geschichte u. Methode der Kunstgeschichte, Basel 1917, S. 50 ff. — Auch E. A. Boude, Aufklärung, Klassik und Romantik, Braunschweig 1925, S. 14 ff.

Historiker unangenehmen Gervinus, der eine fünfbändige Geschichte der deutschen Dichtung schrieb und immer wieder betonte, die ästhetische Wertung gehe ihn nichts an, und der da glaubte, man könne Dichtung abstellen, „wie einen Wasserhahn“¹³⁾. In dieser Abneigung trifft sich Burckhardt mit Grillparzer und er wird dessen schneidend scharfe Ablehnung von Gervinus' Werk mit großem Behagen gelesen haben. Denn wenn ihm auch schon die Dichtung der Gegenwart nicht sehr wertvoll war, so war er doch viel zu sehr von dem tiefen Glauben an die Notwendigkeit und Ewigkeit der Kunst durchdrungen, als daß er an ihrer Stelle gar noch politische Betätigung gefordert hätte. Burckhardt besaß keine bestimmten allgemeinen ästhetischen Wertbegriffe, sondern ganz persönliche, subjektive, für den eigenen Gebrauch. Im Gegensatz auch zu seinem früheren Züricher Kollegen Vischer, der damals hinter seiner „nußnaderischen“ Ästhetik stöhnte, lehnte Burckhardt jede begriffliche Erfassung und Ergründung der Kunst, jede philosophische Durchdringung ihres Wesens ab. „Du sollst das Verhältnis zwischen Dir und der Kunst nicht ergründen.“ Zwar er selbst suchte zeit lebens dem tiefsten „Wesen“ der Kunst näherzukommen, aber nicht durch Begriff, sondern durch Anschauung; zunächst fand er ihr Wesen in einem „l'art pour l'art“. Das entsprach zudem völlig seiner hochgeistigen, aristokratischen Natur. Alles Historische kam erst in zweiter Linie, zuerst wollte er das Kunstwerk, das dichterische wie das bildnerische, rein als Dokument des Künstlerischen, losgelöst von allen außerkünstlerischen Beziehungen, nicht als geschichtliches Zeugnis anschauen und fühlen¹⁴⁾. So kümmert sich Burckhardt auch nicht mehr als unbedingt nötig um den Ursprung der Kunst, denn hier war wieder das Werden und Fließen und er verlangte die Gestalt, das Bild. Er hielt sich, darin durchaus Empirist, an das Gegebene, Vorhandene, Anschaubare, an das „Reale“ im tiefsten Sinn des Wortes, aber er hatte Ehrfurcht vor den „Dingen“ wie Stifter, eben weil er in ihnen das „Höhere“ ahnte, den „göttlichen ewigen Gehalt“, von dessen Erkenntnis sein Basler Mitbürger J. J. Bachofen in seiner wunderbaren Selbstbiographie mit fast religiöser Inbrunst spricht. Die beiden verband bei allen Schwankungen der äußeren Beziehungen und bei aller Verschiedenheit des Ganzen doch in beträchtlichen Punkten ein inneres, ihnen wohl gar nicht so bewusstes Gemeinschaftsgefühl, eine „edle Eintracht“ nicht nur oft in der allgemeinen Lebensstimmung, sondern auch in manchen historisch-methodischen Grundsätzen.

Das Gemeinsame und Trennende wägt ab E. A. Bernoulli, Bachofen und das Natursymbol, Basel 1924, S. 27 f., 60—62, 399—403, 571, 631 f.; 665 die köstliche Anekdote, die Wölfflin berichtet. S. 578: Wertung des Symbolischen, Ruf nach dem Schutz der antiken Symbolwelt. S. 61: „Die Neigung zur Kritik und zur Auflösung alles Mythischen beklagte Burckhardt gleich Bachofen im Wissensbetrieb ihrer Zeit.“ Vor allem verbindet die beiden die „keglerische“ Stellung zur Quellenkritik und die unbefangene Art der Quellen-

¹³⁾ Rychnér a. a. O. S. 85; ebd. S. 14, 81. — Grillparzers Kritik Bd. 9, S. 174 ff.; auch S. 170; dazu Rychnér S. 132 ff.

¹⁴⁾ Dazu Heidrich a. a. O. S. 72 f.

benutzung; sie suchen, gegen die „naturforschende Methode“, das Typische, Symbolische, Mythische, den „Geistesinhalt“, den inneren Wahrheitswert in den Zeugnissen, und darum ist ihnen gerade auch eine getrübte Überlieferung wichtig. Man sehe Burdhardts Einleitung zur Griechischen Kulturgeschichte (I, S. 1 ff.) und Bachofens Vorrede zu „Tanaquil“, abgedruckt in der Ausgabe von Bäumler und Schröter (Mythus vom Orient und Occident, München 1926, bes. S. 542, 576, 577 ff., auch S. 7). Dazu die Einleitung von Bäumler S. 259 ff. Bei den S. 156, 157, 164, 186, 196 dieser Einleitung mag man an Burdhardt denken; vgl. auch ebd. S. 286.

Die unbedingte Autonomie aller Kunst stand für Burdhardt unerschütterlich fest; gegen Schillers „Künstler“ erhob er Einspruch: „denn die Kunst ist im hohen Grade um ihrer selbst willen vorhanden“. (Was die ethische Wertung und den ethischen Einschlag in seinem Urteil, das nicht nur ein ästhetisches war, keineswegs ausschloß.) Am sichtbarsten sah Burdhardt das in der Antike bestätigt und er empfand es dann als stärkste Negation dieser antiken Weltanschauung, wenn er etwa in der späteren Kaiserzeit als ihr Gesamtschicksal buchen mußte, sie sei Dienerin der Tendenz geworden und könne ihren inneren Gesetzen so gut wie nicht mehr nachleben. Das war Fesselung und Gebundenheit und es wurde ihm klar, „daß mit der Schönheit und mit der Freiheit auch das wahre antike Leben, der bessere Teil des nationalen Genius dahinging“. Durch diese Heraushebung des Moments der Freiheit als der bedingenden Grundlage griechischer Hochkunst gibt Burdhardt deutlich zu erkennen, daß er neben Windelmann und Goethe, auch neben dem (ihm wohl unbekanntem) Rubensentdecker Heinse und neben Hölderlin steht. „Die Freiheit aber ist die vornehmste Ursache des Vorzugs dieser Kunst“, sagt in seiner Kunstgeschichte Windelmann (mit diesem verbindet Burdhardt auch das stark ausgeprägte Un-
abhängigkeits- und Freiheitsbedürfnis). Heidrich bemerkt mit Bezug auf das Dogma der unbedingten Klassizität auch bei Burdhardt, es sei der sehnsüchtige Ton Windelmanns, der in seiner Geschichtsanschauung anklänge. Immer sind es die Griechen — das gilt in gewissem, erweitertem Sinn auch für Burdhardt; denn hier wie in der Renaissance fand er gleich Nietzsche, daß Künstlerschaft in der Gabe bestehe, den höheren Typus zu schaffen¹⁵). Dabei bleibt Burdhardt doch jede Enge des Gesichtsfeldes auch in der Dichtung fern. Seine Erudition ist umfassend: er kennt sich im Homer ebensogut aus wie in der Edda, in den griechischen Tragikern ebenso wie im Shakespeare, im Ariost wie im Firdusi, und vollends ein Blick in das Verzeichnis seiner über 200 Themen umfassenden Vorträge zeigt seine erstaunliche Weite; er hat über Calderon, Camoëns, Rabelais, Corneille, Manzoni, Byron, über den Don Quixote und über die ferbischen Heldenlieder gesprochen neben all den Themen aus Geschichte, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte¹⁶). Mit überlegener Meisterschaft, ohne Prunk,

¹⁵) Ch. Andler, Nietzsche und Burdhardt, Basel 1926, S. 141.

¹⁶) E. Dürr, Burdhardts Vorträge, Basel 1919, S. 383 ff. — Vgl. A. v. Salis, Basl. Jahrbuch 1918, S. 282 und die literarhistorischen Abschnitte im „Konstantin“ (4. Aufl.) S. 297 ff., in der „Kultur d. Ren.“ (13. Aufl.) S. 226 ff. (4. Kap. d. 4. Abschn.), im ganzen 3 Bde. der Griech.

fast selbstverständlich werden die Vergleiche gezogen und die Beispiele aneinandergereiht. Es herrscht eine wahrhafte Totalität des Geistigen, die keine Grenzen kannte. Es waren weltliterarische Horizonte und Burckhardt erhob sich als ein Erbe der Romantik wie A. W. Schlegel auf einen wirklich europäischen Standpunkt; er hatte „für poetische Größe den wahren Maßstab gewonnen, und zwar einen ökumenischen“.

Burckhardt faßte wie die Romantik Poesie als Äußerung nationaler Macht und Kraft, als Zeichen eines hohen Volksgestes, aber dann darüber hinaus schlechthin als Ausdruck eines erhöhten Lebens. „Die Poesie ist für die geschichtliche Betrachtung das Bild des jezuweilen Ewigen“, sie ist „in ihrer Gesamtheit die größte zusammenhängende Offenbarung über den inneren Menschen überhaupt“. Sie ist Lebensdeutung. Wenn Burckhardt hier die geschichtlichen Zusammenhänge sich vergegenwärtigte, so war das nicht Selbstzweck, sondern diente nur der tieferen Einsicht in den Gehalt an Ewigem und Zeitlosem, der sich auf dem Hintergrund des Zeitlichen nur scharfer abhob. Unbeschadet ihrer Selbstsetzung und ihrer hohen und unabhängigen Eigentümlichkeit sucht er die Kunst in ihrer Auseinandersetzung mit Kultur, Staat, Religion zu begreifen. Was Stifter etwa immer und immer wieder mit stark frommem Gemüt hervorhob, die enge Einheit von Religion und Kunst als dem Ausdruck des Göttlichen im Gewande des Reizes nicht nur früher, wo die Dichtung im eigentlichen Dienst der Religion stand, sondern als Forderung auch noch heute, — das findet man mit Verschiebung des Wertakzentes auch bei Burckhardt. Er sah die Kunst in den religiösen, monumentalen, naiven Zeiten in einem höchsten und frühesten Dienst bei der Religion als ihr Organ (Hymnus, Drama, Mythos), freilich in einem Verhältnis der Freiheit, welches die wahre Kunst sich behauptet, nicht wie in Ägypten oder später in Byzanz, wo die Priester die bildliche Auffassung des Göttlichen und Heiligen sich erzwingen und durch gewaltsame hieratische Stilllegung den Lebensnerv abbanden; indem nämlich das einmal mit höchster Anstrengung Erreichte als heilig galt und so die höchste Äußerung des Monumentalen erzielt war. Die wahre Kunst aber ist eine solche, „die mit allem auf Erden nur temporäre Bündnisse schließt“. Letztlich geben überhaupt freilich Religion und Kultus den Anstoß zur Kunst, aber umgekehrt ist die Kunst keine Grundkraft der Religionen, weder vorher noch nachher, wenn auch allerdings Kunst und Poesie in hohem Grade zum Ausdruck des Religiösen beigetragen haben. Religion bedingt die Kunst — sie kann nie ihren heiligen monumentalen Ursprung verleugnen, umgekehrt aber kann auch die Kunst die Religion bedingen, indem sie wie bei Homer, im Mittelalter und bei Calderon den Inhalt der Religion bestimmen hilft. Ja, sie kann selbst die Religion darstellen, nachdem diese erloschen ist. „Im späteren Griechenland, in Italien zur Zeit der Renaissance lebt die Religion wesentlich nur noch als Kunst fort.“

Hier steht man schon tief in dem höchst schwierig zu erkennenden Vorgang,

Kulturgegeschichte und in den *WB.* bes. S. 59 f.; 69 ff.; 223 ff., alle mit profunden und originalen Betrachtungen und Urteilen, besonders über Dante und Petrarca. — Von Calderon liebte er besonders den „Standhaften Prinzen“.

dem Burckhardt immer wieder besondere Beachtung zuwendet, dem der allmählichen Ablösung der Kunst vom Kultus in eine neutrale, heroische, lyrische Welt des Schönen hinein, ihrer Säkularisation. Diesen Weg beschreitet zuerst die Poesie, und darin erkennt Burckhardt eigentlich wie keiner so klar — bei Herder, bei dem man es zunächst suchen sollte, sucht man es vergebens — die Wendung der Poesie „vom Notwendigen zum Beliebigen, vom allgemein Volkstümlichen zum Individuellen, von der Sparsamkeit der Typen zum endlos Vielartigen“. Poesie ist nicht mehr national-religiöse Offenbarung, der Dichter kündigt nicht mehr den objektiven Geist der Nation, sondern seine eigene Subjektivität; an Stelle der Poesie tritt die „Literaturgattung“. So ist es bei der Lyrik, aber ebenso als durchgängige Erscheinung auch beim Drama und beim Epos, bei dem diese Umwandlung am deutlichsten wird. War es früher Erfas der Geschichte und ein großes Stück Offenbarung als nationale Lebensäußerung und Zeugnis ersten Ranges für das Bedürfnis und die Fähigkeit eines Volkes sich selbst typisch anzuschauen und darzustellen, so verändert sich dann die Geltung des Epos, sobald die Zeit literarisch wird. Vom epischen Rhapsoden geht es hinunter zum heutigen Romanschriftsteller¹⁷). „Das Schicksal der neueren Poesie überhaupt ist ihr literaturgeschichtlich bewußtes Verhältnis zur Poesie aller Zeiten und Völker, welcher gegenüber sie als Nachahmung oder Nachklang erscheint. Was aber die Dichter betrifft, so dürfte es sich wohl lohnen, der Persönlichkeit des Dichters in der Welt und ihrer enorm verschiedenen Geltung von Homer bis heute einmal eigens nachzugehen.“ Vom Idealen und allgemein Menschlichen geht es wieder zur bloßen Wirklichkeit und zum Besonderen, von der Poesie zur Prosa, und damit in die Beschränkungen des Lebens hinein.

Hier ist der Standpunkt so hoch und weit genommen, daß sich für Burckhardt die Wandlungen der Poesie wie von selbst darstellen und im allgemeinen gibt er so große, weitreichende völker- und kunstpsychologische Erkenntnisse mit freier Hand, wie man sie in ihrer schlagenden Eindringlichkeit und der scharfen und klaren Linienführung nicht leicht wieder findet. Die Sätze strömen geradezu von fruchtbaren Gedanken, Burckhardt gibt in ihnen gleichsam die Schlussfolgerungen langer Überlegungen. Es ist nicht nur geschichtliche Betrachtung der Poesie, sondern ein großer meisterlicher Überblick über den Gesamtverlauf der europäischen Dichtung auf knappstem Raum und nur in Umriffen. Aber stets mündet er aus in die traurige Feststellung, daß mit Ausnahme einiger weniger Großen die Poesie doch Geschäft geworden sei, Gegenstand und Zeitvertreib, ihrer hohen Würde entkleidet. Schon sein Pariser Aufenthalt von 1843 ließ Burckhardt genauen Einblick in das französische Literatentum, das nur um Geld arbeitet, nehmen und er berichtet darüber empört in einem neuerdings wieder ans Licht gezogenen Aufsatz für die Kölnische Zeitung¹⁸). Ein andermal äußert er sich in einem Brief aus Paris an Kinkel, die jetzige Literatur lebe fürchterlich schnell und konsumiere ein unglaubliches Kapital von Reiz und Abwechslung. „Und

¹⁷) Weltgesch. Betr. S. 70 ff. und S. 75 ff. — Griech. Kult. 3, S. 109 f.; vgl. ebd. auch S. 213.

¹⁸) J. Oswald, Unbekannte Aufsätze Burckhardts, Basel 1922, S. 63 ff. — WB. S. 215 f.

doch! wie wenig schlägt so recht entschieden durch.“ Das galt für Frankreich und für Deutschland. In den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ heißt es dann: „Die heutige Zeit treibt freilich die fähigsten Künstler und Dichter in den Erwerb . . ., daß sie der Bildung der Zeit entgegen kommen . . . und das Hören auf ihre innere Stimme gänzlich verlernen.“ Und er kann nun die sehr berechtigte Frage stellen, wie weit der Geist der modernen Nationen nach ihrem Bedürfnis zu beurteilen sei, „ein objektives Idealbild von der Szene her in sich aufzunehmen“¹⁹⁾. In seinem „liebenswürdigen“ Jahrhundert mußte er das verneinen. Von der Lyrik freilich gilt das nicht, und das war auch sein Trost; sie könne sich, bekennt er freudig im „Konstantin“, ewig verjüngen wie das menschliche Herz und in Zeiten des allgemeinsten Jammers einzelne herrliche Blüten treiben, sei es auch in unvollkommener Form. Es war nur folgerichtig, wenn er dann später sagte, für die Lyrik nehme der Sinn zuerst ab, wenn man alt werde, das Dramatische halte sich länger.

Burckhardt hatte, als einer der Wenigen in seiner Zeit, den Mut, willentlich Partei zu nehmen, das Subjektive hervorzuföhren und Dinge der Kunst nicht nur historisch zu werten, sondern unmittelbar. Diese Wertung war nicht nur getragen von rein ästhetischen Geföhlen, da eben Schönheit ihm ein Hochsttliches, ja Heiliges bedeutete, sondern fast ebenso stark von ethischen, und diese felttsame Mischung von Ethischem und Ästhetischem verleiht ja seinem Kunsturteil die hohe Würde, den unvergänglichen Reiz, die kraftvolle Gewißheit. Das Ethische nahm in seinem Leben einen hohen Platz ein. Er fragte jenseits alles eng Moralischen lediglich nach der Gesinnung und ihrer Reinheit, nach der großen Menschlichkeit in den Dingen. Sein Gesamturteil über Raffael im „Cicerone“ ist dafür bekannt, und von Correggio sagte er: „Wenn diese Gestalten lebendig würden, was hätte man an ihnen?“ Vielleicht mochte er sich, bei aller Verschiedenheit, am ehesten mit Schnaase beröhren, dem die Kunst (nun freilich in erstem und ausschließlichem Betracht) das gewißteste Bewußtsein der Völker, ihr verkörpertes Urteil über den Wert der Dinge war. So war das Ethische, das Burckhardt suchte, ihm zugleich eine sehr ins Metaphysische übergreifende Angelegenheit. Denn es war das, was er „Unerföhlichkeit“ nannte, jener Begriff, den er als das Kennzeichen der historischen Größe ermittelt, jener Größe, die für ihn Mysterium war. Hier spürte er die höhere Macht, von der man nichts weiß, die geheimnisvollen Beziehungen zum Weltganzen, die ihm ja das Höchste an aller Kunst bedeuten. Die großen Künstler, Dichter, Philosophen sind schlechtthin „unerföhlich“, „weil das Weltganze mit ihrer Individualität eine Verbindung eingeht, welche nur diesmal so existierte und dennoch ihre Allgütigkeit hat“. Unerföhlich war für Burckhardt die Kunst an und für sich überhaupt gegenüber der Wissenschaft, die nicht mit dem Weltganzen zusammenhänge, da, „was ein Volk in den Wissenschaften versäumt, gewiß von einem anderen Volk oder Jahrhundert nachgeholt wird, während Kunst und Poesie eben nur Einmal dasjenige leisten, was garnicht mehr nachgeholt werden kann“. Nachdrücklich schreibt

¹⁹⁾ WB. S. 78; vgl. ähnlich Kult. d. Ren. 13. Aufl. S. 237.

das Burdhardt gleich zu Beginn des 3. Bandes der Griechischen Kulturgeschichte nieder und wenn man sich das vergegenwärtigt, dann fühlt man auch die ganze ethische Überzeugung und die wundervolle Gestinnung, den verhaltenen Klang und Ton, der in einem scheinbar ganz nebensächlichen Satz schwingt — solche nebensächlichen Sätze sind so unendlich bezeichnend für Burdhardt und ganz un-nachahmlich: „aber der Verlust eines griechischen Kunstwerkes überhaupt ist unerseßlich.“²⁰⁾ Das Unerseßliche und darum auch ganz Große war der Maßstab, den er an die Kunst anlegte; das war zutiefst ethisch. Es leuchtet ein, daß hier die Griechen, ihm überhaupt von den Indogermanen, die lauter große und mächtige Völker in der Poesie seien, das für die Poesie am höchsten begabte Volk, am besten fahren: denn „die alte Komödie und Tragödie sind nur sich selbst gleich und durch nichts unter der Sonne erseßlich, das die neue Welt schaffen könnte“. Dagegen mochte er dies z. B. der neueren Komödie nicht zubilligen. Sie sei aus jeder Literatur zu ersetzen, und zwar reichlich. Aber nicht nur im besonderen Historischen ist ein Werk unerseßlich und wäre die Welt unvollständig und könnte nicht ohne es gedacht werden, sondern im allgemeinen durch die seltenste Eigenschaft, „Inneres äußerlich zu machen, darstellen zu können, so daß es als ein dargestelltes Inneres, als eine Offenbarung wirkt.“²¹⁾

Man kann vom Wesen der Dichtung nicht schöner und tiefer sprechen als Burdhardt mit solchen wenigen Worten. Der unverkennbare Höhepunkt aber, der sich durch seinen eigenen Rhythmus aus dem Ganzen der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ heraushebt, ist dort, wo Burdhardt von der Anerkennung redet, welche der Größe in den einzelnen Künsten zuteil wird. Diese Sätze sind so wundervoll und dabei so wenig bekannt und zudem für das Innerste Burdhardts, der hier selten weit aus sich herausgeht, so tief an Erkenntnis, daß man wohl den ganzen Passus hersezen darf (S. 223):

Die Poesie hat ihre Höhepunkte, wenn sie aus dem Strom des Lebens, des Zufälligen und Mittelmäßigen und Gleichgültigen heraus, nachdem sie vorläufig in der Idylle anmutig darauf mag angespielt haben, das allgemein Menschliche in seinen höchsten Äußerungen herausnimmt und zu idealen Gebilden verdichtet und die menschliche Leidenschaft in dem Kampf mit dem hohen Schicksal nicht von der Zufälligkeit verschüttet, sondern rein und gewaltig darstellt, — wenn sie dem Menschen Geheimnisse offenbart, die in ihm liegen und von welchen er ohne sie nur ein dunkles Gefühl hätte, — wenn sie mit ihm eine wundervolle Sprache redet, wobei ihm zumute ist, als müsse dies einst in einem besseren Dasein die Seinige gewesen sein, — wenn sie vergangene Leiden und Freuden einzelner aus allen Völkern und Zeiten zum unvergänglichen Kunstwerk verklärt, damit es heiße: spirat adhuc amor, vom wilden Jammer der Dido bis zum wehmütigen Volkliede der verlassenen Geliebten, damit das Leiden des Spätgeborenen, der diese Gesänge hört, sich daran läutere und sich in ein hohes Ganzes, in das Leiden der Welt, aufgenommen fühle, was sie alles kann, weil im Dichter selber schon nur das Leiden die hohen Eigenschaften weckt, — und vollends wenn sie die Stimmungen wiedergibt, welche über das Leiden und Freuen hinausgehen, wenn sie das Gebiet desjenigen Religiösen betritt, welches den tiefsten Grund jeder Religion und Erkenntnis ausmacht: die Überwindung des Irdischen.

²⁰⁾ Konstantin S. 452 und WB. S. 272.

²¹⁾ WB. S. 221 und 239: „Völker haben bestimmte große Lebenszüge an den Tag zu bringen, ohne welche die Welt unvollständig wäre.“

Die Worte „... wenn sie dem Menschen Geheimnisse offenbart ...“ zeigen am besten, wie hier Dichtung ganz als Lebensdeutung genommen ist, und bei dem Wort von der wundervollen Sprache, die einst in einem besseren Dasein die feinige gewesen sein müsse, bei dieser Erinnerung an Paradieseszeiten darf man wieder auf Grillparzer hinweisen: die Poesie stelle die Naturverhältnisse wieder her, „die Vorstellung oder Darstellung einer Idee erweckt das Gefühl des Ähnlichen im Menschen und bringt ihn auf kürzer oder länger seinem Ursprung, dem Urbilde der Menschheit“²²⁾ näher, macht ihn sich wesenhaft fühlen und dieser Genuß der Wesenhaftigkeit ist die Poesie“. Aber auch an Stifter muß man denken und neuerdings hat denn auch Otto Stoeffl mit den oben erwähnten Worten Burckhardts das Wesen von Stifters Kunst neu zu deuten versucht²³⁾.

An jener oben angeführten Stelle, wo mit ganzer Stärke das ethische, fast religiöse Bewußtsein Burckhardts zur Welt des Dichterischen hervorbricht, gewinnt man den Durchblick in das Irrrationale, das seine Gesamtanschauung durchwaltet. Er fühlt in der Dichtung auf ihren Höhepunkten den Atem des Höheren, Unirdischen, das „Unbewußte, welches in künstlerisch bewusster Form hervorbricht“, „die geheimnisvollen Schwingungen“. „Vor dem ganz Großen und Einzigartigen in der Geschichte hatte er eine fast religiöse Scheu“ (Wölfflin). Er ahnt die unerforschlichen, unergründlichen Tiefen, aus denen alles geschichtliche und dichterische Leben quillt, immer wieder weist er auf den höheren Ratsschluß, auf die hohen unergründlichen Lebensgesetze hin, auf die Zwecke der ewigen Weisheit, in die wir nicht eingeweiht seien. Daher denn seine Abneigung gegen das „hegelsche kede Anticipieren des Weltplans“²⁴⁾; er wollte auch nicht Anfänge der Erscheinungen des geschichtlichen Lebens erforschen, denn die Geschichte verhülle gern die Ursprünge großer Dinge. Auch er war hier wie Stifter „aus Goethes Verwandtschaft“ im Willen, das Unerforschliche ruhig zu verehren als ein Mysterium: unerforschlich war die wirkliche Größe, war das ganze hohe Lebensrätsel, war die Schönheit²⁵⁾. Auch bei der Dichtung heißt es: „Glücklicherweise sind wir auch hier der Spekulation über die Anfänge ent-

²²⁾ Griech. Kult. 3, 24. — Vgl. Bachofen (Selbstbiographie): „In allen Dingen dachten die ältesten Menschen richtig und groß, wie man es von denen zu erwarten berechtigt ist, die ihrem ewigen Ursprung noch so nahe stehen ...“.

²³⁾ A. Stifter, Stuttgart 1925, S. 7. — Man sehe etwa Stifters Äußerung zu Hedenast über den „Nachsommer“ vom 29. Februar 1856: „Die ganze Lage, sowie die Charaktere der Menschen sollen nach meiner Meinung etwas Höheres sein, das den Leser über das gewöhnliche Leben hinaushebt, und ihm einen Ton gibt, in dem er sich als Mensch reiner und größer empfindet.“ Ähnlich an Hedenast am 31. Oktober 1861.

²⁴⁾ Dazu Grillparzer 8, 362 und 9, 167 gegen Hegel. — Joël, a. a. O. S. 52 ff., 59, 61.

²⁵⁾ Joël über das Irrrationale S. 42 ff. — Tief berührt muß Burckhardt von der Äußerung Grillparzers über das Unendliche im Gefühl des Schönen gewesen sein (Vb. 9, S. 66 f.): „Was liegt denn in dem Materiellen oder selbst in den Verhältnissen einer wohlgeordneten Säulenreihe, daß es mit einem Schläge dein ganzes Wesen erhebt, dich anzieht, fesselt, dich bis zu Tränen entzückt ... Warum bist du besser, milder, gütiger, mutiger in dem Augenblick der Beschauung ... Ist dir Gott noch unbegreiflich und unverständlich das All? ... Und das Alles hat der armselige Säulengang aus hartem Sandstein ... bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit; das momentane Aufhören der Zersplitterung, in das Leben unser Wesen verfest, das Gefühl der Einheit alles Endlichen, was diese Wirkungen hervorruft?“ — „Von der Wonne eines Säulenhofs zu sprechen“, war Burckhardt ganz geläufig, berichtet Wölfflin (Ztschr. f. bild. Kunst 1918, S. 129).

hoben“ und ebenso, muß man ergänzend sagen, über das Ende einer künstlerischen Erscheinung. Über den Verfall der griechischen Tragödie äußert er mehrere Gründe, um dann doch als Hauptgrund den zu nennen: „Die Lebensdauer irgendeines Phänomens ist eine beschränkte: Einmal muß es Abend werden.“ (III, 260.) In diese Richtung zielt schon, was im „Konstantin“ über die „unergründliche“ Tatsache der Abnahme der Kunst vorgebracht wird. „Es läßt sich vielleicht aus einer allgemein philosophischen Betrachtung der Zeiten auch hierauf aprioristisch antworten; wir wollen uns aber gerne bescheiden, die notwendige Lebensdauer einer geistigen Macht dieses Ranges nicht absolut berechnen zu können“ (S. 285). Überall spürt Burckhardt das Irrationale, den „geheimnisvollen eigenen Lebensgrund“ in jeder Kunst, wie es um diese Zeit nicht viele taten. Er spürt die geheimnisvolle Verbindung vom Werk und seinem Erschaffer: die großen Schöpfungen der Poesie, heißt es bei Gelegenheit der unvollendeten „Nauffkaa“ Goethes, sind nur an ganz bestimmte große Meister gebunden und bleiben ungeboren, wenn diese ihre Kräfte anderweitig verwenden. Burckhardt hätte jene Auffassung als eine Versündigung am heiligen Geist der Kunst und ihrer Unerseßlichkeit empfunden, nach der das einzelne Kunstwerk notwendig und unabhängig von seinem Schöpfer, rein aus der immanenten Morphologie der Kunstentwicklung als geschichtliche Forderung heraus erscheinen müßte — jene Ansicht also, die merkwürdig schon bei A. W. Schlegel (auch Servinus steht nicht weit) zu finden ist: „Die Erscheinungen im Gebiete der Kunst sind objektiv notwendig, subjektiv aber zufällig.“²⁶⁾ In den Wissenschaften, vor allem in den technischen, mochte das sein, aber nicht in der Kunst, wo das einzelne Werk den Charakter des Unerseßlichen besitzt. Das Irrationalitätsproblem der Kunst, der Poesie ist von Burckhardt mit einer für die damalige Zeit seltenen Schärfe und Eindringlichkeit gesehen worden. Darin liegt die hohe Bedeutung seines Verhältnisses zum dichterischen Phänomen an sich, das er mit völlig ungetrübtem, geistesklarem und anschauungsmächtigem Auge gesehen hat. Das echte Gefühl für die reinen dichterischen und künstlerischen Werte und die Idealität der Auffassung sind Burckhardts Stärke.

Das Abrücken von der abstrakten Kunst- und Dichtungsbetrachtung Hegels und seiner Schule auf der einen Seite wird ganz deutlich; wieweit andererseits die Romantik und durch die Art des von Burckhardt hochverehrten Voech — sicher unbewußt — Herder²⁷⁾, aber auch W. von Humboldt auf diesen ganz originalen Geist und seine Anschauungen bestärkend eingewirkt haben, ist nicht leicht auszumachen und im einzelnen (außer bei Voech) auch wohl kaum faßbar. Eine eigentlich geistesgeschichtliche Einordnung Burckhardts fehlt überhaupt noch und sie ist auch nicht so einfach zu geben. Dieser Mann, der zu einer Hälfte noch im 18. Jahrhundert steht und so vieles seines eigenen Säkulums ablehnt, eilt doch

²⁶⁾ D. L. D. 17, S. 17. — Zu Servinus s. R y h n e r, S. 90 ff. Hegel spielt hier natürlich herein.

²⁷⁾ Über Herder äußert sich Burckhardt sehr abfällig in einem Brief an E. Vögelin vom 14. Januar 1866, Basler Jahrbuch 1914, S. 57. — Vgl. auch J. W a h, Das Verstehen I, Tübingen 1926, S. 185 Anm. 1.

wieder seiner Zeit voraus, ohne für sich selbst den stetigen geschichtlichen Zusammenhang zu verlieren. Er bewahrt das Erbe der klassischen Kunstauffassung und vereint in sich goethische Anschauungskraft mit einem ethischen Pathos von der Art Schillers, das Ästhetische mit dem Sittlichen, auch dort, wo er vom Dichterischen spricht. Dadurch wirkt sein Urteil so adlig und selbständig und ist wie er selbst einmalig, unnachahmlich, unerseßlich.

Die slowakische Spaltung.

Von Karl Mez nit in Preßburg.

Von einer Spaltung ¹⁾ kann naturgemäß nur die Rede sein, wo früher eine Einheit vorhanden war. Es ist nun nach der Anschauung der slowakischen Separatisten keine zutreffende Bezeichnung, wenn es in der Literaturgeschichte üblich wurde, von einer Trennung oder Spaltung des Slowakischen zu sprechen, da nur von einer geistigen, ideellen Gemeinschaft gesprochen werden dürfe, wie sie vor allem die tschechische Bibelsprache begründete. Diese bildete bei den tief frommen Slowaken, ob sie nun schon dem katholischen oder dem evangelischen Bekenntnis angehörten, das einigende Band, das für jene geistige Gemeinschaft gewissermaßen das sichtbare äußere Zeichen abgab.

In der folgenden Abhandlung soll der Versuch unternommen werden, den gegenwärtigen Stand der Frage über das innere Verhältnis des Slowakischen und Tschechischen in großen Umrissen klarzulegen.

Die Parallele zu den deutschen Verhältnissen mit der lutherischen Bibelsprache drängt sich ebenso zwingend auf wie entfernter der Vergleich mit dem Altbulgarischen, das, freilich schon mundartlich gefärbt, die Grundlage der rechtgläubigen Kirchensprache, ja selbst einer Art Schriftsprache bei den Südflawen und Russen wurde.

Schon das Wort Slowake, slowakisch ist nur eine Dublette für Slawe, ähnlich wie Slowene, slowenisch; heute ist der Sprachgebrauch dieser: Slovan Slawe, slovanský slawisch, Slovák Slowake, slovenský slowakisch, Slovince Slowene, slovinský slowenisch. Diese heutige Bedeutungsunterscheidung ist aber erst ein Ergebnis der jüngsten Zeit ²⁾.

¹⁾ Der tschechoslowakische Staat, der aus zwei, politisch jahrhundertlang getrennten Gebieten hervorging, deren Vereinigung auch in der österreichisch-ungarischen Monarchie lose genug war, führt in seiner offiziellen Bezeichnung die Namen der beiden slawischen Hauptstämme, deren Angehörige den Kern des Staates bilden.

²⁾ Ubrigens wurde von der älteren Zeit (Rosmas) bis ins 19. Jhdt. (Kollár) slovanský und slovenský (als slawisch) auch für das Tschechische verwendet; slovenský wird wieder häufig genug für slawisch gebraucht; slovanský ist ebensooft nur als slowakisch zu fassen. Endlich entwickelt sich im 18. Jhdt. der Begriff tschechoslowakisch und slowakotschechisch — bohemo-slavicus — böhmisch-slawisch —, der von Tschechen und Slowaken bis ins 19. Jhdt. gleichmäßig gebraucht wird, ja selbst bei Anderssprachigen Verwendung findet.

In den älteren Geschichtsquellen, die hier in Betracht kommen, begegnen wir der Benennung Slawen oder Tschechen, höchstens mit dem geographischen Begriff ungarisch eingeschränkt. In den ältesten Zeugnissen bezeichnet das Wort *Slovák*, häufig in der Deminutivform *Slovaček* u. ä., die jenes Grundwort voraussetzt, vielmehr immer einen Familiennamen. Möglicherweise dürfen wir um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts bei Viktorin von Bšehrd, bei Konáč und im Wörterbuch Lactifer schon an einen Gebrauch des Wortes im heutigen Sinne denken. Sonst aber deckt sich dann im 16., 17. und 18. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts der Begriff wieder mit dem Gemeinbegriff Slawe, daher naturgemäß auch in den anderssprachigen Quellen der Zeit, so bei Henselius „*Synopsis universae philologiae*“ (Nürnberg 1741) und in seinen spezifisch slawistischen Büchern, bei Xirer „*Hermannus slavicus*“ (Göttingen 1768) und in der französischen Enzyklopädie von 1772, seit dem 17. Jahrhundert übrigens häufig auch schon mit der etymologisierenden Ableitung von *sláva*.

Auch bei den Historikern des ehemaligen Ungarn finden wir noch kaum Ansätze zum Gebrauch des Wortes Slowake im heutigen Sinne; die Slawen sind identisch mit den Böhmen, daneben begegnet uns auch die Bezeichnung windisch bei Deutschen. Noch 1785 identifizieren Hrdlička und der Historiker Johann Samuel Klein Böhmen und Slowaken in Oberungarn, aber sie sprechen auch schon im heutigen Sinne vom Slowakischen und Windischen; in ersterem Sinne äußert sich auch Čaplovič „*Topographisch-statistisches Archiv des Königreiches Ungarn*“ 1821, wobei er aber schon eine mundartliche Gliederung des Slowakischen unter dem Einfluß des Tschechischen, Altschechischen, Polnischen, Ruthenischen, Deutschen und Magyarischen versucht. Vajza trennt 1813 und 1820 in seiner Übersetzung aus der Hl. Schrift zwar Tschechoslowaken und Ungaroslowaken, doch nur in politischem Sinne. Ebenso schreibt noch Szeberinyi an den Grafen Jay 1841 nur aus politischen Opportunitätsrücksichten von ungarischen Slawen, ebenso kennen Rosák und Jordans Jahrbücher von 1843 nur Čechoslawen „*Czechoslowenen*“.

Tschechisch und Slowakisch sind noch identische Begriffe, ob es sich schon um Lehrbücher oder Literaturgeschichte handelt. Nebenbei entwickelt sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts die oben angeführte Bezeichnung Tschechoslowakisch und Slowakotschechisch, so in Konstantijs „*Grammatica linguae boemicae*“ (Prag 1715) bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, da Kollár in den „*Národné zpievanky*“ 1835 ein Gedicht „*Reč československá*“ veröffentlicht, wohl sein eigenes Erzeugnis. Die dichterischen Beiträge der Slowaken in den „*Květy*“ erscheinen als tschechoslowakisch, ebenso nennen sich alle Anhänger Štúr's bis zur Trennung. Auch im Ausland ist die gleiche Bezeichnung gang und gäbe. Identisch damit ist der Ausdruck slowakotschechisch und slawotschechisch, so auch in Südslawien *slavočeský* und *českoslovački*.

Die erste strenge Scheidung führt der katholische Priester Anton Bernolák schon in seiner „*Etymologia vocum slavicarum*“ 1791 durch. Auf evangelischer Seite scheidet Samuel Kollár 1824 und 1829 zuerst Tschechen und Slo-

waken. Sonst soll aber auf evangelischer Seite die Bezeichnung Tschechoslawen oder Slawotschehen offenkundig noch die Zusammengehörigkeit betonen. Erst von Štúr an steht dann die begriffliche Selbständigkeit des Wortes Slowake fest, obzwar auch noch Hviezdoslav und Hurban-Bajanský in ihren Gedichten den Begriff Slowake für Slawe verwenden.

Ebenso hat der geographische Begriff Slowakei (Slovensko) erst in der neuesten Zeit seit dem Umsturz Bürgerrecht errungen, da früher vor allem aus politischen Rücksichten diese landschaftliche Bezeichnung verpönt war, um nur nicht an die Einheit des Königreiches Ungarn zu rühren. Štúrs Anstrengung, eine Anerkennung dieses Begriffes durchzusetzen, scheiterte ebenso wie die des Memorandums von 1861. In älteren Geschichtswerken finden wir wohl vereinzelt eine dunkle Erinnerung, daß diesem Teile Ungarns, etwa Oberungarn, oder auch dem slowakischen Lande, eine gewisse Sonderstellung zukomme, besonders vom 14. Jahrhundert angefangen. Dobrovský verwendet in seinem „Ausführlichen Lehrgebäude“ 1809 die Bezeichnung Slowakei in dem uns heute geläufigen Umfang. Aber wenn dann Valkovič in seinem Wörterbuch 1821 von der Slowakei und dem Slowakenlande spricht, ist das eine vereinzelt Erscheinung, da um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts dieser Begriff für Slavonien gebraucht wird, eine Mengerei, die von Vernolák's Wörterbuch 1825/27 bis zu Štúr anhält. Erst von ihm und seinen Anhängern ist dann die Scheidung Slovensko für Slowakei und Slovansko für slawisches Gebiet überhaupt durchgeführt. Sicher hat zu dieser Vermengung seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts auch der romantische Begriff des Slaventums, der dann in der Sláva Kollárs gipfelt, viel beigetragen.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß gerade auf religiösem Gebiete das Bewußtsein der tschechoslowakischen Wechselseitigkeit tiefe Wurzeln schlug. Seit Hus, Jiztra von Brandeis, dem Führer der Hussiten in Ober- und Westungarn, und den Böhmischn Brüdern vornehmlich seit der Schlacht auf dem Weißen Berge ist dieses Bewußtsein kräftig und deutlich ausgebildet. Komenský wendet sich in seinem Racional 1659 an die in der Heimat Zurückgebliebenen und zählt zur Heimat auch die Brüdergemeinden in der Slowakei. Und so wird dann die völkische und sprachliche Zusammengehörigkeit immer wieder hervorgehoben, bis dann das politische Moment der magyarischen Zugehörigkeit in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts immer stärker hervortritt, das dann freilich auch eine Loslösung von dem übrigen Slaventum befürchten läßt. Aber noch 1848 schreibt der slowakische Nationalrat in seinem Flugblatte aus Wien von dem einzigen Volke der Tschechen, Mährern und Slowaken.

Wir dürfen uns also nicht wundern, daß gerade infolge der Führung seit den Tagen der Reformation das gesamte Schrifttum auch auf dem Boden der Slowakei durchaus tschechisch ist. Slowazismen sind wohl ab und zu vorhanden, aber sie verwischen nicht den Eindruck des rein Tschechischen. Auch tschechische Bücher sind in der Slowakei verbreitet, zumal seit dem Tag der Wiedererweckung.

Außerst vorsichtig sind also Äußerungen von einem slowakischen Nationalbewußtsein aufzufassen. Man pflegt im allgemeinen den Zeitpunkt der Er-

wendung des völkisch bewußten Denkens knapp an Vernolák heranzurücken³⁾. Die Geschichtsforschung hat, vom Beginn des 19. Jahrhunderts angefangen, auf die Beziehungen zwischen Tschechen und Slowaken besonders seit den Tagen der Reformation hingewiesen, die aber schon mit Hus, nicht erst mit Luther bedeutungsvoll wird. Ja man ging bis auf die Gemeinschaft im Großmährischen Reich zurück, wie sie vor allem Johann Hollý in romantischem Sinne verarbeitete, die dann 1863 zur cyrillo-methodeischen Idee führte. Erst durch Štúr wurde dann diese alte Tradition einer alten Gemeinschaft unterbrochen, der so in der neuen ungarisch-magyarischen gesamtstaatlichen Idee leichter unterzuschlüpfen zu können vermeinte. Da nach dem Falle des Großmährischen Reiches die Slowakei, abgesehen von einer vorübergehenden Zugehörigkeit zum tschechischen, polnischen und türkischen Staate, ununterbrochen zu Ungarn gehörte, ging auch älteren bewußten Slowaken der Begriff Ungarn über den der Slowakei. Selbst Dobrovský bezeichnet sich noch als Ungarn. Trotz der zentralistischen, germanisatorischen Bestrebungen Josefs II. gewannen die Magyaren unter dem Adel und der Intelligenz an Boden und so wurde das Magyarische bald auch sogar verbindlicher Unterrichtsgegenstand. Nicht einmal vor der evangelischen Kirche, in der die Volkssprache gilt, machten die Unifitationsbestrebungen halt (besonders mühte sich in dieser Beziehung Graf Jay), aber hier beharrten die Slowaken auf dem Rechte der Muttersprache.

Und schon beginnt auch der direkte Kampf um die Erhaltung des Slawentums auf magyarischem Boden. Als 1840 unter Führung Professor Hlaváčeks Leutschauer Studenten die volksbewußte Sitfenka herausgaben, wittert man dahinter schon Panlawismus. Graf Jay beweist in seinem „Circularre an die vier Superintendenten“ die Vorteile der Magyarisierung für den Protestantismus und legt die Überflüssigkeit des slawischen Studiums in seinem „Schreiben an die Professoren zu Leutschau“ dar; nur das magyarische Vaterland kann groß und glücklich sein. Daraus entwickelte sich dann eine ganze lange Fehde, wobei die Streitschriften größtenteils deutsch erschienen, um ein größeres Forum zu gewinnen. Einen unerwartet weiten Blick verrät Graf Leo Thun „Die Stellung der Slowaken in Ungarn“ (Prag 1843), da er schon die wechselseitige Bedeutung von Tschechen und Slowaken füreinander erkennt. Ob die vielen Flugblätter über Österreich und Ungarn den Slowaken tatsächlich halfen, ist heute schwer zu beurteilen. Graf Schirring „Der Panlawismus“ (Revue österr. Zustände II 1843) und „Böhmens Zukunft“ 1847 argwöhnt bereits die Neugründung eines mitteleuropäischen Reiches, das Böhmen, Mähren und Nordungarn umfaßt, und empfiehlt an Stelle der Germanisierung und Magyarisie-

³⁾ Es ist kaum angängig, von einem stärker entwickelten Volksbewußtsein in vergangenen Jahrhunderten zu sprechen; man wüßte denn vereinzelte Erscheinungen hierherzählen wie gegen den Ausgang des 14. Jahrhunderts der Sieg der Silleiner Slowaken in der Gemeindevertretung, wo die Hälfte Deutsche, die Hälfte Slowaken gewählt werden müssen, der sich ähnlich am Beginn des 17. Jahrhunderts, also rund 250 Jahre später, in Krupina wiederholt. Aber sonst nahm man die Magyarisierung der geographischen Namen lange vor Mathias Bél ruhig hin, da man in gebildeten Kreisen lieber lateinisch sprach.

rung die Gründung einer slawischen Gesamtmonarchie mit den Tschechen an der Spitze.

Daß wir von einem literarischen Gebrauch des Slowakischen vor Vernolák bzw. vor Štúr nicht reden können, wurde bereits festgestellt, da Listen und andere ältere Denkmäler nur Slowazismen, sonst aber durchaus tschechisches Gepräge aufweisen. Solche Abweichungen werden daher immer nur als mundartliche Färbung gewertet, wobei das Slowakische immer als ein Teil des Tschechischen gilt. Älteste andeutungsweise Spuren erfaßt Vlahoslav in seiner „Tschechischen Grammatik“ 1571 fester: keine Erweichung des r, erweichendes e nach b, n, m, t, als Präposition beim Instrumental z für s, robiti für dělati; ihm erscheinen auch die Süslawen als zugehörig zu dieser Mundart, obwohl er auch wieder die ungarischen Slowaken von denen an der Drau scheidet; slowakisch ist ihm mit slawisch identisch. Sicherer ist schon das Gefühl des geborenen Slowaken Lorenz Benedikti von Mudožer, des Rektors der Deutschbroder Schule, der freilich in seiner lateinisch geschriebenen „Böhmischen Grammatik“ 1603 den Mangel der Ausbildung in der heimischen Sprache bei den Landsleuten bitter empfindet, da man lieber lateinisch spricht, und zu regem Studium des Tschechischen aneifert. Als unterscheidende Merkmale führt er an: für ú -ú und au (in Böhmen nur au), Mangel des erweichten ř, bei den Tschechen Mangel des erweichten l' und den Pl Ntr: tyto. So gehen die tastenden Versuche weiter, die Eigenheiten des Slowakischen lautlich, formell und legalistisch zu erfassen, bis etwa auf Dobrovský, der zwar diese Merkmale anerkennt, aber das Slowakische doch nur als Varietät der böhmischen Sprache gelten läßt. Ribay rückt es näher zum Kroatischen, vor allem wegen der 1. Pl. Sg. -em; auch betont er die Nichterweichung des r und den älteren Charakter des Slowakischen, wodurch es dem Alttschechischen weit nähersteht. Aber die landschaftlichen Verschiedenheiten sind ihm ein Hindernis für die Ausbildung einer Schriftsprache. Bezeichnend ist sein Wort, daß die Erlernung der tschechischen Schriftsprache dem Slowaken keine größeren Schwierigkeiten bereiten kann als dem Schweizer Bauern die Erlernung der hochdeutschen Sprache. Zusammenfassend finden wir immerhin nur mundartliche Merkmale festgestellt.

Da erschien von Josef Ignaz Bajza, dem späteren Preßburger Kanonikus, 1783 und 1785 in slowakischer Sprache „René mládenca prihody a skusenosti“ mit folgenden lautlichen Unterschieden gegenüber dem Tschechischen: kein ř, kein Umlaut, kein ej, erweichendes e, Vertauschung von s und z, pre für pro, čo für co, Bezeichnung der Erweichung auch vor i. In seiner Begründung im „Právo o zivění faráruov“ werden die Ungaro-Slowaken von den Austro-Tschechen scharf getrennt, das Slowakische ist die Mutter oder Schwester des Tschechischen. Er sah zum erstenmal im Tschechischen der Protestanten eine Schädigung des Slowakischen. Nach dichterischen Versuchen milderte er freilich später seinen schroff ablehnenden Standpunkt in der Überzeugung, daß das Tschechische und Slowakische eine Wurzel haben.

Weit kühner war der Schritt Anton Vernoláks, der als katholischer Priester die neu aufgekommene Aufklärung ablehnte, was, auf seine heimat-

lichen Verhältnisse angewendet, eine Ablehnung der Germanisierung zugunsten der Magyarisierung bedeutete. Die Tyrnauer Theologen — Bernolák, aus der Arwa gebürtig, hatte in Rosenberg, Tyrnau, Gran und Preßburg studiert — suchten für ihre Predigten in der slowatikanischen Volkssprache selbst Material, da sich Aufklärung und Protestantismus für sie deckten. Wenn das Lateinische schon abgetan ist und das Magyarische für die Verständigung mit dem Volke nicht ausreicht, kann man doch wenigstens auf heimischem Boden bleiben. So gab er 1787 mit Anton Kubicza die *Dissertatio philologico-critica de literis Slavorum* . . . heraus, wo das in Ungarn gesprochene Slavische im Brennpunkt der Erörterung steht, was ihm Ribays Lob einträgt (Brief an Dobrovský 3. Sept. 1787); aber der Wiener Professor Valentin Zlobický fürchtet schon die Entstehung eines „ganz anderen schriftlichen Dialektes“ (an Dobrovský 15. November 1787); Dobrovský selbst hält die Dissertation keiner Antwort wert. Aber schon bereitet Bernolák die Gründung einer literarisch gelehrten Gesellschaft und eine Grammatik vor. Durch seine „*Grammatica slavica*“ 1790 will er dem Mangel einer heimischen Grammatik abhelfen. Weil die meisten Drucke von Westslowaken stammten, richtete auch er sich nach dem Westslowatischen. Nach phonetischem Grundsatz schrieb er kv (q), ks (x), bezeichnete die Erweichung (č, l', ň, ř, ž, š, ž), tilgte ě, schrieb gemäß der Aussprache u (für ou), ó (für uo), tilgte ř, y, den Umlaut, schrieb é für ie (diel für diel), doch blieb er im Wortschatz und in der Phraseologie der Bibelsprache treu; bei der Schreibung ó gab er alttschechische Schreibung zu. Sahen die slowatikanischen Evangelischen darin nur Verstöße und Fehler, so ahnte Dobrovský darin schon die Bedrohung der einheitlichen Schriftsprache (an Ribay 16. August 1797).

Bernolák arbeitete an seinem System weiter: 1791 *Etymologia vocum slavicarum*, wobei jedoch reichlich auch tschechische Wörter als slowatische Idiotismen angesprochen wurden. Wegen des Aufsehens, das das Werk erregte, wurde der Ceflefer Pfarrer als bischöflicher Sekretär nach Tyrnau berufen. Seine „Slowatische gelehrte Gesellschaft“ (učené slovenské tovarystvo) bildete ein Gegengewicht gegen die tschechische „Königl. gelehrte Gesellschaft“. Obzwar sie auch religiöse Literatur herausgab, nahm sie doch auch Evangelische als Mitglieder auf. Bayza freilich war wegen seiner Eigenwilligkeit abgetan. Von katholischer Seite gab es freudige Zustimmung, auch eine deutsche Ausgabe der Grammatik erschien in Ofen 1817 unter starker Betonung der Beziehungen zum Magyarischen, während das Tschechische totgeschwiegen wurde. Unter den Ergänzungen war sogar ein slowatisch-deutsches Wörterbuch. Bernoláks Wörterbuch selbst erschien erst 20 Jahre nach seinem Tode in der Ofener königl. Univ.-Druckerei 1825/27 in 6 Teilen: *Slowár slowenski česko — latinsko — německo — uherski*. Die Ausgabe erfolgte in 5 Sprachen, damit die Slowaken auch magyarisch lernen können, so daß Ungarn dann bald magyarisch sein werde. Bernolák verlangt keine Berücksichtigung einer landschaftlichen Mundart, sondern eine Verbesserung der Sprache nach der allgemeinen Gewohnheit der Gebildeten. Die Betonung der Loslösung vom Tschechischen erweckt den Anschein, als ob es dem Katholiken, der sich mit der Verdrängung des Lateinischen durch

das Magyarische abgefunden hat, um eine Stärkung des Magyarischen ginge. Der Pfarrer Georg Fándly erweitert dann den Gedanken der sprachlichen und völkischen Selbständigkeit am nachdrücklichsten, während der frühere Paulaner Anton Kubovič gegen diese Neuerungen in seinem Anti-Fándly 1789 entschieden Stellung nimmt. Wieder antwortet Fándly in einer kleinen Flugschrift, wobei seine Verteidigung des Slowakischen auf schwachen Füßen steht, da er Tschechisch, Mährisch, Hannakisch und Slowakisch als gleichwertig hinstellt, also offenkundig eine Verwirrung des Begriffes Mundart verschuldet. Starkes völkisches Bewußtsein offenbaren dagegen seine volkstümlichen Schriften: 1792 Hospodár, 1793 Zelinkár, in denen er auf die weltgeschichtliche Stellung des Slaven hinweist, den er wieder mit dem Slowaken indentifiziert. Diese starke Betonung der Erweckung der Volksseele hebt Fándly auch über die übrigen Anhänger Bernoláks hoch empor, die nur kirchliche oder höchstens wirtschaftliche Rücksichten im Auge haben. Da aber der Inhalt der neuen Form fehlte — erst ein halbes Jahrhundert später sang der Dichter Holly —, erfüllte sich Fándlys Traum von der europäischen Gleichberechtigung des Slowakischen zunächst noch nicht.

Durch Dobrovštýs Einfluß vornehmlich auf Nibay und Palkovič blieben wenigstens die Evangelischen vorläufig der Einheit treu. In seinem „Lehrgebäude der böhmischen Sprache“ 1809 (und 1819) gehört der Slowake mit den Tschechen zusammen, wie das Slowakische mit dem Tschechischen; wir können auch sagen: die größere Einheit ist das Tschechische, das Slowakische ist untergeordnet. In der „Geschichte der böhmischen Sprache...“ (1818) reiht er freilich bei der Zweiteilung des Slawischen nach raz — roz das Slowakische und das Böhmisches zur zweiten Gruppe, wie er schon im „Slawin“ 1806 beide Völker nebeneinandergestellt hatte und wie er das auch noch in seiner Einteilung der Slawen in den „Institutiones linguae slavicae dialecti veteris“ 1822 tut. Er läßt aber doch grundsätzlich das Slowakische mit dem Altböhmischen zu einer Mundart verschmelzen. Dobrovštý schließen sich dann die späteren Grammatiker an.

Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl zeigt sich deutlich in den gegenseitigen Beziehungen zur Zeit der Aufklärung. Slowakische Besucher werden in Prag brüderlich willkommen geheißen oder gehören zu tschechischen Vereinen wie umgekehrt Tschechen zu slowakischen. Die evangelische Kirchen- und Schulzeitung Samuel Ambrozys bemängelt alle slowakischen Dialektausdrücke. Bücher werden in reinem Tschechisch geschrieben, mögen sie auch mit dem Volke und Kindern rechnen; ebenso bezeugt die Verbreitung tschechischer Bücher in den breiten Volksschichten das Verständnis der Sprache. In der amtlichen Sprache zeigt sich freilich seit Bernolák eine Verstärkung des slowakischen Charakters.

Aber auch planmäßig arbeiteten die Evangelischen Bernolák entgegen; hieher zählen literarische Vereine und vor allem die Preßburger „Anstalt der tschech-slowakischen Sprache und Literatur“ (ústav řeči a literatury československé), die ein Gegenstück zu Bernoláks „Gesellschaft“ bilden sollte, unter dem Schlagworte der Gemeinsamkeit mit den Tschechen. Gegenstand sollte das slowakische Volk in Ungarn nach Geschichte, Geographie, Ortsnamen, Altertümern, Volks-

kunde, Folklore und Literatur sein, wie das Ribay programmatisch festlegte. Die Kraft des Leiters Palkovič reichte aber bei weitem nicht zur Ausfüllung seiner verantwortungsvollen Stelle trotz aller begeisterten Kundgebungen bei seiner Ernennung. So hörte Kollár während seines 5jährigen Preßburger Aufenthaltes nicht eine Vorlesung über tschechische Sprache und Literatur. Aber auch wenn Palkovič las, war er nicht der Mann, die Jugend zu erwärmen, die denn bald einen Selbstbildungsverein gründete und endlich die Vertretung des Lehrstuhls durch Stür erreichte. Da jedoch dieser die Jugend zu begeistern verstand, mißfiel diese Entzündung des Volksbewußtseins in jugendlichen Köpfen so, daß er 1843 entlassen und die Anstalt in Untersuchung gezogen wurde — trotz aller Proteste im Konvent und von seiten der Studenten. In Hinkunft durfte nur mehr die Bibelsprache gelehrt werden. Trotzdem erwarb sich Palkovič unstreitig das Verdienst, die Einheit mit dem Tschechischen aufrecht erhalten zu haben auch durch seine „Wochenschrift oder k. k. Nationalzeitung“ 1812—1818 (Týdenník aneb Cýsařské královské Národní Noviny) und die freilich unregelmäßig erscheinende „Tatránka“, da er als heimatliche Sprache das Tschechoslowakische ansieht. Nur die Bereicherung der Sprache mit Slowakischen Wörtern für unverständliche tschechische gibt er zu, sonst lehnt er jede Spaltung ab. Auch in seiner literarischen Wirksamkeit tritt er für dieses Slowakische ein, das die Bibelsprache ist. In seinem „Böhmisch-deutsch-lateinischen Wörterbuch“ (1820/21) finden sich zwar slowakische und mährische Idiotika, die er aber nur als Provinzialismen gelten läßt.

Die gleiche Gesinnung in bezug auf das Tschechische zeigt sich bei Tablic, wenn er das Tschechische als Muttersprache bezeichnet, Tschechen und Slowaken als ein Volk erklärt; auch dichterisch bewegt er sich mit den Tschechen als Mitglied der Dichtergesellschaft Puchmayerš in anatreontischen Formen. Zur Zeit der Romantik war freilich gerade die Stellung Safáříkš und Kolláráš, die oft genug in der Beurteilung des Slowakischen schwankten, keine Stütze für ein entschiedenes Verschmelzen mit dem Tschechischen.

Dagegen wurde der Pester Rechnungsrat Martin Hamuljáť ein neuer Kämpfer für Vernolák. Zur Zeit, da Jungmann und Safáříť von einem Niedergang der tschechischen Literatur sprechen, sieht er das Heil in der slowakischen Volkssprache, wenn er auch noch für die tschechoslowakische Einheit ist. Von der Herausgabe einer slowakischen Zeitung hält ihn Palkovič ab, da er das Unternehmen für verfrüht erklärt. So gründet er in Pest 1834 den „Verein der Liebhaber der slowakischen Sprache und Literatur“, an dessen Spitze Kollár gewählt wird; auch ein Almanach „Zora“ erscheint 1835, 1836, 1839 und 1840 mit Beiträgen von Katholiken und Protestanten in dem Slowakisch Vernolákš und in der Bibelsprache. Das Programm ist von dem romantischen Aufschwung Kolláráš merklich beeinflusst. Hamuljáť ist zwar noch immer für die Einheit, aber auch schon für eine Verbesserung Vernolákš, die dann Michael Godra formulierte und die den Tschechen entgegenkam; Safáříť nahm aber nur die Änderungen j für g, i für j, ú für au in seinen Antrag über die tschechische Orthographie (ČCM 1843) auf. Nach der entschiedenen Schwengung der Stüristen ließ

auch Hamuljät von seinem versöhnlichen Standpunkt ab, da er übrigens seit Hollýs dichterischen Erfolgen auch von der dichterischen Kraft des Slowakischen überzeugt war. Seine anderen Hoffnungen trogen ihn aber, doch kam nach seinem Tode seine wertvolle Bibliothek nach dem Turotscher St. Martin.

Eine neue Gefahr drohte — übrigens auch dem Slowakischen — durch die konstruierte allslawische Sprache des Arwaer Advokaten Herkel „Elementa universalis linguae slavicae“ (1826), dessen Phantasien von Jungmann und selbst von Kollár als verfrüht abgelehnt wurden. Die ungefähr gleichzeitigen Sonderbestrebungen in Mähren (Biaf und Trnka) dämmte Palackýs scharfe Ablehnung (ČCM III, 352) rechtzeitig ein.

Endlich legte der Protestant Kумы in Ersch-Grubers Enzyklopädie 1822 (XI 202) eine Lanze für das Slowakisch Vernolák ein, dem er Wohlklang und Reichthum nachrühmt, wenn er auch den kulturellen Vorrang des Tschechischen anerkennt. Vor allem war aber die Dichtung Hollýs national und slowakisch in ausgesprochenem Sinne. Trotzdem erfreute er sich auch in Böhmen großer Beliebtheit. Nun mutet es aber wahrhaft tragisch an, daß seine Dichtungen von den Strüßten nach seinem Tode in ihre Sprache umgegossen wurden, so daß also seine und Vernolák's Sprache erledigt war.

Noch glaubten die tschechischen Romantiker, Jungmann an der Spitze, an eine Verschmelzung des Slowakischen mit dem Tschechischen; Palackýs entschiedene Gegnerschaft gegen jede Zersplitterung, worin ihm Sasařik und Kollár zustimmten, bekräftigt den Einheitsgedanken. Sasařik, der geborene Slowake, argumentiert etwa so: Das Slowakische steht dem Tschechischen am nächsten, zeigt aber auch nahe Verührung mit dem Altslawischen und Kroatischen; in seiner früheren Zeit betont er auch die Besonderheiten gegenüber dem Tschechischen, ja er empfiehlt Kollár eine neue sprachliche Aufmachung des Slowakischen. In der „Slawischen Ethnographie“ (Slovanský-Národopis, Prag 1842) ist ihm aber das Tschechische ein Ganzes, das Mundarten wie das Slowakische aufweist, aber nur eine Schriftsprache hat. Die Verteidigung der Einheit ist dann deutlich in den „Stimmen“ („Hlasové“ 1846) mit der entschiedenen Ablehnung der Spaltung Strú's. Ähnlich ist der Standpunkt Kollár's: Vom Slowaken geht der Weg über den Tschechen zum Slawen, wenn er auch wegen des Wohlklanges das Slowakische vielfach vorzieht. Aus dem Gedanken der Einheit heraus wollte er auch die katholische Seite gewinnen, womit seine Parteinahme für Hamuljät und die Vorstandtschaft im Pester Verein begründet erscheint. So erklären sich wohl auch seine Sprachneuerungen und Kompromißformen seit der „Slávy Dcera“, die Jungmann glatt ablehnt. Die slowakischen Schriftsteller beeinflußte er am meisten durch seine Volksliedersammlung (1834/35 „Národní Zpiewanky“). Gerade die starke Zersplitterung des Slowakischen in Mundarten ist ihm ein Hindernis für die Schriftsprache. Das Tschechische, kulturell höher, befruchtet erst das Slowakische und ist auf älterer Stufe mit ihm eins. Auch den Hinweis auf Einigungsbestrebungen bei anderen Völkern verabsäumt er nicht. Sonst aber hat gerade wieder seine romantische Auffassung des Slowaken als Slawen, der Tatra als Wiege des Slawentums den allslawischen Gedanken bei

den Slowaken mächtig gestärkt. Schwärmt er auch von einem einheitlichen Slawentum, so tritt er doch auch wieder für die tschechoslowakische Wechselseitigkeit ein, ja er hält es für leichter, daß 2 Millionen Slowaken tschechisiert, als daß 4 Millionen Tschechomährer slowakisiert würden. Ähnlich klar äußert sich Karl Kuzmány 1836 bei der Herausgabe der belletristischen Zeitschrift „Hronka“, die tschechisch geschrieben werden soll. Diese Schriftsprache ist ihm schon ein ausgleichendes Ergebnis zwischen Mundarten, überflüssig also die landschaftliche neue Sprache Bernoláks. Die Preisgabe des Tschechischen bedeutet einen Verlust von Jahrhunderte alten literarischen Schätzen. Er erklärt slowakische mundartliche Eigenheiten wie auch umgekehrt tschechische, den Slowaken unverständliche Wörter. Die Evangelischen hatten übrigens gelegentlich schon früher Vresche gelegt in das reine Bibeltschechisch bis herauf zu Samuel Chalupka, der zuerst nur das Tschechische den Slowaken verständlicher machen wollte, ohne an eine Trennung zu denken, und doch mag auch dieses Streben jene Spaltung begünstigt haben.

Die hohen Erwartungen, die alle Slowaken in die Gründung der Lehrkanzeln für tschechoslowakische Sprache und Literatur am Preßburger Lyzeum setzten, erfüllten sich bei der unbedeutenden Wirksamkeit ihres Vertreters, Palkovič, der zudem lateinisch las, nicht. In der von Studenten gegründeten gelehrten Gesellschaft wurden S. Chalupka, M. M. Hodža, seit 1831 auch L. Stúr und seit 1837 endlich auch J. M. Hurban die Führer, die bald auch über den Lehrer Macht gewannen. Sie verlangten Vorträge in der Muttersprache, Unterweisung in der neuen Rechtschreibung und in der quantifizierenden, nicht bloß in der akzentuierenden Metrik. Stúr, bald der Vertreter des eigentlichen Lehrers, gewann nunmehr entscheidenden Einfluß auf die Jugend. Die Zeit, in der es in der Jugend ganz Europas gährte, wühlte die jungen Geister mächtig auf. Ein tiefes Sehnen nach vergangener Größe und nach entsprechender Geltung in der Gegenwart erfüllte die jugendlichen Herzen. Klagende Schwermut über versunkene Herrlichkeit löst wilder Haß gegen Unterdrückung und Rechtlosigkeit ab; der von überwältigendem geschichtlichen Geschehen durchtränkte Boden von Preßburgs Umgebung mußte solche überschwengliche Träume reifen lassen. Denkwürdig wurde der Ausflug am 24. April 1836 nach Theben, wo man sich von elegischer Versenkung in die mehr als tausendjährige Vergangenheit des Großmährischen Reiches zu trotzigem Widerstand gegen die Tyrannei der Gegenwart aufraffte. Große Beispiele ruhmvoller Vergangenheit bot aber den jugendlichen Köpfen, die zugleich Dichter waren, auch die tschechische Geschichte. J. M. Hurban kam in seiner Spezialschule für Slowaken 1840 über unfruchtbares Klagen nicht hinaus, das freilich herzbewegend auch die andere Jugend zu Tränen rührte. Auch vom Weltbürgertum erhoffte man Heilung, so daß sich eine reiche Übersetzertätigkeit entfaltete. Doch auch die strenge Wissenschaft wurde nicht vernachlässigt, da man nur so eine harmonische Ausbildung erwarten durfte. Aber alle schriftlichen Belege aus dieser Zeit sind tschechisch. Die tschechische Schriftsprache ist das einigende Band auch für die slowakische Kultur. Auch in öffentlichen Reden zeigt sich die gleiche Gesinnung bei Hodža wie bei

Štúr und Hurbán. Ebenso denken die studentischen Vereine von Prešov bis Preßburg und Pest. Aber den Keim des Zerfalles bot gerade die Romantik, von der Štúr und seine Anhänger durchsättigt waren. Die Arbeit für das Volk führt erst zu der Höhe der Menschheit. Unbegreiflich erscheint also den jungen Schwärmern die Gewalttätigkeit des kleinen Magyarenvolkes, das doch erst recht ein Ausleben der völkischen Individualität begünstigen müßte, zumal Slawen vor Arpad das Land besaßen. Herder und Kollár mit ihrem hohen Begriff von der Sendung des Slawentums verlangten eine starke Kraft, die nur die ganze Slawenwelt bieten konnte. Dazu spornte nun die romantische Schwärmerei von der Altertümllichkeit des Slowakentums, von der Wiege des Slawentums in der Tatra ebenso an, wie das Selbständigwerden der Südslawen. Aber diese Überlegung mußte naturgemäß zur Vorstellung einer gleichwertigen Beiordnung zu den übrigen Slawen führen, mithin das Band mit den Tschechen lockern. Das Heil der Erlösung erwartete man von den Russen, die fleißig gelesen und übersetzt wurden; Srezněvskij und Vobjanskij wurden 1838 bei ihrem Besuch in Preßburg und der übrigen Slowakei begeistert aufgenommen, gleich warm bei Katholiken und Protestanten; Hollý war bis zu Tränen ergriffen, daß er einen Russen umarmen konnte. Durch die Russen wurde auch die Aufmerksamkeit auf die ungarischen Russinen (Ruthenen) gelenkt. Weit kühler war schon das Verhältnis zu den benachbarten Polen, wohl wegen der Freundschaft zwischen polnischem und magyarischem Adel. Nur vereinzelt interessierten sich die jungen Slowaken auch für die polnische Dichtung.

Die regsten Beziehungen unterhielten aber die Štúristen zu den Südslawen, die auch zahlreich in Preßburg studierten. Ein inneres Verhältnis mußte schon die gleiche Unterdrückung durch die Magyaren bewirken. Der Illyrismus Gays, der übrigens auch an den gebürtigen Slowaken, dem Bischof Šaulík und dem damaligen Agrarminister Rákos, tatkräftige Förderer fand, erweckte in Preßburg Widerhall ⁴⁾.

So befruchtend die Beziehungen zu den Südslawen und Russen wirkten, so lähmend machte sich der magyarische Druck bemerkbar. Das Tschechische war als ausländische, also staatsgefährliche Sprache völlig verpönt. Am deutlichsten erkannte man die Wirkung in den politischen Folgerungen, die den Panlawismus als zerstörendes Element einschätzten. Auf kirchlichem Gebiet griff dann der Kircheninspektor Graf Jay die einzige feste Stellung der Slowaken an, indem er die evangelische Geistlichkeit für eine kalvinisch-protestantische Union gewinnen wollte, um so der hussitischen Tradition den Garauß zu machen. Magyaren und Magyarophile wurden jetzt das Schreckgespenst für volksbewußte Slowaken wie für andere Slawen. Die Einführung des Magyarischen an Stelle der lateinischen Amtssprache wird von Štúr im magyarischen Sprachgebiet ruhig zu-

⁴⁾ Auffällig erscheint in einem Antwortschreiben Hurbáns an Gay (10. Oktober 1837) die Bemerkung, daß hier (in Preßburg) noch „bisher“ die tschechoslowakische Grammatik vorgetragen werde, obzwar derselbe Hurbán noch 1842/3 in seinem Aufsatz „Über das nationale und literarische Leben der Slowaken“, später 1844 auch in den Slawischen Jahrbüchern II 15 abgedruckt, im „Kolo“ gegen die Spaltung Bernoláks für das Festhalten am Tschechischen eintritt.

gestanden, aber für das slowakische Gebiet wird ebenfalls die Volkssprache verlangt. Doch auch die Beziehungen zu Böhmen und Mähren sollen fort dauern. Als Rußland zugunsten der bedrohten Habsburgerdynastie mit bewaffneter Hand in Ungarn eingriff, dachte es nicht im entferntesten an einen Schutz der vergewaltigten Slowaken. Der Panlawismus blieb also ein problematisches Phantom, real konnte nur die Einheit mit den Tschechen helfen. Auch das galt schon als Hochverrat, weil es ein Verband über die Grenzen hinaus war. Den Slowaken blieb also nur die Hoffnung auf die Dynastie, zu der sie treu standen trotz ihrer erschütterten Stellung.

Aber damit begann schon wieder das neuerliche Schwanken zwischen dem Tschechoslowakischen und dem Reinslowakischen. Der bei der Schwäche Wiens unausweichliche Kampf erforderte starke Mittel, die Massenwirkung übten. Dazu mochte taktisch auch das Slowakische gerechnet werden. Es war ein Bindeglied mit den Katholiken, die $\frac{4}{5}$ der Bevölkerung ausmachten, dann auch noch mit dem heimischen Adel und mußte politisch besänftigend wirken, wenn man die kulturellen Beziehungen zum Ausland, den Tschechen, abbrach. Schon gab es eine Annäherung an die katholischen Slowaken, wenn die Stüristen bereits Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre Hollý als heimischen Dichter begeistert priesen, da er das Vaterland zu neuem Leben erweckte.

Der Prozeß gegen Stúr als Leiter der Preßburger „Anstalt für tschechoslowakische Sprache und Literatur“ wegen Panlawismus dauerte von Mitte Juni bis in den Herbst 1843 hinein, bis endlich im Dezember Stúrs Entlassung amtlich bestätigt wurde. Trotz aller Kundgebungen der Studenten blieb die Absetzung bestehen, ja die Studenten selbst mußten sich zerstreuen, freilich nicht zum Schaden der nationalen Idee, die sie jetzt als um so treuere Jünger überallhin verpflanzten, da sie von ihrem Lehrer geradezu fasziniert waren. So gewann hier wie immer und überall wieder eine neue Idee die Jugend und damit war ihr Sieg sicher.

Wann die Entscheidung für die selbständige slowakische Schriftsprache bei Stúr und seinen Anhängern fiel, ist nicht sicher auszumachen. 1842 scheinen sie noch am Tschechischen festzuhalten, erst zu Beginn des Jahres 1843 traten sie für das selbständige Slowakische ein. Bei Stúr ist eine Revision in mehrfacher Hinsicht festzustellen. Noch während seiner Halle'schen Studien war er durchaus Demokrat, aber Jonas Záborský, der 1839 dort mit ihm studierte, legte ihm die Mitarbeit der Geistlichkeit und des Adels ans Herz, die beide die breiten Massen nach sich ziehen. So näherte sich Stúr nach seiner Rückkehr aus Halle tatsächlich dem Adel, in dem auch Sasařik zusammen mit den höheren Schichten das eigentliche Volk in Ungarn erkannte. Auch in der Philosophie ging er über Hegel hinaus, da er durch die Slawen eine neue Idee reifen sah: das Gute. Der Panlawismus war ihm jetzt nur soweit wertvoll, als die Berufung der Slowaken in Betracht kam. Wie nach Francisci Gays Illyriismus infolge der Vereinigung dreier Völker unhaltbar ist, so wird das auch mit dem Tschechoslowakischen der Fall sein, da die Slowaken ein selbständiger Stamm sind. Ähnlich will auch Stúr nur den Begriff des Slawentums, keineswegs den Illyriismus gelten lassen.

In Briefen aus dem Beginn des Jahres 1843 stoßen wir schon auf den Begriff der selbständigen slowakischen Sprache, auf die Unabhängigkeit von den Tschechen; ist doch die Sprache der untrüglichsste Ausdruck der Volksindividualität. Im Herbst bringt bereits die „Volkstümliche Unterhaltung“ (Prostonárodní zábavník) Erzeugnisse des Volkes (Lieder, Erzählungen, Sprichwörter, Rätsel, Gebräuche usw.) in slowakischer Sprache, ebenso der zweite Teil im Februar 1843 und vollends der dritte 1844, wo auch schon das tschechische Titelblatt fehlt. Štúr bereitet inzwischen im stillen eine tief schürfende Abhandlung über die Notwendigkeit der slowakischen Schriftsprache vor. Auch der schwankende Hurban, der schon früher die slowakische Individualität betont hatte, wenn auch noch seine „Nitra“ 1842 tschechisch erschien, war im Februar 1843 für die Sache gewonnen. Seine Gründe sind das vergebliche Bemühen der slowakischen evangelischen Geistlichen, das Tschechische zu meistern, der Hinweis auf die magyarischen Verdächtigungen, die Unterstützung des Adels und der Geistlichkeit, bis er endlich im Herbst 1843 auch auf die Besonderheit des slowakischen Stammes — ganz im Sinne Štúrs — hinweist. Durch die Einladung an Hollý, einen Beitrag für die „Nitra“ im Oktober 1843 zu leisten, riß er auch die Schranken zwischen Katholiken und Protestanten nieder. Die „Nitra“ wurde denn auch rasch genug 1844 in slowakischer Sprache zugelassen. Die Herausgabe in slowakischer Sprache wird ausführlich begründet: Das Tschechische war schwer verständlich, der Adel hielt sich abseits, die Katholiken lasen die neue tschechische Schrift nicht und die Evangelischen schrieben wegen der Schwierigkeit des Tschechischen nichts. Vernolák's Sprache war aber nicht die Sprache der Tatra-Slowaken, das Slowakische war so nur ein Anhängsel des Tschechischen auch in der Literatur. Die Zustimmungskundgebungen mehrten sich auf allen Seiten unter den slowakischen Schriftstellern, die Gedanken blieben im großen ganzen immer wieder dieselben. Hodža beharrte in seiner Zurückhaltung, da ihm 1836 die nüchterne verstandesmäßige Überlegung genug Gründe für die alte Einheit eingab. Aber auch bei ihm verfieng jetzt der Grund von der Stammesindividualität. Kollár verstand den Ausbruch der Bewegung aus inneren Gründen, weil die Tschechen auf die literarischen Erzeugnisse der Slowaken, zumal der Protestanten, wenig Rücksicht nehmen. Und so ahnte man überall das Aufkommen der neuen slowakischen Schriftsprache, meist mit vielen Hoffnungen für das neu erwachte Selbstbewußtsein der Slowaken. Im Sommer 1844 kamen in Hluboká bei Hurban Štúr, Hodža, Kuzmány und Závodník zusammen und beschloßen die Gründung eines Vereins zur Herausgabe bildender slowakischer Bücher, auch Hollý gab freudig seine Zustimmung und so wurde am 27. August 1844 in St. Nikolaus in der Liptau der slowakische Verein „Tatrin“ gegründet, um das slowakische Leben ohne Rücksicht auf Religion und Stand zu wecken. Noch verlangte Hodža ein freundschaftliches Verhältnis zu den Tschechen. Der Erfolg war durchschlagend, fast die ganze kulturell zu wertende Slowakei trat bei, selbst Frauen, neu gebildete literarische Vereinigungen stützten ihn.

Es kam nun ganz darauf an, wie Štúr seine neue Zeitung schreiben werde, deren Notwendigkeit bereits Jahre hindurch anerkannt war. Zay hatte schon

1840 Hodža ein solches Ansuchen als slawisches Unternehmen rundweg abgelehnt. So suchte man jetzt überall Fürsprache. Noch im Winter 1842 reichte Stúr um die Bewilligung ein und wiederholte das Ansuchen am 14. Oktober desselben Jahres. Kollár empfahl, sich nach Wien zu wenden. Auch der Adel setzte sich ein. Im März 1843 ging das Gesuch zum viertenmal ab mit der Unterschrift von 148 Adeligen, 43 Priestern, Superintendenten und Stuhlbeamten. Aber auch dieses Gesuch wurde vom Palatin abgelehnt, weil es dem Sinne der Staatsprache zuwiderlaufe, diese Sprache nicht gesprochen werde und das slowakische Volk dadurch nur aufgehetzt würde. Eine Berufung der unermülichen Kämpfer Kollárs, Čaplovič und Stúrs wurde in der Kabinettskanzlei vom Minister Grafen Kolovrat und dem Kroaten Klobučarič unterstützt. Eine Erkundigung nach Stúrs Charakter Ende November 1843 war sicher nur noch ein Schachzug der Magyaren hinter den Kulissen, die das Unternehmen als Politikum zu hintertreiben suchten. Stúr entschied sich nun im Juli 1843 über allgemeines Verlangen für die slowakische Sprache und das half ihm denn auch im Jahre 1844, da die Referenten, darunter Regierungsrat Ferstl, gerade den Hinweis auf das Slowakische als Gegengewicht gegen das Tschechische und Illyrische ohne jegliche Bedrohung des Magyarischen unterstrichen, so daß über Empfehlung des Grafen Sedlnický der Kaiser am 15. Januar 1845 die „Slowakische Nationalzeitung“ (Slovenskije Národnje Novini) bewilligte. Noch wurde von der ungarischen Regierung die Bewilligung zurückgehalten, im Juni 1845 war also eine neue Vorsprache notwendig. Katholische Geistliche in Pest waren jetzt eher für die tschechoslowakische Einheit, auch Kollár war jetzt entschieden dafür, Stúr selbst rückte nur vor den intimsten Freunden mit seiner Absicht heraus, sie völlig slowakisch zu schreiben. Auch in der Ankündigung vom 15. Juni 1845 schrieb er noch von dem langen Kampf vor der letzten Entscheidung, die für die eigene heimische Mundart gefallen sei. Die Sprache war die der Gebildeten, dem breiten Volke wohl kaum in allen Ausdrücken verständlich. So gab auch bei diesem Zeitungsunternehmen den Hauptauschlag sicherlich die Politik. Der 1. August 1845, der Tag ihres Erscheinens, war ein allgemeiner Freudentag. Mitarbeiter gab es in Fülle, durchaus gelehrte. Da Stúr den Ernst dieser Trennung voll ermaß, bereitete er den Schritt im stillen jahrelang gut vor.

Eine breitere Begründung bot seine Verlautbarung an die Landsleute (Hlas k rodákum) im Orol Tatranský: Die Slowaken sind ein Stamm mit einer eigenen Mundart. Man muß sich dieser Selbständigkeit bewußt werden. Nach Šafařík gibt es drei Hauptgruppen: die mährisch-slowakische (Trentschin, Neutra, Preßburg), die eigentlich slowakische (Neutra, Trentschin, Tekov, Hont, Turéc, Arva, Zvolen, Liptau, Gemer, Novohrad, Pest) und die polnisch-slowakische (Zips, Šariš); dann folgen wieder nach Šafařík als Hauptmerkmale: 1. a, u (čakat, dušu), 2. a, ä für e (mäso), 3. e für ě (človek, aber de, te, ne = dě, tě, ně), 4. der Instrumental duchom, dobrom, 5. der DatSg ruke, nohe, 6. dz (nudza, medza), 7. r -rj (rjeka, rjad), 8. dobrjeho, 9. dau (dal). Es kommt also dem Altkirchenslawischen nahe und zeigt Wohlklang und Frische. Zur Grundlage muß eine abgerundete Mundart genommen werden.

Durch deren Erhöhung zur Schriftsprache wird nur eine Zersplitterung einge-dämmt. Auch sonst mußte bei einer jeden Schriftsprache eine Mundart die Grundlage abgeben. Eine Mischung dagegen war das Tschechoslowakische. Die Vorgänger Vernolák, Fándly, Ottmayer, Hamuljak bis Holly bildeten einen notwendigen Übergang. Stúr faßt die Unterschiede zwischen Tschechisch und Slowakisch nach Ribay, Dobrovský und hauptsächlich Šafařík zusammen, nimmt die pannonische Theorie Kopitárs, die Ansicht Kollárs und endlich die Grundlage der Vernolákschen Sprache an. Schon mehr ins einzelne geht die Schrift „Narečja slovenskuo alebo proteba písanja v tomto náreči („Die slowakische Mundart oder die Notwendigkeit, in dieser Mundart zu schreiben“) 1846, Hodža und Hurban gewidmet; 1845 hatten die Freunde beschlossen, auch öffentlich und wissenschaftlich das Slowakische zu gebrauchen; nun steht fast alles hinter ihnen, die Älteren zum großen Teil, die Jüngeren völlig, auch Kollár erlahmt in seinem Widerstande. Die Slowaken erwachen jetzt erst, man muß zu ihnen in der Sprache reden, die ihnen verständlich ist. Die Eigenart des Stammes verbürgt geistige Kräfte; man denke nur an die Griechen. Die Slawen zerfallen in 11 Stämme: Großrussen, Kleiner Russen, Bulgaren, Serben, Kroaten, Slowenen, Polen, Tschechen, Oberlausitzer, Niederlausitzer, Slowaken. Wer von ihnen eine reine und unverdorrene Mundart besitzt, möge in ihr schreiben. Wenn aber ein Stamm nur vegetiert, möge er sich dem benachbarten anschließen, so die Bulgaren den Serben, die Slowenen den Kroaten. Aber Kollárs Vorschlag, die Zahl der Mundarten auf vier zu verringern, wird abgelehnt, da jetzt im slawischen Zeitalter auch geistige Gemeinschaft genug Schutz bietet. Kollárs „Slávy dcera“ und Šafaříks „Starožitnosti“ („Altertümer“) sind rein slowakische Werke. Eine Unterordnung unter das Tschechische ist nicht statthalt, weil das Slowakische gleichwertig ist. Endlich ist das Slowakische der slawische Zentraldialekt, die Tatra der Mittelpunkt und ursprüngliche Sitz der Slawen in Europa, das Slowakische der Übergang von den westlichen zu den östlichen Mundarten. Den Deutschen spricht er eine solche Stammhaftigkeit ab, da deren Mundarten sich nicht allzusehr unterscheiden. Den Deutschen, die mehr denken als handeln, sei die Schriftsprache wichtiger als den Slawen, die doch weit mehr handeln. Übrigens sei bei andern Völkern, so den Engländern, die Sprache ein wahres Gemisch⁵⁾. Das Kirchenlawische einte nicht einmal Serben und Russen, übrigens hätte es nicht zum Leben getaugt. So würde auch das Tschechische die Slowaken nur behindern, da beide Stämme ganz verschieden sind. Auch sprachlich sind sie verschieden: k fehlt dem Tschechischen, dem Slowakischen nicht, ebenso g, dz, dž, ja, das Slowakische ist also polyphoner; ř kennt der Slowake nicht. Auch die Lautkomposition und Dehnung ist verschieden (čerep-střep, plesnina-pliseň, slavik-slávik), ebenso die Deklination (holubom InstrSg, bratja NPl, duša NSg, slovami InstrPl, traja, ma (mě), pijem 1. Sg, čiuja 3. Pl.); die Tschechen haben ein anderes Geschlecht (ta ret'az, ten zver) und andere Wortbe-

⁵⁾ Stúrs Begriff der Stammhaftigkeit führt, um von entfernteren Beispielen Rom und den Türken zu schweigen, dazu, daß die Deutschen, Franzosen, Engländer, Italiener usw. falsch beurteilt werden.

deutung (šelma tschech. Raubtier, slow. Nichtsnuß, chudý tschech. arm, slow. mager, lúbiti tschech. placere, slow. amare); viele Worte fehlen wechselseitig, wobei das Slowakische reicher ist. Das Tschechische ist von Deutschen beeinflusst. Mit dem Slowakischen nützt man auch den Slawischen, weil es zugleich ein Bild aller slawischen Mundarten bietet; es füllt den Riß zwischen Katholiken und Evangelischen und verbindet Adel und Volk. Ubrigens wird die geistige Verbindung mit den Tschechen weiterbauern.

Hodža fühlte vor allem die wissenschaftlichen Mängel deutlich heraus, lehnte daher diese Weise ab und legte das Hauptgewicht auf den allslawischen Charakter des Slowakischen (Větin o slovenčině). Stúr ließ aber rasch auch die wissenschaftliche Begründung nachfolgen: „Nauka reči slovenskej“ („Slowakische Sprachlehre“) 1846. Nach einer Beratung mit den Freunden, die eine Vereinigung mit den Katholiken beschlossen, erwählte Stúr die Mundart der Tatra als das reinste und treueste Abbild des Slowakischen. Der tschechischen Schwester werden die Slowaken immer dankbar bleiben. Im Slowakischen lebt vor allem die Volkspoesie, es ist ihm die Sprache der Sprachen, wie das Indische. Als Grundlage dient ihm das reine Mittelslowakische. Die eigentliche Grammatik fußt vornehmlich auf Dobrovský, hie und da auch auf Cegielski und Bernolák. Dabei unterlaufen ganz romantische, unwissenschaftliche Erklärungen und Worterläuterungen. In der Formenlehre läßt er noch gewisse tschechische Parallelformen: duze neben duhe u. ä. gelten. Die Grammatik, die sich übrigens wissenschaftlich gibt, ist durchaus nicht volkstümlich.

Sein extremer Standpunkt von der selbständigen Einschlebung des Slowakischen wirkte auch auf seine Schüler. Von der sprachlichen Selbständigkeit schritt man bald auch zur Selbständigkeit im geistigen Leben überhaupt fort. Das Slowakische bekam jetzt eine neue Aufgabe in der Menschheitsgeschichte, da es die Sendung des Slawischen κατ' ἐξουσίαν zu erfüllen berufen war. Auch Hurban verkündete nunmehr diese Sendung des Slowakentums; das Großmährische Reich bedeutet ihm die Slowakei, Cyrill und Method sind Slowaken. Ein erträumtes Phantom romantischen Wunderglaubens ersteht, das den nüchternen Weg zu den Tschechen immer mehr verdunkelt. Das vor der Öffentlichkeit uneingestandene Bestreben, vor den Magyaren selbständig zu erscheinen, wie es der heimische Partiotismus heischte, jede politische Verbindung mit den Tschechen von vornherein abzulehnen, war mit einer der geheimen Triebfedern dieser ganzen Bewegung. Unverständlich erscheint also Stúr das Weiterhegen der Magyaren gegen das Slowakische. Auch seine Anhänger betonten diese Grundursache der Trennung von den Tschechen (Daniel Richard, Stefan Leška, M. Šoltis, Hurban vor allem wegen des Adels, Hodža im gesamtstaatlichen Interesse, J. B. Frič mit Rücksicht auf Katholiken und Evangelische, Wenzel Voš Poděbradský, Nikolaus Dohnány und Ivan Kukuljevič). Stúr zeigt sich als gewandter Politiker, wenn er daheim die Vereinigung von Katholiken und Protestanten und die Erweckung des Volkes unterstreicht, vor den Tschechen gegen mögliche magyarische Unterschiebungen Stellung nimmt und vor den Russen seine allslawische Gesinnung hervorhebt.

Auch das gemeineuropäische Streben kleinerer Völker nach ihrer Wiedergeburt auf Grund Rousseauscher Lehren über die deutsche Romantik bis zu den Bestrebungen des Jungen Deutschland wirkte in diesem Gedankengange nach. In Böhmen, wo man aus Kurzsichtigkeit noch nicht einmal Mähren völlig einbezog, vernachlässigte man die Eigentümlichkeiten der Slowaken, womit man deren Empfindlichkeit verletzte, geschweige daß man imstande gewesen wäre, ihnen den Begriff einer gemeinsamen Heimat, einer inneren Zusammengehörigkeit wenigstens gefühlsmäßig näherzubringen. Auch der mährische Separatismus eines Sembera mußte sie trotz Langers eindringlichen Warnungen in ihrem Unterfangen ebenso bestärken wie Klácel's Philosophieren von der tschechischen Sprache (1843).

Anderssprachige Aufsätze der Zeit forderten, freilich noch in den Fußstapfen Dobrovskýs und Safáříks, die tschechoslowakische Einheit, so der Deutsche M. J. C. Bollbeding, in England J. Bowring und E. Robinson, besonders der Deutsche J. P. Jordan, während andere slawische Gelehrte eher die slowakische Individualität anerkannten, so Karamzin, Bobjanskij, Srezněvskij, Preis, Kopitár, der über Dobrovskýs Zuteilung der Slowaken zu den Tschechen hinaus das Slowakische als Mittel zur Erlernung anderer slawischer Mundarten pries. Der südslawische Standpunkt, daß man dem Magyarisismus nur durch eine eigene Nationalkultur begegnen könne, mußte naturgemäß die slowakischen Führer in ihrer Begründung bestärken. Endlich brachte der polnische Aufstand auch nach der Slowakei polnische Flüchtlinge, so daß auch von dieser Seite eine Förderung der völkischen Idee gegeben war.

In Böhmen fehlte es naturgemäß nicht an dem schärfsten Widerstande. Anonym erschien schon 1845 in Leipzig die Broschüre „Ein rechtzeitiges Wort von Patriotismus, vom Tschechischen und vom tschechoslowakischen Volk mit Rücksicht auf den Deutschen Bund, hauptsächlich den Zollverein“ („Slovo v čas o vlastenectví, o češtině a o národa československém s ohledem na spolek německý, zvláště celní“), in der mit einem Seitenblick auf die deutschen Verhältnisse die Notwendigkeit der Einigkeit betont wird, um überhaupt irgendwelche Rechte zu erlangen. Dann gibt es leichte Plänkelleien hin und her in verschiedenen Zeitschriften; ernste Bedenken führen Palacký aus geschichtlicher Überlegung der früheren Einheit und Havlíček mehr vom politischen Standpunkt aus ins Treffen. Am wichtigsten sind dann 1846 vom Museumsauschuß die „Stimmen von der Notwendigkeit der Einheit einer Schriftsprache für Tschechen, Mährer und Slowaken“ („Hlasové o potřebě jednoty spisovného jazyka pro Čechy Moravany a Slováky“) als Nummer 22 der Museumszeitschrift. Es ist eine geradezu wissenschaftliche Behandlung der ganzen Frage mit reichen Beiträgen berufener Gewährsmänner aus früheren Jahrhunderten bis auf die jüngste Vergangenheit zu Dobrovský und Tablic. Die nachdrücklichsten Bedenken erheben von gegenwärtigen Autoritäten Palacký (die geschichtliche Einheit auch in der Sprache ist besonders durch die Bibelsprache begründet, dann in der nationalen Kultur und Literatur, während die sprachlichen Verschiedenheiten organisch aus der verschiedenen kulturellen und politischen Ent-

wicklung erwachsen; durch Stúr erfolgt eine Dreiteilung der Slowaken; da keine anerkannte Schriftsprache vorhanden ist, wird das Magyarische aus dieser Zersplitterung um so größeren Nutzen ziehen), Jungmann (erbringt den philologischen Nachweis der sprachlichen Entwicklung mit Hinweisen auf das Deutsche), Šafařík (läßt nur eine einzige Sprache für das ganze Gebiet von Böhmen, Mähren und der ungarischen Slowakei gelten; das Slowakische ist nur eine Volksliteratur im weiteren Umfang des Tschechischen, aus dem dieses schöpfen könnte; Zersplitterung bringt aber nur eine Schwächung), Kollár (nimmt leidenschaftlich gegen das Unglück des Separatismus Stellung; auch im einzelnen verwirft er in recht starken Ausdrücken Stúrs Unterfangen). Auch andere Gewährsmänner, die für die Einheit eintreten, kommen zu Worte, so Jonas Záborský, R. A. Šembera. Diese Warnungen erweckten denn auch in der Slowakei nachhaltige Bedenken, so bei Daniel Šloboda, dem Schwager Hurbans. Stúr und Hurban blieben aber die Antwort nicht schuldig. Stúr schrieb in dem Orol Tatranský seine „Stimme gegen die Stimmen“ („Hlas oproti hlasom“); er wollte der Zersplittertheit des Slowakischen durch seine einheitliche Schriftsprache steuern, Ordnung im eigenen Hause schaffen. Noch deutlicher ist sein Artikel „Aufbau und Organismus der slowakischen Sprache“ („Ústrojnost a organism reči slovenskej“) im Orol Tatranský (1847); das Slowakische hat seinen besonderen Charakter, der nur in den Übergangsgebieten gegen Mähren und Polen verschwimmt; sein älteres Gepräge rückt es dem Altflawischen näher als das Tschechische. Hurban läßt sich in seiner Beurteilung „Tschechische Stimmen gegen das Slowakische“ („Českje hlasi proti slovenčině“) nicht viel mit den aufgerufenen toten Zeugen ein. Das Slowakische erweckt das Volk, gewinnt den Adel, verbindet Evangelische und Katholiken; da nun den Slowaken durch die Geschichte ihr Platz in Ungarn angewiesen wurde, sind sie auf dieses Gebiet angewiesen, Vorurteile können nur durch die heimische Literatur beseitigt werden, nicht durch die tschechische. Sie würden auch mit dem Tschechischen im öffentlichen Leben keinen Schritt weiterkommen. Politisch ist sein Standpunkt also schon entschieden separatistisch. Am nachdrücklichsten wendet er sich gegen Palacký und Šafařík, da die Stammeseigentümlichkeit der Slowaken keine Verquickung mit dem Tschechischen verträgt. Aber von der tschechischen Literatur wollen sie sich deshalb durchaus nicht trennen. Auch in der Abhandlung „Die Slowakei und ihr literarisches Leben“ („Slovensko a jeho literárni život“) in den „Slovanskje Pohl'ady“ ist ihm das Slowakische eine notwendige Entwicklung des heimischen Denkens. In poetisches Gewand kleidete Šlákovič seine Antwort in dem „Echo“ („Ohlasi“); er anerkannte gerade in Kollár und Šafařík die Urheber des Slowakischen. Daniel Richard wies in seiner „Heimischen Schatzkammer“ („Domovská Pokladnica“) 1847 darauf hin, daß die Slowaken nur in ihrer eigenen Sprache gebildet werden können, ähnlich auch andere, wie Fejerpataky, Eugen Šerometta, Štefan Leška. Auch große öffentliche Rundgebungen erfolgten, etwa in der Kiptau, die ebenso wie die zahlreichen Einzelzustimmungen in den „Slovenskje Národnie Noviny“ abgedruckt wurden. Selbstverständlich blieb der Streit auch im anderssprachigen

Schrifttum nicht ohne Nachhall. Jordans Jahrbücher nahmen gleich von Anfang an (1845) entschieden gegen Stúr Stellung. Kritisch stellte sich zur Frage zuerst Daniel Sloboda, da er die Unterschiede zwischen Slowakisch und Tschechisch durchaus nicht als grundlegend anerkennen wollte. Auch sonst fehlte es nicht an Widerstand gegen einzelne sprachliche Neuerungen.

Ja seit 1846 gab es insgeheim einen Widerstreit der Meinungen zwischen Stúr und Hurban-Hodža. Hurban kämpfte zäh mit dem Grafen Jay um die Union, da er das slowakische Luthertum gegen den magyarischen Kalvinismus verteidigte. Aber sein reger Geist wollte auch in sprachlichen und literarischen Dingen nicht zurückstehen und so gründete er 1846 die „Slowakischen Ansichten über Wissenschaft, Kunst und Literatur“ („Slovenskje pohľad na vedi, umeňje a literatúru“) mit programmatischen Erörterungen; Wissenschaft, Nationalität, Humanität sind für ihn die Stufen der Entwicklung. Auch Hodža war mit den sprachlichen Neuerungen nicht einverstanden, trat aber für die Selbständigkeit des Slowakischen ganz entschieden ein, so in seinem lateinischen „Epigenes slovenicus“, wo er zwar auf die Gemeinsamkeit des Tschechoslowakischen bis 1787 hinweist, aber in seiner Einteilung dem Slowakischen eine selbständige Stellung zuweist. Lautgesetlich und formengeschichtlich geht er andere Wege wie Stúr. In einer zweiten hierhergehörigen Schrift „Větin o slovenčině“ 1848 sieht er die Sitze der Slowaken auch für die Heimat der Südslawen und Tschechen an und zählt diese Sprachen zum Slowakischen. Erst durch die Magyaren und Türken wurde die Einheit zerrissen. Thesen und Antithesen sollen diese Anschauung popularisieren. Wieder spielt der Hinweis auf die politische Rolle des Slowakischen, das erst ein treues Ausleben im ungarischen Staatsverband ermöglichen, eine Hauptrolle. Mit den „Hlasové“ sucht er eher einen brüderlichen Ausgleich; denn das Tschechische und Slowakische seien eine Sprache, die Einheit müsse aufrecht bleiben. Völlig romantisch sind seine Etymologien. In den Revolutionsstürmen der Jahre 1847/48 verhallte jedoch seine Stimme fast ungehört. Den gleichen Weg geht sein „Gutes Wort an die Slowaken, die beim Worte bleiben“ („Dobruo slovo Slovákom súcim na slovo“) 1847, wo er die slowakische Schriftsprache auf populäre Art zu begründen sucht. Die Slowaken sind in Ungarn autochthon; das slawische Volkstum verbindet sie mit der ganzen Welt. Das Tschechische versiel in den Jahren 1620—1780, auch bei den Slowaken führte es nur ein Schattendasein; an seine Stelle trat also das lebendige Slowakische. Es ist ein Abbild des Slawischen im kleinen, die Mutter aller slawischen Stämme. Nur durch ihre Sprache können die Slowaken in der Welt die entsprechende Geltung erlangen. In seiner Schrift „Der Slowak“ 1848 geht es ihm wieder mehr um die politische Geltendmachung. Eine Wirkung auf die breiten Massen konnten jedoch seine Schriften wegen ihrer Sprache (lateinisch oder gesuchte Neubildungen) nicht erreichen.

Inzwischen spielte das Tschechische im literarischen Leben noch immer eine hervorragende Rolle, zum Teil als Tschechoslowakisch. Palkovič beharrte weiter konsequent auf der Einheit, so auch in seinem Artikel „Gespräch eines Tschechen und Slowaken über die gemeinsame slowakische Literatur“ („Rozmlouvání

Čecha a Slováků o společné literatuře slovenské“) in der Tatranfa. Ebenso beharren seine Schüler und Freunde bei der Einheit, wenn etwa Jonas Záborský auf die Mannigfaltigkeit der slowakischen Mundarten hinweist. Eine Entgleisung bedeutet jedoch der wüste Ton Lanštjaks in der Schmähschrift „Die Stürische Sprache und die Beurteilung des Buches ‚Narečja slovenskuo“ („Stúrovčina a posouzení knihy Nárečja slovenskuo“), wenn er auch genug sachliche Gründe etwa durch den Vergleich mit anderen Völkern heranzieht. Eine gleich gehässige Antwort blieb nicht aus. Launer schrieb im gleichen Ton 1847 das „Wort zu seinem Volke“ („Slovo k národa svému“); von einer Art philosophischen Betrachtung aus sieht er die Grundlage jeder Sprache im Geist, der sie bildet, und hier sieht er die Einheit mit den Tschechen, ähnlich wie in der Macht des deutschen Luthertums⁶⁾: „Der Charakter des Slawentums mit besonderer Rücksicht auf die Schriftsprache der Tschechen, Mährer, Schlesier und Slowaken“ („Povaha Slovanstva se zvláštnim ohledem na spisovnú řeč Čechu, Moravanů, Slazáků a Slováků“). Die historische Individualität dieser Völkergruppe ist tschechoslowakisch. Auch philologisch begründet er diese Einheit, da die Sprache einheitlich ist. Die wechselseitigen Beziehungen sind sehr rege.

Wieder fehlt es nicht an Entgegnungen. Aber auch befähigende Stimmen für einen Ausgleich erheben sich schon. Bereits 1838 hatte Purkyně im Slowakischen einen Wall gegen das Magyarische erblickt und Hanka sah darin das Hauptmittel zur Erweckung des Nationalgefühls (Květy 1846); ähnlich urteilten andere Tschechen. Ebensovienig fehlten tschechenfreundliche Rundgebungen bei den Slowaken, wenn auch eine politische Verschmelzung glatt abgelehnt wurde (Hofstinský, „Slow. Nat.-Zeitung“ 18. April 1848); heimische Dichter, wie Sládkovič, Votto, Král, Hofstinský, Sloboda, begrüßten den Mutterlaut als Ausfluß selbständigen Fühlens; nur die Muttersprache könne das Volk erwecken, wie das auch die Deputation vor dem Kaiser betonte, Bischof Jozeffy, Hodža, Chalupka, Ferjenčík; Tomášik glaubt, daß durch sie das Volk erweckt werde, nach Francišci ist sie auch für die oberen Klassen wichtig, nach Joh. Tob. Langhoffer und Karl Ruzmány selbst für die Kirche.

Aber alle diese Hinweise auf die slowakische Individualität genügten den Magyaren nicht, ihnen ging es um die Magyarisierung. So mußten die Slowaken trachten, dem Slowakischen politische Geltung zu verschaffen. Sládkovič wies auf die Wichtigkeit der slowakischen Schule hin in der „Slow. Nat.-Zeitung“ (S. N. N.) 1846, Nr. 49, vor dem Forum der Öffentlichkeit Stúr in seiner Landtagsrede in Preßburg am 15. Januar 1848; bald verlangte man Anerkennung des Slowakischen im öffentlichen Leben überhaupt, als Gegenpreis bot man untrennbare Verbindung mit Ungarn im Revolutionsjahr 1848.

Erst als nach der Versammlung in St. Nikolaus ein Steckbrief gegen Stúr, Hodža und Hurban erging, näherten sich die slowakischen Führer auf dem Slawenkongreß in Prag 1848 wieder den Tschechen, blieben aber Ungarn weiter

⁶⁾ Palackýs grundlegende Arbeit über den Hussitismus war noch nicht erschienen, in der gerade die Wichtigkeit des Protestantismus als spezifisch tschechisches Element lange vor Luther betont wird.

treu ergeben, wenn sie auch an eine slawische Föderation dachten, was Štúr in seiner Adresse an den Kaiser formulierte. Osterreich und der Dynastie hielt man die Treue, verwahrte sich aber gegen die Magyarisierung. Das Streben nach einer selbständigen Slowakei etwa nach Art von Siebenbürgen oder der serbischen Wojwodschafft mit Neutra als Mittelpunkt ist auch ein Programmpunkt Kollárs und Hurbans. Aber nach der Befestigung der Dynastie wurde die slowakische Frage wieder auf ein Nebengeleise geschoben und so blieb den Slowaken abermals nur der Kampf um die selbständige Geltung ihrer Sprache.

Freilich war diese Sprache formell noch nicht ganz entschieden festgelegt. Diesen Umstand machte sich nun Kollár, der 1849 vor den Aufständischen aus Pest nach Wien geflohen war, wo er bekanntlich zum Professor der slawischen Altertümer ernannt wurde, zunutze, indem er zur Beruhigung der breiten Volksmassen die autoritative Einführung des Bibelschöchischen, das sogenannte „Altslowakische“ („Staroslovenština), empfahl, da es bis auf Maria Theresia herauf die allgemeine Sprache des Volkes besonders in der Kirche war. Und tatsächlich gingen nicht nur die älteren Evangelischen, sondern auch die jüngeren katholischen Geistlichen in das Lager der amtlichen Wiener „Slowakischen Zeitung“ (Slovenské Noviny) über. Mit Resignation ergaben sich die „Slowakischen Ansichten“ („Slovenské Pohl'ady) in dieses unerwartete Schicksal. Aber der Einfluß der amtlichen „Slowakischen Zeitung“ dauerte nicht allzulange, da die verfassungsmäßig versprochene Gleichheit der Sprache am 31. Dezember 1851 wieder aufgehoben wurde, und so gesellte sich zu den „Slovenské Pohl'ady“ bald auch Palárik's „Katholische Zeitung“ (Katolícké Noviny) und Chrástek's „Cyrill a Method“, der nur vorübergehend der amtlichen Sprache Konzessionen gemacht hatte.

Schon im Oktober 1851 kamen die führenden Schriftsteller beider Bekenntnisse in Preßburg zusammen und trafen die Entscheidung zugunsten des Mittelslowakischen, wie es Štúr eingeführt hatte. Der katholische Geistliche Martin Hattala, der philologisch gut vorbereitet war, arbeitete als Frucht dieser Vereinbarungen die „Kurze slowakische Grammatik“ (Krátka mluvnica slovenská) aus, die schon zu Anfang des Jahres 1852 in Preßburg erschien. Freilich hatte Štúr von seinem starren Grundsatz der weitgehenden Diphthongierung und von seiner Rechtschreibung abstecken müssen, wie das schon Hodža in seinem „Epigones“ und Větin“ und Hattala in seiner „Vergleichenden Grammatik des Slowakischen mit dem zunächst verwandten Tschechischen“ (Grammatica linguae slovenicae collatae cum proxime cognata bohémica) 1850 gefordert hatten. Aber grundsätzlich fiel die Entscheidung doch für Štúr und so fanden diese verbesserten Grundsätze endlich allgemeine Anerkennung, so daß sich die einheitliche slowakische Schriftsprache endgültig zum Siege durchgerungen hatte. Die alte Anschauung von der Vorzugsstellung des Mittelslowakischen, die seit Matthias Běl über Bernolák auch von Dobrovský anerkannt worden war, führte die Einigung auf die mittlere slowakische Mundart herbei.

Ein opferfreudiger und arbeitswilliger Kämpfer erstand am Beginn der 50er Jahre den slowakischen Interessen in dem bereits genannten katholischen Kaplan

Palárik, der durch seine Zeitungen, besonders die „Katholische Zeitung für das gewöhnliche Volk“ („Katolícké Noviny pre obecny l'ud“) in reinem Slowakisch sozusagen das einzige Bindeglied von der neu begründeten Schriftsprache zur späteren Dichtkunst und Schriftstellerei in dem Jahrzehnt von 1850 auf 1860 bildet.

Die späteren Ereignisse, die auf die Entfaltung des Geisteslebens in der Slowakei so entscheidenden Einfluß nahmen, das Auf und Ab in Hoffnungen und Enttäuschungen, das immer heißere Ringen um Bewahrung ihrer Individualität bis auf die Gegenwart heraus, würden zwar in den breiteren Rahmen einer allgemeinen Geistesgeschichte gehören, aber mit der eigentlichen Sprachenfrage stehen diese Probleme doch schon in einem loseren Zusammenhang, wenn sie auch noch letzten Endes eine Auswirkung jenes Schrittes bedeuten, der vor rund 150 Jahren zuerst getan wurde.

Die wichtigste Literatur zu dem Gegenstande: Die entsprechenden Kapitel der Děj. lit. české XIX. stol.² — Dr. Jaroslav Mičel „Dejiny literatury slovensky“² T. St. Martin 1923. — Dr. Albert Pražák „Dějiny spisovné slovenštiny po dobu Štúrovu“. Prag 1922, mit reicher Einzelliteratur.

Forschungsberichte.

Markwardt, Dr. Bruno, Herders Kritische Wälder. Quelle & Meyer, Leipzig 1925: Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, hrsg. von P. Merker und W. Stammler I.

Als Ganzes und für sich haben die Kritischen Wälder die Forschung bisher nicht beschäftigt. Der Lessings „Laokoon“ entgegengesetzte Charakter des ersten und der kunsttheoretische Gehalt des vierten Wäldchens haben für diese beiden Teile wohl in der Spezialliteratur zum Laokoon-Problem und zur Ästhetik Herders starkes Interesse erweckt und sorgsame Behandlung. Doch ist noch nicht einmal für diese Sonderfragen der große, grundlegende Abschnitt in Hayms Meisterwerk übertroffen. Zum erstenmal rückt vorliegendes Werk die Kritischen Wälder in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses und läßt die Entwicklungslinien aus den früheren Schriften hier zusammen- und, wiewohl spärlicher, in die späteren weiterlaufen. Zur Analyse des Werks bereitet der Verfasser sich und uns bedächtig vor. Das I. Kapitel empfängt uns mit umfangreichen entstehungsgeschichtlichen Untersuchungen: über die stofflichen Zusammenhänge mit Fragmenten und Torso, die äußere Entstehung (Datierung), den Anlaß zum Werk, die Gründe seiner Anonymität, die Ausgaben und die Wirkung der Wälder. Dabei werden mit aller wünschenswerten Sorgfalt die einschlagenden Ergebnisse aus Einleitung und Anmerkungen der Suphanschen Ausgabe, aus der Darstellung bei Haym gesammelt und aus eigenem Studium der Werke und des Briefwechsels ergänzt, ohne daß hier schon entscheidend neue Einsichten erreicht oder nur erstrebt würden. — Die Gründe der Anonymität hat der Verfasser wohl zum erstenmal so reiflich erwogen, nahliegend und nächstliegend sie alle: das Gefühl der Unzulänglichkeit des Werks, der Wunsch, den eignen Namen für ein besseres aufzuspüren, die Scheu vor der kritischen Zuchtrute, die Rücksicht auf die Würde von Amt und Stand; das alles ließe sich freilich (wie vieles in diesem Buch) zusammenfassen und vereinheitlichen, etwa in die einzige psychologische Formel von Herders gebrochenem Selbstgefühl. Die ganze Affäre mit Klopß, Gegenstand eines ausgesprochen literärgeschichtlichen Interesses, wird nicht nur ausführlicher als bisher bekannt, mit besonderer Auswertung der Briefwechsel dargestellt, sondern das absonderliche Verhalten dieses feinen und komplizierten, jugendlich unausgeformten Menschen zugleich so eindringend nachempfunden, daß hieraus auch ein andres Gesamturteil erwächst als das bisher übliche, schulmeisterlicher Kritik entsprungene. Überzeugend für den Kenner, erfreuend für den Freund des jungen Herder erfährt der Verfasser am Ende das Positive in Herders unglücklicher Haltung: bleibt die Unwahrhaftigkeit zu bebauern, so erweckt doch jene Unfähigkeit in der gefährlichen Kunst, unwahr zu sein, Sympathie. Zum zweitenmal in diesen Abschnitten freier von den Vorarbeiten macht sich Verfasser in dem Kapitel „Wirkung“. Da erfährt man von stärkerer Resonanz der Wälder, als man angenommen hat, und mit besonderem Interesse von der großen, 73 Seiten langen Rezension Garves in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (1769 und 1770). Mag dieser auch in rationalistischer Beschränktheit an dem Stürmer und Dränger und seinen Entscheidungen häufig vorbeisprechen und -denken (die Dichtkunst wirke „eigentlich nur auf den Verstand“), gerecht abzuwägen, gedanklich mit Sorgfalt durchzubringen wird doch versucht und Herders Leistung im ganzen anerkannt. — Hiermit ist der Verfasser glücklich bis zu ersten, zur „allgemeinen Charakteristik der Kritischen Wälder“ gelangt, und zwar einer solchen als Materialsammlung und als einer „Streit- und Zeitschrift“. („Eine lockere Aneinanderreihung von Anmerkungen zur zeitweiligen Lektüre, . . . ein zwangloses Neben- und Durcheinander von fremden Stoffen und eignen Gedanken.“) Die Zeitgebundenheit im Charakter einer Schrift „über Sachen, wovon damals jeder sprach und schwatzte“, wirkt mit den notwendigen polemischen Ausfällen vollends zerstörend auf die gedanklichen Zusammenhänge. Der Verfasser gibt ein paar Ansätze zu einer Analyse der inneren Form dieser Abhandlungen,

die freilich nicht ausgebaut werden; aber wo ist man zur Erkenntnis dieser Dinge auch in profaischen, in Denkmälern der Wissenschaft, der Philosophie schon vorgestoßen? Es ist schon durchaus ungewöhnlich und höchst erfreulich, daß (im letzten Kapitel) wenigstens die stilistische, die Sprachform des Werks zu ihrem Rechte kommt. — Noch war alles Bisherige Vorbereitung. Wir sind zur Aufnahme des Gehalts der Schriften allmählich eingestimmt, der jetzt im II. und III. Kapitel vor uns ausgebreitet und wissenschaftlich durchleuchtet wird. Das neue Ziel (II. Kapitel) ist zunächst die „Charakteristik Herders unter geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten“. Wenn aber diesem Abschnitt weiterhin der größte und entscheidende nachgeschickt wird, als eine „Charakteristik Herders unter sachlichen Gesichtspunkten“, im wesentlichen die Darstellung der Kritik und Ästhetik des Mannes, so wird man solche Trennung der „sachlichen“ von den „geistesgeschichtlichen“ Problemen und gar die Bewältigung dieser vor jenen nicht ganz glücklich finden; und es zeigt sich denn auch, daß, was im II. Kapitel vorausgenommen wird, im III. „sachlichen“ und im IV. stilistischen wiederaufgenommen, wiederholt, ergänzt, differenziert werden muß (vgl. die Beiträge zur geistesgeschichtlichen Würdigung S. 95, 97, 105, 110 f., 173, 258 f. u. a.). Eine Zusammenfassung aller, durch die gehaltliche und stilistische Erforschung gewonnenen Beweispunkte der geistesgeschichtlichen Situation Herders ausgebaut, vereinheitlicht und vertieft, wäre am Ende des Buches erwünschter gewesen; denn das Schlusskapitelchen „Vorläuge zum Sturm und Drang“ ist nichts. — Die geistesgeschichtliche Befinnung in jenem II. Abschnitt richtet sich auf Herders inneres Verhältnis zu Aufklärung und Sturm und Drang und nimmt dabei diese Bewegungen als scharfe Gegensätze, setzt ihre Gehalte für die weitere Untersuchung nach der communis opinio voraus. Nur vereinfacht das die Ergebnisse bedenklich, wenn Aufklärung im allgemeinen mit Rationalismus ineingesetzt wird. Die klassischen Eingangskapitel in Rudolf Ungers großem Hamannbuch (neuerdings Martin Sommerfelds Artikel im Reallexikon), wo das Ineinanderverwachsen der rationalistischen und realistisch-sensualistischen Zweige zu der einen Aufklärung dargestellt wird, haben das unmöglich gemacht. — Für den Autor erhebt sich die Frage dreifach: nach Herders Befangensein in der alten Zeit, seiner Opposition gegen diese, seinen Fortschritten „auf dem Weg zum Sturm und Drang“. Die Vieldeutigkeit der geistesgeschichtlichen Situation Herders, auch in der Jugendzeit schon, ist bereits bei Hamann und bei Kühnemann, bei jenem mehr mit denkerischer Schärfe, bei diesem mit leidenschaftlicher Einfühlung in Herder ergriffen und dargestellt worden. Für die Herderische Arbeit im durchgehenden Vergleich zu Lessing, also auf einem Problemgebiet, in dem sich Verfasser häufig bewegt, hat der Referent in seiner eigenen Schrift (Germ. Studien Heft 25) dasselbe versucht. Der Verfasser konzentriert sich auf ein einzelnes Werk der frühen Reisezeit, ein bisher vernachlässigtes, freilich auch in Herders Entwicklung nicht eben epochemachendes, und weiß ihm mit strenger Analyse und feiner Einfühlung zugleich zahlreiche Merkmale der geistesgeschichtlichen Situation abzugewinnen. Eine bedeutende Fähigkeit des Verfassers tritt zutage, so komplizierte und widerspruchsvolle geistige wie seelische Bestände aufzufassen, auseinanderzulösen und mitzuteilen. Nur, wenn nach des Verfassers Meinung die „rationalistischen“ Bestandteile, die als störende Fremdkörper mitgeschleppt werden, Herder von außen, durch Tradition und Zeitmilieu, aufgebrängt sind, möchte Ref. jenen großen Widerspruch in Herders Wesen, wo er durch seine ganze Entwicklung hin nachweisbar ist, hineingenommen haben. — Die einzelnen Aufklärungselemente werden sehr sorgsam in überraschender Fülle aus den „Wäldern“ herausgelöst und immer wird darauf hingedeutet, wie diese geistigen Motive teils nicht voll entwickelt, teils durch äußere Einflüsse erklärbar, teils durch entgegengesetzte eingeschränkt und modifiziert, teils später überwunden sind. Man wünschte sich allerdings, daß jene Elemente nicht gar so unverbunden hintereinander aufstauten: Freude am Massenwissen mit Stolz auf die Belesenheit, theoretische Auffassung des Epos („Bewunderung“ als Zweck des epischen Gedichts), Begriff der Poesie als „schöner Wissenschaft“, Hinweis auf die analytische Methode, philosophische Abhängigkeit von Baumgarten und Wolff. Dagegen wird die Ablösung Herders von der alten Zeit zweifach deutlich: in Negation und neuer Position. Der Opponent tritt uns vor Augen, widerspruchsvoll schwankend im Verhältnis zu Lessing, heimlich im Gegensatz zu Mendelssohn und Nicolai und offenkundig feindlich gegen Klopke und Kibel. Sehr überzeugend wird die merkwürdige Zweideutigkeit im Ver-

halten zu Lessing, dieses „Zwitterwesen von Zustimmung und Ablehnung“, auf Lessing selbst zurückgeführt. Denn wenn dessen Dichtung und Ästhetik zu einem Teil tief im Rationalismus festengelassen, zum anderen darüber hinausgelangt ist, so hat das von Herders Kritik zu entsprechenden Teilen auch angegriffen oder anerkannt werden müssen. (Herder gegen Lessing, für Sinnlichkeit gegen Abstraktheit, für Intuition gegen Technik im Schaffen, gegen ästhetische Gesetzgebung für freies Schöpfertum und doch wieder einig mit Lessing in gemeinsamer Homerverehrung, in der Abwehr von Schilderungsmanie und Allegoristik). Als Wegbereiter des Sturms und Drangs im Positiven erscheint der große Anreger und Lehrer in den Kritischen Wäldern mit Ideen, deren Gehalt und Bedeutung uns längst vertraut sind: dem Entwicklungsgebanke zumal und der Individualitätsidee in ihren vielfältigen Anwendungen, aber überraschend bleibt doch, wie des Verfassers Spürsinn sie alle in diesem mannigfach beschränkten Einzelwerk aufzudecken vermag. In der Tat — einer der bedeutenden Erkenntnisgewinne aus diesem Buch — in jeder Herderischen Schrift ist immer alles vorhanden, was er je vorgebracht hat. Im einzelnen geht in der Darstellung etwas durcheinander, was alles Herder als „auf dem Weg zum Sturm und Drang“ fortschreitend erweisen soll: Historismus und Individualismus in psychologischen, literarischen und ästhetischen Fragen, mit der Spitze gegen die Geschichtslosigkeit der Aufklärung, Kampf gegen die Nachahmung für alles Originale, Sinn für die Einheit in der Mannigfaltigkeit des ästhetischen Eindrucks, Vorliebe für alles Sinnlich-Anschauliche aus eigener starker Sinnlichkeit, für alles Empfindungsvolle aus eigenem Uberschwang des Gefühls. Von all dem ist nichts zu bestreiten; nur darf vielleicht einem naheliegenden Mißverständnis nicht im Verfasser, sondern im Leser begegnet werden, das der Isolierung auf das einzelne Werk entspringt: als wäre Herder erst hier und nicht etwa schon in den ersten Anfängen seiner Produktion, in der Abhandlung über die Ode z. B., die Geschichte der lyrischen Dichtkunst, in den Fragmenten auf solchem „Weg zum Sturm und Drang“. — In der „Charakteristik Herders unter sachlichen Gesichtspunkten“ (Kap. II) wird das Kernstück des Werks geboten, Herders Kritik und Ästhetik auf der Stufe der Kritischen Wälder. Aus selbstständig zusammenfassender und durchdringender Erforschung des Textes wird das Wesen der Herderischen Kritik ebenso erkenntlich wie lebendig als einer zugleich originalen, produktiven und historisch eingestellten Nachempfindungskritik mit vollkommener Achtung vor dem Genie und energischer Abwehr moralischer und religiöser Kategorien. Die Herdersche Ästhetik aus ihrer Zeit heraus zu verstehen und darzustellen, will sich Verfasser eriparen, da hier schon gründliche Arbeit geleistet sei. Die Geschichte der philosophischen Ästhetik wird hier im ganzen ausgeschaltet. Die kunsttheoretischen Diskussionen mit Lessing und mit Nibel nehmen den breitesten Raum ein. Es gelingt nun nicht, die bisher gültige, seit Haym befestigte Würdigung des ersten „Waldchens“ umzustürzen oder entscheidend zu verändern, immerhin: im einzelnen zu modifizieren und zu ergänzen; daß jenes möglich wäre, läßt sich dem Verfasser auch nicht beweisen. Tatsächlich hat Haym ja Herder gegen Lessing bereits alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren lassen (I, 243 f. „Herder hat die Lessingsche Theorie erweitert, berichtigt, ergänzt“) mag auch die Verkenntung Herders von Servinus her im einzelnen noch bis zu Erich Schmidt und Friedland nachgewirkt haben. Vorliegendes Werk hat zum ersten eigene vortreffliche Formulierungen für das Gesamtverhältnis Herders zu Lessing in der Ästhetik: „Das starre System Lessings wird unter seinen Händen ein elastisches, das zeitlichen und individuellen Verschiedenheiten, das vor allem auch den einzelnen Dichtungsgattungen Raum gibt.“ „Herder ... sucht an verschiedenen Stellen die festverschweißte logische Gedankenkette Lessings zu sprengen ... um erweiternde Zwischenglieder einzufügen.“ An den Einzelausführungen des Buches wird man hier, wie überall, die systematische Sammlung des Gedankenmaterials, viele mehr ergänzenden und von anderen Besagtes fortspinnende Bemerkungen zu schätzen wissen; dazu etwa die Erkenntnis der Differenz in den Begriffen von „Handlung“ bei Lessing und von „Energie“ bei Herder. „In der Lessingschen ‚Handlung‘ steckt etwas wie bloße anorganische Bewegung, etwas Maschinelles ... In der ‚Energie‘ Herders liegt etwas von der pulsenden Bewegung eines Organismus ... Drehung verzahnter Räder ... ist die Lessingsche Handlung. Strömender Blutkreislauf ist Herders Energie.“ Nur das will dem Ref. nicht eingehen, daß bei Lessing die Bewegung, „etwas mehr P h y s i s c h e s habe“, wenn man sich der Stelle aus der Fabel-

theorie erinnert, nach der auch „jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken . . . eine Handlung“ sei. Vielleicht führt nur jener Ausdruck irre? — Die breite Behandlung des Kampfes gegen Kiedel und der aus dieser Polemik sich befreienden eigenen ästhetischen Theorie im vierten Wäldehen gerät stark ins bloße Referieren und Zusammenstellen der Belege. Man liest auf weite Strecken eben Herder. Die eigentümliche Lehre vom Tastsinn ruft aber wieder eigene Meinung sowie selbständige Verwertung neuerer Literatur (zur psychologischen Aesthetik) hervor. Mit Hohenemser, Fr. Th. Vischer und Volkelt wird zwar jene ästhetische Haptik abgelehnt oder eingeschränkt, mit dem Phänomen der Helen Keller aber doch eine sehr weitgehende ästhetische Bildung des Tastsinns als möglich erwiesen. Ebenso gibt dann Herders neuer Begriff von Dichtung in dem neuen System der Künste Anlaß zu eigenen und überzeugenden Erwägungen, die uns klarmachen können, warum hier die Poesie scheinbar benachteiligt ist. — Im Anhang zu diesem Kapitel gelingt es, für die „Kritischen Wälber“ auch noch Elemente einer Sprachphilosophie zu erweisen, die Ansätze in den Fragmenten weiter bis an die Preisschrift heranzuführen, sowie Keime des Volkliedgedankens, die dann in den Fliegenden Blättern reifen sollen. — Auch das letzte, sehr umfangreiche Kapitel IV über die stilistische Form der „Wälber“ bringt die Herderforschung ein gut Stück voran. Vorarbeiten (von Hausmann und Längin) sind ausgenüht, doch sind hier wie überall alle wichtigen Ergebnisse aus eigener Arbeit erwachsen. Diese Stilanalyse trägt die Bestätigung ihres Werts und ihrer Wichtigkeit in sich selbst: ihre Erkenntnisse werden nicht zu Haufen geschichtet, sondern sie hängen sämtlich in sich zusammen und das Gesamtergebnis läßt sich auf dieselbe Einheit bringen wie alle früheren Untersuchungen. Im ganzen zeichnet sich ein noch gemäßigter Sturm- und Drangstil beim jungen Herder gegen den vorhergehenden „klassischen“ Sprachstil der Aufklärung ab. Das „Energische“, das „Werdende“ ist der Grundbegriff in der Charakteristik des neuen Stils nach vielen Seiten hin. Hayms wenig günstige Beurteilung, aus seiner Befangenheit im klassischen Stilgeschmack heraus, erfährt eine wichtige Korrektur, wie ja überhaupt Hayms Strenge in sittlichen, logischen und ästhetischen Dingen gegen Herder gemildert werden muß. — Erst aus des Verfassers Buch empfängt man in der Einführung zum Stilkapitel von der feineren Ironie und Satire in Herders Polemik ein Bild. Der persönliche Charakter des Stils kommt uns allmählich näher, da der folgende Abschnitt Herbers Arbeitsweise und Arbeitsstimmung in seinem Stil sich spiegelnd zeigt. Das von Haym so gerügte leidenschaftliche „Zufahren“ Herbers wird aus seiner Empfindsamkeit heraus nachgeföhlt und verstanden, nicht verurteilt. Dann arbeitet sich aus zahlreichen Einzeluntersuchungen das Wesen des Herderschen Stils heraus. Lessing als „Abschluß einer Entwicklung“ wird dabei Herder als dem Anfang einer neuen gegenübergestellt, ohne daß eben an Lessings Fortschritt über den Stiltypus der Aufklärung gedacht würde, da doch gewiß auch Lessings Stil schon auf seine Art „werdend“ und individuell und „dramatisch“ gewesen ist. Man vergleiche zwei beliebige Seiten Lessing mit zwei Seiten Mendelssohn. Eine Anmerkung des Verfassers nimmt denn auch diese Opposition Herbers gegen Lessing halb zurück. Von einer Arbeit des Verfassers über Lessings Stil dürfen wir volle Klarheit über diese Dinge erwarten. Um endlich zusammenzufassen, in allen weiteren Einzelheiten kommt der rhetorische Charakter des Herderschen Stils zum Vorschein. „Lessing ist der argumentierende Schriftsteller, Herder ist der debattierende Redner.“ Daraus erklärt sich viel: der Kampf gegen die klassische Periode (Vorliebe für die Beiordnung), die der Konversation angelegene distinktive Redeweise, die Vorliebe für die Formen der rhetorischen Wiederholung, die einfache Wiederholung, die Wiederaufnahme, die erweiternde Wiederholung, Anaphora, Epiphora, Gradation, betonten oder überraschenden Satzschluß, für Inversionen, verschiedene Konstruktionsfreiheiten wie Satzabbruch, Parenthese, Oxytonon und Häufung. Das klangliche Element in Herders Stil wird in diesem Zusammenhang mehr nur gestreift und eigener Untersuchung überlassen, der sinnlich-anthauliche Einschlag im Gebrauch von Bildern, freilich aus beschränktem Stoffgebiet und oft nach literarischem Vorbild, gefunden und wie alles Bisherige an gesammelten Beispielen dargestellt. Der Absatztechnik und der Interpunktion sogar werden Charakteristika für Herbers Stil entlockt. Die Disposition gegen das Ende zu wird lockerer. Denn hinter jenem Abschnitt „Interpunktion“ hinken noch zwei isolierte hinterdrein, die „vollstümliche Elemente“ in

derbfinnlischen, vollstümlich-zwanglosen genialischen Kraftausbrüden erweisen wollen. Eine äußerst kurze Zusammenfassung der Sturm- und Drangelemente in den „Wäldern“ beschließt das Ganze, bringt auch noch einiges Neue unverbunden hinzu; die Kritik an den sozialen Missständen, die revolutionäre Philisterverachtung, den Glauben an eine neue Kunst.

Erlangen.

Kurt May.

Bemühungen um Johann Paul Richter.

Die große Briefausgabe¹⁾ läuft noch, mit der Eduard Berend uns den Tatsachenbestand dieses deutschen Lebens aufschließt. Aber der hundertste Todestag am 14. November 1925 hat sein Licht rechtzeitig so weit nach rückwärts geworfen, daß um den Tag herum eine ganze Literatur zur Stelle sein konnte. Im Mittelgrunde vier, sehr ungefähr gesagt, biographische Arbeiten. Von vierfach verschiedenen Ausgängen und unter viererlei Zielen unternommen und doch den gleichen Gegenstand betreffend, bieten sie einen reizvollen Durchschnitt durch das, was heute Menschenschilberung heißt.

Walter Harich²⁾ hält sich den sicheren und jederzeit zum Zeugnis aufrufbaren Quellen am nächsten. Er ist im Recht, wenn er aus dem Bewußtsein über einen Unbekannten zu schreiben, den gegenständlichen Stoff recht nahe an den Leser heranbringt. Er hat auf uns Unmoderne Rücksicht genommen, die ein Buch unter anderem auch darum in die Hand nehmen, weil wir unterrichtet sein wollen. Mir scheint das immer noch eine Tugend zu sein. Es ist die breiteste Darstellung. Es ist die tatsachenreichste. Sie gibt das besondere Dasein in der menschlich gelebten Fülle der Züge. Und sie ist unbefangen, ohne Vorurteil, eine wirkliche Führerin zum Menschen und seinem Werk. Ich kann nicht finden, daß hier ungebührlich „typisiert“ wurde. Harich tut es weit weniger als er berechtigt wäre. Zur Einleitung und im Verlauf des Ganzen, wo es notwendig wird, gibt er das ganze Zeitbild, nicht in „Hauptzügen“, sondern tatsächlich verbürgt. Richters Heimat ist mit Hingabe geschildert, ohne daß sich allzustarke Abhängigkeit von den grundlegenden Arbeiten Ferdinand Josef Schneiders verriete. Die autobiographischen Quellen, die Richter hinterlassen hat, sind selbständig verwertet und reichlicher als sonst wohl geschieht und überdies auch nach der genealogischen Seite. Die heimatliche Jugendidylle kommt anmutig zur Erscheinung, obwohl im ganzen Richters Jugend verhältnismäßig sparsamen Raum einnimmt. Der entscheidende Abschnitt schließt auch hier darstellerisch mit Richters folgenreichem Todeserlebnis vom 15. November 1790. Und Harich gibt diesem Erlebnis die neue und besondere Deutung: „Es war die Befreiung vom Wertwahnsinn der Zeit, der damals die größten Geister selbst erfaßte. Er wollte nichts werden und schaffen, nur sein und ewig sein und in sich hineinströmen lassen und wieder herausströmen nach kosmischem Befehl. Und gerade dadurch wurde seine Welt so weit und reich.“ Harich hat mit seltener Unbefangenheit die Bedeutung Herbers für Richter zum Ausdruck gebracht, was mehr ist als sie bloß zu begreifen. Richters Werke sind von Fall zu Fall und in ihrer Besonderheit ausgebeutet. Besonders zu rühmen ist der Abschnitt über „Titan“, den Prüfstein des Richter-Verständnisses, aber auch den Prüfstein inneren Mutes. Denn das ist in der Regel die Stelle des geschämigen Schweigens oder bedauernden Achselzuckens. Denn es ist die Stelle gegen das theaterliche Weimar. Harich hat hier ebenso taktvoll wie deutlich die kulturkritische Absicht Richters herausgearbeitet. Was an den Schlußabschnitten matt erscheint, wird durch andere Werte aufgewogen. Denn der Teil über Richters politische Schriften ist wenigstens im Gefüge einer Gesamtdarstellung neu und mit so zeitbedeutendem Umblick und Ausblick noch nicht anschaulich gemacht worden. Harich macht kein Hehl daraus, daß er meine Arbeiten kennt. Das ist ihm denn auch prompt ausgestellt worden. Als ob man nur die großen Meister nachahmend karikieren dürfte, indes es verboten ist, uns Kärrnern ab und zu mal einen Ziegel abzunehmen. In Wahrheit geht Harich von der richtigen Erwägung aus, daß man den metaphysischen Richter nur begreifen kann, wenn man den empirischen erfaßt hat. Und er bemüht sich dabei, wie es schließlich seine Pflicht ist, nicht im schulmäßigen

¹⁾ Berend, E., Briefe Jean Pauls. 4. Bd. München 1926 bei Georg Müller.

²⁾ Harich, W., Jean Paul. Leipzig 1925. Verlag H. Haessel. 860 ff.

Kreidekreis rundum zu wandern, sondern frei im Felde zu spazieren und die Dinge von wenigstens zweierlei Seiten zu sehen. Aber dagegen möchte ich Einspruch erheben, daß auch Harich in diesem Zusammenhange mit Ausdrücken wie „neu“ und „alt“ operiert. Ich bin in der Generation, die über die erste Jugend hinaus ist, noch immer so ziemlich der jüngste, und es will mir nicht einleuchten, daß von dem, was ein Sechziger und ein Dierziger gleichzeitig vertreten, jenes „neu“ und dieses „alt“ sein soll. An sich ist es ja ganz unwesentlich. Eine Wahrheit wird nicht schlechter, weil sie von gestern ist. Jedenfalls ist Harichs Richter-Buch dasjenige, das mit dem Gegenstande wirklich vertraut macht und Einsichten zu vermitteln mag, wenn man sie nicht hat.

Johannes Alt³⁾ gibt der Einleitung zu seinem Buch die Beischrift „Der tumbe Tor“. Das heißt, wie er gleich erläutert, daß Parzival und Simplicius die Linie unserer Geistesgeschichte bestimmen, auf der wir Johann Paul Richter zu suchen haben. Der Gedanke wird im Verlagsprospekt unterstrichen und ist von der Kritik einhellig gelobt worden, von Wissenden allerdings als „nicht neu“. Tatsächlich. In der Anmerkung zu S. 10 stellt Alt fest, daß E. Kläden-Germania Bd. IX, Berlin 1850, S. 87, bereits Parzival und Simplicius „in wesentliche Verbindung zueinander“ gebracht hätte. Ich hab's nicht nachgeprüft. Dann wird angemerkt, die Beziehung Parzival – Jean Paul habe Berend hervor, in der Einleitung zu Jean Pauls Werken, Berlin 1923. Und schließlich heißt es, die Linie Parzival – Simplicius – Jean Paul ziehe Gundolf in der „Deutschen Vierteljahrschrift“ 1923. Da nun Alt zwei weitere Bücher über diese Sache ankündigt, möchte ich diese auffällig eraste und scheinbar erschöpfende Anmerkung ergänzen. Von Kläden wußte ich nichts. Aber auch, wenn es mit ihm so steht, so habe ich dennoch über ihn hinaus im 1. Band der 1. Auflage meiner „Literaturgeschichte“ 1911 auf S. 83 die Beziehung zwischen Parzival und Richter wesentlich hergestellt, gerade bezüglich des Humors, wie Alt ihn darstellt. Ebenda S. 84 habe ich in einem größeren Abssatz Wolfram von Eschenbach und Johann Paul Richter verglichen. Ferner im 2. Band der 1. Auflage, 1913, habe ich S. 192 die Verbindung Wolfram und „Simplicius“ hergestellt, S. 193 mit dem tertium comparationis „Kind“ die Verbindung Wolfram – „Simplicius“ – Richter, S. 194 in anderer Richtung die Verbindung Grimmlshausen – Richter. Das war zehn Jahre vor Berend und Gundolf. Der 3. Band 1918 mußte ohne den Ostfranken-Richter-Abschnitt ausgegeben werden. Aber der 3. Band der 2. Auflage 1924 zog nochmals S. 378 und 379 die Linie, die ich mehr als zehn Jahre zuvor schon angedeutet hatte, und zwar insbesondere die Linie Richter – Parzival – reiner Tor. Dieser Band aber ist, wie schon das Nachwort dazu feststellte, Ostern 1923 an den Verlag abgegangen. Niebergegriffen ist diese Partie schon 1920. „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu.“ Und es sollte mich freuen, wenn ein Aperçu von mir jemandem Stoff zu drei Büchern liefert. Auch den einheitslichen seelischen Untergrund und das Stilprinzip Richters hatte ich schon gegeben. Nur nennt Alt Zopf, was bei mir Barock heißt, ohne daß ich zugeben könnte, ich hätte Barock und Zopf oder gar Barock und Romantik verwechselt. Bezieht sich die entsprechende Stelle bei Alt auf mich, so hat er das eine mißverstanden und beim andern übersehen, daß man den ganz vereinsamt und in der erstarrten Barockwelt aufgewachsenen Richter nicht darum aus dem Zopfstil ableiten kann, weil man die Richter zeitgenössische Kunst Zopf heißt. Es handelt sich hier nicht um das Zeitgenössische, sondern um das fortwirkende Ostfränkische. Alts Buch zeugt von einer vollkommenen Beherrschung des Stoffes. Er gestaltet aus dem Wollen und gibt ein erstaunlich gedrängtes überaus scharfes Bild, das die ganze Weite, den Reichtum und die Vielfältigkeit Richters anschaulich macht. Er ist ebrlich bemüht, so historisch zu sein, als es ihm bei seiner ganzen Einstellung möglich ist. Zu rühmen ist die Offenheit, des Blickes, mit dem Alt erkennt, daß Richter in einer fernen Kleinwelt geboren ist und der Verhönrkelung daher besonders ausgesetzt war. Aber wenn Richters Romane der Mittelzeit so schön aus dem fränkischen Raume begriffen werden, warum nicht Richter selber? Das gibt doch erst der Linie Wolfram – Grimmlshausen – Richter – Bayreuth den zufallentückten Sinn. Indem das Bild vom irrfahrenden Parzival bedenklich abgehört wird, zeichnet Alt die Hauptlinien des jungen Richter als zwei Irrfahrten: einmal nach dem Rationalismus,

³⁾ Alt, J., Jean Paul. München 1925. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

das andere Mal nach Satire und „Sprachwollust“. Es wird nicht zu leugnen sein, daß Alt bei Einschätzung von Richters „Sprachwollust“ versagt, wenn man die tiefe und verständnisvolle Formel dagegenhält, die Meier zu dieser Frage gefunden hat. Dagegen stehe ich auf Alts Seite, wenn er in Richters Jugend lebiglich die üblichen Irrungen jedes jungen Menschen sieht. Folgewidrig aber scheint es mir wieder, daß zwar der innere Gegensatz Goethe – Richter zutreffend erfasst wird, aber dennoch mit einem immer neuen „es galt“ Richters Leben in Goethes Art wie eine planmäßige Ausführung eines instinktiv erfassten Eigengesetzes dargestellt sind. Wie bei Meier erscheinen Tod, Freundschaft, magische Fantasie als Richters Kernprobleme. Neben Johann Gottfried Herder wird auch Friedrich Heinrich Jacobi, den übrigens auch Harich nicht übersehen hat, in die Mitte von Richters Jugend gerückt. Und es scheint, als wolle Alt gerade um das neue Gotterlebnis Richters, wie es ihm Herder und Jacobi vermittelten, Richters Wende um 1790 bewegen. Die Werkanalysen sind aus vertrauester Kenntnis überzeugend und von reifer Sicherheit. Für mißglückt muß ich die des „Titan“ erklären. Die entscheidende zeitkritische Absicht und Wendung gegen Weimar ist Alt entweder entgangen oder er hat bei diesem Problem unüberwindliche Hemmungen gehabt. Es fehlt jede Handhabe, um wie Alt es tut, die europäische Weite des „Titan“ für eine Befruchtung durch die Weltbedeutung Goethes zu erklären. Ja mit dem „Titan“ soll Richter sich sogar der „Klassizität“ nähern. In diesem Falle scheint mein Aperçu noch nicht die nötige Quarantäne durchgemacht zu haben, daß es Alt unverdächtig erschiene. Und so ist denn dieser Roman Richters für Alt nicht die zeitmächtigste, offenste und rücksichtslosste Abwehrdichtung jener Epoche, sondern lebiglich eine „innerpolitische“ Auseinandersetzung Richters mit den widerspruchsvollen Beständen seines Wesens. Richter habe die Gefahr der absoluten romantischen Weltverachtung und willkürlichen Ironie überwunden durch Gegenüberstellung von Schöppe und Noquairiol. Der Abschnitt über Richters politische Schriften steht nicht auf der Höhe des ganzen Buches. Trotz des vielversprechenden Einsatzes zu Anfang, wo „tumber Tor“ und „Humor“ in ein inneres Verhältnis gesetzt sind, bleibt das Bild des humoristischen Richter im Gewollten stecken und wir erhalten einen Pathetiker, der nicht der ganze Richter ist. Wir erfahren kein „wann“ und kein „wo“. Alles begibt sich eben irgendwann und irgendwo, weil diese „facta“ eben keine „Werte“ sind. Es müßte uns doch wenigstens bewiesen werden, das Richters äußeres Leben für sein Wesen bedeutungslos war. Wir haben das Gefühl, als würde ein so schematisches Kopieren dessen, was Goethe für Biographie hielt, langsam zu einer Gefahr. An einer Stelle hat Alt den Ausdruck „aus unserem Blute wissen“. Man sagt mir doch seit fünfzehn Jahren, so was gäbe es gar nicht. Wenn's das aber gibt, dann sollte doch auch Richter manches „aus seinem Blute gewußt“ haben. Alt ist es jedenfalls nicht gelungen, *bios* und *lóyos* in ihrer so vollkommenen Durchdringung zu zeigen, wie das bei einem Wesen, das Leib und Seele hat, notwendig und wie es noch immer Ideal eines nachgestalteten Lebens ist. Innerhalb dieser Grenzen ist Alts Buch eine schöne und wertvolle Leistung, denen die um Richter schon einigen Bescheid wissen, förderlich und für den Verfasser ein Stück vollbrachter Arbeit, auf das er stolz sein kann.

Walter Meier⁴⁾ beginnt sein Buch mit dem geheimnisvollen, nur geschulten Gymnasiasten verständlichen und Goethe-Adepten geläufigen Wort, mit jenem Wort, das vor einigen Jahren um Zürich herum in den Blättern auftauchte und wohl dem einen oder anderen Eidgenossen Kopfschmerzen verursachte, mit dem kostbaren Wort „Tragelaph“. Des Griechischen Unkundige wollen „Goethe-Handbuch“ 3, 436 nachlesen. Meiers Buch führt die Darstellung nur bis einschließlic zur „Unschätzbaren Loge“, aus einer Begründung, über die wir nicht rechten wollen, zumal sie wohl nur aus der Not eine Tugend macht. Das Buch macht einmal den gelungenen Versuch, von einem einheitlichen seelischen Grunde aus Richters Doppelsein zu erfassen und es ist von der richtigen Einsicht bestimmt, Richters Wesensbild als reinen Gegensatz zu Goethe zu fassen. Wenn es aber dann heißt, der Leser möge sich gefälligst selber dies Bild aus dem geistigen Atemraum der Zeit beleben, so bedanken wir uns für diese Aufforderung ebenso höflich, wie wir sie entschieden ablehnen. Entweder ist der

⁴⁾ Meier, W., Jean Paul. Das Werden seiner geistigen Gestalt. Zürich, Leipzig, Berlin 1926 bei Drell Jügli.

„Atemraum“, diese Euphemie für die sehr konkreten Körperlichkeiten des Daseins, zur „Belebung“ des Wesensbildes notwendig; dann darf der Autor diese wissenschaftliche Pflicht nicht auf den unvermögenden Leser abwälzen. Ober dieser Atemraum ist belanglos; dann besteht weder für Autor noch für Leser eine Verpflichtung, ihn mitzudenken. Meier gibt zunächst das „Werden“ von Richters „Weltgefühl“ vom Augenblick seines Ichbewußtseins aus. Doch über eine Genesis erfahren wir hier eigentlich nichts. Das bringen erst die folgenden Abschnitte. „Erste Bildungsmächte“ und der Einfluß von Ernst Platners Kunstlehre sind musterhafte Beobachtungen und Verbeutlichungen seelischer Vorgänge. Der Abschnitt „Skepsis, Stoizismus und Satire“ faßt die satirischen Jugendschriften als bloße Abwehrgedärbe, überfiehet aber dabei, daß sie mindestens ebensosehr als Protarbeiten zu werten sind, also nicht zentral, sondern peripherisch genommen werden müssen. Es liegt im Wesen all dieser Arbeiten, daß sie aus vielem ein geistiges Problem machen, was in Wahrheit ganz gemeine äußere Nötigung des Daseins gewesen ist. Schwergewicht und Wert dieser Arbeit ruht auf den überraschend aufschlußreichen und schön formulierten Abschnitten „Freundschaft und Tod“, „Liebe“, „Natürliche Magie der Phantasie“. Aus der inneren Spannung „von Vernichtungsschau und Ewigkeitshoffnung, von irdischem Schattendasein und lichtmächtigem Jenseitsleben, von dunkler Traumsfabel und Erwachen zu ewigem Morgen“ ist die neue Welt seiner Dichtungen gewachsen. In seinen beiden Jugendfreundschaften erlebte er „die früheste Widerspiegelung seiner beiden mit seinem Ich geborenen Ideale“, an ihren entgegengesetzten Naturen erfuhr er die Doppelheit und Gegenfächlichkeit seiner eigenen: ein allumarmendes Lebensgefühl, sobald die Seele sich aus sich selber herauschwang und dem Ewigen hingab; ein titanisch satirisches, ichherrliches, wenn die Seele sich in sich selbst spiegelt. Richters „ur-eigenste Idee der Liebe“ ist die „spirituelle“. Er liebt nur im grenzenlosen Reiche der Phantasie. Natürliche Magie der Phantasie ist: „spiritualistische Verwandlung der Welt, magische Verklärung derselben durch die Phantasie“. Sie hat, wie Meier glücklich und zutreffend folgert, nichts mit „romantischer Ironie“ zu tun. Es ist eine glänzende Leistung, wie zart, gewissenhaft, bei aller bewegten Teilnahme kühl, Meier seine These durchführt. Richters Doppelbewußtsein seines empirischen und seines metaphysischen Ich führt zum Dualismus, zu zwei nach Wiedervereinigung strebenden Polen, zu Altgefühl und Ichgefühl. Und wie Meier das Ganze in der ausgewogenen Antithese gipfeln läßt: Goethischer Schicksalswille – Richterscher Grenzenlosigkeitsdrang; Gestaltung eines Lebensgesetzes – Traumschau eines ungelebten Lebens, das gibt dem Buch beinahe einen geistigen g e i s t l i c h e n Abschluß. Methodische Bedenken kann man nur dort nicht unterdrücken, wo Meier typische Kinderanekdoten, die hier überdies erst aus der rückschauenden Phantasie des Dichters bezeugt sind, zu Urkunden von Richters Besonderheit macht. Und ein Irrtum Meiers und jugendliche Unzulänglichkeit ist es, wenn er Anschauungen und Ansprüche eines immerhin nur begrenzten Kreises zu den Anschauungen und zu den Ansprüchen „unserer Zeit“ verallgemeinert. Die jungen Leute von heute, denen man einen Wauwau von dem einerseitigen Spezialistentum zu machen pflegt, scheinen damit nur um so vollständiger in das andererseits Spezialistentum zu fallen und das Gefühl dafür zu verlieren, daß die Grenzen ihres Kreises noch nicht die Grenzen der Welt sind. „Die Anschauungen unseres Zeitalters“ sind ungleich bunter, vielfältiger und gegensätzlicher als Meier offenbar gelernt hat.

Friedrich Burschell⁵⁾ stellt uns schlicht und wortwörtlich „die Entwicklung eines Dichters“ hin. Auch er geht nur bis zum Aufbruch der Knospe, diesmal bis zum „Schulmeisterlein Wuz“. Da ist nun der ganz irdische Richter, die täglichen Begebenheiten seines Lebens, Dinge, die nichts bedeuten als sich selber. Das Jungenhafte dieses werdenden Dichters lebt greifbar und strafbar auf. Wir sehen, er hat quellendes Blut, er macht seine Geschlechtsreise durch mit all der Sentimentalität, wie das bei solchen Wesen die Regel ist. Wir hören die kräftige Wirklichkeit seiner Sprache. „Die Bücher stinken mich an.“ Alles ist sinnlich, wirklich, glaubhaft. Der Darsteller läßt seinen Helden die Finger verliert über den Rücken der Bücher streifen. Platners Hörsaal ist mit Statuen geschmückt und wir hören „die wohlklingende

⁵⁾ Burschell, Fr., Jean Paul. Die Entwicklung eines Dichters. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1926. Deutsche Verlagsanstalt.

Stimme“ des Lehrers. Der grelle Unterschied zwischen dem weltvertrauten lebensnahen dichterischen Darsteller und einer Wissenschaftlichkeit, die mit der bluthaften Realität des Lebens kaum mehr zu tun hat, leuchtet dort auf, wo Burschell den Geruch der Bücherballen und der frischen Druckerschwärze, die ganze Bücherhämone Leipzigs über den weltfremden Pfarrersohn herfallen läßt. Darin steckt mehr als uns alle seelischen Analysen glaubhaft machen können. Und wie schlicht, aber wie begreiflich diesseitig lautet Burschells Schlußwort zum Ausgang dieser Jugendfreundschaft: „Der Tote hatte ihn freigegeben.“ Und ich wüßte keine Formulierung, die gleichzeitig wissenschaftlich vollkommener zuträfe und so einfach wäre wie Burschells Satz: „Er hatte sich nur besinnen müssen, damit er ein Dichter wurde wie noch keiner war.“ „Der ewige Jüngling“, der ist es auch bei Burschell. Der seltene Wert dieses Büchleins liegt darin, daß der Unkundige einen Roman gelesen hat, aber ein zuverlässiges Bild behalten wird und daß dem Eingeweihten hier wirklich eine Gestalt ersteht, die lebt.

Wie kommt das doch? Walther Meier ist in einer glücklichen Stunde der Gedanke geschenkt worden: „Die völlige Losreißung vom Irdischen bedeutet die Auflösung jeder Gestalt.“⁶⁾ Wer das weiß, muß auch Folgen ziehen. Uns werden täglich zwei Vordersätze vorgehalten: 1. Jedes Leben ist ein Einmaliges und inkommensurabel. 2. Jeder Vorwurf verlangt seine gemäße Form. Stimmen diese Obersätze, so ziehen wir daraus den unanfechtbaren Folgesatz: also verlangt jedes Leben seine eigene gesetzliche Darstellung. Wird eine große persönliche Leistung, die ihrem Vorwurf mit Recht die gemäße Form gefunden hat, schematisch und mechanisch auf jedem Felde zu mehr oder minder mißglückter Wiederholung gebracht, womöglich aus dem Fehlglauben, „unser Zeitalter“ verlange das, so führt das zur Manier. Manier aber ist das Ende, in der Wissenschaft wie in der Kunst. Man kann teilbare Arbeit nach gleichen Leitgedanken mit verteilten Rollen erledigen. Aber persönliche Leistungen sind unwieberholbar und unverteibar.

Königsberg i. Pr.

Josef Madler.

Mis, Léon, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig de 1853 à 1865. Lille, Imprimerie Douriez-Bataille 1925 (Serie 1 Bd. 10 der Travaux & Mémoires de l'Université de Lille, nouvelle série).

Mit diesem fast 300 Seiten großen Oktavs umfassenden Buch finden die verdienstlichen Ludwig-Forschungen unseres französischen Fachgenossen (vgl. unsere Anzeige Euph. Bd. 25, Heft 4) ihren natürlichen Abschluß, wofern nicht etwa diese 800 Druckseiten nur das Piedestal vorstellen, auf dem sich eine (vorläufig bekanntlich noch mangelnde) des Dichters wie des Ästhetikers würdige Biographie erheben soll — eine Arbeit, die wir, bei aller Anerkennung für Mis' unermüdete und reibliche Arbeiten, immerhin lieber von einem Deutschen geleistet sähen; wir glauben, gerade diesem Poeten könne nur ein Volksgenosse gerecht werden. — In dem vorliegenden Buch schreiten wir an der Hand eines kundigen Führers durch das Trümmersfeld der den Shakespeare-Studien gleichzeitigen Entwürfe und Fragmente; wie in den früheren Arbeiten Mis' kommt eine Menge wichtigen und wertvollen, vorher ungedruckten Materials aus dem weimariischen Archiv zutage, diesmal erfreulicherweise nicht in französischer Übersetzung, die im Leser doch immer ein Gefühl der Unsicherheit zurückläßt, darunter ein merkwürdiger Monolog aus einem Drama „König Alfred“ (der alte Angelsachse ist gemeint) und sechs Szenen des „Marino Falieri“ in bisher unbekannter Redaktion. Die Untersuchung schreitet, so gut sich machen läßt, chronologisch vor, von Entwurf zu Entwurf: Maria Stuart, eben jener König Alfred, Senoewa, Falieri, Agnes Bernauer (deren erste vier Gestaltungen in Mis' großem Werk von 1922 abgehandelt werden), die Freunde von Imola, Camiola, Wallenstein, Tiberius Gracchus; dazu in einem Schnappschuß „Sujets divers“ allerlei, was kaum über den embryonalen Zustand hinaus gebrochen ist. Besondere Erläuterungen befassen sich mit Ludwigs Verhältnis zur Geschichte, zur französischen Dichtung, zu den bildenden Künsten; einer, der zu ermitteln sucht, wie Ludwig um 1860 über Wesen, Konflikt, Schuld und Helden des Dramas dachte, berührt sich naturgemäß mit Mis' älterer Arbeit über die Shake-

⁶⁾ S. 109 seines Buches.

speare-Studien. — Brächten die Ludwig-Studien von Mis auch weiter nichts als die vielen Nova aus Ludwigs Nachlaß, so hätten sie schon dadurch Anspruch auf dauernde Berücksichtigung; nun aber vermag der Franzose, freilich zumeist eben dank diesem Material, das er durch und durch kennt, auch urteilend und darstellend das Bild des Dramatikers und Theoretikers Ludwig wenn auch nicht wesentlich zu ändern, doch aber in so dankenswerter Weise zu ergänzen, zu färben, zu schattieren, daß zunächst niemand an ihm achlos vorüber gehen darf — wenn auch im Einzelnen manches zu berichtigen bleibt und, wie natürlich, auch unsere und des Autors Werturteile sich nicht immer decken wollen. — Anders wirken in ihrer Gesamtheit die dramatischen Fragmente und Skizzen Schillers, Grillparzers, Hebbels, anders die Ludwigs. Wie bunt und wertvoll immer jener Besitz — ginge er irgendwie verloren, das Bild der Poeten verschöbe sich kaum. Aber auf Ludwigs Parerga und Paralipomena fällt der Hauptakzent; in seinen Entwürfen und Torfi, in diesen genialen Konzeptionen und scharfsinnigen Erwägungen, in diesen immer erneuten Enttäuschungen und Niederbrüchen, in diesem bald erfolgreichen, häufiger ohnmächtigen Ringen mit einer allmählich zur Monomanie entartenden Doktrin steckt der eigentliche Dramatiker Ludwig — und die lebenswürdig-gefällige Art unseres gallischen Führers läßt uns nicht so recht zum Bewußtsein der Tragik des Tragikers gelangen.

W i e n.

K. F. Arnold.

Kleine Anzeigen.

Stavenhagen, Kurt, Herder in Riga. S. Köffler, Riga 1925. Abhandlungen des Herder-Instituts zu Riga. 1. Bd., Nr. 1.

Durchaus ein Muster von Festrede, wie man sie sich bei mancher Goethefeier z. B. wünschte, hat dieser Herdervortrag anlässlich eines Festaktes des Herderinstituts wahrhaft festlichen Schwung aus Liebe zum Gegenstand, klaren, eindringenden, zusammenschauenden Blick auf die Ideenmassen des Herderischen Geistes und wertvollen Ertrag. Viel weniger lokalgeschichtlich und biographisch beschränkt, als der Titel befürchten läßt, sind diese wenigen Seiten imstande, die Bedeutung Herders in den Rigaer Jahren zusammenzufassen, und zwar unter dem einen fruchtbaren Gesichtspunkt, daß er an all seine Gegenstände, an Dichtung, Sprache, Volk und Natur ein „neues Sehen“ herangebracht habe. Alle Erscheinungen werden dem jungen Herder lebendig als Verkörperungen jeweils eigener Kräfte und diese zusammen als Teile einer einzigen „Kraft“ oder Qualität, einer Quelle im Jakob Boehmischen Sinn, in der sie urständen.

Erlangen.

Kurt May.

Schulte-Kemminghausen, K., Die Judenbuche von Annette von Droste-Hülshoff. Verlag Ruppel, Dortmund.

Die poetische Kraft der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff wurzelt im Boden der Heimat. Heimatkunst ist auch ihr einziges vollendetes Prosawerk, das sie im Jahre 1842 von der Meersburg aus dem Drucke übergab. Ihr „Liebling“, Lewin Schüding, vermittelte die Drucklegung, der Redakteur H. Hauff gab dem namenlosen Werke den Titel „Judenbuche“ und ließ die Novelle im Cottaschen „Morgenblatt für gebildete Leser“ in der Zeit vom 22. April bis 10. Mai 1842 erscheinen. —

Wie in den Gedichten Annetens stoßen wir auch in diesem Prosawerke auf dunkle Stellen. Dieses Dunkel, das über der Novelle lagert, mag schuld sein, daß man sie einfach als „eigenartige Erzählung“, als „Mordgeschichte“, die vieles mit der Schicksalstragödie gemeinsam hat“ oder als „heimatliches Sittengemälde“ abtut. Unzweifelhaft bleibt der Wunsch nach größerer Klarheit offen, wenn wir das Büchlein aus der Hand legen. Wir erkennen die kunstvolle Knüpfung des Knotens der Handlung, vermissen jedoch eine ebenso kunstvolle Auflösung.

Seit das Interesse für die Dichterin zu Beginn des 20. Jahrhunderts — vor allem durch die Heimatkunfbewegung — wachgerufen wurde, hat sich auch die Forschung der Dichterin wärmer angenommen. Ein reichliches Arbeitsfeld bot die „Judenbuche“. Erst in letzter Zeit ist es dem Droste-Forscher Schulte-Kemminghausen gelungen, die Entwürfe der Dichterin zur „Judenbuche“ aufzujinden. Schon die Entzifferung des handschriftlichen Nachlasses verdient volle Anerkennung. Im Ganzen sind fünf mehr oder minder vollständige Entwürfe vorhanden. Wenn es dem Herausgeber auch nicht gelungen ist, jedes Wort der schwer lesbaren Vorarbeiten zu entziffern, so gibt er uns doch genug Material, das geeignet ist, mehr Licht in die Novelle zu bringen. Wir erhalten Einblick in die Arbeitsweise der Dichterin, in ihr Ringen mit dem Stoff und in die Entwicklung ihrer Kunstanschauung. Weit mehr Personen, so die Stiefschwester Friedrich Mergels, die Dorfkatze Annettes, ein „Gretchen“, die Frau des Försters Brandes u. a., sollten nach den Entwürfen bald mehr bald weniger eine Rolle spielen. Einige in der Novelle auftretende Personen haben ursprünglich ein ganz anderes Gepräge. Margret ist da nicht das selbstbewusste Weib, das die Werbung des Witwers Mergel aus dem edlen Grunde annimmt, ihn wieder zu einem braven Manne zu machen, sondern die „älteste“ Schwester eines Hauptgläubigers Mergels, die dieser heiraten muß, um aus seiner bedrängten Lage zu kommen.

Aus dem Vergleiche der Novelle mit den Vorarbeiten ergibt sich, daß die Dichterin ursprünglich ein größeres Werk plante, später sich immer mehr auf die Geschichte Friedrich Mergels beschränkte und stark — oft bis zur Unklarheit — kürzte. Ein Hauptgrund war der Wechsel ihrer Kunstanschauung. Annette fesselte gar bald weniger die Tat und die Sühne, sondern das psychologische Problem: „Welche Verhältnisse bewirkten, daß Friedrich Mergel zum Mörder wurde.“ Daher ließ sie auch den Plan zu einem Gedichte, in welchem der Mörder eines Juden durch einen blinden Bettler entdeckt werden sollte, fallen, weil ihr der Ausgang zu wenig psychologisch wahr erschien. Noch in einem Entwurfe klingt dieses Motiv nach. Die Dichterin ist gar bald bestrebt, den „Helden“ ihrer Erzählung in den Vordergrund zu stellen und eine möglichst glaubwürdige Charakterentwicklung zu



geben. Aus diesem Grunde erfindet sie die Jugendgeschichte Friedrichs, gibt uns Einblick in seine Erziehung und macht uns vertraut mit seiner engeren und weiteren Heimat, mit den Leuten, die ihn umgeben, und ihren Sitten und Bräuchen.

Die auftretenden Personen sprechen vielfach selbst, was einerseits den Fortgang der Handlung fördert, andererseits deren innere Entwicklung klarer darlegt. Wo es die Zwecke der Dichtung erfordern, weicht Annette auch von der Quelle ab. Auf viele bisher ungelöste Fragen erhalten wir durch das Buch Schulte-Kemminghausens hinreichend Auskunft. Jetzt wissen wir, daß Johannes Niemand, der Doppelgänger Friedrichs, tatsächlich ein unehelicher Sohn Simon Semmlers ist. Wir erfahren auch, welche Verwandtnis es mit dem Meineid Semmlers hat, und worauf der in der Novelle unmotivierte Haß des Försters Brandes gegen Friedrichs Mutter beruht. Auch über die Person des Mörders herrscht weniger Zweifel. Nur die Frage bleibt weiterhin unbeantwortet, weshalb der Gutsherr gerade an einer „Marbe“ in dem Toten den Mörder Friedrich Mergel erkennt. Was wir in den „Bemerkungen“ des Herausgebers vermissen? Einige Worte über das der Novelle vorausgehende Gedicht. Hier ruft uns die Dichterin zu: „Brecht nicht gleich den Stab über einen Menschen!“ Sie streift das Problem der erblichen Belastung und deutet in Vorausnahme einer späteren literarischen Richtung an, daß die Umgebung viel auf den Charakter eines Menschen einwirkt. Auch auf das Walten des Schicksals im Leben Friedrich Mergels werden wir aufmerksam gemacht. Die Novelle hat unstreitig viele Eigenheiten, die charakteristische Merkmale der „Schicksalstragödie“ sind. Freilich können wir weder auf Grund der Entwürfe noch auf Grund der fertigen Novelle behaupten, daß ein über den Personen waltendes unerbittliches Schicksal deren freie Willensentschließung ganz aushebt. In der Novelle kann die „Buche“ als instrumentum fatale gelten. In den Vorarbeiten wecheln die Ausbrüche „Buche“ und „Eiche“.

Die Dichterin hat aus stilistischen und formalen Gründen gekürzt. Freilich benützte sie, wie sie selbst einmal sagte, eine „Hedenscherer“ und hat oft zu arg zugeschnitten. Solange aber das dem Druckmanuskript (Abschrift) nicht aufgefunden ist, können wir immerhin noch Zweifel hegen, ob die Dichterin die Absicht hatte, so viele dunkle Stellen zu schaffen. Vielleicht hatte bei den Streichungen auch der Dichter Lewin Schüding oder gar der Redakteur H. Hauff die Hände im Spiele. —

Das Buch Schulte-Kemminghausens wird die Grundlage für weitere Studien über die „Judenbuche“ bieten können. Es verdient aber auch, über die Drostse-Gemeinde hinaus Verbreitung zu finden, denn wir erhalten Einblick in die Entstehung eines Werkes, das wir zu den Meisternovellen der deutschen Literatur rechnen.

Eger.

Rudolf Wartusch.

Doernenburg, Emil, und Fehse, Wilhelm, Raabe und Dickens. Ein Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes. Magdeburg 1921. Kreuz'sche Verlags-Buchhandlung.

Der doppelte Verfassernamen auf dem Titelblatt dieser Studie deutet darauf hin, daß es sich um die Veröffentlichung von gemeinsamen Untersuchungen zweier Raabeforscher handelt, die sich auf die Beziehungen Raabes zu Dickens erstrecken. Den Kern bildete eine Dissertation von Emil Doernenburg (jetzt Professor an der Universität von Pennsylvania in Philadelphia), die in das Jahr 1908 zurückreichte, aber ungedruckt geblieben war. An sie wollte der bekannte deutsche Raabeforscher Wilhelm Fehse anknüpfen, als er 1920 gleichfalls dem Verhältnis Raabes zu Dickens nachzugehen gedachte. Der amerikanische Gelehrte stellte damals Fehse seine Dissertation handschriftlich zur Verfügung mit der Ermächtigung, sie zu benützen und zu veröffentlichen. Die von Fehse selbst gewonnenen Ergebnisse ergänzten in erfreulicher Weise die Untersuchungen Doernenburgs; so ergab sich der Plan der Veröffentlichung einer gemeinsamen Studie, in der beide Verfasser darauf verzichteten, ihr besonderes geistiges Eigentum festzustellen. Es ist daher für den Beurteiler nicht möglich, die Anteile der beiden abzugrenzen, aber allem Anscheine nach hat Fehse dem Ganzen das Gepräge seiner Forschungs- und Darstellungsweise gegeben, denn aus dem geistigen Habitus der Schrift ist un schwer der Verfasser von „Wilhelm Raabes Erwachen zum Dichter“ zu erkennen. Man kann sagen, daß das an und für sich nicht unbedenkliche Unternehmen einer gemeinsamen literarischen Studie hier offenbar durch das Geschick des Herausgebers Fehse eine glückliche Lösung gefunden hat.

In diesen Untersuchungen haben wir nunmehr nicht bloß ein ebenbürtiges, sondern eher überlegendes Seitenstück zu den älteren Arbeiten von Fritz Lüder¹⁾ und Heinrich Lore²⁾, die dem

¹⁾ Fritz Lüder, Die epischen Werke D. Ludwigs und ihr Verhältnis zu Ch. Dickens. (Greifswalder Dissertation.) Leipzig 1910.

²⁾ Heinrich Lore, D. Ludwig und Ch. Dickens. (Archiv f. d. St. d. n. Spr. u. L., 54. Bd., 1910.)

Beziehungen D. Ludwigs zu Dickens nachgehen, und zu den Studien von Vera Böll^{*)} und Roland Freymond^{*)}, die den Einfluß von Dickens auf G. Freytag beleuchten. Vergleichen wir Raabes Verhältnis zu dem Engländer mit dem D. Ludwigs und G. Freytags, so müssen wir sagen: Raabe steht dem englischen Humoristen näher als die beiden genannten deutschen Erzähler, er hat mehr von dessen Geiste in seinem Wesen und in seinen Schöpfungen als diese; aber er ist gleichwohl ebenso selbständig wie sie. Er hat seine eigene Dichterindividualität gut zu wahren gewußt und ist sogar in vielen Hinsichten über Dickens hinausgekommen. Diese letztere Erkenntnis ist das bedeutendste Ergebnis der vorliegenden Untersuchung.

Die Bekanntschaft Raabes mit den Werken des Engländers haben die beiden Forscher zuerst durch unmittelbare Zeugnisse aus seinem Tagebuch und aus seinen Werken unwiderleglich erwiesen. Um dann die Frage zu beantworten, welcher Art die Einwirkung des Engländers war und in welchem Umfange sie sich vollzog, stellt die Studie eine vergleichende Musterung der Schriften des deutschen und des englischen Humoristen an und hebt die hervorstechendsten Übereinstimmungen heraus. Auf Vollständigkeit ist es nicht abgesehen. Jeder, der mit den Werken der beiden Erzähler vertraut ist, wird ohne Mühe das eine oder andere gemeinsame Motiv hinzufügen können. Vielleicht nimmt man es nicht übel, wenn hier einzelne Ergänzungen geboten werden. Zum Zeugnis dafür, daß die Weihnachtsmärchen des Engländers den stärksten Eindruck auf Raabe gemacht haben, möchte ich zu den schon beigebrachten Belegen noch den Hinweis auf die starke Berührung der Erzählung Raabes „Der Weg zum Lachen“ (1859) mit der Weihnachtsgeschichte „The Haunted Man“ (1848) hinzufügen. Den zarten, anmutigen, heiteren, arglosen Mädchengestalten wie Klärchen Albed (in der Erzählung „Ein Frühling“, 1857) lassen sich mehrere Seitenstücke aus dem Romanen des Engländers entgegenstellen: so die kleine Nell im „Karitätenladen“, Bertha in der Weihnachtserzählung „Das Heimchen auf dem Herbe“ und Dora in „David Copperfield“. Mit Recht betont die vorliegende Studie, daß die Beziehungen Raabes zu Dickens im „Hungerpaster“ am stärksten sind; aber die hervorgehobenen Berührungen lassen sich noch vermehren. Man könnte noch das Freundschaftsmotiv erwähnen (die Freundschaft zwischen Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein erinnert an das Verhältnis zwischen David Copperfield und Steerforth); auch die Nachwirkung der Weihnachtsmärchen von Dickens auf den „Hungerpaster“ läßt sich erweisen in der Wiedergabe der Weihnachtsstimmung und der Weihnachtsgedanken und in der Erwähnung von Geisterchen. Auf die Seefahrbilderungen und die Beschreibung des Seeksturms möchte ich größeren Nachdruck legen als die beiden Verfasser. Ferner möchte ich die Offiziersgestalten nicht übersehen: Leutnant Böß und Oberst von Nullau. Sie erinnern an Figuren von Dickens (außerdem an Emollettische und Sternesche Gestalten). Ganz besonders wäre noch auf die Ähnlichkeit des Stils hinzuweisen: es begegnen uns Aufzählungen ganz in der Art eines Dickens, ferner Personifikationen wie bei diesem (z. B. Personifikation des Windes). Am wichtigsten aber erscheint mir die Berührung mit den Dichtungen des Engländers in der Weltanschauung. In dem Helden des Romans hat Raabe den edlen Hunger nach dem Idealen, die Kraft des Idealismus veranschaulicht. Auch Dickens hatte sich zum Anwalt einer idealen Weltanschauung gemacht und mehrfach gegen die bloß verstandesmäßige, gegen die phantasielose Auffassung des Lebens angekämpft. Man hatte er den Kampf mehr indirekt geführt, indem er Bilder der Selbstsucht und der prosaisch-nüchternen Lebensanschauung entwarf und ihre Vertreter scheitern ließ, während Raabe in Hans Unwirrsch ein positives Bild des idealen Sterbens zeichnete und ihn über die Widerwärtigkeiten des Lebens siegen ließ.

Die Einflüsse des Engländers auf „Schüdderump“ hätten die beiden Forscher bestimmter fassen sollen. Ich glaube, daß die Schilderungen des Armenhauses, das Dickens in „Oliver Twist“ bot, in weitem Umfang für die Beschreibung des Gemeinde- und Siechenhauses im „Schüdderump“ vorbildlich gewesen sind. Dann erinnert die Gestalt der Hanne Allmann an jene bescheidenen Menschen bei Dickens, die unter einem unscheinbaren, ja abstoßenden Äußeren ein goldiges Gemüt voll Nächstenliebe und Lebensfreude verbergen, z. B. Betsey Trotwood in „David Copperfield“ oder Tom Pinch in „Martin Chuzzlewit“. Nebenbei darf erwähnt werden, daß auch andere englische Humoristen gewirkt haben, z. B. Fielding mit seinem „Tom Jones“. Der Herr von Glaubigern erinnert mich an Allworthy; das Wilddiebmotiv begegnet uns wie im Roman Fieldings und auch der ganze stilistische Apparat eines Fielding kehrt im „Schüdderump“ wieder. So ließe sich die Zahl der Übereinstimmungen zwischen Raabe und den Engländern noch sehr vermehren. Aber die beiden Forscher betrachteten den Nachweis des greifbaren Einflusses nicht als ihre Hauptaufgabe, vielmehr legten sie in den sich anschließenden Untersuchungen über die Stoffe, die Charaktere, den Humor, die

*) Vera Böll, Ch. Dickens' Einfluß auf G. Freytags „Soll und Haben“. (Programm d. Mädchenlyzeums in Salzburg, 1908.)

*) Roland Freymond, Der Einfluß von Ch. Dickens auf G. Freytag. (Prager deutsche Studien, 19. Bd., 1912.)

Romit, die Form und die geistige Gestalt Raabes das größere Gewicht auf die Darstellung des dem deutschen Dichter Eigentümlichen. Sie haben hier den Nachweis erbracht, daß Didens zwar dem deutschen Humoristen in Gestalt von Motiven und Stimmungselementen Kaufeine geliefert hat, die dieser in sein umfassendes Gebäude einfügte, daß sich aber Raabes stark subjektive Natur tieferen Einwirkungen von außen her verschloß.

Wenn man die beiden Romanschriftsteller an einander mißt, so gewinnt man folgendes Ergebnis: Raabe besaß nicht die Leichtigkeit im Spinnen und Verknüpfen von Fäden, die wir an dem Engländer bewundern, dafür aber eigneten ihm die größere Innerlichkeit, die umfassendere philosophische Erkenntnis, der tiefere Ernst der Welt- und Lebensauffassung, der tiefgründigere Humor, die innigere Verbindung von romantischer Traumversunkenheit und scharffehendem Realismus, die seelenvollere Charakterzeichnung. Der Blick des Engländers haftete mehr an der Oberfläche des Lebens, ihn lockte die Fülle und Buntheit der Lebensbilder; Raabe aber hatte den Drang, tief in den Kern der Dinge und Menschen zu blicken und die tiefen Gegensätze und Rätsel des Daseins zu ergründen. Didens faßt an seinen Menschen mehr die äußeren Umrisse ins Auge; es fehlt ihnen im Grunde die psychologische Wahrheit. Raabe dagegen erweist sich als den größeren Seelenkennner und Seelenkürer; er bringt in das Innerste seiner Menschen ein und entwickelt sie gleichsam aus einem Lebenskeim heraus. Die dichterische Eigenart des englischen und des deutschen Humoristen ist somit sehr verschieden. Darum unterscheiden sie sich auch in ihren Wirkungen. Didens hat seiner Zeit Genüge getan und deshalb stark auf sie gewirkt; Raabes Dichtung aber ist gewissermaßen zeitlos; seine Wirkung auf seine Zeit war gering, aber er fängt jetzt an, seine Wirkung zu entfalten, und es scheint, daß er auf unberechenbare Zeit wirken wird. Außerdem ist seine Dichtung ein untrüglicher Spiegel echt deutschen Gemütslebens und das macht ihn zu einem nationalen Erzieher von unübersehbarer Zukunftswirkung. Diese hohe dichterische und nationale Bedeutung des deutschen Romanschriftstellers gegenüber dem Engländer erkannt und richtig eingeschätzt zu haben, ist das größte Verdienst, das sich die beiden Raabeforscher durch ihre gemeinsame Studie erworben haben.

P r a g.

J o s e f W i ß a n.

F e h s e, W i l h e l m, Wilhelm Raabes Erwachen zum Dichter. (Die Jahre 1849—1853.)
Magdeburg 1921, Creutz'sche Verlags-Buchhandlung (Max Kretschmann).

Das äußerlich bescheidene, aber anziehend geschriebene und gehaltvolle Büchlein verdankt seine Entstehung einem besonderen Anlaß, der Feier des 90. Geburtstages Wilhelm Raabes (8. Sept. 1921). Es setzt sich zum Ziel, den Einfluß der Magdeburger Jahre (1849—1853) auf das Werden des Dichters nachzuweisen und die Spuren der Anregungen jener Zeit auch in den späteren Werken zu verfolgen. Bevor die Einwirkung, die Magdeburg, seine Örtlichkeit und seine Geschichte auf den werdenden Poeten geübt haben, geschildert wird, entwirft Fehse einleitungsweise in großen Zügen das geistige Wachstum Raabes im Elternhause und befruchtet dabei etwas eingehender bloß ein Aufgabebest des Obertertianers aus den Jahren 1847/48, das schon Wilhelm Brandes in den „Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“ (1913, S. 69 ff.) als ein Dokument ersten Ranges gewürdigt hat, weil es uns bereits einen Einblick in die Grundlagen der künstlerischen Veranlagung des Dichters tun läßt. Erst im 3. Kapitel beschreibt Fehse ausführlich die Lehrzeit Raabes in der Creutz'schen Buchhandlung zu Magdeburg und zeigt, wie hier der historische Sinn des Jünglings durch antiquarische Bücher genährt wurde, die im Lager der Buchhandlung aufgespeichert waren.

Aber nicht bloß die Bücher, sondern auch die Örtlichkeit selbst, der romantische Zauber der Gassen und Märkte Magdeburgs in jener Zeit haben den Dichter in Raabe wachgerufen. Aus den Büchern holte er sich die Zeitstimmung, aus der romantischen Umgebung schöpfte er die Stimmung der Örtlichkeit; beide vereinigten sich in seiner Phantasie zu einem einheitlichen Bilde und diese Verbindung von Ort- und Zeitstimmung ist für die Entstehung der ersten Raabeschen Erzählungen geradezu typisch. Fehse erweist das an der Hand der beiden Novellen „Der Student von Wittenberg“ und „Unseres Herrgotts Kanzlei“. Dabei läßt er Streiflichter auf die Arbeitsweise des Dichters fallen; er legt dar, wie Raabe sich von einem Motiv, das sich ihm innerlich aufdrängte, zunächst durch eine mehr skizzenhafte Gestaltung zu entlasten pflegte, indem er es irgendwo als Nebenmotiv anbrachte, bevor er es zum beherrschenden Mittelpunkt einer größeren Dichtung machte. So war es auch mit den örtlichen und geschichtlichen Einbrüden, die er in Magdeburg empfing: erst in der Erzählung „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (1861, vom 3. März bis 21. September verfaßt) trat der endgültige Verdictungsprozess der Magdeburger seelischen Erlebnisse ein, nachdem er schon längst Magdeburg den Rücken gekehrt und sich schon in der ersten Novelle „Der Student von Wittenberg“ vorläufig entlastet hatte.

Im weiteren deckt Fehse die Verbindungsfäden auf, welche die auf den Magdeburger Einbrüden beruhenden Jugenderzählungen mit den späteren reiferen Werken verknüpfen; er zeigt, wie Motive,

die dort begegnen, auch in den folgenden erzählenden Werken mannigfaltig variiert wiederkehren. In sehr feiner Weise führt Fehse aus, wie im „Studenten von Wittenberg“ die Liebe dem Dichter zu einem Problem wird, das in den späteren Erzählungen tiefe Spuren hinterlassen und immer neue und feinere Lösungen erfahren hat: so im Roman „Ein Frühlings“, im „Heiligen Vorn“, in den Erzählungen „Else von der Lanne“ und „Hollunderblüte“. Die Frage, ob Raabe deshalb so oft mit dem Problem der Liebe dichterisch gerungen hat, weil es ihm vielleicht aus einem Erlebnis hervorgewachsen sei, wagt der Verfasser nicht mit derselben Sicherheit zu entscheiden, mit der er die Behauptung vertritt, daß die Heimkehr Raabes nach Wolfenbüttel nach Beendigung seiner Magdeburger Lehrzeit (1853) die Keimzelle mehrerer Erzählungen und besonders des Romans „Abu Telfan“ geworden ist. Mit dem Ausblick auf die Vollendung der „Chronik der Sperlingsgasse“ (Sommer 1855), mit der Raabe die Reihe seiner großen Werke eröffnet, schließt der Verfasser seine Ausführungen.

Indem Fehse das Erwachen Raabes zum Dichter Schritt für Schritt verfolgt und uns darlegt, wie dem werdenden Poeten die wichtigsten dichterischen Elemente aus dem Magdeburger Leben erwachsen, indem er uns ferner tiefe Einblicke in die dichterische Werkstatt des jungen Raabe tun läßt, fördert er unser Verständnis für dessen dichterischen Anfänge. Was aber das Büchlein besonders schätzenswert macht, das ist die innige Hingebung, die der Verfasser zu Raabe als der lautesten und echten Verkörperung deutschen Wesens hegt. „Nirgends“, sagt Fehse, „fließen die heiligen Quellen unseres deutschen Wesens reicher und lauterer als in seinem Werke“ (S. 6). Er sieht in Raabe den zuverlässigsten Führer, der dem deutschen Volk den Weg zu weisen vermag, in der nationalen Not und Bedrängnis sich selbst wiederzufinden. Dieser ernste nationale Unterton, der das Werkchen in wohlthuender Weise durchzieht, erhöht seinen Wert für das deutsche Volk und hebt es über die Sphäre einer bloßen Gelegenheitschrift weit empor.

Prag.

Josef Wihan.

Burdhardt, Jacob, Briefwechsel mit der Baseler Dichterin Emma Brenner-Kron 1852 bis 1866. Hrg. von R. E. Hoffmann. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1925.

Burdhardt, Jacob, Gedichte. Nach den Handschriften des Jacob Burdhardt-Archivs in Basel hrg. von R. E. Hoffmann. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1926.

Wie die kultur- und kunstgeschichtlichen Werke des großen Baseler Humanisten, so find auch seine Briefe eine genussreiche und vielseitig anregende Fundgrube gelegentlicher Äußerungen über Dichtkunst und Dichter. Ganz besondere Beachtung des Literaturhistorikers aber verdienen, neben seinen Briefwechseln mit Paul Heyse und mit dem Ehepaar Gottfried und Johanna Kinkel, die vorliegenden Briefe an die bescheidenere Baseler Dichterin Emma Brenner-Kron, deren Auffindung und geschmackvolle Ausgabe wir dem Espürsinn und der liebevollen Sorgfalt des Züricher Forschers R. E. Hoffmann verdanken. Anlaß und Inhalt des kurzen Briefwechsels sind in gleicher Weise anzusehen und bezeichnend für Burdhardt's ganze Persönlichkeit: Jahrelang kennt Burdhardt seine Korrespondentin gar nicht. Anonym hatte die junge Dichterin dem schon hoch angesehenen 34jährigen Professor, dessen eigene dichterische Versuche dem damaligen Basel natürlich kein Geheimnis waren, ihre Gedichte zur Beurteilung geschickt, und obwohl 2 Jahre lang die Maske nicht gelüftet wird, nimmt er es doch „als eine Pflichtsache, der Schönheit zu Hilfe zu kommen, wo sie irgend zutage treten und Gestalt annehmen will“. Mit unermünder Geduld und eindringlichem Ernst weist er die Anfängerin auf die hohe Verantwortung des künstlerischen Schaffens hin, alles leichte Dilettieren unerbittlich ablehnend: „Die Dichtung hat mehr zu leisten als eine Form für übermächtige Gefühle. Die Poesie ist eine Kunst und hat die Pflichten einer solchen.“ Er gibt ihr manchmal sehr eingehende kritische Belehrungen und Winke, verweist sie aber vor allem auf hohe und reine Muster, die gleichzeitig seine eigene Anschauungsweise am besten verdeutlichen. Voran stehen ihm immer die Alten, von den Neueren aber neben Goethe und Mörike, Platen, an dem er ihr das Geheimnis der inneren wie der äußeren Form zu studieren empfiehlt. Vor Heine, Lenau und Victor Hugo, doch auch vor Geibel, als dessen Freund er sich aber trotzdem gerne bekennt, warnt er und hebt von den Dichtern seiner Zeit nur Paul Heyse gelegentlich rühmend hervor. So bieten diese Briefe eine Fülle anregender einzelner Bemerkungen und Beobachtungen, geben aber als Ganzes ein in sich geschlossenes und volles Bild der poetischen Grundanschauungen eines der feinsten künstlerischen Geister des vorigen Jahrhunderts.

Schon dieses Briefwechsels wegen verdienten auch die Gedichte von Emma Brenner-Kron der Vergessenheit entrissen zu werden: die Auswahl ihrer „Baseler Heimatgedichte“, die ebenfalls R. E. Hoffmann im gleichen Verlage 1924 sehr hübsch und sauber besorgt hat, erweist sie in der Tat als eine echte Degabung, die durch die Anschaulichkeit und den gemütvollen Humor ihrer idyllischen Dialektdichtung an Hebel's Alamanische Gedichte erinnert und mindestens in der Baseler Heimatdichtung einen ehrenvollen Platz beanspruchen kann.

An Burdhardts *Juwel* freilich, sein „Hämpfeli Lieder“, reichen sie nicht von Ferne heran. Diese kleine Sammlung war sofort das Entzücken von Freunden und Dichtereingeweihten, wie denn Heyse mit Recht ihren hohen Rang in die Worte zusammenfassen konnte: „Diese Sachen macht keine Sterbensseele außer Dein Nachbar Mörike, den unsere lieben Landsleute im Dunkeln sitzen lassen.“ Hier vernimmt man in den treuherzigen Klängen der Mundart Urlaute menschlichen Fühlens, wie sie nach Stürms höchsten Forderungen das Kennzeichen des wahren Lyrikers sind. Auch das kleine Heftchen hochdeutscher Gedichte, das Burdhardt ebenfalls ohne Namensnennung unter dem Titel „Ferien, eine Herbstgabe“ 1849 hatte drucken lassen, war bei Kennern und Feinschmeckern nicht unbeachtet geblieben und hatte den Beweis erbracht, daß in dem univervalen Gelehrten neben der packend anschaulichen Gestaltungskraft, die seine Kulturschilderungen zu Kunstwerken von lebendigster Wirkung erhebt, auch die Fähigkeit rein lyrischer Aussprache verborgen lag, wenn er ihr auch nicht nachgab und seine Lebensaufgabe auf dem wissenschaftlichen Gebiete suchte.

Immerhin ist sich Burdhardt seiner dichterischen Sendung wohl bewußt gewesen, so scheu er auch seine Verse der Öffentlichkeit vorenthielt. Am 2. Mai 1854 schrieb er offen an Paul Heyse, dessen glänzenden Aufstieg er neidlos und herzlich bewunderte, über seine eigenen Gedichte: „Als meine guten Zeiten waren, da war ich noch kein Künstler und jetzt, da ich mit großer Anstrengung da und dort etwas Neues zustande bringe, lebe ich einsam in stiller Arbeit und bin herzlich zufrieden, ubi nemo turbaverit circulos meos.“ Und während er sich sonst so gerne mit fast krankhafter Gleichgültigkeit dem Neudruck seiner Werke entzog, hielt er es bei seinen Gedichten nicht für eine verlorene Mühe, wenigstens in seinem Handexemplar für sich selber eine neue Ausgabe der „Ferien“ vorzubereiten, die allerhand Änderungen und Striche, aber auch neue Gedichte bringen sollte.

Bei dieser Sachlage durfte sich der Herausgeber seiner gesammelten Gedichte, wenn er einigermaßen im Sinne des Dichters verfahren wollte, nicht damit begnügen, alle erreichbaren Verse Burdhardts zusammenzutragen und den Text mit philologischer Gewissenhaftigkeit festzustellen. Er mußte auch auf die Reinheit der künstlerischen Wirkung Bedacht nehmen. K. E. Hoffmann hat es verstanden, den verschiedenen Gesichtspunkten in geschickter und feinsinniger Weise Rechnung zu tragen. Er hat auch nicht die Verantwortung gescheut, dasjenige wegzulassen, was im Widerspruch zu Burdhardts strengen Kunstanschauungen das Gesamtbild gestört und den Dichter herabgedrückt haben würde. So hat er denn schließlich ein Gedichtbuch zustande gebracht, das als Ganzes auch vor der scharfen Selbstkritik Burdhardts bestehen könnte. Mit dem reinen künstlerischen Eindruck verbindet sich aber trotzdem die Befriedigung darüber, daß wir hier das dichterische Gesamtwerk Burdhardts in seinem wesentlichen Bestande unverfälscht erhalten und dessen Werdegang klar überschauen können. In seinen reichhaltigen Anmerkungen, die gelegentlich auch auf mancherlei Beziehungen zu Platen, Geibel, Rugler, Leutbold und anderen Dichtern hinweisen, legt der Herausgeber über das von ihm befolgte Verfahren Rechenschaft ab: Er verzichtet gewissenhaft seine Textvorlagen aus Handschriften und älteren Drucken, gibt aber auch in einem besonderen Abschnitt eine genaue Übersicht der noch nachweisbaren, von ihm aber weggelassenen Gedichte Burdhardts. Hiernach kann man wenigstens bei den schon gedruckten Gedichten die Berechtigung der Weglassung nachprüfen und wird sie z. B. bei den weisshewigen Jugendromanzen, die dem reifen Burdhardt gar seltsam zu Gesichte stehen würden, nur bestätigen. Nach diesen Proben darf man das volle Vertrauen haben, daß Hoffmann mit sicherem Feingefühl auch aus den Handschriften nur solche Gedichte unterdrückt hat, die wie etwa das gegen Richard Wagner gerichtete nie druckreif geworden sind. Wenn irgend möglich, hat Hoffmann von größeren Gruppen wenigstens die eine oder andere Probe aufgenommen, damit das Entwicklungsbild keine wirklichen Lücken bekomme. So sind die Romanzen der Frühzeit durch ein paar hübsch gelungene Stücke wie die „Rheinbrücke zu Basel“ und den „See im Walde“ vertreten, und auch von dem Zyklus „an Friedrich Rückert“, die am weitesten gebiehenen Gedichte mitgeteilt. Von allen mißglückten Anfängen aber und nur tastenden Versuchen ist die Sammlung ganz im Sinne Burdhardts frei geblieben. Voran stehen in chronologischer Folge die ausgereiften Gedichte von 1835–1847; darauf folgen die beiden von Burdhardt selbst herausgegebenen Sammlungen: „Ferien“ von 1849 und das „Hämpfeli Lieder“ von 1853. Daran schließt sich noch eine Nachlese späterer Gedichte von 1850–1882, die meist durch persönliche Anlässe hervorgerufen, das Gesamtbild wirkungsvoll abrunden.

So kommt in klarer Linie der stetige Anstieg des Dichters zur Erscheinung von der unbeschwerten Romantik der Studienzeit, da er noch im Bonner Maitäferbunde Gottfried Kinkels ziemlich harmlos mitfang, über die gehaltvollere Männlichkeit und gesunde Vollständigkeit Ruglers, Geibels und ihres Berliner Kreises bis zu der Höhe eines ersten Klassizismus, der aber durch die Kraft und Frische des persönlichen Erlebens und den stets festgehaltenen engen Zusammenhang mit Natur und Volkstum der Heimat und Italiens nie in die Gefahr formaler Erstarrung verfällt.

Die neue Ausgabe der Gedichte Jacob Burdhardts bringt also nicht nur eine hochkultivierte Gelehrten- oder Epigonenpoesie. Sie bedeutet vielmehr nicht weniger als eine Bereicherung der

Geschichte und des lebendigen Bestandes der deutschen Lyrik um einen glänzenden, aber in diesem Zusammenhang fast vergessenen Namen, einen echten Dichter, der sich durch Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung, Fülle und Tiefe der Gedanken, anschauliche Bildhaftigkeit und Reinheit des künstlerischen Stils den großen Lyrikern von der Art Platens und Mörikes nicht unwürdig anreihet. Lebendig spricht in ihr zu uns mit aller Strenge einer hohen Kunstvollendung der volle Zauber einer unvergleichlich reichen und eigenartigen Persönlichkeit, die kein Lebensgebiet berühren konnte, ohne ihm Spuren ihres überragenden Geistes einzuprägen.

M ü n c h e n .

E r i c h P e t e t .

Kleine Schriften von Dr. Raphael Koeber, Professor an der Kaiserlichen Universität zu Tokio. Dritter Band. Hrsg. von M. Kubo. Reimar Hobbing, Berlin 1925. S. Iwanami, Tokio.

Raphael Koeber, der einundzwanzig Jahre an der Universität zu Tokio Philosophie gelehrt hatte, ist, fünfundsechzig Jahre alt, am 14. Juni 1923 in Yokohama gestorben. Aus seinem Nachlaß hat, seinem Willen gemäß, sein Hausgenosse und Schüler diesen vorher schon in japanischer Übersetzung veröffentlichten dritten Band der Kleinen Schriften herausgegeben. Er enthält Aufsätze, die Koeber seit 1921 für die Monatschrift „Chiso“ geschrieben hatte. [Die ersten zwei Bände sind 1918–1920 in Japan erschienen.] Es ist ein liebenswürdiges Buch, das, von der harmonischen Geistes- und Herzensbildung des vielseitigen Gelehrten zeugend, obwohl sein zwanglos gefälliger Plauderton auf breite Kreise zu Unterrichtender zu wirken bestimmt ist, auch dem anspruchsvolleren Leser Vergnügen bereitet. Vom Märchen, von Ballade und Legende, Idylle, Roman und Novelle, Satire, Fabel, Parabel, vom begeistert gepriesenen „Freischütz“, von Tolstoi und E. T. A. Hoffmann — von diesen beiden ausgesprochenen Lieblingen des in der Weltliteratur mit Geschmack belehrenden Verfassers besonders ausführlich — ist die Rede, und sie ergeht sich klug und klar. Eine optimistische Weltanschauung, die, auf einem bekenntnisfrohen Christentum sicher errichtet, von inniger Liebe zu Vaterland und Volkstum erwärmt, in schöner Zuversicht zur Wahrheit eines höheren Seins aufblickt, verkündet das metaphysische „Schäubern“ als „der Menschheit bestes Teil“, zumal die Bedeutung des „Wunderbaren“ für die echte Dichtung. Sehr gut ist die — uns freilich nicht mehr nahezu legendende — von durchaus künstlerischer Auffassung getragene Ehrenrettung des „serapiontischen“ und des unpolitischen Hoffmann, vornehmlich gegen Eichendorffs Verleumdung und Verleumdung, interessant die Parallele seines fein erfaßten „Don Juan“ mit einer davon beeinflussten dramatischen Dichtung Tolstois¹⁾.

Zahlreiche anregende Bemerkungen und entschiedene Urteile persönlichsten Charakters sind in dem reichhaltigen Schriftchen — das trotz Nietzsche, Ricardo Huch und Spengler auf das angenehmste altmodisch anmutet — verstreut²⁾.

Der verdienstliche Herausgeber hat dem nicht endgültigen Wortlaut stellenweise durch Wahl aus „zwei fast gleichbedeutenden Ausdrücken“ nachhelfen müssen. Als fehlerhaft vermerkte er u. a. noch folgende:

S. 39 Z. 9 v. u.: „sie beginnt gleich in medias res“; S. 105 Z. 9: „Die Mängel feiner Zeit ... aufzudecken ...“, ist das Ziel ... jeder Satire“; S. 136 Anmerkung, wo das Datum von Tolstoi „Bekenntnis“, 1874, nicht mit der Angabe im Text: „ein Jahr vor seinem Tode“, stimmt; S. 139 erster Absatz Z. 5 v. u.: „ob sie [es] auch gleich nicht Wort haben wollen“; S. 173 Z. 9: „dies alles zieht mich zu dieser roschten Schöpfung an“; S. 221 Z. 10 v. u.: „der Meister Johannes Wacht“ statt „des Meisters“.

W i e n .

R i c h a r d v. S c h a u k a l .

¹⁾ Daß in Japan „das Fräulein von Scuderi“ und „Meister Martin der Kufner“ viel gelesen sind, sei als Kuriosum verzeichnet. — S. 233 sagt K., der Witkowski (Zaust-Kommentar) anführt („in Deutschland folgte ... namentlich Hoffmann mit seiner Novelle Vampirismus“ ...): „Unter Hoffmanns Novellen aber gibt es keine, die diesen Titel hat.“ Das ist richtig. Der Kolumnentitel (der auch im Inhaltsverzeichnis die Geschichte heraushebt) zu der von K. als Nachricht von einer Gula, einer Leichenfresserin, gekennzeichneten Schauergeschichte des Serapionsbruders Eyprian in Ellingers Ausgabe (Werke, Teil 8, S. 163 ff.) rührt, wie der in der Grisebachs (Sämtliche Werke, 9. Bb., S. 173 ff.) über den ganzen Gesprächsabschnitt erstreckte „Der Wampyr“ vom Herausgeber her.

²⁾ Mit manchen freilich wird man sich nicht eben einverstanden erklären, so wenn Scheffels „Eckehard“ „ohne Zweifel der schönste aller deutschen historischen Romane“ genannt wird (Stifters „Witiko“ scheint K. leider nicht gekannt zu haben), wenn Wischers „Auch Einer“ als eines der „schönsten Beispiele des biographischen“ auftritt, wenn Hauptmanns „Hannele“, „Die Verfunfene Glode“ (!) und der „herrliche“ „Narr in Christo“ unter den „großen Werken der Weltliteratur“ erscheinen, wenn Hoffmann „hoch“ über Poe erhoben dastehet.

Auerbach, Erich, Zur Technik der Frührenaissancenovelle in Italien und Frankreich. Dissertation. Heidelberg 1921, Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Auerbach hat sich der nicht leichten Aufgabe unterzogen, die italienische und französische Novelle der Frührenaissance von der formal-technischen Seite zu untersuchen. Er hat damit an Stelle der älteren quellengeschichtlichen und stoffvergleichenden Betrachtung die formalkritische Vergleichung gesetzt. In dieser Hinsicht war für die Novelle der Frührenaissance nur sehr wenig gegeben¹⁾. Um so aner kennenswerter ist die Energie, mit der Auerbach an seine neue Aufgabe herangetreten ist. Mit großem Geschick hat er den in Frage kommenden Novellenschatz der Italiener und Franzosen nach drei wichtigen Gesichtspunkten betrachtet: hinsichtlich des Rahmens der Erzählung, hinsichtlich der Träger und der Komposition. Von einer Untersuchung des Stils im engeren Sinn hat er, wie er selbst sagt, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten abgesehen und niemand wird ihm das übelnehmen; sind ja doch die Ergebnisse, die er am Schluß eines jeden Abschnitts und der ganzen Untersuchung zusammenfassen konnte, für eine Dissertation reichlich genug.

In jedem der drei Kapitel stellt er den Blick auf die historische Entwicklung ein; denn er schließt die Novellen des ins Auge gefassten Zeitraums zu Gruppen zusammen, welche die geschichtliche Entwicklung erkennen lassen. Was den Rahmen der Novelle anlangt, zeigt er, wie in der Novelle des Mittelalters, die als Rahmenerzählung aus dem Morgenlande kam, die Einkleidung die Hauptsache war, wie sie die Lehre, die philosophische Betrachtung enthielt, während die Erzählung selbst nur das Exempel, die illustrierende Zugabe war. Der Verfasser verfolgt nun, welche Bedeutung der Rahmen in der italienischen Frührenaissance hatte, wie mannigfaltig, wie verschieden er war, wie er in manchen Novellen ganz wegfiel, wie Boccaccio sich wieder einen neuen, einen gesellschaftslandschaftlichen Rahmen schuf und wie dieser bei seinen Nachfolgern neuerdings in Verfall geriet²⁾. Indem Auerbach zur französischen Literatur übergeht, kann er nachweisen, daß die französische Novelle einen ganz andern Rahmen entwickelte, einen solchen von häuslich-intimem Charakter, da sie vorzugsweise Szenen aus dem Familienleben in erstem Tone schilderte und vielfach erzieherischen Zwecken diente: so hält der „Ménagier de Paris“ an der Vorstellung fest, daß ein alter Mann ein junges Mädchen geheiratet hat und beschließt, für die junge Frau ein Buch zu schreiben, das ihr in allen Dingen ein Führer sein soll. Das ist ein häuslich-intimer Rahmen und diese Neuschöpfung Frankreichs erweist sich zäher als der Gesellschaftsrahmen Boccaccios; denn mit einigen Schwankungen ist diese französische Form der Einkleidung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wirksam gewesen. Den Versuch eines gesellschaftlichen Rahmens finden wir auf französischem Boden nur in den Cent Nouvelles Nouvelles (um 1460); eigentlich handelt es sich hier um einen Rahmenersatz und dieser ist vielleicht auf den Einfluß der italienischen Novelle zurückzuführen³⁾.

Im 2. Abschnitt macht Auerbach die „Träger“ der Novelle zum Gegenstande seiner Untersuchung. Der Ausdruck sagt eigentlich zu wenig; denn der Verfasser prüft nicht nur die Bedeutung des Mannes und der Frau als der Hauptträger der Handlung und das Verhältnis der Geschlechter zueinander, sondern er bietet überhaupt eine Darstellung der Lebensanschauungen des Zeitalters, der sozialen und ethischen Ideen der Frührenaissance, soweit sie in der Novelle zutage treten. Da macht der Verfasser die interessante Wahrnehmung, daß die Entwicklung der soziologischen Verhältnisse sich einigermaßen auch im Rahmen der Erzählung widerspiegelt. Die Zeit der Blüte des gesellschaftlichen Rahmens (bei Boccaccio) ist zugleich auch die der Vorherrschaft der Frau. Die Frauen tragen nicht nur die Novelle, sondern sie herrschen auch in der Gesellschaft; der Mann ist eine bloße Schattenfigur. Die überragende Stellung der Frau konnte sich nur in einer Zeit entwickeln, in der die Bedeutung der Gesellschaft eine sehr hohe war und diese sich im gesellschaftlichen Rahmen widerspiegelte. Mit der Bedeutung des gesellschaftlichen Lebens verfiel die Herrschaft der Frau und verkümmerte der gesellschaftliche Rahmen der Novelle. In Frankreich herrschte im 15. Jahrhundert der

¹⁾ Am bedeutendsten ist noch die Abhandlung von Kückler über die Cent Nouvelles Nouvelles (Z. f. franz. Spr. u. Lit., Band 30 u. 31), während z. B. Wolfler die Anfänge der französischen Novelle bloß stoffgeschichtlich untersucht hat (Stud. z. vgl. Lit., Band 2, 1902). Söderjhelm (La nouvelle française au quinzième siècle, Paris 1910) ist mir nicht zugänglich.

²⁾ So bei Giovanni da Firenze, der nun zwei sich unterhaltende Personen einführte und den von Boccaccio geschaffenen landschaftlichen Hintergrund ganz auskaltete, ferner bei Sacchetti, der den Rahmen ganz aufgab und nur ein proemio hatte, während Sercambi wieder Boccaccio nachahmte und seinen Rahmen übernahm.

³⁾ Der Einfluß der italienischen Novelle auf die Cent Nouvelles Nouvelles ist stark umstritten; Pietro Toldo hat die italienische Einwirkung verneht (Contributo allo studio della Novella Francese de XV. e XVI. secolo, Rom 1895), während sie Gaston Paris (La Nouvelle française au XV^e et XVI^e siècle, Journal des Savants, 1895) und noch entschiedener Kückler (a. a. O., Bd. 30, S. 330) ablehnen.

häusliche Rahmen in der Novelle, in dieser Zeit gibt auch der Mann dem Leben Maßstab und Gehalt; es macht sich in den Novellen dieser Zeit die Frauenverachtung geltend. Zwei Novellen, in denen die ersten heroischen Frauen auftreten, in denen die Frauen zum erstenmal als Persönlichkeiten gelten, als gleichberechtigt mit dem Mann in der Leidens- und Erlebensfähigkeit, gehören bereits der Hochrenaissance an.

In der Komposition weist der Verfasser eine grundlegende Verschiedenheit zwischen der italienischen und der französischen Novelle nach. Die italienische Novelle ist durch eine gewisse Kürze und Pointiertheit gekennzeichnet. Das ist auf ihren Ursprung zurückzuführen. Der Keim der italienischen, besonders der florentinischen Novelle ist das geistreiche, elegant gesprochene Wort: *das bel parlare*; es wird zum Selbstzweck der Erzählung bei Salimbene. „Die florentinische Freude am eleganten Wort ist der formale Ursprung der europäischen Novelle“ (S. 40). Bei Boccaccio ändert sich die Kompositionsweise. Bei ihm herrscht nicht mehr ein bestimmtes Wort oder eine bestimmte bildhaft ruhende Situation, sondern die Vielheit der Bilder ist bei ihm das Entscheidende; fast nie macht er ein s zur Hauptfasse. Dadurch gewinnt seine Komposition einen breiten Fluß und eine gewisse klassische Gleichförmigkeit. Bei seinen Nachfolgern aber geht diese gleichmäßige breitere Komposition wieder verloren. Sacchetti wendet zuerst bewußt die pointierte Technik an, er stellt ein Bild oder ein Wort seines Kuriositätswertes (*novità*) wegen in den Mittelpunkt. Und diese Kompositionsweise — Auerbach nennt sie die anekdotische — hat in Italien weit mehr Glück gehabt als die Boccaccios.

Während sich die italienische Novelle dieser Zeit auf dem Stil des *bel parlare* aufbaut und ihr deshalb die Neigung zum Pointieren, zur scharfen Formulierung einer Hauptsituation eigentümlich ist, zeigt die französische Novelle von vornherein größere Breite in der Darstellung. Die Pointe, die Schärfe und Feinheit sind den Franzosen des 14. Jahrhunderts noch ganz fremd. Wenn die *Cent Nouvelles Nouvelles* mehr Neigung zur Pointe verraten, so ist dies vielleicht wieder auf italienischen Einfluß zurückzuführen. Denn die formale Eigentümlichkeit der französischen Novelle in der Frührenaissance liegt im allgemeinen in der breiten, verweilenden Darstellung der Zustände.

Die Untersuchung Auerbachs ist, wie zu sehen ist, nur auf wenige, aber auf die wichtigsten Gesichtspunkte der Formalkritik eingestellt. Das Wesentliche der Entwicklung hat Auerbach mit klarem Blick erfaßt und seine Beobachtungen auch folgerichtig und sicher durchgeführt. Mag man auch stellenweise eine noch präzisere Fassung wünschen, mag man auch in der Einleitung eine kurz gefasste literargeschichtliche Uebersicht über die Novellendichtung der Frührenaissance vermissen, mit den Ergebnissen der Abhandlung wird man auf jeden Fall zufrieden sein können und man wird mit Recht die Reife des Urteils und die Sicherheit in der Behandlung des Gegenstandes an dieser Dissertation anerkennen müssen. Die Arbeit ist ein schätzenswerter Beitrag zu einer allgemeinen Geschichte der Novellentechnik, die uns erst die Zukunft bringen wird.

Prag.

Josef Wihan.

Sensburg, Waldemar, Die bayerischen Bibliotheken. Bayerland-Verlag, München 1925.

Darstellungen über das Entstehen, Werden und Vergehen von Bibliotheken gehören zu den geistes- und kulturgeschichtlich interessantesten Dingen. Kein Wunder, daß die Beschäftigung mit derartigen Problemen in den letzten Jahren mehr und mehr in den Vordergrund bibliothekswissenschaftlicher Forschung gerückt ist. Die staatlichen und städtischen Archive, die auf den Bibliotheken selbst aufbewahrten Altentwürfe vergangener Jahrhunderte, alte Bücherkataloge und Zugangsverzeichnisse und nicht zuletzt die Bücher selbst enthalten wertvolles Material, das noch der Verarbeitung harret. Was die Form der Darstellung betrifft, so ergeben sich für den Forscher verschiedene Möglichkeiten. Entweder sucht er den gesamten Werdegang der Bibliotheken vom Altertum bis zur Gegenwart zu durchmessen. In diesem Falle wird das Herausgehälen der Entwicklungsstadien, d. h. der für jedes Zeitalter typischen Bibliotheksformen, ihrer Verwaltung und Benutzung, sowie die Charakterisierung der bedeutendsten Persönlichkeiten, die diese Entwicklung entscheidend beeinflusst haben, Gegenstand der Betrachtung sein. Ein anderer Weg bietet sich durch die aktenmäßige Darstellung der Verwaltungstätigkeit einzelner Persönlichkeiten, die für die geistige Richtung und Entwicklung des ihnen anvertrauten Instituts von maßgebender Bedeutung waren. Eine dritte Möglichkeit bibliotheksgeschichtlicher Betrachtung ist die durch Schwentes Adreßbuch der deutschen Bibliotheken bekannte Katalogform, durch die jede Bibliothek für sich gefondert in einer Einzeldarstellung eine Würdigung erfährt. Diese zwar schematische, andererseits zur raschen Orientierung durchaus praktische Darstellungsform benutzte Sensburg für sein Buch über die bayerischen Bibliotheken, das in teilweise recht ausführlichen Einzelbeschreibungen den Werdegang von 44 zurzeit bestehenden bayerischen Bibliotheken umfaßt. Es liegt in der Anlage des Buches und in der Beschränkung auf die zurzeit bestehenden wissenschaftlichen Bibliotheken Bayerns, daß die Geschichte der zahlreichen, insbesondere den mittelalterlichen Historiker interessierenden säkularisierten Kloster-

bibliotheken unberücksichtigt blieb. Ferner wurden die zurzeit noch existierenden Amts-, Schul-, Vereins- und Volksbibliotheken von der Behandlung ausgeschlossen. Was zur Verarbeitung übrigblieb, war für einen ersten Versuch einer aus Einzelbarstellungen bestehenden Bibliotheksgeschichte Bayerns übergenügend. Denn die Literatur und die archivalischen Grundlagen für jede historische Einzelbarstellung sind meistens weit zerstreut und oft sehr schwer zu beschaffen. Um so dankenswerter ist es, daß Sensburg sich dieser Mühe unterzogen hat und zum Teil sehr wohlgelungene, und soweit es der knappe Rahmen des Buches erlaubte, auch historisch in die Tiefe gehende und wertvolle Details zu Tage fördernde Einzelbarstellungen lieferte. Insbesondere die großen Bibliotheken Bayerns, die Bayerische Staatsbibliothek, die Universitätsbibliotheken in München, Erlangen und Würzburg, sowie die Augsburgische Staats-, Kreis- und Stadtbibliothek haben ausführliche, gut orientierende Würdigungen erhalten. Daß dem Verfasser bei der Bearbeitung eines so umfangreichen und weitverzweigten Gebietes verschiedentlich Fehler unterlaufen sind, und daß hier und da Lücken festgestellt werden können, vermag meines Erachtens den Wert des Buches kaum herabzusetzen. Diese Mängel sind mit einer viel zu weitgehenden Ausführlichkeit und in einer dem gesamten Aufbau der Arbeit in keiner Weise gerecht werdenden Kritik im Zentralblatt für Bibliothekswesen Jhg. 43, Heft 2, S. 82 ff. behandelt, so daß auf eine Wiederholung dieser Dinge hier verzichtet werden kann. Wer ohne Voreingenommenheit an die Lektüre des Sensburgischen Buches herangeht, wird sich dieser kultur- und bibliotheksgeschichtlich wertvollen Beiträge, die der Verfasser selbst bescheidenerweise nur als einen Versuch bezeichnet, freuen können. Denn gerade kurze, zusammenfassende Überblicks aus der Bibliotheksgeschichte brauchen wir. Sie sind als Auskunftsmittel bei einer ersten Orientierung sehr nützlich und können demjenigen, der tiefer in die Einzelheiten einzubringen beabsichtigt, Anregung und Wegweiser sein.

Berlin.

Joachim Kirchner.

Krasnopolsti, Paul, Geistliche Bibliotheken in Böhmen und Mähren (Gutenberg-Jahrbuch 1926).

Der Verfasser gibt auf 29 Seiten einen knappen, dankenswerten Überblick über ein Stüd Bibliotheksgeschichte, das bisher noch keine einheitliche Darstellung erfahren hatte. Zunächst greift er aus der Fülle des Materials — nach den Angaben des im Jahre 1900 erschienenen Bohattaholmannschen Adreßbuches gibt es 51 geistliche Bibliotheken — die neun größten Bibliotheken mit mehr als 20 000 Bänden heraus; im Interesse der Vollständigkeit wäre es wünschenswert, wenn eine Ergänzung der in die Wege geleiteten böhmisch-mährischen Bibliotheksgeschichte mit der Beschreibung der übrigen 42 kleineren Bibliotheken folgen würde.

Wenn man den bibliotheksgeschichtlichen Abriss Krasnopolstis mit gleichartigen Arbeiten auf dem Gebiete der Bibliothekswissenschaft vergleicht, so erfreut die anmutige, stets ins Poetische gesteigerte Darstellung, die der Verfasser dem Gegenstande angedeihen läßt. Ohne Frage, eine für wissenschaftliche Themen durchaus ungewöhnliche Form, die aber dadurch so anziehend wird, daß der Verfasser mit immer neuen, wohl gelungenen Bildern den Leser erfreut. Zunächst ist zu begrüßen, daß bei jedem Kloster, von dessen Bibliothek Krasnopolsti Bericht erstattet, eine Schilderung seiner Lage im Rahmen der Landschaft und ein kurzer, jedesmal sehr reizvoll skizzierter Überblick über seine historischen Schicksale im Laufe der Jahrhunderte gegeben wird. Eine zärtliche Liebe zum Buche spricht aus Krasnopolstis Beschreibung der Bücherschätze, deren Daseinszweck sich für ihn nicht in leichter Benutzbarkeit und guter Katalogisierung erschöpft. Ihm ist das Buch, wie er einleitend hervorhebt, „nichts Totes, nein, das Lebende auf Erden, das seinen Schöpfer überdauert, als Träger eines Namens, dessen Leib oft verschollen ist . . . etwas Vergänglichliches zwar, aber doch fähig, sich selbst neu zu zeugen“. Er zerreißt die papierernen Scheidewände der Kataloge, befreit die Bücher aus der Klausur der Magazine, durch die sie zu Nummern des Bibliothekbetriebes geworden sind, besucht sie wie gute Freunde und plaudert von ihnen wie von vertrauten Gesellen, die ihm Gegenstand zärtlichster Pflege und Lebensinhalt sind. Alles, was der Geist und Kunstfleiß vergangener Zeiten an Büchern liebevoll geschaffen, erscheint ihm in einem verklärten Glanze. In gleichem Sinne wie einst Wackenrober zum schwärmenden Verehrer der Kunst Peruginos, Rafaels und Dürers geworden, ist Krasnopolsti der Panegyriker des alten Buches, ein Lobredner voll von ehrfürchtiger Hingabe. Man muß dies hervorheben, weil dieser ungemein sympathische Typ des Bücherliebhabers heutzutage selten ist; er steht in wohlthuendem Gegensatz zu dem an Außerlichkeiten interessierten modernen Sammler und Bibliophilen, dem das fehlt, was Krasnopolsti besitzt: die selbstlose aber verständnisvolle Einstellung zu dem, was durch Tradition geworden ist, und die Einfühlung in Geist und Inhalt der Werke, die uns die Kulturgüter der Vergangenheit vermitteln.

Berlin.

Joachim Kirchner.

Einlauf.

(Abgeschlossen am 31. Dezember 1926.)

1. Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Arndt, Ernst Moritz, Briefe aus Schweden an einen Stralsunder Freund. Hrsg. von Dr. Erich Güllow: Das Arndt-Museum 2. Druck und Verlag der königl. Regierungs-Buchdruckerei, Stralsund 1926.

Bausteine, Festschrift Max Koch zum 70. Geburtstag dargebracht und hrsg. von Ernst Boehlich und Hans Hedel. Verlag von Preuß & Jünger, Breslau 1926. — Inhalt: Hedel, H., Das Bild des Künstlers im neueren deutschen Roman. Eine Skizze. — Floed, D., Der deutsche Roman der Gegenwart. Eine Studie. — Hönig, J., Wissenschaft und Dichtung. — Schumacher, K., Das Problem der ästhetischen Form im Lichte der Weltanschauung Hebbels. — Unger, K., Conrad Ferdinand Meyer. Eine Charakteristik zu seinem Säkulartag, 11. Oktober 1925. — Kosch, W., Robert Hohlbaum, ein Dichter des Deutschtums. Entwicklung und Quellen. — Appell, E., Erlebnis und Dichtung bei Giosuè Carducci. — Drescher, K., Einige Gesichtspunkte metrischer Betrachtung. — Siebs, Th., Zur Geschichte der deutschen Hochsprache. — Janßen, H., Friedrich Jarids altdeutsche Studien. — Klapper, J., Aus der Frühzeit des Humanismus. Dichtungen zu Ehren des hl. Hieronymus. — Boehlich, E., Johann Michael Elias Obentraut. Zur Geschichte und Legende des „Deutschen Michel“. — Steller, Das Wiegenband. Ein Beitrag zur sudetendeutschen Volkskunde.

Becher, Hedwig, Fechners Philosophie des organischen Lebens im Zusammenhang mit seiner religiösen Metaphysik: Philosophische und pädagogische Arbeiten, hrsg. von Erich Becher und Aloys Filscher, Heft 15: Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1098. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1926.

Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen vormaligen Kammerdiener Fredericksdorf. Hrsg. und erschlossen von Johannes Richter. Mit zwei farbigen Abbildungen und fünf Brief-Faksimiles. Verlagsanstalt Hermann Klemm, A.-G., Berlin-Grunewald [1926].

Briefe von Johann Peter Hebel. Eine Nachlese. Gesammelt, erläutert und herausgegeben von Karl Oberer. Mit fünf Abbildungen und einem Anhang über Bildnisse Hebels aus seiner Zeit. Verlag E. F. Müller, Karlsruhe in Baden 1926.

Briefe von Conrad Ferdinand Meyer, Betsy Meyer und J. Hardmeyer-Jenny. Mit drei Bildnissen und einem Autograph in Faksimile, hrsg. von Otto Schultheß: Neujahrsblätter der Literarischen Gesellschaft Bern. Der neuen Folge fünftes Heft. Verlag A. Franke, A.-G., Bern 1927.

Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs. Band I (1776—1809). Hrsg. von Dietrich Gerhards und William Norvin im Auftrage der Literaturarchiv-Gesellschaft zu Berlin: Das Literatur-Archiv. Veröffentlichungen der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin. Hrsg. von Julius Petersen. Erster Band. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1926.

Briefe an und von Johann George Scheffner: Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Hrsg. von Arthur Warda. Zweiter Band. Vierte Lieferung. Verlag von Duncker & Humblot, München u. Leipzig 1926.

Brinkmann, Hennig, Die Idee des Lebens in der deutschen Romantik: Schriften zur deutschen Literatur. Für die Görres-Gesellschaft hrsg. von Günther Müller. Bd. 1. Verlegt bei Benno Filser, Augsburg-Köln 1926.

B u d d e e, Albert, Der König-Philosoph Friedrich der Große: Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1103. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1926.

B u r d h a r d t, Georg, Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung. Auch eine Einführung in die Philosophie der Gegenwart. 2. Teil. Universitäts-Verlag von Robert Noske in Leipzig 1926.

B u r d a c h, Konrad, Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. Zweiter Band. Goethe und sein Zeitalter. Anhang: Kunst und Wissenschaft der Gegenwart: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker. Buchreihe 3. Bd. Max Niemeyer, Verlag, Halle/Saale 1926.

B u r d a c h, Konrad, Reformation Renaissance, Humanismus. Zwei Abhandlungen über die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst. 2. Auflage. Gebrüder Paetel, Berlin-Leipzig 1926.

B u t l e r, E. M., The Saint-Simonian religion in Germany. A study of the Young German movement. University Press, Cambridge 1926.

C a s t l e, Eduard, In Goethes Geist, Vorträge und Aufsätze. Österreichischer Bundesverlag, Wien u. Leipzig 1926. — Inhalt: Deutsche Größe. Vom erwachenden Nationalgefühl. — Der theatergeschichtliche und autobiographische Gehalt von „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung“. — Herder als Wiedererwecker des deutschen Volksliedes. — „Pater Brey“ und „Satyros“. — Stella. Ein Schauspiel für Liebende. — Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Goetheschen „Faust“. — Gott und Teufel in Goethes „Faust“. — Tasso-Probleme. — Windelmanns Kunsttheorie in Goethes Fortbildung. — Dorothea und Naufriska. — Die natürliche Tochter. Ein Rekonstruktionsversuch des Trauerspiels von Goethe. — Zur Entstehungsgeschichte von Schillers „Demetrius“. — Was ist uns Schiller? — Goethes Plan zu „Schillers Totenfeier“. — Pandora. Ein Festspiel von Goethe. — Ein Wiener bei Goethe. — Die drei Paria. — Trilogie der Leidenschaft. — Goethes Bildungsideal und das moderne Gymnasium.

Deutsche-Osterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Osterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler, hrsg. von Eduard Castle. Dritter (Schluß-) Band 1848—1918. 1. Abteilung: Neuaufabsolutismus und erste Verfassungsversuche 1848—1866. Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, S. m. b. H., Wien 1926.

Deutsche Volkskunde insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Hrsg. von John Meier. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1926.

D i l t h e y, Wilhelm, Studien zur Geschichte des deutschen Geistes: Gesammelte Schriften III. Bd. V. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1927. — Inhalt: Leibniz und sein Zeitalter. — Friedrich d. Gr. und die deutsche Aufklärung. — Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt.

D i l t h e y, Wilhelm, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften: Gesammelte Schriften VII. Bd. V. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1927.

F i s c h e r, Walthar, Amerikanische Prosa, Vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863 bis 1922). Verlag und Druck von V. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1926.

F r o s t, Walter, Bacon und die Naturphilosophie: Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Abt. V: Die Philosophie der neueren Zeit II, Band 20. Mit einem Bildnis Bacon's. Verlag Ernst Reinhardt in München 1927.

G e f f k e n, Johannes, Griechische Literaturgeschichte. Erster Band: Von den Anfängen bis auf die Sophistenzeit: Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Hrsg. von J. Geffken. Bd. IV. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1926.

G e o r g i, Arthur, Die Entwicklung des Berliner Buchhandels bis zur Gründung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler 1825. Paul Parey, Berlin 1926.

G e s e m a n n, Gerhard, Studien zur südslavischen Volksepik: Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag. Hrsg. von Prof. Dr. Franz Spina und Prof. Dr. Gerhard Gesemann. 1. Reihe: Untersuchungen, Heft 3. Erste Folge, Verlag Gebrüder Stiepel Gef. m. b. H., Reichenberg 1926.

Soelen, Walfher, Herber als Deutscher. Ein literarhistorischer Beitrag zur Entwicklung der deutschen Nationalidee: Lübinger Germanistische Arbeiten hrsg. von Hermann Schneider. Erster Band. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1926.

Sörte, Erna, Der junge Tied und die Aufklärung. Germanische Studien, Heft 45. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1926.

Soltzer, Wolfgang, Richard Wagner, Leben und Lebenswerk. Mit einem Bildnis Richard Wagners: Musiker-Biographien. 5. Band. Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig [1926].

v. Gordon, Wolff, Die dramatische Handlung in Sophokles' „König Oidipus“ und Kleists „Der zerbrochene Krug“: Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur XX. Hrsg. von Franz Saran. Verlag von Max Niemeyer, Halle (Saale) 1926.

Gross, Helmut, Der Deutsche Idealismus und das Christentum. Versuch einer vergleichenden Phänomenologie. Verlag Ernst Reinhardt, München 1927.

Handlexikon der Katholischen Dogmatik. Unter Mitwirkung von Professoren der Theologie am Ignatiuskolleg zu Valkenburg. Hrsg. von Joseph Braun S. J. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1926.

Hettner, Hermann, Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. 3. Buch. Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Zweiter Abschnitt: Das Ideal der Humanität. Siebente Auflage mit einem bibliographischen Anhang hrsg. von Ewald A. Doude. Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Akt.-Ges., Braunschweig 1926.

Hirschfeld, Georg, Lord Byron. Mit 1 Faksimile und 34 Abbildungen: Menschen, Völker, Zeiten. Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. Hrsg. von Max Kemmerich. Verlag Karl König, Wien und Leipzig o. J.

Van 't Hooft, B. H., Das holländische Volksbuch vom Doktor Faust. Mit 20 Abbildungen. Martinus Nijhoff, Haag 1926.

Jaeger, Hans, Clemens Brentanos Frühlyrik. Chronologie und Entwicklung: Deutsche Forschungen hrsg. von Friedrich Panzer und Julius Peterfen. Heft 16. Verlag Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926.

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Hrsg. und mit einer Einführung in die Geschichte des deutschen Entwicklungsromans eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig o. J.

Könneke, Gustav, Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmselshausens. Hrsg. im Auftrag der Gesellschaft der Bibliophilen von Dr. J. H. Scholte. 1. Bd. Grimmselshausens Leben bis zum Schauenburgischen Schaffnerdienst. Gesellschaft der Bibliophilen, Weimar 1926.

Koischwikh, Otto, Die Revolution in der deutschen Literaturwissenschaft. Vortrag gehalten vor dem Verein deutscher Lehrer von New York und Umgegend am 6. März 1926. Berlin (Emil Ebering) und New York (Westermann & Co.) 1926.

Koischwikh, Otto, Der Theaterherold im deutschen Schauspiel des Mittelalters und der Reformationszeit. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte: Germanische Studien Heft 46. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1926.

Lanng, Paul, Zeitgenössische Schweizer Dramatiker. Acht Essays. J. Kleiner, Bern 1926.

Laserstein, Käthe, Der Griseldisstoff in der Weltliteratur. Eine Untersuchung zur Stoff- und Stilgeschichte: Forschungen zur neueren Literaturgeschichte LVIII. Hrsg. von Dr. Franz Munder. Alexander Dunder Verlag, Weimar 1926.

Litt, Theodor, Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie. Dritte abermals durchgearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag und Druck von W. G. Teubner. Leipzig u. Berlin 1926.

Lüers, Grete, Die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters im Werte der Rechtshild von Magdeburg. Verlag von Ernst Reinhardt in München 1926.

Dreimärkliche Weihnachtsspiele des 16. Jahrhunderts. 1. Heinrich Knauff 1541; 2. Christoph Latus 1549; 3. Berliner Anonymus 1589; nebst einem süddeutschen Spiel von 1693 hrsg. von Johannes Volke: Berlinische Forschungen, Texte und Untersuchungen im

Auftrage der Gesellschaft der Berliner Freunde der deutschen Akademie hrsg. von Fritz Behrend. Erfter Band. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin [1926].

Malion, Otto, Brentano-Bibliographie (Elemens Brentano, 1778—1842). E. Martin Fraenkel, Berlin 1926.

Maync, Harry, Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Mit Mörikes Bildnis. 3. und 4. überarbeitete und vermehrte Auflage. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin 1927.

Mehlis, Georg, Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen. Verlag J. Brudmann A.-G., München [1926].

Mersch, Paul Alfred, Heinrich Marr 1797—1871. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert. Mit 4 Tafeln: Theatergeschichtliche Forschungen, hrsg. v. Berthold Litzmann. Verlag von Leopold Voß, Leipzig 1926.

Meyer-Wenfey, H., Kleists Novellen „Michael Kohlhaas“ und „Die heilige Cäcilie“ im Wortlaut der ersten Fassung: Germanische Bibliothek, begründet von Wilhelm Streitberg t. 2. Abteilung: Untersuchungen und Texte. 23. Band. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1926.

Murner, Thomas, Des jungen Bären Zahnweh. Eine verschollene Streitschrift. Hrsg. von Joseph Leffk: „Archiv für elsfässische Kirchengeschichte I (1926), S. 141—167. Kommissionsverlag Köhrscheid-Wonn 1926.

Neue Handschriften J. L. Jahns hrsg. von Franz Hüller. Verlag des Deutschen Turnverbandes, Leptitz-Schönau [1926].

Oppens, Edith, Die Gestaltung der Landschaft bei Annette von Droste-Hülshoff. Dissertation. Hamburg 1925.

Pienzat, Karl, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters: Germanische Studien Heft 43. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1926.

Recueil Gébélev, Exposé Sommaire. Leningrad 1926.

Reine Religion. Für moderne Wahrheitsfucher nach Raoul Richters „Religionsphilosophie“ dargestellt und durch Einleitung, Anmerkungen und Anhang erläutert von Max Kubolyb. Verlag von Otto Hillmann, Leipzig 1926.

Reynaud, Louis, Le Romantisme. Ses origines anglo-germaniques: Influences étrangères et Traditions nationales; le réveil du génie français. Librairie Armand Colin, Paris 1926.

Ruepprecht, Chr., Bücher und Bibliotheken. Was können sie den Menschen sein und geben? Mit einem Anhang für Bibliothekbenutzung, besonders der Studierenden, und für Haus- und Familienbibliothek: Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1097. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1926.

Sabbatini, Nicola, Anleitung, Dekorationen und Theatermaschinen herzustellen. 1639. Übersetzt und mitsamt dem Urtext hrsg. von Prof. Dr. Willi Fleminng. Gesellschaft der Bibliophilen, Weimar 1926.

Scherr, Johannes, Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. Erste neubearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage von Dr. Ludwig Lang u. a. 1. Bd. Mit vielen Porträts der hervorragendsten Vertreter der Weltliteratur, Facsimiles ihrer Handschriften, Leseproben, bemerkenswerten Titelbildern und anderen wichtigen und interessanten literaturgeschichtlichen Denkmälern. Verlegt bei Dief & Co., Stuttgart [1926].

Schlesier des 18. und 19. Jahrhunderts. Namens der Historischen Kommission für Schlesien hrsg. von Friedrich Andraea, Max Hippe, Paul Knötel, Otfried Schwarzer: Schlesische Lebensbilder hrsg. von der Historischen Kommission für Schlesien. Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1926.

Schmeier, Hans, Der Begriff der „schönen Seele“, besonders bei Wieland und in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts: Germanische Studien Heft 44. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1926.

Schneider, Ferdinand Josef, Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart. J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1927.

Schröter, Ernst, Walahfrids Deutsche Glossierung zu den Biblischen Büchern Genesis bis Regum II und der Althochdeutsche Tatian: Hermaea. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1926.

Specht, Richard, Franz Werfel. Versuch einer Zeitspiegelung. Paul Höltnay Verlag, Berlin—Wien—Leipzig 1926.

Sprengel, Johann Georg, Die deutsche Kultureinheit im Unterricht. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage: Schule und Leben, Schriften zu den Bildungs- und Kulturfragen der Gegenwart. Hrsg. vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1927.

Troeltsch, Ernst, Glaubenslehre. Nach Heidelberger Vorlesungen aus den Jahren 1911 bis 1912. Mit einem Vorwort von Marta Troeltsch. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1925.

Utig, Emil, Charakterologie. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 1925.

Wach, Joachim, Die Typenlehre Trendelenburgs und ihr Einfluss auf Dilthey. Eine philosophische- und geistesgeschichtliche Studie: Philosophie und Geschichte. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte. Verlag von J. E. W. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1926.

Weber, Paul C., America in imaginative German literature in the first half of the nineteenth century. Columbia University Press, New York 1926.

Weißer, Hermann, Die deutsche Novelle im Mittelalter auf dem Untergrunde der geistigen Strömungen. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1926.

Zeydel, Edwin H., Early References to Storm and Stress in German Literature: Indiana University Studies. Vol. XIII (1926) Nr. 71.

2. Zeitschriften.

(Jahrbücher. — Jahresberichte. — Mitteilungen gelehrter Gesellschaften.)

Archiv für Kulturgeschichte. XVII. Bd. 1926. Heft 1: Kern, F., Kulturenfolge. — Hampe, R., Zur Auffassung der Fortuna im Mittelalter. — Lauffer, D., Geiler von Kaisersberg und das Deutschtum des Elsas im Ausgange des Mittelalters. — Neumann, R., Zu Jacob Burckhardts Gedichten. — Goeb, W., Die Entstehung der „Bibliothek Deutscher Geschichte“. — Winkler, M., Die Anfänge des Suedaler Staates. — Literaturberichte: Köhlsche, R., Geschichte der wirtschaftlichen Kultur im Mittelalter. — Zeller, U., Geistige Kultur des Mittelalters. — Titel ungedruckt, von der Philosophischen Fakultät zu Leipzig angenommener Dissertationen kulturgeschichtlichen Inhalts.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 81. Jhg. (Oktober 1926) Heft 1 u. 2: Brandl, A., Zu Ad. Pichlers Anfängen. — Metzger, F., Swifts Gulliver's Travel's und irische Sagen. — Schleich, G., Die Gloucestershire-Legende der heiligen Juliane. — Geloff, G., Wielands Verhältnis zu Metastasio. — Moldenhauer, G., Nachweis älterer französischer Handschriften in portugiesischen Bibliotheken. — Ebstein, E., Quellengeschichtliches z. G. A. Bürgerers „Die Kuh“. — Liebermann, F., Hengist und Horsa. — Liebermann, F., Zu Streoneshealh. — Liebermann, F., Agf. odde „und“. — Liebermann, F., Agf. hydesace „Fellsad“. — Liebermann, F., Borhtriming „Freibürgerschaftsanordnung“. — Liebermann, F., Alfreðs dulmun aus Isidor. — Liebermann, F., Zu Wulfstans Homilien. — Liebermann, F., Rentiere in Britannien. — Liebermann, F., Zwei Stellen übers Ordal der Angelfachsen. — Liebermann, F., Schauspieler in Dunstable um 1221. — Liebermann, F., Anglo-Französisch um 1240. — Liebermann, F., Frühe Proben schottischer Sprache. — Liebermann, F., An Anglo-Saxon source of Ordericus Vitalis. — Liebermann, F., Mittelenglisch baseling. — Liebermann, F., Geoffrey Chaucer. — Liebermann, F., Englische Prozesakten 1454—1463. — Liebermann, F., Zu Shakespeares Historien. — Schirmer, W. F., Zu Byrons' Klassifizierung Theorie! — Liebermann, F., Zu Walter Scotts Ivanhoe. — Liebermann, F., Zu Ch. Dickens' jüdischen Gestalten. — Ehrentreich, A., Englische Jugendbewegung. — Jordan, L., Über das Abkommen von commodare, faenerare, mutare im Lateinischen und das Aufkommen von improputum, praestare und praestitum. — Schulz-Gora, D., Zum ersten Straßburger Tristan-Fragment. — Schulz-Gora, D., Huwes au blanc tabart. — Körner, J.,

Zu Frau von Staël und Napoleon. — Werner, E., Zur „Bibliographie des voyages en Espagne“.

Deutsche Literaturzeitung. 3. Jhg. Heft 39 (September 1926) Sondernummer für den Orientalistentag, Hamburg 1926: Sethe, K., Neue Forschungen zu den Beziehungen zwischen Ägypten und dem Chattireiche auf Grund ägyptischer Quellen. — Schäfer, H., Die angebliche Entstehung der ägyptischen Wandbilder aus Wandbehang. — Steindorff, S., Der ägyptische Ausgrabungswinter 1925 — 1926. — Guidi, J., Die traditionelle Aussprache des Äthiopischen. — Mittwoch, E., Italienischer Brief eines Franziskaners aus dem Jahre 1495 in einer Berliner äthiopischen Handschrift. — Meißner, B., Die Entwidlung der assyrischen Perigraphie bis zu E. Bezolds Babylonisch-assyrischem Glossar. — Wiegand, Th., Eine Monographie über Petra. — Greshmann, H., Götterbild und Menschensohn. — Littmann, E., Das große Religionsbuch der Mandäer. — Liekmann, H., Die jüdische Katakombe in der Villa Torlonia. — Weil, S., Ein unediertes Responsum des Maimonides. — Horovitz, J., Zur Entstehungsgeschichte von 1001 Nacht. — Jungholtz, Th. W., Islamisches Fremdenrecht in älterer Zeit. — Sobernheim, M., Erinnerungen an die Selbstjulen in Aleppo. — Hartmann, K., Eine neue Geschichte der türkischen Moderne. — Strauß, D., Sylvain Lévi über Indien und die Kulturwelt. — Schrader, D., Die Santals und ihre Volkserzählungen. — Franke, A. H., Eine neue Himalaja-Expedition. — Karlgren, B., Zu den frühesten Verbindungen zwischen China und dem Westen. — Simon, W., Die nationalsprachliche Bewegung in China. — Wildhagen, E., Japanische Lebenskultur.

Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Halle a. d. Saale. 4. Jahrg. (1926) Heft 4: Brandt, K., Cola di Rienzo und sein Verhältnis zu Renaissance und Humanismus. — Ermatinger, E., Zeitstil und Persönlichkeitsstil. Grundlinien einer Stilgeschichte der neueren deutschen Dichtung. — Kindermann, H., Romantik und Realismus. — Esfary, H., Friedrich Nietzsche in den Wandlungen der Mit- und Nachwelt. Ein Vortrag. — Lorenz, K., Friedrich Schlegels Wiener Vorlesungen über die Neuere Geschichte. — Kupprich, H., Elemens Brentano und die Mystik. — Oppert, K., Das Dinggebicht. Eine Kunstform bei Märkte, Meyer und Rilke. — Unger, K., Vom Sturm und Drang zur Romantik. Eine Problem- und Literaturschau. II. — Kluchhohn, P., Das Kleistbild der Gegenwart. Bericht über die Kleistliteratur der Jahre 1922 — 1925.

Eda. Nordisk tidsskrift for Litteraturforskning. Jhg. 13, Bd. XXVI, Heft 4, 1926: Wanscher, V., Homeros-Studier. — Mowinckel, S., Motiver og stilformer i profeten Jeremias diktning. — Paludan, H. A., En gammel dansk Psalmedigter. — Visted, K., Djævelpakten.

Europäische Revue. Hrgg. von Karl Anton Koban. 2. Jhg. Oktober 1926, Heft 7: Bredt, J. W., Nationalismus und Toleranz. — Romier, L., Europäische Solidarität. — Bruhn, B., Wirtschaft und Politik. — Baruji, J., Über ein zweifaches Versagen des Anthropozentrismus. — de Montherlant, H., Der Wettlauf. — Der Horizont (Das junge Europa): Koban, K. A., Genf. — Boehm, M. H., Auslandsvolkstum und Konnationale. — Ziegler, H. O., Nation und Politik. — d'Ormesson, W., Zur Nationsidee. — Gitans, E. O., Volksstimmung und Völkerbund in Italien. — Dupuis, Ch., Ecole libre des Sciences Politiques. — Haas, W., Die deutsche Hochschule für Politik. — Richards, J. G. M., und Stewart, W., Englische Zeitchriften.

Heft 8 (November 1926): Beneš, E., Aus den Problemen der slavischen Politik. — Arens, J. J., Die außenpolitischen Grundsätze der U. R. S. S. — Dvořniković, B., Die soziale und kulturelle Struktur Jugoslawiens. — Zwei rumänische Gedichte. — Capek, K., Käber. — Nögel, K., Russischer Einfluß auf deutsches Wesen. — Jadesew, A., Segen den Strom. — Der Horizont (Das junge Europa): Koban, K. A., Paneuropa. — von Eckardt, H., Deutschland zwischen Kolonialimperialismus und Kolonialholtschewismus. — Dubrowitsch, J., Der Sinn der Russischen Revolution. — Martin, W., Die Siebente Völkerbundversammlung. — Reich, B., Das Russische Theater. — Kiegler, E., Rumänien im Spiegel seines Theaters.

Heft 9 (Dezember 1926): Caillaux, J., Frankreichs Finanzlage und seine Zukunft in Europa. — Hoersch, O., Deutschland im Völkerbund. — d'Ormesson, W., Frankreich — Deutschland — Polen. — Prinz Radziwiłł, J., Polnisch-deutsche Beziehungen. — Schiemann, P., Das Randstaatenproblem. — Graf Ledebur, E., Die nationalen Minderheiten in der Tschechoslowakei. — Paquet, A., Deutscher Städtebau und europäische Bedeutung. — Der Horizont (Das junge Europa): Law, N., Die Britische Reichskonferenz und die Zukunft. — Minder, K., Elfaß und Europa. — Claus, M., Die Dritte Jahresversammlung für kulturelle Zusammenarbeit in Wien.

The Germanic Review. Volume I, Number 4 (October 1926): Roedder, E. C., Linguistic Geography. — Wood, F. A., Indo-Germanic PT: Germanic F. — Maße, A.

E., Zur Methodik der literargeschichtlichen Forschung. — Seibert, Ph., Romanticism. — Rose, E., Das soziale Empfinden Paul Heyfes. — Book Reviews.

Die Horen. Zweimonatshefte für Kunst und Dichtung. 3. Jhg. (1926—1927) Heft 1: Menze, K., Nationaler und weltbürgerlicher Geist. — Binding, K. G., Vier Gedichte. — Hesse, H., Inneres Erlebnis, eine Aufzeichnung. — Mastair, Gedichte. — Schaeffer, A., Urania, das Buch meines Lebens. — Talhoff, A., Sommer. — Mayer, A., Cesar Klein (mit 16 Abbildungen). — Orlik, E., Franziska Ring. — Koehler, W., Der Bürger außer Ort und Zeit. — Franke, H., Zwei Gedichte. — Günther, J., Franziska Ring im Theater unserer Zeit. — Hirth, Fr., Heinrich Heines Kitty. — Elster, H. M., Bücherschau.

Heft 2: Ernst, P., Was nun? — Strauß, L., Sieben Gefänge. — Röttger, K., Die Wandlung. — Schaeffer, A., Abrahams Opfer. — Kob, F., Karl Mößling (mit 8 Abbildungen und einem Holzschnitt). — v. Molo, W., Walt Whitmann, Nachdichtungen. — Schwabach, E. E., Das Schwein. — Klümper, U., Drei Gedichte. — Harich, W., Alfred Brust. — Kenker, A., Zwei Gedichte aus Italien. — Hausenstein, W., Hugo Troschle (mit 5 Abbildungen). — Reinacher, E., Sprüche des Todes. — Däubler, Th., Stryx. — Klümper, U., Auridora. — Orlik, E., W. v. Scholz, Oskar Fried, K. M. Nille 1896, Zeichnung. — Voerke, D., Perpetua. — Elster, H. M., Bücherschau.

Individualität. Viertel-Jahreschrift für Philosophie und Kunst. Herbst 1926, 1. Jhg., 3. Buch: Petry-Gabriel, H., Ibrahim ben Edhem. — Gamper, S., Aus der Dichtung „Die Brücke Europas“. — Walfer, K., Ferienreise. — Hesse, H., Zwei Gedichte. — Kunze, W., Liebe auf den letzten Blick. — Wirz, D., Neue Gestalt. Vier Gedichte. — Lufshat, D., Der Selbstsucher. Die Zerspaltung des Menschen. — Festenberg, G., An die Geliebte. — Diener, D., Aus Blancheffurs Träumen. — Reinhart, H., Digilien. — Bufoni, F., Aus dem Briefwechsel mit Hans Reinhart. — Steiner, K. †, Der Egoismus in der Philosophie. II. — Storrer, W., Die Vollendung des Einigen. II. Die größte Phrase. — Janthausen, A., Sterben und Auferstehen der dichterischen Sprache. — Münzer, H., Am Ufer der Geschichte. — Stolar, W., Individualistische Menschheitsgeschichte. — Wirz, D., Objektivität und Christentum. — Durach, F., Formen in Bewegung. — Keller, H. W., Otto Wirz' „Gewalten eines Loren“. — Hába, A., Über die Musiktagung in Dornach. — Stolar, W., Zur Füssli-Ausstellung in Zürich. — Buchbesprechungen.

Winter 1926/27 4. Buch: Remisow, A., Christi Geburt (Russische Legende). — Morgenstern, Ch., Gedichte aus dem Nachlass. — Reinhart, H., Die Legende vom Herz mit dem Ring und den Rosen. — Reinhart, H., Des Tannenbaums Verklärung in der heiligen Nacht (Nach einer indischen Legende). — Gamper, S., Die Brücke Europas. — Bühler, P., Apollon Harfe. — Manuel, A., Aus den fünfzehn Geistlichen Liedern. — Hiltbrunner, H., Erlösung vom Geseh. — Hesse, H., Der Traum. — Walfer, K., Studie. — Petry, W., Zwei Gedichte. — Detert, F., Der Kerker. — Keller, H. W., Frans Mafereel. — Steiner, K., Der Egoismus in der Philosophie. III. — Storrer, W., Die Vollendung des Einigen. Skizzen zu einem Versuche, den Egoismus als Philosophie der Individualität zu begreifen. — Stolar, W., Individualistische Menschheitsgeschichte. — Lemmermayer, F., Persönliche Erinnerungen an Rudolf Steiner und unsere Kreise. — Brion, M., Überrealismus. — Fränkl, O., Georg Trakl †. Aphoristisches zu einem geistigen Ereignis. — Freiberg, E., Über Seelen-Landschaft. — Storrer, W., Zeitschriftenchau. — Buchbesprechungen.

Kantstudien. Philosophische Zeitschrift. Bd. XXXI. 1926, Heft 2 und 3: Menzer, P., und Liebert, A., Hans Waibinger und sein Wirken für die Kant-Gesellschaft. Anlässlich seines Ausscheidens aus der Leitung. — Schlid, M., Erleben, Erkennen, Metaphysik. — Del-Negro, W., Wahrheit und Wirklichkeit. — Sternberg, K., Über die Unterscheidung von analytischen und synthetischen Urteilen. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Urteilsmodalität. — Reintke, J., Leblos und lebendig. — Heinemann, F., Die Geschichte der Philosophie als Geschichte des Menschen. Betrachtungen über ihren Gegenstand, ihre Methode und Struktur. — Hef, H., Das romantische Bild der Philosophiegeschichte. — Kraft, J., Die wissenschaftliche Bedeutung der phänomenologischen Rechtsphilosophie. — Liebert, A., Zur Logik der Gegenwart. — Levy, H., Paul Natorps praktische Philosophie. Zur Würdigung seiner Vorlesungen über praktische Philosophie. — Hoffmann, P., Niehls Kritizismus und die Probleme der Gegenwart. — Nek, K., Berkeleys Philosophisches Tagebuch. — Syster, M., Zur Frage der Vereinbarkeit von Willensfreiheit und Verantwortlichkeit.

Die Literatur. Monatschrift für Literaturfreunde. 29. Jhg. des „Literarischen Echo“, Heft 1 (Oktober 1926): Curtius, E. A., Jacques Maritain. — Doberer, O., Der dichterische Essay. — Nydner, M., Beiträge über die Antike. — Lürk, W., Der revolutionäre Eros. — Wogler, K., Josef Windler. — Legband, P., Das Bühnenbild. — Groß, E., Gedanken und Ludwig Devrient. — Lissauer, E., Zuckmayers Gedichte. — Porizky, J. E., Erzähler und Analytiker. — Klein, L.,

Fixierter Journalismus. — Doberer, D., Essays. — Zukmayer, E., Zwei Gedichte. — Mann, Th., Eine Manuskriptseite.

Heft 2 (November 1926): Herke, K. H., Von der Unwahrheit jeder Form. — v. Scholz, W., Zur Geschichte des Okkultismus. — Banaschewski, A., Carl Dallago. — Frant, A., Italiensches Theater. — v. Bunsen, M., Japan und China. — Schmidt, W., Blindheit als dichterisches Mittel. — Luther, A., Bücher aus und über Ausland. — Holitscher, A., Das unruhige Asien. — v. Scholz, W., Zwei Manuskriptseiten. — Kempf, Fr., Wie E. v. Keyserling den Tod gebildet hat.

Heft 3 (Dezember 1926): Engelhardt, E., Gedanken, Worte, Bücher. — Huebner, F. M., Die Rolle der Literatur. — Unger, K., Ein spekulatives Kleistbild. — Strauch, Ph., Mythische Dichtung. — Heuschke, O., Mythos von Orient und Okzident. — Leitich, A., Gandhis Leidenszeit. — Eckart, W., Julius Maria Weder. — Weder, J. M., Autobiographische Skizze. — Münzer, K., Bojer. — Diebold, B., Neumann, A.: „Der Teufel“. — Seidel, J., Drei Gedichte. — Stehr, H., Eine Manuskriptseite.

Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. XV, Heft 3: Hönigswald, R., Vom Problem der Idee. Eine analytische Untersuchung aus Anlaß des Bauchschen Werkes „Die Idee“. — Croce, B., Richtlinien der modernen Philosophie. Offener Brief an den 6. internationalen Philosophenkongreß in Cambridge/Mass. im September 1926. Übersetzt von Karl Wopler. — Thyssen, J., Vom Ort der Werte. Eine Studie zum Wertproblem. — Lofstij, N., Fichtes konkrete Ethik im Lichte des modernen Transzendentalismus. — Schreier, F., Über die Lehre vom „Möglichen Recht“. Zugleich eine Besprechung von Kelsens „Allgemeine Staatslehre“. — Notizen.

Muttersprache. Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins. 41. Jhg. (Oktober 1926) Heft 10 (Schwabenheft): Ostertag, D., Eingang. — Lämmle, A., Schwäbische Mundart. — Erbe, K., Das Aschenbrödel. — Haag, K., Schwabensprache. — Aus dem Württembergischen Staatsministerium. — Brechenmacher, J. K., Schwäbische Sprachschöpfung. — Finkh, L., Der Schwabenbrief. — Kapff, R., Das Bild in schwäbischen Geschlechtsnamen. — Lämmle, A., Zweierlei Ühren. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. — Lämmle, A., So isch. — Ostertag, D., Muttersprache. — Mitteilungen. — Bücherschau. — Aus den Zweigvereinen. — Briefkasten. — Geschäftlicher Teil.

Neophilologus. Groningen, Den Haag. XII, 1926, 1: Hoepffner, E., La tradition manuscrite des *Lais de Marie de France*. — Alter, E., Ein schwedisches Buch über E. Th. A. Hoffmann. — van der Gaaf, W., A friend of mine. — Pompen, Fr. A., Defoe en zijn bronnen. — van Hamel, A. G., Koning Arthur's vader. — Hesselning, D. C., en Pernot, H., Neotestamentica; *iva* = omdat. — Krappe, A. H., The legend of the death of William Rufus in the *Historia Ecclesiastica of Ordericus Vitalis*. — Hertentrath, E., Fragen.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Hrsrg. von Johannes Ilberg. 2. Jhg. 1926, Heft 5: Schubart, W., Hellenismus und Weltreligion. — Salzmann, E., Kaiser Hadrian und das Problem seiner Persönlichkeit. — Saifer, R., Kleist und Molière. — Fehse, W., Wilhelm Raabes Ringen mit Schopenhauer. — v. Bubnow, N., Religion und Sittlichkeit in der Weltanschauung Dostojewskijs. — Lehl, J., Universität und Erzieher. — Knapp, F., Wilhelm von Vode und Georg Dehio. — Berichte: Judeich, W., Graog, E., Ilberg, J.: Altertumskunde: Römische Geschichte und Kultur. — Schnabel, F.: Geschichte: Seifensgeschichte. — Berland, H.: Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde. — Knapp, F.: Kunst: Die internationale Kunstausstellung in Dresden. — Nachrichten.

Heft 6: Weinreich, D., Antikes Gottmenschenum. — Petsch, R., Vom klassischen Drama der Franzosen. — Rabbow, P., Goethe und die Antike. Ein Problem der deutschen Seele. — Lügeler, H., Hölderlin als Übersetzer. — Reichwein, S., Kulturkrise und Kulturphilosophie. — Kuchhoff, J., Die Regula S. Benedicti als Bildungs- und Unterrichtsstoff. — Weidel, K., Grundsätzliches zur neuen Volksschullehrerbildung. — Berichte: Hübner, W., Auslandskunde. Englisch (Volkstum und Sprache). — Flitner, W.: Bildungswesen. Die pädagogische Bewegung und die Schule. — Adami, F.: Die Frankfurter Reformkulturtagung. — Nachrichten.

Die Neue Rundschau. XXXVII. Jhg. der Freien Bühne. 10. Heft (Oktober 1926): Hellpach, W., Deutsche Politisierung. — Ludwig, E., Bismarck anno Siebzig. — Conrad, J., Jugend (Novelle). — Verdi, G., Briefe. — Die, O., Phantasie über Schuberts „Winterreise“. — Loerke, D., Vier Gedichte. — Harris, J., Das Leben in der Prarie. — Holitscher, A., Theater in China und Japan. — Saenger, E., Nathenau-Briefe. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

11. Heft (November 1926): Schaler, M., Mensch und Geschichte. — Dord, M., Beschneite Spinnweben (Novelle). — Valéry, P., Literatur. — Germain, A., Über Paul Valéry. — Hesse, H., Der Steppenwolf (Gebichte). — Scheffler, K., Die Zukunft der Großstädte und die Großstädte der Zukunft. — Süstind, W. E., Joseph Conrad. — Saenger, S., Politische Chronik. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

12. Heft (Dezember 1926): Brinkmann, E., Amerikanische Universität. — Strauß, E., Befund (Novelle). — Mombert, A., Der Berg Moira. — Meier-Graefe, J., Notizen eines Kezers in Athen. — Wiegler, P., Formen der Erzählung. — Pearfall Smith, L., Trivia. — Kayser, R., Bücher und Menschen. — Curtius, E. R., Les Faux-Monnayeurs. — Saenger, S., Politische Chronik. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

XXXVIII. Jhg. 1. Heft (Januar 1927): Flate, D., Eine neue Zeit. — Hauptmann, G., Der große Traum. — Lübke, A., Hugo von Brandenburg (Novelle). — Brinkmann, E., Kameradschaft und Religion in Amerika. — Kerr, A., Ausichten der Sprechbühne. — Duhamel, G., Von allerlei Geistesabenteuern. — Landsberger, F., Dostar Loerles neues Gedichtbuch. — Saenger, S., Anglia. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

Philological Quarterly. Jowa City. Jowa. Vol. V., Number 4 (October 1926): Mc Cartney, E. S., Makeshifts for the Passive of Deponent Verbs in Latin. — Maxwell, B., The Hungry Knaves in the Beaumont and Fletcher Plays. — Willey, N. L., C and Z in American Spanish. — Douglas Bush, J. N., Pettie's Petty Pilfering from Poets. — Ford Piper, E., The Royal Boar and the Ellesmere Chaucer. — Crane, R. S., English Literature of the Restoration and Eighteenth Century: A Current Bibliography. — Book Review.

Publications of the English Goethe Society. New Series — Vol. III Edited by J. G. Robertson. London 1926. — Contents: Gooch, G. P., The political background of Goethe's life. — Smith, H., Goethe and Rousseau. — Sandbach, F. E., Goethe's interest in Grillparzer. — Montgomery, M., The first English version of Faust I and Dichtung und Wahrheit. — Purdie, E., German influence on the literary ballad in England during the romantic revival. — Stockoe, W., The appreciation of German literature in England before 1820. — Chronicle.

Publications of the Modern Language Association of America. Vol. XLI (September 1926) Nr. 3: Albright, E. M., *The Faerie Queene* in Masque at the Gray's Inn Revels. — Warren Landrum, G., Spenser's Use of the Bible and His Alleged Puritanism. — Hughes, M. Y., Burton on Spenser. — Ralston Caldwell, J., Dating a Spenser-Harvey Letter. — Field Pope, E., Renaissance Criticism and the Diction of *The Faerie Queene*. — Gaw, A., The Evolution of *The Comedy of Errors*. — O' Sullivan, M. J., Hamlet and Dr. Timothy Bright. — Conrad, B. R., Hamlet's Delay — A Restatement of the Problem. — Cawley, R. R., Shakspeare's Use of the Voyagers in *The Tempest*. — Spenser, H., Improving Shakespeare, Bibliographical Notes on Restoration Adaptations. — Benson, A. B., The Essays on Fredrika Bremer in the *North American Review*. — De Mille, G. E., Stedman, Arbiter of the Eighties. — Dunn, W. H., James Whitcomb Riley and Donald G. Mitchell.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Paris 43, Nr. 7, Juillet 1926: Duméril, H., La place de l'adverbe „Never“ dans la proposition. — Pitoulet, C., Les Ailes de Niké. —

Nr. 8, 9, 10, Août — Septembre — Octobre 1926: Loiseau, H., Conseils de Rentrée. —

Revue germanique. Paris. Nr. 4 (Octobre — Décembre 1926): Knudsen, H., La Science du Théâtre en Allemagne. — Brun, L., I. Originaux et Solitaires. — II. Quelques récentes études sur Hebel. — Michel, V., Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland, VIII. — Comptes Rendus Critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des Revues. — Chronique.

Die schöne Literatur. 27. Jhg. Juli 1926, Nr. 7: Desterling, W. E., Hermann Bunte. — Brandenburg, H., Zur Bilanz der jüngsten literarischen Vergangenheit II. — Gesammelte Werke, Romane und Erzählungen, Lyrik und Epik, Literaturwissenschaft, Briefe, Reisen und Landschaften, Sammlungen, Humor, Witz, Satire, Verschiedenes, Neue Bücher im Juni, Zeitschriftenschau Juni. Bühnen (Uraufführungsberichte), Mitteilungen, Beilage: Jahresrente 1926, Bogen 7 (Leifhelm, Matthiefen).

August 1926, Nr. 8: Michael, Jr., Theaterspielplan und deutsches Drama. — Brandenburg, H., Zur Bilanz der jüngsten literarischen Vergangenheit III. — Gesammelte Werke, Romane und Erzählungen, Fremde Literatur, Lyrik, Dramatisches, Literatur- und Geistesgeschichte, Weltanschauung und Philosophie, Bildende Kunst, Geschichte und Kulturgeschichte, Sammlungen, Neue Bücher im Juli, Zeitschriftenchau Juli, Bühnen (Uraufführungsberichte), Mitteilungen, Beilage: Jahresernte 1926, Bogen 8 (Matthiesen, Bruns, Braun).

September 1926, Nr. 9: Wienstein, K., Robert Hohlbäum. — Brandenburg, H., Zur Bilanz der jüngsten literarischen Vergangenheit, von 1900—1925: IV. Der Bühnen-Expressionismus. — Gesammelte Werke, Romane und Erzählungen, Ältere deutsche Literatur, Neudrucke, Niederdeutsche Literatur, Briefe, Erinnerungen, Literatur- und Geistesgeschichte, Geschichte und Kulturgeschichte, Sammlungen, Verschiedenes, Neue Bücher im August, Zeitschriftenchau August 1926, Bühnen, Mitteilungen.

Oktober 1926, Nr. 10: v. Grolman, A., Franziskus von Assisi — Heinrich Federer. — Windler, J., Stoffen zur katholischen Literatur und Hans Kofelihs Spanienbücher. — Romane und Erzählungen, Fremde Literatur, Neudrucke, Erinnerungen und Briefe, Literatur- und Geistesgeschichte, Weltanschauung und Philosophie, Reisen und Länder, Bildende Kunst, Geschichte und Kulturgeschichte, Zeitschriftenchau September 1926, Neue Bücher im September, Bühnen, Mitteilungen.

November 1926, Nr. 11: Meinke, H., Max Bruns. — Miegel, A., Zwei norbische Bücher. — Romane und Erzählungen, Volks- und Jugendliteratur, Lyrik, Fremde Literatur, Literatur- und Geistesgeschichte, Weltanschauung und Philosophie, Bildende Kunst, Geschichte und Kulturgeschichte, Sammlungen, Verschiedenes, Neue Bücher im Oktober, Zeitschriftenchau Oktober, Bühnen (Uraufführungsberichte), Mitteilungen, Beilage: Jahresernte 1926, Bogen II (Eiblich, Zudmayer, Burckhardt).

Dezember 1926, Nr. 12: Brand, S. K., Hans Grimm. — Federmann, H., Isolde Kurz. — Gesammelte Werke, Romane und Erzählungen, Fremde Literatur, Jugendchriften und Bilderbücher, Literatur- und Geistesgeschichte, Weltanschauung und Philosophie, Reisen und Länder, Briefe und Erinnerungen, Humor, Neue Bücher im November, Zeitschriftenchau November, Bühnen (Uraufführungsberichte), Mitteilungen, Beilage: Jahresernte 1926, Bogen 12 (Burckhardt, Friedrich Schnadl).

S l a v i a. Casopis pro slovanskou filologii. Prag. V. Jhg. Heft 1: Smal' Stočkij, R., La langue ukrainienne dans le dictionnaire étymologique de E. Berneker. — Paul, K., B. Kopitar et Geschichte der slavischen Sprache und Literatur de P. J. Safarik. — Murto, M., Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven. — Rosenkrantz, J., Le motif de la solitude dans Lermontov. — Kašin, N., Ostrovskij et Molière. — Sedel'nikov, A., Activité de la Société d'Histoire de la Littérature (Moscou) en 1923—1925. — Kornjeeva-Petfulan, N., Note sur l'histoire des incunables slaves. — A. B., Recueil historico-littéraire consacré à V. J. Szeznevskij (1891—1916). — St. Smal' Stočkij, Recueil scientifique de la chaire d'histoire de l'Ukraine de Char'kov I. — P. B., A la mémoire de G. S. Skovoroda (1722—1922). — Bem, A., Archives rouges I—VIII. — Cartojan, N., Cartojan, N.: La légende d'Abgar dans l'ancienne littérature roumaine. — Burian, V., Georgieviciana dans la bibliothèque du Musée National de Prague. — L. N., Lega, Wl.: Contributions à la connaissance de la civilisation lusacienne en Poméranie. — Petira, S., F. M. Bartoš: Catalogue des manuscrits du Musée National fasc. I. — Silberstein, L., Quellen und Auffäge zur russischen Geschichte.

Heft 2: Liewehr, F., Der ö. Ortsname *Bechyně*, *Bechyn*. — Ružičič, G., Le développement du génitif pluriel en -a dans la langue serbocroate. — Chlumský, J., La mélodie des voyelles accentuées et l'influence des consonnes sur la mélodie des voyelles. — Seliščev, A., Contribution à l'étude des incunables bulgares. — Murto, M., Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven (Fortsetzung). — Zelenin, Dm., Les coiffures de femmes chez les Slaves Orientaux (Russes) (à suivre). — Varneke, B., Pogodin et Schiller. — Durnovo, N., et Ušakov, D., Essai de transcription phonétique de la prononciation littéraire russe. — J. A. I., Prof. S. P. Šestakov (A l'occasion du quarantenaire de son activité scientifique: 1886—1926). — W. T., A propos du jubilé de Jan Los. — Zelenka, M., Josef Fuhrich: Dictionnaire des différences entre le polonais et la tchèque. — Vernadskij, G., Aperçu des travaux sur le byzantinisme depuis 1914. — Bem, A., La littérature dans les revues russes. Literaturnaja Mysl. Almanach. I—III.

E t i m m e n d e r Z e i t. Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. 57. Jhg. (Oktober 1926), Heft 1: Lippert, P., Der heilige Franziskus von Assisi. — Janßen, W., Die Welfenform des

katholischen Lebens. — Pribilla, M., Anatole France als Geschichtsschreiber. Ein Beitrag zur Geschichte der Jeanne d'Arc-Forschung. — Noppel, E., Überwindung des Proletariates. — Stang, E., Rheinlandsdramen. — Muder mann, Fr., Zeitgemäße Literaturfragen. — Przywara, E., Hermann Bahr. — Besprechungen von Büchern über Kunst.

November, Heft 2: Rißhütter, R., Die Heiligen des letzten Jahrtausends. — Obermann, J., Zum Frieden der Welt durch die Religionen der Welt. — Duhr, B., Die größte Schandtat des Absolutismus des 18. Jahrhunderts. — v. Dunin-Borkowski, St., Benedikt de Spinoza und Niels Stensen. — Muder mann, Fr., Zeitgemäße Literaturfragen. Bernhard Shaw — Stefan George. — Przywara, E., Exerzitiien und Frömmigkeitstypen. Zu einer Streitfrage. — Brunner, A., Abendmahlsfragen in der schwedischen Staatskirche. — Besprechungen von Büchern über Philosophie; Deutsche Literaturgeschichte (Literaturwissenschaft); Deutsche Literatur.

Dezember, Heft 3: Schuster, J. B., Politik und Moral. — Janßen, B., Moderne Denker und Neuscholastik. Ein internationales Symposium. — Wiercinski, F., Das rumänische Patriarchat. — Koch, L., Weltgeschichte und Menschenschicksal. — Muder mann, Fr., Literaturfragen der Gegenwart. Die Dichtung als Bildungsmacht. — Kreitmaier, J., Das schöne Buch. — Wasmann, E., Johannes Keines Lebenserinnerungen. — Przywara, E., Vom philosophischen Ansatz. — Lindworst, J. L., „Vom Leben getötet“. — Besprechungen von Büchern aus der Deutschen Erzählliteratur.

U n a S a n c t a. Ein Ruf an die Christenheit. 2. Jhg. 1926, Heft 3: Bosh, G., Der zerrissene Glaube. — Schlund, R., Von der soziologischen Sendung der Reformation. — Luke, W., Kirche und Sozialdemokratie. — Geheny, H., Der deutsche Katholizismus nach dem Kriege. — Hackl, M., Der lebendige Christus. — Bücherchau. — Pressschau. — Ökumenische Chronik.

Heft 4: Glinz, Gust. Ad., Vom ewigen Recht der Kirche und seinen notwendigen Grenzen. — Leonhard, W., Kirchliches in den Evangelien. — Hansen, H., Die Lehre von der sichtbaren Kirche in lutherischer Beleuchtung. — Sing, E., Lutherische Kirche und Priesteramt. — Thrasolt, E., Die unsichtbare Kirche. — Bücherchau. — Pressschau. — Ökumenische Chronik.

Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. Oktober 1926, XX. Bd., Heft 3 u. 4: Thomae, W., Plastisch und Malerisch. — Adler, L., Theorie der Baukunst als reine und angewandte Wissenschaft. — Bühler, Ch., Kunst und Jugend. — Bemerkungen: v. Bertalanffy, L., Die Entdeckung des Raumes. — Klopfer, P., Die beiden Grundlagen des Raumerschaffens. — Eisler, M., Das Musikalische in der bildenden Kunst. — Hoerner, M., Die Anwendung des Stilbegriffs innerhalb der Kunstwissenschaften. — Dahmen, H., Die Kultur- und Kunstphilosophie Gotthilf Heinrich Schuberts.

Zeitschrift für deutsche Bildung. Frankfurt a. M. 2. Jhg. (1926) Heft 10: Brüggemann, F., Literaturgeschichte als Wissenschaft auf dem Grunde kulturgeschichtlicher Erkenntnis im Sinne Karl Lamprechts. — Meyer-Benfey, H., Der König in Thule. — Schulze, B., R. M. Rilke werdender Gott. — Fehring, M., Geschichtlicher Arbeitsunterricht in der Volksschule. — Frommann, W., Die heutige Jugendchriftenbewegung. — Prestel, J., Bücherbrief über Jugendliteratur. — Neumann, W., Literaturbericht zur Antike. — Freudenthal, H., Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit (Besprechung). — Weder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 11: Budde, G., Geistige Erneuerung und Pädagogik im Lichte der Philosophie Rudolf Eudens. — Gennrich, Fr., Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst. — Steinberg, A., Kabale und Liebe als Lesestoff der Klasse O III des Lyceums. — Wefterburg, H., Geschichte und Lebensgeschichte, ein Bücherbrief. — Engelmann, S., Bericht über die deutschkundliche Tagung vom 4.—6. Oktober 1926 in Berlin. — Weder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 12: Woelik, D., Die Behandlung des Grenz- und Auslandsdeutschtums auf unseren höheren Schulen. — v. Hauff, W., Das Deutschtum in Südamerika. — Krey, H., Das deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart. — Fittbogen, G., Fühlung mit den Grenz- und Auslandsdeutschen, Literaturübersicht nebst Ergänzung. — Weinberg, E., Die deutsche Oberschule in Osterreich. — Weder, H. Th., Osterreichs Schulreform, Bericht über eine Studienfahrt nach Wien. — Gennrich, Fr., Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst (Fortsetzung). — Burkhardt, H., Neue Musikliteratur. — Schmidt-Voigt, H. H., Bericht über die Historikertagung zu Breslau vom 3.—9. Oktober 1926. — Schochow, M., IV. Pädagogischer Kongress in Weimar vom 7.—9. Oktober 1926, veranstaltet vom Deutschen Ausschuss für Erziehung und Unterricht. — Weder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Zeitschrift für Deutschkunde. Jhg. 40 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Heft 10: Kumbien, H., Das moderne Theater. Vom Naturalismus zum Expressionismus. — Walzel, D., Vom neuesten deutschen Roman. — Schneider, W., Stilfunde im

deutschen Unterricht. — Kalschauer, H., Dorfgeschichten im Unterricht. — Schönbrunn, W., Konzentration in Untertertia. — Menck, F., Zu Fontanes Gedicht „Leben“. — Bathge, W., Zum „Erlkönig“ und „Fischer“. — Literaturberichte: Berger, A. E., 14. — 16. Jahrhundert (1921 — 1924). — Dypfermann, W., Deutsche Sprache und Sprachwissenschaft. — Sonderbericht. — Tagungsberichte. — Zeitschriftenchau.

Heft 11: Havenstein, M., Dichtung und Geistesgeschichte im deutschen Unterricht. Eine Entgegnung. — Hagfeld, H., Deutsches Wesen im Spiegel der spanischen Dichtung. — Sauer, E., Deutsches Wesen im Spiegel der russischen Dichtung. — Sarnecki, D. H., Zur Lyrik der Gegenwart. — Weder, D., Schreiben im Reichsreifeunterricht? — Literaturberichte: Deetsen, W., Von der Romantik zum Realismus (1923 — 1926). — Dypfermann, W., Sprache und Sprachunterricht. — Sonderberichte: Hoffstätter, W.: Goethes Werke (Kob. Petsch). — Soergel, A., Liepe, W.: Im Banne des Expressionismus (Ab. Soergel). — Vorbericht.

Heft 12: Collin, J., Das Tragische in Kleists Leben und Kunst. — Pauls, E. E., Wunsch und Wirklichkeit im Prinzen von Homburg. — Nowinkel, E., Rund um den Impressionismus (Typische Stilbilder für den deutschen Unterricht). — Jengsch, K., Ernst Toller in seinen Dramen. — Schönbrunn, W., Handpuppen im Deutschunterricht. — Gaifer, K., Weniger Aufsätze — mehr Übungen. — Bertram, H., Deutschunterricht und Schrifttum (Eine Erwiderung auf Körners Aufsatz). — Körner, J., Entgegnung. — Tagungsberichte: Müller, K., Der 7. deutsche Ferien-Hochschulkurs in Hermannstadt. — Janßen, H., Schlesische Kulturwoche in Troppau. — Kanning, F., Wissenschaft und Schule auf der deutschlandischen Tagung zu Berlin vom 4. — 6. Oktober. — Sonderberichte. — Vorberichte. — Bücherschau. — Zeitschriftenchau.

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Stuttgart, 51. Bd. (1926), Heft 2 u. 3: Maschke, E., Studien zu Waffennamen der althochdeutschen Glossen. — Schneider, H., Deutsche und französische Heldenepik. — de Voor, H., Frühmittelhochdeutscher Sprachstil I. — Vogt, W. H., Die Volundar kvída als Kunstwerk. — Liepe, W., Der junge Schiller und Rousseau. — Berend, E., Zu den „Nachtwachen“ des Bonaventura. — Göke, A., Friedrich Kluge.

3. Sonderabzüge.

Collin, Joseph, Das Tragische in Kleists Leben und Kunst: Sonderabdruck aus Zeitschrift für Deutschkunde. 40. Jhg. Heft 12. S. 781 — 802.

Holl, Karl, Der Wandel des deutschen Lebensgefühls im Spiegel der deutschen Kunst seit der Reichsgründung. Sonderabdruck aus „Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte.“ Jhg. IV, Heft 3, S. 548 — 563.

Kainz, Friedrich, Vorarbeiten zu einer Philosophie des Stils: Sonderabdruck aus „Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft“. XX. Bd., S. 21 — 63.

Kainz, Friedrich, Junges Deutschland: Sonderdruck aus Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte II, S. 40 — 62.

Krasnopol'ski, Paul, Geistliche Bibliotheken in Böhmen und Mähren: Sonderdruck aus dem Gutenberg-Jahrbuch 1926. Verlag der Gutenberg-Gesellschaft, Mainz [1926].

Mabler, Josef, „Goethegesellschaft“: Hochland, 24. Jhg. (1926/27), 1. Heft, S. 101 — 107.

Neumann, Friedrich, Die Gliederung der deutschen Literaturgeschichte. Sonderabdruck aus der Sammelschrift „Zwischen Philosophie und Kunst“. Verlag von Eduard Pfeiffer, Leipzig 1926.

Newald, Richard, Beiträge zur Geschichte des Humanismus in Oberösterreich: Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Oberösterreich. Musealvereines, 81. Bd., Linz 1926.

Sauer, August, Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 1. S. 137 — 145.

Über die Philosophie Spinozas.

Aus Anlaß seines 250. Todestages.

Von Dskar Kraus in Prag.

Die großen Begründer der wissenschaftlichen Philosophie haben das *διαλέγειν*, die U n t e r r e d u n g als diejenige Methode angesehen, die ihr am angemessensten ist. Wirklich ist ein gewisses d i a l e k t i s c h e s Verfahren zum Gedeihen der Philosophie unentbehrlich. — Denn da sie als geisteswissenschaftliche Disziplin meist auf jene Mittel der Nachprüfung ihrer Thesen verzichten muß, die anderen Wissenschaften zur Verfügung stehen, da die Seele nicht mit dem Mikroskop, Gott nicht mit dem Fernrohr ergründet werden kann, ist die gegenseitige Aussprache und kritische Durchmusterung der Forschungsergebnisse eines ihrer wichtigsten Behelfe. —

Daher hat man die Geschichte der Philosophie als für die Philosophie selbst unentbehrlich bezeichnet und der Problemgeschichte in der Philosophie eine ganz andere Rolle zugesprochen als es in anderen Disziplinen, z. B. in der Mathematik der Fall ist.

Der 250. Todestag Spinozas hat in allen Kulturländern Anlaß gegeben, sich mit diesem, durch sein Leben allein schon ehrfurchtgebietenden, Denker zu beschäftigen. Gewiß kann man sein Andenken nicht besser ehren, als indem man in ehrlichem Wahrheitsstreben ihm naheisfernd, seine Lehre selbst kritisch betrachtet. In einigen wichtigen Punkten sei dies hiemit versucht.

Zuerst möchte ich mich mit der Frage beschäftigen, ob Spinoza, wie man heute vielfach behauptet, ein religiöser M y s t i k e r gewesen sei?

I.

Ist Spinoza ein Mystiker?

Um diese Frage zu beantworten, muß man sich vorerst über den Begriff des Mystikers im Klaren sein. Man spricht von religiösen Mystikern und versteht darunter solche Menschen, die überzeugt sind in einer besonders innigen Beziehung zur Gottheit zu stehen, sei es, daß sie glauben, der Anschauung Gottes mitunter irgendwie teilhaftig zu werden, sei es, daß sie sonst irgendwie unmittelbar mit ihm in Verbindung zu stehen oder von ihm Offenbarungen zu erhalten, überzeugt sind. In diesem Sinne ist Spinoza zweifellos kein Mystiker. Die Gottheit Spinozas ist identisch mit der Natur. Ausdrücklich spricht er ihr jeden

auf das Weltganze oder auf das Einzelwesen abzielenden Plan ab, und etwas wie vorsorgende Liebe zum Einzelwesen ist ihr völlig fremd. Georg Mehlis¹⁾ sagt in seinem Buche „Die Mystik“: „Die Gottheit des Mystikers liebt mehr als sie geliebt wird.“ Die Gottheit Spinozas aber wird von ihm geliebt, ohne ihrerseits zu lieben. Spinoza als religiösen Mystiker zu bezeichnen, ist daher durchaus irrig. Die Welt ist nach Spinoza b l i n d e r Notwendigkeit unterworfen. Dadurch unterscheidet er sich von allen jenen Denkern, die wie Platon, oder Leibniz die Welt von einsichtiger Notwendigkeit beherrscht glaubten.

Manche Spinozaforscher behaupten die „intuitio“ Spinozas sei nichts anderes als die Gotteschau der Mystiker. Allein man kann Spinozas wahre Absichten kaum mehr verkennen, als es diese Interpreten tun.

Spinozas Absicht war eine Philosophie *more geometrico* aus gewissen Prinzipien abzuleiten. Er war der, allerdings durchaus irrigen, Überzeugung, eine solche absolut zuverlässige Methode zu besitzen. Es ist dies die sogenannte *scientia intuitiva*: „hoc genus cognoscendi procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum“. „Diese Erkenntnisweise schreitet von der adäquaten Idee des formalen Wesens einiger Attribute Gottes zur adäquaten Erkenntnis des Wesens der Dinge vor“ (Ethik II, 40). Jene adäquate Idee des begrifflichen Wesens Gottes ist aber keine andere als die Idee Gottes als eines Wesens, dessen *W e s e n h e i t* (essentia) die Existenz notwendig in sich begreift. Mit anderen Worten die 3. Erkenntnisweise Spinozas, die zur Welterkenntnis führen soll, ist der ontologische Beweisversuch in jener Form, die ihm besonders Descartes verliehen hat (obgleich auch eine nach Art des Anselm von Canterbury in früheren Überlegungen des sogenannten kurzen Traktates eine Rolle spielt). — Descartes ging von dem Satze aus: Was ich klar und deutlich als im Begriffe eines Dinges liegend erkenne, das kann ich von ihm aussagen.

Im Begriffe des Dreiecks liegt es, daß es zur Winkelsumme $2R$ hat. Also kann ich vom Dreieck aussagen, es habe notwendig $2R$ zur Winkelsumme. Im Begriffe des vollkommensten Wesens liegt es, daß es notwendig existiert. Also kann ich von dem vollkommensten Wesen aussagen, daß ihm notwendig Existenz zukommt.

Diesen Gedankengang macht sich Spinoza vorbehaltlos zu eigen. Es gilt ihm als über allen Zweifel erhaben, daß dem „ens absolute infinitum“ Existenz kraft seiner Essenz zukomme.

Die Philosophie Spinozas fußt somit auf dem ontologischen Gottesbeweis, seine intuitio ist keine andere Erkenntnisweise als die des ontologischen Arguments. Sonach ist Spinoza kein Mystiker im Sinne eines religiösen Mystikers. Dies gilt, obgleich Spinoza in seiner früheren Zeit von gewissen neuplatonischen und pantheistisch-mystischen Lehren beeinflusst worden ist. Seine „intuitio“ hat aber nichts mit der *visio beatifica* zu tun.

Es gibt noch einen anderen, etwas weiter gefaßten Sinn von „Mystik“. So

¹⁾ Prof. Dr. Georg Mehlis, Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungen in allen Zeiten und Kulturen; bei Bruckmann, München 1927.

nennt *Franz Brentano* jedes Verfahren „mystisch“, das sich einer unnatürlichen Methode bedient, auch wenn diese Methode nicht gerade in einer ekstatischen Versenkung, oder Inanspruchnahme göttlicher Offenbarung, oder einer *visio beatifica* besteht. Mystisch in diesem Sinne sind z. B. die „Methoden“ der Identitätsphilosophen, der „Dreieckeltakt“ *Fichtes*, die dialektische „Methode“ *Hegels*. Zweifellos hat das Verfahren Spinozas mit dieser Art Mystik eine nähere Verwandtschaft. Der *mos geometricus* hat ja auch *Fichte* vorgezeichnet, und gewiß kann man den *mos geometricus* als eine der Philosophie und insbesondere der Metaphysik ganz inadäquate Methode bezeichnen. — Wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, so ist auch auf dem der Naturphilosophie und kausalen Prinzipienforschung nur die *induktive* Methode erfolgversprechend. Mystisch also kann man die Methode Spinozas nur nennen, sofern sie eine unangemessene Methode metaphysischen Erkenntnistrebens ist.

Sie ist um so verkehrter, als sie bei Spinoza die *einzige* ist, die er seiner Ethik und der Philosophie überhaupt zugrunde legen will. Ich sage „will“. Denn es ist offenbar, daß er immer und immer wieder Anleihen bei der Erfahrung machen und die Deduktion verlassen muß.

Nach Spinozas Schrift „*de intellectus emendatione*“ war das Ziel, das er bei seinem Nachdenken verfolgte, die Auffindung von etwas, durch dessen Erreichung das Gemüt ständige und höchste Freude in Ewigkeit genieße. Mit *Aristoteles*, und nach dessen Worten, lehnt er Reichtum, Ehre, Sinneslust als erstrebenswerte Güter ab und sieht in der Erkenntnis das höchste Gut (vgl. Ethik IV, 27). Der fundamentale Unterschied besteht jedoch darin, daß die beiden Griechen, Platon und Aristoteles, in der Erkenntnis der Welt aus ihrem ersten *transzendenten* Grund Befeligung fanden, während für Spinoza „die Erkenntnis der Einheit des menschlichen Geistes mit der gesamten Natur“ Seligkeit und Beruhigung bedeutet. — Sich und anderen den Weg zu diesem Ziele zu weisen und möglichst viele der gleichen Erkenntnis teilhaftig werden zu lassen, sieht er als seine Aufgabe an. Darum nennt er sein Hauptwerk „Ethik“. Ein starker ethisch-politischer Zug (man denke an seine politischen Schriften) macht sich bemerkbar; selbst Hygiene und Heilkunde und die technischen Verbesserungen werden als zweckdienlich empfohlen. Das *Bacon'sche* „Wissen ist Macht“ scheint hereinzuspielen; ebenso dessen Bekämpfung des Aberglaubens. Nicht religiös-mystische, sondern aufklärerische Tendenzen — das beweist auch der theologisch-politische Traktat — beherrschen das Leben und die Lehre Spinozas. Doch macht sich gegenüber *Bacon's* Machtstreben, das auf Beherrschung des Wissens, der Natur und der *Völker* gerichtet war²⁾, das edlere Verlangen geltend, die üblen Affekte zu beherrschen; allerdings läßt sich auch nicht leugnen, daß auch der politische Machtgedanke in Spinozas System feste Wurzel geschlagen hat. — Die vollendete Kraft ist ihm die vollendete Macht und diese zugleich das vollendete Recht, sohin der Grad der Kraft und Macht mit dem Grade des Rechtes gleichbedeutend.

²⁾ Vgl. *O. Kraus*, Der Machtgedanke und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer Bacon und Bentham. Bei Hirschfeld, Leipzig 1926.

Er gleicht politische Gedanken von Hobbes, Bacon, Machiavelli seiner Notwendigkeitsphilosophie an, aber um so weniger kann man diese als religiös-mystische Intuition der göttlichen Heiligkeit bezeichnen.

II.

Die „essentia“ des Spinozismus.

Die Grundlage der spinozistischen Doktrin ist das ontologische Argument. Seine Unhaltbarkeit ist längst dargetan. Besonders Kants Kritik ist allgemein bekannt: Es ist nicht schlechterdings notwendig, daß das Dreieck zur Winkelsumme $2R$ habe, sondern nur wenn ein Triangel da ist, so sind auch $2R$ da. — So auch: wenn ein vollkommenes Wesen da ist, so muß es mit Notwendigkeit existieren, ob es aber ein solches Wesen gibt, zu dessen Begriff die notwendige Existenz gehört, ist nicht a priori aus dem Begriffe auszumachen. — Die Widerlegung des ontologischen Gedankenganges wird freilich erst dann vollständig, wenn man die Natur der sogenannten hypothetischen Aussage völlig durchschaut und mit Franz Brentano³⁾ erkennt, daß es sich hierbei um rein negativ-apodiktische Erkenntnisse handelt: Ein Dreieck, das nicht $2R$ hat, kann nicht sein. Ein vollkommenes Wesen, das nicht mit Notwendigkeit existiert (das nicht in sich selbst notwendig ist) kann nicht sein.

Im kurzen Traktat beschäftigt sich Spinoza auch mit dem Argument, das aus der „objektiven Inexistenz“ Gottes in unserem Verstande auf sein formaliter esse (auf das wirkliche Sein) schließt. Spinoza nennt diesen Gedanken einen a posteriorischen Beweis. Aber die sogenannte „objektive Inexistenz“, das „Im-Geiste-Sein“ Gottes ist ein metaphorischer Ausdruck dafür, daß wir Gott denken, und längst ist von Brentano das rein Bildhafte dieser Beschreibung unseres „Bewußtseins von Etwas“ dargelegt worden. Denke ich Gott, so bin ich ein „Gott-Denkender“, aber die Redeweise, es sei nun Gott „objektiv“ oder „mental“ in meinem Geiste, ist eben nichts als eine Redeweise. Nichts anderes braucht zu sein als das Gott-denkende Subjekt. Die wirkliche Existenz Gottes aus dieser „objektiven“ Existenz zu erschließen ist ein lächerliches Unterfangen. — So ist die Grundlage und der Ausgangspunkt Spinozas ein Paralogismus schlimmster Art.

Hiezu kommt, daß sich Spinoza an einen irrigen Substanzbegriff hält. Unter Substanz ist das den Eigenschaften subsistierende Ding zu verstehen, dem nichts weiter subsistiert. Spinoza ist aber durch Descartes irreführt, dessen Substanzbegriff „res quae ita existit, ut nulla alia re indiget ad existendum“ „ein Ding, das so existiert, daß es keines anderen zu seiner Existenz bedarf“, sowohl so interpretiert werden kann und interpretiert wird, daß darunter ein Ding verstanden wird, das keiner wirkenden Ursache bedarf, als auch so, daß ein Ding gedacht wird, dem nichts weiter subsistiert. Nur der zweite Begriff ist der wahre Begriff einer letzten Substanz. Nicht aber

³⁾ Vgl. Franz Brentano, „Versuch über die Erkenntnis“ und seine „Psychologie“. Bd. 192, 193, 194 der philol. Bibliothek. Meiner, Leipzig. Auch Masaryk, Konkrete Logik. Wien 1887.

gehört dazu der Begriff des Nicht-Berursachtseins. — Die Unabhängigkeit, die von einer letzten Substanz zu fordern ist, ist die Unabhängigkeit von anderen Substanzen, die ihr *subsiſtieren*, nicht aber die *kaufale* Unabhängigkeit. Daher ist die Lehre Spinozas, Substanz sei nur dasjenige, dessen Begriff (essentia) die Existenz einschließe, verfehlt. Spinoza ist in übelster Wortscholastik verstrickt. Er hegt nicht den mindesten Zweifel, daß es sich bei den Worten „*existentia*“ und „*essentia*“ um klare Begriffe handle. Man kann ihm nun wohl daraus keinen Vorwurf machen, daß er nicht weiß, was erst die neueste Sprachkritik Brentanos zeigen konnte, nämlich, daß er sich schon bei „*existentia*“ um ein bloßes Satzfragment nicht aber um ein selbstbedeutendes Wort handelt. Glaube ich an die *existentia* von A, so glaube ich, daß A ist. Somit ist „*existentia*“ Surrogat für einen Daß-Satz, somit für ein Satzfragment, denn ein Daß-Satz hat keine selbständige Funktion. Das Wort *existentia* hat keine selbständige Bedeutung; die Gedanken, die es in uns erweckt, wenn es für sich ausgesprochen wird, sind keine Bedeutungen, sondern bloße *Andeutungen*, die auf eine mögliche Bedeutung des mit ihrer Hilfe zu bildenden Satzes hinweisen, in dem jenes Wort Verwendung findet. — Noch weit schlimmer steht es mit dem Worte *essentia*. Als „Wesen“, „Wesenheit“ ist es eine Übersetzung des aristotelischen Wortes *οὐσία* in jener Funktion des Wortes, in der auch *εἶδος* als Form verwendet wird. Diese aristotelische „Form“ aber ist wiederum eine modifizierte platonische Idee. So sicher es sich nun aber bei diesen Ideen um Fiktionen handelt, so sicher ist auch die aristotelische Form, die mit der Materie zusammen erst das Ding konstituieren soll, eine Fiktion, die auf sprachlicher Basis ruht⁴⁾. Bei Spinoza nun nähert sich jene „*essentia*“ mehr der *platonischen* Idee als der aristotelischen Form und ist somit noch mehr als diese eine bloße *Hypothese*. Wenn wir sagen, man könne darunter das „begrifflich erfassbare Wesen“ der Dinge verstehen, so dürften wir es am besten verdeutlicht haben, nur muß noch die „ewige Existenz“ dieser „Wesenheiten“ hinzugenommen werden. Denn Spinoza hält daran fest, daß die „Wesenheiten der Dinge von Ewigkeit her sind und in Ewigkeit unveränderlich bleiben werden“. — Das Wesen des Dreiecks z. B. sei von Ewigkeit. Zugleich identifiziert er *Wesen* und *Wahrheit* und so ist ihm das Wesen des Dreiecks eine ewige Wahrheit. — Gleichwohl sind diese ewigen Wahrheiten (Wesenheiten) durch Gott geschaffen, also ewig nur durch Gott, in dessen Verstande sie als *Objekte*, also „objektive“ (d. h. nach Art eines Objektes), ewig existieren (Ethik I, prop. 17, schol.). Hierdurch ist Spinoza von *Platon* und *Aristoteles* zu *Plotin* gelangt. Hier greift eine neue — oder besser gesagt alte — Unterscheidung absurdesten Art ein. Die Ewigkeit *aeternitas* soll etwas durchaus anderes sein als die ewige Dauer die *duratio*⁵⁾.

⁴⁾ Vgl. Franz Brentano, Aristoteles und seine Weltanschauung. Bei Quelle & Meyer 1911.

⁵⁾ Vgl. Baensch im Spinoza-Heft der Kant-Studien 1927, auch die anderen Artikel von Ziehen, Jung, Höffding, Baumgart. Sodann die Einleitungen zur Spinoza-Ausgabe in Meiners philof. Bibliothek.

Hier übernimmt Spinoza kritiklos alte Hypostasen und fiktive Unterscheidungen. Eine Ewigkeit, die keine ewige Dauer sein soll, ist ein schwer übertrumpfbarer Nonsens, mag er noch so altherwürdigen Ursprunges sein. Niemand werde behaupten, meint Spinoza, das Wesen des Kreises oder Dreiecks, insofern es eine ewige Wahrheit ist, existiere heute länger als zu Adams Zeiten. Dies soll als Beweis dienen dafür, daß Gottes Ewigkeit nicht als zeitliche Dauer zu verstehn sei. — Denn: das Wesen des Dreiecks ist eine ewige Wahrheit und hat doch keine Dauer. Gottes Wesen schließt die Existenz ein. Gottes Wesen ist eine ewige Wahrheit. Also hat Gottes Existenz keine Dauer. Nehmen wir den Winkelsummensatz des Dreiecks als eine im „Wesen des Dreiecks eingeschlossene ewige Wahrheit“. Er hat nach Spinoza Ewigkeit aber keine Dauer. — Die Sprachkritik kann heute mit Leichtigkeit den in diesen Sätzen enthaltenen Irrtum — aber auch den Wahrheitskern — aufdecken. Daß alle Dreiecke zwei Rechte zur Winkelsumme haben, hat allerdings keine Dauer, nämlich darum, weil nichts Positives in diesem Ausspruche behauptet wird, sondern in ihm apodiktisch geleugnet wird, daß es jemals ein Dreieck geben könne, das nicht $2R$ habe⁶⁾. Und diese apodiktische Erkenntnis entspringt aus den Begriffen, ist apriorisch. Alles Gerede von Wahrheiten und irgendwelcher Ewigkeit ihrer Existenz ist eine bildhafte Verschleierung dessen, was die eigentliche Bedeutung solcher Sätze ausmacht. Wer diese Redeb Blüten ernst, die innere Sprachform für die Bedeutung nimmt, irrt. Wir werden Spinoza ob dieser Absurditäten um so weniger verachten, als auch heute noch — ungeachtet der Klarheit, mit der Brentano diese Irrtümer aufgedeckt hat — die Lehre von „Objektiven“, „Sachverhalten“, „Inhalten“, die man eine wirkliche oder eine „Pseudo-Existenz“ oder einen „Bestand“ oder Gott weiß was für ein „Sein“ führen läßt, wahre Orgien in den „Logiken“, „Erkenntnistheorien“ und sonstigen philosophischen Erzeugnissen, feiert.

Einer der umstrittensten Sätze Spinozas ist die *propositio VII* des zweiten Teiles „*ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum*“. Interessant ist der Deutungsversuch von Carl Stumpf (Spinoza-Studien, Berliner Akademie der Wissenschaften 1919). Ihm zufolge ist der Satz: „die Ordnung und Verknüpfung der Ideen ist dieselbe, wie die Ordnung der Dinge“ nichts anderes als der Ausdruck für jenes notwendige Korrelationsverhältnis, das nach der aristotelisch-scholastischen Psychologie zwischen dem Akte und seinem sogenannten „Inhalte“ (oder immanenten Objekte) besteht. Spinoza verstehe unter *idea* eine Tätigkeit des Geistes (*definitio III* des 2. Teiles), also das Denken (die *cogitatio* des Descartes), und die *ordo* des Gedachten sei nach jener alten Lehre der *ordo* des Denkens notwendig parallel. Wird nun das mentale Objekt mit dem Physischen (Ausgedehnten), d. i. mit den Dingen im Sinne von physischen Dingen gleichgesetzt, so ergibt sich ohne weiteres der obige Parallelitätssatz. Daß diese Lehre bei Spinozas Parallelitätslehre beteiligt ist, dürfte unbestreitbar sein. — Allein ebenso sicher scheint es mir, daß ein anderer Gedanke mit hereinspielt, den schon Brentano, und mehr als

⁶⁾ Vgl. Brentanos Psychologie II, Bd. 193 der phil. Bibliothek, S. 284.

jenen Korrelativitätsgedanken, betont hat. Es ist dies jene Bedeutung von Idee, die sich der platonischen Idee und dem aristotelischen *eidos* nähert, wobei darunter nichts anderes als das „begrifflich erfassbare Wesen“ der Dinge zu verstehen ist. Man bedenke, daß Spinoza die Wendungen „ex definitione“, d. h. „aus der Begriffsbestimmung eines Dinges folgen“ (I. Teil def. VIII) und „ex essentia“, d. h. „aus dem Wesen eines Dinges“ folgen (oder darin enthalten sein), gleichbedeutend nimmt und wiederum diese *essentia* „begrifflich erfassbares Wesen“ als etwas in Gott Existierendes annimmt (vgl. Ethik V, prop. 23, dem.). Mit anderen Worten die Doppelsinnigkeit, die dem aristotelischen *eidos* anhaftet, die aber, wie Brentano zeigt, von Aristoteles wohl bemerkt und auseinandergehalten wird, die psychologische und die ontologische, wird von Spinoza konfundiert und zur Quelle jener so schwer verständlichen Korrelationslehre zwischen *idea* und *res*.

Eine anderer fundamentaler Satz, von dem Spinoza besonders in seinen Briefen Gebrauch macht, ist der Satz „*omnis determinatio est negatio*“. — Es ist ein barocker Gedanke Gebharts, diese Lehre mit dem Geiste des Barock in Zusammenhang zu bringen, anstatt ihn kritisch zu analysieren. — Einerseits scheint die Meinung hier mitzuwirken, jede *determinatio* im Sinne einer Abgrenzung schließe das Abgegrenzte von dem unendlichen Angrenzenden aus, andererseits dürfte (2.) auch der Gedanke mitgespielt haben, daß jede begriffliche Determinierung die Differenz des zu Definierenden, also das was etwa A von B unterscheidet, angeben muß. Spinoza meint also, jede Bestimmung sage aus, wodurch sich ein Ding von einem anderen unterscheidet, also was es nicht ist, Gott aber sei von jeder derartigen Beschränkung frei zu halten. Aber hierbei darf eben nicht übersehen werden, daß dieses Negative, d. h. der Unterschied stets in einem positiven Merkmal wurzelt. Nach Spinoza wird Gott zu einem *ens indeterminatum* im Sinne eines völlig unbestimmten, d. h. bestimmungslosen Dinges, eine Hypostase nach Art jener von Joh. Scotus Eriugena und anderen herrührenden, die die Grade der Abstraktion mit „Stufen der Existenz“ gleichsetzen. Und dies geschieht, obgleich andererseits jene absolute Unbestimmtheit durch die Unendlichkeit von Attributen, die Spinoza seinem Gott zuschreibt, zugleich zu einer ganz offensbaren Unbestimmtheit wird. Endlich (3.) ist Gott auch in dem Sinne indeterminiert, daß er von nichts anderem bestimmt ist, als durch sich selbst. Hierzu kommt nun noch, daß die Attribute, also dasjenige, was wir allein von Gott zu erkennen vermögen, dasjenige sind, was der Verstand von der Substanz auffaßt, als das, was ihr Wesen ausmacht. Die Attribute sind also Bestimmungen der Substanz. Erdmann hat, meines Erachtens mit Recht, hiezu bemerkt, daß die Attribute das Wesen der Substanz auf eine bestimmte Weise ausdrücken, die Substanz nach Spinoza aber keine bestimmte Weite des Seins hat, und daß somit die Attribute eigentlich außerhalb der Substanz sind und lediglich in den betrachtenden Verstand fallen. Von den Modis muß dann um so mehr gelten, daß sie keine Existenz in sich schließen. Bedenkt man freilich, daß der betrachtende Verstand wiederum mit Gott identisch ist, da es nichts außerhalb Gottes gibt,

so müßte man diesem Verstande und somit wenigstens dem Attribut des Denkens Wirklichkeit zuerkennen. So käme Spinoza dem Kant'schen Phänomenalismus oder Idealismus bedenklich näher. Klarheit kann in dieses Gewirr von Selbstwidersprüchen nicht gebracht werden. Das hindert aber nicht, daß das System Spinozas von Kuno Fischer als ein „Kristall der Philosophie“ „sowohl in der Strenge der Form, als in der Durchsichtigkeit des Inhaltes“ bezeichnet wurde und heute noch vielfach als Muster begrifflicher Schärfe hingestellt wird.

Der Wunsch und das Streben Spinozas war freilich zweifellos auf das Ideal geometrisch-mathematischer Schärfe gerichtet, aber abgesehen davon, daß die Metaphysik eine solche niemals erreichen kann, läßt Spinoza in der begrifflichen Grundlegung die elementarsten Forderungen der Logik und Sprachkritik unerfüllt. Er verwirft die sogenannten „termini transcendentales“ wie Ding, Etwas (res, aliquid) als verworrene Begriffe, während gerade diese Termini wohl Begriffe von höchster Allgemeinheit und Unbestimmtheit bedeuten, ohne im geringsten verworren zu sein. Andererseits operiert er, wie schon gesagt, mit den schlimmsten grammatikalischen Abstraktis wie „essentia“ und „existentia“ und ist in den unheilvollen Wahn verstrickt, mit diesen Worten die klarsten Begriffe zu verbinden.

III.

Spinozas Identitätsphilosophie.

Spinozas Philosophie ist nicht nur späterhin von größtem Einfluß auf die Identitätsphilosophie der deutschen Spekulation geworden, sie ist auch selbst die Identitätsphilosophie κατ' ἐξοχήν. Spinoza identifiziert:

1. Kausal unabhängiges Ding, unverursachtes, durch sich selbst notwendiges Wesen mit Wesen, dem nichts subsistiert, d. i. mit einem Wesen, das in dem Sinne selbständig ist, daß es nicht Akzidenz, Eigenschaft eines subsistierenden Wesens ist.

Die Gottheit, wie sie Descartes denkt, ist beides. Aber sie ist doch zugleich Ursache anderer Wesen, die nur insofern nicht selbständig sind, als sie durch Gott geschaffen und erhalten werden. Spinoza macht damit Ernst, nur ein in jeder Hinsicht selbständiges Ding Substanz zu nennen. Sie ist ihm identisch mit der Natur, d. i. der seelischen und körperlichen Welt. Er nennt sie Gott. Kurz gesagt: Spinoza identifiziert subsistierende Bedingung mit kausulierender Bedingung.

2. Spinoza identifiziert weiterhin: Das Allgemeinste und Bestimmungslose (demnach Unmögliche) mit dem keiner denkbaren realen Bestimmung Entbehrenden (daher ebenfalls Unmöglichen, weil Überbestimmten).

3. Cogitatio mit extensio, Denken mit Ausdehnung. Körperliches und Geistiges. Beide sind ihm der Substanz nach identisch.

4. Idea mit iudicium und dieses mit voluntas, wobei alle Differenzen des Bewußtseins schwinden.

Bei Descartes war diese Identifizierung im Reime vorbereitet, sofern er *judicium* mit *voluntas* in zu innigen Kontakt brachte.

5. Das Denken mit dem Gedächtnen, den Akt mit dem sogenannten Inhalt oder mit dem sogenannten immanenten Objekt (vgl. Stumpf).

6. Idea im Sinne eines Bewußtseinsaktes *cogitatio*, *perceptio* mit idea im Sinne einer begrifflich erfassbaren Wesenheit (*eidos* oder platonisch-plotinische Idee).

7. Er identifiziert die universelle Notwendigkeit mit universeller Determiniertheit. Seine *substantia sive natura sive deus* ist in sich notwendig und doch zugleich ein Ablauf von Kausalengeschehnissen. Da aber auch „Ursache“ und „Erkenntnisgrund“ nicht klar geschieden werden, so auch nicht Kausalnerus und Deduktion.

8. Die „begrifflich erfassbare Wesenheit“ wird mit „ewiger Wahrheit“ identifiziert und negative mit positiver Erkenntnis.

9. *Virtus* im Sinne von Kraft oder Macht mit *virtus* im Sinne von Tugend und Recht mit Macht.

IV.

Hauptmängel.

Als Hauptfehler der spinozistischen Philosophie ist sein alles übertreffender Ultrarealismus, d. h. die Hypostasierung des Allgemeinen und Begrifflichen, insbesondere aber seine Sprachnechtschaft zu bezeichnen, die ihn bloße Sprachrudimente wie *essentia* und *existentia* als logische Namen behandeln und seine ganze Metaphysik darauf gründen läßt. Hieher gehört auch die Scheidung von *duratio* und *aeternitas*, die Leugnung, daß „Ewigkeit“ mit „Zeit“ etwas zu tun habe (Ethik V, 23, schol.). Dazu kommt die Fehlerhaftigkeit seines Substanzbegriffes und die Konfusion der verschiedenen Bedeutungen von *idea*.

Hinsichtlich der ethischen und der Wertbegriffe ist er in Unklarheit. Daher kommt es, daß er mitunter so spricht, als mache die universelle Notwendigkeit und die Determiniertheit alles Geschehens eine Bewertung und moralische Beurteilung entbehrlich, ja sogar unmöglich. Dieser Irrtum ist allerdings uralte und heute noch sehr allgemein. Und doch ist es ebenso verträglich, daß ein intellektueller Akt determiniert und doch logisch unrichtig ist, wie, daß ein emotioneller Akt determiniert und doch zugleich emotionell (axiologisch) unrichtig, ungerechtfertigt ist.

Es ist aber bemerkenswert, daß Spinoza in seinem Brief an Oldenburg von Anfang 1676 oder Ende 75 dieser Erkenntnis nahekommt. Denn er schreibt dort, daß die Notwendigkeit weder die göttlichen noch die menschlichen Rechte zunichte mache; es sei doch etwas nicht darum weniger wünschenswert oder verabscheuenswert, weil es notwendig geschieht. Dieser Gedanke folgerichtig zu Ende gedacht führt dazu, es sei auch ein Verbrechen nicht darum weniger verbrecherisch, d. h. verabscheuenswert, weil es kausal bedingt ist. Wie wenig folgerichtig aber Spinoza in diesen Dingen urteilt, ist andererseits aus einem

¹⁾ Vgl. Franz Brentano, Ursprung sittlicher Erkenntnis. Bd. 55 der phil. Bibliothek.

Brief an *Bl y e n b e r g h* zu erschen, worin er die kausale Rückführung der Verbrechen auf die erste, alles determinierende Ursache dadurch zu umgehen sucht, daß er — nach scholastisch-platonischem Muster — die unmoralische Beschaffenheit als etwas Nicht-Reales, Nicht-Positives, als etwas was keine Wesenheit ausdrückt, bezeichnet.

Es war ihm auch dadurch unmöglich, zur richtigen Lösung des Problems zu gelangen, weil er bestreiten zu müssen glaubt, daß die Gottheit um *e i n e s* *Z w e c k e s* willen wirkt. Denn wäre dies der Fall, so wäre — meint Spinoza — Gott dem *Fatum* unterworfen. (Vgl. *Ethik pars. I, prop. XXXIII, schol. II*).

Es ist jedoch leicht einzusehen, daß er, wenn diese Argumentation richtig wäre, Gott auch keinerlei Wahrheit erkennen lassen dürfte, da doch in diesem Falle Gott von der Wahrheit abhängig wäre. Indes ist beides falsch und Spinoza auch hier ein Opfer der Sprache. — Gott erkennt eine Wahrheit oder das Wahre heißt nicht anderes, als er ist ein Erkennender. Erkennt er, daß $2 \times 2 = 4$ sei, so heißt das, er erkenne, daß 2 zweimal genommen nichts anderes ergeben könne als 4. Es ist in diesem Falle *n e g a t i v e r* apodiktischer Erkenntnisse überhaupt Positives nicht vorhanden, wovon Gott oder sonst irgend ein Wesen abhängig sein könnte. Im Falle *p o s i t i v e r* Erkenntnisse jedoch ist Gott darum von keinem Dinge abhängig, weil er selbst der Urheber alles positiven Geschehens und aller Dinge ist. Was aber dem Ausdruck „Zweck“ und „Ziel“ anlangt, so handelt es sich abermals um einen bloß mitbedeutenden Ausdruck. Es gibt keine „Ziele“, keine „Zwecke“ als positive Dinge, es gibt Wesen, die etwas-Liebende, etwas-Hassende, wollende Wesen sind, sagt doch Spinoza selbst: (IV. def. 7) *per finem cuius causa aliquid facimus, appetitum intelligo*. Falls man also annimmt, daß die Gottheit, so wie sie ein Alles erkennendes Wesen ist, auch ein das Ganze der Welt und das Beste der Welt wollendes Wesen ist, macht man sie durchaus nicht von irgendeinem *E t w a s* *a b h ä n g i g*, sondern umgekehrt, alles von Gott Gewollte wird durch ihn zu einem von ihm Gewirkten und als solches von ihm abhängig, und Gott selbst ist nichts anderes als das fehllos richtig bevorzugende und erkennende Wesen, und weil es ein fehllos bevorzugendes Wesen ist, so muß es nach dem evidenten Summierungsprinzip der Werte erkennen, daß es nur als *w e l t s c h ö p f e r i s c h e s* Prinzip das vollkommenste Wesen ist. Es ist wirklich so, wie *A n g e l u s* *S i l e s i u s* sagt, daß Gott ohne mich ebensowenig sein kann, wie ich ohne Gott. Wenn Spinoza meint, der göttliche Intellekt habe mit unserem Intellekt so wenig gemein, wie das Sternbild des Hundes mit einem wirklichen Hund, so geht er hier in der Ablehnung des Anthropomorphismus viel zu weit, denn was soll es dann überhaupt für einen Sinn haben, der göttlichen Substanz *cogitatio* zuzuschreiben? So häuft sich Unklarheit auf Unklarheit. Wir können sie hier nicht erschöpfen. — Wie auch soll man einem solchen Gotte einen *amor intellectualis* zuwenden, wenn seine ethischen und Wert-Begriffe von unserem so verschieden sind wie das Sternbild Hund vom wirklichen Hund? Dann weiß man ja nicht, was man denn eigentlich liebt. Der *amor intellectualis* richtet sich in diesem Falle auf einen *intellectus amoralis*, ja nach dem eben Gesagten nicht einmal auf einen *intellectus*.

hervorrufen will, ob man sich in gesteigerten Bildern entläßt wie in der Penthesilea oder sich in gesteigerte Bilder hineinredet aus dramatischen Gründen wie im Rätchen von Heilbronn.“ Eine Gegenüberstellung und Interpretation zweier Beispiele baut die Erkenntnis der sprachstilistischen Struktur weiter aus. Hier erhält der einzelne Fall vom Ganzen her seine Beleuchtung. Schon dieses eine beliebig herausgegriffene Beispiel vermag zu zeigen, wie sich die angewandte Sprachästhetik der neuen Literaturwissenschaft lebendiger ästhetischer Sprachorganismus bemächtigt ²⁸). —

Bemerkenswert ist, daß auch die analytischste aller literaturwissenschaftlichen Hilfsdisziplinen, die Metrik, unverkennbare Versuche zur Bewältigung und Würdigung komplexer Ganzgestalten zeigt: ich verweise auf Sievers und seine Schule (z. B. Saran). Hier kommt es nicht mehr auf Herauspräparierung, graphische Fixierung und Schematisierung kleiner Unterganzen an, sondern auf akustische Untersuchung größerer metrischer Gestalten; dabei soll dem irrationalen Fluß individueller Versgestalten Rechnung getragen werden. Diese Erforschung der metrischen Gesamtdiktion ist mit Erfolg zu stilkritischen Feststellungen benutzt worden.

Das Fortleben Pindars in der deutschen Literatur von den Anfängen bis Andreas Gryphius.

Von Wilhelm Koch in Frankfurt a. M.

I. Das Pindarbild der Reformation.

Das Mittelalter kennt Pindars Werk — seiner exklusiven Stellung wegen — nicht ¹), seinen Namen aber aus zweiter Hand ²). Die Anekdote, die ihre Träger immer bei einem verzauberten Leben erhält, scheint ihm kein derartiges Weiterleben im Mittelalter beschert zu haben ³). Wir können sie weder in selbständiger Form noch mit einem fremden Stoff vermischt in der mittelalterlichen Anekdotenüberlieferung feststellen ⁴). Es ist bekannt, daß die ersten Odentexte im

²⁸) Anmerkung während der Korrektur: Verwandte Fragen behandelt der soeben erschienene Aufsatz „Sprachästhetik bei Strich und Gundolf“ von Klaus Berger. Zeitschrift f. Ästhetik usw. XXI (1927), S. 38 ff.

¹) Pindar nicht erwähnt bei: Gottfried von Viterbo, Pantheon (gest. 1194); Walter Burleigh, Vita-poetarum veterum (gest. 1337); Vincenz von Beauvais, Speculum maius (gest. 1264) (im „Spec. hist.“, W. 28, wird die Vernichtung Thebens durch Alexander ohne die Pindaranekdote erzählt); Alexander von Willebieu, Doctrinale (13. Jhdt.), einem der Hauptlehrer des Mittelalters; ebenfalls nicht erwähnt in der Divina Comedia Dantes.

²) Von den antiken Schriftstellern, die Pindar erwähnen, wurden im Mittelalter am meisten Plutarch und Valerius Maximus gelesen.

³) Wie im Mittelalter Aristoteles, Virgil und Horaz ein solches Fortleben führten.

⁴) Die Verbindung Pindars mit dem Alexandermythos bereits in den ältesten Fassungen des Pseudo-Kallisthenes; Julius Valerius hat die Anekdote von der Verschönerung des Pindar-Hauses in Theben bei der Zerstörung durch Alexander nicht übernommen. So fehlt diese Anekdote bei dem Pfaffen Lamprecht, der indirekt auf diese Quelle zurückgeht. Auch Ulrich von Eschenbachs Alexander besitzt die Anekdote nicht; vgl. Arriani Anabasis-et Pseudo-Callisthenis historiam, ed. Car. Müller, Paris 1846; Fr. Pfister, Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo, Heidelberg 1913; daselbst weitere Angaben.

15. Jahrhundert nach Italien kamen⁵⁾. Damit beginnt Pindars Wirkung in der italienischen Renaissance und im Anschluß hieran in der Frühe des 16. Jahrhunderts sein Eintritt in den Kreis der deutschen Literatur, als die Bildungswelle des südlichen Humanismus durch ihr Überströmen nach dem Norden deutschen Geist richtungs- und maßgebend befruchtete.

Die Rezeption der Antike ist im 16. Jahrhundert in Deutschland nicht ästhetischer, sondern moralischer Natur⁶⁾. Die Interessen der Humanisten werden von ihren protestantischen Glaubenssätzen dirigiert und richten sich nicht auf Text- und Stilkunde, sondern auf Lebens- und Gestaltkunde. Diese Haltung entspringt aus der Tatsache des damaligen Zurücktretens ästhetischer Erkenntnis-kategorien vor religiösen Glaubenswertungen, da die Reformation die Forderungen der metaphysischen Unterbauung aller irdischen Erscheinungen erneut in den Mittelpunkt gerückt hatte. Die Größe dieser Reformationszeit zeigt sich in dem festen Besitz eines Standortes; die objektive Norm zur Beurteilung heidnischer Autoren ist für sie die Gestalt des „Gott wohlgefälligen Lebens“⁷⁾. Daraus entspringt ihre naive Stärke, allein den Lebensraum der Dichtung abzutasten ohne Beachtung ihrer strukturellen Gehalte.

Das Pindarbild des Schweizer Reformators Ulrich Zwingli, der das Vorwort zur ersten reichsdeutschen Ausgabe verfaßte⁸⁾, bestimmte den Charakter der Pindarrezeption des Reformationszeitalters. Seinem Hinweis auf besondere Vorzüge des griechischen Lyrikers entsprechen Bestandteile seines eigenen Wesens: als Theologe empfiehlt er den erleuchteten Heiden mit der Vorahnung des christlichen Gottes —, als gebiegener Schweizer seinen gründlich-soliden Altvorderncharakter — und als Humanist und Philologe seine buntbewegte Sprache; zusammenfassend urteilt er über Pindar:

Nihil est in omni opere, quod non sit doctum, amoenum, sanctum, dextrum, antiquum, prudens, grave, iucundum, circumspectum et undique absolutum.

Bestimmte Elemente Pindars tauchen hier — unter den typischen Aspekten des 16. Jahrhunderts — als christlich-deutsch-bürgerliche Charakterzüge auf: die apollinische Religiosität als Verwandte der christlichen Theologie¹⁰⁾ —, die

⁵⁾ Vgl. v. Wilamowitz-Moellendorff, Pindaros, Berlin 1922, S. 4, und E. I. Cholevius, Gesch. d. deutsch. Poesie nach ihren ant. Element. 1854/56, Kap. 11.

⁶⁾ Siehe unten S. 210, Anmerkung 75.

⁷⁾ Martin Luther, An die Rådherren aller stedte deutschen landes. Kürschner DNL. Bd. 15, S. 191.

⁸⁾ Pindari Ol. Pyth. Nem. Isth. ed. Andreas Cratander, Basel 1526.

⁹⁾ Aus Zwinglis Vorwort.

¹⁰⁾ Der Kirchenvater Hieronymus verglich bereits die beiden Prototypen der heidnischen und der biblischen Hymnik miteinander; bei ihm fällt dieser Vergleich zugunsten Davids aus (vgl. die Stelle bei Ed. Stemplinger, Horaz im Urst. d. Jahrhunderte, S. 10). Die italienische Renaissance vertritt die gegenteilige Meinung: so Lajaro Bonamico und besonders streng Angelo Poliziano (vgl. Fr. D. Mendel, Historia Vitae et in Literas meritorum Angeli Politiani, Leipzig 1736). Zwingli versuchte in dieser Frage zu vermitteln (Vorwort s. o.); eine energische Abkehr von der Ansicht der Italiener erfolgt erst im Melanchthon-Kreis (Brief M.s an Adam Erato, Corp. Ref. XVIII, Nr. 5462); diesem Appell schließt sich in seiner Vorrede zu Melanchthons lateinischer Pindar-Übersetzung nachdrücklich Caspar Peucer an. Das 17. Jhdt. interessiert sich aus formalen Gründen für diese Streitfrage (Job. Valtb. Schupp, Morgen- und Abendlieder, 1663, S. 933); der französische Klassizismus versucht den heidnischen Hymnenstil durch das biblische Pendant zu sanktionieren

national-delphische Haltung als wackerer vaterländischer Sinn und der Sprachstil als bestaunenswerter Umhang einer dichterischen Lehre.

So nachdrücklich von einem bedeutenden Manne empfohlen —, verwertet der Wittenberger Humanistenkreis, an dessen Spitze Melanchthon als Pindarinterpret und Pindarübersezer wirkt¹¹⁾, die Epinikien als Lehrbuch der Jugendkunde und als Quelle für alte Geschichte¹²⁾. Als Sittenschilderung und Sittenlehre, als Morals- und Erziehungsbuch für die heranwachsende Jugend werden sie von dem Rektor des Jlfelder Gymnasiums, Michael Neander, äußerlich hergerichtet. Er nahm die längeren mythologischen Teile und alle Sentenzen aus den Gedichten heraus und druckte sie mit verbindendem Prosa-Text ab. In dieser Gestalt empfahl er seine „Aristologia Pindarica“¹³⁾ seinen Liegnitzer Gönnern zum Unterricht in der Schule. Er entdeckte auch, daß dem Werke Pindars eine bedeutende Erscheinung des griechischen öffentlichen Lebens zugrunde liege: die Kampfspiele mit ihrem ausgesprochen religiösen Charakter. Dieser Einrichtung glaubte er einen tiefen sittlichen und pädagogischen Wert beizumessen zu müssen, und dieser Einsicht dient seine Abhandlung über die Wettspiele der Griechen als Einleitung seines Florilegs, zu der er alles für ihn erreichbare philologische Material zusammengetragen hatte¹⁴⁾. Wenn er sich eine griechische Olympiade ausmalt, stellt er sich eine Art germanisches Thing vor: Beratungen über gemeinnützige Angelegenheiten mit anschließenden Wettkämpfen als Gedächtnisfeiern für große Helden und als Ansporn der jungen Mannschaft zu Mut und — guter Sitte! Beruhe doch der große Vorteil dieser Einrichtungen darauf, daß die Menschen seit früher Jugend auf tüchtige Charakterbildung und nicht auf Gelderwerb hin erzogen würden! Auch viele der sittlichen Winke aus Pindar selbst beziehen sich für ihn auf diesen großen Vorzug der griechischen Lebenshaltung.

Neanders Pindarbild, das sich in seinen Einzelheiten nicht von dem seiner Zeitgenossen abhebt, bekommt durch die Einbeziehung gewisser griechischer Kulturerscheinungen, eine neue Gesamtanlage: es bleibt der erstmalige Versuch, Pindar im Rahmen einer lebendigen Kulturgemeinschaft zu betrachten und darzustellen, ohne dabei die von Zwingli herausgestellte und in der Folge vom Melanchthon'sche freise weiterentwickelte Erfassungsform des Zeitalters zu verlassen. Der Grundzug bleibt das Heraus-schälen einer legendären Gestalt aus dem dichterischen

(Boileau, Discours sur L'ode. Bateur, Einleitung in d. sch. Wiss., übers. v. Kamlar, II 3). Für Klopstock aber ist wieder David allein der göttliche Sänger (Ode: Kaiser Heinrich, 1764); vgl. Viëtor, Gesch. d. deutsch. Ode, S. 117.

¹¹⁾ Melanchthon hielt 1545, 1548 und 1553 Vorlesungen über Pindar; vgl. Corp. Ref. XVIII.

¹²⁾ Vgl. Caspar Peucers Vorwort zur Pindar-Übersetzung Melanchthons, Basel 1558, sowie die Vorrede des Vitus Minshemius zu seiner lateinischen Sophokles-Übertragung, Frankfurt 1546.

¹³⁾ Erschienen 1556.

¹⁴⁾ Über den jeweiligen Stand der Wissenschaft vom klassischen Altertum fehlen uns bis jetzt noch alle Arbeiten, obwohl es sich hier um Grundlage und Norm unserer Kultur seit vier Jahrhunderten handelt; die „Geschichte der klassischen Philologie“ von Burckhardt, München u. Leipzig 1883, ist wertlos für Untersuchungen, die sich nicht ausschließlich mit einzelnen Philologenpersönlichkeiten beschäftigen. — Für Neander kamen als Quelle die Scholien in Betracht, die Calerges in seiner Ausgabe mitteilt hatte; dort fand er auch die Ditten Pindars von Thomas Magister und von Suidas und das Genos in Reimen.

Gesamtgebilde, der Durchstoß zur menschlichen Persönlichkeit¹⁵⁾. Nur um der Lebenskunde willen lesen die Reformatoren die heidnischen Autoren und referieren in deren Übersetzungen nur ihren Sinngehalt¹⁶⁾. Das Kunstwerk als geformter Gedanke, als Leib einer Seele ist ihnen unerfahrbar —, es schließt sich gleichsam selbst vor ihnen ab als sinnliche Gestalt. Die Vormacht der metaphysischen vor der physischen Komponente des Jahrhunderts zeigt sich hier bis in die Behandlungsweise der Übersetzungen der antiken Klassiker hinein! Die Formenfeindschaft auf ästhetischem Gebiete ist eine Auswirkung der Erdferne auf religiösem Gebiete. Der Überschwang des jungen Protestantismus wittert leicht leeren Formalismus in formaler Begabung —, und bekämpft ihn wie den katholischen Glaubensbau!

Pindars Bild lebt aus diesem Grunde im 16. Jahrhundert entkleidet seiner bedeutendsten Züge: der Art seiner Zusammenschau der archaischen Kulturwelt und der Verkörperung ihres Geistes in der einmaligen Form der agonalen Hymne. Die bloß legendäre Kenntnis von Pindars Person bewirkte — naive ins deutsche Gewand übertragen — eine Darstellung seines zeitlichen Wirkungsfeldes, um den moralischen Nutzen dieser Dinge eingängig vor Augen zu führen. In dieser pädagogischen Absicht beschäftigte sich das Gymnasium zu Straßburg mit Pindar, als es bei einer Aufführung der Medea des Euripides¹⁷⁾ in den Aktpausen¹⁸⁾ von kostümierten Chören Strophe und Epode der 11. Olympie unter Tanz singen ließ, wobei die Kampfspiel- und Kulturgegenstände aus der Zeit Pindars den Zuschauern vorgeführt wurden: Kampfgeräte, Waffenspiele, Ephebenschar, kostümierter Sieger und Apollo mit dem Musenchor —:

Fürwar, wol wer zu wuentschen hoch,
Das solche spiel und ubung noch
Mit guter maß und bescheidenheit
Wuerden gebraucht zu unserer zeit.¹⁹⁾

Die textlichen Grundlagen der Pindarrezeption des Reformationszeitalters sind in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die beiden italienischen Erstdrucke²⁰⁾ der Epinikien, seit 1560 die Stephanianischen Ausgaben. Seit Ende der 20er Jahre gab es die lateinische Umbildung der Oden von dem Straßburger Altphilologen Johannes Lonicer, die eine vierfache Auflage erlebte und später der lateinischen Übersetzung Melanchthons das Feld einräumte. Aus den 80er

15) Die reichen Prädikate, die man Pindars Namen in den Ausgaben des Jahrhunderts gibt, deuten auch auf diese Einstellung hin.

16) Man gibt in der lateinischen Übertragung nur die angenäherte Bedeutung der griechischen Ausdrücke wieder und verzichtet auf ausgewählte und bildhafte Epitheta des Originals. Vgl. z. B. die sehr bezeichnende Übersetzung der Anfangszeilen von Olympie IV durch Melanchthon, wo das einfache „Jupiter tonans“ die prächtvolle griechische Anfangsbenennung ersetzen muß (Corp. Ref. XVIII).

17) Griech. Dramen in deutsch. Bearbeitungen von W. Spangenberg und J. Fröreisen. Nebst deutschen Argumenten, hrsg. von Dähnhardt, Tübingen 1896/97. BLV. 211, 212.

18) Vgl. Bd. 212, S. 60 ff.

19) Schlusssätze des Argumentes zum zweiten Chore.

20) Von Aldus Manutius 1513 und von Calerges 1515.

Jahren stammen zwei selbständige Pindarkommentare²¹⁾, von denen der eine, von der Hand des Franciscus Portus, in der Folgezeit größere Verbreitung fand.

In der lateinischen Sammelbuchliteratur dieser Zeit lassen sich drei Stappen der Pindarkenntnis unterscheiden. Vor 1513 — dem Erscheinungsjahr der ersten europäischen Ausgabe — taucht, noch ganz unverstanden, die Nennung seines Namens auf²²⁾; später bringen die Autoren — zuerst Conrad Gesner²³⁾ — kleine Berichte über Werk und Leben Pindars mit Anekdoten vermischt. Nach dem Erscheinen der Poetik Julius Caesar Scaligers wagen sie stilkritische Hinweise aufzunehmen²⁴⁾.

Die Mehrzahl der deutschsprachlichen Chroniken erwähnen Pindar nicht; Aventin hat eine kleine Notiz über ihn²⁵⁾. Seb. Münster, Schedel, Frand — um nur die wichtigsten zu nennen — kannten ihn nicht²⁶⁾. Die erste Erwähnung seines Namens in einem deutschsprachlichen Sammelwerk stellen wir fest in der anonym zu Frankfurt a. M. im Jahre 1559 erschienenen Übersetzung von Petrarkas „Trostbuch“²⁷⁾.

In die Fachpoetiken der Neulateiner drang Pindar nicht ein wegen der absoluten Vormachtstellung der Lateiner — Horaz, Ovid, Virgil — in Fragen des Stiles und der Metrik; höchstens, daß man einmal eine auffallende Metapher oder ein obskures Versmaß von ihm zitiert²⁸⁾. Gäbe es bei Horaz wie es dort ein „Archilochisches“, ein „Sapphisches“, ein „Alcaeisches“ und ein „Alkmanisches“ Versmaß gibt, auch ein „Pindarisches“ —, so wäre sein Name bekannter geworden. Die erste — ziemlich ablehnende — Auseinandersetzung eines Fachmanns mit Pindars Stil stammt von Scaliger²⁹⁾; ihm folgt die weniger strenge des Vossius³⁰⁾.

Das Interesse für Pindar im Deutschland des 16. Jahrhunderts gilt seinem Gedankenstoff, nicht seiner Struktur. Die Literatur dieser Epoche ist bürger-

21) Von Franciscus Portus 1583 und von Benedictus Aretius 1587.

22) So in den „Memorabilium omnium aetatis et omnium gentium Commentarii“ von Johannes Nauclerus, Tübingen 1500.

23) In den XXI, 1548, S. 141; andere Autoren, die P. erwähnen: Coccius Sabellicus, Rhapsodiae historiarum Enneadum, 1513, III. Teil, Bd. 3, S. 164 (zum Teil übersetzt von Th. Wurner, 1532); Johannes Heroldus, Exempla Virtutum et Vitiolorum, Basel 1555; Adrianus Romanus, Parvum Theatrum urbium, Frankfurt 1595.

24) Bibliotheca universalis, 1545 S. 562, und Pandectarum sive Partitionum-libri

24) Theodor Zwinger, Theatrum Humanae Vitae, Basel 1586.

25) Bairische Chronik, I. Buch, S. 51.

26) Regidius Albertinus bezeichnet noch im Jahre 1612 in seiner Übersetzung der „Relazioni Universali“ des Giovanni Botero den Pindar als einen König von Boiotien, I. Buch, 1. Teil, S. 79.

27) Hülf/Trost und Rath in allem anliegen der Menschen — Francisci Petrarce — zwei Trost-bücher, Frankfurt 1559.

28) Georgius Sabinus, De carminibus ad veterum imitationum — componendas, Frankfurt 1577; und Henricus Vebelius, Ars versificandi (o. J.).

29) Poetics libri septem, 1561, lib. crit. cap. 4. Im Gegensatz zu der Ansicht des Sophisten Favorinus von Arelate (2. Jhdt. n. Chr.), mit der sich Scaliger auseinandersetzt, wird von ihm Virgil dem Pindar vorgezogen. Vor ihm hatte bereits Pontanus diese Meinung vertreten (s. die Stelle bei Scaliger).

30) Poeticarum Institutionum libri tres, Amstelodami 1674 und De Artis Poeticae Natura ac constitutione, Amstelodami 1647, cap. V, § 3.

lich und geistlich, nicht aristokratisch und gemein-gesellschaftlich. Eine Kunstform, die so stark ein Gemeinschaftserleben voraussetzt wie die Pindarische, entsteht naturgemäß nur dort, wo sie von einem solchen getragen wird. Es ist nicht zufällig, daß in Deutschland erst seit der Zeit, da sich an einigen kleineren Fürstenhöfen ein kultiviertes geistiges Leben zu entwickeln beginnt — seit dem Jahrhundertende —, die Pindarische Ode ein Nachbildung erfährt, während sie in Frankreich bereits 60 Jahre früher in hoher Blüte steht, als unter der zwölfjährigen Regierung Heinrichs II. der Hof das gesellschaftliche und literarische Zentrum des Landes ist³¹⁾.

II. Die Tradition der deutschen Pindarischen Ode.

Horaz und die Ode der französischen Renaissance.

Wenn der deutsche Humanist Conrad Celtis in einer lateinischen Ode in alcäischem Versmaß³²⁾ diese ein „Pindarisches Gedicht“ nennt, beweist er damit, daß er diese Huldigung seines Gönners Dalburg in Horazischer Form als die gegebene Tradition der Pindarischen Hymne empfindet.

Horaz erscheint hier also erstmalig als der Fortsetzer Pindars, als die jüngere Form der griechischen enkomischen Ode und deren gleichwertiges Gegenstück:

Dudum calenti pectoris impetu
Tuis volebam carmina laudibus
Referre, et aeternos honores
Pindarico celebrare plectro.

Sequens Achivos et Latios viros
Qui docta cunctis carmina saeculis
Liquere, dum dignos Caemoenis
Castaliis cecinere libros.

Diese Celtis'schen Verse zeigen, wie Griechen und Lateiner für den modernen Betrachter zu einer einheitlichen Gesamtfigur der Antike zusammengefallen sind, deren Glieder nicht mehr als inhaltlich und kaum noch als zeitlich voneinander verschieden empfunden werden, so daß der die Antike imitierende Humanist, wenn er Gönner und Freunde andichtet, diese Leistung — auch in lateinischer Sprache und Form! — als Pindarische Handlung ansehen kann. Pindar ist für die Humanisten ein griechischer Horaz³³⁾.

Aus der Lektüre des Lateiners entstand die Vorstellung von Pindar als dem dunkleren, volleren und rhythmisch bewegteren Horaz, dem Vorbild des bekannten römischen Lyrikers, der ihn zum Urbild des rauschenden hymnischen Stiles erhoben hatte³⁴⁾. Hierbei konnte den Horaz der Vergleich seiner Dichtung mit der Pindars wohl zu dieser Annahme berechtigen, sah er doch — im Gegensatz zu seinen römischen Hauptstädtern — dort die Götter und Heroen handelnd auftreten, und bewunderte er doch bei Pindar die allein von der Musik herfließende Betonung und Fügung der Worte, während er das

31) Bourcié, *Les moeurs polies et la litterature de Cour sous Henry II*, Thèse fr., Paris 1886, S. 13 ff.

32) *Libri Odarum quatuor*, 1513, Buch IV, 1. Ode.

33) Vgl. ein besonderes bezeichnendes Epigramm von Curicius Corbus auf Pindar in den *Deliciae Pot. Germ.* II, p. 889 und eine charakteristische Äußerung des Hugo Grotius in einem Gedicht auf Jan Doufa in: *Bibliotheca Grotiana*, Gravenhage 1883, S. 48.

34) Horaz, *Carm.* IV 2.

klassisch-plastische Metrum der Sprache nach ihren rezitatorischen Betonungs-
gesetzen bildete. Als aber die Nachwelt die Horazische Lyrik las, unterschied sie
das Urbild, von dem hier die Rede war, nicht mehr von seiner Nachbildung,
sondern lieh dem Original die Züge seiner Kopie und konstruierte in ihrer Vor-
stellung einen dem Horaz ähnlichen griechischen Lyriker mit gleichem Stil und
dem gleichen Kultur- und Gesellschaftsstand. Dieser Pindar war ein undeut-
licher Horaz.

Diese Grundeinstellung zeigt sich also bereits beim Beginne der Pindarnach-
dichtung im europäischen Humanismus und beruht zu einem bedeutenden Teile
auf der stärkeren Nachwirkung der römischen Literatur überhaupt, die die klas-
sische Renaissance in den europäischen Ländern vorwiegend zu einer römischen
gestaltet hat; zum Teil mag sie auch darauf zurückzuführen sein, daß die Horaz-
rezeption als die ältere der Rezeptionen der bedeutendsten Odenmacher der Antike,
von Anfang an den Stil der modernen entomischen Ode beeinflusst hat³⁵⁾.

Dieser Vorgang läßt sich deutlich bei Pierre Ronsard verfolgen, der als primär
schöpferischer Dichter sowie in seiner Eigenschaft als Haupt der französischen
Pléiade das Fortleben Pindars in der europäischen Literatur wesentlich ge-
fördert hat und Ahne der deutschen Pindarischen Renaissance und Barock-
Ode ist³⁶⁾.

Als im Jahre 1550 Ronsards erste Gedichtsammlung mit den zwölf Pinda-
rischen Oden an der Spitze erschien, erstaunte der Hof³⁷⁾ über die gewichtigen
Töne, die kunstvolle Diktion und die gelöste Sprache des Neuerers, der sich
offensichtlich von der Marotische Schule entfernte und auf diese Trennung stolz war.
Hier bot in einer Zeit, in der eben noch die Gemeinsamkeit von Ode und Chan-
son festgestellt und als Vorbilder gleichmäßig Pindar wie Saint-Gelais emp-
fohlen worden waren³⁸⁾, ein fast unbekannter Dichter unter völlig neuer In-
anspruchnahme des Wortes Ode eine Reihe Gedichte in Pindarischer Manier
dar, und huldigte seinem Souverän und dem höchsten Adel des Landes sowie
seinen nächsten Freunden in einer gesängehaft-prophetischen, antihymnischen
Weise, so daß er mit Recht den Namen eines französischen Horaz oder Pindar
zu verdienen schien³⁹⁾.

Pindar war Ronsards Jünglingstraum⁴⁰⁾ vom Landesfänger, Verherrlicher
einer aristokratischen Gesellschaft von ritterlichen Königen, fürstlichen und be-
gönnernden Herren und Damen, sein Ideal einer rauschenden Entomiasik, einer

³⁵⁾ Außer dem bereits zitierten Buche von Stemplinger vgl. hierzu seine Arbeit: Das Fortleben
der Horazischen Lyrik seit der Renaissance, 1906, die ein zusammenfassendes Kapitel über das Fort-
leben der römischen Dichtung enthält.

³⁶⁾ Die ersten Pindarischen Oden der Renaissance dichtete der Italiener Gian Trifino (1478
bis 1550).

³⁷⁾ Vgl. Bourciez, S. 207 ff.

³⁸⁾ Die betreffende Stelle der Art poétique von Thomas Sibillet abgedruckt bei Laumonier,
Ronsard Poète Lyrique, Paris 1909, S. XV ff.

³⁹⁾ Laumonier, S. 296 ff.

⁴⁰⁾ Die Pindarischen Oden entstanden während seiner Lehrjahre am Collège Coqueret unter
den Augen seines Lehrers Dorat, der ihm auch die griechischen Oden vorübersekte; vgl. Laumonier
S. 705.

Steigerung der Huldigungsmanier des Horaz, des Vorbilds jedes Mäzenatenbetriebes der Renaissance. Ronsard denkt sich unter dem von ihm gebildeten Worte „pindariser“ die lobende Erhebung eines rühmenswürdigen Ereignisses aus der feudallitterarischen Welt des Pariser Hofes und seines Königs: einen militärischen oder diplomatischen Sieg, einen günstigen Friedensschluß oder ein berühmtes Duell — daneben eine enthusiastische Verehrung mächtiger Gönner und berühmter Freunde ⁴¹). Immer herrscht in diesen „Pindarisierungen“ die Tendenz vor, durch geschickte Aneinanderreihung scheinbar auseinanderliegender Motive den eigenen poetischen Ruhm erstrahlen zu lassen. Ronsard betont mit Absicht — fast in jeder Ode — das Außergewöhnliche seines Versuches und vertritt dadurch dessen literarische Herkunft. Damit ist der Grund für das Präziose an Ronsards Unternehmen angedeutet; Ronsards Pindarische Oden blieben im Lande ohne Bedeutung für dessen geistige Entwicklung, weil das antike Pathos auch durch eine Fülle klassischer Reminiszenzen sich nicht zurückgewinnen ließ. Die Lage des Erlebnisses ist für den modernen Pindarnachahmer eine grundsätzlich andere wie für den Dichter der archaischen Zeit. Der Moderne verwechselt leicht „Gemeinschaftsstimme mit dem Wort des freien Geistes“ [Gundolf ⁴²)] und verdeckt den Riß zwischen sich und den andern durch persönliche Fähigkeit zum Gemeinschaftspathos. Gerade die persönliche Begabung ist aber für Pindars Erfolge unwichtig und für Ronsard ausschlaggebend. Die moderne Zeit beurteilte sein Gedicht als eine vortreffliche „Pindarisierung“, wenn der Dichter einen einfachen Stoff in möglichst komplizierter Form zum Ausdruck brachte; Ronsard nannte diese poetische Technik „l'humeur Pindarique“ ⁴³), „soin Pindarique“ ⁴⁴) und bezeichnete seine Arbeit als „brouiller mes vers à la mode de Pindare“ ⁴⁵) als einer der „ne s'egare Des vers repliez de Pindare —“ ⁴⁶). Es besteht also der direkte Gegenfaß zur antiken Pindarischen Ode: während jetzt die Kunst des Poeten erstrahlen soll, wirkte sich damals nur die Möglichkeit der Hineinstellung der Tagesereignisse in den absoluten Raum des Mythos — also der Gegenstand selber — aus.

Die 14 Pindarischen Oden mit der Dreiteilung der Gesamtstrophe haben von dem Pindarischen Vorbilde den Wechsel der metrischen Struktur entliehen, der eine freie Nachbildung der griechischen Chorlyrik bedeuten kann ⁴⁷). Ronsard wendet sie nur auf Personen an, während er in anderen — hauptsächlich dem Horaz nachgebildeten — Gedichten auch die Quelle seines heimatischen Parkes oder seine Leier oder ähnliche lyrische Gegenstände panegyrisch besingt.

Pindarischer Tenor liegt außerhalb des wirklichen Kräftebereiches Ronsards,

⁴¹) Oeuvres complets de P. de Ronsard, par Paul Laumonier, Paris 1914—1919, Tome deuxième, p. 77—164.

⁴²) „Antonius und Kleopatra“ in: Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft 1926.

⁴³) Oeuvres T. 1, p. 130.

⁴⁴) Ebd. 6, p. 238.

⁴⁵) Ebd. 2, p. 241.

⁴⁶) Ebd. 2, p. 380.

⁴⁷) Über die Metrik der Pindarischen Oden des Ronsard und ihre Beziehung zur Typographie der Renaissance-Ausgaben vgl. Laumonier p. 705.

wie er in seinen Sonetten und leichten Liedern als echte dichterische Formgewalt zu spüren ist. Ihm, dem Romanen, liegt der Ton des Horaz, des Dvid, des Petrarca und seiner Schule, blutmäßig näher als das mythenrächtige, im Grunde religiöse Gedicht Pindars, dessen Nachahmung ein Teil des Tributes bildet, den Konrad der von ihm selbst herbeigeführten Literaturströmung zollte. In diesen Gedichten, die als Versuch der Hellenisierung der epikurischen Ode des Horaz und seiner Epigonen zu betrachten ist, erhebt sich Konrad durch äußere Nachbildung der Pindarischen Hymne und durch einen Ton, den man — philologisch gesehen — als Pindarisch bezeichnen kann, eine kurze Strecke über Horaz, um alsbald wieder in den leichteren Ton des Horazepigonen zurückzugleiten⁴⁸⁾. Vor ihm kannte man in Frankreich bereits Pindarische Oden der Neulateiner⁴⁹⁾; an diesen Vorgang knüpft Konrads Pindarnachahmung organisch an: sie ist eine Nationalisierung des lateinischen Vorbildes, zurückgeführt auf seine griechische Urform.

III. Die deutsche Pindarische Barock-Ode.

1. Die deutsche Renaissance-Ode bei Weckherlin.

„Die französische gefellige Ode, wie Konrad sie geschaffen hatte, war im wesentlichen horazisch“ [Viëtor, Gesch. d. d. Ode S. 51⁵⁰⁾]. Indem die Pindarische Ode in dieser Definierung einbegriffen wird, ist sie die vornehmste Klasse dieser Odengattung. Als solche tritt sie in die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts, die hauptsächlich von Gelehrten und Beamten geschaffen wird, ein und erreicht zwei Höhepunkte: einen vorbarocken, weltlichgerichteten bei Weckherlin, und einen barocken, geistlichgerichteten bei Gryphius.

Weckherlin, seiner Anstrengung aber nicht seiner Auswirkung nach das deutsche Gegenstück des Franzosen Konrad, versuchte in Deutschland als einzelner und dazu noch unter ungünstigen inneren Bedingungen des sprachlichen Ausdrucks was in Frankreich einer ganzen Richtung nicht gelang: die Gefinnung einer modernen Hofaristokratie mit antiker Weihe zu versehen und in dieser Art darzustellen, um eine Renaissance antiken Lebens darin auszubrüden. Weckherlin ist mit dieser — bei ihm natürlich gewachsenen — Geisteshaltung der einzige unter den deutschen Dichtern seines Jahrhunderts; ich möchte ihn daher den deutschen Renaissance-dichter nennen und seine Pindarischen Oden als deutsche Renaissance-Oden bezeichnen.

Man weiß, daß Weckherlin die Antike durch die Vermittlung der Franzosen gestaltend auf sich einwirken ließ⁵¹⁾, daß er weiterhin die griechische Sprache nur ungenügend kannte⁵²⁾, und es ist als sicher anzunehmen, daß er Pindar im

⁴⁸⁾ Oeuvres 2 p. 187; in diesem Gedicht — am Anfang des zweiten Odenbuches 1550 — stehen die bezeichnenden Verse „La divine grace / Des beaux vers d'Horace / Me plaist bien encor“.

⁴⁹⁾ Von Salmon-Macrin, Conrad, Jean Second; vgl. Laumonier p. XXXIII.

⁵⁰⁾ Vgl. auch die Definition der Pindarischen Ode des Konrad dazelbst S. 72.

⁵¹⁾ Vgl. zu diesem ganzen Abschnitt Viëtor, a. a. O., S. 51–59 und S. 73/74.

⁵²⁾ Vgl. Wilhelm Weeg, W's Beziehungen zur antik. Literatur, Diss. Tübingen 1903.

Urtext nicht gelesen hat. Seine Vorstellung von Pindar haben Konrads theoretische Äußerungen, in erster Linie dessen Praxis bestimmt, hinzu kommt die Lektüre und die Rezeption des Horaz, die ihren Einfluß von Beginn an bei Weckherlin geltend macht. Wann, wodurch und in welcher Absicht Weckherlin zur Pindarischen Ode geführt wurde, ist in diesem Zusammenhange jedoch nicht so wichtig wie die Betrachtung des Ergebnisses selber, das sich als selbständiges und geistiges Ganzes mit eigenem Anspruch der Beurteilung dem Betrachter darbietet.

Weckherlin beginnt das „pindarisieren“ — wie er es im Anschluß an Konrad nennt — im gleichen Alter wie Konrad, in der Fremde, in Frankreich, als Beweis seiner bewußt deutschen Gesinnung und einer Emporhebung der deutschen Dichtung zu einem Ausdruck in klassischer Form, wie sie die romanischen Länder Italien und Frankreich bereits zu dieser Zeit in vollendetem Maße besaßen. Die Persönlichkeit, an die er seine erste Pindarische Ode richtete, ist ein französischer Edelmann mit künstlerischen Neigungen, den der Dichter während seines Aufenthaltes in Frankreich wohl näher kennen und schätzen lernte. Weckherlin beginnt also mit dem gleichen in deutscher wie Konrad in französischer Sprache: seine erste „Pindarisierung“ widmet er einem französischen Grandseigneur. In der Folge hat er dies nicht mehr getan; er wählte sich dann Deutsche für diese höchste Form der Huldigung eines damaligen Poeten aus.

Diese Ode auf den Herrn von Montmartin⁵³⁾ zeigt noch nicht alle Elemente seiner Pindarischen Oden, wie sie Weckherlin für diese Gattung teils übernahm, teils hinzuschuf. Äußeres ist von Konrad übernommen: Dreiteilung der Gesamtsrophe und die metrische Struktur; das wenige an eigener Erfindung, das der junge Dichter beigetragen hat, läßt aber bereits scharfe Züge seines Charakters aufleuchten: der scharfe Ausfall gegen alle Verspötter deutscher Dichtkunst⁵⁴⁾, ein geschraubtes Lob für den Verzicht auf weltliche Untugenden⁵⁵⁾ — ein Thema, über das er so oft redet —, und das bescheidene Anbringen persönlicher Nöte⁵⁶⁾. Im ganzen ist das Gedicht eine wenig gut gelungene Kompilation französischer Renaissance-Poesie⁵⁷⁾.

Die Pindarische Ode, die uns als nächste bekannt ist, ist das Carmen auf Elisabeth von der Pfalz, der Gattin des „Winterkönigs“ Friedrich, anläßlich ihres Einzuges 1613 in Heidelberg⁵⁸⁾. Hier zeigt sich bereits Weckherlins ganzes poetisches Können, seine feine höfische Dichtkunst, die die Möglichkeiten der Pindarischen Hymne zu einer kunstvoll galanten Verbeugung vor der einziehenden Fürstin benutzt. Rhein und Neckar werden zu Zeichen der die Fürstin empfangenden Landschaft und reden sie mit des Dichters Worten und Wünschen an.

⁵³⁾ Georg Rudolf Weckherlins Gedichte, hrsg. von H. Fischer, BLV, 199, 200, 245, Nr. 49, S. 130 ff.

⁵⁴⁾ Ebd. W. 5 — 12.

⁵⁵⁾ Ebd. W. 81 — 92.

⁵⁶⁾ Ebd. W. 149 — 160.

⁵⁷⁾ Vgl. die Zusammenstellung bei Fischer, Wd. 2, S. 475.

⁵⁸⁾ Fischer Wd. 1, Nr. 43, S. 99 ff.

Das Gedicht ist bezeichnend nach Gesamtstrophen abgeteilt und diese selber schwingen wie Sinuskurven mit Anhub, Höhe und Abklang.

1. Gesamtstrophe: Verwunderung des Rheins über die Vorbereitungen zum Empfang der Fürstin.
 1. Str.: Des Rheins Verdruß darüber in seiner Grotte.
 1. Antistr.: Neugieriges Auftauchen aus der Flut.
 1. Epode: Besänftigung seiner Furcht durch Anblick des Gottes Neckar mit den Flußnymphen.
2. Gesamtstr.: Erkennen des Neckars über die Unwissenheit des Rheins.
 2. Str.: Verwundertes Fragen und Erklären.
 2. Antistr.: Emphatische Schilderung der Vorzüge der Fürstin.
 2. Epode: Hinweis auf den Nutzen dieser Frau und Aufforderung zur Huldigung.
3. Gesamtstr.: Die beiden Götter huldigen der Fürstin unter dem Wolk.
 3. Str.: Aufbruch.
 3. Antistr.: Glanz der Person der Fürstin.
 3. Epode: Glanz und Jubel ihrer Umgebung.
4. und 5. Gesamtstr.: Anrede der beiden Flußgötter.
 4. Str.: Angenehmste Empfindungen bei der Fürstinnen Anblick.
 4. Antistr.: Unmöglichkeit ihren Reiz schildern zu können.
 4. Epode: Glückliches Auge des Gatten.
 5. Str.: Ermahnung zur Liebe für die neue Heimat.
 5. Antistr.: Verheißung tapferer Söhne.
 5. Epode: Segnender Abschied.

Wechherlin hat das konventionelle Motiv der Allegorie der beiden Flußgötter mit jener Lebendigkeit und Naturalistik der Schilderung umgestaltet, die seine besten Gedichte in wahrhaft vollendetem Maße besitzen⁵⁹⁾; man höre, wie sich der Rhein aus Ärger über die noch unerblickte neue Herrin benimmt:

Hat er, ligend ab solcher Lieb (= die Liebe des Fürsten zu seiner Gattin beklagend)

In seinem gewölbe verbrossen,
Ein solchen zehrerfluß vergossen,
Daß seine herrschaft davon trüb.⁶⁰⁾

Handlung und Aufbau des Gedichtes sind einfach, klar vorgestellt und markant gezeichnet; dazwischen spricht aber Bildüberladung bei der Darstellung eines simplen Gedankens in Gestalt gepreßter Wortfülle über den gedanklich sorgsam abgemessenen Umfang der einzelnen Strophen; man höre, wie der Dichter den Ruhm der künftigen Prinzen schildert:

Der groß Adler sich zu ergößen
Wirt sich gern auf ihren Schilt setzen.
Alban soll ihr gerechter Zorn
Des Monchs zwayspizig stolches horn,

Wie auch den getriplierten Cronen
In beedem Caesarischem sich
Zu des Höchsten ehr nicht verschonen
Mit ihrer wöhr und lanzen spiz.⁶¹⁾

Das Übermaß von innen sprengt das Maß von außen, der Vers ist in Mißklang mit der Strophe, die Strophe mit der Gesamtstrophe und schließlich befindet sich der Drang der übersatteten Sinne des Dichters in Zwiespalt mit der auferlegten

⁵⁹⁾ Vgl. den Umriss seiner Persönlichkeit von Friedrich Gundolf, Martin Opitz, 1923, S. 21 ff.

⁶⁰⁾ Nr. 43, W. 5–8.

⁶¹⁾ Ebd. W. 209–216.

Bindung an die gleichgeschwungenen Bögen der Pindarischen Form. So rebelliert etwas in Weckherlin gegen einen vermeintlichen Zwang; so wird dem Inneren dieses Renaissance-Dichters der Gipfel dieser Dichtung: die Pindarische Ode nicht vertraut.

Weckherlin hat sich mit diesem Gedicht sehr große Mühe gegeben; unter den vier Pindarischen Oden seiner ersten Sammlung ist es dasjenige, welches am meisten Originalität besitzt⁶²⁾. Damit hat er die kunstvolle Manier des Pindarikers erlernt: seine übrigen Pindar-Oden besitzen alle die überlegte Einteilung und die gleichfließenden Bögen der Gesamtstrophe. Er versteht jetzt, „die Dorische harpf recht zu zwicken“⁶³⁾ und ihr den „dreymal gedreyten schall“⁶⁴⁾ kunstgerecht zu entlocken. Die Ode in der Ausgabe letzter Hand auf die Landgräfin von Hessen Amalie Elisabeth⁶⁵⁾ beginnt mit einem pompös einsetzenden Präludium, das in hymnisch gehobenem Tone das falsche Glück des Tyrannen ausmalt, worauf der Dichter in kunstvollem Diminuendo zum Lob der klugen und energischen Fürstin überleitet. Die späteste seiner Pindarischen Oden⁶⁶⁾ — in England auf seinen Freund Heinrich Wilderbeck geschrieben — zeigt eine etwas erstarrte Manier der Anlage: die erste und letzte Trias des Gedichtes bedenkt in wehmütiger Tonart den alten Freund mit einem Lobe wegen seiner treuen deutschen Redlichkeit, die durch schlimme Zeiten hindurch gedauert habe; die drei eingeschlossenen Gesamtstrophen sind konventionelle Reden über die wahre Tugend. Das gehörte zu Weckherlins Konventionspflichten; seine Pindarischen wie seine höfischen Lobgedichte leben von diesem zähen Tugendattem. Die Hälfte seiner Pindarischen Oden sind Empfehlungen an eine Fürstlichkeit; darin wird wohl strenger protestantischer Zugsbeifer besonders erwünscht gewesen sein. Das Stoische, Horazische und Konfardische Vorbild hat die moralisierende Tendenz dieser Gedankenlyrik vorgezeichnet.

Der Ausdruck „Le premier de France/J'ay pindarisè“ stand bereits bei Konfard in einer unpindarischen Ode⁶⁷⁾; dort sollte dieser Ausspruch sich nicht auf den Inhalt des betreffenden Gedichtes beziehen. Bei Weckherlin steht die Strophe „Zwar bedarf es sich auch gar nicht / Deinetwegen zu pindarisieren / Und aus einem alten gedicht / Ein neues lob zu destillieren“ ebenfalls in einer unpindarischen Ode, die aber trotzdem den Charakter einer Pindarischen hat⁶⁸⁾. Es ist also klar, was Weckherlin unter dieser Bezeichnung eines Gedichtes versteht: dieses Wort ist für ihn der Ausdruck für die höfische Enkomiaстик schlechtweg! Wir gehen kaum fehl, wenn wir die größere Anzahl seiner höfischen, unpin-

⁶²⁾ Nr. 44, 49 und 50 sind inhaltlich zu großen Teilen Nachbildungen französischer Renaissance-Poesie (vgl. Fischer Vb. 2, S. 474 ff.), während für die 230 Zeilen des Gedichtes auf die Pfalzgräfin Elisabeth nur an einer Stelle — V. 73 ff. — eine Anlehnung an die Plejabe festgestellt ist (Fischer ebd.).

⁶³⁾ Fischer Vb. 1, Nr. 44, V. 87.

⁶⁴⁾ Ebd. V. 53.

⁶⁵⁾ Fischer Vb. 2, Nr. 281.

⁶⁶⁾ Ebd. Nr. 284.

⁶⁷⁾ Oeuvres 2 p. 186.

⁶⁸⁾ Fischer Vb. 1, Nr. 48, V. 38.

barischen Lob-Oden zu seinen „Pindarisierungen“ hinzurechnen⁶⁹⁾. Der Definition Viétors, nach der die „Pindarische Ode bei Weckherlin mit der höfischen Ode alles gemein hat, außer der Strophenform“⁷⁰⁾ fügen wir die Erweiterung hinzu: sie hat außerdem eine dieser Strophenform entsprechende innere Anordnung ihres Stoffes. Diese findet sich nicht in den einfachen höfischen Lob-Oden, die alle thematisch durchkomponiert sind.

Als Weckherlin zu Beginn des großen Krieges Deutschland verließ, schied damit der Hauptvertreter deutscher Renaissance-Dichtung aus der Entwicklung der deutschen Literatur aus. Weckherlin ging nach England, bevor das Buch von der „deutschen Poeterey“ erschien. Mit ihm schied die Pindarische Ode in höfischem Geist aus Deutschland; die Gattung ging in bürgerliche Beamtenhände über: dieser Wechsel ihrer Besitzer läßt bereits Schlüsse auf ihr neues Gesicht zu. Das Buch von der „deutschen Poeterey“ tritt in neuer Form noch einmal das Vermächtnis der französischen *Méjade* an. Es kümmert sich dabei nicht um die bereits vorliegende deutsche Umschmelzung in dem Werke Weckherlins — es kann sich nicht darum kümmern, weil es nach einem anderen Grundgesetz verfährt. Aber die begonnene deutsche Rezeption der Pindarischen Ode ist damit unterbrochen und erreicht nie mehr den vollen Ton einer wirklichen Gemeinschaftsstimme. Aus drei Gründen ändert sich in der Folge die geistige Struktur der Pindarischen Ode in Deutschland: 1. weil Opitz aus einem anderen Kunstprinzip heraus nicht bei Weckherlin ansetzen kann, 2. weil die Dichtung aus den Händen des Hofmannes in die des Gelehrten und mittleren Beamten übergeht und 3. weil der einsetzende Krieg die Physiognomie der Deutschen verändert. Aber diese Gründe waren auch mitbestimmend für eine gänzlich andere, großartige Ausdrucksmöglichkeit in der Form der Pindarischen Ode.

2. Die Gelegenheits-Ode bei Opitz und seiner Schule.

Die Pindarische Ode des Opitz und seiner weitverzweigten Epigonen gewährt Einblicke in einen anderen Lebensraum als in den Weckherlins oder Konrards, obwohl Opitz an diesen literarisch anknüpft. Damit ist zugleich ausgedrückt, daß sich die Vorstellungen von einer Pindarischen Ode seit den Renaissance-Dichtern gewandelt haben. Entscheidend für diese Wandlung ist aber nicht eine neue Entdeckung der Pindarforschung, die ein verändertes Verfahren in der Nachbildung des Dichters ergäbe, sondern eine Veränderung der Erfahrung von preisungswürdigen Gegenständen. So verschiebt sich das Gehaltsniveau dieser Dichtungsgattung zugleich mit dem Lebensraum ihrer Träger. Die aristokratisch-höfischen Motive Konrards — und noch Weckherlins — bewirkten eine chevalereske Tonart der Pindarisierungen; sie berühren sich in diesem Punkte mit den griechischen Gedichten selbst, die gleichermaßen einer ritterlichen

⁶⁹⁾ Die höfischen Lob-Oden 46, 47, 48, 51, 78, 79, 80, 81, 82, 85, 86, 88, 271, 272, 280 sind zu diesen in weiterem Sinne pindarisierenden Oden zu rechnen, da sie dieselben Formelemente — außer der markanten Gliederung — besitzen; vgl. auch hierzu Viétors Erklärung S. 73.

⁷⁰⁾ Viétor, a. a. O. S. 54.

Welt entwachsen sind. Die nicht mehr auf einen bestimmten Stand oder auf ein bestimmtes Gebiet zugeschnittenen, sondern gerade die allgemeinsten menschlichen Begebenheiten — Geburt, Vermählung und Tod — bevorzugen Pindarischen Gedichte des Dpiz und seiner Freunde dagegen haben insolgedessen auch keinen markant bestimmten Ton und keinerlei charakteristische Momente, sondern den ganz unterschiedslosen, uniformen Verstandeston der neuen Poetenkaste. Die Leere der privaten Erlebnisse dieser bürgerlichen Gelehrten und Beamten zeigt sich in Gedichten, denen — gerade noch die wichtigsten — dieser Begebenheiten als Anlässe zugrunde liegen. Die Pindarische Form verlangt zu ihrer Existenzmöglichkeit in jeder Form irgendeinen Inhalt eines gemeinschaftlichen Erlebens, weil sie eine bestimmte gemeinsame Geistesspannung — schon durch ihre gebräuchlichsten äußeren Teile: Anrede, Gnomik und Sagenteil — zum Ausdruck zu bringen sucht. Dieses gemeinsame Erleben der Barockpoeten ist nun gerade das Nicht-Erfahren wertvoll hymnisch Gebilde umsetzen zu können. Hiervon sollen des Gryphius Pindarische Oden ausgenommen werden.

Die Pindarischen Oden der Dpizianer bleiben auch unter den veränderten Umständen insofern Gesellschaftsdichtung und Ausdruck öffentlicher Gesamtheit, als sie über diejenigen Ereignisse berichten, die am meisten die Öffentlichkeit interessieren: Hochzeiten und Sterbefälle. Mehr als die Hälfte aller Pindarischen Oden im 17. Jahrhundert sind Begräbnisgedichte; dann folgen die Hochzeitsgedichte, dann Glückwunschgedichte, Neujahrsgedichte und enfomiasische Gelegenheitsgedichte. Die Geringfügigkeit der Anlässe ist zu einem bestimmten Teil an der Geringfügigkeit dieser Dichtungen Schuld; der gewohnheitsmäßige Gleichklang bürgerlicher Lebensabläufe mit seinem normalen Rhythmus Geburt — Hochzeit — Tod bewirkt ein gleichartiges unterschiedsloses Pathos einheitlichen Ausdruckes und einheitlicher Temperatur in den allermeisten dieser pindarisierenden Gedichte.

Dpiz ist der Organisator dieser Literaturgattung im 17. Jahrhundert und bestimmt ihre poetische Anlage. Seine Oden werden deshalb hier als Typus der pindarisierenden Gedichte des 17. Jahrhunderts — abgesehen von denen des Gryphius — behandelt.

Aus äußeren und aus inneren Gründen knüpft Dpiz in seinen Pindarischen Oden nicht an die Tradition: an Weckherlin, an. Weckherlin dichtet für die Fürsten und zum Urteile der Fürsten⁷¹⁾, Dpiz hingegen in erster Linie für seine Freunde, den Kreis von Dichtern und Gelehrten, die die deutsche Literatur neuschaffen wollen. Dpiz erachtet die Begebenheiten aus seiner Welt in gleicher Weise für würdig, durch eine Pindarische Ode verherrlicht zu werden, wie Weckherlin es mit den Ereignissen aus seiner Welt- und Menschenerfahrung tat. Dpiz dichtet also eine Pindarische Ode auf die Hochzeit seines Freundes Müßler und ein gleiches Gedicht auf den Tod eines Bekannten,

⁷¹⁾ Vgl. die Vorrede zu den „Säclichen und Weltlichen Gedichten“ 1641; Fischer *Wd.* 1, S. 291 ff.

Adam von Vibran⁷²⁾. Weckerlin unternahm die Komposition der Strophenform ohne die Betonung des einzelnen Wortes geregelt zu haben. Opitz dagegen baut organischer von der Betonungsregelung der einzelnen Wortsilben aus auf. Er geht hierin einen gänzlich anderen Weg als Weckerlin zur Erreichung desselben Zieles: Weckerlin interessiert sich allein für die große Form, die künstlerische Renaissance-Gebärde der Franzosen, weil er einen verwandten heroischen Ton dabei vernimmt, Opitz dagegen interessiert sich primär überhaupt nicht für die Pindarische Gedichtform, weil er mit ihr nichts anzufangen weiß, sondern nimmt sie nur im Vorbeigehen mit dem übrigen Bestand des Konfardschen Erbes auf.

Den beiden Pindarischen Oden des Opitz käme nicht die eminente Wichtigkeit zu, wenn sie nicht im Buch von der „deutschen Poeterei“ stünden und im 17. Jahrhundert von allen Dichtern Pindarischer Oden mehr oder weniger getreu kopiert worden wären. Sie behaupten durch diese Stellung die Rolle eines vorbildlichen Kanons und sind auch von uns als solche zu betrachten. Das Hochzeitsgedicht — drei Gesamtstrophen, die Strophen 16zeilig und jambisch, die Epoden 12zeilig und trochäisch — liefert allein deutbare Momente für das Verfahren des Opitz, da das zweite Gedicht einer unbekanntem italienischen Vorlage folgt und es also ungewiß bleibt, inwieweit darin eigenes Gedankengut von Opitz vorliegt.

Der Gedankengang des Hochzeitsgedichtes ist nicht einer Ode Konfards entnommen, wenn auch die zweite Gesamtstrophe — abgesehen von ihrer Epode — Anklänge an eine Konfardstrophe aufweist⁷³⁾. Nachdem Opitz erklärt hat, welchen Zwecken seine Dichtung im allgemeinen und seine Pindarische Ode im besonderen dient (Zeile 1—21), wird das Thema des Gedichtes genannt: die Vermählung des Freundes und Dichters Nüssler, welche die vorher nur in Gedichten ausgedrückte Sehnsucht des Bräutigams erfüllt (22—32). Die Epode bringt eine allgemeine Bemerkung an: Liebe ist der Lohn der Tugend (33—44). Mit der zweiten Gesamtstrophe beginnt eine stoffliche Einlage: eine Schilderung der Rolle, die die Liebe bei Gott, Welt, Elementen, Natur, Tieren und Menschen einnimmt (45—76), wobei die Epode wieder die Bemerkung daran knüpft, daß nur tugendsame Liebe die richtige sei (77—88). Der Anfang der dritten Gesamtstrophe kehrt zum Thema der Ode zurück (89—96) und schließt konventionelle Lobsprüche über die Braut daran an (97—104). Darauf wird zuerst in direkter Sprache, anschließend in Metaphern vom Glück des künftigen Ehegatten geredet (105—116), und ebenfalls mit allgemeiner Bemerkung geschlossen (117—120); die letzte Epode bringt den üblichen Scherz auf die bevorstehende Hochzeitsnacht (121—132).

Dieses Gedicht ist sowohl streng nach Gesamtstrophen gegliedert, als auch

⁷²⁾ Buch von der Deutschen Poeterei, Breslau 1624 (Haller Neudruck Nr. 1, 1913), S. 49 ff.

⁷³⁾ Die Angaben Reppellers (Die Pindarische Ode in d. deutsch. Poesie des 17. u. 18. Jhdts., Diss. Tübingen, S. 2), wonach der Inhalt dieses Gedichtes der Ode Konfards I. 1. Str. 2 nachgebildet ist, muß auf einem Versehen beruhen; es läßt sich eine Anlehnung an diese Vorlage nur in der zweiten Strophe des Opitzschen Gedichtes feststellen. Ein ähnliches Versehen muß auch bei der Angabe Viétors (a. a. O. S. 76) vorliegen, wonach das Gedicht gedanklich Konfards Ode I. 11 folgen soll.

mit allen Bestandteilen einer antiken Pindarischen Ode versehen. Daß Dpiz diese Wissenschaft allein aus den pindarifierenden Oden des Konrad geschöpft hat, halte ich nicht für möglich, denn dort sind weder markante Strophen-einteilungen noch eine so strikte Anordnung Pindarischer Odenelemente, wie sie dieses Gedicht des Dpiz vorweist, vorhanden. Zu dieser Einteilung seiner Ode muß Dpiz vielmehr die Philologie zu Hilfe genommen haben ⁷⁴). Eine Kenntnis des griechischen Originals gilt für ausgeschlossen ⁷⁵). Aber es ist durchaus möglich, daß er die Pindar-Ausgabe des Wittenberger Philologen Erasmus Schmid vom Jahre 1616 ⁷⁶) zur Abfassung seiner Pindarischen Oden herangezogen und die dort vor den Oden in lateinischer Sprache angegebenen Odenschemata eingesehen hat ⁷⁷). Es läßt sich sogar eine Bemerkung anfügen, die besagen könnte, daß Dpiz zu seinem Pindarischen Hochzeitgedicht sich an die Schmid'sche Disposition der I. Pythien gehalten hat. Schmid erklärt den Anfang dieser Pindarischen Ode folgendermaßen: „Exordium, a laudibus Citharae, quam commendat — a materia, ab Inventore Apolline“ ⁷⁸) — usw. Da nun Dpiz an den Anfang seines Gedichtes ebenfalls eine Empfehlung seiner „Cithara“ („Du güldne Leyer, meine ziehr“ —) mit mehrfachen Begründungen (ähnlich wie Pindar selbst!) gestellt hat, liegt in Vermutung eines Einflusses des Anfangs der Pindarode Pythien I nahe ⁷⁹). Auch eine Entsprechung der folgenden Teile der beiden Gedichte läßt sich feststellen (nach der Disposition des Erasmus Schmid):

Pindar, Pythien I:	Dpiz:
Exordium — a laudibus Citharae	Zeile 1—21
Propositio — Vorstellung des Helden	„ 22—24
Confirmatio — Begründung	„ 25—44
Apostrophé — Abschweifung	„ 45—88
Epilogus — Schlußrede	„ 89—132.

Die Annahme, daß Dpiz durch seine Pindarifierungen neben einer dichterischen auch an eine gute philologische Leistung der Nachbildung eines antiken Autors gedacht hat, fällt nicht schwer, wenn wir uns die bekannten Grundeigenschaften des Dpiz'schen Strebens vor Augen halten; denn an rein dichterischen Momenten weist diese Ode nichts auf. Da wird in logischer Folge Begründung eines Ge-

⁷⁴) Darauf scheint auch der seiner Erklärung des Pindarischen Odenschemas (Poeterei, Kap. 7) angehängte Nachsatz hinzudeuten: „... wiewohl die Gelehrten; und denen Pindarus bekannt ist, es ohne diß wissen, und die andern, die es aus ihm nicht wissen, werden es aus diesem berichte schwerlich wissen lernen.“

⁷⁵) Vgl. Richard Newyn Vorbaroder Klassizismus und griech. Tragödie, Heidelberg 1926: die Ergebnisse seiner Untersuchung über die griechischen Kenntnisse des Dpiz.

⁷⁶) ΠΙΝΔΑΡΟΥ περιόδος, hoc est Pindari Lyricorum Principis OI. ΠΥ. ΝΕ. ΙΣ., 1616.

⁷⁷) In einer vorgebrachten Erklärung „De Carminibus Lyricis“ gibt Schmid auch eine interessante und seine Einstellung kennzeichnende Aufbröselung der Pindarischen Gedichte, die als Hinweis für die Pindarifierenden Gelegenheitsdichter der Folgezeit gebient haben kann.

⁷⁸) Schmid, Pythien, S. 15.

⁷⁹) Auch „Du güldne Leyer“ ist eine Nachahmung des Anfanges dieser Ode; vielleicht ging überhaupt die Lektüre der lateinischen Übersetzungen der Oden bei Schmid für Dpiz nicht über die beiden bekanntesten Pindar-Oden: Olympien I und Pythien I hinaus; Zitate aus Ol. I stehen in der Poeterei Kap. 3 und im Aristarch (hrsg. von Witkowski, 1888, S. 90). Andere Stellen aus Pindar zitiert Dpiz nicht.

danke an Begründung angereicht (Zeilen 1, 4, 13; 45 ff.); da bekommt das Substantivum vage Appositionen und der Hauptsatz profashaft angegliederte Nebensätze, die dem Ganzen den Ton eines Vortrages und nicht eines Gedichtes geben (Zeilen 1, 23, 28; 2, 10, 34). Da wird der Gedanke schwer und profaisch mit „zwar erstlich — und dann — und wiederumb“ weitergetrieben (Zeilen 4, 13, 45, 54, 56). Die Armut an charakteristischen Ausdrücken zwingt zu Wortverdoppelungen (Zeile 26) oder Synonymen (über das ganze Gedicht hin zerstreut). Wenn wir von dem Ausdrucksgehalt der Verse sprechen wollen, so ist überall glatte Fügung vorhanden⁸⁰); ein erhobener Tonfall der Diction als Zeichen einer inneren Beschwingtheit ist an keiner Stelle zu merken —, der Furor poeticus ist in der Interjektion „o meine Lust“ zum Ausdruck gebracht.

Opiz hat sein Gedicht als „Pindarisierung“ bezeichnet (Zeile 21); obwohl er in der Vorrede schrieb „ich bin newlich vorwitzig gewesen, und habe mich unterwinden dürfen — eine dergleichen Oden — zue schreiben“ — gab er doch in dem Gedicht selber als nähere Erläuterung des Begriffes „Pindarisieren“ die Pflicht des Poeten an: „Zue suchen alle zierlichkeit / Die ein Poete wissen soll“. Wir müssen uns an diese Erklärung halten, obwohl sie eine poetische Phrase ist und daraus unsere Schlüsse auf die Pindarischen Gedichte der Opizianer ziehen. Weil diese Erklärung des Opiz in einen poetischen Allgemeinplatz auseinanderfließt, erkennen wir daran die charakterlose Unbestimmtheit der Pindarisierungen der Opizianer.

Opiz rezipiert von Pindar nur die Form der Dreigliederung und eine schematische Gedankenordnung. Thematisch stimmen aber die Pindarischen Oden mit seinen anderen Hochzeits- und Begräbnisgedichten überein; der Dichtstil ist der gleiche —, nur ist die Pindarische Ode überlegter gebaut. In den strophisch einheitlich durchgeführten Gedichten sind die entomiasitischen Mittel mehr durch einandergemengt; die Confirmatio tritt in den Traueroden stärker, in den Hochzeitsgedichten schwächer hervor und die Einschlebung eines breiteren allgemeinen Teiles gliedert sich in diesen Gedichten nicht scharf ab, sondern hat den Charakter eines behändigen Ausholens oder einer klugen Begründung. Wie bei Konrad und besonders wie bei Weckerlin besteht auch bei Opiz ein fließender Übergang zwischen der Pindarischen und der Nicht-Pindarischen entomiasitischen Ode; „pindarisieren“ — bei Weckerlin die Bezeichnung für die höfische Lobode überhaupt — erscheint auch bei Opiz als der Ausdruck für die gesellschaftliche entomiasitische Dichtung schlechweg.

Die Opizschule pflegt diese Gedichtart in formaler Anlehnung an die beiden Opizschen Typen⁸¹); eine „Pindarisierung“ wird in erster Linie zur Verschönerung einer Hochzeitsfeier oder zur „Zier“ eines Leichenbegängnisses verwendet⁸²). Dabei bietet die Dreiform der Gedichte Mittel zu einer bequemen Ein-

⁸⁰) Vgl. über den Stil des Opiz die grundlegende Arbeit von Newyn (a. a. O.).

⁸¹) Vgl. dazu die sorgfältige Arbeit von Keppeler (a. a. O.) und den Abschnitt über die pindarisierenden Oden der Opiz-Richtung bei Viëtor (a. a. O.), S. 76 ff.

⁸²) Über die Art des Vortrages dieser Gedichte vgl. H. Palm's Ausgabe der Lyrischen Gedichte des Andreas Gryphius, BLV. Bd. 171, S. 510.

teilung des Stoffes. Spezieller Anlaß des betreffenden Gedichtes, eingebettet in allgemeine Sentenzen und verbunden mit passenden Beispielen aus der Natur oder aus der biblischen und weltlichen Geschichte — Gleichnisse und Metapher als billiger Redeschmuck in Ermangelung origineller Wendungen —, sind die wesentlichsten Bestandteile dieser Pindarisierungen. Ein beschwingtes Pathos ist in der Dpißschen Starre nicht vernehmbar; Pindars Gehalt lebt nicht weiter, sondern die äußere Anlage seiner Gedichte.

Dies zeigt sich auch in der Form der Hinweise auf Pindar in den Poetiken dieser Zeit. Konrad hatte sich im Vorwort seiner Odenammlung mit einer verlegten kurzen Erklärung über die Form der Pindarischen Ode begnügt⁸³⁾; die Poetiken der Humanisten Viperanus und der Jesuiten Jacob Pontanus geben das Schema der Pindarischen Oden an⁸⁴⁾ —, eine Vorschrift, die dann im Buch von der teutschen Poeterey wiederkehrt.

Hier ist in einer theoretischen Erklärung, der die beiden erläuternden Beispiele folgen, der Grundriß zu jedem künftigen Bau einer Pindarischen Ode von Dpiß gelegt worden. Er gibt das äußerliche Schema an, nach dem man bei der Anfertigung eines solchen Gedichtes zu verfahren habe: freie Wahl des Versmaßes, Gleichheit der Strophen, Änderung des Metrums in der Epode und Gleichheit der Gesamtstrophen untereinander. Auf weitere theoretische Angaben hat Dpiß verzichtet und es vorgezogen zwei Muster dieser Pindarischen Oden, wie er sie sich dachte, mit vorzulegen.

Nach diesen Vorlagen: poetisches Muster und Erklärung seiner Bauart — richtet sich das 17. Jahrhundert in der Produktion seiner Pindarischen Gedichte wie bei deren Erörterungen in seinen poetischen Lehrbüchern. Die Schablone, die Dpiß angegeben hatte, wurde — bis zu Johann Hübner hin —, mit unwesentlichen Änderungen wiederholt. In den Angaben und den Gedichten der Nürnberger überwiegt ein noch stärkerer Formalismus⁸⁵⁾. Einige dürftige Bemerkungen über Pindars Stil, die den üblichen Grundriß etwas auszuzeichnen versuchen, stehen allein bei Morhof⁸⁶⁾; hier zeigt sich jedoch bereits die Sehweise einer neuen Epoche der Pindarrezeption.

Die gesamte Periode der deutschen Gelehrtentichtung — die Zeit von Dpiß bis Gottsched, die durch Klopstock überwunden wird — rezipiert Pindar als Muster einer bestimmten Art der Gedankenkomposition —, in ihrer zweiten Hälfte — von Morhof an gerechnet — noch dazu als Vorbild einer bestimmten Stilart. Daß in der Kompositionsart für die Einstellung dieser Zeit kein Abdruck

⁸³⁾ Oeuvres 7 p. 5: „Je ne te dirai point à present que signifie Strophe, Antistrophe, Epode (laquelle est toujours différente du Strophe et Antistrophe de nombre, ou de rime).“ Buch I, 1. Epode 4 steht noch eine Erklärung dieser Angaben in poetischer Form.

⁸⁴⁾ Joh. Ant. Viperanus, De poetica libri tres, 1558, cap. XI. Jac. Pontanus (a. a. O.), lib. II, cap. XXVII.

⁸⁵⁾ Die Nürnberger versuchen zwar im Metrum der Oden über Dpiß hinauszukommen (s. Keppeler, S. 11 ff.), erstarren aber dabei noch mehr in dem Zwang der formalen Dreiteilung. Diese Tendenz beginnt bereits bei Harsdörffer, der die Dreiteilung nach den Reimwörtern einrichtet (Trichter I, 1647, 5. Stunde) und geht in die Poetiken der Birken und Omeis' über, die — wie Morhof — die Dreigestalt der Ode dem Schlußverfahren der Logik gleichsetzen.

⁸⁶⁾ Unterricht von der teutschen Sprache und Poese, Kiel 1682, Buch III, Kap. XIII.

einer einmalig historisch bestimmten Gestalt erscheint, beweisen die Anfangsworte der Stellen über Pindar in ihren Poetiken: sie beginnen mit der Nennung des unsinnlichen Begriffes „Die Pindarischen Oden“, nicht mit der Ansage einer leiblichen Gestalt „Pindar“ — wie in den Berichten aus dem 16. Jahrhundert oder aus der Zeit Klopstocks und Herders⁸⁷⁾.

3. Die geistliche Ode des Gryphius.

Durch Andreas Gryphius, einen der von religiösen Leidenschaften durchpulten großen Ruhelosen unter den deutschen Dichtern erhielt dieser unförperliche Schemen, den die Opizianer als Pindarische Ode bezeichneten, durch seine Möglichkeit, das Gesagte in einer freien, d. h. sinnhaft bestimmten Rhythmik auszudrücken, Blut und Leben. Der Drang nach Befreiung von der Form, nicht nach Unterordnung unter sie durch Bindung an das metrische Gesetz der Zeile und der Strophe leitet den Gryphius vom Sonett zu der Pindarischen Ode hinüber — als vehementer Drang vom Maß zum Übermaß. Die historische Gestalt Pindars bleibt auch hier gänzlich unberücksichtigt; an dieser Rezeption der Pindarischen Odenform ist nichts literarisch, nichts humanistisch und nichts historische Imitation in irgendeiner Form, sondern alles dämonischer Trieb auf Ergreifen des dichterisch gemäßen Ausdruckes gerichtet. Keine Pindarische Reminiszenz und nichts von der bewußten Haltung eines Griechennachahmers ist in diesen Oden zu finden; aber dafür lebt in ihnen eine selbstgenugsame und beherrschte Erlebnisspannung, die aus der eigenen Zeit geschöpft ist, so daß die klassische Benennung dieser Oden mit Recht auf eine Wiedergeburt antiken Geistes hindeuten kann.

Denn ein überindividuelles Gemeinschaftsempfinden drückt sich in den Oden dieses Barockdichters aus und leiht ihm die Möglichkeit eines gemeindeähnlich vollen Tones: Verzweiflungsangst und Glaubenszuversicht christlicher Herzen — verstärkt durch die Wucht des großen Krieges, die durch die Begabung eines einzelnen poetische Verkörperung findet. Eine Gemeinschaftsstimme: der Ton der Psalmen und Propheten schwingt in diesen Gedichten, die den pneumatischen Oden der Urchristen vergleichbar sind⁸⁸⁾. Die Urform, nach der wir diese Gedichte benennen, war ein religiöser Hymnus für die Götter der siegenden Familie und der siegenden Stadt, in dem eine Zusammenschau von drei Elementen dieser ritterlichen Zeit: Mythos, Agon und Eros in der einmaligen Form der Pindarischen Chorhymne ihren Ausdruck fand; dann übernahm das Heidenthum — am bewußtesten Clemens von Alexandrien und Synesius von Kyrene⁸⁹⁾ — diese Form heidnischer Entomiasitik für seine christlichen Gesänge und Lieder. Der Strom christlicher Hymnik durchfließt dann das katholische Mittelalter und wird auch durch die Reformation nicht unterbunden. Das protestantische Gemeinschaftsleben kristallisiert sich wieder im Kirchengesang, für den Luther geist-

⁸⁷⁾ In der Vorrede von Homburgs „Schimpff- und Ernsthafter Elio“, Hamburg 1642, wird das Wort „Pindarisierung“ im Sinne einer lobenden Empfehlung verwendet.

⁸⁸⁾ Vgl. Ed. Em. Koch, Gesch. d. Kirchenlieds u. Kirchengesangs, Bd. 1, S. 13 f. und Wiëtor (a. a. D.), S. 6.

⁸⁹⁾ Vgl. Koch (a. a. D.) ebd.

liche Lieder verfaßt. Der Franzose Marot transponiert die Psalmen in singbare, einfach strophisch abgeteilte Lieder. Schedes und Lobwassers deutsche Übersetzungen folgen und Schede dichtet auch drei geistliche Oden in lateinischer Sprache und Pindarischer Struktur⁹⁰). Der Pindarherausgeber Erasmus Schmid druckt zwei Kirchenlieder, die er nach Pindarischer Art abgeteilt hat, als Muster für diese Gedichte ab [1616]⁹¹). In dieser Tradition wurzelt die religiöse Lyrik des Gryphius; seine pindarisierenden Oden erfüllt ein christliches Gesamterleben⁹²).

Die Oden des Gryphius sind also nach Herkunft wie nach Gehalt von den pindarisierenden Gedichten der Opizianer unterschieden — die Eigenheit ihrer äußeren und inneren Struktur wird im folgenden gezeigt werden. Sie bilden — ungefähr in der Mitte des Barockzeitalters entstanden — einen Gipfel barocker Kunstleistung: sie versuchen die Verklammerung der auseinanderstrebenden Gefühlshälften Leid und Lust durch die zusammenschweißende Gewalt des Kunstwerkes.

Den Inhalt der Pindarischen Oden des Gryphius bildet eine ununterbrochene Spannung zwischen Verzweiflung und Hoffnung, zwischen positiven und negativen Gefühlsmomenten, ein dauernder Prozeß des Wachstums und Zerfalls christlicher Glaubenskraft —, von dem Dichter meist an dem Beispiel der sich stets wiederholenden Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, Schlaf und Wachen, Lust und Tod ausgedrückt. Es werden Gefühlssaktionen nicht als Folge von Geschehnissen, sondern als selbstgenügsame Lebenssituationen, die erst unter der Feder des Dichters geschwehnhafte Begebenheiten auslösen, dargestellt. Der alttestamentarische Bibelvers — der jeder Ode als Motto dient — ist nicht von Gryphius ausgewählt, um an ihm eine bestimmte biblische Begebenheit zu entrollen, sondern um durch ihn einen seelischen Vorgang — nachträglich — tref-

⁹⁰) Melissi Melemtatum piorum Libri VIII, 1595; in den *Delitiae Poet.* Germ. noch weitere sieben Pindarische Oden von ihm; sie bereiten teils die höfische Lob-Ode Wetherlins, teils das Opizsche Gelegenheits-Carmen vor, gehen jedoch in ihrem rein dichterischen Gehalt — da die lateinische Sprache damals ein geschmeidigeres Werkzeug war als die deutsche — über beide hinaus.

⁹¹) Pindar-Ausgabe, Vorrede „De Carminibus Lyricis“. Das Muster des ersten nach Pindarischer Form abgeteilten Liedes ist die erste Strophe des Lutherischen Liedes „Mag ich Unglück nicht widerstahn“ (vgl. Wackernagel, Kirchenlied, Bd. 3, S. 119), das des zweiten ist die erste Strophe des „Lobgesanges vom heiligen Sacrament“, von Caspar Querhammer aus dem katholischen „neuen Gesangbüchlein“ von Michael Wehe, Leipzig 1537 (vgl. auch Wackernagel, Bd. 5, S. 1185).

⁹²) Für den Gesang sind diese Gedichte nicht bestimmt; zu diesem Zwecke dichtete Gryphius nur die Lieder seines 4. Odenbuches, das keine Pindarischen Oden enthält (vgl. auch die Vorrede von Palm zu den Oden, S. 201). — Ronsards 72strophische Pindarische Ode auf den Herrn von Hospital ist direkt mit Goudimels Vertonung zusammen erschienen (1552) (vgl. Tiernot, Ronsard et la musique de son temps, Sammelbuch d. internat. Musikgesellschaft 1902/3, S. 70 ff.). — Wetherlins Oden sind dagegen reine Vortragsstücke. — Die deutsche Pindarische Barock-Ode hatte auch zuweilen den Charakter eines singbaren Liedes. Ischering schreibt in seinem „Unvorgreiflichen Bedenken“, 1658: „Pindarisieren, das ist auf pindarische Art ein Lied spielen.“ Jesen fordert für die Epode eines Pindarischen Gedichtes — im Gegensatz zum Sonett — ein abgeschlossenes Sinn-ganze, eine Erscheinung, die sich aus dem Vertonungsbedürfnis dieser Gedichte in der damaligen Zeit erklärt (in der „Erörterung, — ob in den Klinggedichten — die meinung — mit dem achten bände enden — oder — sich in folgende bände erstrecken soll?“, 1641); Jesen versucht nicht einen „Kombinationsversuch“, wie Kappeler interpretiert (a. a. O. S. 21), sondern eine Trennung der beiden Gattungen durchzuführen.

fend zu benennen. Alle diese Motti fassen die Gefühlentladungen, die in der Ode herrschen, resümierend zusammen; keine Ode ist als Erklärung oder als Erläuterung einer Bibelstelle gedichtet, sondern die Bibelstelle ist als Resümee des Gefühlsvorganges, den die Ode enthält, nachträglich darübergesetzt. Da die eigenen Seelenschwingungen des Dichters mit dem Inhalt der Psalmenverse zusammenfallen, sind diese Gedichte aus innerer Notwendigkeit entstandene Kunstwerke, die auch hierin von den Psalmparaphrasen der Schede, Opitz und seiner Nachahmer unterschieden werden müssen.

Die Seelentöne der Psalmendichtung werden von Gryphius als leibhaft räumlich-zeitliches Geschehen ausgedrückt. Gefühlsmomente werden Körpergebärden, körperlicher Zustand tritt an die Stelle seelischer Empfindung. So ist der Bibelvers zerdehnt und über mehrere Gefäße einer Ode langgezogen. Von wesentlicher Bedeutung ist dabei die Tatsache, daß die Satzglieder niemals Wortfüllung infolge eines Mangels an dichterischer Inspiration sind, sondern immer Naturausdruck, Leidenschaft, Zwang. Der Aufbau dieser Gefühlslirik des Gryphius vollzieht sich nicht in einem Pathos der Gedankenhäufungen wie bei Schiller, oder der Gefühlshäufungen wie bei Klopstock, sondern in einer Häufung von Phantastievorstellungen. Jede Seelenschwingung beansprucht sofort bei ihrem Erscheinen die ihr gemäße körperliche Gebärde. Die dominierende Menge dieser Ausdrucksgebärden bewirkt das Schwere und zugleich das Phantastische des Gryphiusschen Stiles. Ich setze für einige charakteristische Seelentöne je deren Ausdruck in einer körperlichen Geste hierher:

der Ton „Verzweiflung — Angst“:

Ich irre ganz allein
Verstoßen und verlacht
Umbringt mit Schmerz und peyn
Bey dunkel-grauer nacht.
Nicht einer heut die faust, nicht einer zeigt die wege,
Die müden füße sind verlehret,
In dem mein elend mir nachsehret
Auf dem gespihter stein- und döerner vollen stege,
Woher? wo eil ich hin?
Ich der die rechte bahn verloren,
Auf den sich freund und feind verschworen
Ich, der von aller welt nunmehr verraten bin.⁹³⁾

oder der Ton „Hoffnung — Zuversicht“:

Doch steht er (Gott) bey, wenn sie nun in den schauplatz ringen
Und krön't mit schönem preis;
Die bürde muß ihr fleisch nicht gar zu grunde dringen,
Er tructnet ihren schweiß.⁹⁴⁾

oder der Ton „Gnade Gottes — Friede Gottes“:

Der heilige wird mich bald mit höchster freud erquiden;
Des herren gunst und sein harmberktig-seyn
Wird durch die wold entsetzung voller peyn
Gleich als der sonnen licht durch trube nebel bliden.⁹⁵⁾

⁹³⁾ Ausgabe von Palm, Buch III, Nr. 3, 1. Satz.

⁹⁴⁾ Ebd. III, 1, W. 54 ff.

⁹⁵⁾ Ebd. III, 6, W. 55 ff.

oder der Ton „Die Trauer ist vergangen“ :

Ach, wisch die thränen ab! hört auf auf vom trüben weinen!
Wir sind erlöst aus schanden,
Strid, folter, stoc und banden,
Der ewig' heyland wird uns mehr denn schnell erscheinen.⁹⁶⁾

Diesen Vorgang der Bildwerdung psychischer Momente unterstützen prächtig ausgeführte Gleichnisse und breite Metaphern. Von Viëtor wurde bereits die innere Struktur dieser Oden als Dialog zwischen den beiden Grundeigenschaften christlicher Gläubigkeit: der klagenden Verzweiflung über den Jammer irdischer Not und der gläubigen Zuversicht auf die Erlösung durch den Glauben erkannt und eine Analyse der in den Oden ablaufenden Bewegung dieser Wesenheiten mit- und gegeneinander gegeben. Von einer Ode, die uns hierzu besonders geeignet erscheint, geben wir eine eingehendere Analyse:

Ode Buch I, Nr. 1.

Bibelvers: Jesaja Kap. 49 v. 14—16.

S a g:

Der Satz des Propheten: „Der Herr hat mich verlassen, der Herr hat mein vergessen“ wird in eine breite Schilderung dieses Verzweiflungszustandes zerdehnt (W. 1—10), aus dem die Klageworte Zions in anschwellenden Klageausdrücken herauswachsen (W. 11—16).

G e g e n s a g:

Der nächstfolgende Bibelvers enthält die rhetorische Frage Gottes an Zion: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ Die Vorstellung eines so unnatürlichen Geschehens zwingt den Dichter sich in Gedanken eine solche Möglichkeit auszumalen: Zion möge die Welt nach einer solchen Vergewaltigung des Muttergefühles durchsuchen (W. 17—26). Nachdem das Bibelwort in ausgeführter Form noch einmal angebracht wird (W. 27—29), setzt als Schluß der Strophe eine antwortähnliche Veruhigung der Situation ein, die durch die geschwehnhafte Ausführung der Bibelstelle begründet ist, indem das mütterliche Verhalten einer um ihr Kind sich ängstigen Frau beschrieben wird (W. 30—32).

Z u s a g:

Die unnatürliche Gefühlsituation wird noch einmal reflektierend erwogen (W. 33—38), wobei Gryphius die reine Gefühlsbeschreibung bei Jesaja in die Vorstellung eines Geschwehnisses transponiert. Den Schluß bilden wenig veränderte Trost Worte Gottes an das klagende Zion.

Bei Gryphius hat jede Ode ihre besondere metrische Struktur⁹⁷⁾; auch darin liegt ein Hauptunterschied gegenüber den pindarisierenden Gedichten der Dpißianer. Es scheint, als ob der Satz, den Dpiß zur Erklärung des metrischen Baues der Pindaroden in seiner Erläuterung in der Poeterei eingefügt hatte: „— und mag ich so viel verse und reimen darine nemen als ich wil, sie auch nach meinem gefallen einteilen und schreiden —“, den vor Dpiß niemand zu verwirklichen gewagt hatte, allein dazu geschrieben worden sei, die autonome Dichtergabe des Gryphius zu entfesseln. Die Metrik seiner Pindarischen Oden ist — an Dpiß' Vorgang gemessen — ein freies Spiel gebundener Kräfte. Auch bei ihm sind Jambus und Trochaeus die Elemente, aus denen er allein aufbaut. Diese Tat-

⁹⁶⁾ Ebd. III, 6, W. 61 ff.

⁹⁷⁾ Vgl. Keppeler (a. a. O.) S. 13 ff. und Victor Mannheimer, Die Lyrik des Andreas Gryphius, 1904, S. 54 ff.

sache hat etwas überraschendes an sich, wenn man sie sich zum ersten Male klar macht. Er hat ausschließlich durch jambische Zwei-, Drei-, Vier-, Fünf- und Sechsheber und durch trochäische Vier-, Fünf- und Achtheber das Gewoge und Gewelle seiner Oden erreicht. Er hat das Dapigische Grundmaterial nur umgeformt ohne neues hinzuzunehmen, indem er den obligaten Dapigvers auf eine neue Art hin und her wendete. Innerhalb eines geschlossenen Raumes verwendet er ein reiches Kräftespiel ohne diesen Raum zu sprengen. Der Strenge der Struktur (Dreigliederung der Strophe, Kongruenz der Gefäßfolge und Dapigische Metra) hat er sich nicht entzogen, sondern durch dieses Ergreifen unter dem Dapigkleid ein neues Pathos erweckt. Vor Gryphius richtete man sich im Metrum nach Dapig, in der Dreigliederung der Gesamtstrophe nach einer konstruierten Gedankenfolge, und in der Ausdehnung der Ode nach konventioneller Anteilnahme an dem jeweilig zur Bedichtung stehenden Falle. Erst Gryphius verläßt sich in der Wahl des Metrums auf seine Inspiration, in der Gliederung der Strophen auf den Ablauf ihrer inneren Bewegung und in der Ausdehnung der Gedichte auf die Stimme seiner dichterischen Leidenschaft. Er wählt das Metrum willkürlich und doch notwendig, er gliedert die Strophen überlegt und doch empfunden, er spricht, solange der furor poeticus aus ihm redet. Wenn sein Schmerz am wildesten wühlt, wählt er das erregteste Metrum; wenn er sein Leid ganz nach außen projiziert, in sechzehnversiger Strophe, Erde, Berge, Sterne, Gott, Auge, Ohren, Seele, Nacht, Morgenröte, Abendstunde nacheinander verflucht, von sich wegstößt, weil sie sein Leiden nicht mitzufühlen scheinen — wechselt er auch eifmal das Versmaß⁹⁸⁾. Dagegen kann seine Rede in gelassenen, müden Trochaen dahinfließen, wenn er sich in Empfindung seines Leides ganz in sich versenkt:

Wenn der morgen-glanz der erden
Tausendfachtes leid entbedt
Wird von donnernden beschwerden
Mein bestürztes herz erschreckt.
Wenn der abend hergeschlichen,
Und der stille mond erwacht
Preis ich selig, was erblichen
Und der grufft zu pfanbe bracht.⁹⁹⁾

Gryphius bringt gern scharfen Metrumwechsel — das Zeichen jähher innerer Bewegung; diesen Wechsel wiederholt er meistens noch einmal¹⁰⁰⁾. Auch mit metrischem Kontrast der Strophe und Epode arbeitet er an einigen Stellen¹⁰¹⁾.

Neben den 12 geistlichen Pindarischen Oden des Gryphius sind aus seinem Nachlaß auch zwei Trauergedichte in dieser Form veröffentlicht worden. Auch hier ist Gryphius andere Wege als die Dapigianer gegangen und die konventionelle Anpreisung der Verdienste der Verstorbenen ist in diesen Gedichten der christlichen Kontrastierung irdischen Jammers und seeliger Freude gewichen. In der „Begräbnisode eines Kindes an die Eltern“ schwingt das Erlebnis persönlicher Erfahrung mit.

⁹⁸⁾ Ausgabe Palm, II, Nr. 1, 1. Satz.

⁹⁹⁾ Ebd. II, 2, W. 65 ff.

¹⁰⁰⁾ Ebd. I, 3, W. 17 ff.; II, 1, W. 1 ff.; III, 1, W. 1.

¹⁰¹⁾ Vgl. Keppe'er a. a. D. S. 14.

Gryphius hat in der Vorrede seines vierten Odenbuches ¹⁰²⁾, in dem die frühverfaßten „Thränen über das Leiden Jesu Christi“ stehen, ausgesprochen, in welcher Gesinnung er seine geistlichen Gedichte — und darunter auch seine Pindarischen Oden — aufgenommen wie verfaßt wissen wollte; ich setze die bezeichnenden Stellen hierher:

Wem poetische erfindungen oder farben in derogleichen heiligen wercke belieben, den weise ich zu meinem Oliveto, Golgatha und trauer-spielen, ja auch in vorhergehenden oden zu der verlassenen Zion, oder den hinweggeführten kindern. Hier bringe ich zu dem grabe meines erlösers nicht theure aloen und myrrhen, sondern nur schlechte leinwand und ehre derjenigen feber, die bey dem großen söhn-altar des söhnes Gottes höher fliegen wollen. — Haben nun irdische und vergängliche dinge die krafft unsere leiber und gemüther zu verändern, was wird der nicht können, der den feinen ist ein geruch des lebens zum leben, und dessen wehmütigste blicke Petrum befehren, und den am creuze lästernden mörder umkehren? —

Hier war die religiöse Kraft eines einzelnen mächtig genug, vorhandene poetische Formen mit neuem Leben zu erfüllen; sie war aus Gründen, die hier nicht untersucht wurden, nicht imstande, zeitlos gültige Kunstgebilde zu schaffen. Für Gryphius bedeutet das Fortleben Pindars im deutschen Geiste eine Erweiterung seiner künstlerischen Persönlichkeit.

Kleist's Aufsatz über das Marionettentheater.

Ein Beitrag zum Gehalt und zur Form seiner Dichtung wie seines Lebens.*)

Von Paul Böckmann in Hamburg.

I.

Kleist's Aufsatz über das Marionettentheater ist eine der ganz wenigen — wenn nicht die einzige — seiner Schriften, in der er selber Wesen und Bedeutung seiner Dichtung theoretisch zu fassen und zu rechtfertigen sucht. Allerdings tut er es auch hier nur mehr oder minder indirekt; aber darum bleibt der Aufsatz doch entscheidend genug, gerade weil das Werk Kleist's immer wieder in seiner fast herben Strenge und doch auch leidenschaftlichen Glut voller Fremdheit und Geheimnis bleibt. Es kann ebensowenig unmittelbar hingebendes Vertrauen erwecken, wie dieser einsame Mensch selber. Sein Wesen scheint sich nur aus den dunkelsten Kräften des Blutes nähren zu wollen und erst da sich ganz in seiner Existenz zu fühlen, wo es mit dem härtesten Eisen kämpfen oder in der tiefsten Ergriffenheit lieben darf. So ist sein Werk fern von jeder schönen, in sich ruhenden Körperlichkeit oder überschauenden einfachen Klarheit. Es fehlt ihm die Nähe des sinnlichen Gegenstandes wie die Sicherheit des in sich beschlossenen, unmittelbaren Daseins. Und doch ist es uns fast wieder so, als hätte Kleist eigentlich eine neue, härtere und zugleich in tieferem Sinn freu-

¹⁰²⁾ Ausgabe Pa'm, S. 285 ff.

*) Ich möchte auch an dieser Stelle Herrn Prof. Rudolf Unger danken für die tiefer in den Gegenstand eindringenden Gespräche, die ich mit ihm im Anschluß an die vorliegende Arbeit führen konnte.

digere Sicherheit gewonnen, die ihm die Unmittelbarkeit des Daseins ebenso sehr zurückbringt, wie das ernste Hinnehmen der Dinge und das Eingehen auf Menschen und Umwelt. Seine Dichtung verwirklicht ihm dieses neue Verhältnis des Menschen zu seiner Welt und ist so voller geistiger Probleme und Wirklichkeiten, wie wenig sie selbst sich auch in der Ebene des Gedankens bewegen mag. Wir haben uns um diesen geistigen Gehalt zu bemühen und es zu begrüßen, wenn uns Kleist in seinem Auffas über das Marionettentheater selber eine Handhabe dazu bietet.

Allerdings müssen wir bei der Interpretation dieser Schrift vorsichtig zu Werke gehen. Wir dürfen uns nicht durch die scheinbar so eindeutigen Gedanken verleiten lassen, Kleist gar zu früh in eine uns geläufige Kategorie einzuordnen. Auch hier kommt es fast weniger auf das Gedankengerippe an, als auf die Bilder und Gleichnisse, in denen Kleist zu uns spricht. Er war nicht geschaffen, über sich selbst hinauszuschweifen, um in Systemen einen Halt zu suchen; er will nicht ein Weltgebäude zimmern, um sich in ihm seinen Platz anzuweisen, sondern nur Klarheit gewinnen über das, was sich in seiner Kunst und in seinem Leben ausspricht. Vor allem der Schluß des Auffages verleitet dazu, den Blick von Kleist weg auf weltgeschichtliche Zusammenhänge zu lenken, die doch für ihn selbst erst in zweiter Linie wichtig sind. Wenn er davon spricht, daß unser menschliches Verhängnis in jener Geschichte vom Sündenfall dargestellt sei und wir recht eigentlich ein zweites Mal vom Baum der Erkenntnis essen müßten, so ist es doch zum mindesten etwas voreilig, wenn Braig darin eine Hindeutung auf Christus sehen möchte und Kleist damit fast schon zum Katholiken gemacht wird¹⁾. Es ist doch gerade die Frage, wie Kleist selber denn hier steht und ob er nicht seine eigene Antwort in seinem Werk und Leben dargestellt weiß. — Diesen Einwand wird man auch gegen jenen anderen Deutungsversuch erheben müssen, den Hanna Hellmann unternommen hat²⁾. Hier wird darauf hingewiesen, daß Kleist in dem Sündenfall vor allem an die Unordnungen denkt, die das Bewußtsein im Leben des Menschen hervorrufen, und daß er die Lösung von der voll verwirklichten Erkenntnis erwartet, von jenem Bewußtsein, das durch das Unendliche hindurchgegangen und schließlich zu sich selbst zurückgekehrt ist. Mit dieser Problemstellung wäre Kleist dann ganz und gar in den Bahnen der Romantik, seine Dichtung hätte das unendliche Bewußtsein darzustellen versucht und wäre an dieser echt romantischen Zielsetzung gescheitert.

Wir wollen versuchen, eine möglichst direkte Beziehung zwischen dem Auffas und Kleist's Dichtung herzustellen, um so vor allem das Eigene und Besondere herauszufinden, das Kleist gegenüber jenen allgemeinen Formen wie Christentum, Rationalismus, Idealismus, Romantik usw. besitzt und das seiner Dichtung heute mehr als je eine wirkende Kraft verleiht. Wir dürfen uns nicht nur an den Schluß halten, der mit gewohnten Vorstellungen arbeitet, sondern ebenso sehr an den Anfang, in dem doch das eigentlich Originelle Kleist's enthalten ist.

¹⁾ Friedr. Braig, Heinrich von Kleist, München 1925.

²⁾ Hanna Hellmann, Heinrich von Kleist, Heidelberg 1911. S. 13 ff.; besonders S. 24, 29 u. 50.

Es wird ein Problem gesehen: Jene merkwürdige Zerstörung des Lebens durch das Bewußtsein; es wird der Marionette eine gewisse Bedeutung im Hinblick auf dies Problem zugestanden und schließlich eine Perspektive gezeigt, die auf den weltgeschichtlichen Zusammenhang hinweist. Jede dieser drei Blickrichtungen müssen wir im einzelnen vornehmen und uns fragen, welche Bedeutung sie im Leben Kleists und zugleich für seine Dichtung haben. Nur dann werden wir hoffen können, wirklich von diesem Aufsatz aus einen Aufschluß über Kleists Kunst zu erlangen. Beginnen wir mit der Frage nach der Bedeutung jener Bewußtseinsproblematik für Kleists Leben!

II.

Das eigentlich selbständige, eigengeformte Leben beginnt für Kleist 1799, nach seinem Abschied vom Militär in seinem 22. Lebensjahr. Zunächst ist er noch stark an die überlieferten Formen der Gesellschaft und des bürgerlichen Strebens gebunden; dann wird er immer unruhiger, spannungsreicher, fast dämonisch wild und unausgeglichen. Die Problematik wächst beständig, kein Lebensgebiet kann wirkliche Sicherheit geben und so steht Kleist 1801 vor fast völliger Verzweiflung: er weiß weder, was er arbeiten und erstreben, noch warum er überhaupt etwas tun soll. Und doch bereitet sich gerade in diesem Augenblick eine gewisse Beruhigung vor: nicht insofern, als er endlich die Formel gefunden hätte, die ihm das Rätsel des Lebens aufzuschließen vermag und nach der er so ausschließlich und fast verböhrt gesucht hatte; aber für ihn selbst gab es jetzt eine Lösung, eine Darstellungsmöglichkeit für die Spannungen, die er im Leben empfand: in der Dichtung. — In unserem Zusammenhange ist es bedeutsam, daß gerade das Jahr 1801 der eigentlich entscheidende Punkt in Kleists Leben ist, daß in dieser Zeit die zerreißende Kraft der Problemspannung am größten geworden ist und zugleich die Dichtung als Antwort und Lösung zuerst sich hervortraut. Unser Aufsatz über das Marionettentheater ist von Kleist selbst in jenes Jahr 1801 verfaßt worden — er beginnt: „Als ich den Winter 1801 in M. . . zubrachte“ — und so müssen wir schon annehmen, daß eine Beziehung zu jener ärgsten und zugleich bedeutsamsten Zeit seines Lebens hergestellt werden sollte. Das Datum sagt sicher nichts über die Entstehungszeit des Aufsatzes aus, wohl aber über die Zeit, in der für Kleist die dargestellten Fragen am brennendsten und unmittelbarsten hervorgetreten waren.

Doch in welcher Weise hat sich für Kleist die Problematik des Lebens dargestellt? Wir kommen mit dieser Frage tiefer in die Bildungsgeschichte seiner Zeit hinein und beobachten zunächst die Auseinandersetzung mit ihr.

Nach der Entlassung aus dem Militärdienst sucht er sein Heil zunächst in der Wissenschaft, vor allem in der Mathematik und Philosophie, und sieht sich bald in dem Zwiespalt zwischen Denken und Gefühl. Aber weder der Rationalismus noch die Beziehungen zu seiner Braut können ihm Ruhe geben. Er wird zur kantischen Philosophie und ihrem Pflichtgebot weitergetrieben, während sich zugleich auf der Würzburger Reise ein engeres Verhältnis zur Natur anbaut. Aber all das genügt nicht, und so wird sein Suchen nur immer drängender und

unerbittlicher. Geradezu gewaltsam verlangt er nach Sicherheit; er beschloß, nicht eher aus dem Zimmer zu gehen, als bis er über einen Lebensplan entschieden wäre: „Aber acht Tage vergingen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentschlossen wieder verlassen.“³⁾ Die Einsicht in das Ungenügen aller bisherigen Wertungen läßt ihn ohne Maßstab nur mit der Frage in seinem völligen Alleinsein zurück: „In meinem Kopf sieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Loose tausend Niete liegen.“⁴⁾ Auch der Pflichtbegriff Kants ist bald zertrümmert, eben durch die radikale Auslegung dieser Philosophie: „Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken und ich habe nun keines mehr.“ Von Kleist aus gesehen ist es nicht so wichtig, ob er in dieser Erkenntnis mehr durch Kant oder durch Fichte — wie es Cassirer wahrscheinlich macht — bestärkt wurde. Das Entscheidende ist, daß Kleist so radikal zu fragen wagt; daß er vor der Selbstvernichtung nicht zurückschreckt und daß ihm andererseits die Antworten des Rationalismus wie des Idealismus gleich wenig Sicherheit geben können. Er hat einen breiten deutschen Bildungsweg, der fest gegründet schien, zurückgelegt und doch auf ihm keine neue Verwurzelung für seine beunruhigte Seele gefunden. Die Angst ist jetzt in ihm auf das Höchste gestiegen, er kann nicht mehr arbeiten, hat keine Ruhe mehr und überredet schließlich seine Schwester, mit ihm zu reisen; er denkt vor allem an Frankreich und an die Schweiz und will zunächst nach Paris. Noch immer hofft er im stillen, schließlich doch etwas zu finden, was ihm Halt geben kann und ihn aus seiner Einsamkeit befreit. „Sobald ich einen Gedanken erforschen habe, der mich tröstet . . . so kehre ich um. . . Ich kehre um, sobald ich weiß, was ich tun soll.“ Die radikalste metaphysische Frage behauptet sich in ihm, auch in dem Augenblick seiner größten Vereinzlung. Er sucht den Maßstab für sein Tun und gibt damit das Thema seines Lebens, wie auch schließlich seiner Dichtung an. Nur die Antwort auf diese einfache und doch so unbedingte Frage kann der Dichtung wie dem Leben Kleists die Gestalt geben.

Zunächst sucht er durch die Lehren Rousseaus einen neuen Halt zu gewinnen. Die Beurteilung des Lebens in Paris, der Gedanke, sich in der Schweiz als Bauer anzusiedeln, ja selbst noch das einsame Leben auf der Aarinsel⁵⁾, all das ist letztlich von dem Naturideal des Seners bestimmt. Aber ebenso rasch zerstört Kleist diesen neuen Glauben wieder. Er erkennt, daß Natur wie Kultur beide gleich viele Tugenden und Laster mit sich bringen, und uns also die Einsicht in den Zweck und die Bestimmung unseres Daseins ganz benommen ist. Die Dinge der Welt sind tausendfältig verknüpft und verschlungen; wir können nur „für die Quadratruthe leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden“. Jetzt erst, nachdem Kleist auf jede systematische Rechtfertigung ver-

³⁾ Bd. V, S. 195. Zitiert wird hier und im folgenden nach der kritischen Gesamtausgabe von Georg Minde-Pouet, Reinhold Steig und Erich Schmidt.

⁴⁾ Ebd. S. 199.

⁵⁾ Vgl. dazu Rousseaus Leben auf der Insel im Bieler See (Les Rêveries du Promeneur solitaire V).

zichtet hat und ganz die eigene Gegenwart und ihre Wirklichkeit zu bejahen sucht, wird ihm die Dichtung wirklich zum tiefsten Inhalt seines Lebens; jetzt ändert er die vor einem halben Jahr ausgesprochenen drei Wünsche und verlangt nicht mehr ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen und ein Kind zu zeugen, sondern ist bereit zu sterben, wenn ihm drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat⁶⁾. Damit ist Rousseaus Versuch, die Krise durch den Rückgang auf die Natur zu überwinden, beiseite geschoben und endgültig ein eigener Weg der Lösung eingeschlagen. Die Dichtung wird als Antwort auf alle jene Problematik empfunden.

Fortan verzichtet Kleist in seiner Lebensdeutung auf jedes übergreifende System, auf eine letzte, die Einzelsituation bewertende Zielsetzung wie auf das Ideal eines ursprünglichen Naturzustandes: „Für die Zukunft leben zu wollen — ach, es ist ein Knabentraum, und nur wer für den Augenblick lebt, lebt für die Zukunft.“⁷⁾ Er sucht das Leben auf den Kreis einzuengen, in dem es ihm unmittelbar — leidend und wirkend — im eigenen Dasein begegnet. Hier will er es ganz ernst und wirklich nehmen können, ohne durch ein moralisches oder theologisches System eine besondere Sicherheit zu empfangen. Damit bejaht er ganz die Härte, die in seinem Leben liegt und die später in seiner Dichtung Gestalt gewinnt. „Ja, tun was der Himmel sichtbar, unzweifelhaft von uns fordert, das ist genug — Leben solange die Brust sich hebt, genießen, was rundum blüht, hin und wieder etwas Gutes tun, weil das auch ein Genuß ist, Arbeiten, damit man genießen und wirken könne, andern das Leben geben, damit sie es wieder so machen und die Gattung erhalten werde — und dann sterben. — Dem hat der Himmel ein Geheimnis eröffnet, der das tut und weiter nichts.“⁸⁾ Was hier gedanklich ausgesprochen wird, ist im Grunde nur die nähere Ausführung jenes Bildes, das Kleist auf der Würzburger Reise in einem Augenblick größter Verzweiflung erfaßt hatte und das sich ihm so sehr einprägte, daß er es noch Jahre später in die Penthesilea hineinnehmen konnte: „Mich schauerte, wenn ich dachte, daß ich vielleicht von allem scheiden müßte, von allem was mir teuer ist. Da ging ich, in mich gefehrt, durch das gewölbte Tor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost.“⁹⁾ Kleist empfindet sich fortan als einen derartigen Stein in dem sich selbst tragenden Gewölbe des Lebens, das in sich ruht, da ist und für sich seinen Sinn hat, ohne von einem außer ihm befindlichen System gestützt werden zu müssen. Wir sind in dieses Leben so verstrickt, daß wir nicht hinausfallen können, wir müssen nur unseren Platz in diesem Gewölbe ausfüllen und allen einwirkenden Kräften gerecht werden. — In einem anderen, mehr dynamischen als statischen Bilde spricht er den gleichen

⁶⁾ Bb. V, S. 262; S. 250; S. 287.

⁷⁾ Ebb. S. 225.

⁸⁾ Bb. V, S. 249.

⁹⁾ Ebb. S. 160.

Sinn in späterer Zeit in den Berliner Abendblättern aus und gibt durch die öfter wiederholte Darstellung desselben Gedankens zu erkennen, daß hier wirklich ein wesentlicher Punkt seiner Lebenshaltung zum Ausdruck kommt: „Wer das Leben nicht wie ein Ringer umfaßt hält und tausendgliedrig, nach allen Bindungen des Kampfs, nach allen Widerständen, Drücken, Ausweichungen und Reaktionen empfindet und spürt: der wird, was er will, in keinem Gespräch durchsetzen, viel weniger in einer Schlacht.“¹⁰⁾ Das ist fortan Kleist's bleibende Antwort, nachdem er lange darum gerungen hatte, seinen Platz gewissermaßen eindeutig festzulegen und eine absolute Norm für sein Verhalten zu gewinnen, wie es die zeitgenössische Bildung: der Rationalismus, der Idealismus und die Naturgläubigkeit Rousseaus zu versprechen schienen. Soweit diese Lebensrichtungen ihm ein Rezept anboten, war er an ihnen verzweifelt und hatte sich nur bei dem sich selbst tragenden und stützenden Leben beruhigen können, das immer neu ist, immer andere Anforderungen stellt und von jedem einzelnen verlangt, daß er seinen besonderen Platz erfülle.

Erst von diesem erreichten Ziel aus wird deutlich, welche Problematik sich eigentlich in Kleist auftat. Er sprach früh von dem Gegensatz von Denken und Gefühl. Hier klärt sich der eigentliche Sinn dieser Spannung: das Denken störte ihm die unmittelbare Reaktion auf die Vielgliedrigkeit des Lebens, es trennte ihn von diesem Leben ab, stellte ihn heraus und dem Dasein gegenüber; als Frage blieb das Verlangen nach einer neuen Einordnung in den Zusammenhang, nach dem Wiedererlangen jener unmittelbaren Reaktionsfähigkeit. Wie soll sich der einzelne, der sich als einzelner bewußt geworden ist, dem Ganzen gegenüber verhalten? Wie kann er als selbstbewußtes und eigenwilliges Wesen das Gewölbe des Lebens so mittragen wie jener tote Stein in dem Tor? Wie kann der einzelne, der sich herausgefondert hat, doch seinem Handeln die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit wiedergewinnen? Die Antwort lautet ihm schließlich: indem er das Leben als solches hinnimmt und seiner besonderen Situation wie seiner eignen Individualität in jedem Augenblick gerecht zu werden sucht. In welchem Sinne Kleist das für möglich hält, wird sich weiterhin ergeben. Zunächst wird es gut sein, seine eigene Fragestellung mit derjenigen der Klassik wie der Romantik zu vergleichen, um seinen geistesgeschichtlichen Ort näher zu bestimmen.

Denn gerade im Hinblick auf diese Problematik ergibt sich ein bedeutsamer Gegensatz zwischen jenen beiden Kulturbewegungen. Die Frage, die man dem Leben gegenüber stellt, taucht für sie an ganz verschiedener Stelle auf; die spannungsreiche Gegensätzlichkeit des Lebens wird in sehr verschiedener Weise empfunden. Für die ältere Generation wird fast durchweg ein Teil des Daseins als fremd und unheimlich abgewertet, ein anderer als vertraut und nah anerkannt. In dem Erstaunen über das bisher als selbstverständlich hingenommene Leben, wodurch erst die eigentlich geistige Gestaltung hervorgerufen wird, wird verhältnismäßig rasch eine Beruhigung wiedergewonnen; es bleibt immer noch, trotz

¹⁰⁾ Bd. IV, S. 180.

Alles-in-Fragestellens, ein absoluter Besitz erhalten, so daß angegeben werden kann, worin das eigentliche Sein besteht, gegenüber jenem Nichtsein, das die Verunruhigung hervorruft und das nun durch den jeweiligen Lebenswert überwunden und geformt werden soll. Es ist damit nicht gesagt, daß diese Generation nur das ruhige Dasein einer in sich beschlossenen und überschaubaren Endlichkeit des Sinnes gekannt hätte; sie sah immer zugleich das Fremde, Unheimliche, Zerstörende und Chaotische des Daseins. Aber sie nahm es nur als Gegenpol zu jenem eindeutigen Sinnzusammenhang, der schließlich auch dies Ungeformte und Elementare bezwingen würde. Es waren wohl vor allem zwei Punkte, von denen aus sich das polare Denken dieser Zeit immer wieder entwickelte: einmal jener Gegensatz, der im menschlichen Gewissen auftaucht und die einzelne Handlung als gut oder böse bezeichnet und mit dem weiteren Gegensatz von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Trieb und Vernunft verquickt wird; dann jene doppelte Richtung im allgemein-natürlichen und gesellschaftlichen Leben, die sich in der Entgegensetzung von Natur und Kultur ausdrückt. Die einzelnen Vertreter dieser Generation mochten der Mehrgliedrigkeit dieser Gegensätze entsprechend das Sinnhafte an verschiedener Stelle suchen. Aber immer waren sie überzeugt, das eigentlich Wahre und Gute eindeutig bestimmen zu können. So ist für Rousseau das Landleben, die Natur, das eigentlich Wahre, Ursprüngliche und absolut Vollkommene, gegenüber jenem Luxus und der Künstlichkeit des Daseins in den großen Städten, vor allem in Paris. Im deutschen Idealismus dagegen, vor allem bei Kant, Schiller und Fichte, kann — aus dem moralischen Gegensatz heraus — die Vernunft mit ihren Bestimmungen allein ein sinnvolles Leben hervorrufen. Die Geschichte der Menschheit stellt sich hier als die allmähliche Entwicklung der Vernunft Herrschaft dar; die physische Notwendigkeit soll mit Hilfe der Vernunft zu einer moralischen erhoben werden, damit der bloßen Natur gegenüber sich die wahre Bestimmung des Menschen geltend machen kann¹¹⁾.

Bis zu einem gewissen Grade steht auch Goethe in dieser Richtung, allerdings weniger absolut und in engerem Zusammenhang mit der Fülle der Erscheinungen. Aber wie sehr er sich auch den Dingen hingibt, so macht er doch immer die Unterscheidung zwischen Allgemein-Menschlichem und bloß Zufälligem oder auch wohl zwischen dem Bedeutenden und dem bloß Merkwürdigen. Er überliefert sich der Fülle der Erscheinungen und erwartet dann, daß ihm darin ein Zusammenhang, eine gestalthafte Einheit als Urphänomen sichtbar wird. So vereint sich in ihm der Sinn für Mannigfaltigkeit und Individualität mit dem für Ordnung, Gestaltung und Gesetz. Er steht gewissermaßen an dem Punkt, wo Gesetz und Wirklichkeit in dauernder Verührung sich durchdringen und gewinnt durch seine Vereinigung von lebendigster Anschauung mit gestaltender Ordnung seine überragende Bedeutung. Er war so weit und offen, daß er auch noch der folgenden Generation zum Führer dienen konnte, in viel stärkerem Maße als Kant oder Schiller, die nur anfangs auf die Romantik stärker wirken.

Denn die Romantik hat nun in der Tat eine andere Problemstellung. Sie

¹¹⁾ Vgl. mein Buch über „Schillers Geistesgestaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens“ Dortmund 1925: Hamburgische Texte und Untersuchungen zur deutschen Philologie II 3.

fragt nicht mehr nach den Gegensätzen von Natur und Geist, Trieb und Vernunft, sondern empfindet vor allem die Spannung zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, der Selbstständigkeit und der Einheit; zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen den Dingen mit ihrer Bedingtheit und dem Unbedingten, der Individualität und der Universalität. Ihr Erschrecken ist gewissermaßen elementarer und absoluter, sie behält nicht ein eigentlich Sinnhaftes und Wesentliches von Anfang an zurück, sondern erkennt sich plötzlich in jedem Einzelnen als dieser Einzelne, Vereinzelte, der mit sich selbst allein ist und ohne allgemeingültigen Maßstab sich selbst folgt. Indem der Einzelmensch sich in dieser punkthaften Existenz erfährt, steht er zugleich vor der innersten Not: er darf und kann nicht bei sich bleiben, er muß den Punkt wieder auflösen und sich in das Ganze einzufügen suchen. Er ist nur in diesem Ganzen lebensfähig und doch von ihm gesondert. Die Einsicht in diese durchgängige Individualität alles Lebens ist die Not und zugleich auch die innerste Freude der Romantik. Sie setzt an die Stelle eines dualistischen Wertedenkens eine spannungsgeladene Lebensschau. Der Sinn für die Eigentümlichkeit jedes Menschen und darüber hinaus jeder Epoche wächst ins Ungeahnte und zugleich steht immer die bange Frage dahinter, wie denn diese Individualisierung wieder zur Einheit des Lebens zurückkehren, wie die Subjektivität auch an der Objektivität teilhaben kann. Die Grunderfahrung jedes Einzelnen dieser Generation, der Schlegel, Schleiermacher, Novalis, Hölderlin, Hegel usw., ist immer die elementare Erkenntnis, daß ich „Ich“ bin und damit als eigenes Dasein der Welt gegenüberstehe. Das wird mit ganzer Befeligung und ganzer Erschütterung erfahren. Die eigentliche Not bleibt immer, wie nun noch das Du, das Es und das Wir erreicht und wie Mensch und Ding doch wieder ganz ernst und wirklich genommen werden können. Das erscheint um so schwerer, als ja auch jedes Volk und jedes Zeitalter ein solches Ich ist. Selbstsicherheit und Sehnsucht ist so in diesen Menschen seltsam gemischt und fast scheint es, als ob die Sehnsucht schließlich den Sieg davongetragen hätte.

Es ist schwer und nur vermutungsweise zu sagen, wie diese vielfältige Spannung sich zu jener dualistischen Polarität der älteren Generation verhält. Es sind sicher enge Beziehungen vorhanden. — Die ganze Einstellung der Romantik ist auf das Stärkste durch Kants Einsichten in das transzendente Bewußtsein bedingt. Erst durch die Wendung von den Dingen und von der naiven Auffassung der Wirklichkeit weg auf das Bewußtsein, die Idee und die Norm hin, konnte das Ich seine überragende Bedeutung erfahren. Nachdem zunächst das allgemeine Bewußtsein, das „Bewußtsein überhaupt“, in den Mittelpunkt gestellt worden war, mußte sich für die folgende Generation die Not ergeben, daß dieses Bewußtsein doch immer nur individuell zu erfahren ist. Man mußte sich von der Welt erst zurückgewendet haben auf das Bewußtsein von der Welt, um die Mannigfaltigkeit der Weltanschauungen als wichtigste Frage zu empfinden; eine Frage, die selbst wieder vor allem durch Herders Geschichtsansicht wie überhaupt durch die Entfaltung des historischen Sinns im Sturm und Drang vorbereitet war. — Neben dieser philosophisch-metaphysischen Beziehung mag dann eine allgemein kulturelle einhergehen. Damals wurde vielleicht zuerst

die Zersplitterung des menschlichen Lebens durch die Vielgliedrigkeit der kulturellen Anforderungen stärker empfunden, jene Mechanisierung und Stückhaftigkeit jedes einzelnen Menschen, die uns heute so geläufig geworden ist und die der vorangehenden Zeit mit ihrer Zivilisationsfreude noch weniger zum Problem geworden war. Sie hatte auch hier den Fortschritt der Gattung als wichtiger empfunden oder doch wenigstens an eine „ästhetische Erziehung“ glauben können.

Wenden wir uns nach diesem allgemeinen Überblick zu Kleist zurück! Seine Problemstellung bringt ihn in die unmittelbare Nähe der Romantik: auch er weiß um sein abgesondertes, individuelles Dasein und sucht nach dem Maßstab für sein Handeln, um sich dem unmittelbaren Zusammenhang des Lebens wieder einzufügen. Die Erschütterung seines Wesens folgt aus der Erkenntnis, daß die Fragestellung und damit die Antworten der älteren Generation für ihn nicht mehr ausreichen. Jenes ganze Ringen mit dem Rationalismus, mit Kant und Rousseau erscheint von hier aus als der Durchbruch zur eigenen Fragestellung, die ihn dann in die Nachbarschaft seiner Altersgenossen bringt, wie sehr er auch im einzelnen und vielleicht auch in der entscheidenden Antwort auf die gemeinsame Frage von ihnen abweichen mag. Hier kommt es darauf an, zu zeigen, wie er durch die Spannung, die er in seinem Leben erfährt, in naher Beziehung zu jener allgemeinen Bewegung der Romantik steht — deren Einheit sich doch zunächst und vor allem andern in einer gemeinsamen Lebensproblematik ausdrückt — während ihm die Ideale der vorangehenden Generation zerbrochen sind. So kann man denn auch die bildliche Vergegenwärtigung des Problems im Aufsatz über das Marionettentheater in hohem Maße als Symbol des romantischen Zwiespalts auffassen. Jener Jüngling, der vor dem Spiegel seine Unschuld einbüßt, ist ja eben der romantische Mensch, der um seine Individualität weiß und in ihr so befangen bleiben kann, daß er daran zugrunde geht. In dem Abbild des Spiegels reflektiert er nur auf sich selbst, verliert damit die unmittelbare Verbindung mit dem Leben überhaupt und zerstört sich als Welt, indem er sich zum erstenmal selber als Welt sieht. — Kleists anderes Bild verkörpert gegenüber dieser Not des Individuums die romantische Sehnsucht nach der Einheit mit allem Leben. Der Vär kennt keine Gebrochenheit, er handelt unmittelbar richtig und durchschaut jede Finte, er weiß in jedem Augenblick, was das Leben verlangt und ist ihm ganz hingegeben.

Damit enthüllt sich die wenigstens vorläufige Verwandtschaft Kleists mit der Romantik, die sich aus der gemeinsamen Problemstellung ergibt und die für ihn das Resultat seiner Auseinandersetzung mit seiner Zeit, vor allem mit Kant und Rousseau war.

Wenn wir jetzt versuchen, diese Problemstellung in seiner Dichtung wiederzufinden, so werden wir vor allem auf sein erstes Werk, auf die Familie Schroffenstein, hingewiesen. Der Haupteindruck, den dieses Stück hinterläßt, bezieht sich auf die dauernden Mißdeutungen aller Handlungen. Hier ist die Welt wirklich ohne Maßstab, jeder einzelne ist in sich befangen und kann nicht erkennen, was der andere wirklich meint und beabsichtigt. Es fehlt an jeder Orientierungs-

möglichkeit; es herrscht ein allgemeines Mißtrauen und jede Handlung, jedes Wort kann auch in sein Gegenteil umgedeutet werden. Niemand weiß, welcher Zusammenhang der Dinge der wirkliche und echte ist, man greift immer fehl und kann sich nur an die handgreiflichsten Zeugen und Beweise halten, deren Bedeutung dann auch noch falsch ausgelegt wird. So erscheint das ganze Stück als eine große Frage nach dem Maßstab für das Handeln: Wonach kann ich mich eigentlich noch richten, wenn die Auslegung der Handlungen, Worte, Meinungen und Gedanken so völlig in die Irre führen kann? Diese Frage klingt stets als hervortreibender Unterton in der oft recht gewaltsamen Theatralik mit und macht sie eigentlich erst lebensfähig. Jeder einzelne meint, daß er „der Feinde Schar leichtfaßlich, unzweideutig, wie eine runde Zahl erkennen“¹²⁾ kann und schließlich ist doch alles in einem solchen Wirrwarr befangen, daß selbst Liebe und Haß nicht mehr auseinander zu kennen sind, daß die Liebesleidenschaft für einen Mordversuch und der grausamste Haß, der den Mord schon vorbereitet hat, für gütiges Entgegenkommen genommen wird. Handeln und Denken kommen nie zusammen, immer herrscht der Irrtum und bestärkt das Mißtrauen, das nur von den Liebenden überwunden und doch gefürchtet wird. Jeder einzelne ist in sich befangen und kann nicht aus sich heraus; so wird alles zum Rätsel, jede Handlung führt nur in neue Verwirrung¹³⁾. Der Schluß des Stückes wird zum Symbol dieses ichbefangenen Lebens; weil das selbstbewusste Denken an den Dingen vorbeigeht und immer fehlgreift, trifft es in seinem Handeln schließlich nur sich selbst. Jeder der beiden Väter ermordet das eigene Kind, ohne es zu bemerken: der Blinde muß erst kommen und den wahren Sachverhalt aufdecken; nur der blöde gewordene Johann erkennt das Verhängnis, dem sie alle unterworfen sind und spricht es fast in den Worten unseres Aufsatzes aus, als er mit dem blinden Sylvius durch den Wald geht:

Sylvius: Weh! weh! Im Wald die Blindheit und ihr Hüter,
Der Wahnsinn! Führe heim mich, Knabe, heim!

Johann: Ins Glück? Es geht nicht, Alter. Er ist inwendig
Verriegelt. Komm. Wir müssen vorwärts.

Das Bewußtsein hat jeden auf sich gestellt und alles Handeln unsicher gemacht: die alte Heze spricht das Motto des Stückes aus, wenn sie zum Schluß sagt: „Wenn ihr euch totschlagt, ist es ein Versehen.“ Nur diese drei Gestalten, die irgendwie wieder in das Gesamtleben zurückgetaucht sind, behalten recht und erkennen wirklich etwas: der Blinde, der Wahnsinnige, die Heze. Alle anderen sind durch ihr Selbstbewußtsein täppisch und in ihrem Handeln dumm geworden.

Im ganzen bleibt das Stück allerdings ein Theatergeschehen, wenn auch selbst dadurch noch die Maßstablosigkeit enthüllt wird. Ihm fehlt die eigentliche Form des Kleistschen Schaffens; es ist mehr Präludium, indem es nur das Problem aufnimmt, das sich in dem Ringen mit der Bildung seiner Zeit ergeben hat.

¹²⁾ Bd. I, S. 16.

¹³⁾ Vgl. Vers 1212 ff.:

Jeronimus: Aus diesem Wirrwarr finde sich ein Pfaffe, ich kann es nicht.
Sylvester: Ich bin dir wohl ein Rästel? . . . Gott ist es mir.

Noch fehlt jeder durchgeführte Versuch einer wirklichen Lösung. Trotzdem behält es seine Bedeutung, da es einen Zug deutlich macht, der auch im späteren Schaffen Kleists vorhanden ist. Diese Täuschung des Bewußtseins, die den einzelnen in Irrtum, Wirrwarr und Gefahr bringt, taucht immer wieder auf, sei es in Penthesileas Mißverstehen der Absichten Achills, sei es in dem Irrtum, in dem Graf Wetter von Strahl sich über Kunigunde von Thurneß befindet usw. Immer bleibt die Möglichkeit bestehen, das Bewußtsein zu falschen Schlüssen und Handlungen zu veranlassen. Nur ist in diesen späteren Werken der Maßstab für die echten Handlungen eigentlich bekannt. Gerade er soll dargestellt werden und so ist jener Trug des Bewußtseins nur noch ein Nebenmotiv. Die eigentliche Not, die sich aus dem Wissen um die Individualität ergibt, ist fast vererbt und nicht mehr in dem Sinne aktuell wie in den Schroffensteinern.

Nur in einem Werk Kleists begegnet uns noch einmal das ganze Verhängnis jener sich selbst erkennenden und gerade dadurch erschütterten Individualität: im Amphitryon. Allerdings ist die Beurteilung insofern erschwert, als Motive und Handlungsführung in enger Anlehnung an Molières Lustspiel aufgenommen werden. Aber wir können doch soviel sagen, daß Kleist gerade durch das merkwürdige Spiel mit dem Ich zu diesem Stoff hingezogen wurde, daß er hier eine bedeutsame Verwandtschaft mit seinen eigenen Problemen finden mußte, indem das Selbstbewußtsein dauernd in Frage gestellt und gerade dadurch erst wirklich bewußt wird. Indem er dieses Problem ernsthaft aufnimmt, vertieft sich ihm allerdings — selbst da, wo er nur übersezt — das Stück von einem Ehrenhandel zu metaphysischer Besinnung. Sowohl Sofias wie Amphitryon begegnen sich selbst: der eine lacht, der andere gerät in Verwirrung, und so ist hier fast daselbe zur dramatischen Handlung geworden, was in unserem Auffas durch jenen Jüngling vor dem Spiegel symbolhaft dargestellt wird. Die tiefste Spannung des Stückes entsteht allerdings erst in Alkmene, die in der Sicherheit ihres Selbst dadurch erschüttert wird, daß sie nicht mehr weiß, wem sie begegnet ist; daß sie plötzlich Zweifel in die Eindeutigkeit ihres Gefühls und Erkennens setzen muß. Sie ist vor die Frage gestellt, wen sie eigentlich geliebt hat und muß damit sich selbst und ihren Gatten in ganz neuem Zusammenhang sehen. Was sonst eine in sich geschlossene Welt schien, die nur so und nicht anders sein konnte, kaum ein Bewußtsein über Ich und Du besaß und noch viel weniger an die Fülle des Lebens dachte, ist plötzlich erschüttert; alles könnte jetzt auch anders sein, der enge Umkreis des Daseins ist gesprengt, und zwar durch die Erschütterung des naiven Selbstbewußtseins, das so ganz einfach meint, diesen anderen, eindeutig bestimmten Menschen lieben zu können und damit genug getan zu haben. Indem der Gedanke auftaucht, daß dieser so tief geliebte Mensch doch auch ein anderer sein könnte, bricht die ganze Fülle des Lebens in das Bewußtsein ein, so daß sich wahrhaft der Gott ankündigt, der da alles ist, was war, ist, und sein wird. Das Ich steht nicht mehr selbstverständlich in dem Zusammenhang des Lebens darin, sondern ihm gegenüber und fragt sich, wie es denn wieder in ihn eintreten kann. Wenn in den Schroffensteinern der Eindruck der Verwirrung überwog, der durch die Maßstablosigkeit des selbstbewußten Menschen

entsteht, so ist es hier vor allem die Spannung zwischen Gott und Mensch, zwischen dem Einzelleben und dem Allleben, was das Stück bestimmt. Zugleich geht Kleist nun allerdings weiter, seiner eigenen Antwort entgegen: die Erschütterung der naiven Sicherheit führt zunächst vor den Abgrund des Gottes, aber dann doch zurück zu einer neuen Begrenzung des Lebens. Es geschieht das Merkwürdige, daß der Gott nur in der Gestalt des Geliebten sichtbar werden kann, daß also im selben Augenblick, wo jenes Erschrecken über die Möglichkeit des Andersseins eintritt, auch erfahren wird, daß dieses Andere nur wieder so erscheinen kann, wie der Geliebte. Wenn die Begrenzung des Lebens durchbrochen wird, muß zugleich erkannt und gefühlt werden, daß es nur in der Begrenzung möglich ist. Alkmene kann nicht aus ihrer Liebe heraus und wo sie liebt, ist es Amphitryon. Jeder Schritt darüber hinaus führt in den Wahn. Sie ist durch ihr Gefühl an diesen bestimmten Menschen gebunden und gerade dadurch Mensch. Sie kann nur Ehrfurcht vor dem Gott haben und Liebe zu Amphitryon. Wohl ist die Erschütterung notwendig, die entsteht, wenn der Gedanke auftaucht, daß es auch ein anderer sein könnte. Nur so weiß sie um den Gott und um ihre Pflicht, ihn zu ehren. Aber wahrhaft Mensch ist sie erst durch die eindeutige Begrenzung ihres Gefühls: daß sie nur Amphitryon denken, fühlen und hören kann und sonst nichts.

Mit dieser Wendung führt Kleist's Dichtung aus dem Problem heraus zu der ihm eigentümlichen Lösung und damit zur eigenen Form hin. Er sieht die Möglichkeit einer neuen Begrenzung auch nach dem Bewußtwerden der Individualität und ihrer Sehnsucht nach der Allheit. Der Amphitryon weist auf den gleichen Punkt wie jenes Bild von dem sich selbst tragenden Gewölbe, wo jeder Stein nur seinen Platz auszufüllen hat und nichts anderes braucht, noch sein kann. Wir haben uns zu fragen, wie sich diese Antwort in dem Aufsatz über das Marionettentheater und weiterhin in seiner Dichtung darstellt.

III.

Kleist's nächste und unmittelbare Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit des beschränkten und doch sicheren Lebens findet sich in seinen Ausführungen über die Marionette, nicht erst in jenen letzten Andeutungen über eine kommende Menschheitsentwicklung. Die Marionette bewegt sich aus dem Schwerpunkt, ihre Glieder sind reine Pendel und können sich nicht zieren, ihre Handlungen sind bestimmt, ohne einem allgemeingültigen System unterworfen zu sein. Wir müssen den Sinn dieses Symbols zu deuten suchen und uns fragen, wieweit es sich auf Kleist's eigene Kunst übertragen läßt. Wir dürfen das, weil doch schließlich die Marionette in ähnlicher Weise bildlich auf das gestellte Problem antwortet, wie seine Dichtung auf die frühere Periode seines gedanklichen Ringens. Schon das besondere Interesse, das gerade der Tänzer an den Bewegungen des Gliedermannes nimmt, läßt sich sinnvoll auf das Verhältnis des Menschen zur Kunst überhaupt übertragen. Wie der Tänzer an den körperlichen Bewegungen interessiert ist und nach ihrer Richtigkeit und Notwendigkeit verlangt, so ergibt sich aus Kleist's Problemstellung die Frage für den Menschen, wie seine Hand-

lungen, sein geistig-seelisches Leben inneren Zusammenhang und wirkliche Notwendigkeit besitzen können, obgleich er, dieser bestimmte Einzelmensch, ohne Verpflichtung durch ein allgemeines Gesetz ist. Wie der Tänzer zur Marionette geht, so geht der Mensch zur Kunst; er nimmt an ihr nicht nur ein unterhaltendes, artistisches Interesse, sondern kommt wirklich mit seiner Lebensfrage zu ihr und nimmt soweit an ihr Anteil, als er durch sie über sich klarer werden kann. Die Kunst soll ihm seine Welt deuten, und so stellt er bestimmte Ansprüche an sie, er plant und macht Entwürfe, wie ihre Gestalten beschaffen sein müßten, um ihm zu genügen. Kleists eigentlicher Ansatz liegt nun da, wo er von dem Bewegen aus dem Schwerpunkt spricht. Wir dürfen ruhig annehmen, daß er selber die dramatisch-handelnden Personen auch anderer Dichter aus diesem Gesichtspunkt angesehen hat, daß die Gestalten des Dramas ihn gerade da interessierten, wo sie den Zusammenhang ihres Handelns sichtbar machen und uns überschaubarer werden als irgendein lebender Mensch. Ihn interessierte die Einsicht in die Antriebe und in die sich daraus ergebenden Folgen und Handlungen. Was im Drama zunächst als buntes Leben erscheint, das fast noch bunter, weil zusammengedrängter ist als unser Alltagsleben, enthüllt sich zugleich als Auswirkung einfacher Antriebe, die in ihrem Anfang und Ende gezeigt werden können. Der innere und äußere Geschehensablauf entspricht dem Weg der Seele des Menschen und so muß der Dichter sich gerade so in diese Antriebe hineinversetzen, wie der Maschinist in den Schwerpunkt der Puppen. Diese Parallelität des Marionettentheaters mit der dramatischen Dichtung soll nicht bedeuten, daß Kleists dichterische Gestalten tatsächlich „Marionetten“ im strengen Sinne des Wortes wären; es soll nur gesagt werden, daß in seinen Äußerungen über sie dieselben Fragen hervortreten und in ihnen das gleiche Bildungsgesetz wirksam ist, das die Figuren seiner Dramen bestimmt. Erst auf diesem indirekten Wege der Übertragung, der die Marionette nur als Symbol aufnimmt, ist eine Beziehungnahme zur Dichtung gerechtfertigt und die Spannung zwischen jenem kleinen Aufsatz über die mechanischen Puppen und der mächtigen Gestaltenwelt seiner Dramen zu überwinden. Gibt man aber diese Beziehung einmal zu, so kann man nun auch jene Verbesserungswünsche des Tänzers als künstlerische Absichten Kleists auffassen. Er möchte im Drama Gestalten zeigen, die in der Geschlossenheit und Sicherheit ihrer Handlung jeden Menschen übertreffen; er möchte dies durch eine naturgemäße Anordnung und durch eine reinere Auswirkung der Handlungsantriebe erreichen und im übrigen größeres Ebenmaß, größere Beweglichkeit und Leichtigkeit seiner Gestalten anstreben.

Wie sehr diese Übertragung gerechtfertigt ist, läßt sich vor allem an jenen Überlegungen aufweisen, die über die Vorteile einer solchen Marionette angestellt werden. Damit werden tatsächlich bedeutsame Stileigentümligkeiten Kleists berührt. Er spricht davon, daß sich die Marionette niemals ziert und auch nicht dem Gesetz der Trägheit unterworfen ist, daß sie — wie er sich ausdrückt — „anti-grav“ sei; selbst die bedeutendsten Tänzer hätten oft ihre Seele an ganz falscher Stelle sitzen: „Wenn die P. die Daphne spielt und sich, verfolgt vom Apoll, nach ihm umsieht,“ sitzt ihr die Seele in den Wirbeln des Kreuzes. Auf die Menschen-

und Kunstwelt übertragen, würde dies bedeuten, daß die Menschen, selbst die, die am sichersten und echtesten handeln, immer wieder seelische Regungen und tatsächliche Handlungen zeigen, die in irgendeiner Weise verborgen, verkrampft und dadurch willkürlich und gemacht wirken. Demgegenüber hätte die Kunst den reinen, ungebrochenen Verlauf des seelischen wie des tätigen Lebens zu zeigen.

Im Kleistschen Drama ist es nun tatsächlich so, daß hier die Handlung, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist, mit ungeheurer Wucht ihren Weg durchläuft und insofern niemals ein Sich-Zieren zuläßt. Sie kann wohl innig werden oder auch schamvoll verhüllt, aber nicht spielerisch, kokett, geziert, wie es doch wohl sonst in der Dichtung immer wieder möglich ist. Denn dieses Zieren muß ja nicht notwendig soweit gehen, wie bei jenem Jüngling vor dem Spiegel, der durch sein Bewußtsein jede Unmittelbarkeit unmöglich macht, sondern kann doch durchaus ein berechtigtes Lebensmoment sein, eben als Schutz vor der Übermacht des Gefühls und als eine Reflexion über sich selbst, die trotzdem die wirkliche Ergriffenheit immer wieder anerkennt. Insofern bestärkt dann auch das Spiel mit und über dem Leben nur die Lebensnähe und die immer ein wenig erdgebundene Menschlichkeit unseres Daseins. Es verläuft eben nie in dieser bloßen Geradlinigkeit des Gefühls, sondern ziert sich zugleich wieder ein bißchen, um von neuem ergriffen zu werden. Insofern sagt doch auch Faust vom Gretchen:

Sie ist so sitt- und tugendreich
Und etwas schnippisch doch zugleich . . .
Wie sie die Augen nieder schlägt
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar.

Hier ist eben nicht nur Gretchens wirkliche Schamhaftigkeit geschildert, wie bei Käthchen, als sie den Bach durchwaten soll ¹⁴⁾, sondern doch zugleich dieser etwas überbetonte Selbstschutz vor der Möglichkeit des Gefühlseinbruchs, der die Seele ruhig an eine verkehrte Stelle versteckt und der gerade dadurch wieder anreizend wirkt. Diese ganz naive Form des Zierens und der Gebrochenheit durch das Bewußtsein fehlt bei Kleists Gestalten ständig. Damit gewinnen sie gerade eine eigentümliche Stilform und zugleich doch auch das, was sie von jener sinnlichen Fülle des einfach-menschlichen Lebens scheidet; sie wirken fast wie eine Gestalt, die nur in ihren Muskeln, Sehnen und Bändern gezeigt wird, deren ganze Bewegungsfülle vor uns auftaucht, die aber nicht zugleich wieder alles unter der Haut verbergen und im Spiel verstecken kann. Seine Figuren sind eben wirklich in einem tieferen Sinn Gliedermänner, deren Bewegungen so absolut eindeutig verlaufen, wie die Schwingungen des Pendels; es fehlt ihnen das in diesem Zusammenhang eigentlich Menschliche, daß sie sich zieren können, was etwa bei Goethes Gestalten mit dazu beiträgt, ihnen die Lebensnähe und menschliche Wahrheit zu geben.

Diese Eigentümlichkeit des Kleistschen Stils wird dann noch durch das andere Merkmal unterstrichen, das die Marionette von dem Tänzer scheidet: sie ist

¹⁴⁾ Bd. II, S. 274.

„antigrav“. Damit kommen wir zu einer ganz prägnanten Besonderheit seines Dramas, wie auch wohl seiner Erzählungen. Es herrscht in ihnen eine solche Flugkraft des seelischen Lebens, ein so direktes und absolutes Drauflosgehen, eine solche Hemmungslosigkeit im Geschehen wie im Ausdruck, eine Geradlinigkeit im Verfolgen einer eingeschlagenen Richtung, daß hier wirklich die Gesetze, die im menschlich-irdischen Leben wirksam sind, aufgehoben zu sein scheinen. Die Bindung an den Stoff, an dem sich das Handeln vollzieht, die Beschränkung, die der Kraft des seelischen Lebens auferlegt ist, scheint hier überwunden. Penthesilea jagt hinter Achill her, kein Sturz kann ihr etwas anhaben, keine Müdigkeit scheint sich zu regen, die Landschaft mit Bergen und Schluchten wird wie im Fluge überwunden. Jedes Gefühl sucht seinen absoluten Ausdruck, es gibt kein Gesetz und keine Sitte, vor dem es sich zu verantworten hätte. Nur in dieser antigraven Darstellung kann das Gefühl sich bis zu seinem wirklichen Ende hin ausschwingen und nun tatsächlich Penthesilea die Zähne in den Leib Achills einschlagen und ihn zerfleischen. Und auch Penthesileas eigenes Ende ist eben nur möglich, wenn die Schwerkraft des körperlich-irdischen Lebens keine Rolle spielt und das „Gefühl“ des Schmerzes sich ganz auswirken kann. Wie in ihrem Verhalten, so ist es in dem Rätchens, Hermanns, Homburgs, Kohlhaasens und wie sie alle heißen. Sie alle besitzen die absolute Flugkraft und sind unabhängig vom Gesetz der Schwere und der eigentlich irdischen Gebundenheit. Damit sind sie von vornherein von den Gestalten Goethes oder Shakespeares geschieden, sie wollen deren plastische, lebensnahe Körperlichkeit nicht besitzen, sondern folgen ihrem eigenen Gesetz, sind antigrav und können sich nicht zieren.

Wenn uns so die Übertragung der Ausführungen über die Marionette auf Kleists Kunst zu wirklichen Aufschlüssen über seinen Stil verhilft, so bleibt allerdings die Frage, in welchem Sinn wir von dem Schwerpunkt und seiner einfachen Bewegung bei den dichterischen Gestalten sprechen sollen. Braig nimmt auch eine Übertragung vor und meint, daß mit diesem Schwerpunkt eigentlich der Schwerpunkt der Welt gemeint sei, in den wir nur durch Jesus Christus zurückkehren könnten¹⁵⁾. Hellmann wendet den Gedanken ins Romantische und sieht in jenem Schwerpunkt den Strahl, durch den wir am Unendlichen teilhaben, den organischen Keim, den wir entfalten müssen, „den göttlichen Funken der Individualität der in bestimmter Richtung zu Gott zurück will“¹⁶⁾. Mir scheint, daß die Dinge bei Kleist so einfach nicht liegen und daß wir auch gerade hier gegenüber den allgemeinen Kategorien von Romantik oder Christentum zunächst sein Eigenes, Besonderes fassen müssen.

Es wird gut sein, sich zu diesem Zweck seiner Dichtung zu nähern und zu erwägen, ob sich hier eine entsprechende einfache Bewegung eines Schwerpunktes finden läßt. Es ist nun in der Tat das Auffällige und für Kleists Kunst besonders Charakteristische, daß in allen seinen Werken — von der Penthesilea ab —, sowohl in den Dramen wie in den Novellen, ein derartig entscheidender Punkt vorhanden ist, wo der Mensch durch eine Begegnung, ein

¹⁵⁾ Braig, S. 545.

¹⁶⁾ Hellmann, S. 26.

Ergriffensein oder ein Ereignis in ganz bestimmter Richtung in Bewegung gesetzt wird und nun alle weiteren Einzelzüge der Handlung und des Geschehens wie im Fortschwingen des Pendels daraus folgen. Es ergibt sich daraus die vorwärtstreibende, immer weiter und schließlich an ein notwendiges Ziel drängende Kraft der Bewegung, die — bis in die Sprache hinein — in der Dichtung Kleists so auffällig ist und die immer wieder auf einen derartigen Einsatzpunkt zurückweist, von dem aus alles nur als organisches Ausschwingen jener Ursprungsbewegung erscheint. Andererseits setzt fast jede seiner Dichtungen schon mit einer solchen antreibenden Bewegung ein, die gerade durch jenes bewegende Ereignis erst als sinnvoll erscheint und darum möglichst rasch auf dieses hindrängt.

Vergegenwärtigen wir uns diesen Befund an der Penthesilea und dem Rätchen. In beiden Dramen, so gegensätzlich sie sonst sein mögen, ist das Ereignis, das die Bewegung in Gang bringt, fast übereinstimmend geschildert. Ein verhältnismäßig gleichmütiger, fast gestaltloser und nur möglichkeitsreicher Mensch trifft plötzlich auf jenen anderen, der in ihm alle Gefühle der Liebe und des Besitzverlangens löst und darum wie eine übermächtige Erscheinung hingenommen wird, die schon seit langem mit der eigenen Existenz verflochten ist. Die Form des bisherigen Daseins zerbricht durch diesen Einbruch von außen her, der das ganze eigene Leben neu in Bewegung setzt und nur auf dieses eine Ziel hinrichtet. Das Ich erfährt in sich eine äußere Wirklichkeit, mit der es schicksalhaft verbunden ist und erfährt sich in dieser Begegnung eigentlich erst selbst, wird plötzlich in allen Lebensregungen erschüttert und auf dieses Ziel hin gespannt. Penthesilea trifft den Achill und ihr vordem ausdrucksloses Gesicht wird von Blut übergossen, so daß niemand weiß, was eigentlich geschehen ist:

Gedankenvoll, auf einen Augenblick
Sieht sie in unsre Schar, von Ausdruck leer,
Als ob in Stein gehauen wir vor ihr stünden;
Hier diese flache Hand, verführ' ich dich,
Ist ausdrucksvoller als ihr Angesicht:
Bis jetzt ihr Aug' auf den Peliden trifft:
Und Blut ihr plötzlich, bis zum Hals hinab,
Das Antlitz färbt, als schlüge ringsum ihr
Die Welt in helle Flammenlohe auf.¹⁷⁾

Diese Begegnung wird dann entscheidend für den Verlauf des Dramas überhaupt; sie setzt das Stück eigentlich erst in Bewegung und in der Dynamik, die sie erzeugt, liegt zugleich alle Tragik, alle Größe und alles Verhängnis der Gestalten beschlossen. — Und ein ganz ähnlicher Punkt ist im Rätchen vorhanden: auch da ist eine Begegnung, die wie ein Schicksal in eine Menschenseele einschlägt, sie überhaupt erst formt und ihr weiteres Leben bestimmt. „Wenn mir Gott der Herr aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ohngefähr so fassen wie sie. Geschirr und Becher und Imbiß, da sie den Ritter erblickt, läßt sie fallen; und leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder, als ob sie ein Blitz nieder-

¹⁷⁾ Bd. II, S. 23.

geschmettert hätte!¹⁸⁾ Und wie an diesen beiden Stellen, so ist es in allen Dichtungen Kleists: immer erfolgt ein ganz elementarer Einbruch in die Seele des Menschen. Wir erfahren von der Seele seiner Gestalten überhaupt nur etwas, indem sie durch eine solche Erschütterung in Bewegung gesetzt wird. Die Seele — der Schwerpunkt bei der Marionette — ist nichts für sich Bestehendes; sie wird erst wirklich, indem sie von einer schicksalhaften Begegnung ergriffen wird, sich in das Leben verstrickt fühlt und in dieser Begegnung ihre Gestalt gewinnt, indem sie sich nun in ihren Handlungen verkörpert. Wie die Seele dem Schwerpunkt entspricht und beide stumm und gestaltlos sind, so lange sie nicht mit dem Wirklichen um sie her in Wechselwirkung stehen, so entsprechen diese elementaren Begegnungen jenen einfachen Bewegungen, durch die die Marionette erst ihr volles Leben, die ganze Fülle ihrer vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten gewinnt.

Allerdings bleibt noch ein schwieriges Problem. Denn gerade wenn die Seele für sich allein in gewisser Weise gestalt- und fast individualitätslos ist, so muß es um so überraschender sein, wenn nun doch eine gleiche oder wenigstens ganz ähnliche Begegnung zu so verschiedenem Ausgang und so entgegengesetzten Bewegungen führt wie bei Penthesilea und Rätchen. Aber selbst das können wir uns von dieser Ebene aus verständlich machen: wir müssen uns nur vor Augen halten, daß das seelische Leben in dem Umfang bestimmte Gestalt annimmt, als es bereits derartigen elementaren und unausweichbaren Eingriffen gefolgt ist und in ihrem Anerkennen sich zu einem bestimmten Individuum geformt hat oder vielmehr — da hier, wo alles dynamisch ist, Form und Gestalt nicht die angemessenen Begriffe sind — schon in einer bestimmten Bewegung begriffen ist. Es können dann gewissermaßen sich widerstreitende oder sich gegenseitig stärkende Bewegungen entstehen. Die eine, das Leben bestimmende Begegnung, kann der andern widersprechen, beide sind wirklich, verlangen nach Anerkennung, setzen die Seele in Bewegung und vernichten sie in ihrem Widerstreit. Es entsteht dann kein Konflikt von Pflicht und Neigung oder von widerstreitenden Pflichten, sondern alles was Pflicht, Liebe, Ehre oder sonstwie heißen und sich widerstreiten könnte, ist erst durch einen unmittelbaren Einbruch elementarer Lebensrichtungen in die Seele wirklich, erregt ihre Kräfte, um hier im Kräftepiel der Seele zum Ausgleich oder zur Vernichtung zu führen. Penthesilea ist in ihrer frühen Jugend durch ihre Königinnenaufgabe bestimmt worden, ihr ist sie gefolgt, von ihr hat sie ihr Leben formen lassen. Jetzt trifft sie Achill und will nur dieser neu erregten Bewegung folgen; sie kann es nicht anders als mit den schon belebten Kräften, sie muß als handelnde Herrscherin sich auch die Liebe erobern und kommt so in den Widerstreit der Kräfte in ihr, der sie und alles, was an ihr hängt, zermalmt. Ihr Verlangen nach Selbstbehauptung bäumt sich gegen jede Möglichkeit einer Unterwerfung — selbst unter die Liebe — auf; und doch möchte sie die lösende Kraft der Hingabefähigkeit gewinnen und den Mann so selbstvergessen lieben, wie es ihr als Frau nur irgend gegeben ist. Aber die

¹⁸⁾ Bb. II, S. 186.

Kampffzenen lösen sich nicht in die Liebeszenen auf, sie überschneiden einander und müssen darum ins Verderben führen. — Käthchen dagegen ist in enger Bürgerlichkeit aufgewachsen, sie ist nur im Gehorsam an den Vater gebunden und sieht doch zugleich ihre künftige Aufgabe als Frau und Mutter. In ihrer Begegnung mit Graf Wetter von Strahl wird dies Planen und Denken auf ein Ziel gesammelt; all ihre Kräfte gehen in gleicher Richtung, die Bindung an den Vater löst sich mit innerer Selbstverständlichkeit und so ist sie „ebenso mächtig durch gänzliche Hingebung“ wie Penthesilea durch ihr Handeln¹⁹⁾.

Die Art des Widerstreits im Gefühl der letzteren läßt sich vielleicht noch näher erfassen, wenn man zum Vergleich einen ähnlichen und ebenso verhängnisvollen Kampf betrachtet, den Kleist im Erdbeben in Chili dargestellt hat. Hier ist es nicht mehr eine Einzelpersone, die durch ein schicksalhaftes Ereignis in ihrem Leben bestimmt wird, sondern die Bevölkerung einer ganzen Stadt, die durch das Erdbeben aus ihrer gewohnten Lebensbahn gerissen wird, im Fühlen und Denken plötzlich wie umgekehrt erscheint und in ganz neuer und anderer Weise als bisher sich bewegt. Es ist hier gewissermaßen eine Volksseele so elementar berührt worden wie die Seele Penthesileas oder Käthchens durch die Begegnung mit dem Geliebten. Alle Bewegung, alle Handlung ist durch dies Geschehen bestimmt; was vorherging, scheint zunächst wie ausgelöscht und so können Jeronimo und Josephine, die eben noch von sämtlichen Bürgern verurteilt wurden und dem Tode überliefert werden sollten, wieder frei herumgehen und sogar in so freundlicher Weise mit den Verwandten zusammensein, als ob nie ein anderes Gefühl geherrscht hätte: „Es war, als ob die Gemüter seit dem fürchterlichen Schlage, der sie durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären. Sie konnten in der Erinnerung gar nicht weiter, als bis auf ihn zurückgehen.“²⁰⁾ Aber nun geschieht das Seltsame, daß dieses Gefühl der Versöhnung nicht vorhält, daß die Vergangenheit trotz eines so elementar wirkenden Einbruchs nicht verdeckt bleibt, sondern daß sie wieder aufgerührt wird, daß irgendwo in dem Bewußtsein dieser Volksseele die Erinnerung an frühere bestimmende Einbrüche wach wird und nun sogar in merkwürdiger Verquickung mit dem eben erlebten Geschehen gesehen, eins vom anderen fast abhängig gemacht wird. Damit taucht die alte Bewegung des Gefühls wieder auf, die durch den Frevler im Klostersgarten hervorgerufen worden war; sie bemächtigt sich der neuen Erregung und zerstört die unglücklichen Opfer. Was eben noch volle Versöhnungsstimmung zu sein schien, wird durch die Worte des Priesters zu flammendem Haß aufgepeitscht. Die Gemütsbewegung aus der Vergangenheit trifft mit der gegenwärtigen zusammen und aus ihrem Widerstreit geht notwendig ein zermalmandes, tragisches Ende hervor. Was in der Penthesilea in der Einzelseele sich vollzieht, wird hier in die vielen Glieder eines Volkes auseinandergelegt und dadurch deutlicher. Das Entscheidende für Kleist ist immer der bestimmende Einbruch in die Seele; dieser wirkt sich seiner Kraft entsprechend aus, ruft eine Fülle von Handlung und Geschehen hervor und hat sich mit den Bewegungen

¹⁹⁾ Bd. V, S. 358.

²⁰⁾ Bd. III, S. 303.

auseinanderzusetzen, die von früheren derartigen Einbrüchen her noch wirksam sind. Die Seele lebt nur durch diese schicksalhaften Ereignisse und wird damit zum Schauplatz des Kräftewiderspiels. Niemals werden diese Kräfte gegeneinander moralisch gewertet, sie sind nur da und voll und ganz wirklich; sie kommen im glücklichen Fall zum Ausgleich, im tragischen zur gegenseitigen Vernichtung. Der Mensch muß sie zur Auswirkung kommen lassen, weil in ihnen sein Leben allein besteht; wenn ihre Spannung zu groß wird, so muß auch ein solches Schicksal bestanden werden. In dieser Haltung kommt Kleists tiefstes Wesen zum Ausdruck, seine dunkle, verhängnisvolle Schicksalsglut und sein strenger Ernst: das, was ihn geradezu zum Verkörperer eines seelischen Heldentums macht.

Wie sehr Kleist selber diese Auffassung des seelischen Lebens und des Charakters gehabt hat, zeigen vor allem einige Äußerungen, in denen er das menschliche Verhalten mit den Gesetzen der Elektrizität vergleicht und die „merkwürdige Übereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt“²¹⁾ betont. Wie ein bestimmt geladener, elektrischer Körper in der Berührung mit einem gleichgültigen diesen zum Gegenpol macht, so wird auch im menschlichen Leben ein bestimmt gearteter Charakter einen anderen aus seinem gestaltlos-unbestimmten Schwebezustand herausreißen und ihn in eindeutige Bewegung versetzen; oder es kann sich auch ereignen, daß in einer solchen Begegnung, dadurch, daß zwei gleichgerichtete Menschen zusammenstoßen, der eine sein Wesen geradezu umkehrt und sich in ganz neuer Weise bewegt: „Dergestalt daß ein Mensch, dessen Zustand indifferent ist, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu sein, sobald er mit einem anderen, dessen Eigenschaften, gleichviel auf welche Weise bestimmt sind, in Berührung tritt: Sein Wesen sogar wird, um mich so auszudrücken, gänzlich in den entgegengesetzten Pol hinübergespielt; er nimmt die Bedingung + an, wenn jener von der Bedingung —, und die Bedingung —, wenn jener von der Bedingung + ist.“²²⁾ Hier sind beide Momente in den Vordergrund gerückt, die uns bei der Betrachtung der dichterischen Gestalten auffielen: die fast taube, gestaltlose Unentschiedenheit, in die ein plötzliches Ereignis einbricht derart, daß es eine ganz bestimmte Bewegung hervorruft; ferner die Möglichkeit, daß sich in einer Seele verschiedene Bewegungen auch ganz entgegengesetzter Krafrichtung treffen und um den Ausgleich ringen können. Damit wird die tiefgehende Bedeutung von Kleists Ausspruch über das Verhältnis von Räthchen und Penthesilea klarer: „Wer das Räthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein, sie gehören ja wie das + und — der Algebra zusammen und sind ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht.“²³⁾ Diese Äußerung setzt schon die ganze Eigentümlichkeit von Kleists Charakterauffassung voraus, wie sie der Vergleich mit der Elektrizität deutlich zu machen suchte. In etwas anderem Zusammenhang tritt diese Art der Charakterauffassung auch in dem Aufsatz „Über die

²¹⁾ Bd. IV, S. 77.

²²⁾ Bd. IV, S. 211.

²³⁾ Bd. V, S. 380.

allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ hervor. Auch hier soll das, was man wissen oder sagen möchte, nicht ohne weiteres im Gedächtnis bereit liegen, sondern sich eigentlich erst im Zusammentreffen mit einer bestimmten Situation und besonderen Ereignissen erzeugen. „Ich glaube, daß mancher große Redner in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Überzeugung, daß er die ihm nötige Gedankenfülle schon aus den Umständen und der daraus resultierenden Bewegung seines Gemüths schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang auf gutes Glück hin zu setzen.“²⁴⁾ Das ist zunächst sicher eine tiefe Einsicht in die Art und Weise, in der sich Gedanken und Worte überhaupt bilden. Aber darüber hinaus ist es doch wieder ein Zeichen der besonderen Lebenshaltung und Charakterauffassung Kleists. Es ist im Grunde immer das Symbol der Marionette, deren Schwerpunkt in einfacher Weise bewegt wird und die dadurch die ganze Fülle der Bewegungen zeigt. Der Schwerpunkt selber ist als solcher nicht greifbar, so wenig wie die Seele oder das Wissen; er muß erst in Schwingung versetzt werden und drückt sich dann in der Gestalt aus.

Wir überblicken jetzt schon deutlicher, in welchem Sinn die Marionette und mit ihr die Kunst tatsächlich auf Kleists Lebensfrage antwortet. Er hatte am Menschen die Notwendigkeit der Individualität erkannt und darin das menschliche Verhängnis gefunden. Wie sollte er — nachdem ihm sein Ich bewußt geworden war — noch aus sich herauskommen, sich einem größeren Zusammenhang eingeordnet finden und seinem Handeln Notwendigkeit verleihen? Das war Kleists große beunruhigende Frage gewesen. Seine Dichtung wie auch diese wenigen theoretischen Äußerungen zeigen, wie ihm bewußt geworden ist, daß das Ich für sich allein genommen stumm und gestaltlos und nur potentiell, als bloße Möglichkeit, da ist, wie es nun aber auf eine außerhalb des Ich liegende Wirklichkeit stößt, der es zugleich schicksalhaft zugeordnet ist, wie diese Wirklichkeit immer als bestimmtes Ereignis in das Ich einbricht, es in Bewegung setzt, dadurch gestalthaft und sichtbar macht und zum eigenen Sein hinführt. Es hat sich diesem elementaren Geschehen zu öffnen, ihm zu folgen und besitzt dann den scheinbar verlorengegangenen Zusammenhang mit dem Leben von neuem, ist in seinem Handeln notwendig bestimmt, wie die Glieder der Marionette, die als reine Pendel wirken. Die Dichtung und mit ihr die Marionette unterscheidet sich nur insofern vom tatsächlichen Leben, als sie diese eigentlich bedeutsamen und entscheidenden Augenblicke mit allen daranhängenden Folgerungen besonders deutlich machen kann, ohne die trübenden und verwischenden Züge, die im Alltagsleben des einzelnen den Zusammenhang des Handelns stören. Die dichterischen Gestalten haben eben den Vorteil, daß sie antigrav sind und so die hervorgerufenen Bewegungen sich rein auswirken; ferner, daß sie sich nicht zieren, d. h., daß sie jenen Einbruch des elementaren Geschehens nicht durch die Reflexion aufzuheben suchen oder zerstören. Der einzelne Mensch wird immer wieder sich auf sein Ich, sein Selbstbewußtsein, zurückziehen und derartige unmittelbare

²⁴⁾ Bd. IV, S. 76.

Einbrüche in das Gefühl nicht anerkennen wollen. Die Dichtung dagegen kann ihnen ganz rein und ungebrochen nachgehen und damit deutlich machen, was eigentlich dem menschlichen Leben Richtung und Gestalt gibt. Nur in bezug auf diesen Unterschied haben wir Kleists Wort aufzufassen, daß „der Geist nicht irren kann, da, wo keiner vorhanden ist“²⁵⁾. Es soll damit nicht die Bedeutung der Marionette überhaupt bestritten, sondern nur der Unterschied von Kunst und Leben betont werden.

Wir haben uns jetzt zu fragen, welche Begegnungen und Ereignisse für Kleist so elementar sind, daß sie das Leben des Menschen bestimmen können. Das ist um so wichtiger, als durch diese Einbrüche doch gewissermaßen das vorher isolierte Ich wieder die tatsächliche Wirklichkeit einer Außenwelt erfährt; damit beantwortet unsere Frage zugleich, was für Kleist, diesen Einsamen und durch die geistesgeschichtliche Lage, die er vorfand, fast isolierten Menschen, an tiefster Wirklichkeit vorhanden gewesen ist.

Bei der Betrachtung der Penthesilea und dem Käthchen sahen wir schon, wie die Begegnung mit einem anderen Menschen zum tiefsten Schicksal wird, und zwar mit so innerer Notwendigkeit, daß das Zusammentreffen mit dem Geliebten wie von langer Zeit vorherbestimmt erscheint. Ich und Du gehören zusammen; sobald sie sich erkennen, entsteht die elementarste und ungehemmteste Bewegung in jedem Einzelnen, ihr beiderseitiges Leben freist umeinander, wie sehr es auch noch voller Spannungen sein mag. So ist die Begegnung zweier Menschen in der Liebe immer wieder ein Hauptthema in Kleists Dichtung und fast stets klingt etwas von der Ausschließlichkeit und elementaren Plötzlichkeit an, mit der das Zusammentreffen erfolgt. In der Verlobung von St. Domingo etwa ist die junge Westize zunächst auf das Grausamste an der Verschwörung der Neger gegen die Weißen beteiligt. Dann erfolgt die bis in seelische Tiefen hinabgehende Berührung mit dem Fremden; gewissermaßen in einem Augenblick entsteht in ihr eine völlige Wandlung und damit eine neue Lebensbewegung, die nur noch die Rettung des Geliebten sich zum Ziel nimmt. Als ähnlich bestimmend wird die Begegnung zweier Menschen im Augenblick der höchsten Gefahr im Findling geschildert: ein junger Genueser rettet Elvire aus den Flammen, stirbt schließlich an den dabei erhaltenen Wunden und bleibt doch entscheidend für das ganze weitere Leben der geretteten Frau. Eine wirkliche Begegnung, die das ganze innere Leben in Bewegung setzt, ist eben für Kleist der eigentlich entscheidende Lebensvorgang.

In der Hermannschlacht wird die Gewalt eines solchen ursprünglichen Getroffenseins auf einer anderen seelischen Ebene gezeigt. Die Römer sind in Germanien eingebrochen und haben alle Gemüter in Erregung versetzt. Das ganze Volk ist in seinem Denken und Handeln auf dies Ereignis hin gerichtet, allerdings ohne sich vereinigen zu können, da jeder zugleich an seinen Privatvorteil denkt. Nur Hermann ist in einer noch tieferen Schicht des Seelenlebens berührt worden; er ist nicht nur bedrückt von der Gefahr für Haus und Besitz, sondern

²⁵⁾ Bd. IV, S. 137.

zugleich ganz durchdrungen von dem Bewußtsein, daß die Freiheit eines Volkes das höchste Gut ist ²⁶⁾. In dieses Recht der Selbstbestimmung haben die Römer eingegriffen: so ist jedes Mittel erlaubt, um sie wieder zu vertreiben und der Haß das tiefste Gebot der Stunde. Wie die Liebe in dem Zusammentreffen zweier seelisch verbundener Menschen entsteht, so der Haß in dem frevelhaften Eingriff in die Selbständigkeit eines Volkes oder auch wohl eines Einzelnen.

Im Prinzen von Homburg wird eine ganze Reihe unmittelbarer Gefühls-
erregungen verknüpft, übereinander geschichtet und so am stärksten ein wirkliches Kräftepiel vorgeführt. Gerade dadurch gehört denn auch der Homburg mit zu dem Tiefsten, was Kleist überhaupt geschaffen hat. In der Traumscene ist der Prinz ganz erfüllt von den Gedanken an Ruhm und Liebe; er flücht sich den Lorbeerkranz und glaubt schon das höchste Glück in Händen zu halten. Der Handschuh, der ihm als geheimnisvolles Zeugnis zurückgeblieben ist, bestärkt diese Gefühle auch im wachen Zustand und beunruhigt ihn doch zugleich. Er ist ganz von dem merkwürdigen Zusammentreffen von Traum und Wirklichkeit erfüllt und sieht nichts anderes. In der Schlacht ist er in ähnlicher Weise nur auf die Situation des Augenblicks gerichtet und bricht los, wenn der Sieg sich ihm anzubieten scheint. Als er den vermeintlichen Tod des Kurfürsten bemerkt, wird sein Gefühl auf das Höchste gespannt, und in wildem Racheverlangen überrennt er endgültig den Feind. — Wie sehr die Gefühlsbewegung seines Lebens immer gerade durch die im Augenblick ihn treffende Wirklichkeit bestimmt wird, zeigt dann vor allem das Erwachen der Todesfurcht, als er vor seinem eigenen Grab steht. Er soll damit sicher nicht als feige oder unedel gezeigt werden, sondern viel eher Zeugnis ablegen für die Art, wie Kleist seelisches Leben sieht. Es gibt eben kein allgemeingültiges System der Werte, an das der Mensch sich jederzeit halten könnte, sondern nur eine jeweilige Wirklichkeit, von der er getroffen wird, die ihn in Bewegung setzt und die einen neuen Kräfteausgleich notwendig macht. Der Tod ist hier diese Wirklichkeit, und so nackt, wie er vor Homburg auftaucht, muß er schlechthin vernichtend wirken. Wenn hier der Mensch steht, dort sein Grab geöffnet wird, und nichts anderes dazwischen tritt, kein religiöser oder ethischer Gedanke und Glaube, dann muß jeder Mensch in absoluter Angst erbeben, dann ist mit dem Grab das absolute Ende gegeben, ein Aufhören alles Disherigen, und das ist so fremd, daß es unausdenkbar und zutiefst beängstigend sein muß. Und der Prinz ist in diesem Augenblick nur der einsame Mensch, der das Grab vor sich offen sieht, der allein von dieser Wirklichkeit getroffen wird. Das war in der Schlacht nie der Fall gewesen; da stand zwischen Mensch und Grab immer der Kampf und das Siegesverlangen, da wurde der Tod nie so allein für sich gesehen. So kommt Homburg über diese Angst erst hinweg, als ihn eine neue Wirklichkeit packt, und er damit in eine ganz andere seelische Bewegung gezogen wird, die ihn über die Todesfurcht hinweghebt. Er erhält den Brief des Kurfürsten und wird damit vor die Frage nach dem Recht gestellt. Er lebt jetzt nur in diesem Bezuge auf das Recht hin, will

²⁶⁾ Bd. II, S. 339.

es verwirklichen und steht damit dem Tod plötzlich überlegen gegenüber: er will das heilige Gesetz des Kriegs durch einen freien Tod verherrlichen und glaubt sich so der Unsterblichkeit genähert zu haben. Aber es bleibt unendlich rührend, wie der Vorgang des Todes als solcher, das Aufhören des gewohnten Lebens, trotzdem unausdenkbar bleibt und Homburg in traumhafter Selbstvergessenheit sagt, er wolle die Nelke zu Hause in Wasser setzen. Er blickt jetzt nur auf das Recht und damit auf ein Ziel, das ihn über das Grab hinweghebt, genau so wie es in der Schlacht der Gedanke an den Sieg getan hatte. Aber gerade indem er diese Wirklichkeit — daß doch Recht sein soll — zutiefst ergreift, stellt sich nun überhaupt ein Ausgleich der Seelenkräfte her: er überwindet den Tod und gewinnt zugleich Ruhm und Liebe.

Damit scheint der Prinz von Homburg eine Stufe weiterzuführen, als die übrigen Dramen Kleists: Diese Versöhnung des Lebens, diese Festesfreude, die alle Wünsche erfüllt, taucht als Lohn der Selbstüberwindung auf und deutet damit fast wieder auf eine sittliche Ordnung des Lebens hin, die doch für Kleist schon 1801 nach dem Zusammenbruch über dem Kantischen Idealismus endgültig abgetan zu sein schien. Aber in dem damals abgelehnten Sinne lehren die Gedanken von Recht und Pflicht hier ja auch gar nicht wieder: sie geben nicht ein Regelsystem für das Handeln und Wirken, das wie ein mechanisches Gesetz über gut und böse entscheiden kann, sondern sind selbst in eine tiefe Dialektik verstrickt und halten gewissermaßen nur die Wage zwischen dem Gefühl des Herzens und der Willkür des Zufalls. Hier hat der Kurfürst ebenso sehr recht, wie der Prinz richtig gehandelt hat: erst daraus ergibt sich die Möglichkeit der Gnade wie der Selbstüberwindung. Der Kurfürst muß erfahren, daß seine Generale immer wieder so handeln werden wie Homburg, daß sie den Buchstaben seines Gesetzes da mißachten müssen, wo allein die Empfindung retten kann. Und der Prinz muß einsehen, daß die „Pflicht“ und das „Gesetz des Krieges“ ebenso wirklich zu nehmen sind, wie das Gefühl des Herzens, da sonst die bloße Willkür und der Zufall herrschen und das staatliche Leben zerstören würden. Aber gerade durch diese Hinwendung auf eine neue Wirklichkeit ist die Selbstüberwindung Homburgs doch nur wieder das Zeichen dafür, daß er jede ihn ansprechende Wirklichkeit — auch die, daß Recht sein soll — ganz ernst nimmt und ihr bis zur Selbstaufgabe gehorcht. Auch der Schluß des Homburg führt also nicht Kantisch-Schillerisch auf ein moralisches Weltbild zurück, sondern zeigt nur Kleists Verhältnis zu Leben und Wirklichkeit in seinem weitesten Umfang und tiefsten Sinn. Die Forderung der Vernünftigkeit des Handelns, die Kant aus seinem Verlangen nach Gesetzmäßigkeit aufstellt, liegt Kleist auch hier ferner, als es nach Cassirers Ausführungen den Anschein haben könnte. Kleist ist wirklichkeitsergebener und fühlt sich zu sehr nur im Andrang des wechselnden Lebens selbst lebendig, als daß er auf das Prinzip der Autonomie des Handelns zurückgreifen könnte. Das ist zu sagen, wenn auch im Homburg stärker als sonst das Gefühl der Verantwortlichkeit — das Ernstnehmen auch der geistigsten Lebensbegegnung — hervortritt.

Diese Ergriffenheit von dem Gefühl des Rechts, durch die Homburg schließlich

die Todesfurcht überwindet, zeigt sich in grandioser Einseitigkeit auch im Kahlhaas, allerdings in bedeutsamer Umkehr der Verhältnisse. Hier wird nicht dem Recht gebient, sondern Gerechtigkeit gefordert: das verletzte Rechtsgefühl verlangt Genugthuung und schwingt sich zur Selbststrafe auf, als die Standesjustiz den Frevel nicht sühnen will. Aber auch hier ist es entscheidend, wie der Gedanke, daß Recht sein soll, das Leben eines Menschen in Besitz nimmt, in seinem ganzen Verhalten bestimmt und es schließlich zerstört. Damit wird auch hier deutlich, wie das Recht ebenso als elementare Wirklichkeit hingenommen wird, wie Liebe, Ruhm oder Tod, ohne daß darum definiert werden könnte, was denn „recht“ ist. — Auch die übrigen Novellen zeigen diesen bestimmenden Einbruch in einen Menschen. In der Marquise von D. fühlt sich der russische Offizier durch die Vergewaltigung, die niemand vermutet, doch zutiefst gebunden; wie er sein weiteres Handeln durch diese Zeugung bestimmen läßt, so wird für die Marquise selber die Mutterschaft zu einer entscheidenden Wirklichkeit, für die sie alles zu ertragen bereit ist. — Im Erdbeben von Chili ist es — wie wir schon sahen — das plötzliche Naturereignis, das dem Leben eine ganz neue Bewegung verleiht. — In der heiligen Cäcilie wirkt die Musik so elementar, daß sie in einem Augenblick die bösesten Absichten vernichtet und die Seelen völlig umwendet. Immer geschieht dieser merkwürdige Einbruch eines bestimmten Ereignisses in die Seelen der Menschen, den wir mit dem Bewegen der Marionette aus dem Schwerpunkt verglichen. Es sind Geschehnisse, die den ganz elementaren Wirklichkeiten des Lebens überhaupt entspringen; zu ihnen hat sich Kleist aus seiner Einsamkeit hingefunden; er nimmt sie ganz ernst und zeigt ihre Wirklichkeit, indem er sie in seiner Dichtung als die das seelische Leben bestimmenden, bewegenden und gestaltenden Kräfte verkörpert. Da sich das Individuum dadurch immer in Bewegung, im Ringen um den Ausgleich des Kräftespiels befindet, mußte vor allem das Drama zur Kunstform Kleist's werden; in ihm kann sich der Ablauf wie der Widerstreit der seelischen Bewegungen am deutlichsten darstellen. Den erdhafsten Hintergrund zu all seinen Dichtungen geben immer die ursprünglichen Naturgewalten: Liebe, Haß, Zeugung, Mutterschaft und Tod, ferner das elementare Naturgeschehen wie Erdbeben oder Krankheit, und die natürlichen Lebensbeziehungen, wie das Verlangen nach Recht, Freiheit oder Rache und schließlich auch die Musik, die fast wie ein Zeichen des Gottes angesehen wird. Diese elementaren Kräfte entsprechen gewissermaßen den einfachen Bewegungen, die den ganzen Tanz der Marionette organisieren.

Wenn so das Ergriffensein von ursprünglichen Wirklichkeiten — der bestimmende Einbruch in das Gefühl — für Beginn und Verlauf von Kleist's Dichtung entscheidend ist, so lassen sich nun auch einige besonders hervorragende und merkwürdige Züge seines Schaffens verstehen. Immer wieder schildert er uns Gestalten, die in halber oder voller Geistesabwesenheit wie im Traum handeln. Im Grunde bedeutet das nichts anderes als jene volle Gefühls-ergriffenheit, die nur noch der erfahrenen Wirklichkeit folgt und alles andere nicht mehr beachtet. Die Freunde Achills sind über seine Rettung erfreut und

machen Pläne für das weitere Verhalten: er selber ist noch ganz im Bann Penthesileas, denkt nur an einen Kampf mit ihr und versteht nichts von dem, was man ihm sagt. Alles, was in der Richtung des erregten Gefühls liegt, wird voll und ganz aufgenommen, während das übrige völlig versinkt. Genau so ist es bei Penthesilea, als nach ihrem ersten Zusammenstoß mit Achill die Amazonen an Rettung denken, sie aber ihr Verlangen nach dem Göttersohn nur umso mehr steigert und den Ida auf den Ossa wälzen möchte. — Während diese halbe Geistesabwesenheit dazu dient, das herrschende Gefühl besonders deutlich zu machen, ist jener traumwandlerische Zustand, der uns im Prinzen von Homburg und im Rätchen begegnet, noch etwas mehr. Er macht eigentlich erst das sichtbar, was im tiefsten Grunde das Handeln und Denken dieses Menschen bewegt, was aber im wachen Zustand das Bewußtsein nicht so klar und eindeutig zugeben würde, da Scham und Sitte es dann verhüllen. Der Traumzustand löst jene Hemmungen und kann darum zur Aussprache der bewegenden Kräfte führen: Homburg verdeutlicht sein Streben nach Ruhm und Liebe, Rätchen spricht zum erstenmal ganz offen das aus, was sie zutiefst über ihre Beziehungen zum Grafen Wetter von Strahl zu wissen meint. — Zugleich wird uns im Rätchen noch von einem wirklichen Umgehen des Geistes erzählt; der Graf soll in der Neujahrsnacht im Stübchen der Heilbronner Waffenschmiedstochter erschienen sein, während sein Körper wie tot im Krankenzimmer seiner Burg lag. Auch dies Motiv dient doch wohl vor allem dazu, um die schicksalhafte Verührung der beiden symbolhaft vorzustellen. Die erste Begegnung wird so entscheidend, weil sie nicht zufällig geschieht, sondern wie von langer Zeit vorherbestimmt gefühlt wird. So dienen all diese fast hypnotischen Traumzustände doch nur dazu, die Gewalt und Ursprünglichkeit des Einbruchs jener Mächte in das Gefühl zu unterstreichen; es wirkt in ihnen nur die Eindeutigkeit des Gefühls und so scheiden sie die dichterischen Gestalten von den mannigfaltigen Figuren des Alltagslebens.

Denn allerdings ist es so, daß im Hintergrund von Kleists Drama immer wieder jene gewohnte Welt auftaucht, in der nicht allzeit die Menschen von einer derartigen das Gefühl beherrschenden Macht gelenkt werden. Fast durchweg ist es nur die Hauptperson, die diesen Zwang zum notwendigen Handeln besitzt; die anderen leben in einem Zustand der Gleichgültigkeit und relativen Unbestimmtheit ihres Wesens und lassen höchstens die Möglichkeit vermuten, daß auch sie einmal so elementar getroffen werden könnten. Bis dahin machen sie Pläne in ihrem Bewußtsein, suchen wohl auch bewußte Ziele zu erreichen und besitzen doch nicht diese alles besiegende Notwendigkeit, die aus der Bestimmtheit des Gefühls herkommt.

Daraus ergibt sich eine weitere Eigentümlichkeit von Kleists Stil. Da eine Handlung sowohl vom Bewußtsein planmäßig erfunden wie vom Gefühl wirklich erzwungen sein kann, so muß in dem Außenstehenden immer das Mißtrauen auftauchen, ob dieses Verhalten denn auch wirklich echt ist oder ob es nur als Finte zu trügerischen Absichten mißbraucht wird. Die Worte, ja, die Handlungen und selbst die Gefühlsäußerungen bergen für sich allein genommen

— selbst wenn sie überzeugen — keine Wahrheit in sich; sie können jederzeit auch Trug sein und ins Verderben führen, wenn man ihnen folgt. So steht Graf Wetter zwischen Käthchen und Kunigunde und hält die falsche Kaiserstochter für die wahre. Sein bewußtes Erkennen durchschaut den Tatbestand nicht, da Worte und Mienen lügen können. In der Novelle „Der Zweikampf“ stellt Kleist bewußt zwei völlig gleichgewichtige Schuldbeweise zusammen, von denen gerade der falsche überzeugend wirkt. Graf Jacob wird des Mordes beschuldigt, weil der gefundene Pfeil ihm gehört und er in der fraglichen Nacht nicht zu Hause gewesen ist. An der Reinheit Littegardens wird gezweifelt, weil der Graf ihren Ring besitzt und in der Nacht des hl. Remigius ihre Kammerzofe nicht im Zimmer der Herrin geschlafen hat. Indem so jede Handlung und jedes Zeichen trügen kann, kommt Kleist in seinen Dramen immer wieder auf die fast inquisitorisch-qualenden Gespräche, durch die der wirkliche Sachverhalt bloßgelegt werden soll. In jener ersten Frageszene des Grafen Wetter vor der Feme kann Käthchen immer nur auf die Eindeutigkeit des Gefühls zurückgehen: dadurch werden wir mit den Richtern von der Reinheit ihrer absoluten Hingabe überzeugt. Ebenso gewinnt Marbod in dem Fragespiel mit den Söhnen Hermanns die Gewißheit, daß dessen Absichten echt und aufrichtig sind. Nur indem trotz der sich wild kreuzenden Fragen das Gefühl in seiner Geradlinigkeit und bestimmenden Macht hervortritt, kann die Gefahr abgewehrt werden, daß die vieldeutigen Zeichen der Worte und Handlungen trügen. So wird auch mit dieser Eigentümlichkeit der Kleistschen Dichtung nur wieder bestätigt, daß allein die das Gefühl erregenden Mächte dem Leben wirklich einen echten Halt und eine notwendige Richtung geben können. Auf all jene Problematik des Bewußtseins und dessen völlige Maßstablosigkeit antwortet eben immer wieder das durch eine ursprüngliche Begegnung in seiner Richtung notwendig bestimmte Gefühl, jene zum Handeln aufgeregte und in ihm sich erst gestaltende Seele und damit also das Symbol der Marionette, die durch einfache Bewegungen ihres Schwerpunktes den Zusammenhang ihrer komplizierten Bewegungen wahr.

Wenn wir jetzt noch einen Blick auf Kleist's eigenes Leben werfen, so werden wir auch hier in starkem Maße die Züge wirksam finden, die er bei der Gestaltung seiner dichterischen Charaktere hervorhob. Allerdings wissen wir über sein späteres Leben nur wenig und können darum nur einige sichtbarere Punkte herausgreifen. Je mehr die Dichtung für ihn zur Antwort auf seine Lebensfrage wird, um so mehr schweigt er über sich selbst und über das, was in ihm vorgeht. Aber wir wissen doch genug, um zu sehen, wie Kleist bemüht ist, immer auf das zu achten, was unmittelbar auf seine Seele einwirkt. Das ist schon früh seine instinktive Lebenshaltung gewesen: mit beängstigender Unerbittlichkeit geht er der Problematik und dem Konflikt nach, den die Bildungswelt seiner Zeit in ihm erregte. Ebenso streng und radikal verfährt er gegen sich selbst, als er einzusehen meint, daß seine Kraft nicht groß genug ist, um das von ihm erkannte künstlerische Ziel zu erreichen. Er verwirft und verbrennt sein Werk und will in der Schlacht den Tod suchen. Als sich dieser Wunsch ihm nicht erfüllt, hält er sich für die nächsten Jahre zurück und versucht ein bürgerliches

Amt auszufüllen. Aber schließlich bricht doch von neuem sein Verlangen nach der Dichtung mit ursprünglicher Gewalt wieder durch: er will fortan nur noch Lustspiele und Trauerspiele machen und erkennt darin seinen ihm auferlegten Beruf: „Wär' ich zu etwas Anderem brauchbar, so würde ich es von Herzen gern ergreifen: Ich dichte bloß weil ich es nicht lassen kann.“²⁷⁾ — Nach einem kurzen glücklichen Aufschwung in der Dresdner Zeit tritt ihm dann eine neue gebietende Wirklichkeit entgegen, der er sich unterwirft und von der er sein Handeln bestimmen läßt: der Versuch, allein seiner Kunst und ihrer Schönheit zu leben, ist an der Ungunst der Verhältnisse gescheitert: Die verderbliche Zeit zerstörte „den Erfolg aller ruhigen Bemühungen“²⁸⁾. So erkennt er jetzt mit doppelter Gewalt, wie der einzelne mit dem Schicksal seines Volkes verflochten ist, und will deshalb nur noch den politischen Forderungen des Augenblicks dienen: „Man muß sich mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder leicht es sein mag, in die Wage der Zeit werfen.“²⁹⁾ In ähnlicher Weise wie Kleists dramatische Gestalten durch ein elementares Geschehen bestimmt werden, beachtet er selber das, was ihn innerlich berühren kann und sucht so der jeweiligen Notwendigkeit zu folgen. — Bis zu einem gewissen Grade mögen wir auch in seinem Tode — sofern wir ihn überhaupt zu deuten wagen dürfen — sein Wissen um die bestimmende Macht einer seelischen Begegnung und zugleich um deren Vergänglichkeit wirksam finden. Es ist Kleists tiefe Überzeugung — wie all unsere bisherigen Ausführungen gezeigt haben — daß das eigentlich Wirkliche im Leben jene wirkenden und bewegenden Eingriffe und Berührungen sind, die durch das Zusammentreffen der eigenen Seele mit fremder und doch zugehöriger Wirklichkeit entstehen. Aber niemals ist das dadurch entstehende Kräftepiel endgültig an einem Ziel; immer beginnt es von neuem, da eine entscheidende Wirklichkeit die andere verdrängt. „Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, um sie zu würdigen, und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die eben so unbegriffen verschwinden.“³⁰⁾ „Das Leben, mit seinen zudringlichen, immer wiederkehrenden Ansprüchen, reißt zwei Gemüther schon in dem Augenblick der Berührung so vielfach auseinander, um wie viel mehr, wenn sie getrennt sind.“³¹⁾ So muß in Kleist die Sehnsucht austauschen, eine Begegnung zu finden, die so absolut bestimmend für beide Menschen wirkt, daß kein Entweichen mehr möglich ist. Der Einbruch in das Gefühl soll so gänzlich das Leben überwältigen, daß keine Grenzen mehr gelten und also auch der Tod gewählt werden kann, um dieses höchste Leben mit seiner vollen Gefühlsfüllung zu besiegeln. Diese Möglichkeit hat Kleist durch Henriette Vogel gefunden. So kann er sagen, daß seine Seele durch die Berührung mit der ihrigen zum Tode ganz reif geworden ist und daß er mit seinem qualvollen Leben veröhnt ist, weil es ihm durch den wollüstigsten aller Tode vergütigt wird. Von

²⁷⁾ Bd. V, S. 337.

²⁸⁾ Ebb. S. 377.

²⁹⁾ Ebb. S. 385.

³⁰⁾ Ebb. S. 342.

³¹⁾ Ebb. S. 428 (f. S. 326).

hier aus wird auch die Schwere des Vorwurfs deutlich, den er noch zuletzt gegen seine Schwester Ulrike erhebt: „Sie hat die Kunst nicht verstanden sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist.“³²⁾ So sind auch die letzten Stunden Kleists von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die volle Ergriffenheit des Gefühls durch die Begegnung mit einem Menschen das Höchste ist, was dem Leben Gehalt und Richtung geben und selbst unsere Vorstellungen von einem zukünftigen Leben allein bestimmen kann. Allerdings zeigt sich darin zugleich auch wieder das ganze innere Angefochtensein und die beängstigende, vertrauenslos-leidvolle Strenge seines Leben, das die Aufopferung und die Hingabe an einen anderen Menschen nur im Tode und nicht in neuer Zeugung erproben kann.

Doch auch insofern enthüllt Kleists Tod erst ganz die tiefe, innere Einheit, die zwischen seiner Kunst und seinem Leben besteht. In beiden prägt sich die unruhvolle Antwort aus, die sich ihm aus der Problematik seiner frühen Zeit ergeben hatte. Der Mensch ist auf sein eigenes Wesen zurückgedrängt, er weiß nichts von einem moralischen oder religiösen System, dem er nur zu folgen brauchte, um seinem Handeln Richtung und Notwendigkeit zu geben. Aber als dieses besondere und einsame Wesen erfährt der Mensch nun doch die Begegnung mit anderer Wirklichkeit; dadurch wird er in Bewegung gesetzt und gestaltet sich im Zusammenhang mit seinem Schicksal zu der einmaligen Individualität, als die er uns erscheint. Er ist so — um auf das frühe Bild Kleists zurückzukommen — wirklich der tragende und zugleich gehaltene Stein in dem Gewölbe, das stehen bleibt, weil alle Steine stürzen wollen. Das Individuum versöhnt sich nur dadurch mit dem Ganzen, daß es in jedem Augenblick die Einwirkungen der Außenwelt rein in sich zur Auswirkung kommen läßt und in dieser Wechselwirkung die eigene Seele zur Gestalt verkörpert.

Wenn wir von dieser Antwort Kleists auf sein Verhältnis zur Romantik zurückblicken, so ergeben sich nun doch wesentliche Unterschiede. In der allgemeinen Fragestellung stimmte er mit ihr überein; doch wenn wir mit seiner Antwort die der eigentlichen Romantiker, also vor allem Friedrich Schlegels, Novalis' und Schleiermachers, vergleichen, so wird nun auch der Gegensatz deutlich. Das Streben dieser Männer ging dahin, Individualität und Universalität dadurch zu vereinen, daß Endlichkeit und Unendlichkeit einander immer durchdringen, daß im Endlichen das All zu ahnen ist und andererseits das Unendliche zugleich als individuell empfunden wird. So suchte man die Grenzen wie jede eindeutige Bestimmung zu verwischen und immer einen „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ zu erregen. Im Heinrich von Ofterdingen des Novalis ist die Welt wie mit einem magischen Schleier bedeckt, so daß alles allem verwandt erscheint und „vor der einzigen helldunklen, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt kein eigentlicher Gedanke“ mehr entstehen kann³³⁾. Die Natur verliert das

³²⁾ Ebd. S. 433.

³³⁾ Novalis' Ausgew. Werke. Hrsg. von Wilhelm Bölsche. Bd. II, S. 33.

Schwere und Gewaltfame und wird „die zauberische Dichtung und Fabel unserer Sinne“, während dagegen die Erzählungen und Fabeln der Dichter das „zarte Gefühl für den geheimnisvollen Geist des Lebens“ enthüllen³⁴⁾. So ist immer eins durch das andere zu ersetzen und alles in einer unendlichen Bewegung zu allem. Das Ziel ist wahre Universalität, d. h. Wechselsättigung aller Formen und aller Stoffe, wie Friedrich Schlegel sagt³⁵⁾. Dieses Streben nach gestaltvermischendem Allgefühl liegt Kleist ganz fern. Auch im Amphitryon, wo die romantische Problemstellung am stärksten hervortritt, wird schließlich die Beschränkung bejaht und nicht die Allvermischung. Kleist ist immer auf die bestimmte Situation gerichtet, auf den einmaligen Zusammenstoß des Individuums mit dem Leben, das selbst wieder nur in einer besonderen Erscheinung wirksam werden kann. Die in dieser konkreten Berührung entstehende Bewegung muß ausgeführt und ertragen werden, wie sehr sie auch zum Kräftenwiderstreit führen mag. Insofern endet Kleist in einer heldischen Haltung, er verkörpert in sich und in seiner Kunst gewissermaßen von neuem die Epoche, die ihm unter allen Zeitaltern als die größte erschien: die heroische; und so können wir auch die Schilderung, die er von seinem Freunde Pfuler gibt, als sein eigentliches Ideal ansehen: dessen kriegerisches Gemüt und schöner Leib verkörpern ihm das Zeitalter der Griechen³⁶⁾. Auch den späteren Romantikern gegenüber bleibt dieser Gegensatz bestehen, jedenfalls soweit man etwa an Arnim, Eichendorff oder E. T. A. Hoffmann denkt. Der letztere z. B. mag in seinen Erzählungen bisweilen an Kleist gemahnen. In den „Bergwerken zu Falun“ wird Elis Fröbom durch seine Begegnungen mit dem alten Bergmann und mit der schönen Ulla in seinem Schicksal ähnlich wie Kleistsche Gestalten bestimmt. Aber der Bergmann ist nicht mehr eine konkrete Lebenserscheinung, sondern eher der Geist des Verges und schließlich des Lebens überhaupt. So lebt nun in Elis der Zwiespalt zwischen der irdischen Liebe und derjenigen zur Königin des Verges, ein Zwiespalt, der sich nur durch die Vernichtung des Ich, durch ein Hinabsteigen „in den Mittelpunkt der Erdfugel“ lösen läßt. Statt der festen Begrenzung auf die konkrete Wirklichkeit steht hier die ahnungreiche Hingabe an das All: „er fühlte, daß sein Ich zerfloß in dem glänzenden Gestein“. Dieses Verfließen des Gefühls in das Absolute ist für Kleist nie möglich gewesen. Er geht der Romantik gegenüber ebenso sehr seinen eigenen Weg wie in anderem Sinne Hölderlin, der auch in jene Problematik zwischen Endlichem und Unendlichem gestellt war und in frommer Hingabe an die Mächte der Natur und des Geistes ebenso sein besonderes Wesen zu erfüllen suchte wie Kleist durch das tätige sich Auswirkenlassen der in ihm erregten Kräfte. Im selben Sinn, wie Kleist der Romantik gegenüber einen heroischen Weg geht, auf dem er die seelischen Kräfte mit ursprünglicher Gewalt wiedererlebt und so zum Dramatiker wird, ergibt sich für Hölderlin ein wahrhaft frommer Weg der Heiligung der Lebenszusammenhänge, auf dem ihm die Götter in neuer Klarheit begegnen, so daß ihm der Hymnus zur ge-

³⁴⁾ Ebd. S. 50, 71.

³⁵⁾ Schlegel, Athenaeumsfragment 451.

³⁶⁾ Eb. V, S. 316, 359.

mäßen Kunstform wird. Beide folgen ihrer besonderen, einmaligen Situation und sind dadurch von dem die Gestalt auflösenden Allvermischungsdrang der Romantik geschieden ³⁷⁾.

IV.

Die Ausführungen Kleists über die Marionette haben uns in den weitesten Umfang seines Lebens und Schaffens hinausgeführt. Wenn wir uns jetzt dem letzten Problemkreis des Auffasses zuwenden, jener weltgeschichtlichen Perspektive vom Sündenfall und einer neuen Erlösung, so werden wir nach all dem, was wir bisher festgestellt haben, nur auf eine geringe Fruchtbarkeit dieses Gesichtspunktes rechnen können. Kleists Kunst hat sich uns in ihrem tiefsten Sinn ohne diese Perspektive erschlossen: wenn wir unbefangen auf sie hinblicken, werden wir nicht sagen können, daß in ihr in irgendeinem Sinn eine weltgeschichtliche Entwicklung dargestellt würde. Jener romantische Weg der Erkenntnis durch ein Unendliches, der zur ursprünglichen Einheit zurückführen soll, ist sicher nicht das eigentliche Thema seiner Dramen. Ebenso fern lag es ihm, den Menschen zu einem göttlichen Wesen hinaufzusteigern. Er faßt immer die eigentlich menschliche Situation mit ihrem Kampf der Kräfte ins Auge und insofern konnten wir von einer helldischen Lebensauffassung bei ihm sprechen. Gott ist ihm in ein fernes Dunkel gerückt, er ist mit menschlichen Formen nicht zu fassen. All die aufklärerischen Gottesvorstellungen waren für Kleist zerbrochen: Gott ist ihm weder der Hüter der Gerechtigkeit, noch eine allwissende, alles lenkende Vernunft, sondern ein „unbegriffener Geist“, vor dem uns nichts übrigbleibt, als uns in unsere Situation hineinzufinden und dem Augenblick zu leben ³⁸⁾. So spüren wir denn auch Kleists Gottesglauben weniger an den Punkten, wo er in seiner Dichtung den Ausdruck Gott halb formelhaft einmal verwendet, als vielmehr in einer Grundhaltung, die immer mitklingt, aber nie gestalthaft wird. Er sucht die Kräfte sichtbar zu machen, die in das Leben des Menschen einbrechen und es formen. Er muß damit ihre Wirklichkeit ganz bejahen. Wenn sie auch noch so zersprengend zu wirken scheinen, so müssen sie eben doch gläubig zur Auswirkung gebracht werden, da nur dadurch das Leben sich erhält. In jener Fülle der bestimmten Wirklichkeiten, in Liebe, Tod, Zeugung, Krankheit, Recht, Freiheit, Haß und Ruhm, in allem Geschehen der Natur und in uns selbst, spricht sich jene unfaßbare Einheit aus, die im Einzelfall ganz konkret und bestimmt wirkt und fordert, aber die in ihrem Zusammenhang immer ungreifbar bleibt und deshalb nur die Erfüllung der bestimmten Situation verlangen kann, das Ernstnehmen ihrer jeweiligen Wirklichkeit. So erscheint es als ein tiefes Symbol, daß Kleist selbst erst in den letzten Stunden seines Lebens sich an Gott zu wenden vermag. Jenes Dunkel wird ihm vertraut, als er im Tode den Kampf der immer bestimmten und nie veröhnten Kräfte verlassen will: „Meine liebste Marie, wenn Du

³⁷⁾ Über Hölberlin hoffe ich in absehbarer Zeit eine größere Arbeit vorlegen zu können. — Die nähere Ausführung der mannigfach verschiedenen Stellung der einzelnen Vertreter jener Generation zum romantischen Problem behalte ich mir vor.

³⁸⁾ Bd. V, S. 326.

wüßtest, wie der Tod und die Liebe sich abwechseln, um diese letzten Augenblicke meines Lebens mit Blumen, himmlischen und irdischen, zu befränzen, gewiß, du würdest mich gern sterben lassen. Ach, ich versichre Dich, ich bin ganz selig. Morgens und abends knie ich nieder, was ich nie gekonnt habe, und bete zu Gott; ich kann ihm mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzt danken, weil er es mir durch den wollüstigsten aller Tode vergütigt.“³⁹⁾ Das sind nicht die Worte eines Titanen, der sich selbst zum Gott gesteigert hat, sondern die eines heldischen Menschen, der sein Leben mit aller Qual ganz ernst genommen und sich in ihm zu erfüllen gesucht hat, aber immer vor jenem ihm unüberschreitbaren Dunkel zurückbebt. So ist es auch in dem Aufsatz über das Marionettentheater sicher nicht Kleists Absicht gewesen, das Ziel aufzustellen, daß der Mensch Gott werden müsse; jedenfalls nicht, wenn wir diesen Ausdruck in seinem tiefsten und absoluten Sinne nehmen, in dem er auch für Kleist Geltung gehabt hat.

Aber in welchem Sinne sollen wir dann jenen Schlußteil verstehen?

Zunächst ist daran zu erinnern, in welchem Zusammenhang von diesem „letzten Kapitel von der Geschichte der Welt“ gesprochen wird. Das Interesse an den Marionetten wird auf den Zwiespalt und die Problematik des bewußten Lebens zurückgeführt und diese Problematik ruft wiederum als Gegenbild das Ideal einer neuen Einheit und Grazie hervor. Je mehr sich uns nun die Möglichkeit einer Übertragung der Ausführungen über die Marionette auf Kleists Kunst ergeben hat, um so mehr müssen wir auch erkennen, daß in ihr nicht diese Bewußtseinsproblematik dargestellt werden soll, sondern gerade das, was das Marionettensymbol ausdrückt: die Notwendigkeit und Eindeutigkeit der menschlichen Handlungen und seelischen Bewegungen, die dann allerdings selbst wieder im Kräftewiderstreit zu einer tieferen Gegensätzlichkeit hinführen. Nur in den Nebenfiguren tritt die ahnungslose Halbheit des bloßen „Bewußtseins“ gewissermaßen als Folie hervor, jedoch ohne darum zum Problem gemacht zu werden: etwa in den Führern der Griechen oder im Grafen Wetter. Es handelt sich eben nicht um den Zwiespalt von Denken und Gefühl oder Vernunft und Trieb, — nicht um die dramatische Ausgestaltung jener beiden symbolischen Bilder: des Jünglings vor dem Spiegel und des Fechters vor dem Bären —, sondern um die Auswirkung der erregten Kräfte und um deren Widerstreit. Kleists Kunst steht wirklich an der Stelle des Marionettentheaters, sie steht als Kunst dem Leben gegenüber und macht es doch zugleich deutlicher, indem es die eigentlichen Lebensantriebe in ihrer ungebrochenen Auswirkung zeigt, gegenüber den unsicheren Halbheiten des Alltags. Daraus ergibt sich, daß die schließliche Entwicklungsperspektive sich ebensowenig direkt auf Kleists Kunst bezieht, wie in dem Aufsatz auf die Marionette, daß sie vielmehr aus der Kunst wieder in das Leben zurückführt. Sie gibt den weitesten Rahmen ab, in dem Kleist sein Schaffen sah. Es ist gewissermaßen der Versuch, sich den Sinn seines Tuns deutlich zu machen, in derselben Weise, wie der Tänzer sich sein Interesse

³⁹⁾ Ebd. S. 435.

an der Marionette erklärt, und ist also mehr der Versuch zu einem persönlichen Glauben als eine darstellbare Einsicht in die Kräfte des Lebens, die in der Dichtung Gestalt annehmen könnten. Aus dieser Bedeutung mag sich dann der halb ernste, halb spielend-verträumte Ton ergeben, mit dem der Aufsatz schließt: „Mithin, sagte ich ein wenig zerstreut, müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen? — Allerdings, antwortete er, das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.“

In welchem Sinne aber hat sich Kleist diese Entwicklung gedacht? Hat er wirklich an das romantische Ideal eines absoluten Bewußtseins geglaubt? Das ist noch recht unklar und so mögen zur weiteren Klärung zunächst einige Stellen aus seinen Briefen beitragen. Das Problem einer Weltentwicklung und eines vernünftigen Planes im Leben der Menschen tritt im Sinne des Marionettentheaters zuerst in der Auseinandersetzung mit Rousseau hervor. Er schreibt 1801 aus Paris: „Es mußten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt werden konnten, wie nötig waren, einzusehen, daß man keine haben müßte. Nun also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen; und damit finge das Elend wieder von vorn an.“ Der Unterschied gegenüber unserem Aufsatz liegt darin, daß hier nur die Problematik mit ihrem ewigen Auf und Ab gesehen wird, nicht eine Versöhnung in einem künftigen Ideal. Dies Vorwiegen der Problematik zeigt sich auch in späteren Äußerungen. So schreibt er 1806 an Kühle: „Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön; und schief und verschroben alles, so bald es sich selbst begreift. O der Verstand! Der unglückselige Verstand! Studiere nicht zu viel, mein lieber Junge . . . Folge deinem Gefühl. Was dir schön dünkt, das gib uns, auf gut Glück. Es ist ein Wurf, wie mit einem Würfel; aber es gibt nichts Anderes.“⁴⁰⁾ Diese Sätze erinnern an den Jüngling vor dem Spiegel, der in der Selbstbetrachtung seine Unschuld verliert. Aber ausdrücklich wird dann gesagt, daß es als Gegenmittel nur ein Auswirken des Gefühls geben kann, trotz aller glückspielhaften Ungewißheit. So steht bei Kleist auf der einen Seite die Spannung zwischen Denken und Fühlen — von dem Wissen, das sich doch nicht in der Wirklichkeit zurechtfinden kann — und auf der andern Seite das Bemühen, immer mehr der unmittelbaren Gefühlsregung zu folgen und sie als bestimmende Kraft in der Kunst darzustellen. Der Entwicklungsgedanke im Sinne unseres Aufsatzes taucht gar nicht auf, ebensowenig wie in den sonstigen Äußerungen Kleists.

In den „Betrachtungen über den Weltlauf“ z. B. wendet er sich zunächst gegen die ihm von Schiller her geläufige Vorstellung, daß die Entwicklung von einem Zustand der tierischen Roheit über die „Tugendlehre“ und die Kunst zur Kultur führe und entwirft dann eine Entwicklungslinie, die bis auf eine bedeutsame Änderung mehr derjenigen Rousseaus entspricht: die heroische Epoche war die höchste und der Anfang, dann ging der Weg abwärts, man erdichtete Helden, abstrahierte die Weltweisheit und wurde schließlich schlecht⁴¹⁾. Hier werden zwei Motive ausgesponnen: einmal wird der Glaube an die Vernunft und ihren

⁴⁰⁾ Bb. V, S. 328.

⁴¹⁾ Bb. IV, S. 163.

Fortschritt abgelehnt, dann das Ideal des heroischen Lebens an Stelle von Rousseaus „Natur“ aufgestellt. Diese beiden Motive wird man auch als den eigentlichen Sinn der Schlüßausführungen unseres Aufsatzes ansehen müssen, nur daß in ihm die Begriffe nicht aus der rationalistisch-idealistischen, sondern aus der biblischen Vorstellungswelt genommen und den romantischen Gedanken angeglichen werden. Der Sündenfall soll die „Unordnungen, die das Bewußtsein anrichtet“, hervorheben; der Weg durch das Unendliche zu dem Ideal einer ursprünglichen Einheit hinführen. Aber dieses Ideal der Einheit, der „Grazie“, ist schließlich nichts anderes als die heroische Epoche, die doch im Grunde auch nicht etwas Vergangenes ist, sondern das Ideal, das sich in Kleists Leben und Dichtung verkörpert und das uns gerade an seinen Ausführungen über die Marionette deutlich wurde. — Wie sehr sich diese ganzen weltgeschichtlichen Perspektiven für Kleist im Grunde auf seine konkrete Situation zuspitzen, zeigen dann noch vor allem die Äußerungen — wohl aus dem Jahre 1809 —, in denen er über Fehler und Aufgaben der Deutschen spricht. Er stellt fest, daß der Verstand der Deutschen durch einige scharfsinnige Lehrer einen Überreiz bekommen habe: „sie reflektierten, wo sie empfinden oder handeln sollten, meinten alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu können und gäben nichts mehr auf die alte geheimnisvolle Kraft der Herzen“⁴²⁾. Dieser Situation, dem Zwiespalt von Überlegung und Gefühl oder Tat gegenüber, möchte er ihnen den Rat geben: „Die Überlegung findet ihren Zeitpunkt weit schicklicher nach, als vor der Tat.“ Damit sind wir wieder unmittelbar im Zentrum unserer Ausführungen über Kleists Kunst. Der Mensch trifft auf eine Wirklichkeit, die ihn in Bewegung setzt und einen neuen Kräfteausgleich verlangt: das ist das letztlich Entscheidende des Lebens. Demgegenüber kann die Überlegung, die vor oder in dem Augenblick der Entscheidung ins Spiel tritt, „die zum Handeln nötige Kraft, die aus dem herrlichen Gefühl quillt“, nur verwirren, hemmen und unterdrücken. Nur nach der Handlung hat sie Bedeutung, um zu erkennen, „was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war“ und um das Gefühl für andere, künftige Fälle zu regulieren. Das Leben ist eben vor allem „ein Kampf mit dem Schicksal“; es kommt in ihm auf das Handeln, auf die Auswirkung des Gefühls an, erst in zweiter Linie auf das Denken⁴³⁾.

So bleibt uns nichts übrig, als dies Ideal des heroischen Lebens als den ungenannten Zielpunkt auch des Aufsatzes über das Marionettentheater anzusehen, nur daß hier alles in die formalere Ebene der mechanischen Puppen gerückt ist und damit auch der Schluß die Entwicklung mehr formal auffaßt. Das Problem ist durch den Jüngling vor dem Spiegel sichtbar gemacht: die naive Einheit des Lebens ist durch das „Bewußtsein“ unmöglich geworden und damit das Heroen-

⁴²⁾ Ebd. IV, S. 107 u. S. 180.

⁴³⁾ In einer fast boshaft-ironischen Weise deutet Kleist auf diese eingeschränkte Macht des Bewußtseins auch in dem Aufsatz: „Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten“, den J. Nadler in seiner Besprechung von Braigs Kleistbuch in Beziehung zum Marionettenaufsatz bringt (Euphorion Bd. 27, S. 577; Jhg. 1926.). Kleist sagt dort: „Die Welt Herrschaft wäre dem gesichert, der Menschen wie Wesenfüße schnitzen und ihren Schädeln nach der Gallischen Theorie eminente Diebs- und Kauforgane imprimieren könnte!“

tum, die Grazie einer frühen Zeit. Jetzt gilt es, durch das „Bewußtsein“ und ihm zum Troß, eine neue heroische Einstellung zum Leben zu gewinnen. Das Bewußtsein muß lernen, auf sich selbst zu verzichten, dem Gefühl und dem Handeln die Vorentscheidung zu lassen und nur nachträglich das Gefühl für künftige Fälle klären zu helfen. Es muß zum „unendlichen Bewußtsein“ werden, indem es sich selbst die Grenze bestimmt und einsieht, daß es nie über dem Leben steht, sondern nur in ihm. Erst dadurch kann es von neuem ein heroisches Leben ermöglichen, wo den entscheidenden Gefühlsregungen nachgegangen und der Kampf der widerstreitenden Lebenskräfte zum Austrag gebracht wird. Eine solche Lebensstimmung sucht Kleist's Kunst zu erregen: sie soll den Menschen auf die ursprünglich bestimmenden Mächte zurückführen; dadurch empfindet er das moderne Drama als verwandt dem männlichen Wesen der griechischen Bühne. Vom Griechentum aus ließe sich dann auch verstehen, inwiefern Kleist der Marionette den Gott gegenüberstellt, eben als letzte Erfüllung des heroischen Menschentums; und so könnten auch wir rückblickend sagen, daß die Gestalten seiner Dramen ebenso sehr dem Symbol der Marionette entsprechen, wie auf die Erfüllung des Gottes als des Heroen, der immer weiß, wann sein Denken zu schweigen hat, vorausweisen.

Damit befände sich Kleist's Deutung des Lebens doch wieder in großer Übereinstimmung mit seiner Kunst; allerdings auf Kosten einer erheblichen Umdeutung der romantischen Tendenz, die Einheit des Lebens auf einer höchsten Stufe der Bewußtheit wiederzuerlangen. Aber sowohl die Dichtung wie die theoretischen Äußerungen Kleist's verlangen die hier versuchte Ausdeutung, auch wenn sie im Auffass über das Marionettentheater nicht unmittelbar hervortritt und höchstens erraten werden kann, wenn gesagt wird, daß wir in den Stand der Unschuld „zurückfallen“ müßten und uns an anderer Stelle bedeutet wird, daß dieser Anfangszustand die heroische Epoche war⁴⁴⁾.

Allenfalls in den frühesten Werken finden sich einige wenige Andeutungen, nach denen angenommen werden könnte, daß Kleist wirklich einmal einen anderen Weg zu gehen versucht hat. So ließen sich in der Familie Schrockenstein ein paar Stellen so auslegen, als wenn hier versucht worden wäre, aus dem Zwiespalt des Bewußtseins durch eine höhere Bewußtheit im romantischen Sinne des absoluten Bewußtseins herauszukommen. Nachdem das ganze Drama immer wieder die Verwirrung gezeigt hat, in die das discursive Denken durch seine Deutungsversuche führt, wird schließlich von dem blinden Sylvius und dem irren Johann die Lage halb nachtwandlerisch-sicher durchschaut und gesagt, daß es keinen Weg zurück, sondern nur einen nach vorwärts gibt: „Führe heim mich, Knabe, heim!“, worauf Johann antwortet: „Ins Glück? Es geht nicht, Alter, 's ist inwendig verriegelt. Komm. Wir müssen vorwärts.“⁴⁵⁾ In diese Richtung würde dann auch die Äußerung Sylvesters weisen, der in dem Augenblick,

⁴⁴⁾ Aus all dem wird deutlich, daß auch an diesem Punkte Kleist weiter von der Romantik entfernt ist, als Hellmann meinte und daß er auch zu den Äußerungen Adam Müllers nur bedingt in Beziehung gesetzt werden kann (Hellmann S. 23 f.).

⁴⁵⁾ Bb. I, S. 152.

als seine Frau Gertrude ihm einen Stärkungstrank bringen will, auf die eigene Kraft hinweist: „Dazu brauchts nichts als mein Bewußtsein.“⁴⁶⁾ Aber diese wenigen Stellen stehen ganz vereinzelt in Kleists Werk da, so daß wir ihnen keine größere Bedeutung beilegen können. Eigentlich ist es nur noch eine Stelle im Robert Guiskard, die sich in dieser Weise auslegen ließe: jene augenblickliche Überwindung der Pest durch den bewußten Willen des Normannenherzogs:

Als ich das Zelt verließ, lag hingestreckt
Der Guiskard, und nicht eines Gliedes schien
Er mächtig. Doch sein Geist bezwingt sich selbst
Und das Geschick, nichts Neues sag' ich euch!

Vielleicht hat es ja wirklich einmal eine Zeit in Kleists Leben gegeben, wo er hoffte, durch die Dichtung eine derartige Vollendung des „Bewußtseins“, das über Körper und Gefühl so erhaben ist, daß es sie lenken kann, zu erreichen. Vielleicht sollte gerade der Guiskard im Kampf mit der Pest diesen Triumph des Bewußtseins sichtbar machen. Aber all das ist ungewiß und schon als menschliches Unterfangen im Grunde so ungeheuerlich, daß es scheitern mußte. Wir würden dann verstehen, warum Kleist so bis zur Verzweiflung mit diesem Drama gerungen hat und es ihn schließlich doch nicht befriedigte. Es hätte gewissermaßen die Grenzen des Menschlichen sprengen sollen und sie damit doch nur um so stärker wieder vor Augen gerückt. Aber ob Kleists Ringen wirklich in dieser oder in einer andern Richtung ging, wird sich nicht mehr ausmachen lassen. Jedenfalls können wir das uns allein vorliegende, aus späterer Zeit stammende Bruchstück in ähnlicher Weise interpretieren, wie wir es bei den anderen Werken Kleists getan haben. Die Pest ist in das normannische Heer eingebrochen und hat alle Gemüter in Bewegung gesetzt. Das Volk sendet den Sprecher ab, um die Not zu schildern; jeder ist voller Unruhe, ob nicht der Führer auch von der Pest befallen ist; Robert und Abälard streiten sich fast schon um die Nachfolge. Guiskard sucht mit letzter Anspannung der Pest zu begegnen, seine Pläne erst noch zu einem Abschluß zu führen und sein Reich zu sichern. So beginnt ein ungeheures Kräftepiel, das schließlich so oder so an ein Ende führen muß. Die Pest hätte hier die gleiche erregende Bedeutung wie in anderen Fällen die Liebe, die Freiheit oder das Recht und von der alles verherrlichenden Macht des „Bewußtseins“ wäre hier ebensowenig die Rede wie sonst.

So müssen wir unbedingt annehmen, daß jener Dreischritt der Geschichtsentwicklung: von der naiven Einheit durch den Zwiespalt zur bewußten Einheit für Kleist nur in jenem Sinn der bewußten Einschränkung des Bewußtseins Bedeutung hat und so auch seine Dichtung nicht unmittelbar bestimmt, sondern nur in der bewußtseinsfernen Auswirkung des elementaren Gefühlszwanges nachwirkt. An der Stelle, wo er selber einmal die Dreizahl als tief erregendes Motiv verwendet, enthüllt sie denn auch ganz etwas anderes: die jenseits der Vernunft und ihren Gegensätzen liegende Unmeßbarkeit des elementaren Kampfes. Der Gegensatz der Zweizahl ist übersichtlich und darum fast beruhigend; erst da-

⁴⁶⁾ Ebd. S. 56.

durch, daß ein Drittes auftaucht, das weder zum einen noch zum andern Paar des Gegensatzes gehört, wird das Geschehen zum Symbol des Lebenskampfes, in dem es immer nur ein Zugreifen und nie ein Überschauen gibt. Penthesilea wirkt auf die Griechen gerade darum so vernichtend, weil sie weder zu ihnen noch zu den Trojern hält und damit alle Begriffe des Weltverständnisses umstürzt:

Soviel ich weiß, gibt es in der Natur
Kraft bloß und ihren Widerstand, nichts Drittes.
Was Blut des Feuers löscht, löst Wasser siedend
Zu Dampf nicht auf, und umgekehrt. Doch hier
Zeigt ein ergrimmtter Feind von beiden sich,
Bei dessen Eintritt nicht das Feuer weiß,
Ob's mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser
Ob's mit dem Feuer himmelan soll ledern.⁴⁷⁾

Gegenüber jeder klar verständigen und im Bewußtsein zu entscheidenden gedanklichen Richtigkeit steht Kleist immer auf der Seite der unüberschaubaren Irrationalität des Lebens, wo stets in einmaliger Situation eine bestimmte Wirklichkeit in dieses besondere Volk oder diesen Menschen einbricht, wo gehandelt werden muß, immer in unmittelbarer Berührung mit diesem angreifenden Anderssein des Zugehörigen. Jeder einzelne Mensch ist eben für Kleist ein Kinger, der das Leben umfaßt hält und es „tausendgliedrig nach allen Windungen des Kampfs, nach allen Widerständen, Drücken, Ausweichungen und Reaktionen empfindet und spürt.“⁴⁸⁾ Dieses Bild des Menschen hat Kleist in all seiner wilden Glut, drängenden Gewalttätigkeit, ernststen Strenge und stillen Gläubigkeit in seiner Kunst wie in seinem Leben dargestellt.

Strindbergs Weg nach Damaskus.

Von Wilhelm Hans in Hamburg.

Strindberg war nahezu ein Fünfziger, als er sein Damaskus erlebte, aus einem Gottesleugner ein Gottverkünder, aus einem Atheisten ein Christusbekenner ward. Ein Dasein, überreich an tiefen aufwühlenden Erlebnissen, meist leidvoller Art, durchstürmt von furchtbaren aufreibenden seelischen Kämpfen, fruchtbar an schöpferischem Wirken auf mannigfaltigen Gebieten, lag hinter ihm, als er aus der schwersten, ihn bis über die Grenze des Wahnsinns hinausführenden Krise seines Lebens, seinem „Inferno“ zu neuer Religiosität sich hindurchrang. Es ist nicht nur die auffälligste, sondern auch die tiefste, bedeutungsvollste, folgenreichste Krise und Wandlung seines an Wandlungen und Krisen reichen Lebens. Nur von ihr aus vermag man in den Kern des so außerordentlich rätsel- und widerspruchsvollen, in so vielen kontrastierenden Farben seltsam schillernden Menschen und Dichters Strindberg einzudringen. Seine religiösen Nöte und

⁴⁷⁾ Bd. II, S. 25.

⁴⁸⁾ Bd. IV, S. 180.

Kämpfe entstammen dem innersten und tiefsten Bezirke seines Wesens, die Inferno-Krise und ihre Überwindung enthüllen und Strindbergs Persönlichkeit in ihrem wahrsten Sein, reißen die letzte Maske von dem Gesicht seiner Seele.

Die Ursachen zu Strindbergs religiöser Umkehr liegen keineswegs, oder nur zum geringsten Teile, in der Wissenssphäre, nicht Fragen des Intellekts sind es, die den rastlosen und ewig unbefriedigten Forscher, Sucher und Zweifler den Offenbarungswahrheiten in die Arme treiben, sondern von ganz persönlich empfundenen und erlittenen Problemen her, aus wahrhaft religiös-ethischen Qualen, Nöten und Kämpfen heraus sucht er in der Religion Zuflucht, Heilung, Lösung, Erlösung. Nur völliges Unvermögen, Religiöses überhaupt zu verstehen, kann die Tiefe, Echtheit und Ursprünglichkeit von Strindbergs Erlebnissen in jener Zeit verkennen, sie etwa aus der Sucht nach neuen Sensationen, als Wirkung fremden Einflusses oder gar als Alterserscheinung zu deuten suchen, nach dem bekannten Wort: Wenn der Teufel alt wird, wird er Mönch. Die nach der Krise so reich wie nie aufquellende dichterische Produktion von religiöser Färbung und ganz persönlicher Eigenart straft solche Deutungen allein schon Lüge. Es handelt sich in der Inferno-Krise um einen den ganzen Menschen bis in seine letzten, untersten Tiefen aufwühlenden und erschütternden, die mannigfachen Stadien durchlaufenden, mehrfach bis an den Rand des Grabes führenden, immer wieder von Rückfällen unterbrochenen äußerst langwierigen Krankheits- und Genesungsprozeß. Es ist ein hartnäckiges Ringen mit Gott, ein unter Aufbietung aller Kräfte immer wieder trotziges Sich-Emporbäumen gegen die ersehnte Erlösung und endlich ein halb widerwilliges, immer noch zweifelndes Die-Kniee-Beugen vor der göttlichen Übermacht. Nicht wie ein milder Regen senkt sich die Gnade der Wiedergeburt auf den Sich-Befehrenden, nicht in stillem, sanftem Säuseln kommt die Gottheit zu dem Suchenden, sondern wie ein gewaltiger Sturmwind, der den starken Baum erst Ast um Ast entblättert, bevor es ihm gelingt, den widerstrebenden, stets wider emporschnellenden zur Erde zu zwingen. Jahre hindurch, von 1895 etwa bis 1898, dauerte, unter ständigem Wechsel von Sieg und Niederlage, dieses Ringen Jacobs mit Gott. Körperliche und seelische, in erster Linie aber seelische Qualen sind es, die den Geheßten bis aufs Blut peinigen und nicht eher — und auch dann nicht ganz — freigeben, als bis er in der Religion eine Zuflucht gefunden hat.

Psychiater haben es unternommen, Strindbergs Erlebnisse in jener Zeit als Folgeerscheinungen bestimmter geistiger Erkrankung zu erklären. Für den Mediziner ist es auch zweifellos von hohem Wert und Reiz, den typischen Verlauf gewisser psychischer Krankheitsprozesse an dem Einzelfall Strindberg zu studieren oder zu erläutern, da der Patient, an sich ein genialer Selbstbeobachter und Seelenanalytiker, seine Krankheitszustände bewußt erlebte und die seltene Fähigkeit besaß, sie bis in die kleinsten Einzelheiten hinein exakt darzustellen. Für die geisteswissenschaftliche Betrachtung aber ist es belanglos, ob Strindbergs Zustand in jener Krise sich mit dem Krankheitsbild des Schizophrenen, des Autisten, des Neurotikers deckt oder nicht. Für das „Verstehen“ der seelischen, speziell religiös-ethischen Erlebnisse Strindbergs, auf das es ihr allein ankommt, spielt

die Auffindung ihrer physiologischen Ursache keine oder jedenfalls nur eine höchst sekundäre Rolle. Mag Strindbergs religiöse „Erweckung“ von einer Erkrankung des Nervensystems begleitet oder auch mit verursacht sein, dadurch verliert sie selbst nicht im geringsten an Wert und Bedeutung. Uns interessiert, im Gegensatz zu dem Psychiater, nicht die Art seiner Erkrankung, sondern das Wesen, die Besonderheit seiner religiösen Erfahrungen und Gefühle, die wir nacherlebend zu erfassen und in den größeren Zusammenhang seiner ganzen seelisch-geistigen Entwicklung einzureihen suchen, um dadurch ein Gesamtbild von seiner Persönlichkeit zu gewinnen und von ihm aus tiefer in den Gehalt seines Werkes einzudringen. Wichtig ist für uns nur, daß die Furcht vor geistiger Umnachtung für die religiöse Wandlung mitbestimmend war. Strindbergs nervöse Überreiztheit erklärt sich aus der aufs äußerste gespannten, auf schwache Reize schon mit stärkstem Ausschlag reagierenden Sensibilität seiner Konstitution, die ihn zum Leiden prädisponierte, und aus der niemals ruhenden, sich selbst verzehrenden, glühenden intensiven geistigen Aktivität und Produktivität, durch die er sein Gehirn dauernd überlastete, überhitzte. „Ruhe ist bei mir nicht Beschäftigungslosigkeit, sondern Abwechslung in der Arbeit“, schreibt er an E. Lovström (2. Mai 1883), und ein anderes Mal vergleicht er sich mit einer Leydener Flasche die ständig Funken sprüht. Zu dieser Nervenüberspannung aber gesellten sich in der Mitte der 90er Jahre eine Reihe qualvollster, bitterster Erlebnisse, die den von Kindheit an zu depressiven Gemütsstimmungen Neigenden völlig niederdrückten und zerrütteten.

1894 begann seine zweite Ehe sich zu lösen, nachdem noch kaum die Wunden der ersten Scheidung vernarbt waren. Zum zweiten Male war sein Traum von Glück, das für ihn einzig und allein in der Gemeinschaft der Ehe und Familie bestand, in Nichts zerronnen, zum zweiten Male mußte er erfahren, daß das „Süßeste im Leben“ zugleich das „Bitterste“ ist. Wie tief ihn die Trennung von Frau und Kind bis ins innerste Mark seiner Seele traf, davon zeugt seine Dichtung an zahlreichen Stellen. Keine chirurgische Operation ist so schmerzlich wie „das Zerreißen der Bände, die zwischen Mitgliedern einer Familie geknüpft sind“ („Beichte eines Loren“, Kap. 10). Die Frau, die ihren Mann verläßt, nimmt ein Stück seiner Seele mit, und das ist vielleicht der heftigste Schmerz, den es gibt, „nur vergleichbar mit dem der Mutter, die ihr Kind verloren hat“ (Legenden 6). Wenn ein Mann in seiner Liebe getäuscht wird, dann „empört sich sein ganzes Wesen gegen die Weltregierung, die mit seinem Heiligsten gespielt hat, dem Heiligsten der ganzen Schöpfung“ („Erzählungen des Quarantänenmeisters“). Wenn der „heilige Baum“ des „Heimes“ zerstört wird, „kommt Unordnung ins Weltall und die ganze Natur ruft Wehe“ („Schwarze Fahnen“). Empfund er zunächst auch die Loslösung wie eine Befriedigung von unerträglichem Druck, die ihn aufatmen ließ, bald überwog doch der Schmerz der Sehnsucht, der Entbehrung der mütterlich umhegenden Liebe, die Bitterkeit der Vereinsamung, der Heim- und Heimatlosigkeit, die den Fried- und Freudlosen auch äußerlich zum Geheizen stempelte.

Dazu kam das Gefühl des Verfemtz, Verhöhnz, des Ausgestoßen-Seins durch

die Kreise der zünftigen Wissenschaft, die seine umstürzlerischen naturwissenschaftlichen Theorien und Versuche mit überlegenem Lächeln abtaten und den „Goldmacher“ und „Alchimisten“ als Dilettanten oder gar als Charlatan verspotteten und dem Gelächter der Welt preisgaben. Er empfand dies um so bitterer, als diese Forschungen und Experimente, denen er jahrelang seine ganze geistige Kraft widmete, denen er Gesundheit und Vermögen opferte, tiefstem Wissensbedürfnis, reinstem Streben nach Wahrheit und Klarheit entsprangen. Auch in den positiven Wissenschaften, auf die er sich mit der ganzen Blut seiner Seele geworfen hatte, fand er keine Antwort auf seine Fragen, auch vor ihnen machte seine Zweifelsucht nicht halt, auch in ihnen entdeckte er die Herrschaft starrer Dogmen und blinden Autoritätsglaubens, gegen die er sich als geborener Revolutionär fühlte erhob. Mit dem Erfolg, daß er verlacht wurde. Die wirtschaftliche Not aber, in die ihn seine wissenschaftliche Tätigkeit stürzte, da sie seine dichterische Produktion völlig hemmte, peinigte ihn vor allem deshalb, weil sie es ihm unmöglich zu machen drohte, die Verpflichtungen seiner Familie aus erster Ehe gegenüber zu erfüllen.

All das stürmte mit ungeheurer Gewalt auf den Sensiblen ein und machte ihm das Leben buchstäblich zur Hölle. Sich von allen verlassen, verraten, mißachtet, gehaßt, verfolgt fühlend, zieht er sich ganz in die Einsamkeit zurück. Nur noch in Gesellschaft mit der eigenen Person lebend, gerät er in die äußerste Selbstverzweiflung, fängt an, in sich selbst die Schuld zu suchen, sich selbst zu hassen, bekommt wie der Unbekannte in „Nach Damaskus“ einen solchen Abscheu vor sich selbst, daß er frei von sich werden möchte. All seine früheren Überzeugungen sind wankend geworden, nirgends findet er mehr festen Halt, überall verliert er den Boden unter den Füßen. Da naht sich ihm die Religion des Christentums als Retterin und Helferin, das Kreuz als einzige Hoffnung taucht auf. Aber noch will er sich nicht unterwerfen, noch sträubt sich sein Stolz und Trotz gegen diese Flucht in den Schoß des Glaubens.

So wendet er sich von der Chemie zur Alchymie, vom Positivismus zum Okkultismus und zur Theosophie, vertieft sich in die Geheimnisse des Spiritismus und des Hellsehens, der schwarzen und weißen Magie, aber nicht in kühler Forschertätigkeit, sondern mit der ganzen Leidenschaft seiner gepeinigten Seele. Er entdeckt die geheimnisvollen, rätselhaften Vorgänge, mit denen er sich beschäftigt, an sich selbst, entdeckt in sich selbst okkulte Kräfte und Fähigkeiten, fühlt magische Mächte in sein Schicksal eingreifen. Alltägliche Erscheinungen und Geschehnisse, zufällige Zusammenhänge gewinnen für ihn symbolische Bedeutung, Gegenstände werden in Gesichte, Zufälle in Absichten umgedeutet. Aber Okkultismus und Theosophie fesseln ihn nicht auf die Dauer, die Beschäftigung mit ihnen ist nur Durchgangsstadium, öffnet ihm Blick und Sinn auch für die religiöse Mystik, macht den Boden bereit für die Aufnahme Swedenborgs, der ihn endgültig zum Christentum seiner Jugend zurückführt.

Schon in der Kindheit war in Strindberg die Lebensangst stärker als die Lebensfreude, die Lebenssehnsucht. Jetzt steigerte sich das Gefühl zu einem furchtbaren Grauen vor einer dämonischen Urmacht, die den Menschen aufslauert, um

ihn zu quälen, und verdichtete sich zu den Wahnvorstellungen, von Menschen verfolgt zu sein, die ihm nach dem Leben trachteten, Vorstellungen von einer solchen Lebhaftigkeit, daß er mehrmals nahe daran war, durch Selbstmord seinen vermeintlichen Feinden zuvorzukommen.

Dann aber wandelt sich die Wahnidee, von Menschen verfolgt zu sein, um in die Überzeugung, daß übernatürliche Gewalten in sein Schicksal eingreifen, daß er von Dämonen, böshaften Geistern geplagt wird, die ihn quälen aus Freude am Quälen, die also nicht allzu verschieden sind von den Menschen, von denen er sich zuerst verfolgt fühlte. Aber die Vorstellung, von den „Mächten“ heimgesucht zu werden, richtet sein Selbstbewußtsein wieder auf. Wenn sie seinen Weg kreuzen, dann muß ein Grund vorhanden sein, dann kann es nicht anders sein, als daß sie ihn fürchten, daß sie ihn hindern wollen an einer Aufgabe, die er zu erfüllen hat, und das hebt ihn über die Masse der übrigen Menschen hinaus, die dem Hasse der „Mächte“ nicht ausgesetzt sind. Und bald werden, unter dem Einflusse Swedenborgs und der katholischen Umwelt die böshaften Dämonen zu Zuchtgeistern, die ihn im Auftrage eines Höheren, des Unsichtbaren, des „Unbekannten“ strafen, ihn zu einem bestimmten Ziele peinigen.

Damit ist die entscheidende Wendung zur Religiosität vollzogen. In dem Furchtbaren, das er durchmachen mußte, sieht er nun einen verborgenen Sinn, eine tiefere Bedeutung. Das Schicksal wird zur „Vorsehung“, das Inferno zum Purgatorio, und das rettet ihn vor der Nacht der Verzweiflung. Er gewinnt die tröstende Überzeugung, daß ihn der „Ewige“ wie Hiob dem Satan überlieferte, um ihn zu prüfen, und nimmt dies als ein Zeichen des Vertrauens von seiten des „Allmächtigen“ (Inferno 6). Die Idee des Auserwähltheits ergreift von ihm Besitz. Er spürt über sich die Hand einer göttlichen Macht, die sein Geschick planvoll leitet, ihn durch Leiden reinigt, um ihn zu einer bestimmten „Mission“ zu erziehen. Die krankhaften Zustände, denen er unterworfen war, erscheinen ihm jetzt als absichtlich hervorgerufen, damit das Bewußtsein der eigenen Schuld in ihm erwache.

Sein Leiden empfindet er jetzt als Wiedervergeltung für begangene Schuld, mag sie auch nur in Gedanken, Wünschen, Neigungen bestanden haben. Sein ganzes früheres Leben zieht noch einmal an ihm vorüber und wird vom Blickpunkt des neu erwachten Gewissens aus betrachtet. In der Erinnerung lebt er das gelebte Leben noch einmal, leidet noch einmal die erlittenen Leiden, leert noch einmal all die bitteren Kelche, die er so oft geleert hat. Alle Verstöße, alle Vergehen, alle Dummheiten, die er einst begangen, treiben ihm das Blut bis in die Ohren, pressen ihm den Schweiß bis in die Haare, jagen ihm die Schande bis in den Rücken (Inferno 16). Nichts hält vor dieser scharfen Gewissensprüfung stand, er findet sein verflorenes Leben abscheulich, Ekel erfaßt ihn vor der eigenen Persönlichkeit (Legenden 9). Die Qualen, die er jetzt erleiden muß, sind die gerechte Strafe für seinen früheren Skeptizismus und Atheismus, insbesondere dafür, daß er die Jugend gegen das Bestehende, gegen die Gesetze, die Obrigkeit, die Sittlichkeit aufgehetzt hat. Dieser Widerwille gegen sein früheres Ich ist der Beginn des Sehns nach einem „neuen Menschen“, die Voraussetzung für die

„Wiedergeburt“. „Selbstverachtung, Entsetzen vor der eigenen Persönlichkeit, gewonnen durch die vergeblichen Anstrengungen, sich zu bessern, das ist der Weg zu einem höheren Dasein“ (Legenden 9).

Er flüchtet vor sich selbst in die Arme des „Unbekannten“. Die Angst, ein Unmensch zu werden, macht ihn religiös. Die Anrufung von Gottes Gnade und Hilfe rettet ihn vor dem Wahnsinn und Irrenhaus. Der „Unbekannte“ wird ihm zu einer persönlichen Bekanntschaft, er spricht mit ihm, dankt ihm, fragt ihn um Rat. Er leidet, wenn Er zornig auf ihn ist, wenn Er gnädig ist, wird ihm das Leben „süß“ (Legenden II). Er tritt mit der „unsichtbaren“ Welt in Beziehung, für alles hat er jetzt eine übernatürliche Erklärung, hinter den rätselhaften Geschehnissen, die ihn erschreckten, erblickt er jetzt „bewußte“ göttliche Absicht. Alles, was um ihn geschieht, was seinen Weg kreuzt, mögen es Menschen, Bücher, einzelne Worte oder Vorgänge sein, wird aufgefaßt als Werkzeug der Vorsehung. Strindberg fällt damit in die naive-religiösen Vorstellungen des Mittelalters und der Reformationszeit zurück.

Bei anderen entdeckt er ähnliche Erlebnisse, auch andere sieht er zur gleichen Zeit auf dem Wege nach Damaskus, vor allem Huysmans und Peladan in Frankreich, in Dänemark Joh. Jörgensen. Das bringt ihn zur Überzeugung, daß eine allgemeine Erweckung durch die Welt gehe (Legenden 1). Er findet überall den Wunsch nach Wiederkehr der Religion, wenn auch unter andern, neuen Formen, nach einer „Versöhnung mit den Mächten“, nach einer „Wiederannäherung an die unsichtbare Welt“. Die naturalistisch-atheistische Epoche sei endgültig vorüber. Sie war ein notwendiges Durchgangsstadium mit dem freilich rein negativen Ergebnis der Unfruchtbarkeit und Eitelkeit aller antireligiösen Lehren. „Ein Gott, bis auf weiteres unbekannt, entwickelt sich und wächst, offenbart sich mit Zwischenräumen“ (Inferno 14). Aber es wäre grundverkehrt, Strindbergs Wandlung aus dieser Zeitstimmung heraus zu erklären, von der er sich habe mitreißen lassen. Sie wirkte nur bestärkend, war aber weder Ursache noch Veranlassung. Seine „Wiedergeburt“ erfolgte aus ganz individueller Not, aus ganz persönlichem religiösem Bedürfnis heraus.

Freilich, Strindbergs Weg nach Damaskus war kein geradliniger, so wenig wie der des Unbekannten im gleichnamigen Drama; sondern führte im Zickzack, und das Tempo der Entwicklung war kein gleichmäßiges Fortschreiten, sondern ein stürmisches Auf und Ab. Immer wieder bricht er aus, kehrt er um, aber immer wieder beginnt er den Weg aufs neue. Immer wieder übermannt ihn der Geist des Zweifels und des Aufruhrs, des Trozes und der Auflehnung gegen die göttliche Führung. „Willst Du mich zum Propheten machen? Das ist zu große Ehre für mich, und ich ermangle der Berufung“ (Legenden II). „Trotz aller Marter, die ich ausgestanden habe, hält sich der Geist des Aufruhrs aufrecht und redet mir Zweifel ein, ob die Absichten meiner unsichtbaren Wegführer wohlwollend sind“ (Legenden 10). Sobald er sich von der Welt zurückzieht, wird er von dem Dämon der Berrücktheit angegriffen. Das macht ihn stusig. Hat er ein Recht, die schöne Erde, des Ewigen Schöpfung, asketisch zu verachten, fetten ihn nicht heilige Pflichten, vor allem seinen Kindern gegenüber, an ein Wirken in

der „Welt“? Vor allem läßt ihn das uralte, ungelöste und nicht zu lösende Problem der Theodizee nicht los. Ist es gerecht, daß er für Sünden büßt, in die ihn der „Unbekannte“ geführt oder die er zum mindesten zugelassen hat, da er doch der Allmächtige ist. Wie kommt überhaupt das Böse in die Weltordnung eines allguten Schöpfers und Lenkers hinein?

Aber trotz aller Zweifel, trotz aller Rückfälle, die religiöse Grundstimmung seiner Seele geht nicht wieder verloren. Nicht aus eigener Kraft, sondern nur unter dem Beistande der Religion hat er die Inferno-Qualen überwunden. Sie kehren, in alter Stärke, nie wieder zurück. Das Gespenst des Wahnsinns bleibt gebannt. Die furchtbare Dissonanz hat sich aufgelöst, eine Erklärung für das Leben ist gefunden, das Leben, das eigene Schicksal, die Welt hat wieder einen Sinn erhalten, an den er glaubt, wenn er ihn auch nicht völlig zu deuten weiß. Die echt religiöse Stimmung des Sichgeborgensfühlers, des Vertrauens in eine göttliche Weltregierung ist das Endergebnis der Krise. Die alttestamentliche Vorstellung einer strafenden, rächenden Gottheit hat sich im Laufe der Krise in die des neutestamentlichen liebenden Gottes gewandelt, dessen Führung man sich ruhig überlassen kann, mögen seine Wege auch oft dunkel und unbegreiflich erscheinen. Die Sehnsucht nach mütterlich umhегender Liebe, die sich ihm niemals im Leben erfüllte, mischt sich mit diesem religiösen Gefühl. Er sehnt sich, „den schweren Kopf an einen mütterlichen Busen zu legen, im Schoße einer Mutter zu schlafen, der keuschen Göttin eines unermesslich großen Gottes, der sich meinen Vater nennt und dem ich mich nicht zu nahen wage“ (Legenden 12).

Die Echtheit, Tiefe und Nachhaltigkeit von Strindbergs religiöser Wandlung läßt sich ernsthaft nicht bezweifeln. Eine innere Gesundung war die Folge und führte zu einer ungeheuren Steigerung seiner dichterischen, insbesondere dramatischen Produktivität. Er spürte selbst mit Erstaunen, wie er in jener Zeit sich „aufs stärkste entwickelte, intensiv lebte, glaubte und wuchs“ (Legenden 398). Wie die Krise den innersten Nöten seiner Seele entsprang, so kräufelte auch die Wandlung nicht nur die Oberfläche, sondern ergriff den ganzen Menschen bis in seine letzten Tiefen. Sein ganzes Denken und Schaffen kreist fortan um religiös-ethische Probleme, sie stehen im Mittelpunkt seiner gesamten dichterischen und sonstigen geistigen Produktion.

Freilich, Strindberg bleibt er selbst auch nach seiner „Wiedergeburt“. Sie vollzieht sich nicht so, wie die Methodisten den Vorgang der „Erweckung“ sich vorstellen, daß durch die Einwirkung der göttlichen Gnade ein ganz neuer Geist in den Menschen einströmt, der eine völlige Wesensänderung in ihm hervorruft, ihn von Kopf bis Fuß umwandelt, eine ganz neue Schöpfung aus ihm macht. Die Ruhe, Festigkeit, Einheitlichkeit, wie sie etwa Tolstoi nach seiner „Umkehr“ in Leben und Werk bezeugte, ward Strindberg nie zuteil. Dazu war er innerlichst eine zu unharmonische, zu zwiespältige, zu dynamische Natur, die nach Entladungen drängte. Der Dämon des grüblerischen Zweifels, des kämpferischen Troges und glühenden Hasses packte ihn gelegentlich immer wieder, aber er stieß ihn doch nie wieder völlig in den Unfrieden und die Unseligkeit der früheren Zeit. Er vermochte auch nach seiner Rückkehr zum Christentum noch ein so boshaftes

Werk wie die „Schwarzen Fahnen“ zu schreiben, in dem er rücksichtslos und un- nachsichtlich mit den früheren Freunden abrechnete. Aber er litt unter solchen Ausbrüchen ungezügelter Hasses selbst aufs schwerste und suchte sie vergeblich vor sich selbst damit zu rechtfertigen, daß man Nachsicht gegen das Böse bei anderen so wenig üben dürfe, wie gegen das in sich selbst.

Der Fanatismus, mit dem er von der neu gewonnenen Position aus den eigenen früheren Standpunkt bekämpft, ist nicht etwa ein Zeichen innerer Festigkeit, verrät nur den starken Willen, alles noch in ihm selbst Widerstrebende gewaltsam zu übertäuben, niederzuzwingen. Er schlägt mit solch brutaler Heftigkeit zu, weil er gegen sich selbst kämpft, gegen den Teil in sich, in dem das Überwundene noch zäh widerstrebend fortlebt. So gewinnt seine neue Haltung oft etwas Krampfhaftes, Gewolltes, Absichtliches, Übertriebenes. „Zuweilen fragt jemand in mir: ‚Glaubst Du daran?‘ Ich bringe die Frage sofort zum Schweigen, denn ich weiß, der Glaube ist nur ein Zustand der Seele und kein Gnadenakt, und ich weiß, dieser Zustand ist mir heilsam und erzieherisch“ (Einsam 3).

Es gelang Strindberg nicht, sich so von seiner Vergangenheit, seinem früheren Ich loszulösen, wie er es wünschte. Gewiß, der Bruch ist schroff, der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Strindberg ein denkbar tiefer. Vor der Krise unterschiedener Gottesleugner, Positivist, Verächter des Christentums, der Religion der „Schwachen“ und Niedrigen, Geistes-Aristokrat im Sinne Nietzsche, nach der Krise Verkünder des Evangeliums, Christusbekenner, Mystiker, Dämonist, Demokrat und Sozialist. Strindberg selbst zog den Trennungsstrich so scharf wie möglich. Im Vorwort zur Neuausgabe der „Entwicklung einer Seele“, 1886 zuerst erschienen, schreibt er im Jahre 1909: „Die Entwicklung des Verfassers ist mir ebenso fremd geworden, wie sie dem Leser fremd ist, — und unsympathisch. Da sie nicht mehr existiert, fühle ich keine Gemeinschaft mit ihr, und da ich sie selbst getötet habe (1897), glaube ich, das Recht zu haben, diese Vergangenheit als geföhnt und ausgestrichen aus dem großen Buch zu betrachten.“ Die Auf- führung seiner Werke aus jener überwundenen Epoche bereitet ihm Gewissens- qualen wegen der in ihnen verkündeten falschen Lehren, die er jetzt verdammt und abgeschworen hat, und er fordert, daß „jeder Hohn gegen Religion oder das Heilige gestrichen wird“ (Brief an Falck, April 1908). An alte Familienpor- träts, um die ihn Schering befragte, will er sich nicht erinnern, weil er bei seinem „Schiffbruch“ alle Last, auch die des Gedächtnisses, ins Meer geworfen habe, „weil das, was zur Ausrüstung des früheren Strindberg gehörte, jedes Inter- esse für mich verlor, bald hätte ich gesagt, aufgehört hat, jemals existiert zu haben“. (An Schering, 13. November 1902.)

Aber diese Formulierungen sprechen doch mehr den Wunsch als die Tatsache aus. Gerade weil das frühere Ich noch nicht völlig ausgelöscht war, weil er es noch in sich fortglimmen fühlte, wollte er es nicht wahr haben, um jede Mög- lichkeit des Rückfalls zu ersticken. In Wirklichkeit war die Kluft nicht so tief, ging es ihm vielmehr wie Augustin, der von sich bekennt: „Der neue Wille, der sich jetzt in mir regte, war noch nicht stark genug, als daß er jenen anderen durch langes

Nachgeben stark gewordenen Willen hätte überwinden können. So stritten diese beiden Willensrichtungen, von denen die eine alt, die andere neu, die eine fleischlich, die andere geistlich war, miteinander und verwirrten meine Seele.“

Und wie in dem neuen Menschen Strindberg der alte durchaus nicht völlig abgestorben ist, sondern in der Tiefe weiterlebt, aus der er zuweilen plötzlich und gewaltsam hervorbricht, so schimmert in dem alten Strindberg gelegentlich der neue schon hindurch. Die Krise bedeutet keinen schroffen, unerklärlichen, geheimnisvollen Bruch, es klappt kein schwindelnder Abgrund zwischen den Epochen vorher und nachher, sondern es laufen Verbindungswege herüber und hinüber. Seine Flucht in die Religiosität ist nur der endgültige Sieg des Christentums in einem wechselvollen Kampfe, der bald heftiger bald schwächer sein ganzes Leben hindurch tobte. Auch in den Jahren als er sich zum Atheismus und Materialismus bekannte — es war übrigens eine verhältnismäßig kurze Epoche —, war das Christentum, der Pietismus nicht völlig getötet, sondern nur verdrängt. Die radikale, schrofpe, bis zum äußersten Extrem gehende Art, in der er seine Bekenntnisse formulierte, darf darüber nicht täuschen. Er will mit dieser Heftigkeit und Gewalttätigkeit nur das, was sich innerlich noch auflehnt, zum Schweigen bringen. Jonas Lie erwies sich auch Strindberg gegenüber als der seine Seelentekner, der er war, wenn er unter der Hülle des Religionsfeindes den Pietisten erkannte. Er nennt ihn „einen gelehrten Mann in europäischem und schwedischem Sinne, aber die Sache ist die, er ist insgeheim Pietist mit Martyrien und Leiden und halb, um nicht zu sagen, ganz fanatisch“. (An Werenskiöld, Neujahr 1884.)

Seit seiner Kindheit war Strindberg ein Gottsucher, ein Mensch mit starkem, religiösem Bedürfnis. „Mit Heimweh nach dem Himmel geboren, weinte ich schon als Kind über den Schmutz des Daseins, fühlte ich mich fremd und einsam unter meinen Verwandten und in der Gesellschaft.“ Was in den „Gotischen Zimmern“ über Axel E. gesagt wird, paßt Wort für Wort auf Strindberg selbst: „er befand sich immer auf dem Fluge, suchte immer hinter der Erscheinung, nahm das Leben als etwas Provisorisches, Vorübergehendes, ein Gastspiel auf der Durchreise, litt unterm Dasein und verlangte heim“.

Inkonsequent, launisch, sprunghaft, widerspruchsvoll, vulkanisch, niemals geradlinig, auch nicht spiralförmig, sondern in fortwährendem Auf und Nieder, im Zickzack, in unberechenbaren Kurven verläuft Strindbergs Entwicklung. Es ist mehr ein Neben- und Gegeneinander als ein Nacheinander. In unablässigem, aufreibendem Ringen gewinnt bald das eine, bald das andere die Oberhand. „Die Widersprüche in meinem Schriftstellertum beruhen darauf, daß ich mich auf verschiedene Standpunkte gestellt habe, um die Dinge von vielen Seiten zu betrachten. Das ist reich und human. Das heißt experimentieren.“ So schreibt er 1890 an Heidenstam. Ähnlich äußert sich Dr. Borg über Falk (Strindberg) in den „Gotischen Zimmern“: „Er experimentierte mit Standpunkten, und als gewissenhafter Experimentator stellte er Kontrollerexperimente an, stellte sich versuchsweise auf die Seite der Gegner . . . und wenn das Gegenexperiment negativ ausfiel, kehrte er zum erprobten Ausgangspunkt zurück . . .“ „Falk war ein Wivisfaktor, der mit seiner eigenen Seele experimentierte, immer mit offenen Wun-

den herumging, bis er sein Leben fürs Wissen hingab.“ Aber die Widersprüche in seinen Schriften lösen sich nicht, wie Dr. Borg mit Anspielung auf Kierkegaard's gleichnamige Schrift meint, als „Stadien auf dem Lebenswege“, sondern haben ihren letzten Grund in des Dichters eigenem zwiespältigem Wesen.

Es handelt sich nicht, das weiß Strindberg selbst zu anderen Zeiten sehr wohl, um ein „Experimentieren“ aus bewußter Absicht, sondern aus innerer Not, aus dem Bestreben heraus, auf irgendeinem Wege die schmerzlich empfundenen Disharmonien seiner Seele zu einer Einheit zusammenzuzwingen. Hin- und hergerissen zwischen konträren Empfindungen und Gedanken, gleitet er ruhelos, flatternd, geheßt, von Standpunkt zu Standpunkt, jeden mit extremem Fanatismus verfechtend, um ihn ebenso radikal bald darauf wieder zu verwerfen. Vom höchsten Selbstgefühl stürzt er unvermittelt in die bitterste Selbstverachtung, den grimmigsten Selbsthaß, die furchtbarste Selbstverweigerung. Frauenliebe und Frauenhaß vereint seine Seele in merkwürdiger Verschlingung, Erotik und Askese, Weltflucht und Weltsehnsucht ruhen nebeneinander, in der Einsamkeit verlangt ihn nach Menschen, unter den Menschen aber sehnt er sich nach Einsamkeit zurück. Zufälligkeiten wie Geldverlegenheiten werfen ihn vom Zweifel in den Glauben oder umgekehrt. Seinen Dichterberuf fühlt er bald als höchste Lebensaufgabe, bald verachtet, verspottet und verlästert er ihn. Er ist wie Falk in den „Gotischen Zimmern“ ein ewiges Hin und Her zwischen „Askese — Frömmigkeit und Sinnlichkeit — Gottlosigkeit“. Aber trotz dieser Zerrissenheit verliert er sich selbst niemals ganz, die gegen- und auseinanderfliehenden, divergierenden, zentrifugalen Kräfte gewinnen nie völlig die Oberhand, er findet immer wieder zu sich selbst zurück. Ein starker Wille zwingt die schier unvereinbaren Gegensätze doch wieder zusammen. Gerade weil Demut und Gehorsam die Tugenden sind, die er am schwersten zu erfüllen vermag, macht der Unbekannte in „Nach Damaskus“ die Kraftprobe und geht ins Kloster, wo sie gefordert werden. Dieses überaus heftige Spiel von dynamischen Kräften und Gegenkräften in Strindbergs Innern prägt sich deutlich schon in seinen Gesichtszügen aus, in dem alle Fibern schmerzhaft zu zucken scheinen, kein Muskel in Ruhe ist, Linien und Flächen keine Harmonie, kein Gleichgewicht zeigen. Man spürt die unruhige Beweglichkeit einer sensiblen Seele, deren Aufnahmefähigkeit kein liebevolles, passives Hingeeben an die Außenwelt bedeutet, sondern ein von ihren Reizen zum Sprühen Geweckt-Werden. Das verraten die seltsam nach innen gerichteten Augen mit ihrem aus der Tiefe herausglühenden Blick, in dem etwas Sichselbstverzehrendes, Sichselbstverbrennendes liegt. Nießsches Wort:

Unerfättlich gleich der Flamme
Glühe und verzehr ich mich

steht in diesem Gesicht geschrieben, das ein Van Gogh hätte malen müssen.

Nach dem Warum zu fragen gewohnt, suchte Strindberg die Erklärung für die Zwiespältigkeit seiner Seele in der Rassenmischung seines Blutes und in der ungleichen Herkunft seiner Eltern, Aristokrat vom Vater, Plebejer von der Mutter her („Sohn der Magd“) schwankte er in seinem Zugehörigkeitsgefühl

ständig zwischen der Ober- und Unterklasse. Sein Blut war nach seiner eigenen Überzeugung aus finnischen, schwedischen und deutschen Bestandteilen bunt zusammengesetzt. Sein Mutterland Schweden, in dem dänisch-norwegische und deutsche mit französischen und russischen Kultureinflüssen sich mischen, gab ihm nicht den Halt einer geschlossenen nationalen Kultur. Die feste klare Form, die dem Franzosen die niemals abbrechende Linie der Tradition gibt, fehlte ihm ebenso, wie ihm, dem in der Großstadt Aufgewachsenen die starke geistige Nahrung, die die großen Russen (Dostojewski ebensogut wie Tolstoi) aus dem bäuerlichen Volkstum sogen, versagt blieb. Liebe und Haß gegen sein Vaterland lagen beständig in seiner Seele im Kampf miteinander. Weder in Schweden noch im Ausland, in Frankreich und Deutschland, die ihn immer wieder anlockten, fand er seine wirkliche Heimat. Aus der Großstadt sehnte er sich nach der ländlichen Natur, insbesondere seiner geliebten Schären-Inselwelt hinaus, konnte aber auf die Dauer die Großstadt doch nicht entbehren. Dänen (Kierte-gaard), Norweger (Ibsen, Björnson), Schweden (Swedenborg), Deutsche (Nietzsche), haben ebenso stark auf ihn eingewirkt wie Franzosen (Rousseau, Huysmans, Balzac, Melan, Maeterlinck), Engländer (Shakespeare, Poe) und Russen (Dostojewski, Tolstoi). Dem protestantisch Erzogenen und besonders vom Pietismus Beeinflussten trat in Frankreich und Osterreich der Katholizismus entgegen, und auch die Religionen des fernen Ostens, namentlich der Buddhismus blieben nicht ohne Einfluß auf ihn. Er hätte wie Richard Dehmel dichten können:

Ich hab ein großes Vaterland
Zehn Völkern schuldet meine Stirn
Ihr bißchen Hirn.
Ich habe nie das Volk gekannt
Aus dem mein reinster Wert entstand.

Strindberg empfand sich als einen Übergangstypus, als den Sohn zweier Zeitalter, dessen Seele in zwei Hälften gespalten ist, die miteinander leben wie unglückliche Ehegatten, nur noch unglücklicher wie diese, weil sie sich nie voneinander trennen können.

In alle geistigen Strömungen der Zeit, vom naturwissenschaftlichen Positivismus und Materialismus bis zum Mystizismus und Okkultismus tauchte er ein, ließ sich eine Zeitlang von ihnen tragen, aber doch von keiner gänzlich mitreißen. Seine Sehnsucht nach absoluten Werten, das Verlangen seines Wissens, bis zu „den letzten Dingen“ vorzudringen, sein Drang nach harmonischer Bewältigung der diametralen Gegensätze seines Innern trieb ihn von Illusion zu Illusion, die sein scharfer Verstand immer wieder rücksichtslos auflöste, zerstörte. So fand die Zwiespältigkeit, die Gehehtheit, die Ungeklärtheit unserer Zeit in Strindberg einen ganz besonders scharf geprägten Ausdruck.

Als Kind unterlag Strindberg starken religiösen Eindrücken namentlich von pietistischer Seite her. In dem entschieden religiösen Elternhause wurde er namentlich von Mutter und Großmutter in diesem Sinne beeinflusst. „Mein Vater war ein religiöser Mann, aber er sprach nicht so oft über Religion und diskutierte nie über Dogmen. Meine Mutter war auch mäßig religiös, aber

als sie mit 39 Jahren ihr Ende nahen fühlte, wurde sie Pietistin“ (Religiöse Renaissance 1910).

Schon im Kinde ist der depressive Charakter Strindbergs stark ausgeprägt. „Ich weinte manchmal vor Schmerz, daß ich da war“, erzählte er 1908 in einem Interview. Er lebte in beständiger Furcht vor den Menschen, selbst vor den Nächsten, vor den Fäusten der Brüder, vor Mutters Rute und Vaters Stock. Schon im Kind ist die Lebensangst stärker als die Lebensfreude. Schon der Achtjährige denkt an Selbstmord. Er war bange vor den Menschen „schon von Geburt an“ („Einsam“). Sein Schutz- und Anlehnungsbedürfnis läßt ihn bei Gott eine Zuflucht suchen, wie er sie in noch früheren Jahren in den Armen der Mutter fand. Abends wenn ihn die Stille und die Dunkelheit bedrückten, oder wenn ihn etwas in starken Schrecken versetzte, dann betete er zu Gott, den er sich als einen unendlich starken Mann vorstellte, von dem er durch das Gebet Kraft entlehnte („Sohn einer Magd“ und „Entwicklung einer Seele“ 19).

„Ich war geboren mit einem starken religiösen Empfinden, daß mein Schicksal von oben geleitet werde, und ich machte zeitig die Erfahrung, daß die Menschentinder nicht helfen konnten“ („Religiöse Renaissance“). Der sonntägliche Kirchgang, zu dem er angehalten wurde, blieb ebenso wie das ganze kirchliche Christentum ohne tieferen Eindruck auf ihn. Auch der Einfluß des Pietismus entfaltete sich nicht sofort, sondern erst längere Zeit nach dem Tode der Mutter, der ihn „auf gewisse Weise von der natürlichen Verbindung mit dem Erdenleben löste“, dann aber in außerordentlicher Stärke. Er fühlte sich „einsam in der Welt, aber um leben zu können, suchte ich den archimedischen Punkt außer mir, in der Religion“. Er fand seine Seele nicht so, wie er sie haben wollte und „suchte wie die Methodisten zu einem Gnadenstand in einem gegebenen Augenblick zu kommen“. Aber es gelang ihm nicht („Religiöse Renaissance“). Diese religiöse Hochspannung fällt in die Zeit seiner Pubertät, die offenbar außerordentlich früh und sehr heftig sich regte und den Sensiblen in furchtbare seelische Kämpfe warf. In seiner Not und Qual suchte er Rettung und Zuflucht im Pietismus, der ihn mehrere Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, beherrschte. Jetzt erst entfalten sich die Keime, die die Mutter gepflanzt hatte. „Er holte die alten pietistischen Schriften der Mutter hervor und las über Jesus. Er betete und peinigte sich. Demütigte sich. Wollte sein Selbst aufgeben und in Jesus aufgehen“ („Sohn einer Magd“ 6). Gegen seine sexuellen Träume, die er dem Teufel zuschrieb, rief er Jesus als Helfer auf (ebd. 8).

Der Pietismus, diese vielleicht innerlichste und subjektivste, zugleich stark ethische und asketisch bestimmte Richtung des Protestantismus, die sich so ganz an den einzelnen wendet und ihn in ein persönliches Verhältnis zu Gott bringen will, entsprach durchaus der verschlossenen Natur des sich einsam Fühlenden und gab seinem religiösen Suchen, seinem Glauben und seinen Zweifeln Anstoß und Richtung. Der Pietismus lehrte ihn die peinliche Gewissenserforschung, die scharfe Selbstbeobachtung und Seelenanalyse, das rücksichtslose Ansetzen der Sonde auch an den wundesten Seelen, ihm entstammte die Neigung zur Selbstverachtung und Selbstpeinigung, das Bedürfnis nach innerer Reinigung und Weltflucht.

Aber den ersehnten Frieden brachte ihm der Pietismus nicht. Die Wiedergeburt, die „Erweckung“ blieb aus, der „neue Mensch“ siegte nicht über den alten, sie kämpften nur einen erbitterten Kampf miteinander. Der Lebenshunger des stark erotisch Veranlagten war zu groß, der Erlebnisdurst brannte zu heiß, als daß er sich von einer lebensfeindlichen Richtung ganz hätte gefangen nehmen lassen. Die Natur forderte ihre Rechte. Seine starke Vitalität ließ sich nicht zwingen. „Sein Fleisch war zu jung und zu gesund, um sich kreuzigen zu lassen“ („Sohn einer Magd“ 7). So wandte er sich bald nach der Konfirmation, die wie alles Kirchlische, keinen tieferen Eindruck in ihm hinterließ, vom Pietismus ab und suchte dann nach vorübergehender völliger Abkehr und Auflehnung und gelegentlichen Rückfällen in den Pietismus, christliche Gesinnung mit Lebensfreude, Weltbegehren zu versöhnen. Den Weg dazu wies ihm der Rationalismus eines Theodor Parker, das milde Christentum von Renans „Leben Jesu“, das christliche Freidentertum Voströms („Anmerkungen über die Höllelehre“) und Rydbergs „Lester Athener“. „Predigten ohne Christus und Hölle, das war, was er brauchte“. Christus der Inquisitor fiel, die Gnadenwahl, das jüngste Gericht, all das stürzte zusammen, als sei es längst reif zum Fallen gewesen. „Es war wie alte Kleider ablegen und neue anziehen“ („Sohn einer Magd“ 7).

Dieser Epoche eines rationalistischen, lebensfreudigen, antipietistischen Christentums entstammt sein erstes größeres Drama „Der Freidenker“ (1869), dessen Held sich gleich heftig gegen den Atheismus wie gegen den Pietismus wendet und sich zu einem „aufgeklärten“ Christentum bekennt: „Ich hatte lange nach der Gnade und dem inneren Frieden gesucht, den meine Religion versprach — ich betete — nicht zu Gott — denn ihm wagte ich mich nicht zu nähern — sondern dem Sohne des Zimmermanns zu Nazareth, den ihr zu einem Gott gemacht habt. Ich betete jeden Tag und jede Stunde um diese Wandlung des Herzens, die man Neugeburt nennt — ich schwur jede irdische Freude ab — ich hielt jeden Menschen für verloren, der nicht an jeden Buchstaben in der Bibel glaubte, ja, ich suchte aufrichtig in den heiligen Schriften die Aufklärung zu finden, die mich zur Herrlichkeit des Glaubens führen sollte, aber ich fand nur Dunkel — ein furchtbares Dunkel, keinen Leitstern, der den geringsten Strahl von Licht über meine zerrissene Seele breiten konnte. Da erwachte ein Zweifel an dieser Lehre, die so viel versprach, aber so wenig gab.“ Gott offenbart sich ihm in der Natur. Er glaubt an ein Leben nach dem Tode auf anderen Sternen, an eine Fortentwicklung zu höherem Leben, zu größerer Reinheit. Jesus ist ihm nun der „gottgesandte Idealmensch, der kam, um die Menschen zu lehren, wie sie leben sollten“.

Aber dieses „freidenkerische“ Christentum senkte keine tieferen Wurzeln in Strindbergs Seele. Mehr nur lustiges Gedankengebäude, bot es ihm in seinen schweren seelischen Nöten und Kämpfen keine Zuflucht und brach rasch in sich zusammen, als ihn Ibsens „Brand“ und Kierkegaards „Entweder-Oder“ in ein erneutes tiefes Ringen mit religiös-ethischen Fragen hineinführten. Der 20jährige lernte diese aus gleichem calvinistischen Geiste geborenen Werke kennen

in einer Zeit, da er gerade seiner dichterischen Begabung gewiß wurde, und so empfing er von ihnen die Idee von dem Dichterberuf als einer heiligen Mission, einer von Gott auferlegten hohen Verantwortung und Verpflichtung, der gegenüber alle andern Rücksichten, sowohl auf sich selbst als auf andere zu schweigen haben. „Brand gab ihm den Glauben an ein Gewissen, das reiner war als das, was die Erziehung ihm gegeben hatte, und ein Recht, das höher stand als das gewöhnliche Recht. Und er brauchte diese Eisenstange in seinem schwachen Rücken“ („Sohn einer Magd“ 18).

Noch stärker wirkte Kierkegaard auf ihn, von dem der 62jährige bekennt, daß er „mit seinem konfessionslosen Christentum“ den tiefsten Einfluß auf ihn geübt habe“ („Erinnerungen an Dänemark“ 22. Jan. 1912). Er las „Entweder Oder“ mit „Furcht und Zittern“. „Es ritt ihn wie ein Alp.“ Er verwarf unter seinem Eindruck seine bisherige ästhetische Auffassung vom Leben und Dichten und machte sich die des harten, rigorosen Ethikers Kierkegaard zu eigen, der in der dichterischen Gabe eine heilige Verpflichtung, eine hohe Aufgabe sah. So erwachte aufs neue sein Sündenbewußtsein, vertiefte sich sein Schuldgefühl, wurde er in neue Verzweiflung, neue Kämpfe geworfen. Kierkegaard brachte ihm nicht etwa innere Ruhe und Sicherheit, sondern weckte und rüttelte ihn auf, daß es in ihm stürmte und gärte wie nie zuvor. Er fühlte sich in seinen „innersten Grundfesten“ erschüttert und litt „alle Qualen der Hölle“.

„Wir eifern für Aufklärung, aber wir haben das Alte zu früh verworfen, wir haben nichts mehr, wir sind bankrott; wir zweifeln an allem; wir wissen nicht, was wir glauben sollen! Ja, möchte es Ernst werden mit unserem Zweifel, daß wir schließlich ernstlich verzweifeln müssen, damit wir unseren verzweifelten Zustand einsehen!“ Das ist die Stimmung, der der junge Student 1871 in der Abhandlung für den Doktor Ausdruck gibt. (Zitiert nach Nils Erdmann, Strindberg, S. 174.)

Aus diesen religiösen Kämpfen, Zweifeln, Sehnsüchten und Mästen heraus dichtete er sein großes Jugendwerk „Meister Dof“ 1872. Es ist kein Zufall, daß der Held ein religiöser Reformator ist, dem von Gott die schwere historische Mission auferlegt ist, einem ganzen Volk seinen Glauben zu rauben; der sich vor dem Argernis fürchtet, das er geben wird, der aber doch hinein muß in den Wirbel, wenn er auch darin untergehen muß, und der wie Ibsens „Brand“ alles seinem Veruf opfern, der Wunden schlagen muß, während er lieber Wunden heilen möchte. Was Magister Dof seiner Zeit war, das den eigenen Zeit- und Volksgenossen zu werden, ist des Dichters sehnlichster Wunsch, aber er vermag nicht den festen Glauben zu gewinnen, daß er wirklich dazu „berufen“ ist, sei es auch nur den Zweifel zu wecken, und das Alte, Morschgewordene zu zerstören, um dem Neuen die Bahn zu bereiten.

Die Abspannung, die eintritt, nachdem er das Werk geschaffen, stürzt ihn in eine heftige Krise mit vorwiegend depressiven Stimmungen, die verstärkt werden durch das Ausbleiben des Erfolges, durch die völlige Teilnahmslosigkeit, der seine erste große dichterische Schöpfung begegnet. Er wird nicht nur irre an seiner eigenen dichterischen Berufung, er zweifelt an der Möglichkeit eines Fort-

schritts in der Menschen-Entwicklung überhaupt und vor allem an der göttlichen Leitung der Geschichte. Die Furcht vor geistiger Umnachtung taucht bereits gelegentlich auf. — „Ich glaube einmal, daß es eigens für mich bestimmt sei, eine Schule des Leidens durchzumachen, um etwas zu werden oder vielmehr um etwas Gutes tun zu können“, schreibt er an einen Freund den 25. September 1872. (Zitiert nach R. Warburg, *Illustreret Svensk Literatur historia* 4, 2.) Aber nun will er nichts mehr wissen von „Gott und Moralität und all dem Zeug“. Wieder greift er zu Kierkegaard und findet ihn „unheimlich“, er „reißt einen hinaus in einen Totentanz“ (ebd.). Seine Wirkung auf ihn ist jetzt eine wesentlich negative, auflösende, zur Verzweiflung treibende.

Diese Stimmungen machten ihn reif für die Aufnahme von Buckles skeptizistischer Geschichtsphilosophie und Eduard von Hartmanns Pessimismus. Unter dem starken Einfluß von Buckles „Geschichte der englischen Zivilisation“ verlor er jeden Glauben an irgendwelche absoluten Wahrheiten und Werte. Was der einen Epoche als heilig galt, mußte für die nächste notwendig zu Irrtum und Frevel werden. „Jetzt weckte jeder Gedanke seinen Gegensatz, und alles löste sich in einem endlosen Widerspruch auf“ („Entwicklung einer Seele“ 5). Wenn alle Entwicklung sich in naturgesetzlichem Ablauf vollzog, so war kein Platz mehr für das Walten einer göttlichen Vorsehung, dann gab es für den einzelnen aber auch keine Möglichkeit mehr, irgendeinen Einfluß auf diese Entwicklung auszuüben, dann fiel auch der Glaube an die eigene „Mission“. Religion war ihm nun nichts anderes als die Furcht vor dem Unbekannten, Idealismus nichts als „Gehirnentzündung“, die Träume der Jugend nichts weiter als „Samenkonzentrationen zum Gehirn“. Nur vom Egoismus sah er die Welt regiert.

In derselben Richtung wirkte Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“. Der Schlaf wurde ihm „eine Seligkeit und der Tod das höchste Glück“. Aber er dichtete Hartmanns unbewußten Willen um in einen bösen Gott, der die Schicksale der Menschen lenkt. „Es kam ihm so einfach vor, daß diese Welt von Lügen, Täuschungen, Schmerzen durch eine böse Macht beherrscht werde, welcher der Höchste die Regierung überlassen habe.“ Er fühlte sich von einer persönlichen Macht persönlich verfolgt. So erklärt er sich jetzt seine Gewissensstrupel. „Dieser Glaube war eine Art Trost.“ Er befreite ihn von seinem Verantwortungsgefühl für die eigene Schuld („Entwicklung einer Seele“ 5).

In dem eigenartigen Nachspiel zu der letzten Fassung des „Meister Mof“ (in Versen) aus dem Jahre 1878, einem „großen Gespräch über die Erschaffung und den Sinn der Welt“, hat er diesen pessimistischen Anschauungen dichterischen Ausdruck verliehen. In ihm macht er in merkwürdiger Umkehrung der christlichen Auffassung Gott zum „Bösen“ und Luzifer, den „Lichtbringer“ zur „guten Macht“. Über ihnen aber thront (im Drama unsichtbar) der Ewige in unergründlicher unnahbarer Ferne, läßt sie gewähren, und erscheint nur „jede Myriade von Jahren in ihrem Herrschaftsbereich, südlich der Milchstraße“. Gott schafft aus dem Nichts, zu dem sie wieder werden soll, die Erde, die Welt der Torheit, um sich mit seinen Engeln an dem Schauspiel zu weiden, wie ihre Bewohner, die sich Götter dünken, sich mühen und brüsten. Ihre Qualen sind ihnen

eine Freude. Luzifer aber klärt die Menschen über den Ursprung und Sinn der Erde auf, sagt ihnen, daß sie nur leben, um die Götter zu zerstreuen und schenkt ihnen den Tod als „das letzte Geschenk der Befreiung“. Gott aber gibt ihnen die Liebe, damit sie über den Tod hinaus das Geschlecht fortpflanzen, erweckt Illusionen in ihnen, um zu verhindern, daß sie das Nirwanan erlangen. Luzifer aber streut über sie „die unvergänglichen Gaben“ Krieg, Pest, Hunger, Sturm und Brand aus, durch die sie sich die Befreiung erringen sollen, und endlich sendet er ihnen seinen Sohn, um die Menschen zu erlösen, durch seinen Tod dem Tode den Schrecken zu nehmen und sie sterben zu lehren! Wir sehen, es ist nichts anderes als Hartmanns Philosophie, von Strindberg umgebeutet, in dichterische Bilder übersezt.

Er war „zu weit fortgeschritten, um an einen Gott glauben zu können, der persönlich in die kleinen Angelegenheiten des Menschenlebens eingreift“. Darum läßt er über den Kämpfenden den „Ewigen“ thronen. Gott mußte er noch behalten, wenn auch jetzt als „eine unbegreifliche Macht, deren Wesen nicht zu ergründen ist“ („Entwicklung einer Seele“ 9). Auch in Darwins Lehre von der Entwicklung der Welt aus anorganischem zu organischem Leben bis zum Menschen fand er keinen Beweis für den Atheismus; „im Gegenteil fand er in der gesetzmäßigen Entwicklung einen starken Beweis für das Dasein eines weisen Gesetzgebers“ (ebd.).

Aber wenn er, wie auf Dalarö durch seine Leidenschaft zu Siri von Essen (1875), in schwere seelische Not geriet, dann gewann der ferne „Ewige“ doch gelegentlich eine ganz persönliche Bedeutung für ihn, glaubte er an dessen unmittelbares Eingreifen in sein Schicksal, rief zu ihm und rang mit ihm. (Vgl. Erdmann, Strindberg S. 225.)

Im „Roten Zimmer“ (1879) hat Strindberg die Stimmung des Pessimismus, den Zusammenbruch aller Ideale, die Auflösung aller Illusionen, die skeptisch-zynische Betrachtung bei sich und gleichgesinnten Jugendgenossen ausführlich geschildert, namentlich in Olle Montanus' nachgelassenen Aufzeichnungen und in den Auslassungen des Schauspielers Phalander. „Glaube mir, der Pessimismus ist der wahrste Idealismus, und der Pessimismus ist eine christliche Lehre, denn das Christentum lehrt das Elend der Welt, dem wir uns durch das Sterben möglichst entziehen sollen.“ (Vgl. Erdmann, S. 248.) Auch für Olle Montanus ist der Pietismus nur „die Flucht der verzweifelten Seele aus der Welt“. In der Weltverneinung trifft des Dichters neuer philosophisch-pessimistisch-skeptizistischer Standpunkt mit seinem früheren pietistischen Fühlen zusammen.

Nach dem Erfolg des „Roten Zimmers“ und in den ersten glücklichen Jahren seiner ersten Ehe (mit Siri von Essen) machte diese trübe Stimmung einer optimistischen Lebensauffassung Platz, gewann er den Glauben an die Menschen und an sich selbst zurück. Das Bewußtsein, daß in seinem Kinde ein Teil seines eigenen Selbst ein eigenes Dasein gewonnen hatte, das ihn zu überleben bestimmt war, und für dessen Entwicklung er sich verantwortlich fühlte, führte ihn aus der Enge seiner bisherigen, rein individualistischen Weltanschauung heraus,

ließ ihn dem Einzelwesen nur einen relativen Wert der Gattung gegenüber zu erkennen. Er glaubte wieder an das Gute im Menschen, an die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit und damit auch wieder an seinen eigenen reformatorischen Beruf. Die romantischen Dramen jener Zeit („Das Geheimnis der Gilde“ 1880, „Ritter Bengts Frau“ 1882, „Glückspeters Fahrt“ 1881) geben Zeugnis von dieser Sinnesänderung. Namentlich in dem von mittelalterlichem Geiste umwehten „Geheimnis der Gilde“ zeigt sich eine gewisse Rückwendung zum Christentum. Er verherrlichte darin nach seinem eigenen Bekenntnis („Entwicklung einer Seele“) den Glauben als die „treibende Kraft im Leben“. Er wollte darin „die Zweifel aus sich herausbichten“. Der verzehrende Zweifel, symbolisiert durch den Einsturz des Kirchturms, ist das Unheilbringende, das verlorene Geheimnis der Gilde ist nichts anderes als der verlorene Glaube, ohne den nichts Großes geschaffen werden kann. (Vgl. „Rede an die schwedische Nation“.)

Aber diese romantische Sehnsucht nach der verlorenen Religiosität des Mittelalters bleibt doch nur eine kurze Zwischenepisode in der Entwicklung einer immer stärkeren Abkehr vom Christentum, einer Verdrängung des Pietismus in immer tiefere Seelenschichten. Es gab für ihn keine persönliche Verbindung mehr mit Gott, wenn er ihn auch noch als Schöpfer, Gesetzgeber, obersten Leiter gelten ließ. Die Weltverachtung weicht unter dem Einfluß Rousseaus einer glühenden Naturverehrung. Die Verachtung gilt nur noch der Zivilisation, der gegenwärtigen Menschheit, die sich von der Natur allzuweit entfernt hat.

Die christlich-asketische Moral wird jetzt als verderblich, als lebensfeindlich, als wahnsinnige Sucht, sich von der gesunden Natur emanzipieren zu wollen, zugunsten einer naturalistischen Ethik verworfen und bekämpft. (In „Heiraten“ 1883/85, in den „Schweizer Novellen“ 1884/85, in der „Insel der Glückseligen“ 1884.) Das Natürliche ist das Heilige, die Sinnlichkeit eine Naturkraft, die man nicht ungestraft vergewaltigen darf. Die unterdrückte Natur rächt sich und leitet die natürlichen Triebe in perverse Bahnen. „Die Natur kennt keine andere Treulosigkeit als die gegen ihre eigenen Gebote“ (Asra in „Heiraten“). Die von der Natur getötete natürliche Lebensfreude gilt es wieder zu erwecken (Lebensfreude in „Dies und Das“ 1884). „Die Erde ist noch schön, wo die Kultur sie nicht zerstört hat“ (Gewissensqual in den „Schweizer Novellen“). Die kirchliche Religion und die Moral werden erklärt als Herrschaftsinstrumente der Oberklasse, mit denen sie sich die Unterklasse gefügig macht. Aber ist der Ton auch zuweilen schon frivol und spöttisch, es schimmert doch noch die Hoffnung auf ein zukünftiges außerkirchliches Christentum durch, das alle Konfessionen in der Verehrung des gemeinsamen Gottes vereinigt („Gewissensqual“).

Der Verehrer der Natur und der Naturwissenschaften fühlte doch gelegentlich, wie Paul in der Novelle „Rückfall“ („Schweizer Novellen“), eine „innere Leere“ in sich, die ihn frieren ließ, „als wäre er eine Schale ohne Eingeweide“. Die naturwissenschaftliche Welterklärung gab ihm keine Antwort auf die höchsten Lebensfragen, sein tiefreligiöses Sehnen blieb ungestillt. Die Philosophie löst nicht die Welträtsel. „Die Bücher heilen keine Wunden.“ Die Theorie von Zelle oder Urschleim kann keine „Leiden stillen“.

Ach längst, ach mußte das mein Geist,
 Daß man nicht Seelen mit Zellen speist
 („Schlafwandlernächte“, 4. Nacht 1884).

Erst die Anklage der Gotteslästerung, die ihm die Verspottung des Abendmahls in der Novelle „Abra“ zuzog (1884), löste ihn ganz vom Christentum. Angegriffen ging Strindberg, wie immer, zur heftigsten Gegenoffensive über und bekannte sich nach dem Prozeß, der übrigens mit einem Freispruch endete, offen und entschieden zum Atheismus. Er begann an einem Vorhandensein einer wohlwollenden Vorsehung und einem göttlichen Schöpfer zu zweifeln und warf seinen lange schon schwankenden (zuletzt nur noch deistischen) Gottesbegriff nebst Unsterblichkeitsglauben gänzlich über Bord. „Gibt es einen Gott, so geht es uns nichts an. Wir lassen die Frage als ungelöst fallen, da er sich nicht offenbart hat.“ Die Welt findet er „von ganz anderen Kräften gelenkt“ als von „einem liebevollen persönlichen Gott“, nämlich von den Motiven rücksichtsloser Selbstsucht der Menschen. Er glaubt nicht mehr an ein schöneres „Jenseits“. Der Zweck des Lebens ist allein das Leben selbst. „Das Leben kann keine andere Aufgabe haben als die, das Leben zu unterhalten, bis man stirbt.“ Er leugnet den geschichtlichen Fortschritt, sieht nirgends „eine Entwicklung zur Vernunft oder zum Glück der Menschen“, sondern nur „Bewegungen, Veränderungen, Störungen, Umstürze“, nirgends einen Plan und Sinn. Seinen früheren Idealismus verachtet er jetzt als romantische Schwärmerei. Seine moralische Devise ist „Hilf dir selbst“, es gibt kein anderes Ziel als für sich und die Seinen zu leben. „Die große Sache ist nichts als das große Interesse vieler großer Egoisten.“ Auch der Glaube an den eigenen „Beruf“ fällt. Er fragt nicht mehr, ob es seine Pflicht ist, die „große“ Sache zu fördern, sondern nur, ob er ein Interesse daran hat, daß sie gefördert wird („Entwicklung einer Seele“ 16).

Die Religion erklärt er jetzt rein soziologisch als „ein im niederen Entwicklungsstadium entstandenes Bedürfnis, das die Oberklasse benützt, um die Unterklasse niederzuhalten“, das Gewissen als das „Gefühl, einer Vorschrift (der Oberklasse) nicht gehorcht zu haben“, die Moral als „ein von der Oberklasse diszipliniertes Rechtsgefühl, um die Unterklasse zu friedlicher Lebensweise zu verlocken“ („Kleine Katechese für die Unterklasse“ 1884/85). In einer Zeitschrift, die das „Zündholz“ heißen soll, will er diese neuen, „atheistischen, materialistischen“ Anschauungen mit Heidenstam zusammen vertreten. Sie kommt nicht zustande, aber in seinen „modernen Fabeln“ (1885) gießt er seinen ganzen Spott über die Religion aus.

Das hindert ihn freilich nicht, in Augenblicken höchster Not zu Gott zu schreien. Als in einer Nacht des Jahres 1886 seine siebenjährige Tochter vom Starrkrampf befallen wird, da beginnen auf die Bitten seiner Frau seine Lippen sich zu bewegen und alte Worte, die er seit 25 Jahren nicht wiederholt hat, kommen hervor. „Mit den Worten steigen alte Gedanken auf, mit den Gedanken wächst meine Stärke.“ Er fühlte einen Strom von neuer Kraft aus seinen Fingern ausstrahlen. Das Kind fiel in Schlaf und wurde gerettet. Nachträglich erklärte er sich das so, daß seine Nervenströme die des Kindes durch Kontakt und

Leitung regelten. Aber dunkel bleibt ihm, wie das Gebet die Ströme wecken konnte („Entwicklung einer Seele“ Kap. 19, überschrieben „Mystik — vorläufig noch Mystik“). Bizarriert verrät sich hier die innere Unsicherheit des „dezierten Atheisten“, ebenso wie in dem Brief an Gejerstam, Neujahr 1886: „Ich bin mit einem Wort bankrott — und weiß — verdammt — nicht mehr, was ich glauben soll. Sammelfurium von Altem und Neuem.“ (Mitgeteilt von R. Warburg, *Illustreret Swensk Literaturhistoria* IV, 2, S. 493.)

Auch der Prophet Rousseau wird verleugnet, auch das Naturevangelium wird wieder verworfen. Die Natur ist keineswegs so zweckmäßig, als sei sie von Gott geschaffen, es waltet in ihr nur der Kampf roher, sinnloser Kräfte. Sie ist nicht gut, sondern grausam. Vom Darwinismus aus kommt er zu ähnlichen Konsequenzen wie Nietzsche. Noch bevor er etwas von ihm weiß, betont er wie dieser das Recht des Stärkeren über den Schwächeren, nennt die christliche Moral eine Sklavenmoral, eine Schutzwehr, ein Verteidigungsinstrument der Kleinen gegen die Großen, und er steht jetzt unbedingt auf der Seite der Großen. Den Sozialismus, dem er früher gehuldigt hat, schwört er ab und nennt ihn „aufgekochtes Christentum mit Zusatz von deutscher Philosophie“. Die Natur will, daß die Großen, Starken und Klugen herrschen sollen, und wenn der Dstrozismus der Athener dieses Naturgesetz bekämpfte, wirkte er genau so verberblich wie das Christentum, das Evangelium der Kleinen. (Fabel „Die Kleinen“ 1885, „Wivisektionen“ 1886/87, Aufsatz in „Politiken“ 1887.)

Als er dann im Herbst 1888 durch Georg Brandes auf Nietzsche als „einen Geistesverwandten“ aufmerksam gemacht wird, findet er mit begeisterter Freude die eigenen Ansichten in „Jenseits von Gut und Böse“, der „Genealogie der Moral“, in der „Götzendämmerung“ wieder, und sein Haß gegen das Christentum steigert sich aufs äußerste, er nennt Nietzsche den „Befreitesten, den Modernsten von uns allen“, er preist ihn als den „Verkünder des Untergangs Europas und des Christentums“. Das Christentum ist ihm jetzt eine „Barbarei, die nur durch die Völkerverwanderungen zustande kommen konnte, da die Wilden im christlichen Aberglauben Ablösung ihres eigenen fanden“, „ein Rückschlag in der Entwicklung, die Religion der Kleinen, der Weiber, der Kinder und Wilden“ (Briefe an G. Brandes, 2. Dft. und 4. Dez. 1888). Alle Freunde mahnt er in seinen Briefen, Nietzsche den Befreier zu lesen. Freilich ist sein Übermenschensideal wesentlich verschieden von dem Nietzsches. Für ihn besteht das Übermenschentum in der Vereinigung von höchster kultivierter Intelligenz mit gezügelter, disziplinierter Willensstärke. Mit der Kraft der Suggestion wirkt die Überlegenheit solcher „befreiten“ Menschen auf die Schwächeren in der Novelle „Schleichwege“, im „Vater“ (Laura) 1887, im „Gläubiger“ (Gustav) 1888, in „Tschandala“ (Magister Törner) 1888, in den „Leuten auf Hemjö“ (Carlsson) 1887, in dem Roman „Am offenen Meer“ (Dr. Borg) 1889/90. Gerade dieser Dr. Borg ist sicher kein Kraftmensch im Sinne Nietzsches. Er ist vielmehr Kulturmensch, ganz Intelligenz, seine Willensenergie hat etwas mühsam Erkämpftes. Er ist wie Strindberg krankhaft reizsam, seinen Nerven unterworfen, hat viel mehr von einem Dekadent als von einem Übermenschen an sich.

Auch ist Nietzsche für ihn durchaus nicht der „Weisheit letzter Schluß“. Das Bekenntnis zu ihm bleibt nur Episode in Strindbergs Entwicklungsgang. Schon 1890 stimmt er mit Brandes darin überein, daß man durch Nietzsche hindurchgehen, sich von ihm befruchten lassen und sich dann von ihm reinigen müsse (Brief an G. Brandes, 22. April 1890).

Zur gleichen Zeit, da Nietzsches helle Geistigkeit auf ihn einwirkt, wird er von der mystischen Phantastik eines Edgar Allan Poe aufs tiefste berührt (Brief an Ulla Hansson, 3. Januar 1889), vertieft sich in die Probleme des Hypnotismus, Okkultismus, Spiritismus und wirft sich dann mit der Leidenschaft seines ganzen Wesens auf das Studium der exakten Wissenschaften, insbesondere der Biologie und Chemie, in der Hoffnung, hier Antwort auf sein Fragen nach dem innersten Sinn des Lebens zu finden. Aber er muß einsehen, daß die herrschende Physik und Chemie die Geheimnisse des Weltalls nicht entschleiern haben, daß sie nur Grenzen setzen, während die Erforschung der in allem vorhandenen verborgenen Einheit ihr Ziel sein müßte. Er entdeckt, daß auch die exakten Wissenschaften mit „Erfindungen und Phantasien“ arbeiten, daß auch in ihnen der Glaube an Dogmen und Autoritäten herrscht. So versucht er selbst in monistischem Sinne die Naturwissenschaften zu reformieren und bekämpft in seinen naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Schriften (*Antibarbarus* 1893/94, *Silva Silvarum* 1895/96, *Jardin des Plantes* 1896, *Alchymistische Briefe an Jollivet Castelot* 1894/98) die herrschende Auffassung mit der ihm eigenen Kühnheit und Energie. Sein Ziel ist der Nachweis der Einheitlichkeit alles Lebens und Seins. Materie und Geist sind eins, Leben pulst auch in den toten Dingen. Er läßt den in der herrschenden Chemie gebräuchlichen Begriff des Elements nicht gelten, sondern sucht nachzuweisen, daß alle Grundstoffe sich auflösen lassen, daß sie ineinander übergehen, nichts anderes sind als verschiedene Verdichtungsstadien ein und derselben Materie. Dies ist der Ausgangspunkt seiner bekannten Versuche, auch das Gold aus anderen Stoffen herzustellen. In der Biologie will er den Unterschied von Pflanze und Tier aufgehoben wissen, entdeckt auch bei den Pflanzen ein Nervensystem, weist überall auf die geheimnisvollen Gemeinsamkeiten hin und ist überzeugt von der Allgegenwart des Lebens. Auch der „Kiesel atmet und hat die Bewegungsmöglichkeit des Protoplasma“ („Das Seufzen der Steine“ 1896). Es wird ihm die schmerzliche Erkenntnis, daß die Wissenschaft die elementaren Vorgänge im Leben nicht zu erklären, daß sie die Rätsel des Lebens und des Todes nicht zu lösen vermag, daß unser Denkapparat für die Dimensionen des Alls nicht ausreicht.

Die Stepsis, der Relativitätsstandpunkt aber konnte den Feuergeist eines Strindberg auf die Dauer nicht befriedigen. Ihm konnte es nicht genügen, in der müden, kühlen Schau eines Oswald Spengler aus ferner Höhenperspektive die abendländischen Kulturleistungen an sich vorüberziehen zu lassen, sie in historischer Einfühlung noch einmal in sich zu erleben, er verlangte von der Wissenschaft mehr, er forderte von ihr die Lösung der letzten Rätsel des Daseins, ihn dürstete es nach Antwort auf die quälenden Fragen, die ihm die eigenen Lebens- und Leidenserfahrungen stellten, ihn drängte es nach Erfassung absoluter reli-

giöser und ethischer Werte und Wahrheiten. Die Überzeugung von dem „Bankrott der Wissenschaft“, die Verzweiflung über das Nicht-Wissen-Können weist ihn daher auf den Weg des Glaubens, den er dann, wie wir sahen, in der Inferno-Krise beschreitet.

Beethoven und Grillparzer.

Die Grundlinien ihrer geistigen Beziehungen ¹⁾.

Von Alfred Drel in Wien.

Die unmittelbaren persönlichen Beziehungen zwischen Beethoven und Grillparzer erstrecken sich nur über eine kurze Zeit: im Herbst des Jahres 1822 erhielt Grillparzer vom damaligen Leiter der Hoftheater, dem Grafen Moriz Dietrichstein, die Einladung, für Beethoven ein Operntextbuch zu schreiben. Ob dieser selbst auf den Dichter hingewiesen hatte, wie es Grillparzer in seinen Erinnerungen darlegt, sei dahingestellt; möglich wäre es immerhin, da Beethoven schon drei Jahre zuvor auf den erfolgreichen Dichter der „Ahnfrau“, der „Sappho“, der „Medea“ aufmerksam geworden war und dessen Name in den Konversationsheften des Meisters ²⁾ mehrfach anzutreffen ist. Jedenfalls nahm Grillparzer den Antrag nur zögernd an und nach den Eintragungen im Konversationsheft Beethovens war es insbesondere der Vizedirektor der Hofbühnen, Ignaz Franz v. Mosel, der den Dichter dazu zu bewegen suchte. Dieser Name läßt schon einen Blick auf die tieferen Gründe tun, aus denen die ganze Angelegenheit erwuchs: Um die Mitte des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts hatten Rossinis Werke ihren siegreichen Einzug in Wien gehalten und die deutsche Oper gänzlich zurückgedrängt; denn die Wiener wandten sich von den dem Hörer immerhin Probleme bietenden deutschen Opern ab und gaben sich willig dem Zauber der einschmeichelnden Weisen des Italieners gefangen. Grillparzer selbst nahm in diesem Kampfe zwischen deutscher und italienischer Oper entschieden Stellung für die Italiener.

Grillparzer war in seiner kritischen Einstellung zur Musik ³⁾ — sie ist vielleicht von der rein empfindungsmäßigen scharf zu trennen — durchaus konservativ. Mozarts Kunst erschien ihm als Idealbild, sie war gleichsam der Maßstab, an dem er das musikalische Schaffen maß, das ihm begegnete. Allerdings sind es wieder besondere Eigenschaften der Kunst dieses Meisters, die wir Grillparzer immer wieder betonen sehen, Eigenschaften, die kaum den gesamten künstlerischen Gehalt des Problems Mozart ausmachen, ja sogar Eigenschaften,

¹⁾ Nach einem vor der Wiener Grillparzer-Gesellschaft und dem Wissenschaftlichen Club in Wien im Januar 1927 gehaltenen Vortrage.

²⁾ Hrg. v. A. Sauer im 3. Band der Schriften des Literarischen Vereines in Wien.

³⁾ Des näheren habe ich mich mit ihr in meiner Untersuchung über „Grillparzers Verhältnis zur Tonkunst“ in Oskar Katanns „Grillparzerstudien“ (Wien 1923) beschäftigt; ich kann mich hier auf das Wichtigste davon beschränken.

deren vermeintliche Existenz nur aus der besonderen Geistigkeit Grillparzers zu erklären ist. In seiner Reflexion legte er sich eine ästhetische Einstellung der Tonkunst gegenüber zurecht, die wohl letzten Endes auf seinem Empfinden, also einem irrationalen Grunde aufgebaut war, jedoch sogleich auch einer verstandesmäßigen Formulierung unterzogen wurde, die in ihrer konsequenten Durchbildung, vielleicht sogar in mancher Hinsicht zu einem Widerspruch, zumindest zu einer Inkongruenz mit dem naiven Empfinden Grillparzers führte, auf dieses aber wieder zufolge der rationalen Einstellung des Dichters seiner eigenen Psyche gegenüber, die auch auf dem Gebiete der Dichtung wohl kaum zu verkennen ist, maßgebenden Einfluß gewann.

Man tut vielleicht nicht unrecht, seine ästhetische Einstellung zur Tonkunst vor allem aus dem Gegensatz heraus zu erklären, der sein Verhältnis zur Dichtkunst und zur Musik kennzeichnet. Fühlt er sich auf dem einen Gebiet als Schaffender, als Gebender, so steht er auf der anderen dem Kunstwerk durchaus als Hörer, als Empfangender gegenüber, allein als Empfangender von derart starker Aktivität, daß er irgendwelche Behinderung der eigenen geistigen Tätigkeit — und als solche muß ihm schon die Beeinflussung nach einer bestimmten Richtung hin erscheinen — von sich weist und — als Mangel des Kunstwerks erklärt. Er geht in seiner Einstellung zum musikalischen Kunstwerk durchaus von der Wirkung auf den Hörer aus, eine subjektiv begreifliche, objektiv jedoch in ihrer Einseitigkeit durchaus abzulehnende Art der Musikbetrachtung. Grillparzer meint geradezu, „wenn man den Grundunterschied der Musik und der Dichtkunst schlagend charakterisieren wollte, so müßte man darauf aufmerksam machen, wie die Wirkung der Musik vom Sinnenreiz, vom Nervenspiel beginnt und, nachdem das Gefühl angeregt worden, höchstens in letzter Instanz an das Geistige gelangt, indes die Dichtkunst zuerst den Begriff erweckt, nur durch ihn auf das Gefühl wirkt und als äußerste Stufe der Vollendung oder Erniedrigung erst das Sinnliche teilnehmen läßt; der Weg beider ist daher gerade der umgekehrte“⁴⁾. „Die Poesie“, sagte er, „will den Geist verkörpern, die Musik das Sinnliche vergeistigen.“⁵⁾ Die Grenzen der Musik seien daher durch das „Schöne“ gezogen, während die Dichtung vor dem Häßlichen nicht haltzumachen brauche, denn es werde bei dem Umwege über das Begriffliche der Verstand „die Vorstellung der Zweckmäßigkeit, den Eindruck des Häßlichen (Unschönen) von vornherein insoweit mildern, daß es als Reizmittel und Gegensatz sogar die höchste Wirkung hervorbringen kann“⁶⁾. Als das Schöne bezeichnet er „dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug thut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön.“ Dann wieder: „Die Schönheit ist die vollkommene Übereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen.“⁷⁾

⁴⁾ GW. (Grillparzers sämtil. Werke, hrsg. v. A. Sauer, 5. Aufl., Cotta) XV, 113.

⁵⁾ GW. XV, 115.

⁶⁾ GW. XV, 113.

⁷⁾ GW. XV, 24.

Es erscheint aus derartigen Gedankengängen heraus begreiflich, daß Grillparzer geradezu zu einer Formalästhetik der Musik gelangt.

Auch bei Mozart:

Der nie zu wenig that und nie zu viel,
Der stets erreicht, nie überschritt sein Ziel,
Das mit ihm eins und einig war: das Schöne!

— auch bei Mozart macht der Dichter noch Unterschiede: „Wer die Arien der Constanza in der ‚Entführung‘ hört, merkt, daß Mozart in seinem Anfange dem Punkte näherstand, auf dem Beethoven aufhörte. Die Empfindung herrscht noch vor über die Form. Mit zunehmender Reife aber lernte er, ohne Schaden für die Empfindung, sie der Form unterzuordnen, sie zu gestalten, was Beethoven immer mehr verlernt hat.“⁸⁾ Das Charakteristische an der Musik — wie man es damals vielfach nannte — wird ihm damit selbstverständlich zum Mangel, und gerade in der „ziemlich vagen Bezeichnungsfähigkeit der Musik“ liegt ihr wesentlicher Vorzug. Auch der „charakteristischsten Symphonie Beethovens“ würden „von zehn geistreichen, in der Musik und Poesie erfahrenen Männern“ staunenswert verschiedene passende Texte unterlegt werden, und bei Mozart erbiethet sich Grillparzer, bei jeder beliebigen seiner Opernarien „die Worte durchaus, ja sogar den Modus der Empfindung zu ändern, ohne daß jemand, der das Musikstück zum erstenmale hört, daran ein Arges haben und es weniger bewundern soll“⁹⁾. Für ihn ist der metaphysische Bezirk der Musik auf das Gefühl beschränkt, und zwar sind gerade die dunkeln — also unbestimmten, konkret geradezu unbestimmbaren — Gefühle nach seiner Ansicht das eigentliche Gebiet der Musik. Ist es da zu wundern, wenn wir in seinen Tagebüchern die Notiz lesen: „Ein Gegenstück zu schreiben zu Lessings Laokoon: [nämlich] Rossini oder über die Grenzen der Musik und Poesie“¹⁰⁾? Es ist nicht ohne Interesse, daß Grillparzer hier die gleiche Ansicht ausspricht wie Schopenhauer [worauf schon Horst Geißler¹¹⁾ hingewiesen hat], dessen Schriften ihm 1819 bekannt wurden — Grillparzers Aufzeichnung stammt aus demselben Jahre. Schopenhauer sagt¹²⁾: ... „wenn also die Musik zu sehr sich den Worten anschließen und nach den Begebenheiten zu modeln sucht, so ist sie bemüht, eine Sprache zu reden, welche nicht die ihrige ist. Von diesem Fehler hat sich keiner so rein gehalten wie Rossini ...“ Kam diese italienische, in der That sich vorerst durchaus an die Sinne wendende Opernkunst mit ihren wohlkauterfüllten, allerdings auch wieder in anderer Hinsicht vielfach geistig leeren Klängen, mit ihren abgerundeten Linien und Formen nicht den erwähnten ästhetischen Vorstellungen Grillparzers von Wesen und Aufgabe der Musik in weitem Maße entgegen? Erscheint es uns da nicht völlig begreiflich, daß er sich durchaus zu ihr bekannte, ja zu ihr bekennen mußte, die Werke Carl Maria

⁸⁾ GW. XV, 124.

⁹⁾ GW. XV, 128.

¹⁰⁾ GW. XV, 115.

¹¹⁾ Grillparzer und Schopenhauer, Weimar 1915.

¹²⁾ Schopenhauers Werke, hrsg. v. E. Grisebach (Reclam) I, § 52, S. 345.

v. Webers hingegen von Grund aus ablehnte? Wie mußte er beim Anhören des „Freischütz“ empfinden, jener völlig aus dem Text und seinem Ideengehalt erwachsenen, von ihm im Konkreten gleichsam abhängigen, zumindest mit ihm untrennbar verbundenen Musik, wo er doch den Grundsatz aufgestellt hatte: „Keine Oper solle vom Gesichtspunkte der Poesie betrachtet werden — von diesem aus sei jede dramatisch-musikalische Komposition Unsinn —, sondern vom Gesichtspunkte der Musik: als ein musikalisches Bild mit darunter geschriebenen, erklärendem Texte“¹³⁾, der aber, wie wir nach dem oben Gesagten ergänzen dürfen, im Idealfall ebensogut ein ganz anderer sein könnte. Und so bestätigt ihm im Jahre 1823 die Aufführung von Webers *Euryanthe*, was er schon beim *Freischütz* geahnt hatte. Weber ist ihm ein musikalischer Adolf Müllner, er ist ein poetischer Kopf, aber kein Musiker. „Diese Oper kann nur Narren gefallen, oder Blödsinnigen oder Gelehrten, oder Straßenräubern und Meuchelmördern. ... Dieses Umkehren des Wohllautes, dieses Notzüchtigen des Schönen würde in den guten Zeiten Griechenlands mit Strafen von Seite des Staates belegt worden sein.“¹⁴⁾

Und nun trat man an Grillparzer mit dem Ersuchen heran, für Beethoven einen Operntext zu schreiben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Dichter für den Tonkünstler die größte Verehrung hegte. Er hätte nicht ein Mensch von der geistigen Größe sein müssen, als den wir ihn erkennen, wenn er nicht das Überraschende an Beethovens Künstlertum anerkannt hätte. Seine persönliche Einstellung zu den Werken Beethovens war allerdings, nach den kurz umrissenen musikästhetischen Anschauungen begreiflicherweise, durchaus nicht die völliger oder kritikloser Gefolgschaft. Daß er dem späten Schaffen Beethovens nicht zu folgen vermochte, braucht uns nicht wunderzunehmen, er bekennt dies auch offen zu Littrow-Bischoff noch im Jahre 1866, und 1843 hatte er mit Beziehung auf Beethovens IX. Symphonie geschrieben:

Ob's mir gefällt, ob nicht gefällt,
Sein Ruhm bleibt ganz und heil,
Denn jeder „Faust“, es weiß die Welt!
Hat seinen zweiten Teil.

Im Jahre 1834 versucht er sich Rechenschaft zu geben über „Beethovens nachteilige Wirkungen auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen, nicht genug zu schätzenden Wertes“, und er gelangt zu folgenden vier Punkten, die vollkommen seiner Einstellung zur Musik überhaupt entsprechen:

1. Leidet das erste und Haupterfordernis eines Musikers, die Feinheit und Richtigkeit des Ohrs, unter seinen gewagten Zusammensetzungen und dem nur gar zu oft eingemischtem Tongehül und Gebrüll.
2. Durch seine überhitzten Sprünge erweitert sich der Begriff von Ordnung und Zusammenhang eines musikalischen Stückes so sehr, daß er am Ende für alles Zusammenfassen zu lose sein wird.
3. Macht ein häufiges Übertreten der Regeln diese als entbehrlich schwindend, indes sie doch die Aussprüche des gesunden, unbefangenen Sinnes, und als solche unschätzbar sind.

¹³⁾ GW. XV, 115.

¹⁴⁾ GW. XV, 131.

4. Substituiert die Vorliebe für ihn dem Schönheitsfinne immer mehr den Sinn für das Interessante, Starke, Erschütternde, Trunkenmachende: ein Tausch, bei dem, von allen Künsten, gerade die Musik am übelsten fährt¹⁵⁾.

Beethovens Musik entspricht daher — wenigstens wird man dies wohl sicher auf die Reife- und Spätwerke des Meisters beziehen dürfen — nicht mehr dem musikalischen Schönheitsideale Grillparzers, für ihn ist sie nicht so sehr schön als vielmehr interessant, stark, erschütternd, trunkenmachend. Tönt uns aus diesen Kriterien Grillparzers nicht gleichsam das Wort Beethovens entgegen: „Meine Musik soll dem Manne Feuer aus dem Geiste schlagen!“?

Da begegnet uns aber nun in den geistigen Beziehungen Grillparzers zu Beethoven eine Wertwürdigkeit, scheinbar ein Widerspruch im Wesen Grillparzers. Der Dichter nimmt nicht nur den Antrag an, ein Opernbuch für den berühmten Tonkünstler zu verfassen, sondern er wählt dazu einen hochromantischen Stoff, das Märchen von der schönen Melusine. Kurze Zeit zuvor hatte er es in einem fragmentarischen „Entwurf zu einem Kinderballet“ behandelt, nun gestaltete er es zu einem Opernlibretto aus. Daß der Gedanke, ein Opernbuch zu schreiben, für Grillparzer nicht so fremdartig war, darauf wurde schon von anderer Seite¹⁶⁾ unter Hinweis auf die vom Dichter im Jahre 1808 unternommene Umarbeitung von Shakespeares „Sommernachtstraum“ zu einer komischen Oper „Der Zauberwald“ und eine spätere Opernszene, worin Penelope mit einem Chor von Jünglingen auftritt, hingewiesen. Wir können nun beobachten, daß Grillparzer, der im Jahre 1822 schreibt, Friedrich Kind hätte wohlgetan, sich bei seinem Freischütz das Don Giovanni-Libretto Lorenzo da Pontes zum Muster zu nehmen, nunmehr von Beethoven selbst auf die Verwandtschaft der Melusinedichtung mit dem Freischütz aufmerksam gemacht wird. Über die Besetzung der Rollen wird gesprochen und besonders der Jägerchor, den Grillparzer an den Anfang des Librettos gestellt hatte, ist wiederholt Gegenstand der Unterhaltung. Eben die Verwandtschaft mit dem „Freischütz“ läßt Grillparzer den Vorschlag machen, ihn allenfalls durch einen Nymphenchor zu ersetzen, dann wieder sollten sich nur die letzten Töne eines verhallenden Jagdchors mit der Introduction mischen, ohne daß die Jäger selbst auftreten, denn „mit einem Nymphenchor anfangen zu lassen, würde vielleicht die Wirkung dieses Chors am Schlusse des 1. Actes schwächen“. Übrigens scheint Grillparzer sich völlig den Wünschen Beethovens anpassen zu wollen, allein es kommt doch zu keiner Zusammenarbeit.

Vielleicht empfand der Dichter selbst, daß der Tonkünstler sich für den Stoff nicht sonderlich erwärmte, denn schon im ersten Gespräche (im Mai 1823) notiert er in Beethovens Konversationsheft: „Ich sinne schon auf eine ganz ernste Oper“ und gibt als Stoff — offenbar auf die Frage Beethovens — an: „Drahomira“. Es war dies bekanntlich der Stoff aus der altböhmischen Geschichte, der in dem Gegensatz zwischen der heidnischen Drahomira und ihrem christlichen Sohn König Wenzel seine Konfliktquelle hat. Ein Sujet, das bei

¹⁵⁾ *GW.* XV, 125.

¹⁶⁾ *R. Wagner* in „Ein Wiener Beethovenbuch“ (Wien, 1921), S. 158.

dem Dichter schon im Jahre 1809 auftaucht und ihn immer wieder lockt. Der Sprung von der Melusine zu Drahomira ist wohl ein sehr weiter, und es mag auf den ersten Blick wundernehmen und vielleicht nur Gegensätzliches diese beiden Stoffe verbinden, allein bei näherem Zusehen zeigt sich doch so manches Gemeinsame, das wieder Grillparzers Stellung zur Musik im allgemeinen, zu Beethoven im besonderen beleuchtet. Grillparzer selbst führt uns darauf, wenn er 1822 in seinem Tagebuche schreibt: „Drei Stücke einer leichteren Art sollen hintereinander gemacht werden. Als sfogo der übeln Laune, zur Unterhaltung: Die schöne Melusine, Drahomira, des Lebens Schattenbild.“¹⁷⁾ Ist es nicht merkwürdig, Drahomira, jenen Stoff, der — wie August Sauer sagt — in der Jugend Grillparzers, da uns Ansätze zu seiner dramatischen Gestaltung erhalten sind, „ein echtes und rechtes Zauberstück geworden“ wäre, „so groß und grell, so fürchterlich und abenteuerlich, wie sie eben damals auf der Wiener Volksbühne beliebt waren“¹⁸⁾, nunmehr als „leichten“, „zur Unterhaltung“ bezeichnet zu sehen? Der nach den verschiedensten Richtungen hin reiche Stoff hatte eben eine innere Wandlung des Dichters überdauert; dieser stand ihm nunmehr ganz anders gegenüber. Zur Zeit seines frühen Auftretens — ich stütze mich hier auf die ausgezeichnete psychologische Erfassung des Lebens und Schaffens Grillparzers durch Edwin Rollett¹⁹⁾ — ist das Wiedererwachen der ursprünglichen, individualistischen, „zu Mystik und Zauber, zu Geheimnis und Schicksalsglauben neigenden Artung Grillparzers“²⁰⁾ die Grundlage, auf der dieser Stoff erwächst. Und „gerade in ihm drängten ursprünglichste, überweltliche Wesenselemente des Dichters zur Gestaltung“. Allein er mußte weichen, und die in Grillparzer nach Befreiung ringenden Kräfte fanden in der Ahnfrau ihre Lösung. Allein es ist beachtenswert, wie in diesem *gestalteten* Werke an die Stelle der aktiven Dämonie Drahomiras die Passivität der Kraftnaturen der Ahnfrau getreten ist, „ihre Gebundenheit, ihr Versagen gegenüber den unberechenbaren und geheimnisvollen Mächten des Lebens, ihr vergebliches Anrennen gegen ihre Grenzen“²¹⁾. Dem dionysischen Schwung Grillparzers, der am liebsten „eine Tragödie in Gedanken schreiben“ möchte, tritt im Gestaltwerden die Erkenntnis tatsächlicher Unzulänglichkeit, der Inkongruenz zwischen Idee und Wirklichkeit an die Seite. Dem Ausbruch der Ahnfrau folgt sodann die Absicht der dichterischen Selbsterziehung Hand in Hand mit dem „Bedürfnis, den Kräfte seiner Wesensart Spielraum zu geben, die nach harmonischer Gestaltung eines harmonischen Lebensbildes zielten“. Statt des geplanten „Traum ein Leben“ entstand aber vorerst, aus der inneren Situation des Dichters heraus, Sappho, „die Tragödie der bedeutenden, überragenden, überlebensgroßen Natur“, wohl von „wilder Leidenschaft“ erfüllt, aber gebunden durch eine „ruhigere, großlinige, edle Handlung“²²⁾. Noch ein Krisenwert entsteht,

¹⁷⁾ GW. XII, 205.

¹⁸⁾ A. Sauer, *Reden und Aufsätze*, 208/210.

¹⁹⁾ Fr. Gr. Ges. Werke, hrsg. v. E. Rollett und A. Sauer, Wien 1925, I. XIII ff.

²⁰⁾ Ebd. XLIV.

²¹⁾ Ebd. LI.

²²⁾ Ebd. LIV ff.

die erste Arbeit an der großen Trilogie, und erst die italienische Reise bringt eine Klärung im Innern des Dichters, die sich deutlich in der Änderung des Planes dieses Monumentalwerks kundtut. Das Streben nach Harmonie brachte „das stark betonte und gewollte Ausschalten der subjektiven Elemente aus dem Drama“ mit sich, eine Art Objektivierung des Stoffes, die sich dann auch in der klassischen Größe des „König Ottokar“ dartut. Wie ganz anders mußte der Dichter nunmehr der „Drahomira“ gegenüberstehen! Der Stoff fesselte ihn immer noch, die geheimen Beziehungen, die ihn mit einem Teil des innersten Wesens Grillparzers verbanden, waren nicht zu lösen, allein für den gestaltenden Dichter traten nunmehr ganz andere Qualitäten in den Vordergrund. Und Kollet hat völlig recht, wenn er aus der Zusammenstellung der drei Stoffe „Melusine“, „Drahomira“ und „Traum ein Leben“ unter der Bezeichnung „leichterer Art“ erschließt, daß „der Gedanke an die Buntheit und Abenteuerlichkeit der Handlung, der romantische Charakter damit gemeint ist, der die aufgezählten Stücke in einen gewissen Gegensatz zu der historischen Tragödie rückt, die damals des Dichters eigentliche Hauptarbeit ausmachte“, und daß „das freiere Spiel des Gefühls, die größere Ungebundenheit gegenüber dem strengen und genau vorgeschriebenen Gang der Tragödie, das lyrische Element ihres Gehaltes, diese Leichtigkeit verursachten“²³⁾.

Grillparzer, der streitbare Gegner der musikalischen Romantik, befindet sich als Textdichter im Banne durchaus romantischer Stoffe. Der Verteidiger absolutester Instrumentalmusik, von deren Standpunkt er auch die Opernmusik betrachtet wissen will und selbst betrachtet, schlägt, wie sich aus dem Konversationshefte Beethovens ergibt, dem Tonkünstler sogar vor, „jede Erscheinung oder Einwirkung Melusins durch eine wiederkehrende, leichtfassende Melodie zu bezeichnen. Könnte nicht die Overture“ — schreibt er dem tauben Meister auf — „mit dieser beginnen und nach dem rauschenden Allegro auch die Introduction durch diese selbe Melodie gebildet werden.“²⁴⁾ Und diese Melodie soll die sein, „auf welche Melusine ihr erstes Lied singt“. Leitmotiv, und darum handelt es sich doch hier letzten Endes, als Anregung aus dem Munde eines Feindes der Romantik! Allerdings handelt es sich hier um eine deutsche Oper und im Gespräch mit Beethoven, das auch auf die ästhetische Einstellung Grillparzers zur Oper überhaupt hinübergleitet, vermag oder will Grillparzer seinen schroff ablehnenden Standpunkt der einen Gattung gegenüber wahrscheinlich Beethovens nicht so aburteilender Haltung gegenüber nicht aufrecht erhalten und einmal folgt seiner Erklärung, in der Oper sei „die Poesie ja nur wegen der Musik da“ auf die Antwort Beethovens, die vermutlich eine höfliche Einwendung enthielt, die Abschwächung vom Prinzipiellen ins Persönliche, indem er schreibt: „Es soll eine Oper von Beethoven sein“²⁵⁾; ein anderesmal verteidigt Grillparzer seine Vorliebe für die italienische Oper und schreibt: „Und doch kann ich mich mit jenen nicht vereinigen, die die italienische Oper unbedingt

²³⁾ Ebd. IC.

²⁴⁾ Grillp.'s Gespräche, 2. Abt. 196.

²⁵⁾ Ebd. 186.

verwerfen. Meiner Meinung nach gibt es zwei Gattungen der Oper, von denen die eine vom Text ausgeht, die zweite von der Musik. Letztere ist die italienische Oper.“²⁶⁾

Man merkt deutlich eine tiefwurzelnde Verschiedenheit in der musikästhetischen Einstellung Beethovens und Grillparzers. Gewiß wirkten äußere Ursachen mit, daß Beethoven die Komposition der Dichtung Grillparzers nicht ernstlich in Angriff nahm; im Jahre 1826 laufen noch Verhandlungen mit Berlin und dort wird das Werk im Hinblick auf C. F. A. Hoffmanns „Undine“, die dort im Repertoire stand, begreiflicherweise abgelehnt, jedoch darin allein kann man wohl kaum den letzten Grund dafür erblicken, daß Beethoven endgültig von der Komposition absah. Beethoven war im letzten Dezennium seines Lebens viel zu berühmt, seine Künstlerschaft war zu allgemein anerkannt, als daß er um das äußere Schicksal eines Werkes hätte besorgt sein müssen. Die Ursache des tatsächlichen Ausganges der Melusinenepisode — eine solche war es wohl für den Komponisten wie für den Dichter — liegt darin, daß Beethoven zu der ihm vorgelegten Dichtung Grillparzers kein inneres Verhältnis gewinnen konnte. Für Beethoven war eine Oper durchaus nicht ein Musikstück mit erläuterndem, letzten Endes unwesentlichem Texte. Und wenn im „Fidelio“ schon zur Zeit der Erstaufführung ein Kritiker in Melodie und Charakteristik „jenen glücklichen, treffenden und unwiderstehlichen Ausdruck der Leidenschaft“ vermißt, der ihn „an Mozartschen und Cherubinschen Werken so unwiderstehlich ergreift“, so lag dies gewiß nicht daran, daß sich Beethoven bei der Komposition etwa vom Texte losgelöst hätte, sondern vielmehr daran, daß Beethovens Begabung nicht auf dem Gebiete der dramatischen nach dem damaligen Stande der Oper im Konkreten gebundenen Musik lag, sondern vielmehr auf dem der absoluten Instrumentalmusik, deren subjektiv-„charakteristische“ Formung von der immer wieder zur Konkretisierung neigenden Zuhörerschaft damals ebenso wie vielfach auch heute noch fälschlich als „dramatisch“ aufgefaßt wurde. Beethoven war in gewissem Sinne Ideenkünstler, fast wird man an Grillparzers ersahnte „Dramen in Gedanken“ gemahnt. Er abstrahiert auch aus dem Konkreten die Idee; man erinnere sich nur der Eroica, bei der es durchaus nichts verschlug, daß Napoleon, dessen Gestalt dem Meister vorgeschwebt hatte, durch seine Proklamation zum Kaiser, zum Tyrannen wie Beethoven es nennt, den Künstler so schwer enttäuschte. Das Titelblatt, das den Namen „Buonaparte“ getragen hatte, wurde zerrissen, die konkrete Persönlichkeit versank, die Idee, deren zufälliger Träger sie gewesen war, sie blieb unverändert bestehen.

Wenn nun Beethoven sich der starken Bindung unterwerfen sollte, die ein Operntextbuch für den Komponisten immer bedeutet — von den Fällen, in denen es der schwachen geistigen Potenz als Krücke dient, braucht wohl nicht gesprochen werden —, so mußte ihm eine Idee daraus entgegenleuchten, an der sich ihm die Fabel seines Genius entflammen konnte. Und dies fehlte wohl bei

²⁶⁾ Ebd. 197.

²⁷⁾ Die Freimütige, Berlin, IV. Jhg. 1806, Nr. 10.

der Melusine. Gewiß, Beethoven griff vorerst nach dem romantischen Stoff, der sich ihm hier darbot. Der Erfolg C. M. v. Webers mag ihn nicht zuletzt den Weg haben erkennen lassen, auf dem die Zukunft der deutschen Oper lag, allein es war ein Weg, der für Beethoven nicht gangbar war, ein Weg, der aus einer ganz anderen Gegend kam als Beethovens geistige Heimat war. Es konnte die Seele Beethovens bei dem Melusinenstoff wohl nicht ganz mitschwingen. Mag auch die weibliche Gestalt des Librettos in der Verbindung ihrer Gefühlswelt mit dem „Überirdischen, Unfaßbaren, ewig Geheimnisvollen und ewig Ersehnten“²⁸⁾ Beethoven angesprochen haben, die Gestalt Raimunds in der deutschen Zeichnung ihrer äußerlichen, kleinen und gehaltlosen Verstandeswelt, jene haltlose, der Festigkeit bare²⁹⁾ männliche Hauptfigur war wohl zu sehr der Beethovenschen ideellen Einstellung fremd, als daß sich dieser Künstler, wie es ihm selbstverständliche Voraussetzung für das Schaffen war, ganz hätte darein versenken können. War die Gestalt Raimunds — wie Rollett dartut — für Grillparzer Bekentnis, konnte sie es für Beethoven nimmermehr werden. Deutlich zeigt sich ebenso in der Melusinenepisode wie in den ästhetischen und kritischen Aufzeichnungen das tiefe innere Verschiedene, in mancher Hinsicht Gegensätzliche der beiden Erscheinungen Grillparzer und Beethoven, die in Wechselwirkung mit so manchem Gemeinsamen, das sie wieder innerlich verband, ihr Verhältnis zueinander bestimmt und erklärt.

An sich könnte es merkwürdig erscheinen, daß Grillparzer, der im Todesjahr Mozarts geboren war, dem um 21 Jahre älteren Meister — wie er selbst eingesteht — nicht zu folgen vermochte, obgleich er gerade auf dem Gebiete der Musik durchaus nicht dem Durchschnittspublikum zuzurechnen war, sondern eigenes musikalisches Empfinden wie bewußte Beschäftigung mit den Erscheinungen des musikalischen Kunstlebens in Wien ihn gewiß einigermaßen auch in dieser Hinsicht aus der Menge heraus hoben. Hat man in diesem Traditionsnialismus, in dieser Einseitigkeit Grillparzers einen rein persönlichen Mangel an Einfühlung zu erblicken, oder spielen hier auch überpersönliche Momente eine Rolle?

Wenngleich man gerade bei Grillparzer und Beethoven die eigenartige, nach einer Hauptrichtung besonders stark ausgeprägte, über diese hinaus aber besonders bei dem Dichter äußerst komplizierte Individualität nicht nur nicht vernachlässigen, sondern in mancher Beziehung sogar geradezu in den Vordergrund rücken muß, so ist doch auch der Einfluß der Geistigkeit nicht zu übersehen, aus der diese überragenden Persönlichkeiten erwachsen, in der sie wurzelten. Und zwischen dem Bonn der siebziger Jahre und dem Wien der neunziger bestanden tiefgehende Unterschiede. Dort die durch die Nähe Frankreichs begünstigte, durch die Naturanlage des Volkes bedingte Empfänglichkeit für den neuen Geist, der sich jenseits der Grenzpfähle allmählich entwickelte und ausbreitete, hier die durch zielbewußte Tätigkeit des Herrschers nach einer bestimmten Richtung gelenkte, vor anderen, neuen Einflüssen sorglich behütete Geistigkeit. Dort

²⁸⁾ Rollett a. a. O. IC.

²⁹⁾ Ebd.

die Auswirkung des Kleinstaatengemengfels, dessen buntschillerndes Kartenbild fast möchte man sagen zum Symbol der trotz teilweise stammlicher Einheit auch in der Bevölkerung sich geltend machenden Vielheit wird, hier die durch jahrhundertelange Tradition des Bodens als des Zentrums eines großen Reiches, über dies hinaus des Deutschen Reiches gegebene Fähigkeit der Bindung der verschiedenen Elemente zu einer homogenen Einheit von überströmendem inneren Reichtum. Dort, im Reich, die Zeit der Sturm- und Drangbewegung, jenes zum Teil dem Boden der Aufklärung erwachsenden Ringens nach Irrationalität, des Kampfes um die Rechte des Herzens, um die Echtheit des Lebens gegen die immer mehr der Unehrlichkeit verfallende Lebenseinstellung der Aufklärung³⁰⁾, hier — um 20 Jahre später — der nunmehr erst recht, gleichsam von Staats wegen geförderte Nationalismus, ein sorgliches Verschließen der Fenster und Türen vor dem frischen Wehen des zu neuer Höhenfahrt ansetzenden deutschen Geistes, dabei aber doch wieder die merkwürdige Verquickung mit der Tradition des österreichischen Katholizismus, die gewollte Betonung des Nationalen, wie es z. B. die Eröffnung des Nationaltheaters, die Förderung des deutschen Singspiels dartut. So erscheinen Grillparzer und Beethoven der geistigen Atmosphäre nach, der sie entwachsen, völlig verschieden.

Schon zeigen sich aber auch wieder Gemeinsamkeiten. Sie liegen größtenteils im Persönlichen der beiden Künstler. Grillparzer scheint der Zeit seines Werdens nach ein Kind der Aufklärung. Und über allgemeine Einwirkungen hinaus, macht des Vaters Einfluß sich nach der gleichen Richtung in stärkstem Maße geltend; dieser „überträgt die politischen und religiösen Anschauungen der josephinischen Ära auf den Sohn“³¹⁾. Allein ist Grillparzer seiner Individualität nach danach angetan, ein richtiger Sohn der Aufklärung zu werden und zu sein? Ist seinem Wesen, seiner tiefsten Wesensgrundlage die Bindung in der unwahren Konvention entsprechend, die die Aufklärung schließlich an die Stelle der seit den Zeiten der Renaissance bekämpften mittelalterlichen Bindungen in religiöser und sozialer Hinsicht gesetzt hatte? War die Freiheit des Individuums, jenes Ziel der Aufklärung, in der Gestalt des tatsächlich Erreichten übereinstimmend mit dem Freiheitsideale Grillparzers? Sehen wir nicht in so mancher Hinsicht Grillparzers ureigenstes Wesen sich geradezu aufbäumen gegen die Bindungen dieser Geistesrichtung? Wird man nicht vielmehr die durch Umwelt und Erziehung bedingten Aufklärungselemente in Grillparzer vielfach als Gegensätze zu seinem eigentlichen Wesen, als Hemmnisse einer organischen Entfaltung ansehen müssen? Das Bild der Entwicklung Grillparzers erhält auf diese Art vielleicht ein etwas ungewohntes Aussehen, allein — wie Typisierung und Schematisierung stets nur sehr vorsichtig anzuwenden sind — so ist auch in unserem Falle das Ausgehen von den allgemeinen Zeitgrundlagen und der Versuch einer Erklärung der Persönlichkeit aus diesen, sowie ihre Ein-

³⁰⁾ Vgl. H. Kindermann, *Entwicklung der Sturm- und Drangbewegung* (Wien 1925), sowie E. Müllendorfer, *Das Mann-Frau-Problem in der Sturm- und Drangbewegung* (Wien 1925), [ungeedr.]

³¹⁾ A. Sauer, *SW. I. 11.*

ordnung in den Typus vielleicht für die analytische Erforschung notwendig und zweckdienlich, für die Synthese der Erkenntnis jedoch gerade umgekehrt die Eigenart des persönlichen Wesens zur Grundlage zu nehmen und in seinen Beeinflussungen, wenn man will in den Inkongruenzen und Inkonsequenzen der Entwicklung der künstlerischen Erscheinung, eben die Folge der besonderen Verhältnisstellung des Individuums zum Typus zu erblicken³²⁾.

Mit Recht bezeichnet Kollett Grillparzer seiner Veranlagung nach als „eine durchaus dionysische Natur“. „Die Ekstase nicht nur des Dichterischen, sondern allen Schaffens, die Hingeebenheit und Ausschließlichkeit des Fühlens, der furor poeticus, der ihm nie stark genug schien, ganz ebenso wie die immer nur halbe Zufriedenheit mit sich und jedem, auch dem besten vom ihm Geschaffenen, all diese Erscheinungen sind Teiläusserungen dionysischen Lebens- und Kunstgefühls.“³³⁾ Und können wir bei Beethoven nicht einen ganz ähnlichen eben dionysischen, aber hier von ungeheurer kinetischer Energie durchpulten Grundzug des Wesens erblicken? War es nicht das halb unbewusste Erfühlen dieser Gemeinsamkeit, die Grillparzer trotz verstandesmäßigen Widerstrebens immer wieder zu Beethoven zieht, das ihm die große Verehrung dem Meister gegenüber einflößt, dem er nicht zu folgen vermag. Zeigt sich aber darin nicht wieder das Sehnen Grillparzers, gleich jenem sich zur vollen Entfaltung der Persönlichkeit, zur höchsten individuellen Freiheit durchzuringen? Allein gerade der Vergleich Grillparzers mit Beethoven läßt das Schicksal des aufklärerisch gebundenen gegenüber dem zur Befreiung gelangten Menschen erkennen. Mag man es als zweite Komponente der natürlichen Anlage Grillparzers als Erbteil von Vaters Seite her bezeichnen, die durch die Erziehung noch verstärkt wurde, oder als bloße Folge der letzteren, Tatsache ist, daß gleichsam im entscheidenden Momente gerade in den der Abklärung vorangehenden Werken immer wieder eine dunkle Macht über den Dichter Herrschaft gewinnt, die ihn das vorgezeichnete Ziel entweder nicht erreichen läßt oder dieses wandelt. Stets sieht sich der Dichter enttäuscht, es scheint sich ihm eine Kluft zwischen Wollen und Können aufzutun. Dem furor poeticus tritt die ratio entgegen; und sein Schaffen wird so zu einem fortwährenden Kampf seines tiefsten Ich gegen das aufklärerische Element über ihm, das die Phantasie unter die Kontrolle des Verstandes stellte, das letzten Endes die Intuition aus der Dichtung als einer vernünftigen verbannen wollte³⁴⁾. Gewinnt die Sehnsucht nach dem „Drama in Gedanken“ derart nicht tiefen, tragischen Sinn?

Hatte Immanuel Kant den Wahlspruch der Aufklärung in die Worte gefaßt: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“³⁵⁾, so gab die Sturm- und Drangbewegung dem Individuum das Recht, sich selbst als Ganzes, nicht nur seinen Verstand, auch sein Wollen und Fühlen völlig zur Geltung zu

³²⁾ Vgl. hierzu S. Stefansky: „Grillparzers geistige Persönlichkeit“ in der Festschrift f. August Sauer, Stuttgart 1925.

³³⁾ a. a. O. XV.

³⁴⁾ Vgl. Kindermann a. a. O. 6.

³⁵⁾ Was ist Aufklärung? (Berl. Monatschr. Dezember 1784).

bringen. Hier finden wir die völlige Befreiung des Individuums, zu der sich der Rationalismus der Aufklärung in seiner dualistischen Lebensauffassung nie hatte durchringen können. Gewiß, Beethoven ist in dieser Hinsicht der erste große Künstler auf dem Gebiete der Tonkunst, und hier liegt die Scheidewand, die ihn von den vorangegangenen Meistern, insbesondere von Haydn und Mozart trennt, allein der Individualität des Künstlers kam hier die Geistigkeit der Zeit und des Ortes in weitem Maße entgegen, aus der er erwuchs, sie trug ihn auf seinem Fluge zu den Höhen seines Wunschzieles, während sie bei Grillparzer in gewissem Sinne lähmend auf die Kraft des Dichters einwirkte. Fast möchte man sagen, es sei ein schicksalshafter Gegensatz, der sich derart zwischen Beethoven und Grillparzer dartut. Nun erklären sich aber auch die „nachteiligen Wirkungen Beethovens auf die Kunstwelt, ungeachtet seines hohen, nicht genug zu schätzenden Wertes“, die Grillparzer in die erwähnten 4 Punkte zusammenfaßt, nicht als der Ausdruck eines konservativen Geistes im Sinne von rückwärtlich, sondern als völlig berechtigter Ausdruck eines in einer anderen Geistigkeit gebundenen Menschen. Grillparzer sah gleichsam Beethoven das durchführen, besser dahin gelangen, wohin ihn sein eigenes innerstes Wesen auf dem Gebiete der Dichtkunst wies, aber dort wie hier setzte sogleich wieder sein „verkleinern-des, prüfendes und zersetzendes, richtendes und wägendes Empfinden“³⁶⁾ ein, das unter der Kontrolle des Verstandes zur Feststellung der Nachteile der Musik Beethovens gelangte. Die Verse:

Schau! der Ruhm, am Rand der Fernen
Glänzt in heller Zeichen Schein: —
Wen gelüftet's nach den Sternen?
Man betrachtet sie allein.

zeigen deutlich, wie der Dichter sich bewusst wird, über die Hemmungen, die seinem zwiespältigen Wesen und seinem Schicksal entsprangen, nicht Herr zu werden. Oder wenn er zu den „Großen“ spricht, „die längst umwallt der Ruhm wie Opferrauch“:

So hoch wie euch mag mich kein Flügel tragen,
Doch, Meister, schaut! ein Maler bin auch ich.

so ist dies wieder ein Zeichen dafür, wie der Dichter, in wahrhaft heroischem Kampfe, zu jener gewaltsamen Selbsterziehung sich zwang, „die ihn durch Abhärtung des Leibes ebenso wie durch Klärung seiner geistigen Kräfte aus der unbewußten der Inspiration überantworteten, dionysischen Hingerissenheit, aus dem unruhigen Fladern des Stimmungsmenschen, aus dem fluchtartigen Bann seiner Kunstverfallenheit zu überlegter, abgeklärter und beruhigter Tat, zu geordneten, aus souveräner Beherrschung und bewusster Sicherheit ersießenden Kraft leiten“³⁷⁾ sollte. Ihn beherrscht ein „unabweisliches Streben, sich mit der Welt in Einklang zu bringen“. Er fühlt die Unmöglichkeit, sich aus den Bindungen der Aufklärung, in die er verstrickt ist, zur völligen Freiheit des

³⁶⁾ Rollett, a. a. O. XVII.

³⁷⁾ Rollett, XLIV.

Individuums durchzuringen und sucht sich mit der Welt in Einklang zu bringen; gleichwohl ist er sich aber wohl bewußt unter Fesseln, die ihm eben diese „Welt“, als seinem tiefsten Wesen gegensätzlich, auferlegt, unendlich zu leiden. Und auf diesem Wege gelangt er in gewissem Sinne zu einer Objektivierung des Dramas, aber nicht etwa auf dem Wege der siegreichen Überwindung der Umwelt, sondern auf dem der Überwindung seiner selbst.

Beethoven bietet uns in seiner weiteren Entwicklung ein gradezu gegensätzliches Bild. Vergessen wir nicht, daß er nach Wien in eine Stadt gekommen war, die in ihrer Geistigkeit letzten Endes ihm ebenso fremd war, wie er ihr. Allein einerseits wurde sein innerer Gegensatz zur Aufklärung trotz mancher Bedenken, die man seiner Kunst entgegenstellte, doch als Befreiung von den Fesseln des Rationalismus empfunden, in die die scheinbare Freiheit der Aufklärung die Menschen geschlagen hatte. Dieses Sehnen nach dem Irrationalen war ja auch hier im Unbewußten durchaus vorhanden, nur künstlich niedergehalten, und wenn Grillparzer zu Beethoven sagt: „Den Musikern kann doch die Zensur nichts anhaben“ und: „wenn man wüßte, was sie bei ihrer Musik denken“³⁸⁾, so könnte man dies von dem speziellen Fall der literarischen Zensur wohl mit Recht verallgemeinern. Die Aufklärung war ja damals tatsächlich eine bereits überwundene Ideenrichtung und es dürfte sich erweisen, daß sie keineswegs erst in so später Zeit, wie man bisher annahm, hier zur Herrschaft gelangte. fand derart Beethoven trotz der scheinbaren Gegensätzlichkeit einen aufnahmebereiten Boden in Wien vor, so war er seiner Ideenrichtung und Individualität auch durchaus danach angetan, etwaige Widerstände in ihm selbst oder in der Umwelt zu überwinden. Ein Wort wie das berühmte: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht“ wäre aus Grillparzers Munde kaum möglich. Grillparzer kämpft mit sich und fühlt sich dem Schicksal bis zu einem gewissen Grade unterworfen; er hadert mit ihm, aber er sucht sich mit ihm abzufinden. Beethoven kämpft mit dem Schicksal und will sich darüber erheben. So gelangt auch Beethoven als Sieger nicht im Kampfe über sich selbst zur Abklärung, sondern im Kampfe über die Welt. Nicht eine Objektivierung des Kunstwerkes tritt bei ihm ein, sondern der Wandel liegt in der Abklärung des Ich, das auch dem Kunstwerke gleich subjektiv gegenübersteht. Darin mag auch das Geheimnis des immer deutlicher zum Ausdruck kommenden Optimismus in Beethovens Werken zu erblicken sein, der vielleicht in der allumfassenden Menschheitsliebe der Dithyrambe des Schlußchores der IX. Symphonie seine Krönung findet.

Bei Grillparzer wieder das Ende in verbitterter Resignation. Es ist ihm nicht gelungen, den Zwiespalt zwischen Idee und Sinnlichkeit, Wunschziel und Wirklichkeit zu überwinden. Und deutlich kennzeichnet die verschiedene Lebenseinstellung Beethovens und Grillparzers die Verse, die der Dichter seinen Erinnerungen an Beethoven anfügt, wenn darin das unentwegte Vorwärtstürmen des Lieddichters geschildert wird, wie er „Didicht, Feld und Korn“

³⁸⁾ Gr.'s Gespräche II. 185.

durchteilt, den hemmenden Strom ohne Zagen durchschwimmt, den Abgrund an der Klippe mit kühnem Sprung überwindet:

Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.

Grillparzer hatte den himmelftürmenden Lauf, der seinem tiefsten Wesen, seinem unendlichen Fühlen entsprochen hätte, immer wieder aufgegeben, das irdische Müßen hatte ihn sich ein anderes Ziel setzen lassen als jenes, das ihm seine dämonische Genialität vorschrieb. Durch Willenskraft steuerte er sein Schaffen nach einer bestimmten Richtung, während eine unbewusste Kraft in ihm, eben die tiefste persönliche Grundlage, es nach einer anderen zog³⁹⁾. Bei Beethoven hingegen sah er das ihm Verfasgte zur Tat gemacht. Allein sehr wohl erkennt er, daß dies nur ein Weg des Einzelnen, Einmaligen war, keine Straße für solche, die da nachher kämen. Bei jenem die Überwindung der Welt durch das Ich, bei ihm selbst die Überwindung des Ich im „Streben, sich mit der Welt in Einklang zu bringen“. Der Tragik des äußeren Lebens und der inneren Befreiung bei Beethoven steht die innere Tragik von Grillparzers Wesen gegenüber. Die in gewissen Grundqualitäten ihrer persönlichen Art verwandten Künstlergestalten werden durch Umwelt, Erziehung und Lebensschicksale in gänzlich verschiedene Bahnen gestellt, die aus verschiedenen Richtungen herkommen und über einen Kreuzungspunkt in ganz verschiedene Regionen führen.

Beethovens geschichtliche Stellung.

Von Karl Nef in Basel.

„Haydn, Mozart, Beethoven“ pflegt der Musikkreund zu sagen, der gebildete fügt noch hinzu „die drei Wiener Klassiker“. Damit ist Beethovens geschichtliche Stellung im Allgemeinbewußtsein festgelegt. Merkwürdig früh schon werden die drei Namen miteinander verbunden, bereits für die Zeitgenossen war ihre Zusammengehörigkeit eine Tatsache, an der niemand zu rütteln wagte. Sogar schon dem Jüngling, der noch keine großen Werke geschrieben hatte, wurde vorausgesagt, daß er der dritte im Bunde sein werde. Als Beethoven im Jahre 1792 von Bonn nach Wien reiste, schrieb ihm sein Gönner Graf Waldstein in das Stammbuch: „Mozarts Genius trauert noch und beweint den Tod seines Zöglings, bei dem unerschöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung, durch ihn wünscht er noch einmal mit jemandem vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozarts Geist aus Haydns Händen.“¹⁾

Diese Prophezeiung hat sich erfüllt, und die Mitwelt zögerte nicht, sie anzuerkennen. In dem führenden Organ, der Leipziger Allgemeinen musikalischen

³⁹⁾ Kollet, CII.

¹⁾ A. W. Thayer, Ludwig van Beethovens Leben. 1. Bd., 2. Aufl., 1901, S. 270.

Zeitung, werden die drei Namen häufig miteinander angeführt, oder, um eines der schönsten Beispiele hervorzuheben, sei an die ehrfurchtsvolle Adresse erinnert, welche die Wiener Musikkreunde an den Meister richteten, als sie hörten, daß er die neunte Sinfonie vollendet habe, worin von der „heiligen Trias“ die Rede ist, in der der Name Beethovens mit denen Haydns und Mozarts „als Sinnbild des Höchsten im Geisterreich der Töne“ strahle²⁾.

Was hat man nun von der Dreinamensformel zu halten, ist sie ein nichts-sagendes Klischee, oder hat sie einen tiefern Sinn? Sagt sie mehr aus als nur das, daß die drei Meister mit und nacheinander in Wien gelebt haben? Sehen wir uns in der wissenschaftlichen Literatur erst ein wenig um, bevor wir diese Frage beantworten. Nur selten ist hier die Zusammengehörigkeit betont worden; von den Ausnahmen sei eine genannt, das populäre, aber schätzenswerte Büchlein von Carl Krebs³⁾, dessen Titel die drei Namen umfaßt. Sicherlich wäre es fruchtbar, sie einmal nicht nur nebeneinander zu behandeln, sondern im besondern die Beziehungen, die sie miteinander verknüpfen, die persönlichen und die geistigen, zu untersuchen und festzustellen. Uns eigentümlich berührend, Widerspruch erregend ist, daß der Zeitgenosse Beethovens R. G. Kieseretter in seiner im Jahre 1834 erschienenen „Geschichte der europäisch-abendländischen Musik“ das letzte Kapitel „Beethoven und Rossini“ überschreibt. In den der seinigen nachfolgenden Musikgeschichtsdarstellungen dagegen werden gern Haydn, Mozart und Beethoven in einem Kapitel zusammengefaßt⁴⁾, A. von Dommer schloß sein vor andern geschätztes Handbuch mit Beethoven ab, während der Neubearbeiter seines Werkes Arnold Scheering, den letzten abschneidet und mit Mozart aufhört. Wandlung also in den Anschauungen.

Fragen wir nun noch einmal, worin der kunstgeschichtliche Zusammenhang liege, der sicher besteht, aber je nach Umständen mehr oder weniger betont wird, so können wir darauf klipp und klar antworten, Beethoven hat die Formen von Haydn und Mozart übernommen und ihre Errungenschaften sich zunutze gemacht, seinem Wesen nach dagegen ist er verschieden von ihnen. In der Formel würde man besser die Reihenfolge umstellen und sagen Mozart, Haydn, Beethoven, denn Haydn wurde von Mozart beeinflusst und nicht umgekehrt; die reifen Meisterwerke Haydns stellen eine Zusammenfassung der Besonderheiten seines eigenen und des Mozartschen Stiles dar. Beethoven übernahm sie in ihrer ganzen Fülle und fügte sein Teil, sein Bestes hinzu⁵⁾.

Durch die aufbauende Tätigkeit Haydns und Mozarts war es Beethoven vergönnt, sich auf sie stützend den Gipfel zu erklimmen, dem hoch sich wölbenden Bogen den Schlussstein einzufügen. Es ist das Wunderwerk der modernen

²⁾ Thayer a. a. O. 5. Bd., 1908, S. 68.

³⁾ Bd. 92 Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt“. Leipzig, Teubner 1906.

⁴⁾ J. B. Brendel, Geschichte der Musik 1851, und noch H. Niemann, Kleines Handbuch der Musikgeschichte 1908 gruppiert „Die großen Wiener Meister, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert“.

⁵⁾ Die Errungenschaften Haydns und Mozarts in der Sinfonie tief blickend erkannt und in lichtvoller Weise dargestellt zu haben, gehört zu den bleibenden Verdiensten Hermann Krehschmars. Vgl. Führer durch den Concertsaal, I. Abteilung. 1. Aufl. 1887, 4. Aufl. 1913.



Instrumentalmusik, das hier errichtet wurde. Im besondern pflegte Beethoven die Sinfonie, das Streichquartett, die Klavier-, Violin- und Violoncellsonate, das Klaviertrio, das Klavier- und das Violinkonzert. Völlig ausgeschlossen blieb die Orgel, nur sparsam bedacht wurden die Blasinstrumente.

Gründe für diese Lücken im Gesamtbild der Spielmusik finden sich leicht, Beethovens Interesselosigkeit für gewisse Arten begreifen wir aus seinem Wesen. Haydn hinterließ 104 Sinfonien, Mozart 41; sie fassen selbst diese höchste Gattung der Instrumentalmusik als Gesellschaftskunst auf, während Beethoven in subjektivster Gestaltung für die Menschheit schreibt, *sub specie aeternitatis*. Selbst die intime Klaviersonate zeigt den Zug ins Große, einem Konzert für Fagott oder einer Flötensonate hätte er schwer sich einhauchen lassen. Das anmutige Gewächs dieser Art hielt vor dem Sturmwind Beethovens nicht stand, wurde entwurzelt und verschwand völlig; erst heute sehen wir wieder ein, daß es seine besondern Reize hatte.

Daß der Meister nichts für Orgel komponierte, kann seinen Grund in der Größe der Bachschen Orgelkompositionen haben, die zu überbieten nicht möglich war; der tiefere und ausschlaggebende dürfte aber der sein, daß die Königin der Instrumente in einem Punkte ihren Untergebenen nachsteht, in der Fähigkeit, den Ton zu nuancieren und zu modulieren. Es ist unmöglich, auf der Orgel eine Melodie dynamisch schattiert, ausdrucksvoll zu spielen, ausdrucksvolle Melodie ist aber das Kennzeichen der Beethovenschen Kunst, ihr ein und alles. Jedes seiner Instrumentalwerke besteht in einer groß dahinströmenden Melodie⁶⁾, eine Stimme bildet stets die Hauptsache, alles übrige, so reich es sich auch ausnehmen mag, ist nur dazu bestimmt, das Melos der Hauptstimme zu verstärken, seine Wirkung zu erhöhen. Drastisch hat das einmal Richard Wagner nachgewiesen; Felix Draeske, der bei ihm in Luzern weilte, erzählt: „Ganz unvorhergesehenerweise, und ich weiß auch nicht wodurch veranlaßt, fing Wagner an einem sehr heißen August-Nachmittag einmal an, den ersten Satz der *Eroica* zu singen, geriet in einen furchtbaren Eifer, sang immer weiter, wurde sehr heiß, kam ganz außer sich, hörte aber nicht auf, als bis er an den Schluß des ersten Teiles gekommen war. ‚Was ist das?‘, schrie er mich an, worauf ich natürlich sagte, ‚die *Eroica*‘. ‚Nun, ist denn da die blanke Melodie nicht genug? müßt Ihr denn da immer Euer verrückten Harmonien mit dabei haben?‘ Im Anfang war mir nicht klar, was er damit beabsichtigte. Als er dann aber in ruhigerer Weise auseinandersetzte, daß der melodische Fluß in den Beethovenschen Sinfonien unverstiegar daher ströme, und man sich an der Hand dieser Melodie die ganze Sinfonie deutlich ins Gedächtnis rufen könne, gab er mir einen Anstoß zum Nachdenken, der auf meine eignen Produktionen sehr eingewirkt hat.“⁷⁾

Diese originelle Demonstration Wagners ist nichts anderes, als der Nachweis davon, daß Beethoven als der Meister der Homophonie anzusprechen ist. Er

⁶⁾ Vgl. meine Ausführungen in „Geschichte der Sinfonie und Suite, Leipzig 1921, S. 181 ff.

⁷⁾ Felix Draeske und Richard Wagner in Luzern, aus den unveröffentlichten Lebenserinnerungen von Felix Draeske. Der kleine Bund. Sonntagsbeilage des „Bund“ 28. Okt. 1923, Nr. 43, Bern.

enthüllt es uns auch selbst durch die Art und Weise, wie er seine Kompositionen skizzierte; stets schreibt er, sogar bei Riesenwerken wie der *Eroica* ⁸⁾, nur eine Stimme auf, höchstens daß er einmal den Bass mit andeutet. Ein Bach hätte unmöglich so skizzieren können. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Nebestimmen tot seien. Ganz im Gegenteil, schreibt der junge Meister doch selbst einmal, er sei mit einem „obligaten Accompagnement“ auf die Welt gekommen ⁹⁾. Ja, in viel höherem noch als in bloß obligatem Accompagnement besteht sein Verfahren, es ist sein Kunstgeheimnis, eine Fülle scheinbar selbständiger Nebestimmen so zu führen, daß sie doch alle nur dem einen großen Hauptzweck dienen, das Melos der Hauptstimme zu eindringlichster Wirkung zu bringen. Auf dem, auf diese Weise zustande gebrachten gewaltigen Gesamtmelos beruht die zwingende, die suggestive Kraft seiner Schöpfungen. Anders ausgedrückt, sie stellen die höchste Entwicklung des homophonen Stiles dar, wie er von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an sich auszubilden angefangen hatte.

Es wird nicht nötig sein, zu betonen, daß sich das Gesagte nur auf die Werke bis zur achten Sinfonie bezieht, in seiner letzten Periode ist Beethoven ein anderer geworden, er, der mit Bachs wohltemperiertem Klavier aufgewachsen, wendet sich dem polyphonen Stil zu, erneuert ihn auf seine Weise. So in der *Missa solemnis*, in der neunten Sinfonie, in den letzten Quartetten. Damit ist er seiner Zeit vorausgeeilt, hat die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Bach ausgehende Renaissance vorweggenommen. Darum sind aber auch die genannten Werke zuerst nicht verstanden worden und erst in der neuern Zeit zur Geltung gekommen. In der *Missa* geht er sogar bis auf das 16. Jahrhundert zurück darin, daß er den Singstimmen die Hauptaufgabe zuerteilt und alles konzertierende Instrumentenspiel vermeidet. Ein echt kirchlicher Stil, wie man ihn nur wenigen Werken von Haydn und Mozart nachrühmen kann, und der auch von Romantikern, wie C. M. von Weber arg vernachlässigt wurde, ist damit wieder eingeführt, ein neues Ideal aufgestellt worden. Liszt, Bruckner und kleinere Meister wie Albert Becker haben ihm nachgestrebt, seine volle Bedeutung erkennen wir jedoch erst heute, heute noch ist die *Missa solemnis* modern.

Daß in der neunten Sinfonie ein Vorbild geschaffen worden sei, kann bei all' ihrer Tiefe und Größe nicht behauptet werden. Hier ist Beethoven in der Anregung stecken geblieben. Wäre es ihm vergönnt gewesen, seine zehnte Sinfonie, zu der er bereits in Worten einen Plan schriftlich festgelegt hatte, zu vollenden, wäre wahrscheinlich ein Muster einer organischen Verbindung von sinfonischer Instrumentalmusik mit Gesang entstanden. Sein zu früher Tod war ein Unglück für die Kunstgeschichte; die durch die Neunte gegebene Anregung blieb ja nicht fruchtlos, aber so wenig wie er selbst sind seine Nachfolger, Berlioz, Liszt, Mendelssohn, Mahler u. a. zu einer harmonisch abgerundeten, ästhetisch befriedigenden Form gelangt.

⁸⁾ Vgl. Gustav Nottebohm, Ein Stizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. Leipzig 1880, S. 1—55.

⁹⁾ Kalisch, Beethovens sämtliche Briefe I, S. 58. Berlin und Leipzig 1906.

Rehren wir zu dem jüngern Meister, zu den Werken aus der Zeit bis um 1815, zurück. Sammartini, Stamiz, Phil. Em. Bach, Monn, Haydn und Mozart waren die Führer in der Entwicklung des homophonen Stiles, Beethoven hat ihn zur höchsten Entfaltung gebracht. Er benützt die Formen seiner Vorgänger, weitet sie, vertieft sie, aber er verändert sie nicht, — und doch ist er ein ganz anderer. Man zählt ihn der österreichischen Schule bei; aber er war ein geborener Rheinländer. Seine Vorfahren stammten aus den Niederlanden, und Karl Lamprecht schreibt ihm in seiner „Deutschen Geschichte“¹⁰⁾ „vlämische Herbigkeit“ zu. Eine solche Beziehung herzustellen scheint gewagt, noch gewagter ist der Vergleich mit Rubens¹¹⁾; sicher aber ist der Einfluß der Umgebung, in der Beethoven aufwuchs¹²⁾. Nicht wenig Erstaunen rief es hervor, als Ad. Sandberger¹³⁾ und G. Cucuel¹⁴⁾ den Nachweis erbrachten, daß Beethoven beeinflusst ist von den französischen Singspielkomponisten Grétry, Duni, und ohrenfällige Reminiszenzen aus den Werken dieser bei ihm in großer Zahl sich finden.

Noch wichtiger als solche Anklänge aufzudecken, ist es festzustellen, daß er einen hervorstechenden Charakterzug der französischen Musik aufnahm und in seiner persönlichen Weise weiterbildete, einen Charakterzug, der der österreichischen Musik nicht wesenseigen ist, das Pathos. Dieses hatte gerade in der Jugendzeit unseres Komponisten besondere Formen angenommen in den für die Revolutionsfeierlichkeiten geschaffenen Stücken. Der Trauermarsch, geschrieben von Goffec, für die Beisetzung der Leiche Mirabeaus stellt das Urbild des modernen Trauermarsches überhaupt dar¹⁵⁾. Niemand wird es leugnen, daß hier Wurzeln der Beethovenschen Kunst stecken. Hier in der Musik und noch mehr in den Ideen und Stimmungen der Zeit überhaupt. Treffend hat es schon Hettner¹⁶⁾ ausgedrückt, wenn er sagt: „Die weitwirkenden Stimmungen der französischen Revolution hatten seine ganze Seele erfüllt mit der flammenden Sehnsucht nach politischer Freiheit und Menschenwürde. Und was seine Seele erfüllte, das sang er in seiner Musik.“

Bonn, wo Beethoven aufwuchs, wo er Mitglied der Lesegesellschaft und an der Universität immatrikuliert war, wo er in dem bildungsfreundlichen Hause Breuning in die moderne Literatur eingeführt wurde, war unter der Regierung des Kurfürsten Maximilian Franz, dem Bruder Josephs II., ein Mittelpunkt der Aufklärung, hat doch der Kurfürst selbst einen nicht nur aufklärerischen, son-

¹⁰⁾ Neueste Zeit, I. Bd. S. 685, Freiburg i. B. 1906.

¹¹⁾ Dagegen gewandt haben sich H. Kreschmar, Internationale Wochenschrift 1909, Nr. 21/22 und Ad. Sandberger, Beethoven-Aufsätze, S. 264.

¹²⁾ Ausführlich und gründlich dargestellt in dem neuen Buch von Ludwig Schiedermaier, Der junge Beethoven, Leipzig 1925.

¹³⁾ Ad. Sandberger, Beethoven und das Bonner Opernrepertoire seiner Zeit. Archiv für Musikwissenschaft 1920 auf Grund eines im Jahre 1911 in der k. b. Akademie gehaltenen Vortrages. Abgedr. auch in „Beethoven-Aufsätze“, München 1924.

¹⁴⁾ George Cucuel, Les créateurs de l'opera comique français, Paris 1914, S. 235 ff.

¹⁵⁾ Mitgeteilt von H. Rabiguer in Lavignacs „Encyclopédie de la musique“. Histoire, France p. 1574.

¹⁶⁾ Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. III. 2. Braunschweig 1870, S. 38.

dem geradezu revolutionären Dichter, wie Eulogius Schneider als Professor an die Universität berufen, und hat man doch den jungen Beethoven Verse komponieren lassen, die die Überwindung des Ungeheuers Fanatismus durch Joseph II. preisen und verherrlichen. Schillers Räuber und Fiesko lernte er auf der Bühne kennen, mit Klopstock und Goethe wurde er vertraut, die sittlichen Anschauungen Kants hat er in sich aufgenommen und zur Richtschnur für sein Leben gemacht¹⁷⁾. Daraus geht für die Musik der Willen zum wahren und bestimmten Ausdruck, den man als den Grundzug seines Künstlerturns bezeichnen muß, hervor. Weil er Wahrheit, Bestimmtheit, Klarheit in der Instrumentalmusik erstrebte und dies gerade hier, in der unbestimmtesten aller Kunstgattungen schwer zu erreichen ist, machen gewisse seiner Kompositionen den Eindruck des Ringens mit dem Stoff, und weil es ihm so ernst damit war, hat er die Ausdrucksfähigkeit so ungeheuer gesteigert.

Somit war er kein Romantiker, wie oft behauptet wird. W. H. Riehl¹⁸⁾ meint einmal, er sei ein Vorkämpfer der musikalischen Romantik, und damit hat er vollkommen recht; dann aber fährt er fort: „ja er ist wohl gar der größte Romantiker der ganzen neuern Kunstgeschichte“, und damit ist er auf dem Holzweg. Will man, wie es zurzeit Mode, eine Parallele mit der bildenden Kunst herstellen und ein Schlagwort haben, so müßte man sagen, Beethoven sei der Meister des Empire. Wer Vergleiche liebt, mag diesen ausführen, notwendig beizufügen ist nur, daß Beethoven tiefer schürft, als die meisten Baumeister, Bildhauer und Maler seiner Zeit.

Kein um ihn lebte die romantische Geistesrichtung auf, er blieb von ihr unberührt, stärker wohl als selbst etwa Goethe. Mit Friedr. Schlegel und Genossen, die in Wien ihr großes Wesen entfalteten, hatte er keine Verbindung. Das geistreiche Geplauder der Bettina hörte er mit Vergnügen sich an, von irgend welchem Einfluß durch sie auf sein Denken und Schaffen ist keine Rede. Für die Musik der Romantiker, für Schubert, für Weber, hat er wohl einmal ein freundliches Wort, aber er spricht zu ihnen wie der Vater zu seinen Kindern, der nicht daran denkt, etwas von ihnen zu lernen.

Gegen das Phantastische und Wunderbare, das die Romantik bevorzugt, war er eingenommen. Einmal spricht er es deutlich aus. Der Dichter Heinrich von Collin hatte für ihn einen Operntext „Bradamante“ verfaßt; Beethoven setzte verschiedenes daran aus und hat ihn ja auch nicht komponiert. In dem Briefwechsel mit dem Dichter lesen wir: „Und nun durchaus Zauberei — ich kann es nicht leugnen, daß ich wider diese Art überhaupt eingenommen bin, wodurch Gefühl und Verstand so oft schlummern müssen.“¹⁹⁾ Gefühl und Verstand sollen nach seiner Meinung beim Kunstgenuß nicht schlummern, es handelt sich dabei nicht um einen Opiumrausch, sondern um das bewusste Annehmen und Verarbeiten von Ideen und Gefühlen. So merkwürdig es klingt,

¹⁷⁾ Ausgeführt bei Ad. Sandberger, Beethovens Stellung zu den führenden Geistern seiner Zeit in Philosophie und Dichtung. Beethoven-Aufsätze 1924.

¹⁸⁾ Musikalische Charakterköpfe, Bd. 3, Stuttgart 1878, S. 26.

¹⁹⁾ Thayer a. a. O. III, S. 69.

Beethoven ist im Grunde Rationalist, und als solcher hat er einen Widerwillen gegen die Darstellung des Wunderbaren und Übersinnlichen, wohl gemerkt, so lange es sich nicht um religiöse Gefühle handelt²⁰). Es wäre ihm unmöglich gewesen, den „Freischütz“ oder den „Oberon“ zu komponieren, und wenn er sich mit der Natur auseinandersetzt, so zieht er nicht wie Schumann mit dem Byron'schen Manfred in die unwirtliche Gebirgswelt voller Zaubersput, sondern schildert die Freuden des Landlebens, wie er sie in lieblicher Gegend selbst empfunden, und mit Humor die Landbewohner.

So wenig wie andern großen Künstlern, wie Goethe, Händel oder Mozart, war ihm die Darstellung des Dämonischen versagt; aber deshalb ist er doch nicht, so wenig wie jene, zu den Romantikern zu zählen. Er wollte einmal eine Oper Macbeth, deren Stoff Collin für ihn zu bearbeiten begonnen hatte, komponieren; aber er ist über dürftige Anfänge nicht hinausgekommen. Doch schrieb er, als er mit diesem Plan sich trug, das sogenannte Geistertrio (D-dur op. 70 Nr. 1) mit dem unheimlich gespenstigen Largo, von dem die Bezeichnung herrührt. Muß er nun aber, weil er einmal von Shakespearescher Phantastik sich anregen ließ, ein Romantiker heißen?

Von sittlichen Ideen geht er aus; wie die Rhapsoden der Vorzeit die Taten der Helden, so will er hohe Taten seiner Zeit in der Kunst feiern und verherrlichen. Darum schrieb er einen „Fidelio“, das hohe Lied der Gattentreue, und nicht aus Abneigung gegen die Volksmusik, sondern weil er, in der romantischen Zeit lebend, keinen feinen Anschauungen entsprechenden Text fand, hat er keine Oper mehr komponiert.

Niemand wird den in den Fußstapfen Cherubinis wandelnden „Fidelio“ der Romantik beizählen. Das aus dem Französischen übersetzte Tertbuch bietet eine rein menschliche Handlung, eine Errettungsgeschichte, wie sie damals in der Oper beliebt waren. Davon, daß sie sich in Spanien abspielt, nimmt die Musik keine Notiz, im Gegensatz etwa zu der von spanischen Klängen erfüllten „Peziosa“ von C. M. von Weber und zu der gesamten neuern Oper mit ihrer durch Farben wirkenden Milieuschilderung.

Als neu erscheint am Fidelio vielmehr, daß er von der ersten bis zur letzten Note deutsch ist, während die „Zauberslöte“ noch durch einige italienische Floßfeln verunziert wird. Mit dieser und dem später nachfolgenden „Freischütz“ bildet er einen Grundpfeiler der neu aufblühenden deutschen Oper²¹).

C. M. von Weber, der in Prag den „Fidelio“ mit großer Liebe zur Aufführung brachte, ist, wenn es auch nicht unmittelbar auffällt, doch von ihm beeinflusst. Der Versuch, den Zusammenhang aufzudecken, sollte einmal gemacht werden.

Leichter ist der Einfluß Beethovens auf die Romantiker in der Instrumental-

²⁰) Daß die Franzosen, das rationalistischste aller Völker, dem Miraculeusen völlig abgeneigt sind, ist bekannt, ausgeführt bei Hubert Matthéy, Essai sur le merveilleux dans la littérature française. Paris Payot 1915.

²¹) Von Ed. Hanslick mit Recht und entgegen der vielfachen Unterschätzung seiner historischen Bedeutung betont in „Die moderne Oper“, Berlin 1892, S. 63 ff.

musik nachzuweisen. Zu Karl Holz hat er einmal gesagt, heutzutage müsse in die Instrumentalmusik ein neues, „ein wirklich poetisches Moment“²²⁾ kommen. Wie später alle Romantiker ging er von poetischen Ideen aus, was ihn aber von jenen unterscheidet, ist, daß er sie der Wirklichkeit des Lebens und seiner Zeit entnimmt, während jene sie mit Vorzug im Geisterreich der Phantasie, in der Vergangenheit und in fremden Ländern suchten. Naheliegende Beispiele sind die Klaviersonate „Les Adieux“, die nach Beethovens Zeugnis einem Abschied von dem Erzherzog Rudolf ihre Entstehung verdankt, die auf Napoleon geschriebene Eroica, die Neunte. Das bewußte Veranschaulichen von Ideen führte zu einer folgenschweren Neuerung in der Instrumentation. Wenn Haydn oder Mozart einmal etwas Besonderes vorschreiben, vier Hörner zum Beispiel, so tun sie es, weil diese zufällig gerade vorhanden, aus Freude an ihrem Klang, aber nicht um etwas Besonderes damit auszudrücken. Ganz anders Beethoven, wenn er in der Fünften die Janitscharenmusik herbeizieht, so geschieht es, um den Siegesjubel voll zu machen, wenn er in der Pastorale die Violoncelli teilt, so soll dies das Murmeln des Baches charakterisieren, dort, wo er in der Eroica drei, in der Neunten vier Hörner verlangt, soll die Größe der poetischen Intentionen ausgedrückt werden. Auf diese Weise wurde er der Begründer der modernen Instrumentation. Als Wahrheitsfucher ging er bis an die Grenzen, ruhte er nicht, bis er den entsprechenden Ausdruck gefunden hatte und wurde so Realist, ja, er tat den Schritt bis zum Naturalismus. Daß ihm auch hier Gefolgschaft geleistet wurde, von Berlioz bis zu den Modernsten, braucht nicht ausgeführt zu werden. Nur sind die Voraussetzungen meist verschieden. Wenn Beethoven am Schluß der Neunten den Freudenjubel der ganzen Menschheit darstellen will, an dem jeder, auch der letzte Mann im Volke teilnehmen soll, so weiß er sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er alle Mittel heranzieht, die im Leben der Menge zum Freudenausbruch dienen. Anders Berlioz, wenn er im Hinrichtungsmarsch der phantastischen Sinfonie die johlende Menge darstellt. Das ist nur ein pittoreskes Bild im Zusammenhang mit dem Programm, aber nicht der Ausdruck eines der Idee entspringenden Gefühls.

Nicht nur in der Geschichte der Musik, sondern auch in der Geschichte der Musiker nimmt Beethoven eine besondere Stellung ein. Diese ist noch zu schreiben, sie wird einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der Gesellschaft bilden. Bis in die Neuzeit hinein hat sich ein Rest der mittelalterlichen Anschauung erhalten, der Musiker gehöre zum fahrenden Volk. Das aristokratische 18. Jahrhundert wandelte diese Anschauung dahin um, daß es die Musikerkaste dem Bedientenstand zuwies. Noch Joseph Haydn wartete seinem Herrn, dem Fürsten Esterházy, als Hausoffizier auf, trug eine blaueidene Uniform und holte sich jeden Morgen beim Lever den Tagesbefehl. Noch der in Wien neben Beethoven wirkende Komponist Franz Krommer bekleidete die Stelle eines kaiserlichen Kammertürhüters. Wie anders unser Meister, der erklärte, der Adel des Geistes sei mehr wert als der der Geburt, und den Vornehmen im Verkehr keinerlei Vor-

²²⁾ Thayer a. a. D. IV, S. 76.

rechte zugestand. Selbst hohen und höchsten Fürstlichkeiten gegenüber benahm er sich als ein Ebenbürtiger²³⁾; sein Beispiel hat viel dazu beigetragen, dem Musikerstand die heutige soziale Stellung zu verschaffen.

Für den schaffenden Künstler forderte er nicht nur Gleichberechtigung, sondern auch Freiheit und materielle Unabhängigkeit. Der Zug zur Ungebundenheit lag damals allerdings in der Luft, und die Romantiker haben ihm reichlich seinen Lauf gelassen. Wie eine Karikatur der Erscheinung Beethovens nimmt sich der Thüringer Ludwig Boehner aus, der G. Th. A. Hoffmann als Vorbild für den Kapellmeister Kreisler gebient haben soll. Ohne das Genie und ohne die sittliche Kraft Beethovens hielt er den Gefahren des ungebundenen Daseins nicht stand, verfiel wieder dem Vagantentum und verkam. Die sittliche Größe unseres Meisters offenbart sich auch darin, daß er, ohne je eine Stellung zu bekleiden, ohne je unter irgend welchem Zwang zu stehen, nicht erlahmte, bis an sein Lebensende unentwegt fleißig war und immer höhern und höheren Zielen zustrebte.

Auch darin stellt Beethoven in der Musikgeschichte einen Wendepunkt dar, daß er nicht mehr, wie alle seine Vorgänger, bis zu Haydn und Mozart, auf Bestellung schrieb, sondern frei, nach seinem Willen sich der Komposition hingab. Für ihn war es ein Glück, es war es vielleicht auch für die nachfolgenden Romantiker, aber diese Neuregelung der Verhältnisse hat es doch nach sich gezogen, daß heute die Komponisten Mühe haben, ihre Werke zur Aufführung zu bringen, während man früher solche bestellte und immer und immer wieder neue haben wollte. Heute fängt man wieder, wie in der bildenden Kunst, so auch in der Musik an, einzusehen, daß es für den Künstler nicht entwürdigend ist, einen Auftrag auszuführen. Doch darüber eingehender zu handeln ist hier nicht der Ort.

Ein Blick sei hingegen noch geworfen auf Beethovens internationale Stellung. Bis in seine Jugendjahre, bis zu Haydn und Mozart herrschte die italienische Musik als Weltmacht. Selbständig behaupteten sich neben ihr nur die französische Oper in Paris und während der kurzen Zeit von Händels dortigem Wirken, das englische Oratorium in London. Seb. Bachs kompositorisches Schaffen kam zu seiner Zeit in der großen Musikwelt nicht zur Geltung, erst im Lauf des 19. Jahrhunderts wurde es bekannt. Wohl gab es große, ja führende deutsche Meister, aber sie komponierten italienisch, wie Haffe, englisch wie Händel, französisch wie Gluck; mag man auch noch so viele deutsche Züge in ihren Werken entdecken, der Stilgattung nach gehören sie den Schulen der fremden Nationen an. Mit dem Aufkommen der Instrumentalmusik wendet sich das Blatt. Schon die Sinfonien der Mannheimer Schule, vorab diejenigen ihres Führers Joh. Stamiz, wurden viel in Paris gespielt. Haydn wurde dort und in London populär und aufs höchste gefeiert. Beethovens Sinfonie und Sonaten, die Quartette und die Kammermusik erhoben vollends die deutsche Musik zur Weltmacht. Weil Italien sich ihnen verschloß, verlor es seine Hegemonie und kam ins Hintertreffen. Es darf sogar behauptet werden, daß das als unmusikalisch

²³⁾ Drahtisch der bekannte Brief an Bettina von Arnim, der zwar von ihr verfaßt ist, aber doch auf Tatsachen fußen muß. Genauer Abdruck bei Marx-Wehnke, L. von Beethoven. 5. Aufl. des urspr. Marx'schen Buches. II, S. 304, Berlin 1901.

verschriene Paris zur musikalischen Hauptstadt Europas wurde, sei nicht nur in seiner Oper begründet gewesen, sondern auch durch den Umstand befördert worden, daß es die Bedeutung der Beethovenschen Sinfonien erkannte. Es hat ihnen in den von Habeneck geleiteten Konservatoriumskonzerten eine Pflegestätte begründet, wie es, nach dem Urteil Richard Wagners, eine entsprechende in Deutschland nicht gab. Dem Anscheine nach hat es hier etwas länger gedauert, bis man die besonders hohe Anforderungen stellenden Schöpfungen in ihrer ganzen Schönheit wiederzugeben vermochte. Viel haben sie zur Ausbildung und Entwicklung der Berufsorchester, die es heute in jeder größeren Stadt gibt, beigetragen, und die allgemeine große Liebe zur Instrumentalmusik reifen lassen. Bis auf den heutigen Tag bilden sie den Kern des Repertoires; man denke sie sich weg, und man wird sich sagen, trotz all dem Schönen, das die Romantiker gebracht, hätten die Konzerte einen schweren Stand gehabt und kaum zu der heutigen festen Institution sich entwickeln können. Wenn jetzt die Jugend anfängt, sich von ihnen abzuwenden, so sagt man sich mit Sorge, ein Ersatz dafür ist noch nicht geschaffen. Auch das Größte ist dem Wandel der Zeiten unterworfen, den Geschmackswechsel wird man nicht verhindern können. Unter dem Einfluß von Bach hat sich eine neue Stilrichtung entwickelt, die ja auch Beethoven schon in seinen letzten Schöpfungen, seine Zeit überflügelnd, vorbereitet hat. Sie wird sich auswirken und ausleben müssen.

An Beethovens Größe ändert es nichts, wenn seine Werke vorübergehend etwas in den Hintergrund treten. Ihr künstlerischer Gehalt, wie ihre ethische Kraft bleiben unverloren, sie werden sich stets wieder bewähren, wenn die Kunst der Erneuerung bedarf, und Beethoven hat es selbst auf dem letzten Krankenlager, da die Wiener allzu enthusiastisch Rossini zujubelten, mit berechtigtem Stolz ausgesprochen: „Den Platz in der Kunstgeschichte können sie mir doch nicht nehmen.“²⁴⁾

²⁴⁾ Thayer a. a. O. V, S. 480.

Forschungsberichte.

Hebbel-Literatur.

Sommerfeld, Martin, Hebbel und Goethe. Studien zur Geschichte des Klassizismus im neunzehnten Jahrhundert. Verlag von Friedrich Cohen in Bonn. 1923.

Die Arbeit umfaßt drei Hauptteile, die von einer Einführung und einem Nachwort umrahmt sind; der dritte, „Analyse und Kritik der ‚Neuen Klassik‘ Hebbels“, in fünf Kapiteln bildet den wichtigsten Teil des Buches.

In seiner „Einführung“ geht S. davon aus, daß Goethe sehr tief im 18. Jahrhundert „verwurzelt“ war, während Hebbel „eine ausgesprochen modernistische Natur“ sei, die als „autochthone Kraft“ nicht zum Nachfahren, aber auch nicht zum selbstherrlichen Schöpfer taugte. Der formale Grundzug von Hebbels Wesen als einer „im tiefsten oppositionellen Natur“ kompliziere seine Stellung ungemein: er opponierte zwar gegen die neue bürgerliche Schicht, hatte aber mit den sogenannten Jungdeutschen die Annäherung einer „Neuen Klassik“ gemein, die die Herrschaft der Goetheschen ablösen sollte. Noch stärker aber als der der Zeit alter tritt zwischen Hebbel und Goethe der Gegensatz der Individualitäten, der von außen her „keine Ausgleichung, kaum einen Vergleich“ zu ermöglichen scheint. Daraus stellt sich dann für S. das eigentliche Problem in deutlichen Umrissen heraus: zunächst von der subjektiven Seite. Und diesem „inneren Wege, wenn er sich auch in äußeren Etappen abzeichnete“, sei die Forschung bisher noch nicht gefolgt, S. selbst gedenkt also einen noch nicht begangenen Weg auf diesem Gebiete einzuschlagen, was sein Buch auch zu bestätigen scheint. Der zweite Teil der Frage ist das objektive gestellte Problem: Das objektive Verhältnis Hebbels zu Goethe kann für S. aber nur auf Grund des subjektiven Entwicklungsprozesses erörtert werden, und dieser grundsätzlichen Bestimmung habe man sich bisher leider entzogen und sich so um das Ergebnis seiner Bemühungen gebracht. So glaubt S. dem unter Hinweis auf Fries' Studien (in denen gewiß manches gesucht und ansechtbar ist) die Berechtigung der Annahme einer „Beeinflussung“ Hebbels durch Goethe schon hier fast gänzlich leugnen zu müssen: „mit solch allzu primitiver Kausalität“ dürfe man einem Hebbel nicht gegenüber treten. Ich möchte diesem Satz nur mit Einschränkung beipflichten. Denn diese Behauptung scheint mir schon mit der Tagebuchstelle T. 552 (vgl. unten S. 81) nicht ganz vereinbar, und ich habe den Eindruck, als ob S. den Begriff „Stil“ hier zu eng aufgefaßt habe. Warum sollte man ihn nicht auf Hebbels ganze schriftstellerische Tätigkeit beziehen dürfen, wo er doch im Zusammenhang damit Goethe als einen Schriftsteller erwähnt, „der auf ihn gewirkt“? Von bewußten Entlehnungen kann und soll dabei natürlich keine Rede sein. „Hebbel hat im Augenblick des Schaffens, des Dichtens keine Ahnung von den fremden Einflüssen, denen er unterworfen ist, was Fries allerdings nirgends betont hat. Die Dichtung eines anderen, die auf ihn wirkt, ist dem direktesten Erlebnis zu vergleichen, das in die Phantasie des Dichters einen Keim gelegt, welchen er dann bebrütete“¹⁾. Ich brauche mich also durchaus nicht „einer bedenkenlosen und eifertigen Gleichsetzung von Eindruck und Einfluss, von Ähnlichkeit und Übereinstimmung, von äußerer Berührung und innerer Richtung“ (S. 17) schuldig zu machen, wenn ich äußeren Ähnlichkeiten doch etwas mehr Wert beilegen zu sollen glaube. Hat doch ein Anklang an Goethe in der „Maria Magdalena“ sogar der Textkritik gute Dienste geleistet!²⁾

Der erste Teil des Buches behandelt die „Epochen der inneren Kultur: Romantische Elemente und ihre Überwindung in Hebbels Entwicklungsjahren“. S. geht von T. 136 (Januar 1836) aus, die uns von der ersten Bekanntschaft Hebbels mit Uhland berichtet³⁾, und will sie

¹⁾ A. M. Wagner, „Das Drama Fr. Hebbels“, S. 2.

²⁾ A. Sauer, Euph. XI, 362; vgl. A. M. Wagner, a. a. O. S. 144/5.

³⁾ Tibal, Hebbel et ses œuvres de 1813 à 1845, S. 321 ff., zeigt, daß H. wohl mit Uhland geistesverwandt sei; ähnlich J. Collin in den Grenzboten 1894.

nur als eine „Interpretation nach den Bedürfnissen des Rücksehenden“ angesehen wissen ⁴⁾. Wenn S. als Wirkung des Umland-Erlebnisses auf Hebbel nur ein „erstes Erwachen des dumpf nachahmenden Dilettanten“ sieht, so scheint mir diese Behauptung schon gewagt. Als noch gewagter aber muß es bezeichnet werden, wenn er (sich auf Bw. I, 33, nicht 32, stützend) sogar gegen Hebbel selbst des Dichters Eintritt in Hamburg (März 1835) „viel tiefer greifend“ nennt als die Epoche von 1830/1. Mit Recht bezeichnet S. das Tagebuch, das Hebbel in dieser Zeit anlegte, als „das eigentliche Gefäß für die Aufgaben und Lösungen seiner inneren Entwicklung“ und als „ersten Schritt zur Bildung seiner menschlichen und künstlerischen Individualität“, nimmt aber meiner Ansicht nach den ersten dichterischen Versuchen Hebbels doch allzuviel von ihrer Bedeutung. Wenn man da z. B. nach Ablehnung von A. Scheunerts Versuch, aus den (von S. als „durchaus zufällig“ bezeichneten) Äußerungen ein systematisches Bild der Gedankenwelt des jungen Hebbel zu abstrahieren, eine schroffe Abweisung auch von Zindes Ansicht bezüglich eines Fortschreitens in der allgemein geistigen wie in der technisch-formalen Entwicklung Hebbels liest ⁵⁾, so ist man ein wenig überrascht, da S. selbst auf S. 124 von „geistig-dichterischer Entwicklung im Sinne von Fortschritten“ spricht. Die folgende Untersuchung über die tiefe Disharmonie im Wesen des jungen Hebbel stützt sich im großen ganzen nur auf Tagebuch- und Briefstellen unter Übergehung der lyrischen Erzeugnisse dieser Zeit. Der „Grübler“ Hebbel wird in seinem reizbaren, leidenschaftlichen Triebe zum Ungewissen, Überfinnlichen dargestellt, und wir sehen, wie ihn sein seelischer Zustand für alle romantischen Probleme und Motive disponieren mußte. Bruns Werk über Hebbel, das S. in der deutschen Fassung vorlag, wird merkwürdigerweise sehr selten herangezogen. Und wenn auch dieses erste Kapitel das eigentliche Thema Hebbel-Goethe noch kaum berührt, vermisse ich doch eine Erwähnung, daß auch Goethe, wenigstens zu Zeiten, der romantischen Weltanschauung sehr nahe gestanden hat ⁶⁾. Ergebnismomente und Spekulation gehen bei Hebbel in dieser Zeit ineinander über; auch hier scheinen S. die Beziehungen zu Goethe entweder nicht erwähnenswert gewesen oder ganz entgangen zu sein ⁷⁾.

Der Gedanke der Selbstbewegung des Ich bei Hebbel führt S. dann auf den Begriff der romantischen Ironie, auf den Dualismus Ironie und Humor. Wie darin, so ist auch in dem Satz: „Sinnlichkeit ist Symbolik unstillbarer geistiger Genüsse“ (T. 907) nach S. ein romantischer Gehnengang zu erkennen, die geheime Hoffnung der Romantiker, „durch richtunggebende Gemütsbewegungen die Wirklichkeit zu beeinflussen“, wobei auch Novalis' „magischer Idealismus“ mitgestreift wird ⁸⁾. Auch die romantische Auffassung des Vitalitätsproblems bei Hebbel führt den Verfasser zu einem Vergleich mit ähnlichen Gedanken bei Novalis.

In einem weiteren Abschnitt, „Romantische Ästhetik und Poetik“, zeigt S. dann, wie sich die Not von Hebbels innerem und äußerem Werden in der spekulativen Begründung des Dichter-Berufs widerspiegelt. Nicht einmal die Theorie des Unbewußten (wie bei Goethe, der nicht erwähnt wird!) fehlt. Der Antike, in der das Plastische eine große Rolle spielte, steht Hebbel ferner als Goethe. Der wichtige Begriff der „novantiken Kunst“, der S. 249 noch behandelt wird, findet schon hier beiläufige Erwähnung. Immer wieder zeigt sich in Hebbels kunsttheoretischer Reflexion der Gedanke der „unendlichen Steigerung“, der ganz das Gepräge der „romantischen progressiven Universalpoesie“ aufweist ⁹⁾. Für Hebbel ist die

⁴⁾ Vgl. unten S. 77, wo der Hinweis auf T. 5983 (15. 11. 1862!) mir nicht ganz verständlich ist. „Hier“ muß man entschieden auf diese Tagebuchstelle beziehen, die doch Hebbel erst am Ende seines Lebens niedergeschrieben hat.

⁵⁾ A. Scheunert, „Der junge Hebbel“; Paul Zinde, „Hebbels philosophische Jugendlyrik“, Prager deutsche Studien XI, 1908.

⁶⁾ Vgl. Collin, Grenzboten 1894, S. 144; Sidel, S. 28/9; Bielschowsky, „Goethe“ II, 470; auch Heine, Werke (1876) VI, 67–70.

⁷⁾ Vgl. Sidel S. 53; (T. 368!).

⁸⁾ Vgl. Stefanst, „Das Wesen der deutschen Romantik“, S. 152 ff., 224 f., 270; Bielschowsky, a. a. O. Vorrede zum ersten Bande.

⁹⁾ Ein Hinweis auf die bei Hebbel daraus resultierende Interpretation der Goetheschen Kunst (vgl. Sommerfeld S. 73 ff.) und auf die Ausführungen Bruns (S. 292 ff.) und Eckelmanns („Schillers Einfluß auf die Jugenddramen Hebbels“, S. 15) sei hier eingeflochten.

vollendetste ästhetische Erscheinungsform die komische Dichtung, der dann auch in dieser Zeit in der Hauptsache sein künstlerischer Ehrgeiz gilt (Schnock!). Der tragische Aspekt und damit die Möglichkeit dramatischen Ausdrucks fehlt noch gänzlich.

Wir kommen (S. 48 ff.) zu den Krisen und Wandlungen Hebbels. S. zeigt an dessen Novelle „Matteo“ die jetzt unaufhaltbar durchbrechende Richtung, „die notwendig mit einer Abkehr von der Epoche romantischer Spekulation und Kunstübung verbunden war“; zum erstenmal findet hier die Versöhnung im Diesseitigen statt. S. meint jedoch, Hebbel habe noch bittere Jahre hindurch um solche Versöhnung zu kämpfen gehabt, dies könne also nur als Vorklang gelten. Auch der Gedanke der Notwendigkeit spielt in dieser krisenhaften Entwicklung eine große Rolle. Den Versuch Hebbels, „gegen die empirische und transzendente Reizbarkeit anzukämpfen“, gefährdet die Erinnerung an die verlorene Jugend immer wieder. Wir machen seine Wandlungen bis zum Ende des Pariser Aufenthalts (Oktober 1844) mit durch und sehen schließlich, wie sich sein Ziel völlig geändert hat. Vielfach kündigt sich eine positive Wendung zur Diesseitigkeit an, und wenn man von seinen Schwankungen zwischen Isoliertheit und gesellschaftlichem Bedürfnis liest, wird man unwillkürlich daran erinnert, daß auch Goethe ähnliche Zustände durchmachte. Auch Hebbels Stellung zur Musik und zur bildenden Kunst änderte sich damals. In Paris bemerken wir eine ungleich vielseitigere Empfänglichkeit an ihm; er sieht ein, daß man als reiferer Mensch vorwiegend durch das Medium der Natur (früher hatte die Welt zu ihm nur durch die Kunst ein Organ; vgl. unten S. 147!) ein Verhältnis zur Welt gewinne (Goethe!). Die Forderung der künstlerischen Form wird immer mehr betont und der Widerspruch gegen die Auffassung von früher, die Kunst solle das werdende, nicht das fertige darstellen, laut, wie auch der Auffassung von der Progressivpoesie abgesagt wird (T. 3711 ein Verdikt gegen die Romantik!)¹⁰. Das Pariser „Vorwort zu Maria Magdalena“ (1844), das hervorragendste Merkmal von Hebbels Sturm- und Drangzeit, bezeichnet S. als „den gewichtigsten Einsatz in der theoretischen Fundamentierung seiner Tragödie“ und „das Credo seines tragischen Pessimismus“.

Der zweite Teil behandelt (vorwiegend in chronologischer Anordnung) „Aufnahme und Kritik Goethes und seiner Werke durch Hebbel“. Nur einiges daraus sei hier kurz erwähnt: Gleich zu Anfang (S. 69) heißt es, Hebbels künstlerischer Bildungstrieb habe sich in der Wesselsburner Zeit als Nachahmungstrieb geäußert; in der Einführung (S. 16) sagte S.: „So unzulässig es erscheinen muß, nach Hebbels Vorgang die Möglichkeit von geistigen und künstlerischen Beeinflussungen schlechtthin zu leugnen, so notwendig ist es aber bei einer Natur wie Hebbel zu betonen, daß nicht jeder noch so starke Eindruck ohne weiteres einen Einfluss bedeutet“, und S. 69 fährt S. nach oben besagtem Satze fort: „Um so bemerkenswerter ist, daß sich von jener Lektüre in den uns erhaltenen Stücken seiner Wesselsburner Produktion keine Spuren finden.“ Worin sich aber dann überhaupt noch besagter „Nachahmungstrieb“ zeigen soll, will mir nicht eingehen. Leider verbietet der Raum, hier solche Spuren aufzuzeigen, einige Hinweise darauf müssen also genügen¹¹.

Für die von S. auf S. 73–75 behandelte Tagebuchstelle 114 sei betreffs des Satzes: „... daß Hebbel sich auf Goethes Unfähigkeit zur Anlage eines Trauerspiels als auf eine feststehende Tatsache beruft, ... macht seinen Anschluß an eine bestimmte literarische Äußerung über diesen Punkt wahrscheinlich“, nur auf Goethes Brief an Schiller vom 9. Dezember 1797 (vgl. Chamberlain, „Goethe“, S. 604/5; Ende des 5. Kapitels „Der Dichter“) hingewiesen, wo Verfasser die Vermutung hätte finden können. Dem Gesamturteil, das S. dann S. 81/2 über T. 552 fällt, kann ich mich nicht anschließen, da mir dabei zuviel zwischen den Zeilen gelesen zu sein scheint und es sich wohl auch schwerlich mit dem S. 80 (unten und Anm.) Gesagten vereinbaren läßt.

Alles, was S. im weiteren Verlauf dieses Teils seiner Abhandlung beibringt, zeigt in Übereinstimmung mit früheren Arbeiten anderer Forscher nur wieder von neuem, wie verschieden

¹⁰ Hier sei auf Druns Ausführungen (S. 563 ff.) mit hingewiesen; auch, was Heine a. a. D. über Goethe sagt, scheint mir nicht ganz bedeutungslos.

¹¹ Brun a. a. D.: S. 198, 212–214, 224, 227, 230, 240/1, 247, 236–240, 243, 254, 377–380 und anderweit.

und schwankend Hebbels Urteile über Goethe und sein Werk in seiner Heidelberger, Münchner und Hamburger Zeit (April 1836 bis November 1842) waren. Mit Recht wird betont, daß Hebbel immer, vor allem in der ganzen Pariser Dramaturgie, den positiven Teil seiner Behauptung (daß Goethe eine Synthese zwischen dem Drama der Alten und dem Shakespeareschen Drama versucht habe) nicht im geringsten zu begründen für nötig hält, um so bestimmter aber den negativen (daß er sie nicht zustande gebracht habe). Im Anschluß an Hebbels Bedürfnis „nach einer konstruktiven Ausbeutung des Goetheschen Werkes“ sehen wir auch die Antithese zwischen dem Goetheschen und dem eigenen Schönheitsbegriff sich entwickeln¹²⁾.

Mit dem Pariser Vorwort hatte Hebbel seine Wanderschaft abgeschlossen. Schon hier auf sein Wort von dem „Weg der Judith zur Iphigenie“, auf dem er sich befinde, Bezug zu nehmen, will mir etwas verfrüht erscheinen; mindestens aber wird man hier (S. 103, 9. Zeile von unten) an dem unklaren Begriffe „jezt“ Anstoß nehmen. Bedeutsam in dieser Zeit (T. 3807: 20. November 1846) ist Hebbels Beurteilung der Goetheschen „Stella“, die betreffs seiner Stellung zur „Emanzipation der Frau“ im großen ganzen auf dasselbe hinausläuft, was er schon früher gegen die „Wahlverwandtschaften“ einzuwenden gehabt hatte. Für Hebbels Jahr in Italien weist S. (S. 105 ff.) auf die Einwirkung von Goethes „Italienischer Reise“ hin, wenn auch für Hebbel der Aufenthalt in Italien nicht das sein konnte, was er für Goethe war. Nur zwei Elemente, „das sinnliche der Natur und das geistige der Sprache“, wurden für Hebbel zum Medium, durch das Italien zu ihm sprach, er wollte dort „genießend sich läutern“, und bezeichnenderweise taucht wieder der Gedanke des Schönen als „Resultat des Kampfes“ auf und tritt zu dem Versöhnlichen in der Tragödie in Beziehung. Trotz der damals stark überwiegenden Beschäftigung Hebbels mit Goethes Leben und Werken scheint er doch Goethes Bild nicht im ganzen in sich getragen zu haben, zeigte aber ein unverkennbares Bedürfnis nach gerechter Beurteilung. Goethe ist für ihn der Hort jener ewigen und ewig gültigen Gesetze geworden, und bald weist Hebbel ihm aus der historischen Perspektive überragende Bedeutung für die Gegenwart zu, ohne die eigene Individualität preiszugeben.

Im dritten Teile („Analyse und Kritik der Neuen Klassik Hebbels“) stellt S. in einem ersten Kapitel („Selbstschau und Lebensgestaltung“) Hebbels „Aufzeichnungen aus meinem Leben“ Goethes „Dichtung und Wahrheit“ gegenüber (S. 116–146). Besonders ist es hier die enge Beziehung zwischen „Beichtstuhl und Autobiographie“, die Verfasser bei Hebbel wie bei Goethe wiederfindet, während sich Hebbels Stellung zur Vergangenheit (Gefühl des Neides!) von der Goethes für ihn wesentlich unterscheidet. Das vom Dichter T. 2516 über Lebensdarstellungen Gesagte (S. 125 und 127!) spricht S. für alle derartige Niederschriften Hebbels als verbindlich an (das „Beschwichtigende und Ausgleichende“!). Von dem, was S. sonst (S. 130–143) beibringt, sei nur hervorgehoben, daß bei Behandlung der Nativität (S. 131: Bw. 2, 209, nicht 203!) und ihrer Abgrenzung vom Zustande vollkommener Dumpfheit (T. 4272!) Goethe nicht erwähnt wird. Von den drei einmal von Goethe aufgestellten Epochen des Lebens jedes bedeutenden Menschen wird von Hebbel nur die der ersten Bildung behandelt. Merkwürdigerweise führt S. hier (S. 139) eine ganze Reihe an Goethe anklingende Nebewendungen auf. Die Komposition des Ganzen in ihrer fragmentarischen Gestalt entspricht nach S. nicht der von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.

Im zweiten Kapitel „Das Künstlerproblem“ behandelt S., von T. 417 ausgehend (vgl. S. 61!), teils vergleichend teils gegenüberstellend Hebbels „Michel Angelo“ und „Der Dichter“ und Goethes „Tasso“ (S. 147–172). Trotzdem, daß Hebbel selbst (Bw. IV, 292) die zwei Akte des „Michel Angelo“ neben Goethes „Tasso“ stellte¹³⁾, verweist S. (schiefe Beurteilung des Werkes durch den Dichter selbst!) es mehr in die Nachbarschaft des jungen Goethe und versucht nachzuweisen, daß es sich bei Hebbels späterem Standpunkte nur um das Bemühen handelt, „Die gattungsmäßig-typische Repräsentanz nachträglich zu einer symbolisch-menschlichen zu erheben“. Eher als „Michel Angelo“ könnte, wie S. meint, das Fragment

¹²⁾ Vgl. Brun a. a. D. S. 429, 585/6, 607, 631/2, 651/2, 655, 725–727, 764; Möller, „Hebbel als Lyriker“, S. 21 und 40; Scheunert, „D. j. H.“, S. 176 ff.; Sommerfeld S. 226 und 245/6; Hebbel T. 3257 und Bw. IV, 43.

¹³⁾ Vgl. S. 258, Anm. 1.

„der Dichter“ nach Grundriß, Sprache und Entstehungsgeschichte die Nachbarschaft des „Tasso“ vertragen. Empfehlend hingewiesen sei schließlich noch auf die Ausführungen des Verfassers über das „Antonio-Motiv“ und die vergleichende Entstehungsgeschichte des „Michel Angelo“ und des „Tasso“!

Bei Behandlung der „Lyrik“ Hebbels hebt S. in einem weiteren Kapitel zunächst mit Recht hervor, daß sie nur ein „peripheres Schaffensgebiet“ des Dichters gewesen und deshalb wesentlich anders als die Goethesche zu beurteilen sei; auch die Epigrammatik sei in ihren psychologischen Motiven mit der Goethes kaum zu vergleichen. Stoffliche und formale Parallelen besagen für S., wie wiederum betont wird, um so weniger, „als das Ganze schlechthin inkommensurabel sei“¹⁴). Im Anschluß an Hebbels Antithese „Reflexionsdichtung“ und „Naturdichtung“ versucht Verfasser nachzuweisen, daß der Dichter von vornherein seinen eigenen Weg ging, und zu zeigen, wie er schließlich zu dem „harmonischen Verhältnis des ausgesprochenen Individuellen zu dem vorausgesetzten Allgemeinen“ im Uplandschen und Goetheschen Sinne gelangte¹⁵). Hebbel hat nie ein Gefühl für das Elementarisch-Lyrische gehabt wie Goethe¹⁶), und bei ihm findet sich kein Versuch, „die unmittelbare Naturnähe, das Gefühl innigster, unproblematischer Verbundenheit von Zustand und Gegenstand lyrisch zu verdichten“; das „lebendige Gefühl der Zustände“ hatte er nur ganz selten¹⁷).

Der Schritt, den Hebbel mit dem Epos „Mutter und Kind“ von der Novelle zum Epos tat, war nach S. Ausführungen in einem vierten Kapitel (S. 188–220) innerlich längst vorbereitet und das Ergebnis einer Entwicklung von der subjektiv-individuellen zur objektiv-universellen Kunstform. Bei der rein novellistischen Einstellung seines Erlebens in der Heidelberger und Münchener Zeit dürfe man nicht an Goethe als vielmehr an die novellistische Kunst Arnims und E. T. A. Hoffmanns denken, wie sich dem auch schematische und formale Einwirkungen nur von deren Seite aufzeigen lassen. Im Gegensatz zu Goethe fehlt Hebbels Novellen durchaus das retardierende Moment, und er zeigt einen ausgesprochen romantischen Standpunkt auch in der Interpretation der Goetheschen Kunst. Zu Anfang des zweiten Hamburger Aufenthalts entfremdet sich Hebbel der malerisch-romantischen Novellenkunst (erste Vorrede von 1841!), im Novellentypus findet er jetzt den Anschluß an den Begriff der Goetheschen Novelle. Eine Kunstübung tritt hervor, deren Ideal die harmonische Schönheit darstellt, und damit die Abkehr vom romantischen Kunstideal. In Hebbels Gesamtwerk erscheint die Novelle als „ein im ganzen einheitlicher Ausdruck seiner Heidelberg-Münchener Entwicklungsepoche“. Die späteren Bearbeitungen sind nicht als tiefgreifend aufzufassen (vgl. „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers“). Die Frage, warum „Mutter und Kind“ ein Epos, und zwar am wenigsten im Goetheschen Sinne, wurde, beschäftigt S. sodann in längerer Untersuchung. Die Beschäftigung Hebbels mit dem Nibelungenlied hatte für sein Epos dieselbe Bedeutung wie das Studium Homers für das Goethesche; „Mutter und Kind“ ist nach S. ein echt Hebbelsches Pendant zu „Hermann und Dorothea“ (Goethes naive und Hebbels Schönheit „nach der Dissonanz“!). Findet S. von der subjektiven Seite kaum etwas, worin sich das Hebbelsche mit dem Goetheschen Epos vergleichen ließe, so hebt er nach der objektiven Seite zwar die durchgehende stoffliche Ähnlichkeit hervor, meint aber, daß derselbe gedankliche Gehalt bei Hebbel auf ganz anderem Wege in das Epos gekommen sei als bei Goethe. Auch werden einige grundlegende Unterschiede aufgezeigt.

Im letzten Kapitel („Zu Hebbels dramatischer Entwicklung“, S. 220–271) weist S. zunächst in langen Ausführungen die von Zinkernagel („Goethe und Hebbel. Eine Antithese“ 1911) aufgestellte Antithese zurück. Hebbels Selbstzeugnisse der späteren Zeit bezeugen für S. alle dies eine: nämlich „daß Hebbel in dem Kreis, den er mit Maria Magdalena und Julia abschloß, innerlich „nichts mehr zu suchen“ habe“; habe Hebbel ja doch später das Vorwort zur Maria Magdalena stark abgelehnt. Daß dieses bloß äußerlich erzwungen gewesen sei, ist nach

¹⁴) Anmerungsweise wird hier das von Möller, Pasak, Werner, Engelhard und Brun Gesagte als „wenig überzeugend, ja höchst willkürlich“ zurückgewiesen. Eine nähere Begründung vermisst man.

¹⁵) Vgl. auch S. 42, 85, 248; Brun 851–853, 1074.

¹⁶) Goethes Begriff der „Selegenheit“ (XII, 71)! vgl. Möller S. 30; Brun 894, 928.

¹⁷) Vgl. Brun S. 316 und 330/1.

des Verfassers Meinung nur eine Selbsttäuschung Hebbels. Die ganze Entwicklung weise zwar in die Richtung Goethescher Anschauungsweise, doch sei „festzuhalten, daß es sich bei den Hebbelschen Intentionen um die notwendige, eigengesetzliche Festigung und Klärung längst in ihm wirksamer, durch Bildung nicht gewonnener sondern nur gereifter Elemente seines Wesens handelt“; also könne von einer Einwirkung Goethes auf Hebbel nicht gut die Rede sein, höchstens von einer Bestätigung des eigenen Weges von dort her. Die Tatsache der Annäherung allerdings (vgl. S. 252—256) wird nicht bezweifelt. In den Werken der Reisezeit fand nach S. die subjektive Entwicklungstendenz Hebbels nur ihren objektiv-dichterischen Ausdruck. —

Überblickt man schließlich Sommerfelds Arbeit in ihrer Gesamtheit, so gewinnt man den Eindruck, daß er im großen ganzen den Einfluß Goethes auf Hebbel mit geringen Einschränkungen leugnet. Ob bei der mir wenigsten mitunter allzu subjektiven Einstellung des Verfassers überall mit Recht, muß allerdings bezweifelt werden.

P f a n n m ü l l e r, Gustav, Die Religion Friedrich Hebbels, auf Grund der Werke, Tagebücher und Briefe dargestellt. Die Religion der Klassiker 8. Bd. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1922.

Das 192 S. starke Buch, das nach dem Vorwort des Verfassers die zahlreichen Aphorismensammlungen aus Hebbels Werken nicht um eine neue vermehren, sondern tiefer in dessen religiöse Gedankenwelt einführen will, zerfällt in folgende drei Abschnitte:

Das erste Kapitel stellt hauptsächlich an der Hand von Hebbels eigenen Äußerungen seinen religiösen Entwicklungsgang von seiner Geburt bis zu seinem Tode dar und ist eigentlich nichts anderes als eine Lebensgeschichte, wie wir sie ja mehrfach und ausführlicher schon von anderen besitzen, eine Lebensgeschichte, bei der allerdings der Hauptwert eben auf des Dichters religiöse Entwicklung vom Christentum zu einem mythischen Naturpantheismus (wie Pf. sich ausdrückt) gelegt ist. Abgesehen von den wenigen, kurzen textlichen Überleitungen besteht sie meist aus langen Zitaten und will mir bei ihrem großen Umfange (125 S.!) der im Vorwort vom Verfasser gegebenen Versicherung nicht ganz entsprechen.

Im zweiten Kapitel „Die religiöse Weltanschauung Hebbels“ gibt Pf. auf die Frage: War Hebbel eine religiöse Natur? eine doppelte Antwort: Nach Hebbels Stellung zur positiven Religion, nein; verstehen wir jedoch unter Religion das tiefe Gefühl des innigen Zusammenhangs zwischen Mensch und Gott, so war er es durchaus. Verfasser bezeichnet des Dichters Religion „im allgemeinen als einen mythischen Pantheismus mit stark ethischem Einschlag“. Hebbel schließt sich darin an den Naturpantheismus Goethes und der Romantiker¹⁸⁾, vor allem aber an Schellings Philosophie an. Mit Paul Sidel hebt der Verfasser auch die auffallende Übereinstimmung in der metaphysischen Grundlage der Religion zwischen Hebbel und Schleiermacher hervor, wie er denn auch in bezug auf des Dichters Anschauungen von der Unsterblichkeit Sidel's Auffassung übernimmt. Anschließend folgt wiederum eine Zusammenstellung von diesbezüglichen Stellen aus Hebbels Werken.

Im dritten Kapitel über die Religion in Hebbels Dramen werden „Agnes Bernauer“ und „Gyges und sein Ring“ nicht mit in den Betrachtungskreis gezogen, da sie für die religiöse Gedankenwelt des Dichters keinen Stoff liefern. Auch hier kommt wieder hauptsächlich nur Hebbel selbst zu Worte. Zunächst werden „Judith“, „Moloch“, „Christus“, „Herodes und Mariamne“ und „Die Nibelungen“ betrachtet. Jedem dieser Dramen wird sozusagen ein besonderes Motiv in bezug auf die Religion untergelegt: so sehen wir in der „Judith“ den Kampf zwischen Judentum und Heidentum, im „Moloch“ die Entstehung der Religion und Kultur überhaupt, in dem Fragment „Christus“ das Wesen des Christentums, in „Herodes und Mariamne“ die Entstehung des Christentums und in den „Nibelungen“ den Kampf zwischen

¹⁸⁾ Über Hebbels Pantheismus ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Paul Sidel (H. S. Welt- und Lebensanschauung, 1912) behandelt ihn vor allem auf S. 170/1, unterscheidet ihn allerdings seinem Ursprunge nach scharf von dem Goethes und betont, daß Hebbels Ausdrucksweisen sich oft von der rein pantheistischen Lehre entfernen (vgl. T. 2012, außerdem Scheunert, D. j. H., S. 3, Anm. 1). Auch Brun in seinem Hebbel-Buche, das Pf. wohl noch nicht gekannt hat, kommt mehrfach darauf zu sprechen, wie man bei näherer Erörterung des Problems auch auf Neumanns Programm und Zindes Gegenschrift über Hebbels Jugendlyrik wird zurückgreifen müssen.

Christentum und germanischem Heidentum behandelt. Die beiden zuletzt erörterten Dramen „Genoveva“ und „Maria Magdalena“ fallen bereits in die Zeit des Christentums als Kulturmacht: das erste führt uns in den mittelalterlichen Katholizismus, das letztere hat als Hintergrund den norddeutschen Protestantismus der vormärzlichen Periode des 19. Jahrhunderts und stellt eine furchtbare Anklage gegen die oberflächliche Gesellschaftsmoral dar. —

Im allgemeinen dürfte vorliegendes Buch Neues kaum bieten, doch scheint es mir als Zusammenstellung möglichst aller Äußerungen Hebbels über Religion durchaus wertvoll. Aber vor allem ist gerade heutzutage rühmend hervorzuheben die strenge Sachlichkeit des Verfassers, der sich nur an die Quellen hält, aus denen er nichts heraus- und in die er nichts hineinliest, was nicht darin steht.

Hebbel und Röttscher unter besonderer Berücksichtigung der beiderseitigen Beziehungen zu Hegel, von Dr. Walter Schnyder. (Hebbel-Forschungen. Begründet von K. M. Werner. Nr. X.) Berlin und Leipzig, W. Behr's Verlag, Friedrich Feddersen 1923.

Die Beziehungen Hebbels zu Röttscher, die Verfasser „möglichst hell zu beleuchten“ sich vorgenommen hat, führen ihn mehr, als er selbst gedacht und beabsichtigt hatte, in die letzten und tiefsten Fragen von Hebbels Dichten und Denken hinein. Ist der erste Teil des Buches über die Bekanntschaft des Dichters mit dem Kritiker H. Th. Röttscher, „dessen Tiefe und Ausführlichkeit“ auch Bamberg bewunderte, und mit seinen Werken in seiner rein chronologischen Darstellung schon wichtig und aufschlussreich genug für Mentalität und Charakter, wie für die Arbeitsweise Hebbels, so wird man erst recht dem zweiten und Haupt-Teile über die geistigen Beziehungen beider Männer, auch bei mannigfaltiger Problemstellung, größte Beachtung schenken müssen. Nur die Hauptergebnisse seien im folgenden hervorgehoben.

In einem ersten Kapitel behandelt Schn. die Stellung Hebbels zu Hegels Theorie des Tragischen. In langen, tiefschürfenden Ausführungen, welche die Abhandlungen Röttschers über Shakespeares König Lear und Goethes Wahlverwandtschaften und Hebbels Stellung dazu zum Ausgangspunkte haben, stellt Verfasser schließlich die Hauptunterschiede von Hebbels und Hegels Auffassung des Tragischen zusammen; es sind kurz folgende: Gibt es für Hegel keine Notwendigkeit, daß das Individuum als solches egoistisch wäre, so steht sie für Hebbel fest. Dieser Egoismus ist bei Hebbel als Trieb mit dem Leben selbst gesetzt; daher bei ihm die Existenzschuld, die den Menschen eigentlich unschuldig und verantwortungslos macht. Während für Hegel ferner das Schicksal des einzelnen durchaus individuell ist, faßt Hebbel das Schicksal des Einzelmenschen als typisch; daher der Unterschied von Charakterdrama bei Hegel-Röttscher und Zustandsdrama bei Hebbel¹⁹⁾.

Für das zweite Kapitel über das Lustspiel mag die kurze Angabe genügen, daß es zunächst nacheinander Röttschers Stellungnahme zum „Diamant“, „Rubin“ und „Michelangelo“ behandelt, um dann über Hebbels und Röttschers Anschauungen vom Wesen der Komödie, die von beiden in der Hauptsache Solger und Hegel entnommen, allerdings aber bei weitem nicht so scharf wie bei der Tragödie ausgebildet sind, zur Behandlung des „Trauerspiels in Sizilien“ und der Theorien von der Tragikomödie (Humor!) überzugehen.

Das dritte Kapitel behandelt alsdann das wohl für Hebbel selbst und daher nicht minder für den Forscher schwierigste Problem, nämlich das der Versöhnung. In Hebbels „Judith“ und „Genoveva“ findet sich zunächst die absolute Gegenüberstellung von Idee (Gott) und Mensch und daher Versöhnung nur in der Selbsthingabe des Individuums oder in der Vernichtung seiner Existenz durch die Idee. In „Maria Magdalena“ setzt nach Schn. „der große Relativierungs- und Historisierungsprozeß in Hebbels Schaffen“ ein, wo sich der absolute Dualismus, der ewige Konflikt, nur noch in zeitlich bedingtem Gewande zeigt. Besonders in Paris

¹⁹⁾ Ich möchte darauf hinweisen, daß manches von dem, was Schn. hier und auch später feststellt, schon von Röttscher in seiner Arbeit „Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas“ (Hebbel-Forschungen Nr. 1, 1907), in der besonderer Wert auf Äußerungen Hegels, Schellings, Solgers, Röttschers im Vergleiche zu solchen Hebbels gelegt wird, mindestens angedeutet und vorbereitet worden ist. Von Schn. wird diese Schrift merkwürdigerweise nicht ein einziges Mal erwähnt. Der Raum einer solchen Ankündigung verbietet es leider, die vielen Stellen anzuführen, in denen ich Schnpder Anlehnung an Röttscher nachweisen könnte.

unter dem Einflusse Bambergers entstand die letzte Formulierung dieses neuen Dramentyps, der (nach Walzel) zwar hegelischer als Hegel selbst ist, im Grunde aber nur die Methode, auf den tragischen Konflikt angewendet — Hegel selbst hat es nie durchgeführt! —, von diesem übernimmt. Hebbel bekennt sich mit „Maria Magdalene“ zum entwicklungsgeschichtlichen Drama, das den Weltzustand, wie er ist und ward, darstellt, und macht es sich seitdem zur Lebensaufgabe, der Forderung desselben zu genügen (vgl. T. 3777. 3191)²⁰⁾. So entsprechen denn seine „Julia“ und das „Trauerspiel in Sizilien“ dieser Norm vollkommen. Eine andere Möglichkeit der Versöhnung im Drama²¹⁾ als die Ausöhnung mit den kranken Weltzuständen sah Hebbel bis 1847 offenbar überhaupt nicht. Hier ist es nun das Verdienst Rötters, den Dichter auf die „Versöhnung mit weltgeschichtlichem Eindruck“ (in seiner Abhandlung über Shakespeares „Komeo und Julia“) hingewiesen zu haben, die Versöhnung, die nach dem erschütternden Bericht noch im Rahmen des Dramas eine bessere Welt auftauchen läßt. In keinem seiner Dramen nach „Julia“ unterließ es Hebbel dann, einen Ausblick auf eine neue, reinere Lebensform zu gewähren. Und seitdem ist für ihn auch die Frage nach der Versöhnung beantwortet.

Als eng mit dem Versöhnungsproblem zusammenhängend kommt schließlich im letzten Kapitel die historische Tragödie zur Abhandlung. Hebbels Neigung zur Geschichte ist ein typisch romantischer Zug in seinem Wesen; hatte er doch sogar einmal den Plan, die Menschheit selbst zum Dramenhelden zu wählen. Doch die Forderungen der Zeit an das historische Drama (absolute Gleichheit von Drama und Geschichte!) waren derartig, daß auch Hebbel zu unzweideutigem Absagen kam²²⁾. Auch Rötter setzte sich für die Freiheit des Dichters ein, wenn er als Hegelianer der Geschichte auch gewisse Zugeständnisse machen zu müssen glaubte. In Fragen über das historische Drama beruft sich der Dichter gern auf ihn („Über das Recht der Poesie in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes“), und sein „Herodes“ bestätigt nur Rötters Theorie: die große geschichtliche Phase spiegelt sich getreu wieder, während die Detailgestaltung manche dichterische Freiheit aufweist. Schon Hebbels „Maria Magdalene“ ist nach Schn. die erste historische und damit spezifisch Hebbelsche Tragödie, und im „Herodes“ ist es dann sein Ziel, „die geschichtliche Modifikation der Menschen-Natur in ihrer relativen Notwendigkeit“ darzustellen und sein Drama der Relativität so auch auf das geschichtliche Gebiet zu übertragen. Bilde in der „Judith“ nur die Geschichte den Boden, so ist im „Herodes“, wie Schn. meint, eine Vereinigung zweier Dramentypen festzustellen, da dort die psychologische Handlung zugleich den historischen Prozeß symbolisiert. Derjenige aber, der zuerst den menschlichen und welthistorischen Gehalt dieser Tragödie erkannte, war Rötter. Und gewiß hat er auch Hebbel endgültig dazu bestimmt, die Versöhnung in diesem neuen Drama in den Kreis des Werkes einzubeziehen. So weist es denn eine Versöhnung „von überwältigender Größe und Höheit“ auf, wie sie eben nur ein welthistorisch-symbolisches Drama zu geben vermag. Alle Anregungen Rötters erscheinen schließlich bei Hebbel selbständig verarbeitet, dazu in einer Form, wie sie Rötter gewiß nie vorgeschwebt hat.

Betreffs des Dramas „Struensee“ gehen die Anschauungen Hebbels und Rötters ebenso auseinander wie die betreffs der Tragödie von Hebbel und Hegel. Als letztes Werk des Dichters, auf das Rötter ausführlicher einging, ist dann von Sch. noch „Moloeh“ behandelt. Den Hiram dieser Fragment gebliebenen Tragödie hat Hebbel selbst in eine Reihe mit dem Abrecht der „Agnes Bernauer“ gestellt, und da vollzieht sich Sühne und Versöhnung ganz ähnlich, wie sie Rötter für Hiram gefordert hatte, eine Versöhnung, die Verfasser als Versöhnung der Freiheit bezeichnet.

Wenn Schnyder auch schließlich einen Einfluß Rötters auf Hebbels Schaffen nicht zugeben vermag, so spricht er ihm doch eine aufmunternde und fördernde Anteilnahme an den Werken des Dichters zu.

Zitta u. i. S.

Willy Jokisch.

²⁰⁾ Vgl. die Ausführungen bei Sommerfeld, Hebbel und Goethe, S. 56; Sidel S. 91.

²¹⁾ Vgl. ebd. S. 243—245.

²²⁾ Vgl. hier besonders Schnyders Ausführungen S. 126—130 mit denen Rötters auf S. 116—124!

Neue Schriften zur deutschen Volkskunde.

1. Neuschel, Karl, Deutsche Volkskunde im Grundriß I. Teil Allgemeines, Sprache, Volksdichtung. Mit drei Figuren im Text (Aus Natur und Geisteswelt 644). 1920; II. Teil Sitte, Brauch und Volksglauben, Sachliche Volkskunde. (Ebd. 645.) Teubner, Leipzig und Berlin 1924.
2. Naumann, Hans, Grundzüge der deutschen Volkskunde. (Wissenschaft und Bildung 181.) Quelle und Meyer, Leipzig 1922.
3. Jahrbuch für historische Volkskunde, hrsg. von Wilhelm Fraenger. 1. Bd. Die Volkskunde und ihre Grenzgebiete. Mit Beiträgen von J. Bolte u. a. Mit 206 Abbildungen. Stubenrauch, Berlin 1925.

1. Die Fertigstellung dieses zweibändigen Handbuches durch Neuschel ist meiner Ansicht nach eine tapfere Tat, wenn auch diese Arbeit bei der Schwierigkeit einer ersten möglichst knappen Zusammenfassung des weitverstreuten Stoffes und der Verarbeitung einer überreichen Literatur nicht durchaus befriedigend ausfallen konnte, auch bei der mehrfachen Belastung des inzwischen leider vorzeitig verstorbenen Verfassers. Wir besitzen zwar seit einigen Jahren zwei Bücher über die deutsche Volkskunde, bei denen aber nicht der gesamte Stoff verarbeitet wurde; zunächst das lebensvolle, aus Vorlesungen an der Universität Freiburg i. Br. hervorgegangene Werk von Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898. Ein in erzählende Form gegossenes Lehrbuch, das uns ein anschauliches Bild der geschichtlichen Entwicklung und des jetzigen Standes des deutschen Volkslebens und Dichtens bietet. Es fehlt aber hier vollständig eine Bibliographie, Methodologie, Quellenkunde und Geschichte der Volkskunde. Ferner R. J. Kaindl, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung und ihre Methode mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. (Die Erdkunde XVIII.) Leipzig und Wien 1903. Mit einer guten Übersicht über die verschiedenen Methoden. Doch werden hier manche Gebiete der Volkskunde einseitig und keines vollständig behandelt. Hingegen hat Neuschel eine vielseitige Vorarbeit für sein Handbuch geschrieben: Volkskundliche Streifzüge. Zwölf Vorträge über Fragen der deutschen Volkskunde. Dresden und Leipzig 1903¹⁾.

Den gesamten Stoff auf Grund seines ausgebreiteten und gebiegenen Wissens hat Neuschel vollständig behandelt in seinem Handbuch. Für die Darstellung hat er, wie er selbst im Vorwort zum zweiten Band sagt, „bei möglichster Kürze, wie sie der vorgegebene Umfang erforderte, Fülle und Klarheit“ erstrebt. Das I. Kapitel „Wesen und Wert der Volkskunde“ eröffnet er mit einer Betrachtung über die Geschichte des Wortes Volkskunde. Vor einigen Jahren hat Geramb in der Wochenschrift Deutsch-Osterrich (1, 300) und ich ungefähr gleichzeitig festgestellt (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 23, 414 f.), daß das Wort Volkskunde im Vorwort der Kleinen von Franz Ziska herausgegebenen Sammlung „Osterrreichische Volksmärchen“ Wien 1822 auftaucht. Später hat D. Stürath (ebd. 29, 44) darauf hingewiesen, daß in J. A. Damians Handbuch der Geographie und Statistik des Herzogtums Nassau 1823 der erste Abschnitt (13) die Überschrift „Landes- und Volkskunde“ trägt, daß aber Ziska dieses Buch nicht kennengelernt hat, wohl aber W. H. Kiehl als Nassauer und das Wort Volkskunde für seinen 1859 gehaltenen Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“ verwendet hat. Neuschel (S. 5) verweist auf Goethes Besprechung der Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 1830, wo von der „Volks- und Landeskunde von Böhmen“ die Rede ist²⁾. Hoffmann-Krayer meint (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 23, 226), daß das Wort Volkskunde durch solche ältere Zusammensetzungen wie Landeskunde ausgelöst und zuerst in Verbindung mit einer solchen Zusammensetzung aufgetreten sei und gibt weitere Beispiele für solche Zusammenstellung: einen Titel Behlín, Der Speßart, Forst-, Erb- und Volkskunde, Leipzig 1822; Röber und Tscharnér, Der Kanton Graubünden, St. Gallen 1838 (S. 7 und 9, Land- und Volkskunde). Nun ist es aber Geramb gelungen, den verläufig ältesten Beleg

¹⁾ Vgl. meine Besprechung dieser Bücher im Euphoriion 13, 144–150.

²⁾ Erschienen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Berlin Nr. 58–60. März 1830. (Goethes Werke, Weimarer Ausgabe 42. Bd. 1. Abteilung, S. 36, Anm. S. 376 ff.)

für das alleinstehende Wort Volkskunde zu finden³⁾, und zwar in einer vom Erzherzog Johann veranlaßten statistischen Landaufnahme 1813 von dem Bezirksverwalter J. F. Knaffl niedergeschriebenen umfänglichen Beschreibung des obersteirischen Bezirkes Johansdorf, wo zweimal das Wort Volkskunde in unserem Sinne verwendet wird. Geramb vermutet mit Recht, daß Knaffl das Wort nicht geprägt, sondern aus einem der Bücher der dem Erzherzog Johann nahestehenden Historiker und Statistiker entnommen hat.

Dann werden von Reuschel die Geschichte und der Begriff, Wesen und Aufgaben der Volkskunde, die Begriffe Gesamtgeist, Volkseele, Massenpsychologie usw. erörtert. (Hinzu fügt Reuschel in der Einleitung vom 2. Bd. S. 5 f. nach inzwischen erschienenen Schriften neue Anschauungen über prälogisch-assoziatives Denken.) Ferner werden die Beziehungen der Volkskunde zu Nachbarwissenschaften: Völkerypologie, Völkerkunde, Kultur- und Literaturgeschichte, auch zum Volkstum erörtert. Ein längerer Abschnitt wird der angewandten Volkskunde gewidmet, wobei sich eine Fülle von Zukunftsaufgaben eröffnet. In der Tat wird im letzten Jahrzehnt auf diesem fruchtbaren Felde in vielen deutschen Landschaften rüstig gesät und geerntet. Im zweiten Abschnitt werden die Quellen der Volkskunde und das Sammeln der Stoffe behandelt.

Ebenso ist in den meisten übrigen Kapiteln beider Bände die Darstellung der betreffenden Volksüberlieferung sachgemäß und bis ins Einzelne übersichtlich gegliedert, so wie mit Beispielen und, wo nötig, mit Proben versehen. Bei jedem Kapitel, auch bei dessen Unterabteilungen wird die wichtigere dazugehörige Literatur, Bücher, Abhandlungen, auch fruchtbare Besprechungen verzeichnet. Vollständigkeit wird nicht angestrebt. Es hätte auch keinen Sinn, bei einer Besprechung, namentlich des ersten Bandes etwa die inzwischen reichlich erschienene Fachliteratur mitzuteilen. Diesen Zweck erfüllen ja die in letzter Zeit wieder regelmäßig erscheinenden vortrefflichen volkskundlichen Bibliographien⁴⁾.

³⁾ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 32 u. 33. Jhg., 71 f. Bei der Durchsicht einiger dieser Bücher fand Geramb das Wort Völkerkunde zuerst bei G. P. Normann 1785.

⁴⁾ Neben den regelmäßigen bibliographischen Übersichten in den Jahresberichten für germanische Philologie, wo seit vielen Jahren in den Abschnitten „Volksdichtung“ sowie „Mythologie und Sagenkunde“ die Erscheinungen der literarischen, nicht die der sachlichen Volkskunde verzeichnet und besprochen werden, hat die heffische Vereinigung für Volkskunde in den von ihr herausgegebenen heffischen Blättern für Volkskunde vom ersten Bande (1902) angefangen eine umfassende „Volkskundliche Zeitschriftenschau“ für das unmittelbar verfloßene Jahr herausgegeben mit Heranziehung der sachlichen Volkskunde, bearbeitet von dem Gründer und Herausgeber dieser Zeitschrift A. S t r a ß. Vom 3. — 5. Jahrgang erschien diese Zeitschriftenschau in wesentlich erweitertem Umfang, versehen mit einer Bücherschau und Registern in eigenen Bänden. Da hier über die Erscheinungen aller Nationen der Welt berichtet wurde, und auch über den eigentlichen Kreis der Volkskunde im weiten Ausmaß andere Wissensgebiete herangezogen und möglichst Vollständigkeit angestrebt wurde, so kamen die Kosten so hoch, daß die Vereinigung vom 6. Jahrgang ab diese Zeitschriftenschau leider einstellen mußte. Nach sechsjähriger Pause erschien eine volkskundliche Bibliographie in neuer Gestalt und anderem Titel: „Die volkskundliche Literatur des Jahres 1911.“ Ein Wegweiser im Auftrage der heffischen Vereinigung für Volkskunde und mit Unterstützung der dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde angehörigen Vereine herausgegeben von A. A b t, Leipzig und Berlin 1913. Anders angeordnet und in mäßigerem Umfang. Leider trat dann wieder eine noch längere Pause ein, bis endlich durch die Latkraft von E. H o f f m a n n - K r a y e r, unterstützt von einigen Mitarbeitern die volkskundliche Bibliographie wieder zu erscheinen begann und nun regelmäßig erscheint: „Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1917.“ Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.“ Straßburg 1919. Hoffmann-Krayer hat sich hier Stofflich auf das „unbestritten volkskundliche“ und ethnographisch auf die Indogermanen und Juden beschränkt mit Weglassung alles rein Sprachlichen. Auch die Anordnung ist jetzt übersichtlicher. Verzeichnisse der Verfasser und Sachen sind beigegeben. Der zweite Bericht für das Jahr 1918 erschien Berlin 1920, für 1919 im Jahr 1922 um 330 Nummern und 16 Seiten vermehrt. Für das Jahr 1920 im Jahre 1924 um 1048 Titel (im ganzen 2768) und um 70 Seiten vermehrt.

Noch ist ein ganz neues Unternehmen zu erwähnen mit dem besonderen Vorzug, daß die wichtigsten Schriften des gesamten deutschen Sprachgebietes im unmittelbar darauffolgenden Jahr verzeichnet und besprochen werden. Eugen M o g k und Wilhelm F r e l s, Volkskunde (Jahresbericht Supplementum XXVIII.

Der Abrundung des Gegenstandes wegen geht Neuschel gelegentlich über dessen engeren Kreis hinaus, so besonders beim dritten Abschnitt „Die Sprache“, wo der Verfasser über den Namen Germanen, der trotz vielen Versuchen bis heute noch nicht befriedigend erklärt ist, über die beiden Lautverschiebungen, über die Geschichte der Sprache, deutsche Grammatiken und Wörterbücher spricht. Eingehender als die Mundarten, werden die Ständes- und Berufssprachen behandelt. Bei der Namentunde hätte den Flurnamen wegen ihrer grundlegenden Bedeutung für die Stammes- und Siedlungsgeschichte ein größerer Raum gewidmet werden können. Das umfanglichste vierte Kapitel „Die Volksdichtung“ ist in mehrere Unterabschnitte geteilt. Zunächst kommt a) „Das Volkslied“, daran, dessen Geschichte, Sammlungen und Begriffe (etwas zu ausführlich), Kunstlieder im Volksmunde, Wanderstrophen, Volkslieder aus der Unterschicht, Soldatenlieder, geschichtliche Volkslieder, Balladen und Wierzeiler. Zu den Schriften über die Geschichte der Volksliedforschung in der Schweiz und in Schlessen von Geiger und Günther (S. 89) hätte auch Jungbauers Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (Hauffens Beiträge XI) 1912 erwähnt werden sollen, wo in der umfanglichsten Einleitung die Geschichte der deutschen Volksliedforschung in Böhmen gründlich dargestellt ist und auch wertvolle Beiträge zur Volkslied-Geographie beigezeichnet werden. In die Liste volkstümlicher Darstellungen (S. 90) hätte die zweibändige reichliche Auswahl von J. S a h r, Das deutsche Volkslied (Sammlung Götschen) nicht fehlen sollen. b) „Kinderlied und Kinderspiel“. Gründlich und eingehend. Nicht ganz befriedigt c) „Das Volksschauspiel“, zumal wir Neuschel gerade auf diesem Gebiet wertvolle wissenschaftliche Leistungen verdanken. Den aus uralter Zeit stammenden und noch heute vielerorts üblichen Sommer- und Winterspielen (S. 106), die sich deutlich in zwei voneinander ganz verschiedene Gruppen, der oberdeutschen und der ostmitteldeutschen scheiden lassen⁵⁾, werden nur drei Zeilen gewidmet. Die noch viel älteren, früher in allen deutschen Landschaften, im Böhmerwald noch 1890 ausgeübt und jetzt in der Steiermark neu belebten Schwertlanzspiele werden überhaupt nicht erwähnt. In dem umfanglichen Abschnitt d) „Sage und Märchen“ werden zuerst „Legende und Legendenbildung“ erörtert. Als Literatur dazu wird der Inhalt zweier Abhandlungen von Adolf H a r n a d und W. W u n d t wiedergegeben. Doch glaube ich, daß für diesen Gegenstand weit bedeutender nachfolgende zwei Bücher sind: Heinrich Günther, Legenden-Studien, Köln 1906 und von demselben Verfasser: Die christliche Legende des Abendlandes (Religionswissenschaftliche Bibliothek 2), Heidelberg 1910.

Wertvoller sind die weiteren Abschnitte „Dauer mündlicher Geschichtsüberlieferungen“; Sagen erzeugende Umstände und Einteilung der Sagen; echte und unechte, romantische Sagen, Sage und Dichtung. Geschichte und wissenschaftliche Behandlung der Märchen (wo die verfehlten und längst fallen gelassenen Anschauungen und Behauptungen meiner Ansicht nach zu ausführlich besprochen werden). Vergleichende Märchenforschung und Stil. Den Schluß des ersten Bandes bildet e) „Die Kleindichtung: Rätsel, Sprichwort und Spruch.“ Erst vier Jahre später, hauptsächlich durch den Weltkrieg verzögert, erschien der zweite Band dieses Handbuches, der Brauch und Volksglauben sowie die sachlichen Volksüberlieferungen enthält. Im Vorwort dazu sagt Neuschel man möge es dem Philologen nicht übelnehmen, wenn ihm trotz eifriger Bemühungen Literatur über Siedlung, Bauwesen, Volkskunst, Volkstracht usw. entgangen sein sollten. Wegen der Darstellung strebe er keine Vollständigkeit an. Es genüge ihm „Richtlinien zu ziehen und auf die reichen Stoffsammlungen“ hinzuweisen. Für die sachlichen Volksüberlieferungen nimmt er den Standpunkt Raumanns ein, man könne die Volkskunde auch in ihren „Realien zu einer reinen Geisteswissenschaft erheben“.

Neuschel beginnt mit I „Sitte, Brauch und Volksglaube“. Die psychologischen Formen. Inhalt und Zweck. Magisch-religiöse Bräuche. 1. Einzelne vollziehen sie um ihrer selbst

des literarischen Zentralblattes, 1. Jahrgang 1924. Leipzig, Verlag des Börsenvereins 1925). Mit folgender Anordnung: 1. Bibliographie zur gesamten Volkskunde, 2. Sachliche Volkskunde, 3. Volksglauben und Volksmedizin, 4. Sitte und Brauch. Volksdichtung.

⁵⁾ Vgl. O. H ü b n e r, Die deutschen Sommer- und Winterspiele. Dissertation der deutschen Universität Prag. (Auszug daraus: Unser Isergebirge. 3. Jahr. 1925 und 1926 Beilage des Gablonzer Tagblattes.)

willen. 2. Einzelne vollziehen sie für andere. Diese Zweiteilung ist ganz ungewöhnlich, auch sachlich nicht berechtigt, weil dadurch Zusammengehöriges getrennt wird. In diesem Abschnitt wird auch die Volksmedizin behandelt. Zu den vollstümlichen Krankheitsbezeichnungen (S. 24) wäre zu erwähnen, daß das Wort *vreise*, das vom Althochdeutschen herauf bis ins 18. Jahrhundert einen weiteren Bedeutungskreis hatte: Schrecken, Gefahr, gegenwärtig in der Umgangssprache vieler Landschaften nur noch in der Mehrzahl „Fraisen“ üblich ist, und zwar nur für die mit Zuckungen verbundenen Krämpfe kleiner Kinder. 3. Gemeinschaftsbräuche (Landwirtschaftsbräuche und die während des Kirchenjahrs ausgeübten). Bedauerlich ist es aber, daß Neuschel die Bräuche zu Geburt, Hochzeit und Tod nicht zusammenhängend darstellt, sondern nur gelegentlich Einzelheiten daraus erwähnt. Mit der Begründung (S. 36), daß in der gleichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ von Fehrle, „Deutsche Fest- und Volksbräuche“ dieser Gegenstand ausführlich behandelt werde, weshalb er nur dort nicht Erwähntes heranziehen wolle. In der gleichen Sammlung befinden sich aber auch Monographien über die anderen Volksüberlieferungen, über die Neuschel ausführlich berichtet. In einem Handbuch wünscht man aber doch eine gewisse Vollständigkeit. Auf S. 37 finden wir kurze Bemerkungen zur Taufe und Hochzeit innerhalb der Rechtsbräuche (73–78) folgen noch einige Mitteilungen zu Verlobung, Hochzeit und Todesfall. Besonders ausführlich aber werden (59–64) die Junftbräuche behandelt, natürlich mit besonderer Berücksichtigung der ländlichen Verhältnisse mit mehreren Beispielen von noch heute üblichen Zunftfestlichkeiten und von allgemeinen Volksfesten. Bei den Rechtsbräuchen werden auch die Haus- und Hofmarken beschrieben als deutliche Kennzeichen für das Privateigentum, das sich noch heute bei den deutschen Bauern in den alten schroffen Formen äußert. Dann werden die noch in einigen deutschen Landschaften ausgeübten Rechtsbräuche der ländlichen Burschenschaft geschildert, die Reste der Volksjustiz, die Zusammenhänge zwischen Verbrechen und Aberglauben und die Seele des Proletariats.

Das II. Kapitel behandelt Siedlung, Haus und Hof, leider ohne Abbildungen, auch ohne Pläne und Grundrisse. Eingehend wird am Schluß die Dorfkirche und der Friedhof besprochen. III. Volkskunst und vollstümliche Techniken. Über die Begriffe Volkskunst, Hausfleiß, Hausindustrie und die Dorfhandwerker. Hiebei ist auch vom Hausrat, allerdings nur flüchtig die Rede. IV. Volkstracht. Gleich eingangs wird festgestellt, daß die Tracht im Gegensatz zu andern Volksüberlieferungen mit wenigen Ausnahmen nicht im Volke erwachsen ist, sondern städtische Moden verschiedener Zeiten spiegelt, freilich dem bäuerlichen Geschmack und den besondern Zwecken der ländlichen Arbeit sowie der Feiertage und Feste angepaßt. Dann folgen Ratsschläge für eine wissenschaftliche Behandlung der Volkstrachtenkunde, einzelne Beispiele landschaftlicher Trachten, Betrachtungen über mutmaßliche Herkunft und Alter einzelner Trachtenstücke und Bauernschmud. Ein Verzeichnis der Verfasser und ein Sachweiser erleichtern die Benützung.

Zu erwähnen wäre schließlich, daß Neuschel, was man in einem solchen Handbuch nicht sucht, viele Anregungen gibt für volkstümliche Arbeiten auf verschiedenen Gebieten. So I, 84 eine Untersuchung über die von Soldaten, besonders im Weltkrieg getroffene Auswahl aus dem deutschen Liederschatz und ihre Vorliebe für Verballhornungen übernommener Lieder. S. 96 wird die Frage gestellt, wie erklären sich die sinnlosen Keimereien und die Wiederholung sinnloser Laufsfolgen in unsern Kinderliedern? S. 105. Es gibt zwar eine vortreffliche Geschichte der Christi-Ankunft und Weihnachtsspiele von Friedrich Vogt in dem Werke „Das schleische Weihnachtspiel“ (Schlesiens volkstümliche Überlieferungen I), Leipzig 1901, doch noch keine Geschichte der volkstümlichen Passions- und Osterspiele. S. 130 f. wird ein ganzes Bündel von Vorschlägen gegeben für Untersuchungen der Motive und Typen sowie der Erzählungstechnik der Märchen. S. 133 eine Geographie der Volksträtsel nach den vorhandenen landschaftlichen Sammlungen. In Süddeutschland wenige, in Mitteldeutschland und besonders in Norddeutschland sehr viele, was sicher mit der Volksart zusammenhängt. Eine Untersuchung über die Beziehungen zwischen Volks- und Kunsträtsel II, 115 eine Sachgeographie volkstümlicher Techniken.

Wenn auch andere, im ganzen günstige Besprechungen manches an diesem Handbuch auszusagen haben (vgl. die Besprechungen von Hepding in den hessischen Blättern für Volkskunde

19, 21 f. und 23, 148 – 150 von Hoffmann-Krayer im Schweizer Archiv für Volkskunde 25, 300), so müssen wir uns doch freuen und dem Verfasser dankbar sein, daß wir endlich ein solches Handbuch unseres Wissenszweiges besitzen. Seine besonderen Vorzüge sind also eine klare, sachliche, zusammenfassende und abgerundete Bearbeitung fast des gesamten Stoffes der Volkskunde mit gewissenhafter Benützung der wichtigsten einschlägigen Literatur, die auch dem Fachmann zugute kommt. Eine angenehme leichtverständliche Darstellung. Ein Nachteil ist vielleicht der Mangel einer folgerechten persönlichen Einstellung zu dem Gegenstand und dessen Problemen, was sich besonders in den einleitenden Abschnitten kundgibt. Doch vom Gesichtspunkt sachlicher Beurteilung kann dies auch als ein Vorzug angesehen werden.

2. Einen Gegensatz dazu bildet das zwischen den beiden Bänden Reuschels erschienene Büchlein von Hans Naumann. Naumann hatte seinen neuartigen Standpunkt den Volksüberlieferungen und der Wissenschaft von der Volkskunde gegenüber zum ersten Male ein Jahr vorher ausgesprochen in seinem Buch: „Primitive Gemeinschaftskultur, Beiträge zur Volkskunde und Mythologie.“ Diederichs, Jena 1921, das unter anderem von G. Jungbauer (Euphoriion 24, 460–463) zum größten Teil ablehnend besprochen wurde. Mit voller Schärfe vertritt Naumann diese Ansicht in seinen „Grundzügen“, die nicht nur darum einen Gegensatz zu Reuschel bilden. Naumann bringt auch stofflich weniger als Reuschel. Keine Geschichte und Methodologie der Volkskunde. Mundarten- und Namenskunde bleiben ganz weg mit Ausnahme weniger Bemerkungen über die Ortsnamensuffixe und der ländlichen Taufnamen (71 f.). Sein am Schluß abgedrucktes Literaturverzeichnis kann durchaus nicht als vollständig bezeichnet werden. Dabei ist seine Darstellung oft schwer verständlich und von vielen, zum großen Teil ungewöhnlichen Fremdwörtern durchsetzt. Vor allem ist seine Betrachtung mit großer Zuerzucht aus einer ganz bestimmten einseitigen Idee entwickelt, die aber einseitig, höchst persönlich und schwer zu erweisen ist. Mit wünschenswerter Deutlichkeit stellt er in seiner Einleitung diese Behauptungen auf. Es handelt sich um zweifaches. Entweder um eine von der Oberschicht gekommene „gesunkenes Kulturgut“ oder um ein von unten gekommenes „primitives Gemeinschaftsgut“. Weiters behauptet er, daß es sich hauptsächlich um das erstere handelt. Er sagt nämlich S. 5 „Volkstracht, Volksbuch, Volkslied, Volksschauspiel, Bauernmöbel usw. sind gesunkene Kulturgüter bis in die kleinsten Einzelheiten hinein und sie sind es nur langsam, im fast zu erreichendem zeitlichem Abstand geworden. Mit andern Worten: Volksgut wird in der Oberschicht gemacht“. Also bebingungslos. Folgerichtig stellt er nun auch die Forderung auf, daß von nun an Darstellung und Beschreibung der Wörter und Sachen, der Dichtung und der Gegenstände im Volksleben von diesem Standpunkt aus das Hauptarbeitsziel der (S. 2) „modernen Volkskunde“ sein und sich daraus eine Art „System der Volkskunde“ entwickeln solle. Diese scharfe Gegenüberstellung mit der sich daraus ergebenden zukünftigen Arbeitsweise wurde von vielen führenden Volksforschern abgelehnt, auch von Reuschel II 6 f. und von Niemandem rückhaltlos anerkannt. Man hat Naumann vorgehalten, daß seine Behauptung sei nicht stichhaltig und subjektiv sei, daß diese Zerteilung eine zwangsmäßige Vorstellung sei und ein gewisses Fremdsein des Beobachters dem Volke gegenüber erweise und zu einer falschen Wertung des Volkslebens führe. Daß es solche schroffe Gegensätze in Wirklichkeit nicht gebe, sondern hundert Übergänge dazwischen. Das Wort „gesunken“ wurde auch bemängelt. Das Volk übernimmt städtisches Gut, aber gestaltet es um. Fehrl⁹⁾ schlägt die Ausdrucksweise vor: „Übernahme städtischen Kulturgutes durch die bäuerliche Schicht“, Lüers¹⁰⁾: „Gewandeltes Kulturgut und naturgegebenes Gemeinschaftsgut.“ Denn unser Bauerntum wenigstens in der neuern Zeit ist nicht primitiv. Das ist von vielen Kennern der deutschen Bauern wiederholt betont worden. Naumann kennt aber die deutschen Bauern nicht, und die von ihm empfohlene künftige Arbeitsweise von einem voreingenommenen Standpunkt aus könnte nur ein ganz falsches Bild

⁹⁾ E. Fehrl, Bairische Volkskunde 1, 72 ff. F. Lüers, Hefte für bayrische Volkskunde, 10, 40 und Volkstumkunde im Unterricht der böhern Lehranstalten. Frankfurt a. M. 1924, S. 117. F. Siebs, Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (23, 120 f. und 24, 144 f.). G. Koch, Hessische Blätter für Volkskunde 23, 30. Besonders ausführlich und nachdrücklich von Michael Haberland (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 30, 1–3).

ergeben, was ein unsachliches Vorgehen wäre. Es müssen auch noch weiter alle Äußerungen und Erscheinungen des Volkslebens erfasst und dargestellt, in ihrer geographischen Verbreitung, in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihre psychologischen Wurzeln verfolgt werden. Und erst auf Grund eines umfassenden Stoffes könne man aus gesicherten Ergebnissen heraus große Gesichtspunkte erschließen.

Naumann wendet nun seine neuen Gesichtspunkte in zehn Abschnitten auf die verschiedenen Volksüberlieferungen an. Kennzeichnend ist es für ihn, daß er gegen allen sonstigen Brauch mit I „Tracht und Hausrat“ beginnt, weil er hier an vielen Beispielen das Sinken des Kulturgutes in das Landvolk zeigen kann. Zu bemerken wäre, daß nicht alle Kleidungsstücke aus der Stadt stammen. Die kurze, das Knie freilassende Hofe und die schweren nägelbeschlagenen Schnürschuhe der Alpenbewohner sind aus den besonderen Boden- und Lebensverhältnissen schon im Mittelalter hervorgegangen, sind also bodenständig. In den nächsten zwei Kapiteln II „Bauernhaus und Dorfkirche“ mit Plänen und III „Siedelung und Agrarwesen“ kommt mit einigen Ausnahmen kein Kulturgut in Betracht, was der Verfasser selbst feststellt (S. 24). „So wenig meist der Inhalt des Hauses in die primitive Gemeinschaftskultur zurückführt, so tief reichen Bauernhaus und Siedelung selbst noch in diese hinein.“ Über die Dorfkirche (S. 37) äußert er sich ähnlich. „Die deutsche Dorfkirche ist also bodenständig und vermutlich aus heimischen Elementen erwachsen. Fast niemals kommt ein Querschiff vor, meist handelt es sich nur um das einfache kleine rechteckige Landhaus, das besonders in Holz einen uraltertümlichen Eindruck macht.“ Das IV. Kapitel „Primitiver Gemeinschaftsgeist“ fordert durch einseitige Auffassung Widerspruch heraus. Naumann gibt zunächst eine Charakteristik unserer Bauernschaft, die er mit folgenden Worten eröffnet: (S. 56) „An eine wesentliche Änderung der Massen glauben wir nicht und die oft bis ins Kleinste gehenden Parallelen zwischen den wilden Völkern der entlegensten Gebiete und unsern Primitiven, Parallelen in materieller wie in ideeller Hinsicht bestätigen diese Ansicht.“ Michael Haberland, der Verfasser einer „Völkerkunde“ und mehrerer verwandter Schriften, der die Naturvölker im Gegensatz zu Naumann gut kennt, bekämpft diese Behauptung (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 30, 1–3). Auch die Bezeichnungen für unsere Bauern als „Kubel“ (S. 13), als „sozial gebundene Herdenmenschen“, die in ihrer Lebensweise mit Ameisen, Bienen, Wibern und Affen verglichen werden, wurden dem Verfasser als Lieblosigkeit vorgeworfen. Weiter gibt Naumann als besondere Kennzeichen unserer Bauern an: (63 f.) „Unsere Primitiven arbeiten nicht gern und nur das allernotwendigste, leben noch am liebsten von der Hand in den Mund, treiben noch weithin Bedarfs-, nicht Erwerbsarbeiten. Jedenfalls glaubt man noch gern, daß Arbeit schändet, . . . und fühlt sich sicherlich sehr wohl und glücklich, wenn man nichts arbeiten muß.“ Damit setzt er sich in Widerspruch mit den Aussagen von S. Koch, der jahrelang unter den Oberhessischen Bauern lebte, in dessen grundlegender Abhandlung „Bauernkultur“ (Hessische Blätter für Volkskunde 23, 20–38). „Obenan steht der Fleiß. Fleiß ist bäuerliche Kardinaltugend, noch heute, ist eine Tugend ersten Grades auf der Stufenleiter einer zweckhaften Lebenswertung, wie sie dem Bauern eigen ist in Unterschied vom primitiven Menschen. So wird neben dem Fleiß die Ordnung zur Grundtugend des Bauern. ‚Ein fleißiger und ein ordentlicher Mann‘, das ist allerhöchstes Lob“ (S. 21 f.). Und gegen den Ausdruck „primitiv“ richtet sich hier auch Koch. „Auch gemeinsame Denkart, gemeinsame Anliegen, gemeinsame äußere Erlebnisse schließen ja an sich noch nicht Seelengemeinschaft ein, im Gegenteil: je enger die äußere Verflechtung, um so stärker erhebt sich in Einzelnen das Bedürfnis nach A b g r e n z u n g gegen die Andern.“ (Vgl. auch Spamer a. a. D. S. 92 f.) Vgl. auch Karl Kühle, Beiträge zur Seelenkunde der Vogelsberger Bauern. (Hessische Blätter f. Volkskunde 7–16) und Karl Stoffelmeier, Steirische Grenzbauern (ebd. 25, 85 bis 105).

Von den späteren Kapiteln möchte ich nur einiges herausgreifen V „Die primitiven Gemeinschaftsfeste“. Hier gebraucht Naumann nicht die Eigenschaftswörter bäuerlich oder landwirtschaftlich, sondern agrarisch, also: „agrarische Feste, agrarischer Charakter, agrarische Verrichtung, agrarische Religion“, statt des üblichen und guten Ausdrucks „Volks glauben“ oder „Bauernglauben“. Das Wort agrarisch vom lateinischen agrarius taucht erst 1821 auf für landwirtschaftliche Gesetzgebung und Organisation, später seit 1871 ausgesprochen im poli-

tischen Sinne (vgl. Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch 1, 14). Bei VI „Volks-schauspiel und Gemeinschaftspiel“ ist es auffällig, daß als Beispiel eines typischen Schau-spiels ein im Volksmund ganz verwildertes Abentspiel aus Ostpreußen geboten wird (105 f.) Solcher im Wortlaut verderbter Spiele gibt es natürlich in den meisten deutschen Land-schaften, aber viel häufiger finden sich auch bei uns Weihnachtsspiele, die erst im Volks-mund den Zauber naiver Poesie und harmloser Scherze mit dem Christkind und dem als Greis geschilderten Nährvater Josef erfuhren. Zu VIII „Volkslied und Gemeinschaftslied“ äußert sich Naumann (S. 118). „Unter Volkslied . . . verstehen wir heute ein volksläufig gewordenes Lied, das aus höherer Kultur stammt. Die ungekörte Volksläufigkeit äußert sich in einer fortschreitenden Anpassung an die primitive Gemeinschaftspsychologie . . . Sodann verstehen wir unter Volksliedern auch solche Lieder, die von Leuten aus dem Volke nach dem Muster und dem Stile und nunmehr populär gewordener höherer Kunst gerichtet sind. Stammt dann nicht das einzelne Lied, so stammt doch sein Stil und oft ganz genug auch sein Stoff aus der höheren Kultursphäre!“. Dazu kommen noch seine theoretischen Äußerungen über das Ge-meinschaftslied und die Dichter aus dem Volke (128 f.), sowie die über Schnadahüpfeln (132). Man sieht deutlich, daß er hier Anschauungen John Meiers verwertet. Doch nicht so engherzig wie dieser. Er gibt auch zu, daß Leute aus dem Volke Gedichte verfaßt haben, die zu Volksliedern geworden sind. Doch verlegt er auch hier das Schwergewicht auf die Rezep-tion, während bei der Formel, die er von Hoffmann-Kraper übernommen hat, von Reproduktion die Rede ist, also von einer eigenschöpferischen Umbildung des übernommenen Gutes (vgl. A. Spamer a. a. O. S. 91). John Meier entstammt einer Patrizierfamilie aus Bremen und verbrachte den größten Teil seines Lebens in Städten, konnte also nicht in die Schaffens-weise bäuerlicher Dichter so tief eindringen wie S. Jungbauer, der unter Bauern seiner Heimat aufgewachsen ist und darum einige unrichtigen Äußerungen Naumanns berichtigten konnte (Euphorion 24, 461) und noch ausführlicher in der Einleitung zu seiner umfanglichen zweibändigen Ausgabe: „Das deutsche Volkslied im Böhmerwalde“, die leider noch nicht ge-druckt vorliegt. Jungbauer hat aber schon 1908 in seinem Buch Volksdichtung aus dem Böhmer-walde (Beiträge VIII) eingehend über die Begriffe Naturlied, Volkslied, volkstümliches Lied und Kunstlied gehandelt, auch mehrere Beispiele von einfachen Leuten verfaßter Gedichte ge-geben, die im Böhmerwald in den Volksmund übergingen und „versungen“ wurden. Daß das Wort „gesungen“ beim Volkslied nicht immer angebracht ist, geht daraus hervor, daß manchmal ein verfehltes Kunstgedicht durch Umgestaltung im Volksmund zu einem wirksamen und entzündenden Liede werden kann. Dafür gibt Göthe⁷⁾ ein hübsches Beispiel. Pfeffels Ge-dicht „Die Nelke“ 1779 wurde von mehreren deutschen Landschaften übernommen. Besonders

⁷⁾ Alfred Göthe, Vom deutschen Volkslied, S. 122, Freiburg i. B. Volke 1921 (S. 37). Fünf feinsinnige mit warmer Liebe zu diesem Gegenstand geschriebene Abhandlungen, von denen die ersten drei früher in Zeitschriften erschienen und die letzten zwei der Buchausgabe hinzugefügt wurden. 1. „Begriff und Wesen des Volksliedes“, wo unter anderem die einander widersprechenden Anschauungen John Meiers und andererseits die von Pommer, Wadernell und Jungbauer sachlich beurteilt werden. Lange vor dem Erscheinen von Naumanns „Grundzügen“ zeigt Göthe hier an vielen Beispielen (S. 9), daß man die deutschen Bauern nicht mit den Naturvölkern gleichstellen könne, und daß die Dichtung der „primitiven Völker“ (so bezeichnet Göthe die Naturvölker) sich nicht mit den Volksliedern der Kulturvölker in eine Begriffsbestimmung vereinigen lassen (S. 13). Die Lieder der Naturvölker bezeichnet D. Immisch als Erster 1904 als „Gemeinschaftsdichtung“. Wundt hat diesen Ausdruck übernommen (S. 12 und 117). 2. „Der Stil des Volksliedes.“ 3. „Das Schicksal des Volksliedes in der Gegenwart.“ Alles mit fruchtbareren neuen Gesichtspunkten und Ergebnissen. 4. „Jörg Grünwald.“ Hier gelingt es dem Verfasser auf Grund älterer Forschungen und Funde mit neuen Funden, stilistischen und metrischen Kriterien drei Dichter volkstümlicher Lieder aus dem 16. Jahrhundert mit dem Namen Grünwald säuberlich voneinander zu scheiden. 5. „Goethe und das Volkslied.“ Der Verfasser verfolgt hier die fast sechzig Jahre umfassende Beschäftigung Goethes mit dem Volkslied und stellt fest, daß dessen Ansicht vom Begriff und Bedeutung des Volksliedes die ganze Zeit über unverrückbar gleich blieb, trotzdem er mehrfach mit geändertem Standpunkt zu „diesem Lieblingsland seiner Jugend“ zurückgekehrt ist. An vielen Beispielen wird zum Schluß die reiche gegenseitige Beeinflussung zwischen Goethes volkstümlicher Lyrik und Balladenichtung mit dem Volkslied aufgezeigt.

in einer Lotzinger Fassung hat diese Parabel erst die leichte, lose Form gefunden, die ihr allein gemäÙ ist. Alles gespreizte und unnatürliche ist aus Pfeffels Gedicht „herausgesungen“ und so aus seinem Nachwerk eine wirkliche Dichtung geworden.

Durch Naumanns „Grundzüge“ angeregt hat Spamer, Professor für deutsche Philologie und Volkskunde in Dresden eine gehaltvolle Abhandlung verfaÙt „Um die Prinzipien der Volkskunde“ (Hessische Blätter für Volkskunde 23, 67–108). Er bezeichnet Naumanns Buch „als einen Markstein für volkswundliche Forschung“, als „eine geistvolle Darbietung des heutigen Standes unseres volkswundlichen Wissens“, das er „durch Aufdeckung psychischer und kausaler Zusammenhänge vertieft“ hat. Als „einen stilistisch wie gedanklich gleich einschmeichelnden“ und „unter einer einheitlichen Idee gestalteten AbriÙ“. Doch fügt Spamer hinzu, daÙ das Buch „zu dankbarer Zustimmung wie zu Widerspruch“ reizt (S. 67 f.). Nun folgt in großem UmriÙ eine übersichtliche Geistesgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte, aus der unsere immer noch ungefestigte volkswundliche Disziplin hervorgeht mit Heranziehung der besonders von Frankreich gekommenen Einflüsse und der Nachbarwissenschaften bis zur Gegenwart. Von dem auf diese Weise gewonnenen Standpunkt beurteilt nun Spamer eingehend und kritisch die „Grundzüge“. Zum Schluß bespricht er selbständig mit viel fruchtbaren Winken und Vorschlägen die Aufgaben und Motive der Volkskunde mit Verwertung der neuesten Arbeiten, auch der Sprachforschung und Soziologie. Er beobachtet mit Befriedigung, „die sich langsam durchsetzende Erkenntnis von der praktischen Bedeutung, ja Unentbehrlichkeit der Volkskunde“ (S. 99). Als besondern Vorteil der Volkskunde gegenüber andern Wissenschaften, namentlich der Völkerverkundung stellt er fest, daÙ der Volkswundler von der Heimat und der lebendigen Gegenwart ausgehen könne. Natürlich müsse er diese Ergebnisse mit der historisch-philologischen und der soziologisch-psychologischen Forschungsweise verarbeiten (S. 104 f.). Zum Schluß erhebt er den Ruf nach einer Forschungsanstalt und nach Landesämtern für Volkskunde (S. 108).

Ich habe auch die das Werk Naumanns rühmenden Aussprüche Spamers angeführt, weil ich seine Meinung teile. Auch die Aussprüche Gerambs in seiner als Privatdozent für Volkskunde in Graz gehaltenen Antrittsrede: „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (Zeitschrift für Deutsche Kunde 38, 323–341) führe ich an. Die „Grundzüge“ sind „die wichtigste methodische Neuererscheinung“ und bedeuten „einen weiteren wesentlichen Schritt in der Läuterung der wissenschaftlichen Volkskunde“ (338 f.). Gewiß bringt das geistreiche Werk Fachleuten reiche Anregungen für weitere Forschung. Doch Anfängern und Laien, die es kritiklos benützen, kann es gefährlich werden. Es kann vorkommen, daÙ Dilettanten (Geramb S. 340) „eine kaltherzige, lieblose und spöttische Betrachtungsweise des eigenen Volkes als wissenschaftlich ansehen und von allen guten Geistern, die an der Quelle der Volkskunde standen, verlassen würden“.

3. Im Vorwort zum ersten Band des neuen Jahrbuchs rechtfertigen sich Herausgeber W. Fraenger und Verleger H. Stubenrauch damit, daÙ sie neben den alt bewährten Zeitschriften, die sich auf das gesamte Gebiet der Volkskunde erstrecken, das neu begründete Organ auf besondere Aufgaben beschränken, was schon aus dem Titel „Jahrbuch für historische Volkskunde“ hervorgehe. Für die nächsten Bände seien vier Wege als Ziele gesetzt. Der erste bestehe darin, daÙ die Geschichte dieser Wissenschaft vom Humanismus bis „zum Vermächtnis der Romantik“ in systematisch aufgebauten Einzelbänden dargestellt werden solle. Der zweite Weg erstrebe eine nach Kulturrepochen eingeteilte „Ausbreitung der Quelldokumente“ dieses Wissenszweiges. Der dritte Weg bestehe in der Würdigung volkwundlicher Persönlichkeiten, die in ihren Werken den Inbegriff volkwundlicher Lebensformen bergen. Der vierte nehme zum Ausgangspunkt die besondern Gebiete: Volksdichtung, Bauformen, Bildnerie.

Der vorliegende erste Band weist als Vorstufe für die späteren Bände in grundsätzlichen und beispielhaften Abhandlungen die Wege des fruchtbaren Zusammenwirkens der Volkskunde mit Nachbarwissenschaften. Diese Aufgabe ist tatsächlich von tüchtigen Fachleuten in vortrefflicher Weise durchgeführt worden. Die Reihe eröffnet Arthur Haberlandt: „Volkskunde und Vorgeschichte“. Hier kommt es ihm hauptsächlich darauf an, nach kritischer Würdigung der einschlägigen Literatur die Stetigkeit im Kulturwandel von der Vorgeschichte bis in die geschichtliche Zeit aufzudecken. Nach diesem Ergebnis wird die Forderung aufgestellt, es mögen von nun an methodisch die Zusammenhänge zwischen vorgeschichtlichen und neu-

zeitlichen Erscheinungen der sachlichen Volkskunde klargestellt werden. Bei diesen Untersuchungen geht Haberlandt wie die nachfolgenden Darstellungen mit Recht über den Kreis des deutschen Volkstums hinaus. Zunächst folgt H. Naumanns „Prolegomena über vergleichende Volkskunde und Religionsgeschichte“. Dieser Titel wurde gewählt, weil der weit-sichtige Gegenstand gegenwärtig noch nicht abschließend behandelt werden kann. Naumann beginnt mit einer Betrachtung über den jetzt leider so stark um sich greifenden Spiritismus. Er findet hier viele Züge wieder aus dem Glauben an wiederkehrende Tote, an Klops-, Poch- und Wurfgeister. Kurz berichtet er dann über den Einfluß der heidnischen und christlichen Religion auf den Glauben der untern Schichten und mit Beispielen vieler Naturvölker über den Totenglauben, später über volkstümliche Anschauungen von den Beziehungen zwischen Menschen und Tieren, von Schutzheiligen und ähnlichen Erscheinungen. Schöne Worte findet Naumann für die Aufnahme des Primitiven in das katholische Christentum, welches schließlich seinen Gläubigen „das weisvolle Gefühl steter Verbundenheit zwischen den himmlischen und irdischen Mächten ermöglicht“. Ein Beispiel zu diesem Gegenstand bietet Hans Fehr, „Das Stadtvolk im Spiegel des Augsburger Eidbuchs“. Dieses ist ein 1583 vollendeter Pergamentband mit 153 Eidesformeln, welche Stadtbeamte, Kontrollpersonen und Gewerbetreibende zu bestimmten Gelegenheiten der Stadt schwören mußten, um so dem Gefüge der Stadt eine festere und juristische greifbarere Grundlage zu geben. Fehr teilt hier die 153 Überschriften der Eide mit, die dazu gehörigen schönen, bisher von der Kunstgeschichte unbeachteten Miniaturen eines unbekanntem Malers und 44 Eidesformeln im Wortlaut als Beispiele aus allen Lebensgebieten.

Seine ausgezeichnete Darstellung „Rechtsgeschichte und Volkskunde“ eröffnet E. v. Künßberg mit der Bemerkung, daß man im Deutschen noch keine Bezeichnung für die Erforschung dieses Grenzgebietes habe und schlägt dafür „Rechtswissenschaftliche Volkskunde“ vor. Seine Abhandlung ist in mehrere Kapitel geteilt: 1. Volkskundliche Quellen (Volksdichtung, Sagen, Rechtsprüchwörter, Kinderspiele). Er untersucht diese Überlieferungen vorsichtig von dem Standpunkt aus, was sie zur Aufhellung und Vertiefung rechtsgeschichtlicher Erkenntnisse beitragen. Diese Ergebnisse ergänzt er dann durch die Betrachtung der Rechtsquellen nach ihrem volkstümlichen Inhalt: 2. Weistümer, Volkstümliches Recht, Weistümer Familien, Motive. 3. Aberglauben (Aberglaube und Recht, amtlicher Aberglaube, Privat-recht, Strafrecht, Mißbrauch, krimineller und antikrimineller Aberglaube, Bekämpfung des Aberglaubens). 4. Rechtsaltertümer (Rechtssymbole allgemeiner Art, Rechtsaltertümer in engerem Sinne, unbewegliche und bewegliche) mit mehreren Beispielen. 5. Aberrecht. Altes Recht in der Erinnerung. Vermeintliches Recht. Aberrecht und Privatrecht, Prozeß, Strafrecht. Schwankmotive. Zum Schluß faßt er die Ergebnisse über Rechtsgeschichte und Volkskunde, Rechtsbrauch und Volksbrauch, Humor im Rechte zusammen. Alles mit sicherer Beherrschung der volkstümlichen und rechtsgeschichtlichen Literatur und mit Verwertung eigener Forschungsergebnisse. Als Anhang behandelt er noch gründlich einen Einzelfall: „Hühnerrecht und Hühnerzauber“.

R. Petsch beginnt seine Abhandlung „Volkskunde und Literaturwissenschaft“ mit einer Erörterung über den Begriff „National-Literatur“. Dieser hat sich oft als ein festes Band bewährt, das die aufeinander folgenden Geschlechter zusammenhält, sowie die auseinanderstrebenden Stämme und die nach ihren Lebens- und Denkgewohnheiten, nach ihrer Weltanschauung und Geschmacksrichtung einander feindlich gegenüberstehenden Kreise. Von einer Nationalliteratur solle man verlangen, daß sie wirkliche Dichtung sei und von der Gesamtheit gehegte Anschauungen ausspreche, nicht das besonders stammhafte, landschaftliche und sozial Bedingte, sondern das allgemein Völkische. Am reinsten prägte sie sich in der Volksdichtung aus, die ihrem Wesen nach durch einzelne Individuen gestaltete Gemeinschaftsbildung ist. Die Volksdichtung steht mit der Kunstdichtung in steter Wechselwirkung. Diese wird nun im ersten Kapitel eingehend betrachtet. Hier ist von den Kunstliedern im Volksmunde, vom volkstümlichen Denken und von den besondern Kennzeichen der Volksdichtung die Rede. Zum Schluß erwähnt Petsch auch A. Sauers akademische Rede „Literaturgeschichte und Volkskunde“ 1907, wo „ein großzügiges, an praktischen Winken reiches Programm entwickelt wird“ und die aus diesen Anregungen erwachsene „Literaturgeschichte der deutschen Stämme

und Landschaften“ von J. Nabler. Petsch selbst hat diese Anregung für seine Darstellung, was man eigentlich voraussetzen sollte, nicht verwertet mit der Erklärung, daß er hier eine andere Aufgabe zu erfüllen habe. Das II. Kapitel „Die einzelnen Dichtungsgattungen“ ist wieder in Unterabteilungen eingeteilt: a) Das primitive Gesamtkunstwerk und die Ursprünge der Poesie. b) Das Drama. c) Märchen und Sagen. d) Rätsel und Sprichwort. III. Hier unternimmt Petsch einen Gang durch die Geschichte der deutschen Dichtung von der heidnischen Zeit angefangen. Beim Minnesang findet er Volkstümliches in Wolframs Lyrik: „Hier ist gleichsam dem Volke die Zunge gelöst.“ Und bei Walther in den Liedern von der niedern Minne sei „die Scheitelhöhe volkstümlicher Dichtung in Deutschland überhaupt“ erreicht. Später werden besonders hervorgehoben die Dorfdichtungen, die Volks- und geistlichen Lieder, Luther, der Beginn der Beschäftigung mit dem Volkslied durch Herder, die Heimatkunst um die Mitte des 19. Jahrhunderts und die mundartliche Dichtung bis nahe an die Gegenwart. Alles nur in Andeutungen. Petsch erklärt selbst, daß er ein abgerundetes Bild dieses Gegenstandes hier nicht bieten könne. Dieser Darstellung folgt wieder eine beispielhafte Untersuchung: „Zur Geschichte der Punktier- und Losbücher“ von J. Wolte, dessen weltumfassendes Wissen sich hier auch auf einige asiatischen Völker erstreckt. Der letzteren Darstellung über „Volkskunde und Kunstwissenschaft“ von Michael H a b e r l a n d t, wo natürlich hauptsächlich von Volkskunst die Rede ist, folgt als Beispiel die ebenfalls reich illustrierte Untersuchung W. F r a e n g e r s „Beiträge zur Frühgeschichte des Neuruppiner Wilderbogens“.

Den Beschluß bilden einige bibliographischen Übersichten: M a u m a n n, „Volkskunde und Religionsgeschichte“. K ü n s b e r g, „Volkskunde und Rechtsgeschichte“. M a d e n s e n, „Volkskunde und Literaturgeschichte“. F r a e n g e r, „Volkskunde und Kunstgeschichte“. Neben den jüngsten Erscheinungen werden auch ältere besprochen. Madensens geht bis 1912 zurück. Nablers Literaturgeschichte wird von diesem viel ausführlicher gewürdigt als von Petsch. Auch werden hier die Unterschiede zwischen den beiden Auflagen gut dargestellt.

Der erste Band hat sich also gleich durch tüchtige wissenschaftliche Leistungen und schöne Ausstattung glücklich eingeführt und eröffnet eine günstige Aussicht für die folgenden Bände.

P r a g.

A d o l f H a u f f e n.

Zur Methode der Bibliographie.

M a l l o n, Otto, Arnim-Bibliographie. S. Martin Fraenkel, Berlin 1925.

M a l l o n, Otto, Brentano-Bibliographie (Clemens Brentano 1778 — 1842). S. Martin Fraenkel, Berlin 1926.

O t t o M a l l o n beabsichtigt, eine Reihe von Bibliographien über die sogenannte jüngere (Heidelberger) Romantik vorzulegen, also etwa den von Reinhold Steig betreuten Kreis. 1925 ist der Arnim-Band erschienen, 1926 der über Brentano, 1927 sollen in einem dritten Bande Bettina, die Mereau und die Sünnerode behandelt werden; ob auch noch Bände über Görres und etwa die Brüder Grimm folgen, wird offengelassen.

Die beiden bisher vorgelegten Bände sind eine Augenweide für den Bücherliebhaber. Die Schrift (Altschwabacher) ist so edel, wie sie uns in Büchern ähnlicher Art fast nur bei Grisebach begegnet ist; das Format (Klein-Quart) hält gerade die Mitte zwischen zu klein (Neblichs Lessing, Hirzels Goethe, Trömelns Schiller, Berends Jean Paul) und zu groß (Buchholz' Lessing-Katalog und Schulte-Strathaus' Sturm und Drang). Wie freilich jeder Vorzug einen Nachteil mit sich zu bringen pflegt, so ist hier der Schönheit die Übersichtlichkeit geopfert: um das Sachbild geschlossen zu halten, mußte der Verfasser es sich versagen, die Erscheinungsjahre, nach denen er das Ganze geordnet hat, als Überschriften einzusetzen; selbst als Kolummentitel sucht man sie vergebens. Und um den Satz ebenmäßig zu halten, hat er es unterlassen, die textgeschichtlich wichtigen Drucke (wie Neblich und Munder es dankenswerter Weise für Lessing getan haben) durch auffallende Schrift hervorzuheben.

Der Schönheit des Satzes entspricht die Sorgfalt und der Fleiß, die der Verfasser an die große Arbeit gewendet hat; ein Mehr an Gewissenhaftigkeit, auch an Materialkenntnis läßt sich nicht denken. Das Buch ist in dieser Hinsicht das gerade Gegenteil von Fabrikarbeiten Unberufener wie Marcuses Schiller- und Salomons Hoffmann-Bibliographie.

Wenn aber trotzdem das Ergebnis dieses redlichen Sich-Bemühens auf jeden Unverbildeten nicht wie eine klare Architektur wirkt, sondern wie ein unübersichtlicher, regelloser Haufen großer und kleiner Steine, so liegt die Schuld daran ausschließlich in der angewandten *Methode*. Es liegt uns fern, Mallon selbst für diese verantwortlich zu machen. Wie *Ref.* 1917 bei Gelegenheit von Schulte-Strathaus' „Sturm und Drang“ in der Zeitschrift für Bücherfreunde dargetan hat, ist die Technik für bibliographische Arbeiten, deren schönste Frucht Meusefels' Lexikon war, seit mehr als hundert Jahren verlorengegangen. So werden jedem Sachkennner zu den im Folgenden gerügten Mißgriffen Parallelen einfallen aus Goedekes Grundriß und aus den oben genannten guten und schlechten Spezialbibliographien. Aber gerade die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit Mallons lassen die Uebelstände seines Verfahrens gleichsam überlebensgroß in die Erscheinung treten, und die Mängel der Methode lassen sich somit an den vorliegenden beiden Prachtbeispielen besonders deutlich zeigen.

1. Mallons Aufteilung seines Stoffs (Heidelberger Romantik) unter Einzelpersonen bringt es mit sich, daß die wichtigen großen Publikationen, die zwei oder mehr Mitgliefern dieses Kreises angehören oder solche betreffen, vom Wunderhorn (mit allen Neudrucken und Kompositionen, sowie der userlosen Literatur, die sich daran knüpft) bis zu Steigs Trilogie, zweimal in voller Breite vorgeführt werden. Es hätte sich empfohlen, diese umfassenden Werke in einem allgemeinen Teil vorwegzunehmen. In diesem Sinne haben doch auch die im allgemeinen gut beratenen Klassikerbibliotheken von Meyer, Hesse und Bong das „Wunderhorn“ gesondert herausgegeben, nicht innerhalb ihrer Ausgaben von Arnim und Brentano.

2. Mallon verzeichnet literarische Werke im eigentlichen Sinne (nämlich Dichtungen und für die Öffentlichkeit bestimmte Darlegungen) promiscue mit brieflichen und mündlichen *Privataufzeichnungen*. Das ist genau so unzulässig, als wenn man Gemälde und Briefe eines Malers durcheinander in Einer chronologischen Folge verzeichnen würde. Briefe und mündliche Äußerungen sind keine Werke und sind nicht Gegenstand einer *Bibliographie*.

3. Mallon weiß, daß es eine Rangordnung unter den verschiedenen Drucken einer Schrift gibt, daß ein von Arnim oder Brentano besorgter Druck wichtiger ist als ein 1925 danach angefertigter Neudruck. Er handelt dementsprechend, indem er die alten Drucke sehr eingehend beschreibt, und zwar jeden für sich unter seinem Erscheinungsjahr; während er moderne Neudrucke nur kurz anführt, und zwar nicht nach ihrem Erscheinungsjahr, sondern nach ihrem Inhalt geordnet, so daß z. B. alle neueren Ausgaben des Wunderhorns, des Tollen Invaliden, der Brentanoschen Märchen an Einer Stelle vereinigt sind. *Ref.* stimmt diesem Prinzip aus ganzem Herzen bei. Wo aber ist die Grenze zwischen wichtig und unwichtig? Mallon antwortet: bei Arnim ist die Grenze das Jahr 1857, denn damals hat Arnims Witwe zuletzt eine Titelaufgabe von Arnims Werken herstellen lassen; bei Brentano ist es das Jahr 1862, denn damals hat Brentanos Bruder zuletzt eine Titelaufgabe von Brentanos kleineren Prosaschriften in den Handel gebracht. Aus diesem Grunde beschreibt Mallon jeden Band aus den Jahren 1799–1857, der irgend etwas von Arnim enthält (sei es in Erstdruck oder Neudruck oder Nachdruck oder Auszug, Komposition, Übersetzung), und ebenso jeden Band aus den Jahren 1795–1862, der irgend etwas dergleichen von Brentano enthält, auf das allergenaueste wie ein wichtiges Dokument, während er von den späteren Publikationen nur die Erstdrucke in dieser Weise behandelt. — Dazu ist zu bemerken, daß Arnims Witwe und Brentanos Bruder uns nichts angehen, und daß deren Ausgaben auch dann für uns gleichgültig sind, wenn es nicht (wie hier) bloße Titelaufgaben sind. Der Wert eines Druckes hängt überhaupt nicht von seinem Erscheinungsjahr ab, sondern davon, ob er urkundlichen Charakter hat. Eine Urkunde für die Textgeschichte ist aber nur ein Druck, der unter Mitwirkung des Verfassers oder doch in seinem Auftrage hergestellt ist (einerlei ob als erster oder zehnter Druck des Textes); nur ein solcher verdient (und erfordert) eine ins einzelne gehende Beschreibung.

4. Mallon verzeichnet promiscue unter laufender Zählung Bücher, an die der Autor vielleicht Jahre gewendet hat, mit Erzeugnissen des Tages von wenigen Seiten oder gar nur wenigen Zeilen. Diese Dinge sind aber nicht kommensurabel, und sie hintereinander aufzählen, heißt das Bild der Produktion völlig verschieben. (Analog aus einer anderen

Sphäre: „Bismarck gründete in mehrjähriger zäher Arbeit das Deutsche Reich, dann ging er frühstücken, und darauf schrieb er seiner Frau einen Brief.“) So finden wir als Nr. 14 Hollins Liebesleben, unter Nr. 15 einen 4–5 Seiten langen Auszug aus den Beobachtungen, die ein anderer über das Berliner Blau gemacht hat. Meusel wußte, daß man erst die Bücher aufzählt, die ein Autor herausgegeben hat, und dann seine Beiträge zu Sammelwerken.

5. Wie eben gesagt ist, nennt Mallon jenen Auszug aus dem Berliner-Blau-Aufsatz unter Nr. 15. Als Nr. 15 selbst erscheint nicht etwa der genannte Aufsatz Arnims, sondern der zehnte Band von Gilberts Annalen der Physik, der jenen Aufsatz auf S. 363/67 enthält. Dieser Zeitschriftenband wird ebenso genau beschrieben wie vorher Arnims Erstlingsroman; wir erfahren, daß er sich zusammensetzt aus einem Titelblatt, 3 Blättern Inhalt, 512 Textseiten und 6 gefalteten Kupfertafeln. Mallon verzeichnet nämlich (wie im Prinzip das auch Hirzel getan hat, der immerhin eine wirklich aufgestellte Sammlung katalogisierte, und wie es dann 1881 Goedeke bei Heine gemacht hat) unter seinen 323 resp. 353 Nummern nicht Werke oder Aufsätze Arnims, sondern Bände, einerlei ob diese Bände als solche etwas mit Arnim zu tun haben oder nicht. Lächerlich wirkt das gegen Schluß, wenn die Druckorte einzelner Briefe Arnims angeführt werden. Statt zu sagen, daß ein Brief Arnims an Bettina in der Sonntagsbeilage zur Wofffischen Zeitung vom 19. Dezember 1915 erschienen ist, oder daß Paul Graupe in Berlin am 3. Dezember 1924 einen Brief Arnims an Zimmer aus Hermann Rosenbergs Besiß versteigert und vorher als Nr. 19 seines Kataloges 38 abgedruckt hat, wird folgender Apparat aufgeföhren:

316 Wofffische Zeitung | Berlin | Begründet | Wappen | 1704 | Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen | Sonntagsbeilagen | für das Jahr | 1915 | Redakteur: | Prof. Dr. Alfred Klaar in Berlin | Im Verlage von Ullstein & Co. |

2 Bl. Titel und Inhalt, S. 1–412 (No. 1–52). 4°.

Darin S. 403–404 (No. 51 zu No. 647, 19. Dezember 1915) im 1. Druck: 1 Brief Arnims an Bettina ...

323 BIBLIOTHEK | HERMANN ROSENBERG | BERLIN | AUKTION XXXVIII | AM 3.—4. DEZEMBER 1924 | PAUL GRAUPE ANTIQUARIAT | BERLIN W 35. LÜTZOWSTRASSE 38 |

2 Bl. Titel, 1 Bl. Vorwort, S. 5–125, 1 Bl. Anzeigen 4°.

Darin S. 8 („19“) im 1. Druck: 1 Brief Arnims an Zimmer ...

Natürlich sind in einer Monobibliographie solche dem Autor fremde „Bände“ nicht zu beschreiben, sondern lediglich als Druckort zu nennen und zwar nicht ausführlicher, als gerade ausreichend ist zur Identifizierung.

6. Die drei Ausgaben der sämtlichen Werke Arnims von 1839/57 verzeichnet Mallon tabellarisch S. 140/42. Das ist besonders dankenswert für die lediglich aus umgestellten Titelausgaben bestehende dritte Ausgabe von 1857. Dagegen zeigt sich der Bearbeiter bei der Verzeichnung der beiden ersten Ausgaben wieder als reiner Formalist, als Titelblatt-Anbeter. Tatsächlich hat die erste Ausgabe, die im Laufe der zehn Jahre 1839/48 erschien, immer nur aus den 19 Bänden 1–3 und 5–20 bestanden. Immer, das heißt hier: so lange sie neu zu kaufen war. Im Jahre 1853 ist sie dann unvollendet abgebrochen und aus dem Handel zurückgezogen worden. Nun begann die zweite Ausgabe zu erscheinen. Zunächst wurden, noch im Jahre 1853, die alten 19 Bände mit neuen Titelblättern versehen, die den Vermerk ‚Neue Ausgabe‘ und das Erscheinungsjahr 1853 trugen. 1854/56 wurde diese Neue Ausgabe ergänzt durch die bisher fehlenden Bände 4, 21, 22. Herausgeber, Verleger und Drucker standen nun vor der Frage, ob sie diese drei Bände gleichfalls mit dem Vermerk ‚Neue Ausgabe‘ versehen sollten oder nicht. Dafür sprach, daß nur noch die Neue Ausgabe der Werke im Handel war, also nur ihre Bände zusammen mit den drei neu gedruckten verkauft werden konnten. Dagegen sprach, daß jeder einzelne dieser drei Bände als Individuum n i c h t eine ‚neue Ausgabe‘ darstellte, denn Bände dieses Inhalts (Kronenwächter II, Wunderhorn IV und Gedichte Arnims) waren bisher überhaupt nie erschienen. Der Zufall

entschied, daß bei Band 21 (Wunderhorn IV) die Worte ‚Neue Ausgabe‘ auf das Titelblatt gesetzt wurden, bei Band 4 und 22 nicht. Da nun für Mallon der Wortlaut des Titelblattes maßgebend ist, stellt er Band 4 und 22 zu der alten Ausgabe von 1839/48, Band 21 aber zur neuen aus den 50er Jahren!

7. Die allgemeine, d. h. nicht auf einzelne Werke beschränkte Literatur über Arnim ist S. 161/71 in vortrefflicher Anordnung verzeichnet; den Hauptinhalt bildet mit Recht Arnims „Verhältnis zu anderen Personen“ (S. 163/70, in alphabetischer Ordnung). Leider sind dagegen Brentanos Beziehungen zu anderen an der entsprechenden Stelle (S. 242/45) nur teilweise verzeichnet, und auf das hier Fehlende ist nicht einmal an der alphabetisch ihm zukommenden Stelle verwiesen. Gerade die Literatur über die wichtigsten Beziehungen Brentanos ist über das ganze Buch hin verstreut; sie wird nämlich aufgezählt bei den postumen Briefpublikationen, d. h. bei Büchern, die mehrere Briefe oder Einen Brief oder das Fragment eines Briefes von Brentano an die in Rede stehende Persönlichkeit enthalten, und die nach Mallons Grundsätzen unter das Erscheinungsjahr gestellt sind. So muß man die gesamte neuere Literatur über das Verhältnis Brentanos zu seiner Schwester Bettina und seinem Schwager Savigny unter dem Jahre 1844 suchen, nämlich jene bei Bettinas ‚Frühlingskranz‘ (S. 108/10) und bei Dittenbergers Schrift über die Universität Heidelberg (Nachtrag, S. 254); die Schriften über Brentanos Beziehungen zu Goethe dagegen sind unter dem Jahre 1899 verzeichnet bei Schüddelopf-Walzels ‚Goethe und die Romantik‘ (Nachtrag, S. 258), die zu Tiedt unter 1864 bei Holtei (S. 158 und 256), die zu Luise Hensel unter dem Jahre 1885 bei Binder (S. 168/69) uff. Etwas Verfehlteres läßt sich kaum denken.

8. Die Neudrucke, die nach den letzten von Arnims resp. Brentanos Angehörigen veranstalteten Ausgaben erschienen sind, und die gesamte Literatur über die einzelnen Schriften der beiden Dichter stellt Mallon mit Recht zusammen: er führt diese sekundären, nur ihres Inhalts wegen interessierenden Publikationen nicht wie etwa Wunder (Lessing) und Berend (Jean Paul) nach den Jahren auf, in denen sie erschienen sind, sondern nach den Texten, die sie wiedergeben oder besprechen. Hier wie überall arbeitet Mallon mit einem Fleiß und einer Umsicht, für die ihm nicht genug Lob und Dank gezollt werden kann; als einige wenige Beispiele nur erwähne ich seine umfangreichen Zusammenstellungen zu Godwi und Ponce de Leon, zu Wunderhorn und Trösteinsamkeit, zum Godel und den anderen Märchen Brentanos sowie zu dessen Rosenkranz-Romanzen, seinen kleineren Gedichten und den drei in vielen Sprachen überaus verbreiteten Emmerich-Büchern, diesen religiösen Dichtungen Brentanos, zu deren fünf starken Bänden die gesammelten Dissonen der stigmatisierten Nonne nur das Rohmaterial gegeben haben. Aber Mallon versteckt diese willkommenen Gaben vor dem Leser wie Ostereier; er verstreut sie über das ganze Buch hin wie die unter 7 besprochene Literatur über die wichtigsten persönlichen Beziehungen Brentanos: er stellt sie nämlich zu dem *E r s t d r u c k*, dessen Stelle nur ein Spezialist auswendig wissen kann. Die neueren Ausgaben des Wunderhorns und die Literatur über diese Sammlung steht bei Arnim auf S. 12 bis 22 und bei Brentano auf S. 18–34 unter dem Jahre 1806, da in diesem der erste Band der Sammlung erschien; die neueren Ausgaben der eigenen Gedichte Arnims und die Literatur über diese muß man jedoch S. 110/11 suchen, da Arnims Gedichte zufällig erst 1856 (für die Gesamtausgabe) von Varnhagen gesammelt sind, und die Brentanos S. 143/44, da diese 1854 „in neuer Auswahl“ einzeln erschienen. Dieser chronologische Umstand ist aber dem völlig gleichgültig, der eine *n e u e* Ausgabe von Arnims oder Brentanos Gedichten oder Literatur über diese sucht. Postume Drucke und Literatur über die Einzelschriften lassen sich nur systematisch, nach der Gattung der Texte ordnen.

9. Als allgemeines Schema für eine Monobibliographie schlägt Ref. auf Grund der von ihm seit etwa 1900 geübten Praxis vor:

A. Eigene Veröffentlichungen des Autors (eingehend zu beschreiben):

I. Buchpublikationen (s. u.);

II. Beiträge zu Sammelwerken (in der Regel nach dem Monat der Veröffentlichung geordnet, also ohne jede Rücksicht auf nachträglich gebildete Zeitschriftenbände).

B. Veröffentlichungen anderer (kurz aufzuführen):

- I. Sammelausgaben (mit Inhaltsangabe);
- II. Allgemeine Literatur über den Autor, soweit nicht schon als „Biographische Einleitung“ zu einer Sammelausgabe unter I genannt (sachlich geordnet);
- III. Ausgaben einzelner Schriften in systematischer Anordnung (wie in einer idealen Gesamtausgabe) und unter jedesmaliger Beifügung der über diese Schriften erschienenen Literatur. An die (bereits unter A beschriebenen) Originaldrucke ist hier lediglich durch Angabe ihrer Erscheinungsjahre zu erinnern.

Die Anordnung innerhalb der ersten und wichtigsten Reihe (AI, die eigenen Buchpublikationen des Autors umfassend) hängt in gleichem Maße ab von der Produktion des Autors wie von der Druck- und Verlagsgeschichte seiner Werke. Man hat sich von Fall zu Fall für das sachgemäße und übersichtlichste Verfahren zu entscheiden. Bei einer kleinen oder gleichförmigen Produktion kann eine einfache Aufzählung nach dem Erscheinungsjahr genügen (wenn man auch mehrbändige Werke in der Regel unter das Jahr des ersten Bandes stellen wird). In anderen Fällen empfiehlt es sich, einige größere Reihen zu bilden, wie Goedeke (gegen seine sonstige Gewohnheit) es bei Gottsched und Klopstock gemacht hat.

Berlin.

Hans von Müller.

Zur amerikanischen Literatur.

Weber, Paul C., *America in Imaginative German Literature in the First Half of the Nineteenth Century*. New York, Columbia University Press, 1926.

Von allen den an amerikanischen Universitäten erschienenen Doktorarbeiten auf dem Gebiete der Germanistik haben wohl keine ein höheres Durchschnittsniveau erreicht und behauptet, als diejenigen, welche das Imprimatur des Department of Germanic Languages and Literatures der Columbia-Universität tragen. Vorliegende Arbeit, die einen Gegenstand behandelt, der namentlich der Aufmerksamkeit und des Fleißes eines Amerikaners würdig erscheint, steht wiederum auf derselben Höhe, wie man das von den Zöglingen Robert Herndon Fifes, des verdienten Nachfolgers von Calvin Thomas, nunmehr zu erwarten gewohnt ist.

Der Verfasser, Dr. Paul C. Weber, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die deutsche Dichtung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Absicht durchzuarbeiten, ihre langsam sich gestaltende, verschiebende und endlich sich befestigende Stellung Amerika gegenüber darzulegen. Amerika wird hier in dem engeren auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika beschränkten Sinne aufgefaßt. Daß sich für einen späteren Forscher, der die Stellung der deutschen Literatur zu Mexiko, Mittel- und Südamerika wird ermitteln wollen, noch reichlicher Stoff darbieten dürfte, liegt nach Ansicht des Rezensenten auf der Hand. Aber das deutsche Interesse an Amerika als solches konzentrierte sich zunächst in seinen ersten Erscheinungen auf die Vereinigten Staaten. Von einem nennenswerten Interesse an den anderen Staaten und Ländergebieten Amerikas kann erst in einem späteren Zeitabschnitt die Rede sein. Soweit Südamerika in Betracht kommt, so darf sogar behauptet werden, daß das deutsche Schrifttum erst jetzt in unserer Zeit beginnt, sich diesem Weltteil schöpferisch zu nähern.

In seinem einleitenden Kapitel stellt der Verf. rückblickend fest, daß die Neugier und das Interesse in bezug auf Amerika (zunächst wohl überwiegend die Neugier) hauptsächlich durch den amerikanischen Freiheitskrieg wachgerufen wurden. Dieser brachte eine reiche begeisterte Amerika-Literatur, sowohl beschreibender als auch wissenschaftlicher Art mit sich. Es war dies eine Begeisterung, die unter dem Banne des Schlagwortes „Zurück zur Natur“ stand und der Sturm- und Drangbewegung einen ihrer stärksten Antriebe gab. Was Sturm und Drang anbelangt, so hätte der Verf. dessen wichtige Beziehung zur Amerika-Literatur wohl entschieden mehr betonen und eingehender besprechen sollen. Er begnügt sich mit dem einen färglichen Satz (S. 3): *The poets of Storm and Stress, such as Klinger and Lenz, were influenced by the revolt of the colonies*. Doch schon am Ende des

18. Jahrhunderts gewann in Deutschland die Einsicht von der kulturellen und idealistischen Rückständigkeit der neuen Republik Boden und setzte der naiven Begeisterung scharf zu.

Die nächste Stufe, die Era of Romanticism, kennzeichnet der Verf. durch ihren Mangel an historischem Interesse, doch zugleich durch zunehmende Anteilnahme am demokratischen Idealismus eines Jefferson — eine Anteilnahme, die sich der Hoffnung hingibt, daß die Neue Welt den vielen lebensüberdrüssigen Landesgenossen bald zur rettenden Zufluchtsstätte werden möge. Unter den Dichtern, die in knappem Überblick von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet werden, seien Seume, Eichendorff, Chamisso, E. T. A. Hoffmann, Platen, Ischolle, Goethe, Hauff und Rückert erwähnt. Die vom Verf. kurz angedeutete Möglichkeit einer ausgesprochenen Einwirkung französischer- und englischerseits auf die damalige deutsche Stellung zu Amerika würde sicherlich eine weit eingehendere Untersuchung und Befestigung verdient haben.

Da die reichhaltige Reiseliteratur nur in ganz beschränktem Sinne in den Rahmen dieser Arbeit hineinpaßt, so erfährt sie auch nur eine ziemlich oberflächliche Behandlung. Rezensent ist aber der Ansicht, daß sie es verdient hätte, weniger kurziv herangezogen zu werden, und zwar schon bevor die Betrachtung der überwiegend „imaginativen“ Literatur überhaupt in Angriff genommen wurde, denn oft wird diese erst durch jene bedingt und erklärt. Stärker betont werden Sealsfield und Gerstäcker und deren „ethnographische Romane“. Ihre Bedeutung liege in der Tatsache, daß sie dank ihrer weiten Verbreitung deutschen Lesern zuerst ein treffendes Bild und sachlich zuverlässige Kenntnisse amerikanischer Zustände gaben.

Die „österreichischen Schriftsteller“ außer Sealsfield — Feuchtersleben, Lenau, Grün, Stifter und Grillparzer — werden zwecks Übersichtlichkeit in der Behandlung zusammengekommen. Doch will es scheinen, als ob ihre Stellung zu Amerika solche Zusammenknüpfung kaum rechtfertige. Vielleicht mit Ausnahme Lenaus wurde Amerika für keinen einzigen dieser Dichter zum inneren Erlebnis. Feuchtersleben ließ sich in politischer Hinsicht anziehen, Grün von seiner Vorliebe für Landleben und Natur, die er dort zu finden vermeinte. Bei Lenau tritt der enttäuschte Idealismus in erster Linie zum Vorschein. Stifter wird als der glühende romantische Schwärmer bezeichnet, während sich Grillparzer Amerika gegenüber als wohlwollender Realist zeigte.

Unter den Dichtern, die der Verf. zu den „romantisch-realistisch“ geneigten zählt, kommen namentlich in Betracht Meris und der, was Amerika anbelangt, schlecht unterrichtete Freiligrath, der in seinen Amerika-Gedichten bekanntlich Reis am Missouri wachsen läßt und etwas übertrieben ideal-idyllisch das Verhältnis zwischen Einwanderern und Eingeborenen darstellt. Diese Gedichte bahnen aber den Weg zu Auerbach und zu solchen verdienstvollen Werken wie Willkommens „Die Europamüden“ und Hoffmann von Fallerslebens „Texanischen Liedern“, die den beachtenswerten Versuch machen, sich von der unklaren Schönfärberei, die Verf. als Romanticism bezeichnet, zu befreien und sich zu der realen Wirklichkeit durchzukämpfen. In der jungdeutschen Bewegung schließlich, sowie bei Menzel, hat sich diese realistische Strömung so stark entfaltet, daß sie in eine bittere Anklage gegen das kulturlose Amerika ausmündet. Verf. versucht vergebens, das Amerika jener Tage gegen diese Beschuldigungen zu verteidigen. Trotz seiner Ausführungen muß aber gesagt werden, daß Laube z. B. die Wahrheit treffend aussprach, als er erklärte: „Gold haben und suchen sie (d. h. die Amerikaner), aber nicht das Leben.“ Die neueren amerikanischen Kulturhistoriker, die freimütig daselbe Bild jener Zeit entwerfen, geben eindeutig zu, daß wenn auch Reichtum und Luxus im Amerika der fünfziger Jahre, namentlich in den größeren Städten wie New York, Boston, Philadelphia, keineswegs unbekannt waren, sich doch ein ausgesprochener Ton ungeschlachter Rohheit und eine offensichtliche Verachtung höherer Kultur breit machten.

Im Schlußwort entfaltet der Verf. ein knappes, im ganzen freilich irreführendes Bild der Stellung der deutschen Literatur zu Amerika seit 1890. Der hier erweckte Eindruck, als ob die deutschen Dichter der neunziger Jahre und des angehenden 20. Jahrhunderts eine treffende Schilderung Amerikas hinterlassen hätten, muß richtiggestellt werden. Im Gegenteil, erst seit dem Weltkrieg befinden sich die deutschen Schriftsteller und Publizisten, namentlich die letzteren, auf dem richtigen Pfade, der sie und ihre Leser hoffentlich zu einem besseren Verständnis Amerikas führen wird.

Man würde Webers Werk unrecht tun, wollte man darin eine erschöpfende Behandlung irgendwelcher Einzelfragen suchen. Vielmehr muß man es für das hinnehmen, was es sein will — nämlich für einen Überblick über ein großes Gebiet. Als solcher hat es unzweifelhaft einen großen Wert, der von Nachfolgern nicht übersehen werden darf. In einer kurzen Anzeige in den *Modern Language Notes* (März 1927) hat Rezenzent bereits einen Nachtrag zu dem vorliegenden Buche angeführt, und zwar das wichtige „Schreiben eines deutschen Juden an den amerikanischen Präsidenten D“. Herausgegeben von Moses Mendelssohn (Frankfurt und Leipzig 1787).“ Es ist dies eine im Namen der deutschen Juden an den Vorsitzenden des Continental Congress gerichtete Bittschrift, die eine Landbewilligung in Amerika beantragt. Im Anschluß daran möchte ich noch einige weitere Nachträge zu Webers Arbeit bringen.

Es ist zunächst zu bedauern, daß der Verf. von einer Erörterung der Beziehungen Moses Mendelssohns zu Amerika ganz absteht, denn Mendelssohn hatte mindestens ein ebenso lebhaftes und wissenschaftliches Interesse und ein ebenso gutes Verständnis für Amerika wie irgendeiner seiner Zeitgenossen. Es war der amerikabeflissene Mendelssohn, der in seinem „Jerusalem“ (1784), an der Stelle, wo von den herrschenden Religionen die Rede ist, die scharfsinnige Bemerkung machte: „Leider! hören wir auch schon den Congreß in Amerika das alte Lied anstimmen, und von einer herrschenden Religion sprechen.“¹⁾ Und es war wiederum Mendelssohn, der in seinen Kleinen Vermischten Schriften bemerkte: „Die Europäer würgen sich einander um den Ohiostluß, und kein Amerikaner hat sich je gelüsten lassen, die Spree zu bekriegen. Und dennoch nennen wir die Amerikaner die Wilden. Nun möchte ich einen amerikanischen Sittenlehrer vom Hochmuth reden hören.“²⁾ Äußerungen, die auf ernstes Studium und große Beobachtungsfähigkeit schließen lassen.

Was die frühzeitigen literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika anbelangt, so möchte ich auf die folgende sehr wichtige Stelle aufmerksam machen, die einer am 15. Februar 1834 zu Philadelphia gehaltenen Rede eines gewissen Peter S. du Ponceau entnommen ist. Sie lautet:

Finding . . . that our weak efforts were derided by British critics . . . it occurred to some patriotic gentlemen in Philadelphia and New York to seek literary friends on the continent of Europe. A company was formed that had ramifications in Boston and elsewhere, to carry that idea into effect . . . We began with Germany. Correspondences were opened with the literary characters of that land of genius and science. The works of our writers were sent to them, and theirs received in turn. Two journals were established, one in English at New York, under the title of „The German Correspondent“, and another in German, at Philadelphia, under that of „Views of America“ (Amerikanische Ansichten). The object of the former was to make German literature known to our countrymen, and that of the latter to make our own known in Germany. At the same time there appeared at Leipzick another periodical publication entirely devoted to this country, and tending to the same end with the two others, entitled „America described by herself“ (Amerika dargestellt durch sich selbst). These three periodicals lasted little more than one year; the last, however, was followed by another, entitled „Atlantis“, also published at Leipzick, . . . and went through two octavo volumes.³⁾

Dieses ungemein aufschlußreiche Dokument scheint sowohl von Weber als auch von allen seinen Vorgängern unbemerkt geblieben zu sein. Es wird auch von S. H. Goodnight in seiner Wisconsiner Studie „German Literature in American Magazines prior to 1846“⁴⁾ nicht erwähnt. Wenn das, was du Ponceau sagt, zutrifft, so läge die Not-

¹⁾ Moses Mendelssohns sämtliche Werke. Ausg. in 1 Bde. Wien 1838, S. 291 Anm.

²⁾ Ebd. S. 1004.

³⁾ Diese Rede liegt als Flugschrift (datiert Philadelphia 1834) vor. Ein Exemplar befindet sich unter den Americanis der Universitätsbibliothek zu Chapel Hill, North Carolina. Das Zitat steht auf S. 24.

⁴⁾ Bulletin of the University of Wisconsin, No. 188. Philology and Literature Series, Vol. 4, No. 1. Madison, Wisconsin, 1907.

wenbigkeit nahe, die ganze Frage der deutsch-amerikanischen literarischen Beziehungen noch einmal aufzurollen. Für Weber kämen namentlich die „Amerikanischen Ansichten“ und „Amerika dargestellt durch sich selbst“ in Betracht.

Cincinnati, Ohio, U.S.A.

Edwin H. Zeydel.

Fischer, Walter, Amerikanische Prosa vom Bürgerkrieg bis auf die Gegenwart (1863 bis 1922). W. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1926.

Dieses in der Sammlung „Philologische Studienbücher“ erschienene Werk von Dr. Walter Fischer, Professor der englischen Philologie an der Technischen Hochschule zu Dresden, stellt es sich zur Aufgabe, deutschen Studierenden nicht nur einen Einblick in die amerikanische Prosa der Jahre 1863–1922 zu gewähren, sondern ihnen gleichzeitig ein Bild der geistigen Entwicklung Amerikas während jenes bedeutenden Zeitabschnittes zu entwerfen. Der Verfasser hofft, damit einen bescheidenen Beitrag zu jener neuen Wissenschaft gemacht zu haben, die Friedrich Schönmann kurzweg als Amerikafunde bezeichnet hat. Daß ihm dies gelungen ist, soweit dafür in dem beschränkten Rahmen eines 250 Seiten starken Büchleins überhaupt die Möglichkeit vorliegt, kann nicht geleugnet werden. Der Versuch bedeutet ohne Zweifel einen Schritt in der zugestrebten Richtung, denn wenn sich die Deutschen jemals einen den Tatsachen entsprechenden Begriff von Amerika, seinen Idealbestrebungen, Sitten und Gedankenrichtungen, bilden wollen, so wäre jetzt die geeignetste Zeit dazu. Bücher von der Art des vorliegenden werden den Weg sicherlich ebnen helfen, wenn sie auch natürlich nur als Nothelfer dienen können. Denn daß eine gebiegene Kenntnis von Amerika und dessen Literatur einzig und allein durch langjährigen Aufenthalt und fleißiges Studium an Ort und Stelle zu erwerben ist, darüber sollte kein Zweifel herrschen.

Die 67 Seiten betragende Einleitung bietet eine aufschlußreiche Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkrieg, des demokratischen Gedankens, wie er sich dortselbst gestaltet hat, der ausgeprägt amerikanischen philosphischen Strömungen vom Puritanismus zum Neurealismus, mit einem Erkurs über den Puritanismus in der Literatur und die „American Language“, eine Übersicht über die schöne Literatur in ihren drei wichtigsten Prosagattungen, der Kurzgeschichte, dem Roman und dem Essay, und schließlich eine Schilderung der geistigen Beziehungen Englands und Amerikas. Der Verf. gelangt im Gegensatz zur Ansicht des Lord Bryce zu dem sehr vernünftigen Schluss, daß die amerikanische Literatur echt demokratische Elemente aufzuweisen habe, und daß solche Schriftsteller wie Bret Harte, Mark Twain, W. D. Howells, D. Henry und Sinclair Lewis in irgendeinem nichtdemokratischen Lande geradezu undenkbar wären. Auf Bryces Satz, daß die Vereinigten Staaten in Sachen des Geistes und der Kunst ein Teil Englands seien, so wie umgekehrt England in dieser Hinsicht als ein Teil Amerikas anzusprechen sei, erwidert der Verf. höchst verständig und einsichtsvoll (S. 67): „Das Verhältnis, wie es sich uns im gegenwärtigen Augenblicke darstellt, gleicht vielmehr dem Bilbe zweier Kreise, die sich ursprünglich überdeckten, aber dann infolge der einem jeden innewohnenden, langsam divergierenden Eigenbewegung allmählich einen immer kleineren Teil ihrer Fläche gemeinsam haben. Daß sie sich allerdings niemals bis zur Tangentialstellung verschieben sollten, erscheint im Hinblick auf die historischen und sprachlichen Tatsachen undenkbar.“

An der Hand dieses wertvollen belehrenden Geleitwortes ist der Leser nunmehr bereit, sich dem Studium der den Rest des Buches ausfüllenden amerikanischen Texte zu widmen. Ein kurzer Überblick über die Texte sei hier gestattet. Sie reihen sich in vier Rubriken ein, die folgendermaßen bezeichnet sind: I. Demokratie und Politik (Lincoln, Lowell, Karl Schurz, Booker, T. Washington, Roosevelt, Wilson), II. Demokratie und Philosophie (Emerson, Whitman, William James, Josiah Royce), III. Die amerikanische Sprache (Brander Matthews), IV. Die schöne Literatur (1. Kurzgeschichte: Harte, Mark Twain, Cable, Harris, Bierce, D. Henry; 2. Roman: Howells, Henry James, Margaret Deland, Mitchell, Norris, Sinclair, Hergesheimer, Lewis, Passos; 3. Essay: Higginson, Bliss Perry, Menden, Spingarn).

Jede dieser Rubriken wahrte die chronologische Reihenfolge und entfaltet ein deutliches Bild der stilistischen und gedanklichen Entwicklung. Die Auswahl ist freilich subjektiv gestaltet. So werden manche bedauern, daß unter den Philosophen z. B. Santayana und

Dewey fehlen. Andere werden die Wahl von Upton Sinclair als Romanvertreter gewiß mißbilligen. Schließlich werden einige die Zweckmäßigkeit der Aufnahme von Harris mit seinem „Uncle Remus“ und dessen für den Ausländer äußerst schwierigem Negerdialekt beanstanden, namentlich weil der Dialekt im einleitenden Apparat und in den spärlichen Fußnoten ohnehin nur unzureichende Erklärung findet. Andererseits werden die Kenner zugeben, daß der Verf. vollkommen recht hat, wenn er die politische Note durchwegs stark betont. Ohne das Politische wäre das Verständnis Amerikas rein unmöglich.

Die theoretischen Kenntnisse des Verf. auf dem Gebiete der amerikanischen Zustände und der amerikanischen Sprache scheinen hinreichend zu sein. Das beweist nicht nur das Geleitwort. Auch die biographischen Skizzen und die Anmerkungen, die seine Texte begleiten, legen Zeugnis davon ab. Seine praktischen Kenntnisse jedoch lassen zu wünschen übrig, was kaum zu verwundern ist. Denn es handelt sich hier um eine Schwäche, unter der alle deutschen Amerika-Forscher notgedrungen leiden. Man bedenke, daß sie sich mit einem Stoffe befassen, welchen man ja erst jetzt ernstlich zu bearbeiten beginnt. Man bedenke auch die großen Schwierigkeiten, sowohl theoretische Kenntnisse als auch schwer zu erwerbende langjährige Erfahrung zu vereinen. Selbst diejenigen Amerika-Forscher, die mit praktischen, allerdings zum meist während anormaler Kriegszeit erworbenen Kenntnissen ausgerüstet sind, können nicht ohne Entgleisungen, die sofort den Ausländer verraten, schreiben. So z. B. Schönemann in seiner „Massenbeeinflussung“. Und bedenkt man endlich, daß solche praktischen Kenntnisse bei dem sich rasch entwickelnden Amerika innerhalb eines Jahrzehnts einrosten und veralten, so werden einem die Schwierigkeiten um so klarer.

Auf einige der Entgleisungen, die mir im vorliegenden Buche aufgefallen sind, möchte ich aufmerksam machen. 148, 9: *ary* mag wohl eine Abart von *every* sein, hier aber sicherlich = *any*. *flush*, 3. 10, heißt nicht „reichlich gewinnend“, sondern „bei Kasse“ und ist ein *Poterausdruck*. 149, 14: das gewöhnliche *Präteritum* zu *catch* ist *caught*, nicht nur nach *Wendens*, sondern nach allen Regeln der Grammatik. 149, 19: *doughnut* wird unzulänglich als „kleiner runder Eierkuchen“ erklärt; man stelle sich eher einen ungefüllten Berliner Pfannkuchen mit einem Loch in der Mitte vor. 150, 33: *pried* ist hier *Präteritum* zu *prie*, nicht zu *prize*. 179, 10: *blue-coats* heißt nicht *Armenhäuser*, sondern *Schuleute*. 180, 14: *Thanksgiving Day* ist niemals der erste Donnerstag im November, sondern stets der letzte. 182, 15: *Bedelia*, der für Amerika nicht sonderlich „groteske“ Mädchenname und die Stelle beziehen sich wohl auf einen alten *Sassenhauer*, worin der Name vorkommt. 195, 30: *Dampffähren* zwischen *New York* und *Brooklyn*, zur Zeit von *James' American* noch üblich, gelten heute als völlig überwundener Standpunkt. 207, 6: Das Wort *buff* hat im *Büffelleber* zwar seinen Ursprung, bezieht sich aber hier wie gewöhnlich nur auf die so bezeichnete Farbe, *Hellbraun* ins *Gelbe* übergehend. 228, 26: *Silos* sind in der Regel nicht *Gruben*, sondern *Türme*. 231, 8: *lots of kill* in the Kaiser. Die Erklärung „*Schneid*“ für *kill* ist sehr farblos; eher „*Mord*“ oder der *Alliteration* gemäß „*Reile*“.

Druckfehler enthält das Werk sehr wenige. 70, 17: *lies occasion*, nicht *ocassion*. 196, Note zu 3. 1: *lies 108*, nicht 168.

Die *Silbentrennung* läßt öfter zu wünschen übrig. Folgende *Trennungen* laufen *amerikanischem* *Brauche* völlig *zuwider*: 79, 2: *ma-nufacturing*; 106, 4: *coop-eration*; 110, 21: *unce-lebrated*; 122, 4: *na-mely*; 137, 26: *cri-tic* u. dgl. mehr. Die *Schreibart* *neighbour* (85, 29) ist ganz *britisch*; in Amerika schreibt man *neighbor*.

Diese Kleinigkeiten jedoch tun dem ganz entschieden großen Werte des Buches keineswegs Abbruch. Bedauerlich ist es allerdings, daß dem Verf. vor der Drucklegung eine Einsicht in Krapps verdienstvolles Werk nicht vergönnt war. Krapp baut nämlich auf einer wissenschaftlichen Grundlage auf, die *Wendens* und die anderen Vorgänger weit zurücksetzen läßt.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn sich der Verf. nunmehr in ähnlicher Weise um die *amerikanische* *Verständigung* verdient machte.

E i n c i n n a t i, Ohio, U.S.A.

E d w i n H. Z e y d e l.

Sur Musikgeschichte.

Moser, Hans Joachim, Geschichte der deutschen Musik. Erster Band: Von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Vierte völlig neugefaltete Auflage. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart u. Berlin 1926.

Selten wohl ist das Erscheinen eines wissenschaftlichen Werkes mit so einhelligem Jubel begrüßt worden wie dieses hier. Zum erstenmal ward uns die Geschichte der deutschen Musik in Sonderdarstellung geschenkt; bis dahin war sie in der allgemeinen Musikgeschichte zwar enthalten, nicht aber in ihrer eigenartigen Entwicklung geschildert. Mit erfrischender Bestimmtheit ist das nationale Moment betont, dessen entscheidende Wichtigkeit gerade auch in musikalischen Fragen immer stärker zur Geltung gelangt. Vor völkischer Überhebung bewahrt den Verfasser sein gesundes Gefühl und seine unerbittlich strenge Wissenschaftlichkeit. Aber er erfaßt unsere Musik, so wie es unserm Wesen entspricht, und gibt uns ein Stück deutscher Geistesgeschichte, einen prachtvollen Beitrag zur Geschichte des Deutschtums überhaupt. Damit ist ein lang und tief empfundenes Bedürfnis gestillt; kein Wunder, daß schon nach sechs Jahren die vierte Auflage erscheint, von der bis jetzt der erste Band vorliegt.

Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt, es sei fast ein neues Buch geworden, so ist das vollauf begründet. Die musikalische Forschung schreitet so rasch fort, daß sie zahllose Änderungen und Verbesserungen bedingt, die hier natürlich nicht aufgezählt werden können. Nur auf das Wertvollste sei hingewiesen.

Das erste Kapitel heißt nun „Die Eigenart der deutschen tonkünstlerischen Begabung“. Noch klarer und schärfer als in den früheren Auflagen ist sie gefaßt: die Dauereigenschaften des deutschen Volkes sind herausgearbeitet. Es ist kein Schmeißelbild, das da entworfen wird; weder unsere Begabung noch unsere Auffassung erscheint in glänzendem Lichte, und unsere Schwächen werden nicht beschönigt. Aber die Hauptsache wird aufgezeigt: unser Musikalischsein ist ein Durchdrungenwerden mit Musik bis ins Tiefste. Sehr lehrreich ist der Vergleich mit andern Völkern und ihrer Grundeinstellung zur Tonkunst. Die Sagen von der „Erfindung der Musik“, ihre Wertung, ihre Ästhetik, überall verschieden. Nur uns ist sie Herzenssache und Seelenkinderin. In schlichten, nicht in hochtrabenden Worten wird das festgestellt, vor jeder Überhebung nachdrücklich gewarnt. Dann wird unsere Akustik, Melodik und Harmonik eingehend erörtert, mit erläuternden, übersichtlichen Tabellen. Wenn der Verfasser von unserer „phonetischen Singanlage“ spricht, merkt man den „wohlgeübten Sänger“; ausgezeichnet ist die Gegenüberstellung von Vokalität und Instrumentalität und die Auffassung der Virtuosität, wiederum für die einzelnen Völker besonders charakteristisch. Italiener, Franzosen und Deutsche treten in ihren dreierlei Geisteskräften und Temperamenten plastisch einander gegenüber. Unser schroffer Individualismus wird treffend als kulturelle Stärke, zugleich aber auch als politisches Unglück der habenden Eigenbrötelei gekennzeichnet. Bestätigend schließt ein Blick auf die Auswüchse und Übertreibungen sowie auf den Humor der drei großen Nationen.

Das zweite Kapitel heißt nicht mehr „Zeugnisse des vorgeschichtlichen Werdegangs“, sondern „Indogermanische Zeit“. Zunächst werden die Vermutungen über die Entstehung der Musik vorgetragen und vorsichtig geprüft. Die Untersuchung führt zu dem Schlusse, daß unser indogermanisches Musiksystem notwendig zu Dur- und Moll-Kadenzen leitet, daß mit den Kirchentonarten zwar Ausgleich möglich sind, eine Entstehung aus diesen aber undenkbar ist. Damit ist der wesentlichste Punkt der Entwicklung getroffen. Aus der Sprachwissenschaft ist wenig Aufschluß zu gewinnen, die indogermanische Metrik schwierig und umstritten. Wohl aber sind uralte Weisen in Tanz und Gesang reichlich bezeugt und vorgeschichtliche Instrumente durch Ausgrabungen bekannt. Bezeichnend ist die Vorliebe für alle Arten von Hörnern, überhaupt für Blasinstrumente.

Das dritte Kapitel heißt statt „Die heidnisch-germanische Musikübung und ihre Fragen“ nun einfach „Die Musik der vorchristlichen Germanen“. Sehr gut sind die Anlässe zur Musikausübung geschildert: weniger Festfreude als Naturdienst; das berüchtigte „l'art pour l'art“ wird in seiner ganzen Wesenlosigkeit abgelehnt. Der Hauptnachdruck wird mit Recht auf Tanz und Gesang gelegt mit guten Beispielen, als Hauptform das Lied erwiesen. Daran

schließt sich die Instrumentalmusik, vor allem die Harfe, das „königliche“ Instrument; es gibt berufsmäßige Harfenspieler. Der Sänger aber ist eine geheiligte Person; Wotan ist sein Schutzherr. Hier ist am wenigsten verändert. Zum Schluß wird geschildert, wie das Christentum dem allem ein Ende machte, wie der Stand der Harfer im 10. Jahrhundert ausstarb und wie der Mimus den alten Sang verdrängte, so daß zunächst eine Zeit stark geistlichen Übergewichts folgen mußte.

Im zweiten bis siebenten Buch hat der Verfasser verschiedene Umstellungen vorgenommen, die er selbst in der Vorrede genau angibt. Seine Absicht, eine wesentlich klarere und sachgemäßere Stoffgruppierung zu erzielen, hat er damit sicher erreicht. Besonders zweckmäßig ist die Neugestaltung des dritten Kapitels des zweiten Buches, ganz neu das dritte Kapitel des fünften Buches, in dem die geistlichen und weltlichen Singspiele übersichtlich dargestellt werden. Auch einzelne Überschriften sind geändert. Die Sorgfalt des Verfassers erstreckt sich bis auf vermeintliche Kleinigkeiten: Auswahl der Beispiele, Milderung scharfer Ausdrücke, Ausmerzungen von Fremdwörtern, wobei aber eine vernünftige Grenze eingehalten wird. Wer sich die Mühe nicht verbrießen läßt, ganz genau zu vergleichen, wird fast überall unleugbaren Fortschritt bekunden. Es sei nur hingewiesen auf die neu eingefügte Bemerkung über Fachmann und Laien (S. 218) mit dem Zitat von Albert; über den Glockenguß (S. 286); auf die Einleitung zum ersten Kapitel des sechsten und zum ersten des siebenten Buches; auf die Bemerkung über die Kirchenteilung (S. 431); über Villanelle und Madrigal (S. 457); vor allem auch über das monodische Kunstlied um 1500 (S. 417), ein besonderes Eigengebiet des Verfassers. Daß alle neuere Forschung gebührend berücksichtigt ist, und daß die reichen Literaturangaben sorgsam ergänzt sind, braucht gar nicht eigens hervorgehoben zu werden. Auch das Verzeichnis der Eigennamen ist wesentlich weiter ausgebehnt; immerhin wäre für die nächste Auflage Vollständigkeit zu wünschen. Warum fehlt z. B. der Mönch von Salzburg? Sehr dankenswert wäre es, wenn auch ein Verzeichnis der Schlagwörter hinzugefügt würde; denn es ist nicht immer leicht, das zu finden, was man gerade sucht.

Die ganze Neubearbeitung stellt dem Fleiß, dem Scharfsinn und dem Geschmacl des Verfassers das rühmlichste Zeugnis aus; wir dürfen mit Spannung dem Erscheinen des zweiten und dritten Bandes entgegensehen.

M ü n c h e n .

Hermann von der Pfordten.

Einlauf.

(Abgeschlossen am 1. April 1927.)

1. Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

A l e x a n d e r, Bernhard, Spinoza: Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen Abt. IV. Die Philosophie der neueren Zeit I. Bd. 18. Hrsg. von Gustav Kassa. Verlag Ernst Reinhardt in München 1923.

A l t k i r c h, Ernst, Maledictus und Benedictus. Spinoza im Urteil des Volkes und der Geistigen bis auf Konstantin Brunner. Verlag von Felix Meiner in Leipzig 1924.

B a r t e l s, Bernhard, Beethoven: Meister der Musf. I. Bd. Druck und Verlag von Franz Borgmeyer, Hildesheim, o. J.

B a u m g a r d t, David, Franz von Baader und die Philosophische Romantik: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker. Buchreihe 10. Bd. Max Niemeyer, Verlag Halle, Saale 1927.

B e c h e r, Erich, Metaphysik und Naturwissenschaften. Eine wissenschaftstheoretische Untersuchung ihres Verhältnisses. Verlag von Dunder & Humblot, München und Leipzig 1926.

B e h r e n d t, Leo, The Ethical Teaching of Hugo of Trimberg. Dissertation: The Catholic University of America Studies in German. No. I. The Catholic University of America, Washington, D. C. 1926.

B e k k e r, Paul, Musikgeschichte als Geschichte der musikalischen Formwandlungen. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1926.

B e n d a, Oskar, Die Lyrik der Gegenwart. Von der Wirklichkeits- zur Ausdruckskunst. Eine Einführung: Bücherei für Deutschkunde. Hrsg. von Dr. Rudolf Standenat. Österreichischer Bundesverlag Wien und Leipzig 1926.

B o e l i c h, Otto, Das Grenz- und Auslandsdeutschtum, seine Geschichte und seine Bedeutung. Gesichtswerk für höhere Schulen. Bd. 14. III. Teil hrsg. von Arnold Reimann. Verlag K. Oldenbourg, München und Berlin 1926.

B o s c h a n n, Hanns, Die Spontanitätsidee bei J. J. Rousseau. Pädagogisch-philosophische Studie. Emil Ebering, Berlin, o. J.

B r ü g g e m a n n, Fritz, Versuch einer Zeitfolge der Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig aus den Jahren 1590–1594: Veröffentlichungen des deutschen Instituts an der Technischen Hochschule in Aachen. Heft 2. Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft 1926.

B u s s e, Kurt, Hermann Sudermann. Sein Werk und sein Wesen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1927.

C a r u s, Carl Gustav, Zwölf Briefe über das Erleben. Nach der Erstausgabe von 1841 hrsg. von Christoph Bernoulli und Hans Kern. Niels Kampmann Verlag, Celle 1926.

D a s C h o u d h u r y, Jaganath, Das Unendlichkeitsproblem in Schellings Philosophie. Dissertation. Verlag A. Collignon, Berlin 1926.

D e u s c h l e, Martha Julie, Die Verarbeitung biblischer Stoffe im deutschen Roman des Barock. J. Paris, Amsterdam 1927.

v. E e k, Else, Die Literaturkritik in den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern (1838–1842). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft: Germanische Studien Heft 42. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1926.

E s s l, Karl, Über Gottfried Kellers „Sinngedicht“: Prager Deutsche Studien. Hrsg. von Erich Gierach, Adolf Hauffen und August Sauer. 40. Heft. Sudeten-deutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg i. B. 1926.

F l o e k, Oswald, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (Von 1870–1926.) Verlag von Friedrich Gutsch, Karlsruhe und Leipzig 1926.

F r a n k, Simon, Die russische Weltanschauung: Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kant-Gesellschaft, hrsg. von Paul Menzer und Arthur Liebert. Nr. 29. Pan-Verlag Wolf Heise, Berlin 1926.

Friedrich, Paul, *Ewige Mächte. Drei Künstlernovellen.* Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt, Engel & Loewe, Berlin 1927. — Inhalt: Zwischen Diesseits und Jenseits. Eine Jean-Paul-Novelle. — Giulietta Guicciardi. Eine Beethoven-Novelle. — Der Tod eines Helden. Eine Beethoven-Novelle.

Serhard, Melitta, *Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes „Wilhelm Meister“: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte.* Hrsg. von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker. Buchreihe 9. Bd. Max Niemeyer Verlag, Halle, Saale 1926.

v. Sordon, Wolff, *Die dramatische Handlung in Sophokles' „König Oidipus“ und Kleists „Der zerbrochene Krug“: Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur.* Hrsg. von Franz Saran. Verlag von Max Niemeyer, Halle, Saale 1926.

Sottihelf, Jeremias, *Die schönsten Erzählungen ausgewählt und hrsg. von Peter Jerusalem.* Verlag Albert Langen, München, o. J. — Inhalt: Jeremias Sottihelf von Peter Jerusalem. — Wie Joggeli eine Frau sucht. — Elfi, die seltsame Magd. — Die schwarze Spinne. — Wie Christen eine Frau gewinnt. — Der Besenbinder von Nyhiswyl.

Häberlin, Paul, *Das Geheimnis der Wirklichkeit.* Verlag Kober, Basel 1927.

Haensele, Werner, *Kants Lehre von Widerstandsrecht. Ein Beitrag zur Systematik der Kantischen Rechtsphilosophie: „Kant-Studien“ Ergänzungshefte im Auftrag der Kant-Gesellschaft, hrsg. von P. Menzer und A. Liebert. Nr. 60. Pan-Verlag Rolf Heise, Berlin 1926.*

Hankamer, Paul, *Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur Frage der literarhistorischen Gliederung des Zeitraums.* Verlag von Friedrich Cohen in Bonn 1927.

Hannoversche Volkslieder mit Bildern und Weisen. Hrsg. mit Unterstützung des deutschen Volksliedarchivs von Paul Alpers. Bilder von Karl Reinecke-Altenau. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1927.

Hebbel, Friedrich, *Tagebücher.* Hrsg. von Hermann Krumm (+) und Karl Quenzel. 3 Bde. Hesse & Weller Verlag, Leipzig, o. J.

Heimann, Betty, *System und Methode in Hegels Philosophie.* Felix Meiner Verlag in Leipzig 1927.

Heinzelmann, Gerhard, *Glaube und Mystik.* Rainer Wunderlich Verlag in Tübingen 1927.

Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland, nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Hans Schauer. 1. Bd.: August 1770 bis Dezember 1771. Verlag der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1926.

Howald, Ernst, *Mythos und Tragödie: Philosophie und Geschichte. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte. Nr. 12. Verlag von J. E. W. Mohr (Paul Siebed), Tübingen 1927.*

Ingerslev, Frederik, *Genie und sinneverwandte Ausdrücke in den Schriften und Briefen Friedrich Schlegels. Eine semasiologische Untersuchung.* Askanischer Verlag, Berlin 1927.

Jaeger, Hans, *Elemens Brentanos Frühlyrik. Chronologie und Entwicklung: Deutsche Forschungen.* Hrsg. von Fr. Panzer und J. Petersen. Heft 16. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926.

de Jonge, Alfred R. *Gottfried Kinkel as Political and Social Thinker.* Columbia University Press, New York 1926.

Kallen, Gerhard, *Josef Görres und der deutsche Idealismus. Festvortrag bei der Reichsgründungsfeier der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster am 18. Januar 1926. Aschenbornsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1926.*

Kant, Immanuel, *Einführung in die Kritik der reinen Vernunft. In neues reines Deutsch übersezt von Georg Deyde.* Verlag Colemann, Lübeck 1921.

Kappstein, Theodor, *Friß Mauthner. Der Mann und sein Werk: Philosophische Reihe, hrsg. von Dr. Alfred Werner, 79. Bd. Gebrüder Paetel, Berlin-Leipzig 1926.*

Lehndi, Karl, *Der Dichter Pamphilus Sengenbach. Beiträge zu seinem Leben und zu seinen Werken: Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft, hrsg. von Dr. Harry Maync und Dr. S. Singer, Heft 39. Verlag Paul Haupt, Bern 1926.*

Lewald, Fanny, *Römisches Tagebuch 1845–1846.* Hrsg. von Heinrich Spiero. Mit 8 Tafeln. Klinkhardt & Biermann Verlag, Leipzig 1927.

M a y n e, Harry, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft. Rektoratsrede gehalten am 13. November 1926, dem 92. Stiftungsfeste der Universität Bern. Verlag Paul Haupt, Bern 1927.

M e y e r, Conrad Ferdinand, Werke. Neue Oktav-Ausgabe in vier Bänden. H. Haessel Verlag, Leipzig 1926. — (Im vierten Band als Anhang die Einführung in Conrad Ferdinand Meyers Werke von Robert Jaessl. Die Texte revidierten Herbert Eysarz, Jonas Fränkel und Friedrich Michael.)

M e y e r, Th. A., Friedrich Wischer und der zweite Teil von Goethes Faust. Rede gehalten bei der Übernahme des Rektorats der Technischen Hochschule Stuttgart am 5. Mai 1926. Verlag von A. Bonz' Erben, Stuttgart 1927.

M ü l l e r, W a l t h e r, Der schauspielerische Stil im Passionsspiel des Mittelalters: Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von B. Markwardt, P. Werker und W. Stammler, hrsg. von Eug. Madensen I. Hermann Eichblatt Verlag, Leipzig 1927.

Philosophischer Handkatalog. Hrsg. im Auftrag der deutschen Verleger philosophischen Schrifttums von Felix Meiner Verlag, Leipzig 1926.

P o n g s, Hermann, Das Bild in der Dichtung. I. Bd.: Versuch einer Morphologie der metaphorischen Formen. N. S. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg 1927.

P o r i t z, J. E., Franz Hemsterhuis, seine Philosophie und ihr Einfluss auf die deutschen Romantiker: Philosophische Reihe, hrsg. von Dr. Alfred Werner, 81. Bd. Gebrüder Paetel, Berlin und Leipzig 1926.

P o r z i g, Walter, Aischylos. Die Attische Tragödie: Staat und Geist. Arbeiten im Dienste der Befinnung und des Aufbaus. Hrsg. v. H. Freyer, André Jolles, Günther Ipsen. Bd. III. Ernst Wiegandt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1926.

Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter. Hrsg. von Paul Merker und Wolfgang Stammler. 2. Bd. 3.—5. Lieferung. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1926.

R e i n k e m e y e r, Ferdinand, Adam Müllers ethische und philosophische Anschauungen im Lichte der Romantik. Eine strukturspsychologische und charakterologische Untersuchung. A. W. Zickfeldt Verlag, Osterwied am Harz 1926.

R i e t z, Heinrich, Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Sechste und siebente durchgesehene und ergänzte Auflage. Verlag von J. E. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1926.

R o g g e, Alma, Das Problem der dramatischen Gestaltung im deutschen Lustspiel. Dissertation. Richard Hermes Verlag, Hamburg 1926.

R o t, P., Marianus, Panis Eucharisticus indigne tractatus. Ein deutsches Barockspiel aus dem Jahre 1621. Mit einer Einleitung über das Barocktheater. Hrsg. von J. H. Feß: Schriften zur deutschen Literatur. Für die Görres-Gesellschaft hrsg. von Günther Müller. Verlegt bei Benno Filser, Augsburg-Köln 1927.

Der Saeldenhort. Alemanisches Gedicht vom Leben Jesu, Johannes des Täufers und der Magdalena. Aus der Wiener und Karlsruher Handschrift. Hrsg. von Heinrich Adriaan: Deutsche Texte des Mittelalters. Hrsg. von der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Bd. XXVI. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1927.

S a p l u n d, E., Blut und Geist. Bausteine zu einem biologischen Weltbild. Aus dem Norwegischen übertragen von Sigrid Knudsen-Dyd. Hammer-Verlag, Leipzig 1926.

S c h ä r, Oskar, Arno Holz, seine dramatische Technik. Paul Haupt, Bern 1926.

S c h e f f e r, Egon, Österreichs wirtschaftliche Sendung. Grundlagen einer gesamtdeutschen Volkswirtschaft. Hölder-Pichler-Tempsky A.G., Wien-Leipzig 1927.

v. S c h e f f e r, Thassilo, Die Dionysiala des Nonnos. 1. und 2. Lieferung. Verlag von F. Brudmann A.G., München, o. J.

S c h e r r, Johannes, Illustrierte Geschichte der Weltliteratur. Elfte neubearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage von Dr. L u d w i g L a n g u. a. 2. Bd. Verlegt bei Dietz & Co., Stuttgart, o. J.

S c h i n d l e r, Robert, Eichendorff als Literaturhistoriker. Dissertation: Editions „Alsatia“ Mulhouse 1926.

S c h ö n e b a u m, Herbert, Der junge Pestalozzi 1746—1782. D. A. Reisland, Leipzig 1927.

Schröer, Mich. Mart. Arnold, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literaturgeschichte. Erster Teil: Von den ältesten Zeiten bis Spenser. 3. verm. Aufl.: Sammlung Bötschen Nr. 286. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1927.

Schrofl, Alois, Der Urdichter des Liebes von der Nibelunge Nôt und die Lösung der Nibelungen-Frage. J. B. Hohenecker Verlag, München, o. J.

Schwartz, Ernst, Die Ortsnamen des östlichen Oberösterreich: Prager Deutsche Studien. Hrsg. von Erich Sierach und Adolf Hauffen. 42. Heft. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg i. B. 1926.

Seidel, Alfred, Bewußtsein als Verhängnis. Aus dem Nachlasse hrsg. von Hans Prinz-Horn. Mit einem Bildnis. Verlag Friedrich Cohen, Bonn 1927.

Stahl, Friedrich Julius, Die Philosophie des Rechts 1830—1837. Eine Auswahl nach der 5. Aufl. (1870). Eingeleitet und hrsg. von Henning von Arnim. Verlag von J. E. W. Mohr (Paul Siebed), Tübingen 1926.

Steinbach, Fr., Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte: Schriften des Instituts für Grenz- und Auslanddeutschtum an der Universität Marburg. Heft 5. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1926.

Thöne, Joh. F. S. A., Weltanschauungslehre vom Standpunkte der heutigen Naturkunde aus. Ludwig Köhrscheid, Bonn 1926.

Tillich, Paul, Das Dämonische. Ein Beitrag zur Sinnbedeutung der Geschichte: Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Nr. 119. Verlag von J. E. W. Mohr (Paul Siebed), Tübingen 1926.

Ullmann, Richard und Gottward, Helene, Geschichte des Begriffes „Romantisch“ in Deutschland. Vom ersten Aufkommen des Wortes bis ins dritte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts: Germanische Studien. Heft 50. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1927.

Wahle, Richard, Die Tragikomödie der Weisheit. Die Ergebnisse und die Geschichte des Philosophierens. 2. unveränderte, um ein Vorwort vermehrte Aufl. Universitäts-Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig 1925.

Wallner, Nico, Fichte als politischer Denker. Werden und Wesen seiner Gedanken über den Staat. Max Niemeyer Verlag, Halle, Saale 1926.

Wächlin, H. E., Der Aargau als Vermittler deutscher Literatur an die Schweiz. 1798—1848: Argovia. Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. XL. Bb. Verlag von H. N. Sauerländer & Co., Aarau 1925.

Wenzl, Moys, Das unbewußte Denken: Wissen und Wirken, Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens. Hrsg. von Prof. Dr. E. Ungerer. 41. Bb. Verlag G. Braun in Karlsruhe 1927.

Priester Wernhers Maria. Bruchstücke und Umarbeitungen. Hrsg. von Carl Wesse, Max Niemeyer Verlag, Halle, Saale 1927.

Wierstraît, Christian, Historij des beleegs van Nuys. Keimchronik der Stadt Neuss aus der Zeit der Belagerung durch Herzog Karl den Kühnen von Burgund. I. Teil: Geschichtliche Einführung, Text, Anhang, Nachweise und Anmerkungen, Glossar und Lageplan. Hrsg. von Karl Meise: Rheinische Beiträge und Hülfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, hrsg. von Theodor Frings, Rudolf Weisner und Josef Müller. Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1926.

Wißig, Erich, Johann David Veil der Mannheimer Schauspieler. Aus dem Nachlaß hrsg. von Hans Krudfen: Germanische Studien. Heft 47. Verlag von Emil Ebering, Berlin 1927.

2. Zeitschriften.

(Jahrbücher. — Jahresberichte. — Mitteilungen gelehrter Gesellschaften.)

Archiv für Kulturgeschichte. XVII. Bb. 1927. Heft 2: Geck, W., Franz von Assisi und die Entwicklung der mittelalterlichen Religiosität. — Schrabe, H., Franz von Assisi und Giotto. — Seifert, W., Zur Kunstlehre Dantes. — Literaturbericht: Baron, H., Renaissance in Italien.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 81. Jhg. (Februar 1927). Heft 3 und 4: Marcus, H., Friedrichs des Großen literarische Propaganda in England. (Mit 8 Faksimiles.) — Kjellmann, H., Die Infinitive bei unpersönlichen Verben und die Verallgemeinerung des de-Infinitivs im Französischen. — Schulz-Gora, O., Die französischen Sagnortsnamen I. — Lommatsh, E., Zum Protheflaus. — Schulz-Gora, O., Zwei Stellen

in André Chéniers *Jambe Comme un dernier rayon*. — Kiegler, K., *Zur Lebensart avoir un chat dans la gorge*. — Schür, Fr., *Das französische Epos. Zur Stilgeschichte und inneren Form der Gotik. Epochen der französischen Literatur, I.* (Werner Mulertt). — Urteil, H., *Guy de Maupassant. Studien zu seiner künstlerischen Persönlichkeit* (Rurt Glaser). — Solalinde, A. G., *Alfonso X el Sabio. Prólogo, selección y glosarios* (F. Krüger). — Dornhof, J., *Johann Nikolaus Böhl von Faber, ein Vorkämpfer der Romantik in Spanien* (Werner Mulertt). — Bell, F. G., *Portuguese Bibliography* (F. Krüger).

Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Halle, Saale. 5. Jhg. (1927), Heft 1: Fehr, H., *Mehr Geistesgeschichte in der Rechtsgeschichte*. — Neumann, Fr., *Wolfram von Eschenbachs Ritterideal*. — Hartig, P., *Alfred der Große und Thomas von Aquino. Untersuchung zur Bedeutung volkheiliger Verwurzelung im Mittelalter*. — Baethgen, Fr., *Rota Veneris*. — Auerbach, E., *Über das Persönliche in der Wirkung des heiligen Franz von Assisi*. — Schrabe, H., *Über Symbol und Realismus in der Spätgotik*. — Müller, G., *Ergebnisse und Aufgaben der Minneanfängerforschung*. — Neumann, Fr., *Das Nibelungenlied in der gegenwärtigen Forschung*. — Bernhart, J., *Vom Geistesleben des Mittelalters. Ein Literaturbericht*.

Europäische Revue. Hrsg. von Karl Anton Rohan. 2. Jhg., Heft 11 (Februar 1927): Rille, K. M., *Zwei Briefe*. — Weber, A., *Der Deutsche im geistigen Europa*. — Sir Chirol, V., *British Commonwealth of Nations*. — Bodrero, E., *Faszistische Gesetzgebung*. — Neumann, A., *Die Schwalben (Aus dem Altbretonischen)*. — Zeromski, St., *Heimkehr zu Gott*. — Kircher, K., *Die Welt der Jorjytes*. — Schwein, H., *Kunst als europäische Funktion*. — *Der Horizont (Das junge Europa)*: v. Salis, H. K., *Zur Kritik des „Jungen Europa“*. — Waller, W. E., *Irland, das British Commonwealth und Europa*. — Wallentin, A., *Lord d'Abernons Anteil an deutscher Geschichte (I)*.

Heft 12 (März 1927): Fabre-Luce, A., *Nüchternes Locarno*. — *Der Schuldenhebel*. — Gutmann, H. M., *Deutschland in der internationalen Selbstwirtschaft*. — Schmiß, D. A. H., *Die Komponenten Europas*. — Landsberger, F., *Der europäische Nietzsche*. — Kafous, W., *Das Wunder*. — *Der Horizont (Das junge Europa)*: Rohan, K. A., *Das erste Jahr des „Jungen Europa“*. — Bergsträßer, A., *Der Preuße oder der Deutsche?* — Wallentin, A., *Lord d'Abernons Anteil an deutscher Geschichte (II)*. — Rădulescu-Motru, E., *Die europäische Kultur*.

The Germanic Review. Volume II, Number 1 (January 1927): Blankenagel, J. C., Wallenstein and Prinz Friedrich von Homburg. — Zeidel, E. C., *An Unpublished Letter of Dorothea Tieck*. — Hewett-Thayer, H. W., *Tieck and Hebbel's Tragedy of Beauty*. — Quadt, M., *Die Einkleidungsform der Novellen Paul Heyse*. — Jockers E., *Franz Werfel als religiöser Dichter*. — Sturtevant, A. M., *Certain Old Icelandic Words with Diminutive Suffixes*. — Knudsen, H., *Der Stand der Theaterwissenschaft in Deutschland*. — Priest, G. M., *A Note to Goethe's Faust*. — v. Klenze, C., *Professor Franz Wunder*. — *Book Reviews*.

Germanisch-Romanische Monatschrift. XV. Jhg. (Januar, Februar 1927), Heft 1 und 2: Winkler E., *Sprachmusik und Stilistik*. — Schaeffer, A., *Die Technik der Darstellung in der Erzählung*. — Walzel, D., *Von „Minna“ zur „Emilia“*. — Koch, J., *Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland I*. — Hämel, A., *Lateinische und französische Literatur im Mittelalter*. — *Kleine Beiträge*: Krappe, A., *Eine mittelalterlich-indische Parallele zum Beowulf*. — Kaleyky, Th., *Die „Einheit“ in Goethes Fausttragödie*. — Buchner, M., *Auf den Spuren des geschichtlichen Faust*. — Laftmann, E., *Als er das hörte, war er überrascht*. — Epiger, L., *Frj. il ne faut pas que tu meures „du darfst nicht sterben“*. — Bücherschau. — *Besprechungen*. — *Selbstanzeigen*. — *Neuerscheinungen*.

März, April 1927, Heft 3 und 4: de Vries, J., *Die Wikinger saga*. — Lachmann, F. K., *Goethes Mignon. Entstehung, Name, Gestalt*. — Koch, J., *Sir Walter Scotts Beziehungen zu Deutschland II*. — Hämel, A., *Roland-Probleme*. — *Kleine Beiträge*: Strauß, *Aus Briefen an Hölderlin von seiner Schwester*. — Strauß, *Zwei Briefe aus Hölderlins Homburger Kreis*. — Epiger, *Als er das hörte, war er überrascht*. — *Vorwahl, Balzac und die Antike*. — *Selbstanzeigen*. — *Neuerscheinungen*. — *Verichtigung*.

Die Horen. Zweimonatshefte für Kunst und Dichtung. 3. Jhg. (1926–1927) Heft 3: v. Scholz, W., *Die Bedeutung einer Akademie*. — v. Scholz, W., *Fünf Gedichte*. — Ziegler, L., *Meditation über Don Giovanni*. — Wendorff, Fr. K., *Tessiner Oden*. — Köttger, K., *Die Wandlung*. — v. Sydow, E., *Wilhelm Verfel (mit 34 Abbildungen und einer Beilage)*. — *Lernet-Holenia, A., Auf Rainer Maria Rilkes Tod*. — Schiel, Ch., *Auf Rilkes Tod*. — *Lernet-Holenia, A., Szene mit der Erscheinung des Apollon auf der Hochzeit des Admet im Palast von Pherä*. — Neumann, A., *Gedichte*. — Wentscher, E., *Hund und Schwan*. — Kessel, M., *Vier Gedichte*. —

Wegwig, P., Der Philosoph Leopold Ziegler. — Sternberg, L., Da wir zusammen wandelten. — Soex, W., Anton Mayer. — Richter, H., Die Freunde. — Elster, H. M., Bücherschau.

Heft 4: Elster, H. M., Die Kulturtriebe der Gegenwart. — Schaeffer, A., Das Haus in Feuer. — di Casanova, S., Arethusa. — Schröder, A., Carl Emil Uphoff. — Wurte, H., Neue Gedichte. — Gerhard, A., Schicksalslied. — v. Molo, W., Der ewige Harlekin. — v. Molo, W., Weltmusik. — Hegemann, W., E. v. Brocke. — Röttger, K., Die Wandlung. — Lufsnat, D., Drei Gedichte. — Michel, F., Joseph-Legenden. — Köhler, W., Die ewige Fastnacht. — Schilling, H., Gedichte. — Elster, H. M., Bücherschau.

Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift. Bd. XXXI. 1926, Heft 4: Medicus, Fr., Rudolf Eucken zum Gedächtnis. — Bühler, K., Die Krise der Psychologie. — Jordan, H., Das Apriori bei Tier und Mensch. Vortrag gehalten auf der Allgemeinen Mitgliederversammlung der Landesgruppe Holland der Kant-Gesellschaft am 15. April 1925. — Miß, G., Die Idee der Lebensphilosophie in der Theorie der Geisteswissenschaften. — Heimann, B., Vergleich der Antithesen europäischen und indischen Denkens. — Maier, H., Alois Riehl. Gedächtnisrede, gehalten am 24. Januar 1925. — Kowalewski, A., Dietrich Heinrich Kerler. Eine Würdigung. — v. Aker, E., Kants gesammelte Schriften. Bd. IX. — Besprechungen. — Selbstanzeigen. — Mitteilungen.

Bd. XXXII, 1927, Heft 1: Ziehen, Th., Benedictus de Spinoza. — Höffding, H., Die Verflechtung der Probleme in Spinozas Philosophie. — Baensch, D., Ewigkeit und Dauer bei Spinoza. — Jung, S., Die Affektenlehre Spinozas. — Lewkowitz, A., Die religionsphilosophische Bedeutung des Spinozismus. — Wesshardt, E., Rembrandt und Spinoza. — Baumgardt, D., Spinoza und der deutsche Spinozismus. — Menzer, P., Eine neue Spinoza-Ausgabe. — Aufruf für das Spinozahaus. Von der Societas Spinozana.

Die Literatur. Monatschrift für Literaturfreunde. 29. Jhg. des „Literarischen Echo“, Heft 4 (Januar 1927): Knöllner, F., Die Komödie in Deutschland. — Dülberg, F., Eine holländische Dramatikerin. — Heilborn, E., Bekenntnis zu „Perpetua“. — Lissauer, E., Venns „Spaltung“. — Raff, H., Franz Munder. — v. Dunfen, M., Schöpfers Nefte. — Starckloff, E., Stand der Buchausstattung. — Witkowski, S., Goethe-Bücher. — v. Scholz, W., Aus „Perpetua“. — Neumann, R., Parodie. — Waffermann, J., Eine Manuskriptseite. Carsten, F., Wie d'Annunzio Stoffe findet. — Carsten, F., Almanach und Kalender.

Heft 5 (Februar 1927): Vitiensein, H., Dreißig oder fünfzig? — Eohn, F. Th., Dreißig Jahre. — Dürr, E., Der Dichter im Zeitwinkel. — Brand, G. R., Die verlorene Erde. — Bruffot, M., Meisterkomödien der Spanier. — Bab, J., Ein literarisches Rätsel. — Forst de Battaglia, D., Paul Claudel. — Günther, H., Friedrich Kayhler als Dichter. — Kayhler, Fr., Unveröffentlichte Aphorismen. — Ullrich, E., Neue Kunstliteratur. — Neumann, R., Parodien. — Soxes, A., Aus A. Stifters Jugendtagen. — v. Hofmannsthal, H., Eine Manuskriptseite.

Heft 6 (März 1927): v. Schölzer, L., Rainer Maria Rilke. — Harten-Hoende, L., Dichten in fremder Sprache. — v. Scholz, W., Neuerscheinungen im Okkultismus. — Frank, R., Glorie beim Spießler! — Kürz, W., Das Tagebuch Richard Dehmels. — Martin, E., Zwischen Ja und Nein. — Dehkle, W., Ostasiatische Literatur. — Strecker, K., Neue Nietzsche-Literatur. — Dehmel, R., „Bekenntnisse“. — Neumann, R., Parodie. — Rilke, R. M., Zwei Manuskriptseiten. — Kuntel, F., Die Journalisten-Hochschule.

Literarischer Handweiser. 63. Jhg. Oktober 1926, Heft 1: Meerpohl, Fr., Kulturphilosophie des Katholizismus. — Schreyvogel, F., Gedanken zu „Orplid“. — Aker, E., Neue dänische Literatur.

November 1926, Heft 2: Schmid, J., Geographie, politische Geographie und Geopolitik. — Forst de Battaglia, D., Polnische Umschau. III. Teil. — Fleig, E., Das neue Staatslexikon. — Binz, A. Fr., John Galsworthy.

Dezember 1926, Heft 3: Bopp, L., Arzt, Seelsorger und Erzieher. — Gröber, M., Literatur über Auslandsdeutschtum. — Lenzen, H. L., Wilhelm Matthiesen.

Januar 1927, Heft 4: Dahlmann, J., Indische Sendung im Geistesleben der Menschheit. — Giesler, K., Zu Günther Müllers Liebesgeschichte. — Schröder, E., Franz Johannes Weinrich.

Februar 1927, Heft 5: Sprengler, J., Lustspiel und Komödie. — Wunderle, G., „Evangelische Katholizität“. — Wittkop, Ph., Georg Trakl.

März 1927, Heft 6: Bachmann, H., „Verse der Lebenden“. Überblick über Iyrische Neuerscheinungen. — Forst de Battaglia, D., Polnische Umschau. IV. Teil. — Herz, H., Prediger unserer Zeit. IV. Adolf Donders und Augustin Wibbelt.

Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. XVI. 1927, Heft 1: Hollbad, F., Recht und Rechtswirklichkeit. (Zur Erinnerung an Ludwig Mitteis.) — Janenky, Ch., Goethe und das Tragische. Ein Vortrag. — Kroner, R., Kulturleben und Seelenleben. —

Stepun, F., Deutsche Romantik und die Geschichtsphilosophie der Slawophilen. — Tilsch, P., Die Überwindung des Persönlichkeitsideals. Ein Vortrag. — Sutton, E., Bericht über die neuere englische Philosophie. — Notizen.

Neophilologus, Groningen, Den Haag. XII, 1927, 2: van Hamel, A. G., Over den logischen zinsbauw. — Hoepffner, E., La tradition manuscrite des *Lais de Marie de France* II. — van Tieghem, P., Les droits de l'amour et l'union libre dans le roman français et allemand (1760—1790). — van Dam, J., Der künstlerische Wert des Straßburger Alexander. — Schlutter, O. B., Is there an OE. plant-name *twinihte*. — Stijfhoorn, G., Hamlet I. — van Eeden, W., Vinland. — van der Zanden, C. M., Un chapitre intéressant de la *Topographia Hibernica* et le *Tractatus de purgatorio sancti Patricii*. — Buchbesprechungen.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Hrg. von Johannes Jürg. 3. Jhg. 1927, Heft 1: Vertel, Fr., Die soziale Frage im Altertum. — Neubert, Fr., Das Nachleben antiker Philosophie in der neueren französischen Literatur. — Geigenmüller, P., Lucian und Wieland. — Linden, W., Der methodische Stand der neueren Literaturgeschichte. — Schmid, P., Neuere englische Malerei in Londoner Museen (mit 8 Tafeln). — Richter, J., Deutscher Glaube im deutschen Religionsunterricht. — Dehke, W., Ostasiatische Jugendbildung. — de Boor, H., Huijingas Herbst des Mittelalters. — Rosenthal, S., Affizierte und effizierte Objekte im Lateinunterricht. — Berichte: Lude, W., Deutschkunde: Deutscher Unterricht; Mittelalterliche Literatur; Landschaftliche Literaturbetrachtung; Romantik. — Schön, E., Auslandskunde: Französisch (Literaturgeschichte, Geschichte, Preussische Schulreform). — Schnabel, Fr., Geschichte: Deutsche Probleme der Gegenwart. — Nicolai, R., Die zweite Tagung des Reichsbundes der deutschen Schullandheime in Düsseldorf. — Nachrichten.

Heft 2: Busse, A., Kulturgeschichtliche Anschauungen in den Dramen des Sophokles. — Bulle, H., Antike Techniker und Architekten. — Walzel, D., Schillers Anfänge. — Mayer, S., Bürgers Lenore — eine visionäre Ballade. — Meyer-Benfey, H., Über Kalidafas *Saluntala*. — Nachod, S. und Stern, P., Die Gestalt Petrarcas in der neuesten Petrarca-Literatur. — Neubert, F., Das Nachleben antiker Philosophie in der neueren französischen Literatur. — Junker, P., Der Gottesbegriff in der Philosophie des Ungehebenen. — Kausch, A., Heinrich Pestalozzi und die Gegenwart. — Liebert, A., Technik und Romantik. — Berichte: Weidel, K., Philosophie. — Knapp, F., Kunst. — Flitner, W., Pestalozzi. — Sedentag und Pestalozzi-Forschung. — Nachrichten.

Die Neue Rundschau. XXXVIII. Jhg. der freien Bühne. 2. Heft (Februar 1927): Becker, E. H., Der Wandel im geschichtlichen Bewußtsein. — Hirsch, J., Gemeinwirtschaft in England. — Conrad, J., Der geheime Teilhaber (Novelle). — Döblin, A., Die große Natur und der größere Mensch. — Verne-Holenia, A., Saul (Drama). — Kafak, F., Katner Maria Nisse. — Belzner, E., Rückblick auf Bücher. — Saenger, S., Politische Chronik. — Kayser, R., Europäische Rundschau. — Scheller, W., Das unruhige Aien.

3. Heft (März 1927): Dypenheimer, Fr., Die List der Idee. — Schidole, R., Meine Elsäßer. — Zweig, St., Nabel rechet mit Gott (Legende). — Romains, J., Gedichte. — Meier-Graefe, J., Ägyptische Reise. — Thies, Fr., Die Geistigen und der Sport. — Flake, D., Drei Biographien. — Saenger, S., Bücher. — Kayser, R., Europäische Rundschau. — Greiner, L., Rudyard Kipling.

Modern Language Notes. Baltimore. Vol. XLI, Number 7 (November 1926): Schinz, A., Bibliographie critique de Jean-Jacques Rousseau dans les cinq dernières années. — Shanks, L. P., Baudelaire and the Arts. — Zeidel, E. H., A Note on Tieck's Early Romanticism. — Schwartz, W. L., The Question of Personal Caricature in „Le Monde où l'on s'ennuie“. — Menner, R. J., Four Notes on the West Midland Dialect. — Smith, H. E., Horace Walpole anticipates Victor Hugo. — Tilley, M. P., A Neglected Sixteenth-century „of-or“ Construction. — Havens, R. D., Blake and Browning. — Malone, K., A Notes on „Beowulf“ 1231. — Pillionnel, J. H., Voltaire et Christophe de Beaumont. — Braginton, M. V., Two Notes on Senecan Tragedy. — Dumbabin, R. L., A Rhetorical Figure in Shakespeare. — Lancaster, H. C., „Toutes“ for „Tous“.

Number 8 (December 1926): Campbell, T. M., History as Costume in Hebbel's Dramas. — Lathrop, H. B., The Translations of John Tiptoft. — Banks, T. H., Jr., Denham's supposed Authorship of „Directions to a Painter“, 1667. — Chapman, C. O., „The Pardoner's Tale“: a Mediaeval Sermon. — Bush, J. N. D., Two Poems by Henry Reynolds. — Porterfield, A. W., „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ and „Jummenfee“. — Wright, L. B., Will Kemp and the „Commedia dell' Arte“. — Heller, E. K., Wolfram's Relationship to the Crestien MSS. — Clark, E. G., „Titus and Vespasian“. — Thaler, A., Queen Eliza-

beth and Benedick's „Partridge Wing“. — Hartman, H., The Home of the „Ludus Coventriae“. — McKeehan, J. P., A Neglected Example of the „In Memoriam“ Stanza. — Breerton, J. L., „L'Allegro“ 45—48. — Hammond, E. P., Boethius: Chaucer: Walton: Lydgate. — Post, L. A., Note on Shakespeare's „King John“. — Aurner, N. S., Bede and Pausanias. — Stenberg, T., The Pater-Saintsbury Definition of Criticism.

Vol. XLII, Number 1 (January 1927): Raysor, Th. M., The Downfall of the Three Unities. — Brinkley, R. F., Nathan and Nathaniel Field. — Clark, W. S., Dryden's Relations with Howard and Orrery. — Watts, G. B., An Early Version of Voltaire's „A Monsieur Louis Racine“. — Zeidel, E. H., Ludwig Tieck's Library. — Forsythe, R. S., Tacitus, „Henry VI, Part III“, and „Nero“. — Pierce, F. E., Some Literary Echoes. — Sprague, A. C., A New Scene in Colley Cibber's „Richard III.“. — McCutcheon, R. P., „Amelia, or the Distressed Wife“. — Stein, H., A Note on the Versification of „Childe Harold“. — Hillebrand, H. N., Thomas Middleton's „The Viper's Brood“. — Sehrt, E. H., German „Trespe“.

Number 2 (February 1927): Lancaster, H. C., Sidney, Galaut, La Calprenède: an Early Instance of the Influence of English Literature upon French. — Lemmi, C. W., Italian Borrowings in Sidney. — Case, A. E., Some Stage-Directions in „All's Well that Ends Well“. — Gifford, G. H., A Note on Rabelais I, 1. — Fletcher, H., Milton and Walton's „Biblia Sacra Polyglotta“ (1657). — Baker, H., T., Shakespeare misquoted. — Fenton, F. L., The Authorship of Acts III and IV of „The Queen of Corinth“. — Smith, H., The New Sainte-Beuve Material. — Curtiss, J. T., The Meaning of the Word „Dade“. — Allison, T. E., On the Body and Soul Legend. — Anibal, C. E., Mira de Amescua and „La ventura de la fea“. — Watts, E. B., Eustache Le Noble's „Le Fourbe“. Noad, A. S., Ugo Foscolo and an English Magazine. — Sehrt, E. H., German „Krieg“. — Hespelt, E. H., Irving's Version of Byron's „The Isles of Greece“. — Schaffer, A., A Note on René Boylesve's „La Becquée“. — Ibershoff, C. H., Nietzsche the Romanticist. — Hart, E., The Heaven of Virgins.

Philological Quarterly. Jowa City, Jowa. Vol. VI, Number 1 (January, 1927): Nicolson, M. H., Milton and the *Conjectura Cabbalistica*. — van Roosbroeck, G. L., Preciosity in Corneille's Early Plays. — Spencer, H., The Forger at Work: A New Case Against Collier. — Knapp, Ch., An Analysis of Cicero, *Tusculan Disputations*, Book I. — Anderson, R. L., A French Source for John Davies of Hereford's System of Psychology. — Grant, E. M., *Tartuffe* Again. — Richards, A. E., The Day Book and Ledger of Wordsworth's Carpenter. — Brief Articles and Notes: Zeydel, E. H., A Note on Ludwig Tieck. — Zeydel, E. H., An Unpublished (?) Poem of Emanuel Geibel. — Zeydel, E. H., An Unpublished Letter of Hebbel. — Starnes, D. T., Sources of Poems 48 and 49 in *The Paradise of Dainty Devices*. — Baker, H. T., The Fair Cassio. — Book Reviews.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Paris, 43. Année, Nr. 11, Novembre 1926: Nigot, G., Edgar Poe devant la critique. — Muret, G., La Grammaire historique dans les classes: La déclinaison allemande expliquée historiquement.

Nr. 12, Décembre 1926: Dresch, J., Agregation d'Allemand. — Dottin, P., A propos d'un livre américain sur Fielding.

44. Année, Nr. 1, Janvier 1927: Garnier, Ch. M., Certificat Secondaire d'Anglais. — Loiseau, H., De la Genèse de l'amitié de Goethe et de Schiller. — D. A. et L. H., Causeries Bibliographiques sur les Auteurs d'Aggrégation et de Certificat.

Nr. 2, Février 1927: Potel, M., Certificat d'Aptitude d'Allemand. — Yvon, P., Quelques notes sur les Animaux. — D. A. et L. H., Causeries Bibliographiques sur les Auteurs d'Aggrégation et de Certificat (suite).

Revue germanique. Paris XVIII. No. 1 (Janvier-Mars 1927): Brun, L., Hermann von Keyserling et son Ecole de Sagesse. — Michel, V., Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland, IX. — Fournier, A., Le Roman allemand, I. — Comptes Rendus Critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des Revues. — Chronique.

Die schöne Literatur. 28. Jhg. Januar 1927, Heft 1: Braun, F., Alfons Pechold. — Behler-Hagen, M., Franziska Gräfin von Reventlow. — Romane und Erzählungen, Lyrik, fremde Literatur, Literatur- und Geistesgeschichte, Bildende Kunst, Kalender, Almanache und Jahrbücher, Neue Bücher im Dezember 1926, Zeitschriftenschau Dezember 1926, Bühnen (Uraufführungs-

berichte), Mitteilungen, Beilagen: Jahresernte (Hans Ehr. Kaergel), Dichterbildnisse (Wilhelm von Scholz, Hermann Burte, Thomas Mann, Frank Thies).

Februar 1927, Heft 2: Ding, A. Fr., Katholische Literatur. — Brand, G. K., Paul Gurl. — Romane und Erzählungen, Dramatisches, Literatur- und Geistesgeschichte, Weltanschauung und Philosophie, Reisen, Länder, Völker, Geschichte und Kulturgeschichte, Kalender, Almanache, Jahrbücher, Neue Bücher im Januar, Zeitschriftenchau Januar, Bühnen (Uraufführungsberichte), Mitteilungen, Die Toten des Jahres 1926, Beilagen: Jahresernte 1927 (Hans Ehr. Kaergel, Otto Brües); Dichterbildnisse (Frank Thies, Hans Grimm).

März 1927, Heft 3: Keiser, H., Fritz Red-Malleczewen. — Koehl, M., Die große Rückkehr. Anmerkungen über Dichtung und Zeitgeist. — Windler, J., Schlusswort zu meinen „Glossen zur katholischen Literatur“. — Romane und Erzählungen, Volks- und Jugendlektüre, Lyrik und Epik, Neuedrucke, Volksbildung, Jugendchriften und Bilderbücher, Reisen und Landschaften, Sammlungen, Verschiedenes, Neue Bücher im Februar, Zeitschriftenchau, Uraufführungsberichte, Mitteilungen, Beilagen: Jahresernte (Otto Brües, Wolfg. Goeh); Dichterbildnisse (Hans Leip, Herm. Stehr).

Stimmen der Zeit. Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. 57. Jhg. (Januar 1927), Heft 4: Jansen, B., Der Gottmensch und die Weltphilosophie. — Grisar, J., Görres' religiöse Entwicklung: Vom Unglauben bis zur Pforte der Kirche. — v. Dunin Borkovski, St., Allerlei aus alten Briefen des 16. und 17. Jahrhunderts. — Reichmann, M., Der Stockholmer Forschungsausschuß über praktisches Christentum (Wern, August 1926). — Stodmann, A., Erdmann, Ein Leben im Dienste Goethes. — Pribilla, M., Zwei katholische Laienschriften. — Besprechungen von Büchern über Philosophie; Pädagogik; Dichtung.

Februar, Heft 5: Moppel, E., Weiter auf dem Friedensweg. — Grisar, J., Görres' religiöse Entwicklung: Die Rückkehr zum katholischen Glauben. — Schuster, J. B., Volkswille und Staatswille. — Pribilla, M., Die „Stimmen“ der Jungfrau von Orleans. — Stang, E., Die Gymnasien von St. Jürgen und Annenstedt. — Wiederkehr, G., Joseph Fraunhofer. — Besprechungen von Büchern über Pädagogik; Kunstgeschichte; Dichter-Anthologien.

März, Heft 6: Schröteler, J., „Geist des Bekenntnisses“. Um die Grundfrage des Schulkampfes. — Jaller, D., Wege der Religionsvergleichung im Altertum und Mittelalter. — Przywara, E., J. H. Newmans Problemstellung. — Stodmann, A., Erdmanns „Gespräche mit Goethe“ und die neueste Forschung. — Kreitmaier, J., Religiöse Kleinkunst. — Stodmann, A., Albalbert Stiffers „Studien“ in der Urfassung. — Kompel, J., Neue Wege in der botanischen Forschung. — Besprechungen von Büchern über Caritas und Wohlfahrtspflege.

Una Sancta. Ein Ruf an die Christenheit. Vierteljahrschrift. 3. Jhg. 1927, Heft 1: Monod, W., Vers une catholicité des âmes. — of Canterbury, D., Friendship an Unity. — v. Martin, A., Una Sancta. Ein Gespräch. — v. Arseniew, N., Vom Sinn der Geschichte. — Rosenstock, E., Augustin und Thomas. — Ehrenberg, H., Vom ökumenischen Logos. — Nögel, K., Die russische Volksreligiosität. — Plak, H., Ansätze zur innerkirchlichen Erneuerung. — Hoffmann, H., Copec — Stockholm — Helsingfors. — v. Martin, A., Albert Schweizer — ein Mahner unserer Zeit. — Paquet, A., Indisches Christentum. — Bücherchau. — Presseschau. — Ökumenische Chronik.

Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. XXI. Bd., Januar 1927, Heft 1: Siegel, E., Grundlinien einer Ästhetik als analytisch-synthetischer Kunstphilosophie. — Schulz, J., Psychologie des Wortspiels. — Berger, K., Sprachästhetik bei Strich und Gundolf. — Kecskeméti, P., Vom Werte der Gestalten. — Bemerkungen: Schorn, K., Kunst und Natur. — Besprechungen: Diltthey, W., Gesammelte Schriften. — Utis, E., Charakterologie. — Jahrbuch der Charakterologie. 2. und 3. Jhg. 1926, Bd. 2 und 3. — Waldbogel, R., Auf der Fahrt des Genius. (Biologie Beethovens, Goethes, Rembrandts.) — Lalo, Ch., Esthétique. — Lalo, Ch., La beauté et l'instinct sexuel. — Vetter, P., Wagner. Das Leben im Werke. — Petersen, J., Die Entstehung der Erdmannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit.

Zeitschrift für deutsche Bildung. Frankfurt a. M. 3. Jhg. 1927, Heft 1: Werwenn, J. M., Bildung. — Conrad, D., Deutsche Bildung im Sinne Paul de Lagardes. — Sprengel, J. G., Das Kleistproblem, eine kritische Studie. — Meridies, W., Über Josef Ponten. — Noedemeyer, Fr. K., Betonung, ein Kapitel Sprechkunst. — Böckmann, P., Aus der neueren Literaturwissenschaft. — Vom Herausgeber, Deutschkundlicher Bücherbrief. — Link, H., Deutsche Woche in Altona. — Becker, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 2: Becker, H. Th., Pestalozzis Grundlegung der Sozialpädagogik. — Werwenn, J. M., Autorität und Freiheit. — Hartig, P., Religion, Religiosität und Kulturlunde. — Peters, U., Goethes Religion. — Pauls, E. E., Eine Novelle von Ida Vop-Eb. — Serau, N., Otto Freiherr von Raube. — Rosenthal, G., Latein auf deutscher Grundlage. — Janell, W., Zur philosophischen

Propädeutik. — Krämer, Ph., Schriftsteller, Verleger, Buchhändler, Leser. — Grünwald, A., Die Vortragsreihe zu Breslau am 7. und 8. Januar 1927. — Weder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 3: Horst, E., Wesen und Aufgabe der deutschen Literaturgeschichte als Wissenschaft. — Heyden, F., Lyrische Gedichte, Nachschaffende Betrachtungen. — Westerburg, H., Paul Gurt's Tragödie „Thomas Münzer“. — Klöpzig, W., Ist die Walthersage eine einheitliche Sage? — Nützer, E., Die dramatische Struktur der ersten „Faust“ Szenen, Richtlinien für eine dramaturgische Behandlung des Faust. — Peters, U., Die darstellende Kunst im Geschichtsunterricht der Mittelstufe. — Nippold, E., Jugend und Bühne; Ein Führer durch die Literatur. — Brüggemann, F., Die neue große Lessing-Ausgabe. — Weder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Zeitschrift für Deutsche Kunde. Jhg. 1927, Heft 1: Naumann, H., Stand der Nibelungenforschung. — Thies, F., Gerhart Hauptmanns epischer Weg. — Wenz, G., Volkstum als Bildungsgut. — Knapp, F., Über den verschiedenartigen Sinn der deutschen Baukunst. — Havenstein, M., Die ersten drei Kapitel von Lessings Laokoon im deutschen Unterricht. — Haade, U., Das Aufsatzthema. — Hofftaetter, W., Um die Ausdrucksbildung. — Schneider, W., Übersicht über neuere und ältere Schriften zum Stil- und Aufsatzunterricht. — Hofftaetter, W., Die säkularisierende Reform und die Deutsche Kunde. — Literaturbericht: Stammeler, W., Mittelalter. — Sonderbericht: Brie, Fr., Der englische Volkscharakter. — Vorbericht.

Heft 2: Hofftaetter, W., Der Kampf gegen die Deutsche Kunde. — Rainz, Fr., Stil und Form. — Medel, G., H. C. Andersen und Deutschland. — Havenstein, M., Die ersten drei Kapitel von Lessings Laokoon im deutschen Unterricht (Schluß). — Köllmann, A., Die Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln im Spiegel der Dichtung. — Geißler, E., Der Schauspieler auf dem Podium. — Schneider, W., Übersicht über neuere und ältere Schriften zum Stil- und Aufsatzunterricht (Schluß). — Literaturbericht: Stammeler, W., Mittelalter. — Sonderberichte: Christmann, G., Schicksal und Heldentum. — Linden, W., Wertvolle deutsche Romane der letzten Zeit. — Linden, W., Weltpolitische Bildungsarbeit. — Zeitschriftenchau. — Mitteilung.

Heft 3: Klemperer, W., Deutsches Wesen in der französischen Auffassung des 19. und 20. Jahrhunderts. — Pakschke, F., Der studentische Roman der Gegenwart. — Schwarz, H., Vergangenheit und Gegenwart. Zur Frage der geschichtlichen Betrachtungsweise der deutschen Literatur im Unterricht. — Budde, F., Deutsche Kunde, Sprechkunde, Bühnenkunde. — Literaturberichte: Unger, K., Romantik (1924–1926). — Weber, E., Neue Lesewerte. Ein kritischer Nachtrag. — Vorberichte. — Mitteilungen.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Stuttgart, 51. Bd. (1926) Heft 4: Stammeler, W., Gustav Noethe. Ein Erinnerungsblatt. — Madensen, L., Sprachmischung als Wortbildungsprinzip. — Nech, K., Zur Frage nach dem Verfasser des Walthariliedes. — Jbel, K., Studien zur Formkunst Hofmann von Hofmannswaldau. — Schuchardt, G., Die ältesten Teile des „Urfaust“. — Schwarz, Fr., Zwei mittellateinische Gedichtchen. — Naumann, H., Söse gelimida sin. — Böke, A., „Dietrichs Flucht“, „Nabenschlacht“ und Wernhers „Helmbrecht“.

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. (Neue Folge der „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“.) Jhg. XV. (1925), Berlin 1927: Wohleb, L., Die Freiburger Lateinschulordnung des Humanisten Gervas Sauffer (1518). — Herz, K., August Hermann Francke und die religiöse Erziehung. — Kluge, D., Humanistische und neuhumanistische Bildungsziele in der Schulpädagogik des 18. Jahrhunderts. — Berlet, E., Die Pädagogik Friedrichs des Großen in seinen politischen Testamenten von 1752 und 1768. — Schwarz, P., Zeitungen in preussischen Schulen. — Bode, M., Friedrich Fröbels Erziehungsidee und ihre Grundlage. Mit phototypischen Nachbildungen Fröbelscher Figurenzeichnungen und einer Handschriftübergabe. — Anzeigen. — Mitteilungen der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“. — Personen- und Ortsregister.

Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts. 1926. Im Auftrag der Verwaltung hrsg. von Ernst Deutler. Frankfurt a. M. — Inhalt: Schulz, Fr., Die Göttin Freude. Zur Reifes- und Stilgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Walzel, D., Klopstock. — Brüggemann, F., Lessings Bürgerdramen und der Subjektivismus als Problem. Psychogenetische Untersuchung. — v. Mutius, G., Schiller und die Wahrheit. — Meyer-Benfey, H., Das Schöne der Natur und der Kunst. Eine Studie zu Schillers philosophischen Schriften. — Petz, K., Die Geisterwelt in Goethes „Faust“. — Hering, A., Goethes „Geschwister“. — Sommerfeld, M., Goethes Wahlverwandtschaften im 19. Jahrhundert. — Wendel, H., Die Welt der Südlawen im Spiegel Goethes. (Vortrag, gehalten am 17. Januar 1926 in der Frankfurter Gesellschaft der Goethefreunde). — Strich, Fr., Josef von Eichendorff. — Preiß, M., Hoffmann von Fallersleben und sein Deutschlandlied. — Pfeiffer-Velli, W., Giorgio Fuentes, ein Frankfurter Theatermaler des 18. Jahrhunderts.

– Bacher, D., Die deutschen Erstaufführungen von Mozarts „Don Giovanni“. – Ebrard, Fr. Cl., Ungedrucktes von Goethe. – Forbes-Mosse, J., Briefe von Bettina und Achim von Arnim. – Pfeiffer-Belli, W., Würde der Hofräte von August v. Rogebue. – Jahresbericht.

Shakespeare-Jahrbuch. Hrg. im Auftrage der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Bd. 62 (Neue Folge III. Bd.). Verlag Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1926. – Inhalt: Deetjen, Werner, Die 62. Hauptversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. – Gundolf, Friedrich, Shakespeares Antonius und Kleopatra. Festvortrag. – Engelen, Julia, Die Schauspieler-Oekonomie in Shakespeares Dramen. – Fischer, Walter, Zu Ludwig Tiecks elisabethanischen Studien: Tied als Ven Jonson-Philologe. – Wollhardt, W., Italienische Parallelen zu Shakespeares Hamlet. – Anders, Heinrich, Randglossen zu Shakespeares Belesenheit. – Keller, Wolfgang, Sidney Lee. – Bücherschau.

Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. III. Jhg. Defanatsjahr 1925–1926. Verlag J. S. Calve, Prag 1927. Aus dem Inhalt: Deutsche Philologie: Diehl, Fr., Das Böhmerwald-Hieselspiel, Untersuchungen zu dem von J. J. Ammann in den „Beiträgen“ III, 1. veröffentlichten Spiel XII: Der bayerische Hiesel. – Feeg, A. M., Das Motiv der Verwandlung. – Gök, K., Heimarbeit und Volksbildung im deutschböhmischen Erzgebirge. – Haar, K., Der Einfluß Montaignes auf Lichtenberg. – Hadel, H., Die Prager Hausnamen. – Hampel, H., Das religiöse Problem in der Dichtung Gerhart Hauptmanns. – Hauschild, H., Die Entwicklung der deutschen Dorfgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Hervortreten Gottheils und Auerbachs. – Hrozny, M., Achim von Arnim und Clemens Brentano, Gegensätze und Übereinstimmungen. – Longin, F. S., Volksglaube und Volksbrauch bei Andreas Gryphius. – Lorenz, Fr., Die deutsche Literatur in Böhmen in der Zeit von der Aufklärung zur Romantik. – Mühlberger, J., Die deutschböhmischen Dichter der Gegenwart. – Popper, K., Die engeren geistigen Beziehungen zwischen Hölderlin und Schelling. – Repp, Fr., Zur Sprache Ulrichs von Eschenbach und des Herzogs Ernst D. – Köstler, K., Die Ortsnamen des politischen Bezirkes Komotau. – Schaffer, D., Die volkstümlichen Stilmittel des Volksbuches vom Ulenspiegel. – Schier, W., Das Siedlungswesen im Bezirke Friedland in Böhmen.

3. Sonderabzüge.

Alwyn, Richard, Felseder und Fillion. Zur Verlegerfrage bei Grimmselshausen: Sonderdruck aus der Zeitschrift für Bücherfreunde. Jhg. 1927, S. 38–40.

Berendsohn, Walter, A., Rede auf den Tod Rilkes: „Wortspruch“, Blätter der Volksbühne, Groß-Hamburg, 3. Jhg., Heft I, S. 1–6.

Dörner, Anton, Innsbruck, Deutsche Kultureinheit und Österreichs Literatur: Das Neue Reich. Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft. Nummer 19, Jhg. 9, S. 367–370.

Gudde, Erwin G., E. Th. A. Hoffmanns Reception in England: Publication of the Modern Language Association of America, Vol. XLI, No. 4, December 1926, S. 1005–1010.

Hirt, Karl, Emmerich, Trauerrede auf Professor Dr. h. c. Albin Egger-Lienz. Gehalten am 14. November 1926 in der vom Tiroler Künstlerbund veranstalteten Trauerfeier. (Privatdruck.)

Kainz, Friedrich, Gestaltförmigkeit und Ornamententstehung. Separatdruck aus „Zeitschrift für angewandte Psychologie“, hrg. von Williams Stern und Otto Lipmann. Bd. 28 (1927), Heft 3/4.

Kudsen, Hans, Berlin, Deutsche Theatergeschichte. Sonderabdruck aus: Grundriß der Deutschkunde. Hrg. von D. Brandt. Velhagen und Klasing, Bielefeld 1927. S. 635–662.

Matl, Josef, Graz, Hauptströmungen in der modernen südslavischen Literatur. Sonderabdruck aus: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. N. F. Bd. I. Heft I. Breslau. S. 1–60.

Pfannkuch, Karl, Geisteswissenschaft statt Philosophie? Gedanken über die Grundlagen der Sprangerischen Pädagogik. Sonderdruck des Symposium. Heft 4 (S. 193–232). Im Weltkreis-Verlag, Erlangen 1926.

Sauer (†), August, Prag, Genealogische Studien zur Literaturgeschichte: *Επιτύμβιον*, Heinrich Svoboda dargebracht. S. 1–15.

Scripture, E. W., Das Wesen des Verses: Neusprachliche Studien. Festgabe Karl Luid zu seinem sechzigsten Geburtstag. Sonderabdruck: Die neueren Sprachen. 6. Heft. N. S. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun, Marburg a. d. Lahn 1925.

Speyer, Max, Grimmselshausen Simplicissimus-„Flugblätter“. Sonderdruck aus der Zeitschrift für Bücherfreunde. Jhg. 1927. S. 119 f.

Unger, Rudolf, Romantik (1924–1926). Sonderabdruck aus Zeitschrift für Deutschkunde. 41. Jhg. Heft 3. S. 225–243.

Nachrichten.

Franz Munder †. Als im Herbst 1926 das große Sterben unter den älteren Literaturhistorikern anhub, da ist auch Franz Munder mitgegangen, still und unauffällig, und — so möchte man beinahe sagen — kollegial auch hier. Forschen wir nach den wesentlichen Charakterzügen des verehrten Toten, so leuchtet vieles deutlich und unübersehbar entgegen, schönes, einfaches, gebiegenes: der Grundzug von Munders Charakter war Schlichtheit. Wozu viele und geschwollene Worte machen? Wozu einen Aufwand machen, wo man doch etwas war und es oft genug bewiesen hatte? Munder war alles andere als modern. Dazu nahm er die Dinge und die Erscheinungen viel zu ehrlich. Er war einer von den wenigen, der die alten Maßstäbe nicht aus dem Auge verlor. Somit brachte er dem, was im Laufe seiner langen Arbeitszeit an ihn herantrat, Bereitwilligkeit entgegen. Nicht etwa Nachgiebigkeit! Munder war kein Freund von Kompromissen. Seine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr wurde leider von ach so manchem ausgenützt, sie wurde auch oft nicht verstanden oder gar mißdeutet: denn es ist ein anderes, zu leben und leben zu lassen, ein anderes aber wiederum, einer strengen Wissenschaft treu und unbeugsam in der Weise zu dienen, wie man sie nun einmal als gut und richtig erkannt hat. Viele haben Munder vor allem im Alter völlig mißverstanden: sie meinten, er sei nicht deutlich im Bilde, wenn er in den unruhigen und extravaganteren Kriegs- und Revolutionszeiten zu vielem schwieg und manches gewähren ließ, wo Jüngere vielleicht eingegriffen, intrigiert oder gekämpft hätten. Munder war nur allzu genau im Bilde. Er wußte, daß vieles Neue sich absurd gebärdet und hatte es erfahren, daß sehr oft der Aufwand nicht im Verhältnis zum Ergebnis zu stehen pflegt, wenn Neuigkeiten des Geistes austauschen und die tüchtige Vortriebsamkeit der Tausendstassee ein Feld „zu bearbeiten“ vorgibt. Das aber ist die schönste Tugend des akademischen Lehrers —, des Lehrers überhaupt: daß er warten kann, daß er da ist, wenn etwas verunglücken will, und daß er den Neid nicht kennt und selber billig denkt und handelt: hierin aber lag Munders Wesenhaftestes. In der Beurteilung von Menschen, von literarhistorischen Tatsachen, von wissenschaftlichen Arbeiten, überall: er strebte, das Entscheidende zu fassen und es zur Wirkung zu bringen. Dies ist nun auch der Grund, warum er in seiner Lehrtätigkeit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten Möglichkeiten und Raum schuf, warum er für die verschiedenartigsten Arbeiten und Versuche ein offenes Gemüt hatte. Deutlichster Beweis sind allein die zwei Festschriften zu seinem 60. und 70. Geburtstag, in denen sich sehr heterogene Dinge grundverschiedener Menschen zusammenfanden, ohne daß es berechtigt wäre, von einer Art Eklektizismus zu reden. Aber während dies alles so war, stand allmählich der Alternde immer mehr und mehr allein. Er zog sich auf sein eigenes Werk zurück, soweit ihm bei seiner strengen Auffassung der Amtsgeschäfte diese Zeit dazu liefen.

Munders Leben ist voll Arbeit, bestimmt durch die bairischen und bayreuther Belange. Mit 24 Jahren 1879 in München habilitiert, blieb er in dieser Stadt. Es war eine Epoche des deutschen Geisteslebens, über deren Beurteilung jetzt die Meinungen sehr geteilt sind. Munder hat, wie so manche seiner Altersgenossen, das schwere Schicksal erleben müssen, daß all dies zusammenbrach vor seinen Augen. Vielleicht werden Jüngere dies in seiner vollen Tragweite gar nicht ermessen können. Munder war ein epakter Forscher, er war gründlich, genau; er glaubte an absolute, sichere Maße und Dinge. Das bestimmte sein Arbeiten. Aus dieser Einstellung heraus entstanden die vielen Textausgaben, mit der Leistungsausgabe an der Spitze, entstanden die Goedekeparagrafen, entstanden die Aufsätze. Relativismus oder gar Skeptizismus waren ihm und seiner Arbeit fremd. Er stellte dar, er ordnete Vorhandenes. Was die Problematik des Lebens anlangt, die ja doch das Treibende im deutschen Schrifttum ist, so mied er sie nicht, aber er überschätzte sie auch nicht. Er liebte eine ästhetisierende Beurteilung, die nach eindeutiger Klarheit strebte. Was mag er wohl im stillen gelitten haben, als die Zeitläufte immer mehr sich eben dem zuneigten, was er mied? Was mag er gekämpft haben, wenn von allen Seiten Dinge in Mode kamen, denen er so gelassen und so diskret und vorsichtig gegenüberstand? Wer ermisst das Leid des Mannes, der in eine Zeitwende so hineingestellt wurde, wie er es war?

Es ist leicht, zu lächeln, wenn man jung ist und Ältere beobachtet, die sich bis zu einem gewissen Grade umjustellen versuchen. Aber es ist eine Frage, wie man selbst im Alter sich einer solchen Lage gegenüber praktisch verhalten wird. Denn, wenn auch der gute Wille da ist, — so, wie die Menschen jetzt geworden sind, genügt er nicht. Munder hat jedem Radikalismus in seiner Wissenschaft gegenüber die Geduld und die unerschütterliche Liebenswürdigkeit gegenübergestellt. Damit hat er großen Segen gestiftet, vielleicht gerade dann, wenn viele ihn nicht verstanden, sondern in jugendlicher Kurz-

fähigkeit die darin liegende Stärke als Nachgiebigkeit oder Schwäche deuteten. Munder ist sehr stark gewesen; im Alter hat er es ertragen müssen, daß die Nation sich und damit auch die Grundlagen seiner Wissenschaft bezweifelte, mit guten Gründen . . ., das sah Munder als einer der ersten: aber nun seinen Mann zu stellen, nun da zu sein, nun treu zu bleiben und sich in dem allgemeinen Chaos nicht irre machen zu lassen: das war seine größte Leistung. Man wird sie erst später völlig erkennen, wenn sich die Rückstände der ganzen Periode überbliden lassen, wenn sich die Wasser verlaufen haben und wenn der Weizen von der Spreu gesondert sein wird. Dann aber wird man erkennen, wie männlich Munder gewesen ist, wenn er als Greis jahraus jahrein standhaft am Posten blieb und das viele Geschwätz in der neueren deutschen Literaturgeschichtsschreibung über sich ergehen ließ, ohne zu verzweifeln, daß seine frühere Welt vor seinen Augen zerbrochen war. Munders Forscherthum ist hoch zu werten, gerade wo man es und seine sicheren Ergebnisse oft so selbstverständlich hinnimmt. Freilich, es gab auch dürre Zeiten, trockene Stellen. Aber Munder hat sie hingenommen, und er hat sie nicht durch allgemeine Redensarten und scheinbar tief sinnige Sprüche vertuscht. Viele haben bei ihm mehr gelernt, als sie nur wissen. Es wird einst die Zeit kommen, wo man sich auf den stillen und treuen Mann besinnen wird, vielleicht dann, wenn die Zustände innerhalb der deutschen Literaturwissenschaft noch verwirrter sind, als heute, und wenn schließlich alle aneinander vorbeireden werden. Dann wird man sich nach dem billig und klar denkenden, sachlichen und ehrlichen Manne zurücksehnen und wird verstehen, warum er so war und nicht anders. Man wird seine Geduld und Großzügigkeit in einem ganz anderen Lichte sehen, als heute, und dann wird aus dem Werk des Toten mancher Segen entstehen. Munder ist für kommende Dinge ein Vorläufer: er hat mit andern die moderne Literaturwissenschaft erst möglich gemacht, er hat daran mitgearbeitet, sie von der Philologie einer einseitigen Germanistik insoweit freizumachen, als es nötig war und ist. Das sind Dinge, die man leicht vergißt. Sie sind sozusagen jetzt selbstverständlich geworden. Aber sie waren es nicht in der Epoche von 1880 – 1910.

Gedankenvoll sinnt man über Munder nach: Was man so „Glück“ nennt, es war ihm nicht beschieden. Darin aber zeigt sich der Mann, daß er sich nicht irremachen läßt, und vom Leben keine romantischen Phantastereien erwartet, sondern Leid. Leid allein macht stark, dann, wenn es einer auf sich genommen hat. Das Leben des echt wissenschaftlichen Menschen ist nur Leidtragertum. Munder ist auch hierin ein echter Wissenschaftler gewesen, gerade dann und dort, wo er schwieg. Nun er tot ist, ziemt es sich, an all das zu denken, und dem Schatten des treuen Mannes die Spende darzubringen.

Karlsruhe i. B.

Adolf v. Srolman.

Ich bin mit dem Abschluß eines biographisch-literarhistorischen Werkes über den Dichter Friedrich Schmid (Goedeke V² 451) beschäftigt, den Freund Hölberlins, für den sich auch Schiller und Goethe zeitweise interessierten. Wer könnte bisher unbekanntes oder an entlegener Stelle veröffentlichtes Material über diesen Dichter (geb. 1774 in Friedberg in der Wetterau, gest. 1859 als pensionierter österr. Rittmeister in Wien) nachweisen? Insbesondere wäre erwünscht, den Verbleib der Originale der 1923 von Wilhelm Böhm in der Deutschen Rundschau (Bd. 196, S. 187 ff.) aus dem Nachlaß von Gustav Schlesier veröffentlichten Briefe von Siegfried Schmid an Hölberlin aus den Jahren 1797 – 1801 zu erfahren, von denen bisher nur diese in Abschrift von Schlesier überlieferten Bruchstücke bekannt sind. Für jede noch so geringfügig erscheinende Mitteilung wäre ich dankbar. Etwa entstehende Kosten ersehe ich gern.

Maing-Grönsheim, Kapellenstr. 26.

Prof. Dr. Waas.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Moses Mendelssohns im Jahre 1929 bereitet ein Komitee eine kritische Gesamtausgabe der Schriften Moses Mendelssohns vor. Da es alles erreichbare Material zu verwerten bestrebt ist, bittet es alle diejenigen, die Handschriften, seltene Drucke oder Briefe Moses Mendelssohns (von ihm und an ihn) besitzen, um gütige Nachsicht und, wenn nötig, um leihweise Überlassung. Alle Zuschriften sind an die Adresse von Herrn Prof. Dr. Julius Suttman, Berlin NW 87, Wullenweberstr. 2, zu richten.

Anmerkung der Schriftleitung. Die in diesem Heft enthaltene Abhandlung von Friedrich Kainz, Literaturwissenschaft und neue Psychologie entspricht in ihren grundsätzlichen Problemen nicht völlig der Auffassung der Herausgeber. Dennoch bringen wir sie, um der Objektivität unserer Zeitschrift die weitesten Grenzen zu geben.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. April, im Satz am 1. Juli 1927.

NEUE QUELLEN ZUR GEISTESGESCHICHTE DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS II.

[Vgl. Band XXVII, Seite 321 ff.]

1.

Briefe Nicolais an Gerstenberg.

Mitgeteilt von Max Kirschstein in Berlin.

N. M. Werner veröffentlichte in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 23, S. 43 bis 67 sieben Briefe, die zwischen Gerstenberg und Nicolai gewechselt worden waren, darunter von letzterem nur einer, der nach der Schreiberkopie wiedergegeben wurde. Die Briefe beanspruchten deshalb größeres Interesse, da in ihnen sich die Vertreter zweier Generationen äußerten, und ob Klopstock, Stil, Kritik das Thema ihrer Unterhaltung war, jedesmal drohten die Auseinandersetzungen mehr zum Streit als zu freundschaftlicher Unterhaltung zu führen. In diesem Zusammenhang gegensätzlicher Weltanschauungen sind sie zuletzt von M. Sommerfeld, F. Nicolai und der Sturm und Drang (Halle 1921) bes. S. 94 ff. und A. M. Wagner, Gerstenberg und der Sturm und Drang (2 Bände, Heidelberg 1920–1924; passim) besprochen worden. Der natürliche, manchmal etwas derbe oder ironische Ton macht sie äußerst lebensvoll und jedenfalls als persönliche Dokumente bemerkenswert. Zu diesen Briefen treten hier fünf Briefe Nicolais, der sechste ist das Original zu dem in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 23, S. 49 ff. gedruckten, und ich beschränke mich darauf, zu diesem in der Fußnote die wichtigsten Verbesserungen anzugeben¹⁾.

Hatte Sommerfeld S. 94 noch offenlassen müssen, wie die Verbindung zustande gekommen war, so sehen wir jetzt, daß Nicolai versuchte, Gerstenberg als Korrespondenten und sogar als Mitarbeiter für die Allgemeine Deutsche Bibliothek zu gewinnen. Gerstenberg hat in dem ersten, nicht erhaltenen Brief das Angebot angenommen, ja bereits selbst Rezensionen angeboten. Daraufhin sendet ihm Nicolai mehrere Bücher zur Besprechung, mit denen er nicht nur dessen poetische, sondern auch sprachliche und militärische Kenntnisse ausnützen will. Erst 8 Monate später lehnt Gerstenberg mit Rücksicht auf seine Tätigkeit an den „Briefen über die Merkwürdigkeit der Litteratur“, innerlich aber auch wegen der scharfen Kritik seiner Freunde Dusch und Zachariae durch die Literaturbriefe ab (vgl. Sommerfeld S. 95). Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß wenigstens die Rezension des Kinderbuchs, die er selbst angeboten hatte, von ihm stammt (Allgemeine Deutsche Bibliothek Bd. 5, 2. St., S. 300). Über die

¹⁾ Ich stelle den Text des Abdrucks voran und gebe danach die richtige Lesung: S. 49, Zeile 3 v. u.: werden freilich] werden für mich freilich. S. 50, Z. 2 v. o.: wenig] die wenigsten, neuen Bücher; Z. 16 v. o.: am End] eben; Z. 19 v. o.: Vergleichung] Vergleichung mit dem Homer; Z. 4 v. u.: in Berlin] bloß in Berlin. S. 51, Z. 4 v. o.: mediocris] melioris [!]; Z. 10 v. o.: noch] nicht; Z. 21 v. o.: seiner] der; Z. 23; Briefe der Litteratur] Litteratur-Briefe; Z. 9 v. u.: meiner Bekümmerniß] meines Bedrückens [!]; Z. 6 v. u.: sagen wie] sagen wenn ich bey ihr [übergeschr.]; Z. 5 v. u.: Feuer] Feuer fände [übergeschr.]. S. 52, Z. 1 v. o.: so neue] sonore [!] Z. 3 v. o.: zuweilen] dazu [!]; Z. 12 v. o.: lange wahren] lange Jahre werden; Z. 22 v. o.: [habe] (vom Herausgeber ergänzt] hege [übergeschr.]; Z. 10 v. u.: sehen] werden sehen. S. 53, Z. 16 v. o.: 1. Stück] 2. Stück [dort steht auch die betreffende Vorrede!]; Z. 21 v. o.: am Ende angezeigt] (am Ende gestrichen); des Werks ist] des Werks vermuthlich ist; Z. 22 v. o.: nicht genug] nicht deutlich genug.

andern Kritiken, die über die aufgeführten Bücher erschienen sind, läßt sich noch weniger sagen, wir müssen daher Gerstenbergs Ablehnung Glauben schenken, so reizvoll es auch wäre, ihn in der Gesellschaft der Bibliothek, in die er nach Temperament und Anschauungen nicht hineinpafst, zu sehen.

Folgende Briefe müssen wir vorläufig als unbekannt annehmen: Brief Gerstenbergs zwischen 9. Juli und 3. Dezember 1765; Brief Nicolais zwischen 2. August 1766 und 31. Januar 1767; Brief Gerstenbergs zwischen 27. Mai 1767 und 6. September 1767; Brief Nicolais vom 28. November 1767: vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 23, S. 60; Brief Nicolais zwischen 5. Dezember 1767 und 27. April 1768; mit Nicolais Brief vom 6. Dezember 1768 hat aber die Korrespondenz noch nicht ihren Abschluß gefunden, da ein Brief Gerstenbergs aus dem Jahre 1772 erwähnt wird, vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 23, S. 67.

Bei aller Verschiedenheit der Anschauungen haben sich die Korrespondenten die gegenseitige Achtung nicht versagt, und so nehmen die Briefe einen recht freundschaftlichen Ton an, besonders wenn sie musikalische Themen behandeln, die beiden gleich sehr am Herzen lagen.

Die Erlaubnis zum Abdruck verdanke ich der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel, der ich auch hier meinen besten Dank ausspreche.

Berlin d. 9. Jul. 1765.

Hochwohlgebohrener / Insonders Hochzuehrender Herr.

Von Leipzig aus habe ich mir die Freiheit genommen Ew. Hochwohlgebohrnem ein Exemplar des ersten Stücks der deutschen Bibliothek, und von Hrn. P. Abbt's Abhandlung vom Verdienste zuzusenden. Die besten Köpfe in Deutschland machen der weiten Entlegenheit ohnerachtet, zusammen eine Art von kleiner Republik aus, und für sich untereinander schreiben sie weit mehr, als für den großen Haufen unwissender Leser²⁾. Mein Freund Abbt hat also sein Buch hauptsächlich auch geschrieben, daß es Ew. Hochwohlgebornen lesen sollen, ich habe also nur seine natürliche Bestimmung beschleuniget, da ich es Ihnen zugesendet habe.

Die deutsche Bibliothek wird Sie vermuthlich nicht so sehr interessieren; ich wünschte zwar auch sehr, daß sie unsere beste Köpfe lesen möchten, ob sie aber ihren Beifall erhalten wird, ist eine andere Frage. Ebendeswegen weil sie alle Theile der deutschen Litteratur in sich faßen soll, so kann sie freilich nicht jeden einzelnen Leser gleich interessieren; Vielleicht geht es mit dieser Bibliothek gar, wie mit der hiesigen Akademie der Wissenschaften, wo von den Mathematikern, Methaphysikern, Philologen, Arzneylehrten und Chymikern alzumahl viere gähnen, wenn der fünfte vorlieset. — Ich will es also nur geradezu gestehen, daß ich mit Uebersendung der Bibliothek eine eigennützige Absicht gehabt habe: Ich habe in der Vorrede erwähnt, daß ich mich um Correspondenten in allen Gegenden von Deutschland, bemühet habe, aus deren Briefen ich Auszüge bekannt machen werde. Bloß in Norden habe ich noch keinen, ich habe also Ew. Hochwohlgebornen, um diese Gefälligkeit ersuchen wollen. Ich bin nicht so un-

²⁾ Dem Gedanken des Gelehrtenstaats hat Nicolai auch in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek [im folgenden abgeführt: ADB.] X. Bd., 2. Stück, S. 104, Ausdruck gegeben; die Rezension über Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ (1774) in der ADB, Bd. 28, 1. Stück, S. 102 ff. ist nicht signiert, trotz aller Wahrscheinlichkeit Nicolais Autorschaft nicht erweisbar, vgl. W. Sommerfeld S. 81, Anm. 3. Daß der dort konstruierte Gegensatz gegen Klopstock auf einem Mißverstehen von dessen Anschauung beruht, hoffe ich in meiner Arbeit über die Gelehrtenrepublik zeigen zu können.

verschämt Sie zu einer bestimmten oder gar zu einer weitläufigen Arbeit verbinden zu wollen. Ich bitte um nichts als zuweilen, um einige kurze Nachrichten von dem Neuesten aus der deutschen Litteratur der dortigen Gegenden, und zwar insbesondere, um Nachrichten von solchen Werken, welche in den hiesigen Gegenden wahrscheinlicher Weise nicht recht bekannt werden dürfen. Dieselben würden mich ungemein verbinden, wenn Sie mir auch viertl.[?]jährlich ein paarmahl meine Bitte gewähren wolten.

Ihre Cantate³⁾ ist hier von Kennern mit Vergnügen gelesen worden, aber mit Hrn Scheibens Composition sind die hiesigen Tonkünstler gar nicht zufrieden. Ich selber kan mich nicht genug wundern, da er eine gute Abhandlung vom Recitative geschrieben hat, wie er so grobe Schnitzer wider die Deklamation und sonst machen kan. Was er in der Vorrede von den Italiänischen Sängern sagt, ist, wenn man die wahre Lage der Sache ansiehet, wirklich ungerecht. Sie haben Fehler, das läugnet niemand, aber Italien ist doch das einzige Land, wo es Singeschulen und Sänger gibt. Den seligen Graun hätte er am wenigsten zum Beweis anführen sollen; der billigte gewiß gar keine andere als die gute Italiänische Art zu singen, man redet aber von der guten Art zu singen und nicht von der schlechten, wenn man die Italiäner vertheidigt. Solte aber auch wohl Hr. Scheibe gute Italiänische Sänger etwa gar nicht gehöret haben. In Dresden und in Berlin sind gewiß welche, und wir haben hier voriges Carnaval eine obgleich theuer bezahlte Bertolotti⁴⁾ ausgelacht, als sie uns ein Adagio vorhäulen wolte. Diese neue Italiän. Art zu singen, die die besten Stimmen verdirbt, findet hier keinen Beifall.

Ich setze nur noch die Versicherung der vollkommensten Hochachtung hinzu mit der ich verharre

Ew. Hochwohlgebornen
ergebenster Diener
Friedrich Nicolai.

Berlin d. 3. Decbr. 1765.

Hochwohlgebohrner / Insonders Hochzuehrender Herr

Ew Hochwohlgebornen haben meine Bitte um einigen Beitrag zur deutschen Bibliothek alzu gütig aufgenommen.⁵⁾ Sie gewähren mir nicht allein dieselbe, sondern versichern mich auch einer Gewogenheit, die mir schätzbar ist, nicht allein weil sie meiner Eigenliebe schmeichelt, sondern auch weil sie mich aufmuntern muß mich derselben würdig zu machen — weil sie mir ein Sporn seyn

³⁾ „Tragische Kantaten für ein oder zwei Singstimmen und das Clavier. Nämlich: Des Herrn von Gerstenbergs Ariadne auf Naxos und Johann Elias Schlegels Protris und Cephalus. — In die Musil gesetzt, und nebst einem Sendschreiben, worinnen vom Recitativo überhaupt und von diesen Kantaten insonderheit geredet wird, herausgegeben von Johann Adolf Scheiben.“ Kopenhagen u. Leipzig 1765. (Danach ist die Angabe bei Goedeke³ IV¹. S. 190. 12 zu ergänzen.)

⁴⁾ Lina Bertolotti, geb. 1740, gest. 1798 zu München; Mendel, Musil. Convers.-Lexik. (1870) I, 571: „... sang mit größtem Beifall in Berlin ...“

⁵⁾ Die Antwort auf den vorigen Brief fehlt, so konnte Sommerfeld S. 94 f. annehmen, daß Gerstenberg die Teilnahme an der ADB. von vornherein abgelehnt habe, während er nach Nicolais Angaben angenommen hatte.

muß, das zu verdienen, was ich igt nur Ihrer Gütigkeit zu danken habe. Sie haben Recht, daß es eine große Glückseligkeit ist, mit denen in Verbindung zu stehen, die man hochschäzet, und in Deutschland ist leider der Briefwechsel das einzige Mittel hiezu, da alles was Ursach hat sich hochzuschäzen, mehrentheils weit von einander entfernet ist.

Wie solte ich nicht wünschen, von der Arbeit die Sie unter Händen haben ⁶⁾, näher unterrichtet zu werden! Ich bitte Sie vielmehr recht sehr darum — der deutsche Parnaß, ist so arm, daß man schon neugierig wird, wo man nur etwas gutes hoffet, geschweige da, wo man es sich gewiß verspricht.

Mit wie vielem Vergnügen sehe ich Ihren Nachrichten von dem Zustande der deutschen Litteratur im Norden entgegen; Noch mehr aber bin ich auf die wirklichen Beiträge begierig, dazu Sie mir gütigst Hofnung machen wollen; Nicht allein eine Nachricht von den kleinen Beschäftigungen für Kinder ⁷⁾ wird mir sehr angenehm seyn, sondern auch von folgenden Schrifften

Die Noachide Neue Ausgabe in gr 8 ⁸⁾

Schlegels Vergleichung des Dänischen und Deutschen 8 ⁹⁾

Poesien eines Soldaten, Berlin 8 ¹⁰⁾

Belidors Königslexicon. 8 Münch. 65 ¹¹⁾

Der vollkommene Pferdekennner mit (!) Hrn Reizenstein Vorrede Lffenheim 764. ¹²⁾

Neue Erfindung wider das Koppen der Pferde. ¹³⁾

Sie sehen, daß ich nicht allein Ihre feine Beurtheilungskraft in den schönen Wissenschaften, sondern auch Ihren Soldaten- und Cavalleristenstand zu nutzen trachte. Ueber die dahin einschlagende Dinge können freilich wir anderen Pedanten nicht urtheilen und ich muß daher um Erlaubniß bitten Ihnen auch fernerhin solche Schrifften vorzulegen, und Sie um Ihr Urtheil darüber zu ersuchen. Es kommen ohnedem nicht eben gar zu viel dergleichen Bücher heraus.

Beigehende Cantate, die Hr Kamler nur für seine Freunde hat drucken lassen, ¹⁴⁾ wird Ihnen vermuthlich angenehm seyn. Er hat sich von dieser Art gemacht, und ist igt mit derselben Ausbesserung beschäftigt. Diese Ino hat Hr Adv. Krause, (der B[erfasser] des Werks von der Musikal. Poesie) ¹⁵⁾ recht gut in Musik gesetzt; ich habe sie einigemahl mit Vergnügen gehört. Wenn Hrn Scheibens Composition Ihrer Cantate in der deutschen Bibl. wird

⁶⁾ Wahrscheinlich das „Gedicht eines Stalben“.

⁷⁾ Erschienen im 5. Bd., 2. Stück (1767), S. 300 der ADB., unterzeichnet L.

⁸⁾ Bodmer, Die Noachide in zwölf Gesängen. Berlin 1765. Eine Besprechung in der ADB. erschien nicht.

⁹⁾ Nicht in der ADB. besprochen.

¹⁰⁾ Johann George Scheffner, Freundschaftliche Poesien eines Soldaten. Berlin u. Leipzig [1764]; Besprechung nicht erschienen.

¹¹⁾ Aus dem Französischen übersezt von Krahenstein; Besprechung ADB. Bd. X¹, S. 277 ff.

¹²⁾ Besprechung ADB. Bd. XI², S. 368 ff.; unterzeichnet C.

¹³⁾ Auszug aus dem vorigen; Erwähnung ADB. Bd. XI², S. 370.

¹⁴⁾ „Ino“, eine Cantate. Berlin 1765.

¹⁵⁾ Goedeke IV¹, S. 1146, gibt 1772 als Erscheinungsjahr an, nach E. v. Kleist, Brief an J. K. Hirzel (Euphorion 18, S. 670) sollte es schon 1748 „bestens“ gedruckt werden.

recensirt werden ¹⁶⁾, wird man Hrn Scheiben gewiß nicht zu viel zur Last legen. Man sieht seine theoretischen Verdienste wohl ein, weiß aber, daß er zur Composition zu wenig Feuer und Geist hat.

Herr Lessing, der ist bey uns ist wird auf Ostern eine Abhandlung von den Gränzen der Dichtkunst und Malerey herausgeben. Die Herausgabe seiner Dramatischen Gedichte wird noch wohl etwas länger währen. Darf ich Sie um die Fortsetzung Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft bitten, und Sie nochmals versichern, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung bin

Ihr Hochwohlgebornen
ergebenster Diener

Friedrich Nicolai.

[Neben den beiden letzten Absätzen am linken Rand:]

Herr Voß ¹⁷⁾ den ich unglücklicher Weise erst ein Paar Stunden vor seiner Abreise habe kennen lernen, versicherte mich, daß Ihre Reise nach Holstein eine Vermählung zur Ursach gehabt. ¹⁸⁾ Ich nehme diese Gelegenheit Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu sagen, und Ihre Fr. Gemahlin meiner Ehrerbietigkeit zu versichern.

Leipzig d. 27. May 1767. ¹⁹⁾

Mein hochzuehrender Herr und sehr werther Freund, denn Freund will ich Sie nennen, wenn ich darf; wenn Sie glauben, daß meine Offenherzigkeit nicht Eigensinn ist, wenn Sie mir zutrauen, daß ich in der Freundschaft empfindlicher bin, als in der Poesie — denn gestehen Sie es nur; Sie argwohnen von mir, daß ich gegen hohe poetische Schönheiten unempfindlich wäre. Ich will nicht entscheiden, in wie fern Sie recht haben. Ich weiß zwar wohl, daß Homer mich von der Zeit an, daß ich ihn gelesen beständig entzückt, ich weiß auch wie viel mich in Klopstocks Gedichten äußerst rührt, ich weiß aber auch, daß mir daran vieles mißfällt, da — mir am Homer, noch bisher alles gefällt. Wo aber dieses Gefallen und Mißfallen sich scheidet, möchte ohne weitläufige Erörterungen schwer zu bestimmen seyn; vielleicht unter uns beiden am schwersten, weil wir in vielen Grundfällen uneinig zu seyn scheinen. Mündlich könnte sich viel darüber sagen lassen, und man könnte vielleicht über etwas enig werden; Schriftlich aber gehören dazu lange Dissertationen, die viel Zeit erfodern, und am Ende den freundschaftlichen Gegner doch wohl ermüden, ja, weil man in einem flüchtigen Briefe sich vielleicht oft nicht ganz bestimmt ausdrücken kan, vielleicht etwas aufbringen können.

¹⁶⁾ ADB. Bd. X¹, S. 155 — 169 (fign. X): „Wir verehren immer die kritischen Bemühungen des Hrn. K. Scheibe, Zur Aufnahme der Musit. Aber seine Compositionen sind freylich nicht so schön, als seine kritische Werke.“

¹⁷⁾ Unbekannt.

¹⁸⁾ Gerstenberg heiratete am 12. Juli 1765 die Tochter eines Schleswiger Ratsherrn, Sophie Trochmann.

¹⁹⁾ Antwort auf den Brief vom 6. April, von Nicolai erhalten 4. Mai.

Zum Unglück ist die Materie von der Religion in diesem Streit sehr genau verwickelt. Ueber keine Materie aber haben die Menschen schwankendere Begriffe, über keine Materie sind sie uneiniger, selbst in denen sie glauben einig zu seyn. Sie sagen es könne von der guten Religion gelten was die Briefe von der Moral sagen. Aber mein liebster Gerstenberg Sie und ich haben beide sicherlich Religion; der Senior Götz, D. Crusius Cramer und D. Zeller haben auch Religion; aber versuchen Sie es ob Sie mit allen diesen Leuten über einen bestimmten Begriff von der Religion einig werden können. Das wird eine unfruchtbare Disputation seyn, so wie alle, ja wahrhaftig alle Religionsdisputationen. Denn jeder Gegentheil kommt mit dem sichern Vorsatz seine Grundsätze die er für unumschränkt wahr hält nicht fahren zu lassen. Dis schafft leicht Erbitterung. Diejenigen also die für ihre Gegner keinen bessern Titel als der bessere Godeschedianer wissen²⁰⁾, will ich nur bitten, zu glauben, daß man Religion schätzen und hohe poetische Schönheiten empfinden könne, wenn man gleich sich überzeugt, daß Gesinnungen der Religion sehr oft hoher poetischer Schönheiten nicht fähig sind.

Daß Klopstok sich über das Urtheil der Menge hinwegsetzt, daran thut er recht; er würde sonst nicht original seyn können. Aber wie leicht der der so original denkt, auch sich zu weit versteigen könne, und wie weit innige Empfindungen, die jederzeit auf ein feuriges Genie so heftig wirken, als die andern schwer mit zu theilen sind, will ich nicht entscheiden. Glücklich der Poet dem in solchen Fällen Cynthius aurem vellit.²¹⁾

Nun auf etwas anders. Ich habe ihrem Gedichte eines Scalben in einer Rec. die ich für die deutsche Bibl. gemacht,²²⁾ alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber ich muß auch gestehen, daß ich es im Anfange, der vorangesezten Erklärung ohngeachtet gar nicht verstanden habe. Beym sechsten Lesen fing ich an Licht zu bekommen. Ich weiß nicht ob es gut seyn wird diese nordische Mythologie öftters zu gebrauchen. (Zwar will es auch Klopstoks [sic!] thun wie ich höre) schon alzuviel Anspielungen auf die Griechische Mythologie mißfällt mir an Kamlern, der übrigens unter allen deutschen Dichtern die Mythologie am besten zu nützen weiß. Die nordische Mythologie hat vielleicht für einen Dänen etwas interessantes²³⁾ als für einen Deutschen, doch dis führt mich wieder zu weit.

Ueber den Phädon Ihr Urtheil zu hören bin ich sehr begierig. Mein Leben Abbt's beurtheilen Sie so offenherzig, als ich Ihnen meine Meinung zu sagen pflege.

Ueber die Schreibart muß ich mich unbequem ausgedrückt haben, daß Sie mich nicht verstanden haben. Horaz dünkt mich, sagt: rem verba sequuntur²⁴⁾

²⁰⁾ Bezieht sich auf Gerstenbergs Bemerkung: „Wenn Sie so etwas drucken ließen, so würde Mancher in dem Verdachte bestärkt werden, daß es, wie die Schweizer einmal aussprengten, in Berlin wirklich eine nikolaische Schule gebe, die mit einigen Verbesserungen, nur eine Erneuerung der weiland Gottschedischen sey.“

²¹⁾ Vergil, Eclog. VI, 3.

²²⁾ Erschien Bd. V¹, S. 210 ff.

²³⁾ „... teres“ gestrichen.

²⁴⁾ de art. poet. v. 311.

so meine ichs auch. Nun halte ichs für sehr mislich, sonderlich bey einem jungen Schriftsteller seine Denkungsart der Schreibart zu gefallen, zu zwingen. Ich wenigstens suche was ich schreiben will, ganz lebhaft und bestimmt zu denken, alle Hauptabsätze und Wendungen der Schreibart denke ich mit, (Schreibe sie mir auch wohl auf nach Gelegenheit der Sachen auf)²⁵⁾ igt lasse ich meine Feder laufen, und sobald sie stockt, denke ich weiter; so wird meine Schreibart ein Abdruck meiner Denkungsart; Ein Schriftsteller, der an der Schreibart künstelt nimmt gegen das Publikum eine Maske vor's Gesicht. — Es versteht sich, daß man immer verbessern und ausfeilen kan; Aber der Schreibart zu gefallen, seiner Denkungsart eine andere Falte zu geben, scheint mir, ich sage es nochmals sehr mislich, man wird sehr leicht leicht und oder affectirt.

Der Verfasser der Fragmente heißt Haerder [sic!] und ist mirabile dictu Collega an der Domschule zu Riga!

Leben Sie wohl mein liebster Gerstenberg und lieben Sie mich. Ich danke Ihnen für Ihre Offenherzigkeit gegen mich; ich kann Widersprüche ohne Bitterkeit gesagt sehr gern ertragen. Ich bin der Ihrige

Nicolai.

Am Rande der 2. Seite.

Sie bekommen Hrn Resewitz als Prediger der deutschen Kirche nach Copenhagen; ²⁶⁾ Er ist ein sehr würdiger Mann, und bey seinem vormaligen Aufenthalt in Berlin mein besonderer Freund gewesen.

Am Rande ter 3. Seite.

Wegen der Dreschmaschine will ich mich in Berlin erkundigen, und von da Ihnen antworten.

Ich hat Sie um eine Gelegenheit, daß ich Ihnen die deutsche Bibl. zwischen der Messe schiken kann, denn Proffst läßt zwischen der Messe nichts kommen.

Berlin d. 6. September 1767.

Werthefter Herr und Freund

Sie haben recht, daß wenn wir die Wahrheit, jeder auf seinem eigenem Wege suchen, daß wir vielleicht am Ende zusammenkommen werde [!]. Mündlich ließe sich über viele Sachen etwas ausmachen, aber Schriftlich ist es alzu weitläufig und führt uns auf Abwege.

Abbt kam von Halle wo er in Anweisung unter der Anweisung [sic!] eines mittelmäßigen Kopfs, wie der D. Miller ist in eim ²⁷⁾ schlechten Wochenschriften einige Blätter geschrieben hatte die sich doch etwas auszeichnen. Er fing aber bald an, selbst für sich zu denken, und wolte von solchem Geschmier nichts mehr wissen. Von da kam er nach Frft an der Ober, ²⁸⁾ wo er sich durch Baumgartens

²⁵⁾ „auf“ noch einmal übergeschrieben.

²⁶⁾ Der Mitarbeiter der Litteraturbriefe und (von 1765 – 1768) der ADB. wurde am 2. August 1767 als Prediger der St. Peterkirche in Kopenhagen eingeführt.

²⁷⁾ sic! übergeschrieben, wohl für „einigen“.

²⁸⁾ 1760.

Umgang und eignes Nachdenken weiter bildete. Hier schrieb er seinen Tod für's Vaterland ²⁹⁾ und bildete sich darin seinen eigenthümlichen Styl; durch dieses Buch, das er mir zum Verlage anbot, ward er mir bekannt, und einige Monate darauf fing er an, an den Briefen zu arbeiten. ³⁰⁾ Hier suchte er sich einigermaßen nach der vorigen Schreibart der Briefe zu richten.

Die Nachricht wie die Briefe nach Fez ^{30a)} entstanden ist mir angenehm. Aber es ist auch ausgemacht, daß diejenigen die diese Nachricht nicht wissen, und wie wenige wissen sie, diese Briefe gar nicht verstehen können und daher sie ungeschmackt finden müssen. Ich halte es daher nach dem igtigen Zustand der Litteratur gar nicht ratsam launisch zu schreiben. Unsere Litteratur ist in hundert Städtgen zerstreuet, und niemand versteht, den besonderen Charakter den der Verf. annehmt, die Anspielungen gehen verloren, und man findet alles ungeschmackt Ich sehe dis an vielen Beispielen. Auf Ihre beide Trauerspiele bin ich höchlich begierig. Den Ugolino erwähnte mir Lessing in seinem letzten Briefe ³¹⁾ schon mit großem Lobe. Das Sujet finde ich immer auf mancherley Art unbequem. —

Propos wer hat denn meine Rhapsodie vom Trauerspiele in der Samling af adskillige Skrifter ins Dänische übersetzt. ³²⁾ Zu meinem damaligen Zweck konnte dieser Aufsatz hinreichend seyn, aber sonst, bin ich nichts weniger als damit zufrieden und wundere mich, wie man auf die Gedanken gerathen, so etwas unvollkommenes zu übersetzen. Wenn ich einmahl die Muße erhalte, die ich igt noch nicht zu erhalten hoffen kan, so führe ich diese Materie vielleicht einmahl etwas weniger unvollkommen aus.

Auf Klopstoks Abhandlung von den griechischen Sylbenmaßen bin ich sehr begierig. Ich habe über die alten Sylbenmaße, und überhaupt über die griechische Musik in Vergleichung mit der Neuern verschiedene Grillen gefangen, die mich auf die Meinung eines Mannes wie Klopstok von dieser Sache sehr neugierig machen. Meine Gedanken sind noch nicht reif genug um sie gehörig ausführen zu können, ich habe auch zwar schon viel, aber noch nicht genug gelesen wenn ich einmahl etwas aufseze, so werden Sie judex competens seyn, weil ich aus Ihrem letzten Briefe sehe, daß Sie der Musik kundig sind. Hr Zachariae ³³⁾ den ich in der letzten Leipziger Ostermesse, von dieser Sache gesprochen, gab mir Beifall.

So viel habe ich schon eingesehen, daß alle die von der alten Musik geschrieben haben, die Sache gar nicht recht eingesehen. Sie hatten mehrentheils sehr wenig Kenntniße von der Musik und urtheilten wie der Blinde von der Farbe. In:

²⁹⁾ Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai 1761.

³⁰⁾ Von 1761, Brief 148 an arbeitete er an den Litteraturbriefen.

^{30a)} „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“, 12. Brief.

³¹⁾ Lessing an Nicolai, Hamburg 4. August 1767. Lachmann-Munder, Vb. 17, S. 233 ff.: „Es ist viel Kunst darin und man spürt den Dichter, der sich mit dem Geiste des Shalespeare genährt hat. — Ich bedaure nur, daß weber durch diese, noch durch Klopstoks Tragödie [„Hermanns Schlacht“] das deutsche Theater im geringsten reicher geworden. Denn beide können schwerlich, oder gar nicht aufgeführt werden.“

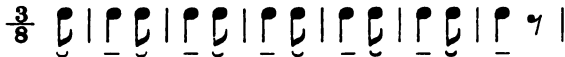
³²⁾ Vgl. 23, S. 59 und Anm. 2. Der Übersetzer war Fleischer.

³³⁾ Mit ihm war Verstenberg besonders befreundet, vgl. Sommerfeld S. 95.

besondere ist Vossius de viribus rythmi der unwissenste Tropf den ich jemals gesehen! Er wirft der Neuen Musik den Mangel des Rythmus vor, und doch ist der Rythmus in der Neuen Musik weit mannigfaltiger als in der Alten. Er würde die neue Musik auf einer ganz andern Seite angegriffen haben, wenn er sie gekannt hätte.

Daß der Hexameter als Musik betrachtet, einen besonders großen Effect gehabt habe, kann ich mich nicht bereuen. Ich glaube unwidersprechlich darthun zu können, daß er nichts gewesen als eine Art von Polonoise und daß der Pentameter bloß der Musik zu gefallen erfunden worden, damit man zwey Tacte lang wenigstens den Tact mit einem viertel schließen konnte.

Daß die theatralische Declamation der Alten nicht scandiret oder nach dem Tact (zwei kurze Sylben für eine lange gerechnet) gesungen worden, glaube ich auch unwidersprechlich beweisen zu können. Ich will nur einen Beweis anführen. Die Jambi senarii (die die komischen Poeten gebrauchen) heißen bey allen alten Schriftstellern nur ein quasi Sylbenmaß; wären aber diese Jamben nach dem Tact gesungen worden, so wären sie das allermarkirteste Sylbenmaß, das möglich wäre, weil kurz und lang beständig abwechseln würde; Nach unserer Art:



Die Hauptfehler der meisten Schriftsteller sind wohl 1. daß sie von dem was in der neuen Musik Thesis und Arsis (Gute und schlechte Tacttheile, Anschlagende und durchgehende Noten) fast gar keine Begriffe, und was noch schlimmer ist, daß sie es mit dem was die Alten Arsis und Thesis nannten verwechseln, welche Worte bey den Alten ganz etwas anders bedeuten als bey uns. 2. daß man sich einbildet jeder pes eines Verses wäre nach unserer Art zu reden ein Tact; dis gibt zu den ungeheuersten Begriffen Anlaß. Ein Hexameter würde also aus sechs $\frac{2}{4}$ Tacten bestehen; Jeder Musikus wird gleich einsehen, daß es ganz natürl. in 2 Tacte einer Polonoise zerfalle. Die Pindarischen Strophen, deren Rythmischer Gebäude hin und wieder dem ersten Anschein nach, so wenig Beziehung der Theile auf einander zu zeigen scheint, waren meines Erachtens bloß der Musik zugefallen so zusammengesetzt, und das Musikalische rythmische Gebäude dem sie entsprachen, war vielleicht sehr simpel. So wie (doch dis Exempel muß nicht falsch verstanden werden) etwa die Franzosen ein Reimgebäude, von ganz ungleichen, und dem Schein nach nicht wohl zusammenpassenden Versen machen, die sich doch hernach ganz leicht in einem Menuetten oder andern Tact singen lassen. Ich läugne überhaupt, (und kan aus den alten Rhythmicis offenbaren Beweis führen), daß wenn die Alten, Verse in Musik gesetzt, sich nicht alle kurze zu den langen wie 1 zu 2 verhalten haben.

Doch was schwaze ich Ihnen da vor. Sie werden diese so einzelnen Stücke meines Systems, das ich noch nicht auseinander setzen kan, vielleicht nicht einmahl verstehen, und vielleicht nicht einmahl zu verstehen verlangen.

Hrn Moses thun Sie wegen seines Phädons meines Erachtens in etwas

Unrecht: daß seine Schreibart sich von der griechischen des Plato unterscheidet, dazu hat er sehr gute Ursachen. Aber daß sich der Sokrates des Hrn Moses von seinen Jüngern loben ließe, finde ich nicht. Sie müssen mir einige Exempel geben, uncorrect, dünkte ich wäre seine Schreibart eben nicht, wenigstens hat er sich um dieses zu vermeiden viel Mühe gegeben. Das Beispiel, das Sie anführen, ist untadelhaft: Sie haben vielleicht nicht bedacht, daß *Schluß Syllogismus* und *Conclusio* bedeutet. Einen *Bernunftschluß ziehen*, kan man nicht sagen aber aus gewissen Prämissen, eine *Folge*, *Schlußfolge* oder *Schluß ziehen*, ist — nach dem Erachten aller die ich darum gefragt vollkommen richtig. Was Sie in meines Freundes Schreibart steif nennen, darüber wünschte ich eine nähere Erläuterung und ich soll Sie selbst in seinem Namen darum ersuchen, sich sobald als möglich, ja wenn es möglich wäre mit der ersten Post, darüber zu erklären. Die Ursach ist diese: Die Erste Ausgabe dieses Buches ist verkauft, und noch vor der Michaelmesse soll die Zweite angefangen werden. Hr Moses wünschte sich dabey Ihre Erinnerungen, wenn er sie gegründet fände zu Nuzze zu machen. Ich bitte Sie also so geschwind als möglich mir Ihre fernere Erinnerungen über den Phädon, sonderlich wegen des Steifen aus. Sie werden Herrn Moses und mir, dadurch die größte Gefälligkeit erzeigen.

Die Composition des sel. Uhdn über ihre Chloë werde ich Ihnen auf die Michaelmesse schicken; sie ist zwar abgeschrieben, aber muß erst durchgespielt werden der Schreibfehler wegen, alsdann sollen Sie auch Bachs Anweisung, sein Concert aus A # die Stimmen zu dem aus E # haben. Wenn Sie mir schreiben wollen, was Sie von Bachs Sachen haben, so kann ich Ihnen vielleicht, noch etwas dazu verschaffen.

Daß Hr Bach für die Violine unbequem sezt, kommt vielleicht daher weil er das Instrument nicht genug kennet, vielleicht auch, aus Nachlässigkeit. Er ist meist in Potsdam, wollen Sie Ihrer Cantate wegen, an Ihn schreiben, so will ich die Antwort besorgen. Wenn Sie Ihm die Composition bezahlen wollen, so componirt er sie gewiß. Der Organist Soet ist schon seit 6 Jahren tod. Die Lieder der Deutschen sind von verschiedenen Meistern, der Advocat Krause ist der Herausgeber. Die Lieder nach dem Anacreon soll H. Rolke ^{32a)} in Magdeburg componirt haben. Leben Sie wohl und lieben Sie mich ich bin mit ausgefuchter Hochachtung

Der Ihrige

F. Nicolai.

Am Rande der 1. Seite.

Sie haben neulich wegen der Hofseldischen Dreschmaschine angefragt. Der Erfinder hat nur eine auf den Gräfl. Podewiltschen Gütern gebaut, wo sie seit 3 Jahren mit dem größten Nuzen in Gange ist. Sie hat keine Unbequemlichkeit, als daß sie das Stroh etwas stärker zerschlägt, das daher nicht zum Futter,

^{32a)} Job. Heinr. Rolke (1718–85); vgl. Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, I, S. 224 f.

sondern nur zur Streu zu gebrauchen ist. Ein genaues Modell, wonach sie könnte gebauet werden, erbietet sich H. H. für 2 à 3 Louisdör zu machen.

Am Rande von S. 3.

Selbst Musici sind sehr unwissend hierin. Mattheson hat in seinem Capellmeister^{33b)} die alten Sylbenmaße höchst falsch und ganz abgeschmackt in Text gesetzt.

Am Rande von S. 5.

Ob Herr Bach, den ich sonst in seinem Fache außerordentlich hochschätze, zur Vokalmusik vorzügliche Talente habe, will ich nicht entscheiden. Etwas singbarer müßte er dann billig setzen. Agricola oder Hiller in Leipzig ist der Mann, letzterer ist für seine Musiken genug bekannt.

Berlin d. 6. Dec. 1768.

Liebster Freund

Ich habe Ihren Brief v. 6. Aug. noch nicht beantwortet. Meine viele Beschäftigungen, haben mich nicht von einer der angenehmsten Beschäftigungen, nämlich an Sie zu schreiben, abgehalten. Auch thue ich es nur in Eil.

Nachdem ich es wohl überlegt habe, wie ich die Gedanken über Ihre Briefe³⁴⁾ ungezwungen, in der Bibl. anbringen könnte, so sehe ich keine recht Mittel dazu. Erstlich müssen Sie wissen, daß wir uns entschlossen haben, um Streitigkeiten zu vermeiden gar keine Journale also auch das Ihrige nicht zu recensieren³⁵⁾; hernach kann ich mich auf keine Gelegenheit besinnen, wo man ungezwungen darauf kommen könnte. Sie müssen ferner wissen, daß ich in der deutschen Bibl. sonderl. von schönen Wissenssch. fast gar nichts mache, und daß von den Recensenten in den schönen Wiß, kein einziger in Berlin ist; (die werden Sie kaum glauben, aber es ist wahr, Hr Moses hat einmahl Kamlers Oden und Dusch (!) Gedichte recensirt,³⁶⁾ aber ein Gelübde gethan, sich gar nicht mehr damit abzugeben) ich müßte also deshalb correspondiren, und wäre es die Frage, ob der Recensent, in Ihre und meine Gedanken entrirte. Inzwischen enthält Ihr Vorbericht viel nützliche Sachen, von denen ich wohl wolte, daß sie öffentlich bekannt würden. Wie wäre es wenn man dem Publico reinen Wein einschenkte und gerade heraus sagte: Auf Verlangen der B. der Br. ü. b. die M. wird folgendes eingerückt. Wollen Sie die, so kann es noch in das IXte Bl. 1 abgedruckt werden. Ich erwarte aber schleunige Antwort.

Ueber Ihren Ugolino wolte ich gern mündlich mit Ihnen schwätzen, schriftlich ist es zu weitläufig. Ich gestehe ich kann nicht mehr mit Leuten sym-

^{33b)} Joh. Mattheson, „Der vollkommene Capellmeister . . .“ Hamburg 1739.

³⁴⁾ Gerstenbergs „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“; er hatte Nicolai gebeten, die Gedanken möglichst ungezwungen, d. h. ohne Nennung seines Namens anzubringen; sie erschienen nicht in der ADB.

³⁵⁾ Trotzdem brachte die ADB, in Bd. 22², S. 608 ff. eine Rezension des 1. Teils der Fortsetzung von „Über die Merkwürdigkeiten der Litteratur“.

³⁶⁾ Kamlers Oden ADB, Bd. 7¹, S. 3 ff.; Duschs „Sämtliche poetische Werke“, Bd. 5¹, S. 1 ff.

phatisieren (!), denen jeder geringste Stral der Hofnung benommen ist. Mein Gefühl wird stumpf, wenn ich sehe, vier Menschen die verhungern sollen ist gar nicht zu helfen. Ihre Sprache ist auch unstreitig alzu bilderreich, doch davon ein andermahl. Die Post eilt.

Ich bin mit ausnehmender Hochachtung

Ihr

Nicolai.

Am Rand.

Haben Sie sich nicht mahlen lassen? Wolten Sie mir Ihr Bildniß nicht mittheilen um es vor die Bibl. stechen zu lassen? Sie dürften es auf die Ostermesse nur einem dortigen Buchhändler mitgeben; auf die Michaelmesse erhielten Sie es wieder. Ich bitte Sie recht sehr darum.

2.

Ungedruckte Wieland-Briefe.

Mitgeteilt von Werner Deetjen in Weimar.

Die vorliegenden drei Briefe, die ich in einem sächsischen Privatarchiv fand, sind sämtlich an Friedrich Hilbrand von Einsiedel gerichtet. In dem ersten humorvollen Schreiben bittet der Dichter, der seit 1772 in Weimar lebte, den siebzehn Jahre Jüngeren, den er bald zum Freunde gewonnen hatte, Patenstelle bei seinem fünften Kinde, einem am 18. September 1774 geborenen Sohne Carl Friedrich (gestorben am 5. November desselben Jahres) zu übernehmen. Der zweite Brief, der nicht datiert ist, fällt in eine wesentlich spätere Zeit. In welchem Jahre Döfler mit seinem Schübling, wahrscheinlich der blinden Virtuofin Maria Theresia v. Paradis aus Wien (1759–1824), in Weimar war, ließ sich nicht feststellen. Die Tatsache aber, daß Wieland vom „Sel. Mozart“ spricht, deutet darauf hin, daß der Brief nicht vor dem 5. Dezember 1791 geschrieben worden ist. Das dritte Schreiben zeigt den alternden, kränkelnden Dichter, der von seinem 1797 erworbenen Landgut Osmannstedt für einige Tage nach Weimar gekommen war, aber bald wieder in sein Tusculum zurückstrebte. Am 26. November 1798 hatte er an Caroline Herder geschrieben: „Wenn die Witterung (wie es allen Anschein hat) so günstig bleibt, so komme ich vielleicht schon Morgen Nachmittag in die Stadt. Ich sage vielleicht, weil es darauf ankommen wird, ob ich mich völlig wohl befinde, welches vor einem Paar Tagen nicht der Falle war. Meine Konstitution wäre gut genug, wenn Sie nur nicht so abscheulich zart und filigranartig wäre. Ich bin wirklich so weit, daß ich nirgends mehr hintaue, als hinter den Ofen in meinem eignen Zimmer. Ein Lüftchen, das mich ein wenig schief anweht, stört die ganze Ordnung der Dinge in dem dünnen einfältigen Etui meiner Seele.“ Wieland wohnte damals im Herderschen Hause.

1.

Partagés ma joye, mon cherissime Baron! Je vous annonce la naissance d'un beau garçon dont ma chere petite femme vient de me regaler, et je vous somme au nom de l'amitié dont vous nous honorez, de remplir demain matin vers les XI. heures la promesse que vous avez eu la bonté de me donner préalablement, de renoncer pour lui au grand diable et à ses œuvres, et d'aider Messire Schulze de tout votre pouvoir à fin que

le dit Seigneur Diable soit düement et plenièremment chassé et delogé du corps de mon dit garçon, et defense à lui faite de n'y rentrer plus in secula seculorum — — —

Pardon, mon cher Einsiedel, que je ne viens pas en personne vous faire ma cour à cette occasion. Vous connoissez ma paresse, et je connois votre indulgence et vos bontés pour celui qui vous sera attaché de cœur et d'ame ad extremum halitum, en qualité de Votre

tres humble et tres devoué serviteur
ami et compere

Weimar ce 19. sept. 1774.

Wieland.

2.

[Ohne Datum.]

Vielleicht, liebster Herr Cammerherr, sind Sie schon vom Concertmstr. Kranz praevenirt, daß der bekannte Musikverleger Rath Vöfler von Speier mit einer jungen, seit ihrem vierten Jahr blinden Virtuosa auf der Harmonica hier ist, aber sich nicht wohl länger als 1 oder 2 Tage aufhalten kann. Dieser Mann, der (beyläufig zu sagen) ein kompetenter Richter in solchen Dingen zu seyn scheint, spricht in solchen Terminis von dieser Person daß wir es weder vor Gott noch Menschen verantworten könnten, wenn wir sie ungehört von hinnen ziehn ließen. Er sagt, ihr Spiel übertreffe alles was man bisher auf der Harmonica gehört habe; sie spiele nicht nur das adagio sondern auch allegro und sogar presto auf eine so reine delicate und bezaubernde Art, daß man sie selbst hören müsse, um es glaublich zu finden; mache die schnellsten Passaggien, Doppeltriller, u. dergl. mit der höchsten Reinheit und Zierlichkeit, und leiste, kurz und gut, auf der Harmonica beynahe alles, was ein geschickter Clavierspieler auf dem Clavier. Sie habe sich mit ihm Vöfler über 5 Monat in Wien aufgehalten, wo der Sel. Mozart dieses Mädchen sehr geschätzt, und verschiedene Sonaten ausdrücklich für sie componirt habe ppp.

Ich habe Hrn. Vöfler versprochen, Sie vorläufig von diesem allem zu benachrichtigen, und ihm von Ihnen die Erlaubniß zu erbitten, Ihnen morgen vormittag aufwarten zu dürfen; wo Sie dann selbst das Mehrere von ihm vernehmen werden. Ich zweifle nicht, daß unsre Serenissima wenn Sie von Ihnen und Hrn. Kranz von diesem musicalischen Wunder Nachricht erhält, Lust bekommen wird, sich einen so überirdischen Ohrenschaus zu geben.

Verzeihen Sie indessen diese meine Zudringlichkeit, wenn es eine ist, und leben Sie wohl!

T. a. B.

P. S. Hr. Rath Vöfler logirt im Erbprinzen.

Wieland.

3.

Es scheint die Götter gönnen mir nichts gutes mehr. Ich unterliege endlich den Stürmen der dormaligen Witterung und Jahreszeit; gestern abend war ich gar nicht wohl, in dieser Nacht hatte ich ein starkes Indigestionsfieber, das bloß in Störung der Digestion und Transpiration durch Verkältung seinen Grund

hat. Meine gewöhnliche Arzney und Diät wird mich in einigen Tagen unfehlbar wieder in einen leidlichen Zustand bringen, aber bey einem längeren Aufenthalt in der Stadt würde das übel ärger werden. Kurz, liebster E. ich muß nach Hause, dafür ist kein Mittel. Ich entsage ungern dem Vergnügen, die Sra Calderini singen zu hören; aber ich kann und darf nicht länger hier verweilen — und kehre diesen Nachmittag ad locum unde. — Entschuldigen Sie mich, wenn ich bitten darf, bey der Herzogin, bey der schönen Sängerin und bey Sich selbst. Ich beraube mich wahrlich dieser Gelegenheit einmahl wieder etwas vortreffliches zu hören, nicht aus caprice. Ich kenne meine körperliche Constitution, und weiß wie wenig oder viel sie vertragen kann, wenn der Grund zu einer Katarrhalfrankheit einmahl gelegt ist. Ich kann nicht bald genug wieder zu Hause seyn, dabey bleibts. Also adio, caro Signor Padrone! Auf Wiedersehn unter einer günstigeren Constellation!

Ganz der Ihrige

d. 2. December 98.

Wieland.

3.

Neues aus dem Caroline-Kreis.

Mitgeteilt von Waldemar v. Dtschausen in Berlin.

Wie Erich Schmidt in den Anmerkungen zur neuen Ausgabe der „Caroline“ von 1913 mitteilt, war er für die Briefe Carolines an ihre Schwester Luise Wiedemann nur auf die Kopien Waigens angewiesen (I, 669). Wo sich die Urschriften befanden, war ihm offenbar unbekannt. Sie liegen mir vor aus dem Nachlaß meines Großvaters, des Orientalisten Justus Dtschausen (1800–1882), dessen erste Frau Joë (1809–1829) eine Tochter jener Luise Wiedemann war; aber auch in zweiter Ehe heiratete er eine Nichte Carolines, die Tochter Marie (1805–1874) ihres jüngeren Bruders, des Arztes Gottfried Philipp. Als Luise Wiedemann 1846 starb, werden die von ihr aufbewahrten, dem Caroline-Kreis zugehörigen Papiere in die Hände von Marie Dtschausen übergegangen sein.

Es sind das zunächst 10 Briefe Carolines an die Schwester Luise, die ich mit den Nummern der Ausgabe von 1913 bezeichne: 379, 380, 381, 419, 421, 429, 432, 438, 439 und 441. Die letzten beiden tragen außen als Anschrift den Namen des Dänischen Herrn Justizrat und Professor Dr. Wiedemann, aber offenbar nur um die Zustellung in den kriegerischen Zeiten möglichst zu sichern; auch sie sind an Luise gerichtet. Der Münchener Poststempel von Nr. 439 zeigt den 21. Februar 1809; Nr. 441 ist von Carolines Hand datiert: 17. März. Ferner liegen vor: Carolines Brief an den Bruder Gottfried Philipp, Nr. 443, und Schellings Schreiben an diesen, Nr. 452, die Totenklage um die Verlorene. Dieser Brief weist im Druck zwei Auslassungen auf, die nicht gekennzeichnet sind. Die erste betrifft Geschäftliches, seine Rechenschaft über den Nachlaß. Ein Absatz ist hier aber doch von allgemeinerem Interesse. Er lautet:

Ich nen empfehle ich Eines insbesondre; das Denkmal für Auguste. Von allem, was ich als Willen und Auftrag der Seligen ansehen kann, ist mir dieser der heiligste. Die Ausführung wurde zu ihren Lebzeiten nur darum verzögert, weil wir immer selbst nach Rom zu kommen hofften, wo das Ganze unter unsern Augen verfertigt werden sollte.

Weiter liegt ein Brief von Auguste Böhmer an Luise Wiedemann vom 30. März 1800 vor. Er wäre vor Nr. 259, Augustes Brief an Luise Gotter vom 31. März, einzuordnen. Enthält er auch nichts sonderlich Belangvolles, so ist er doch ein höchst charakteristischer Ausdruck des frühgereiften, liebenswürdig-beweglichen Geistes dieses seltsamen Kindes, dessen Tod wenige Monate später ernste Männer mit der in ihrem Lebensnerv getroffenen Mutter wehmüthvoll beklagten, und am tiefsten wohl ihr Stiefvater Schlegel. Gerade die Möglichkeit des unmittelbaren Vergleichs dieses Familienbriefes an die Tante mit dem förmlicheren vom folgenden Tage, der an die mütterliche Freundin, Madam Gotter gerichtet ist, erscheint besonders reizvoll.

Sena den 30^{ten} März [1800].

Die guten Nachrichten auf die du so fest hofftest kann ich dir leider noch nicht geben liebe Tante. Der Mutter ihr Nervenfieber ist zwar vorbey aber nun hat sie Krämpfe die sie sehr angreifen und wobei sie sehr leiden muß, wahrscheinlich die Folge von den heftigen Schmerzen des Senfpflasters. Seit 7 Nächten hat sie gestern Nacht zum erstenmal wieder ein bißchen geschlafen, aber die Heutige hat sie wieder ganz schlaflos zugebracht, und überhaupt ist sie heute nicht so gut wie gestern und vorgestern die Krämpfe sind heftiger und eben hat sie sogar eine kleine Ohnmacht gehabt. Hufeland sagt aber es wäre gar nicht von Bedeutung und die Krämpfe wären im Abzug, wehrten sich aber immer noch ganz wegzugehn und es würden wohl noch mehr solche Anfälle kommen. Doch hofft er daß die Mutter in ein paar Tagen wieder ausfahren darf und wenn es nur erst so weit ist so wird es gewiß recht geschwind gehn.

Bäder und Opium sind beinah die einzigen Mittel die der Mutter etwas helfen. Baden muß sie des Tags zweymal und gestern wie sie gar nicht schlafen konnte hat sie auch des Nachts gebadet, zum schlafen hat es aber nichts geholfen, aber die Krämpfe lindert es sehr. Heute sind es nun schon 4 Wochen daß sie so krank ist, es geht wirklich über Maß und Ziel und muß bald besser werden oder wir vergehn alle samt.

Winkelman der diesen Zettel mitnimt wird dir vielleicht noch mehr von dem Verlauf der Krankheit melden können, denn ob er die Mutter gleich nicht gesehn hat so wird er doch wohl als Arzt von den andern unterrichtet sein. Er bringt dir auch ein Exemplar von Wilhelms Gedichten mit.

Der Stargard ihren Tod hatte uns die Hufeland schon sagen lassen, wie sie denn überhaupt sehr gütig ist, sie hat der Mutter neulich Gelee geschickt, und sich auch verlauten lassen daß, wenn es die Mutter nur nicht zu sehr alterirte sie sie wohl einmal besuchen würde. Sie hat jezt auch Hauskreuz Sophie ist krank und recht schlim gewesen man hat ihr auch der Stargard ihren Tod noch nicht sagen können.

Die Mumme ist glücklich angekommen und auf wohlsein verzehrt, sie hat vielen Weisfall gefunden.

Fischbeins sind jezt zwar noch in Dresden aber Ostern gehn sie nach Leipzig und wenn wir hingehn werden sie also nicht mehr dasein. Wenn die Mutter wieder gesund ist, so kommt die Tante Ernst aus Dresden hierher zu uns und läßt ihr Kind hier inokulieren.

Was du alles von deinem Emmachen schreibst ist ja ganz übermenschlich, es

muß ein wahres Wunderkind sein, ich mögte es gerne einmal sehn. Du könntest es eben so wohl von der Kusine Utteline unterhalten und sagen wie lieb die es hätte, und wenn es dann was von mir hörte so müßte es auch Lieb sagen als du es von der armen Tante Schlegel, die jetzt so krank ist. Sie läßt euch übrigens sehr grüßen und ihr möchtet euch ja nicht ängstigen sie würde bald besser sein. Das Emmachen soltest du nur einmal schicken sie mögte es gerne sehn.

Nun muß ich aufhören liebe Luise die Mutter geht ins Bad und Winkelmann will den Brief haben. Grüße und küsse alles! der lieben Großmutter küsse ich die Hände.

Deine
gehorsame Niece
Auguste B.

Die Hufeland, deren Güte Auguste hier besonders erwähnt, ist nicht die Frau des Arztes; vielmehr handelt es sich um die Familie des Juristen Gottlieb H. Hufeland, des Mitherausgebers der ALZ. An Gries hatte Caroline am 27. Dezember 1799 von ihnen geschrieben: „Seit Schlegels Bruch mit der ALZ. sehn wir selbst unsre nächsten Nachbarn nicht mehr.“ Bei Joh. Friedrich August Tischbein war Auguste im Herbst 1799 in Dessau zu Besuch gewesen, von wo Tischbeins dann nach Dresden reisten. Für August Windelmann verweise ich auf „Caroline“ II, 599. Doch möchte ich über diese zweifellos interessante Persönlichkeit noch etwas hinzufügen.

Man kennt von ihm, außer seinen in Meusels „gelehrtem Teutschland im 19. Jhdt.“, IV, 1812, S. 238 f., aufgeführten wissenschaftlichen Schriften, die „Gespräche über die Kunst“ und einige poetische Beiträge in August Klingemanns „Memnon“ von 1800. Er gehört trotz seines medizinischen Studiums und seiner späteren medizinischen Tätigkeit in den Jenaer Kreis der jungen Romantiker, ist einer der ihren.

Dabei lasse ich es dahingestellt, ob die Mitteilung des Herausgebers von Brentanos Gesammelten Schriften (VIII, 18) zutrifft, daß die Nachrichten eines Zurückgebliebenen am Schluß des „Gedwi“ (II, 431 ff.) wirklich von Windelmann herrühren, und ihm also auch die dortige Kennzeichnung Johann Wilhelm Ritters zugeschrieben werden darf. Kempner (Kerr) berührt die Frage nicht. Daß Windelmann als Freund Brentanos auch mit Ritter in persönliche Beziehung trat, dürfte jedoch unbedenklich angenommen werden, auch wenn es nicht belegbar wäre. Das ist es aber. Die Bayer. Staatsbibliothek in München besitzt als „Ritteriana 3“ ein als viertes bezeichnetes Diarium Ritters, das am 13. Februar 1800 begonnen wurde und 177 Seiten enthält. Auf Seite 166 findet sich als letztes Datum: 26. Okt. 1801. Die letzte Seite und die Innenseite des rückwärtigen Deckels benutzte Ritter zur Aufzeichnung von Titeln verliehener Bücher und der Namen der Entleiher. Hier findet sich dreimal auch der Name Windelmanns, dem er u. a. „Tieds Journal. 1.“ lieh, das er nicht zurückerhielt, denn der Name ist dann nicht durchstrichen worden; oder er schenkte es ihm, weil der Freund sich für Tied begeistert. Daß er das tat, beweist sein Sonett „An Tied“ im „Memnon“, das ich hierher setze, damit man ein Beispiel belegter Verskunst Windelmanns zum Vergleich mit den folgenden Versen vor Augen hat. Der „Memnon“ ist ein seltenes Buch. Keine einzige Bibliothek Preußens besitzt ihn. Mir liegt ein Exemplar der Stadtbibliothek in Zürich vor.

An Tied.

Der Frühling blüht, die goldnen Sterne singen,
Es rauscht die Fluth, die Wolken fliehen weit,
Und wunderbar, im liebevollen Streit
Des Eines Lebens bunte Töne klingen.

Ein frommer Geist nur kann den Streit bezwingen,
Nur wer sich kindlich der Natur geweiht,
Sieht Stern' und Blüth' in Einen Kranz gereiht,
Und kann in Ein Gedicht das Weltall bringen!

O, wie so schön ist Dir der Sieg gelungen!
Vertrauet gern mit Deiner Freundlichkeit,
Ihr Innerstes die Poesie Dir beut!

Dich trägt der Mai, wenn er erscheint, im Arm;
Und die Musik feir't, dankbar Dir und warm,
Dein Angedenken mit beredten Zungen.

Das Rittersche vierte Diarium bringt auf Seite 144, inmitten von wissenschaftlichen Aufzeichnungen, auch ein Sonett, das S. M. [Sophie Mereau?] als Überschrift trägt und A. W. unterzeichnet ist. Ich möchte annehmen, daß sein Verfasser unser, wie Erich Schmidt ihn charakterisiert, „Schellingisch angehauchter Mediziner“ ist, und ich stelle, indem ich das Sonett mittheile, die Frage zur Erörterung.

S. M.

Du Natur! wie ringt dein innres Streben
Im Duft des Morgens, in des Abends Glanze
Im Sturme wie im stillen Seyn der Pflanze
Sich liebend deinen Kindern kund zu geben.

Wie tröstlich lächelt uns das heitre Leben
Gezieret mit des Frühlings schönem Kranze:
Es lebt der Geist der Liebe durch das Ganze,
Und Aller Blicke muß die Hoffnung heben.

Hier nimmt der Geist des Weltalls alle Lieder
Und allen Duft u[nd] allen Glanz der Blüthen
Und sagt in einem Blicke alles wieder.

Hier ist die Liebe selbst der Liebe Feier:
Und Blumen, Lieder, welche einsam fühlen?
Bereint der liebenden Geliebten Leier.

A. W.

Die hier ausgesprochene Auffassung mochte Ritter damals besonders zusagen, der sich Seite 16 das Hardenbergsche Distichon aus dem Athenaeum notierte:

Welten bauen genügt dem tiefer dringenden Sinn nicht:
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.

Und davor steht ein Eintrag, der vielleicht als zusammenfassender Abschluß der vorangehenden poetisch-naturphilosophischen Ergüsse angesehen werden darf:

Wer in der unendlichen [verbessert aus: ganzen] Natur nichts als nur Ein Ganzes, Ein Vollenbetes Gedicht findet, wo [verbessert aus: in dem] in jedem

Wort, in jeder Silbe, die Harmonie des Ganzen wiedertönt, und nichts sie stört, der hat den Preis errungen, der unter allen der höchste und das ausschließliche Geschenk der Liebe ist.

Daß Ritter für Windelmann interessiert blieb, lehrt der Hinweis auf ihn im Brief an Drsted vom 16./17. August 1805: „Über den Gegensatz von Raum und Zeit glaube ich wirkt du Windelmann's Versuch einer dynamischen Physiologie lesen können. Es ist mir wenigstens erinnerlich, daß er ihn abgehandelt hat.“ (Correspondance de H. E. Drsted, Copenhague, 1920, II, 119.) Der „Versuch“ erschien 1803. Spekulationen über Raum und Zeit begegnen übrigens auch in dem Vierten Diarium Ritters. Auf Seite 160, die das Datum des 18. September 1801 aufweist, steht ein Eintrag, die sich mit der Polarität des Raumes und der Zeit befaßt. Wir finden ihn wieder als Nr. 76 der „Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers“ von 1810, die Ritter, wie man sieht, aus seinen Diarien zusammenstellte, geordnet nach den Jahren ihrer ersten Aufzeichnung. Drei Seiten vorher, bei Fragment 68, findet sich in Klammer gesetzt die Jahreszahl 1801. In dem Diarium wurden die ausgewählten Eintragungen mit zwei schrägen Strichen am Rande bezeichnet¹⁾.

Auf Windelmann bezieht sich ein Wort in Carolines Brief an Schelling (Nr. 271) vom Oktober 1800. Im Hinblick auf „Friedrich seine Querspiele“, der sich, wie Schelling es Fichte gegenüber am 31. Oktober 1800 nannte, in Jena seinerseits „der verlassenen Transzendentalwissenschaft annehmen wollte“, meint sie, Schelling solle, „dem Wickelmann“ immer nur ein humanes gutes Wort geben, damit er seine Divinität wieder bekenne. „Man muß nichts vernachlässigen im Spiel.“ Schelling wird das gewiß nicht getan haben. Er war dessen sicher, daß sein Auftreten allein genügen werde zu hindern, daß „der poetische und philosophische Dilettantismus nun aus dem Kreis der Schlegel auch unter die Studenten übergebe“. Aber Carolines Wort ist doch nicht ohne Bedeutung. Es beweist, daß Windelmann mindestens früher Schellings „Divinität“ bekannt hatte, wenn er auch dann „als eine immer wieder kommende Fliege“ eifrig und erfolgreich bemüht war, für Friedrich Schlegel Studenten zur Subskription auf seinen angekündigten „Idealismus“ zusammenzutreiben („Caroline“, II, 274). So erklärt sich die erstaunliche Zahl eingeschriebener 60 Zuhörer, von denen Friedrich Schlegel schon am 22. August 1800 Tied berichten kann.

Unsere Frage ist hier, ob Windelmann etwa seinem Bekenntnis zu Schelling irgendwann poetischen Ausdruck gab?²⁾ Früher schon oder vielleicht nun erst, nach Schellings neuem sieghaften Auftreten? Daß irgend etwas dergleichen im Verlauf des Winters erfolgte, lehrt eine Äußerung Carolines in ihrem Brief an Schelling (Nr. 279) von Anfang Januar 1801: „Ja, Du triffst meine Schwäche recht gut, indem Du mir die Verkündigung Deiner Größe überschickst, ich lese erschrecklich gern davon, und dieß scheint mir auch ganz geistreich ausgedrückt und mit Sinn abgefaßt zu seyn. Weist Du, wer es geschrieben hat?“ Die Antwort Schellings fehlt. Eine Deutung, worum es sich handeln möchte, vermochte auch Erich Schmidts umfassende Kenntnis nicht zu geben. Vielleicht, daß ein schmal rosa umrandeter Zierbogen in unferm Nachlaß Aufklärung bringt – vielleicht! Denn Carolines Frage, ob Schelling den Verfasser kenne, muß auffallen, wenn sie wirklich diese Verse vor Augen hatte, die „Zueignung an Schelling“ überschrieben sind und offenbar die Erstlingsleistung eines jungen Dichters begleiteten. Es liegt auf der Hand, daß Schelling den Verfasser kennen muß, der ihn ja Förderung und Bestärkung dankt. Aber wie dem auch sei. Das Widmungsgebidt des Unbekannten ist zum mindesten biographisch nicht ohne Belang; und so teile ich es mit. Für seine Datierung ist zu bedenken, daß mit Carolines Tod die Familienbeziehung Schellings zu den Nachkommen von Johann David Michaelis gelöst war.

¹⁾ Ich behalte mir vor, auf die Papiere Ritters in anderm Zusammenhange näher einzugehen.

²⁾ Wir geben die folgenden Ausführungen wieder, ohne mit dem Verfasser darin ganz übereinzustimmen. Die Schriftleitung.

Zueignung an Schelling.

Es muß ein Volk beständig höher steigen,
 Es kann zurück sich nicht ergehn zum Rinde:
 Der Dichtung erster, jugendlicher Reigen
 Zog längst vorüber, flog vorbei geschwinde:
 Sophisten kamen, sie begann zu schweigen,
 Und löste nach und nach die goldne Binde;
 Doch jene Nüchternen bezwang dein Streben,
 Und so entflammetst du das neue Leben.

Was deutsche Kraft in dieser Zeit erreichte,
 Gehört dir an, und neigt sich deinem Wilde,
 Und dein vor allem sey dieß Lied, das leichte,
 Das du zuerst empfangst mit edler Milde,
 Versammelnd rings um dessen frühesten Weichte,
 Von Frau'n und Männern eine schöne Gilde:
 Sey 's, daß das Volk es nun mit Ruhm bezahle,
 Du liebest leben es zum erstenmahle!

Nun mögen Lieder sich zum Liebe reihen,
 Geschichte zu Geschichte, Sag' an Sage,
 Sie alle sehnen sich, sich dir zu weihen,
 Die noch verhüllt ich in der Seele trage,
 Dir, der gehört, mit gutigem Verzeihen,
 Die frühesten Klänge meiner jüngsten Tage,
 Da noch ich sang des Stolzes muth'ge Triebe,
 Und jenen brennenden nach Ruhm und Liebe.

Doch hat das Herz sich nie zurecht gefunden
 In dieses Lebens ird'schen Paradiesen,
 Die Liebe, die es liebesüberwunden
 Den Menschen bot, sie ward verlacht von diesen,
 Und frühe fühlt' ich, in verlassnen Stunden,
 Mich auf mein eignes dunkles Selbst verwiesen,
 Und früh begann ein unaussprechlich Sehnen
 Die Brust durch Seufzer mächtig auszudehnen.

Das ist vorbei! Ich lernte viel verschmerzen,
 Ich fühle Kraft, mir alles zu versagen,
 Und eine Welt von Heiterkeit und Scherzen
 Im leicht beweglichen Gemüth zu tragen;
 Nur selten soll die tiefe Qual im Herzen
 Ergießen sich in ungeheure Klagen,
 Und jeder Hörer fühle dann mit Wehen,
 Was für ein trauriges Geschenk das Leben!

So ward gestählt ich denn und ausgestattet
 Zu Thaten, die ich länger nicht verschiebe;
 Mein Muth, in Qual[en] nach und nach ermattet,
 Wird nie mehr betteln gehn um weiche Liebe.
 Vielleicht, da Stunde sich zu Stunde gattet,
 Gelingt es meinem glühenden Betriebe,
 Daß ich dereinst, wenn deutsches Wort ich meistre,
 Die ganze Jugend dieses Volks begeistre.

A. W. Schlegel brachte der Tochter Carolines sein Totenopfer im „Musenalmanach für das Jahr 1802“ dar, den er mit Tied gemeinsam herausgab. Aus welcher tiefen Erschütterung des Herzens diese Gedichte entsprangen, läßt der Brief an Tied vom 14. September 1800 erkennen. Spuren von Thränen sind die Flecke auf der ersten Seite. „Es ist, als hätte ich alle meine Thränen hierauf gespart, und manchmal habe ich ein Gefühl gehabt, als sollte ich ganz in Thränen aufgelöst werden. Wenn die geliebten Wesen in unsern Gefinnungen leben, wie Du sagst, so hätte Auguste nie mehr gelebt, als jetzt; ich wußte zwar, daß ich sie sehr liebte, aber ihr Tod hat alle noch verborgene Liebe ans Licht gerufen.“ Das letzte Lied des „Totenopfers“ ist Novalis, dem nun auch schon abgeschiedenen, gewidmet. Das Erlebnis schmerzlicher Sehnsucht, das in der 5. Strophe dieser Klage um Tochter wie Freund Form gewann, liegt auch einem *Sonett* zu Grunde, das *un gedruckt* blieb; unzweifelhaft weil hier Gefühl und Gedanke, wie offensichtlich, nicht zur reinen Form sich banden.

Es kommt mir ins Gemüth, vielmehr vergehen
 Kann nie, was Lethe selbst nicht tilgt, ihr Bilde,
 Wie ich sie sah auf blühndem Lenzgesilde,
 In ihres Sternes Stralen leuchtend stehen.

So ganz erschien sie mir beym ersten Sehen
 Schön, still, in sich gekehrt, so gleicher Milde
 Daß ich „sie ist es selbst“ ganz ein mir bilde
 „Sie lebt noch“ und um Rede sie muß flehen.

Bald giebt und bald verweigert sie mir Kunde.
 Ich wie ein Mensch der irrt, sich dann verwundert,
 Spreche zum Herzen: Herz du bist im fehle,

Du weißt daß in dem Jahr achtzehnhundert,
 Den zwölften Tag des Juls, zur dritten Stunde,
 Schied aus dem Leibe diese sel'ge Seele.

Das folgende *Sonett*, das in dem „Totenopfer“ gleichfalls nicht Aufnahme fand, wofür vielleicht nicht nur künstlerische Gründe maßgebend waren, ist an *Caroline* gerichtet, die Schlegeln damals mehr und mehr entglitt.

Wenn der Planete der die Stunden scheidet
 Zum Zeichen wieder sich des Stiers erhoben
 Fällt aus den Flammenhörnern Kraft von oben
 So ganz die Welt in neue Farbe kleidet.

Und nicht nur was den Blick von außen weidet
 Bach, Hügel sind mit Blümlein rings umwoben
 Rein, auch der Erd' inwendigs feucht gehoben,
 Geschwängert, was den Tag, verborgen, meidet.

Verschiedne Frucht entquillet diesem Triebe.
 So sie die unter Frauen eine Sonne
 Zuwendend mir der schönen Augen Schimmer

Wirkt in mir Wort, Gedanken, That, das Liebe,
 Jedoch wie sie auch lenkt der Stralen Wonne
 Frühling nur ist für mich von nun an nimmer.

Die beiden Sonette liegen nicht in Niederschrift von Schlegels Hand vor. Sie stehen auf Vorder- und Rückseite eines Kleinoktav-Blattes, das unzweifelhaft aus dem Nachlaß Luise Wiedemanns stammt, die zum ersten oben rechts am Rand vermerkte: „An Auguste Böhmer“, worauf zwei Worte folgen, deren erstes nicht lesbar ist, während das zweite Wort „ebenfalls“ heißt und sich anscheinend auf das Sonett der Rückseite bezieht. Eine handschriftliche Notiz von Luise Wiedemann findet sich auf dem mitgetheilten Brief Augustes und ist dort von Justus Olshausen, ihrem Schwiegersohn, als von ihr herrührend bezeichnet. Und von seiner Hand steht auf dem Umschlag, der die Sonette enthielt: „2 Sonette von A. W. Schlegel.“ Daß sie ihm zugehören, erscheint danach zweifellos.

Man weiß aus Carolines Briefen, daß in ihrem Leben geraume Zeit ein Mann namens Tatter eine bedeutsame Rolle spielte. Das lehrt insbesondere der aus verzweifelter Lage an J. L. W. Meyer gerichtete Brief aus Kronenberg vom 15. Juni 1793 (Nr. 129). Kein Zweifel ist danach möglich, daß ihr Herz damals ganz diesem Manne gehörte, dem einzigen, dessen Schutz sie je begehrte, und der ihn „versagte“, wie sie es nennt, oder doch jedenfalls im kritischen Augenblick nicht das rechte Wort fand. Denn daß auch er sie liebte, steht außer Zweifel. Seit wann er ihr verfallen war, läßt das einzige kleine Bruchstück von seiner Hand erkennen, das die beiden Caroline-Bände enthalten, die Zeilen an Meyer vom 25. Januar 1789 aus Göttingen (Nr. 89).

Von Briefen, die zwischen ihnen gewechselt wurden, ist nicht eine Zeile erhalten. Es muß aber eine sehr beträchtliche Zahl gewesen sein; vermutlich war es sogar der umfangreichste Briefwechsel, den Caroline je geführt.

Das würde längst allgemein bekannt sein, wenn nicht eine Fußnote Walzels zu einem Brief Friedrich Schlegels an Wilhelm auf eine falsche Fährte gewiesen hätte. Ich meine die Anmerkung Walzels zum Brief an Wilhelm vom 13. November 1793, der die Worte enthält: „Den einliegenden 218ten Brief hat mir Caroline offen zum Lesen geschickt. Er gefällt mir nicht, ich finde manches darin beinahe unedel. Besonders daß er nun will, sie soll auch unglücklich sein, weil ich ihn die Unnatur zu so einem armen Knechte gemacht habe. Sie gibt sich in die Notwendigkeit schön und menschlich. Ich kann diesen Mann nie gering schätzen — werde mich des Verlohrnen immer mit Liebe erinnern“, schrieb sie mir bei dem Briefe.“ Nicht von Eranz ist hier die Rede, dem jungen Mainzer Offizier, sondern von Tatter. Schrieb dieser aber damals seinen 218ten Brief an Caroline, so dürfen wir daraus wohl auf etwas mehr schließen, als auf ein im Grunde belangloses Verhältnis, wie es Erich Schmidt mit der nüchternen Feststellung glaubte abtun zu können, daß Carolinen, als sie jung verwitwet nach Göttingen zurückkehrte, dort eine Leidenschaft für den gescheitern, kalten Höfling Tatter hinnahm (I, S. VII). Vielleicht, daß es sich um das einzige ganz ursprüngliche Liebeserlebnis dieses im Grunde mütterlichen Frauenherzens handelte. Und bei der Katastrophe in Mainz in solchem Sinne schließlich auch um den Verlust ihrer „liebsten Hoffnungen“ (I, 292).

Friedrich Schlegel fragt den Bruder am 2. Juni 1793 in Bezug auf Carolines Verhaftung und die Bemühungen sie zu befreien: „Ist denn Tatter gar nicht tätig bei der Sache?“ Am 13. November wußte er, warum dieser schlechterdings nicht helfen konnte. Aber auch Erich Schmidt spricht von dem „nicht recht aufgeklärten Verhalten“ Tatters zu Caroline, „der er nach der Mainzer Katastrophe keinen Beistand leistete“. Es scheint ihm „selbstische Kühle“ zu zeigen (I, 286); wie er auch ein andermal schlechtweg von dem „Egoisten“ spricht. Aber war denn Tatter überhaupt in Deutschland? Schreibt denn nicht Caroline selbst am 6. Oktober 1792 an Meyer: „Vor 8 Tagen ging Tatter mit dem Prinzen nach Italien — er war bey mir ein paar Tage, und ich bin glücklich“ (I, 269). Und teilt nicht Luise Michaelis am 7. Mai 1793 A. W. Schlegel mit: „Ich habe Tatter gleich geschrieben und ihm einen ausführlichen Auszug gemacht aus ihrem Briefe, so daß er die völlige Übersicht hat und sehn [kann], daß sie nicht selbst Schuld war: noch habe ich keine Antwort von ihm, und weiß auch nicht bestimmt wo er ist. Die letzten Briefe erhielt ich vor 6 Wochen aus Rom, aber da schrieb er, er würde es bald verlassen, . . . Ja wohl wird ihn hart treffen dieser Schlag, zumal da er unzufrieden war mit ihrem Bleiben, und mir schrieb, er dürfe so oft nicht mehr schreiben als sie und er es wünschten, weil er sich sonst um allen seinen Credit bringen könnte“ (I, 651). Schon Caroline also hatte im Dezember 1792 — „wie ich ihm ängstlich über meine Zukunft schrieb“ — nach Italien schreiben müssen; und es ist somit auch so verwunderlich nicht, daß Tatter von dort antwortete, er sei in Verzeiwung, nichts für sie tun zu können (I, 298).

Tatter war als Begleiter des zweitjüngsten Sohnes Georgs III., dem Prinzen August, spätem Herzog von Susex, seit Ende 1792 in Rom. Dieser ließ sich dort im April 1793 ohne Wissen des Königs mit der Lady Augusta Murray, Tochter des schottischen Grafen von Dunmore trauen und wurde darauf nach England zurückgerufen. Es war Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster, damals Hof- und Kanzleirat in Hannover, der den Auftrag erhielt, den Prinzen nach England zurückzuleiten. Und was wurde aus Tatter? Das ersehen wir aus einem Briefe, den er in den ersten Tagen des Oktober 1793 an Demoiselle Louise Michaelis in Göttingen schrieb, die spätere Frau Wiedemann. Er liegt mir aus dem Nachlaß mit 4 anderen vor. Ich lasse ihn hier ungekürzt folgen, damit die Persönlichkeit Tatters wenigstens in einem Dokument unverstellt vor Augen tritt.

An

Demoisell Louise Michaelis

in

Göttingen.

Ich schrieb Ihnen das letzte Mal aus Pisa, am 26. Jul. und bat Sie, liebe Freundin mich bei meiner, damals so Gott wollte, vermuthlichen und zu hoffenden Ankunft in England, ein Wörtlein Nachricht vorfinden zu lassen; Sie scheinen aber so gewiß auf meinen seligen Uebergang in jenes Leben gerechnet zu haben, daß Sie gedachten, es verlohne sich ja dann doch der Mühe nicht, einen Brief zu schreiben, der, wenn ich längst von Heißfischen verzehrt seyn würde, für vielleicht neugierige Finger reisen würde. Allein die Sachen sind ganz anders ausgefallen und ich habe noch einmal in meinem Leben das Vergnügen, Ihnen auf festem Lande die Versicherung zu geben, daß ich Sie noch ferner in diesem irdischen Leibe als meine liebe Freundin ansehen und so das Schicksal will, auch noch einst anschauen werde. Hier ist mit Zwei Worten die Beschreibung meiner vollbrachten Seereise. Am 2. August gingen wir an Bord unsrer Fregatte und den Tag drauf unter Seegel, sahen am 8. Lord Hood und seine herrliche Flotte, etwa in der Gegend von Marseilles und speiften den Tag am Bord seines Schiffes von 100 Kanonen, kamen am 22. mit einem heftigen Winde vor Gibral-

tar, blieben den 23. und 24. am Lande und besahen den Felsen, kehrten am 25. Abends nach dem Schiffe zurück, segelten ab den Tag darauf, kreuzten widerigen Windes wegen fast 8 Tage an der barbarischen Küste herum, stiegen endlich aus Langeweile bei Tetuan in Africa ans Land, besahen die Stadt, gingen dann wieder unter Segel, fuhren mit starkem Winde am 1. Septbr. durch die Straße von Gibraltar, sahen nun in 18 Tagen kein Land und — legten endlich am 19. bei Portsmouth vor Anker. Weil wir aber Quarantaine halten mußten, so kamen wir nicht eher als den 21. in Wi[n]dsor an, und wurden am 22. dem Könige und der Königin vorgestellt. Auf dieser ganzen langen Reise habe ich das sehr unbegreifliche Glück gehabt, nicht einen Augenblick seefrank zu seyn was so wenig dem Prinzen, als den andern Herrn zu theil fiel und habe mich auch fast beständig recht sehr wohl befunden, doch aber nicht zu dem Gefühl kommen können, daß eine Seereise und das Seeleben überhaupt, eine für mich wünschenswürdige Sache je werden könne. Von den Begegnissen hier, seit wir am Lande sind, läßt sich nicht viel erzählen; von der Dauer unsres Aufenthalts nichts bestimmen und überhaupt nur noch das sagen, daß mancherlei, was ich noch etwa von diesem und jenem zu erzählen haben könnte, sich ungleich besser mündlich wird abthuen lassen, wenn ich je noch in diesem Leben meine Freunde jenseits des Meeres wieder zu sprechen kriegen soll. Aber desto sehnlicher wünschte ich jetzt recht umständliche Nachrichten von ihnen zu erhalten und bitte Sie daher recht angelegentlich, mich doch nicht zu lange vergebens darauf warten zu lassen. Ich bemühe mich recht eigentlich, mir keine unruhige Vorstellungen über die Ursache Ihres Stillschweigens zu machen; warum schrieb Ihr Bruder nicht eine Zeile! Und wo ist Sie und wie geht es i h r? — Säumen Sie nicht, ihr bekannt zu machen, daß ich hier angekommen bin; was Sie mir zuletzt von ihrem Befinden sagten, schreckt mich ab, ihr zu schreiben; guter Gott! wenn ich an sie schriebe, die nicht mehr wäre! Es fährt kalt über mich her, wenn ich nur von weitem dieser Vorstellung nahe komme. Ich habe so oft und so lebhaft an Lotte³⁾ gedacht; ich kann sie nicht aus meinen Gedanken lassen. Doch weg davon! Ich hoffe, daß Ihre liebe Mutter wohl ist; sagen Sie ihr viel ehrerbietiges von mir. Philip herzliche Grüße. Auch ja an Feders, von denen Gh. Best mir keine frischen Nachrichten geben konnte. Wollen Sie dem Hofrath sagen, daß ich ihm vom Felsen Gibraltar versteinerte Knochen mitgebracht habe, die ich hoffte, durch den Courier übersenden zu können; es sey sehr was rares und wenn er sich nicht mit Versteinerungen abgäbe, gute Stücke zum Vertauschen.

Octbr. 5. So weit hatte ich geschrieben als ich Ihren Brief vom 16. v. M. erhielt. Dank für die mir mitgetheilten Nachrichten obgleich vieles darin meinem Herzen weh thut. Aber darüber läßt sich kaum schreiben. Ihre Aufträge will ich suchen auszurichten, allein ganz gewiß kann ichs nicht versprechen, weil ich 22. engl. Meilen weit von London wohne und vielleicht so bald nicht wieder hin komme; Mad. Best wohnt dann wieder 7 Meilen von London, und in der Stadt selbst zählt man die Entfernungen auch nach Meilen; doch will ich alles

³⁾ Die mit dem Sohn des Buchhändlers Dieterich verheiratete Schwester Lotte, die zwischen Caroline und Luise stand, war am 2. April 1793 im Kindbett gestorben.

thuen, was ich kann. Meine Gesundheit ist noch sehr gut; ich fürchte auch eigentlich nur das Frühjahr. H. Dornford ist in London; H. Bra... aber eben seiner zerrütteten Gesundheit wegen, nach Lissabon abgereist; diese Nachricht wird Hofr. Heynen nicht gleichgültig seyn.

Leben Sie recht wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem

T.

Die Anlage gehört C. Sie oder Phil. wollen gütigst die Adresse, die ich nicht weiß, besorgen.

Es ist wohl kaum ein Zweifel, daß die für Caroline bestimmte Anlage dieses Schreibens vom 5. Oktober jener 218te Brief Tatters ist, von dem wir vorher durch Friedrich Schlegel hörten. Im übrigen verweise ich auf F. Frensdorffs Darstellung des Lebens des Grafen von Münster in der Allg. D. Biogr. XXIII, 1886, S. 157 ff.

Im Januar 1794 kehrte Prinz August nach Italien zurück. In seiner Begleitung waren wieder Graf Münster und Tatter. Annähernd 5 Jahre währte dieser zweite italienische Aufenthalt. Drei weitere Briefe Tatters aus Rom liegen mir vor: vom 4. November 1795 und 2. März 1796 an Mademoiselle Louise, der vom 28. Mai 1796 an die nunmehrige Madame Wiedemann. Ein fünfter Brief ist aus Hannover vom 17. Dezember 1798 datiert.

Der zweite Brief ist nach Braunschweig gerichtet, wohin die Witwe Johann Davids übergesiedelt war und wo nun auch Caroline eine neue Heimat fand. Der Brief schließt mit den Worten: „und seyn Sie und Caroline nicht gar zu karg mit Briefen. An Philip tausend Grüße.“ Der Briefwechsel mit Caroline war also auch jetzt noch nicht abgebrochen.

Der dritte Brief antwortet bereits auf Luises Mitteilung von ihrer Verlobung mit Wiedemann. Es sei mehr großmütig als wahr, wenn sie ihm, „einem nun alt gewordenen Hagestolze“, bei dieser Gelegenheit versichere, daß er ihr ehemals nützlich geworden sei.

Glauben Sie mir, ich weiß jetzt besser zu schätzen, wie viel das werth seyn kann, was man durch bloße Vorstellungen nützt und seyn Sie versichert, das Gute, was Sie in sich selbst bemerkten, was Ihnen jetzt verspricht, eine gute Frau zu werden, wurde durch andere Hände dahin gepflanzt als durch die meinigen. Ich muß bei dieser Gelegenheit, welche bloß freudige Empfindungen in mir erregen sollte, mich zurückhalten, um nicht traurigen mich hinzugeben, weil sie eine ganze Reihe von Erinnerungen in mir aufruft. Ein schneller Blick auf die letzten 6 oder 8 Jahre meines Lebens geworfen, lehrt nur immer mit Traurigkeit zurück, wenn er auf manche Stellen fällt. Doch es ist nicht artig von mir, daß ich Ihnen jetzt damit beschwerlich falle. ... ich will nicht bloß den Tag [der Hochzeit] an Sie denken, sondern so oft, als ich das Bedürfniß fühle mein Herz durch Empfindungen des herzlichsten Wohlwollens zu erweitern und mich an tausend lieben Hofnungen für Sie weiden und erquicken. Jetzt fühle ich auch eine besondre Theilnehmung an den Empfindungen, die Ihre würdige Mutter hiebei haben muß. Ich möchte so gern, daß sie noch recht viel Freude in der Welt genießen möchte, da Sie es so sehr verdient durch das was sie schon darin gethan und entbehrt hat. Machen Sie Ihr meine ehrerbietigste Empfehlung. Caroline scheint auch zufrieden zu seyn. Philip wird nicht zurückbleiben, um den bin ich unbekümmert. Also wäre denn Ihre Familie einmal wieder glücklich. Dieß Gemälde will ich mir ausmalen und damit diese und jene Erinnerung aus-

löschen? — nein das geht nicht! — aber doch etwas schwächen und sanfter machen, welche mir sonst so unwillkürlich schneidend durch den Geist fährt —.

Es drängt sich der Eindruck auf, daß Tatter, sei es durch Philipp oder auch durch Caroline selbst, über den Kernpunkt der Mainzer Katastrophe volle Aufklärung erhalten hatte. (Vgl. Friedrich an Wilhelm Schlegel, 10. November 1793; Walzel, 138.)

Der vierte Brief an die sich in ihrer jungen Ehe glücklich fühlende Freundin zeigt denselben herzlichen Ton inniger Teilnahme und beweist aufs neue, welchen zuverlässigen, sittlichernst- und tiefführenden Freund die Familie Michaelis an diesem Manne hatte. Gegen Ende heißt es: „Sie haben mir in Ihrem letzten Briefe so wenig Ihre theure Mutter, als Carolinen genannt; empfehlen Sie mich erster ehrebetriegt; ich würde letzter gewiß selbst schreiben, aber ich weiß nicht, wo ich den abgerissnen Faden wieder aufgreifen soll und ich bin auch so wenig aufgelegt, Briefe zu schreiben, wie ich sie ehemals schreiben konnte —.“

Der letzte mir vorliegende Brief Tatters aus Hannover vom 17. Dezember 1798 wünscht Luise Wiedemann zu der bevorstehenden Geburt eines dritten Kindes Glück. Und er hofft von Herzen, daß es ihr erhalten werden möge, nachdem der erstgeborene Sohn früh dahinstarb. Und wieder begegnet eine Caroline-Erinnerung; diesmal aus der ersten Zeit der Göttinger Bekanntschaft.

Wein beinahe zu stumpf gewordenes Herz kann denn doch noch etwas von den Empfindungen einer Mutter bei solchen Anlässen ahnden; ehemals konnte ich auch weinen; das haben Sie gesehn, als ich über dem entseelten Körper des Sohnes einer Mutter hieng, die ich mehr liebte, als ich noch etwas auf Erden geliebt habe. Jetzt mag ich lieber doch über das alles philosophiren und mir kalt vorsagen, daß im Schoße der Erde die Kinder besser aufgehoben sind, als wenn sie sich, wenigstens neun Menschen unter Zehnen, dürftig an Genüssen des Lebens auf ihrer Oberfläche herumtreiben müssen.

Und am Schluß:

Wenn Sie nach Jena schreiben, so bestellen Sie gütigst meine Grüße.

Seit dem 1. Juli 1796 war Caroline die Gattin Wilhelm Schlegels und nach Jena übergesiedelt. Für den Tod des einzigen, nachgeborenen Sohnes der „lieben Frau“, aber verweise ich auf das schon erwähnte Briefbruchstück Tatters an Meyer vom 25. Januar 1789 (Nr. 89).

Tatter war nach seiner Rückkehr in die Heimat zunächst in den Hofstaat des Prinzen Adolf eingetreten. Vgl. Elise Campers knappe Vorbemerkung zu den Briefen Tatters an Meyer in Italien, „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer“, I, 311; Erich Schmidt sagt: „nach Aufzeichnungen der Frau Rehberg“ („Caroline“, I, 686). Wenn es aber dort heißt, Tatter habe sich die Zuneigung dieses vortrefflichen Fürsten in dem Grade zu gewinnen gewußt, „daß er ihm bis zu seinem Tode ein geprüfter Vertrauter blieb“, so erweckt das den irreführenden Anschein, als ob Tatter nun ständig in der Umgebung des Herzogs von Cambridge geblieben wäre. Daß dem nicht so ist, wissen wir aus Briefen Carolines an Wilhelm Schlegel (II, 91, 104). Aber als er im April 1801 durch die Abreise des Prinzen Adolf nach England den „fürstlichen Tisch“ verlor, ergab sich bald genug eine andere Verwendung für ihn, in der er seinen Titel Legationssekretär, den er seit 1787 führte („Caroline“, I, 163), zu Ehren bringen konnte. Er ging noch im selben Jahre mit dem Grafen von Münster, dessen politische Laufbahn hiermit beginnt, in besonderer Mission nach Petersburg. „Unterstützt von dem Legationssekretär Tatter, dem italienischen Gefährten, einem gewandten und erfahrenen Manne“, gelang es, wie Frensdorff sagt, dem Grafen von Münster schnell am russischen Hof Fuß zu fassen und seine Aufgabe, eine für Hannover möglichst günstige Entscheidung über die Zuteilung der säkularisierten geistlichen Gebiete herbeizuführen, zu erfüllen. Bis Ende 1803 dürfte Tatter mit dem Grafen von Münster in Petersburg geblieben sein. Ob er dann mit diesem an den eng-

lischen Hof zurückkehrte, wo Münster Ende Mai 1805 Staats- und Kabinettsminister bei der Person des Königs wurde, ist mir nicht bekannt. Daß er in Hannover starb, scheint aber außer Frage.

Die Göttinger Universitätsbibliothek besitzt nämlich das „Verzeichnis der von weil. Herrn Legations-Rat Tatter hinterlassenen Bücher, historischen, philosophischen und belletristischen Inhalts, welche am 14. April 1806 und folgenden Tagen zu Hannover . . . verkauft werden sollen“ (Hist. lit. libr. 2576). Es ist ein Klein-8°-Heft von 71 Seiten. Die Bibliothek zeugt von umfassender Bildung und ungewöhnlich vielseitigen Interessen. Das Hauptverzeichnis nebst Anhängen ergibt an Büchern insgesamt 1725 Nummern.

Gestorben ist Tatter anscheinend schon im August 1805. Denn in Luise Wiedemanns Brief an Caroline vom 4. September 1805 (Nr. 396) ist der Freund, von dessen Hinscheiden gesprochen wird, natürlich Tatter. Und wenn sie dort sagt: „Ich dünkte, man könnte an Möller schreiben und diesen um die etwa zurückgebliebenen Briefe bitten“, so ist auch die Frage geklärt, was aus dem umfangreichen Briefwechsel Carolines mit Tatter wurde. Offenbar ward er restlos vernichtet. Das Endurteil über den Gestorbenen scheint nach der Andeutung dieses Briefes kein günstiges gewesen zu sein. Was den hier erwähnten Norweger Nikolaus Möller angeht, so verweise ich in Ergänzung der Notiz Erich Schmidts (II, 628) auf G. H. v. Schuberts Selbstbiographie I, 1854, S. 365 f., 420. Im Sommer 1801 lebte er in Jena, ein Freund von Steffens, mit Ritter zusammen in jenem Gartenhaus vor der Stadt, das in dem neuerdings von der Preussischen Staatsbibliothek erworbenen Briefen Ritters an Boigt eine so ärgerliche Rolle spielt, und im Herbst 1811, jenem Jahre, das sich „durch früh eingetretene und kräftige Wärme auszeichnete“, traf ihn Schubert auf dem Gute Unterzell am Main, Carl v. Hardenbergs, des Bruders von Novalis, als Verwalter an, seinen „ältesten Bekannten und Freund von Jena her“. Von einer persönlichen Beziehung Möllers zu Tatter ist mir nichts bekannt geworden. Vielleicht war er 1805 in Hannover bei einer Behörde tätig, die sich amtlich mit der Nachlaßregelung Tatters zu befassen hatte.

4.

Frau von Krüdener und Achim von Arnim.

Mitgeteilt von Rose Burger in Göttingen.

Die beiden hier veröffentlichten Briefe befinden sich in der Varnhagen von Ense'schen Sammlung auf der Staatsbibliothek in Berlin, der ich für die freundliche Erlaubnis des Druckes zu Dank verpflichtet bin.

Ludwig Achim von Arnim (1781 – 1831) hatte während seines Aufenthaltes am Genfer See im Herbst 1802 die Bekanntschaft von Frau von Krüdener gemacht. Sie schrieb damals an ihrem Roman, der 1803 in zwei Bänden in Paris und Hamburg erschien: „Valérie ou Lettres de Gustave de Linar à Erneste de G.“ — (deutsch Leipzig 1804). Einen der Briefe hatte sie aus „Arnam“, einen anderen aus „Hollyn“ datiert aus Höflichkeit gegen Arnim. Sein Dankschreiben ist unvollendet — vielleicht verhinderte ihn die schwere Erkrankung, die sein Leben im Mai 1804 in London gefährdete, mehr hinzuzufügen. Der seine Tadel, den er über diesen, selbst für jene Zeit, überfentimentalen Roman auspricht, ist sehr bezeichnend für die vornehm lebenswürdige Art des ritterlichen Romantikers.

Barbara Juliane von Krüdener geb. v. Vietinghoff (1764 – 1824) hatte als Gattin des Livländers Burkhard Aleris von Krüdener, der an verschiedenen Höfen russischer Gesandter war, eine Rolle in der Gesellschaft gespielt als „anmuthigste und entschlossenste Kolette“ wie Varnhagen boshaft bemerkt, um sich „dans l'âge ingrat“ der Literatur Frömmigkeit und Politik zuzuwenden. Aber warmherzig und opferbereit hatte sie im Unglücksjahr 1807, als der preussische Hof in Königsberg war, für die Verwundeten und Gefangenen,

die nach der Schlacht von Pultusk und Preuß.-Eylau in die Stadt strömten, unermüdet sorgte, und die Königin Luise vermocht, mit ihr die Militärhospitäler zu besuchen und das Elend der gefangenen polnischen Insurgenten zu mildern. Über diese charitative Tätigkeit veröffentlichte Arnim, der damals in Königsberg war, einen kurzen Aufsatz in der „Westa“¹⁾.

Das spätere Leben Frau von Krüdeners ist bekannt, auch ihr Anteil an der „Sainté Alliance“, die 1815 von Alexander I. von Rußland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Franz I. von Oesterreich in Paris unterzeichnet wurde. In den folgenden Jahren trat sie öffentlich auf als Predigerin der mystischen „reinen Liebe“. Die Schriften der Frau de la Motte Guyon (1648 – 1717) und ihr Verkehr mit Jung-Stilling und Johann Friedrich Oberlin (1740 – 1826) hatten diesen Hang in ihr bestärkt. In den Hungerjahren 1816 und 1817 verehrte man sie als Trösterin und Helferin der Armen und Kranken im Süden Deutschlands und in der Schweiz. Sie starb in der Krim in dem Tatarendorfe Karasubazar, wohin sie eine deutsche Bauernkolonie begleitet hatte, die die Fürstin Anna Seregewna Saligin dort auf ihren Besitzungen ansiedelte.

Das geschichtliche Urteil über sie ist schwankend. Charles Eynard, der Genfer Philhellene, hat ihr in seiner Lebensbeschreibung, Vie de Madame de Krüdenener, Paris 1849 ein glänzendes Denkmal gesetzt.

London d. 1. May 1804

Geehrte Freundin!

Erst heute erhielt ich Valerie, Ihre Tochter aus Secheron²⁾, ich habe sie empfangen mit Freude; der Montblanc sah einmal wieder hervor aus den rothen Wolken, ich dachte im grünenden Frühling mit Lust eines vergangenen Herbstes. Jede Erinnerung hat einen Vollglanz wie wir sie am liebsten sehen, ich vergesse gern die abnehmenden Viertel in Lyon und Paris und denke Sie lieber am Fenster der einsamen Burg in Secheron über den Schiffen, über dem See in lebendiger Seele das Schicksal des armen Gustav abwägend. Was schön ist, das erkennen wir, daß es uns gegenwärtig: während der Geist von seinem reinen Gewinn allen leichten Staub sorgsam abschüttelt, legt er ewige Falten dem Mahler, der ihn bittet stille zu stehen, sie bildend ewigen Zeiten darzustellen. Daß Ihre Bildungen in Frankreich gefallen, sagen die Zeitungen, eine böse Zeit die mir nur auf diesen Wege Nachrichten von Ihnen gestattet, mich erfreut in dem Werke, wie es zu mir spricht aus Ihrer Gegenwart, es ist schön, weil es mir gegenwärtig geblieben. Werden Sie bald in mildere Luft zurückkehren? Ich habe hier beynahe ein ganzes elendes Jahr verlebt, vieles habe ich gethan um mich zu erfrischen, aber frischer blieb mir Vergangenheit und ich kehre mit Wonne in mein Vaterland zurück wie zu Ihrer Valerie, weil diese mir ein neues Vaterland gegeben, zu den beyden neuerbauten Städten Arnim und Hollyn. Bei einer zweyten Auflage hoffe ich Aufschluß über die Lage dieser Orte über ihre Länge und Breite zu hören, aber noch lieber in einem Briefe von Ihnen. Es hat mir leid gethan, daß Sie einige lebhaftere Briefe über Gesellschaften ausgelassen, wahrscheinlich auf den Rath einiger alten grämlichen Franzosen, man kann wohl in der Welt zu viel weinen aber nie zuviel lachen. Ihr Gustav ist jetzt zu früh finster und weinend. Das Weinen ist dem gesunden

¹⁾ Westa für Freunde der Wissenschaft und Kunst, hrsg. von Ferd. Freih. v. Schrötter und Max v. Schendenborff. Königsberg 1807. Bd. I, S. 119.

²⁾ Secheron, kleiner Ort am Genfer See nahe der Stadt Genf.

Manne sehr schwer, das Weinen ist eine Herstellung des Gleichgewichts physischer Kräfte, die geistig bewegt worden, die Poesie sieht ihre Wirkung in ihnen vernichtet, sie sind daher nur da anzuwenden, wo sie selbst nicht höher steigen kann. Die Natur des Mannes erhebt das Schreckliche zur Poesie, die Natur des Weibes versenkt es in Thränen. Ein alter Spruch sagt: den Männern geziemt nicht Trauer sondern Angedenken ... [bricht ab].

2. August 1808.

Lieber Arnim, es ist freylich unverzeyhlich nach 10 Wochen einen Brief zu beantworten ich werde ihnen aber eine ganz neue Entschuldigung darbringen. es ist weil ich ihnen so herzlich gut bin, daß ich es mir erlaube so nachlässig zu seyn; und nun müssen sie mir noch danken; Hören sie ... doch ein Wort auch über mein Stillschweigen; ich war abwesend als ihr Brief kam, und lange abwesend: mußte eine Reise machen die mich sehr aufhielt. sie wissen es das meine Correspondenz so ausgebreitet ist; das es mir wirklich schwer ist exact zu seyn. seyn sie also der gute Arnim wie immer und verzeyhn sie hübsch; ich bin seit 8 Wochen in den Boghésen, erst wollte ich nach Baden, aber die tiefe Einsamkeit dieser Gebirge wo ich ganz ohne mich zu génieren nur Quellen und Wiesen und hohe Wälder besuche, statt Fürstinder, hat einen solchen reiz auch für mich, das ich diese Boghésen ausnehmend liebe. wirklich ist die Natur ausnehmend schön; was machen sie denn lieber Arnim schreiben sie doch 2 zeilen bloß nach Carlsruhe bey hoſrath Jung.³⁾ man schickt alle Briefe her. Haben sie Werner⁴⁾ gesehen ich habe ihn verfehlt können sie mir sagen, in welchen theil der Schweiz er gegangen?

er schrieb mir er käme nach Carlsruhe mehr nichts. sobald meine Dthilde⁵⁾ zum Druck kömmt, sollen sie wills Gott das was sie so gütig sind zu fordern bekommen, noch mache ich es wie ein gewisser Man mit den Königen, ich setze ab und setze neue Ritter ein, und so einen abgesetzten ritter können sie nicht bekommen ... warten sie also lieber Arnim etwas; schreiben sie mir was sie machen; und gedenken sie an meine Worte, es vergeht alles in der Welt, darum wollen wir uns an der Wahrheit halten.

beyleibe nicht an der, die man in teutschland verkauft, und die sich auf Catheder und Universitäten herumtreibt, und mit dummen und schlechten streichen zuweilen ganz vertraut lebt — Mein an der Himmelstochter wollen wir uns halten; die rein und herrlich wie die perle von ein thautropfen der die Muschel tränkt geböhren wird, und nur zu reinen Herzen geth — die zu Flügel Liebe und demuth wählt und sich so zum Himmel hebt — die ein Lichtfunke Gottes ist und Lichtmenschen bildet. die den thierischen Menschen siegreich zu Boden treten und den Blick nach den sternnen wenden.

³⁾ Jung-Stilling (1740–1817).

⁴⁾ Zacharias Werner (1768–1823) ging im Juli 1808 zum erstenmal in die Schweiz über Schaffhausen nach Zürich, Bern und dann nach Coppet zu Frau von Staël.

⁵⁾ Wohl ungedruckt geblieben.

Lieber Arnim, diese Wahrheit, findet sich nur in einen Buch und kömmt nur zu denen denen Gott die Herzen und die Geistes Augen öffnet: Darum wollen wir beten zu dem den Gott erwählte sie zu verkündigen und der gesagt hat ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben niemand kömt zum Vater als durch mich. Gott segn sie lieber Arnim.

5.

Ein Brief Adam H. Müllers an Johannes von Müller.

Mitgeteilt von Paul Requadt in Heidelberg.

Dresden 6. July 1806.

Ich mag es Ihnen nicht verhehlen, mein verehrungswürdiger Freund, wie unauslöschlich der Eindruck ist, den Ihre Persönlichkeit auf uns alle (doch die andern mögen für sich selbst sprechen) besonders auf mich gemacht hat: wie wehmüthig die Erinnerung, wenn ich an die Kürze der Augenblicke denke, darüber schweige ich lieber. Ich höre mit einiger Satisfaction, daß man sich die lächerliche Mühe gegeben hat, Ihnen zu sagen, daß der Adam seine Laufbahn damit beginnwürde, den Johannes in seiner glorreichen, halb schon vollendeten, zur Freude des Vaterlandes noch lange nicht geschlossenen Laufbahn, anzubellen. Wenn Homer zuweilen schlafen darf, so kann die Wachsamkeit und Sorge kleiner Klätscher in Augenblicken auch bedeutend und prophetisch seyn: und so schöpfe ich aus dem, was man Ihnen hinterbracht weder Unwillen noch Haß, sondern mer die Ahndung daß die Vortrefflichsten dereinst mich als freundlichen Gegner und als kriegerischen Freund, an das Gedächtniß Ihres unsterblichen Namens knüpfen könnten. Ich werde über Ihre Schweizergeschichte viel schreiben weil ich eifersüchtig darauf bin den Charakter dieses Werks besser zu erkennen als andre; weil ich der wissenschaftlichen Feigheit der Zeit, das heißt dem verderblichen Construieren und apriorischen Erfinden der Geschichte, das die Mißbräuche der Philosophie aufgebracht eine kräftige Rede entgegensetzen will, nicht verläugnend die göttliche Philosophie, sondern grade auf ihr und das geliebte theure Muster der schweizerischen Geschichte mich stützend. Mögen die „Pfeennigs-scribenten“ dann sagen, ich selbst habe die Geschichte construirt, wölbend über den erhabenen Pfeilern des griechischen und germanischen Wesens die erhabene Kuppel des Christentums; ferner mitten in der Fülle der Bewunderung menschlich und bescheiden tadelnd den Johannes, daß aus dem herrlichen Werke minder als es seyn sollte der fromme Geist des Autors hervorleuchte, daß er, erzogen auf griechischen und römischen Boden und doch offen für den leisesten Klang germanischen Gefühls seinem pseudopromethischen Zeitalter zuviel Helden Wort, zu wenig Gotteswort darreichte. Er wird mich verstehen, mich lieben, der Strafe mich würdigen, wenn ich gefehlt. — Jeder empfangen in reiner, keuscher Seele die heiligen Bilder der Vorwelt; jeder suche die Schatten in ihre erhabenen Leiber wieder zu

kleiden, nicht mit Willkühr, aber mit freier, eigenthümlicher Kraft; nicht mit sylbenstechender Angst, mit Slaverey, aber mit kindlichem Gehorsam und mit Treue gegen die Denkmäler, die von ihnen sprechen. Jeder endlich, wie er vermag, bilde sich die Geschichte zum Heiligthum, in dessen kühlender Betrachtung sich sein Wirken für die Nachwelt und für das Reich Gottes entwickeln möge, keiner aber störe den andern in diesem Gottesdienste. Je mehr ihr mit eigener Kraft und Individualität den Gedanken der Treue und des Bleibens (das ist: Gottes) aus den Vorgängen verfloßener Zeiten zu erkennen vermögt, um so mehr werdet ihr den Gottesdienst der andern ehren und schonen.

Den großen Sinn (ich meine den religiösen) den euch die Universalhistorie darreicht, den sprecht unbefangen vor der Zeit, sey sie auch die verderbteste, aus. Bey so Heiligen giebt's keine Entweihung; jeder der das Geheimnis versteht, ist, wie jener Unvergessliche sagte, Eingeweihter, Je menschlicher, milder, anspruchsloser ihr Gott dient, um so edlere Befenner, sey es auch in entfernten Generationen werden sich um eure Fahnen versammeln. Daß Sie mein Freund, dessen religiösen Geist ich schon oft in seiner Schrift, nun auch, ich wünsche mir Glück im Worte seines Mundes begegnet habe; daß Sie aus Geringschätzung der Zeitgenossen, oder aus Besorgnis das Heilige zu entweihen zwar nicht politische, aber doch religiöse, christliche Glaubensbekenntnisse zurückhalten — dieser Vorwurf, der zuletzt vielleicht eine sehr schöne Seite Ihrer Natur treffen wird; ist der Einzige, den ich Ihnen machen darf, noch mehr den ich Ihnen machen ka n n. Auch ihnen kann man sich nur im Allerheiligsten streitend gegenüberstellen.

Halten Sie mich, ich bitte Sie, ehe Sie mehr Zeichen meines Lebens gesehen haben, nur für keinen Schwärmer. Ich argwöhne so etwas in der Verweigerung des Lavater in Ihrem letzten Briefe. Der deutsche Geist halte zusammen, befestige, verbinde, erhebe sich damit er stehen bleibe, wenn die immer höher steigende Pyramide dieses neuen occidentalischen Kaiserthums dereinst bricht!

Ich werde Ihnen sehr oft schreiben, mein väterlicher Freund!

Adam H. Müller.

Der Briefwechsel zwischen Adam Müller und Johannes von Müller¹⁾ begann im Frühjahr 1805. Vielleicht veranlaßt durch Geng, der mit Johannes von Müller seit 1799 in Korrespondenz stand, übersandte diesem Adam Müller, wie aus dessen Schreiben vom 24. März 1805 mit einiger Sicherheit hervorgeht²⁾, seine „Lehre vom Gegensatz“, die zwar nicht den völligen Beifall des Geschichtschreibers fand, aber doch freundschaftliche Beziehungen zwischen ihnen vermittelte. Der hier zum erstenmal abgedruckte Brief ist der letzte unter den bisher Veröffentlichten von Adam Müller an Johannes von Müller. Er fand sich in dem Nachlaß des Schweizer Historikers auf der Stadtbibliothek Schaffhausen (Msc. Mull. 235). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Briefwechsel bis gegen Ende des Jahres 1806 fort-

¹⁾ Der Briefwechsel ist an folgenden Stellen veröffentlicht: Briefe an Johannes von Müller, hrsg. von Maurer-Constant. Bb. 3. Schaffhausen 1839, S. 93 ff. — Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, Jhg. 1909. 2. Bb., S. 74 f. — Briefwechsel zwischen Friedrich Geng und Adam Heinrich Müller 1800–1829. Stuttgart 1857, S. 41 ff. — Wiener Friedensblätter, Jhg. 1814 ff. — Die letztere Zeitschrift war mir nicht zugänglich, da das einzige Exemplar sich auf der Wiener Nationalbibliothek (Sign. 49 D 45) befindet.

²⁾ Maurer-Constant, a. a. O. S. 101.

geführt ist. Die Audienz Johannes von Müllers bei Napoleon (20. November 1806), die seinen politischen Abfall von Preußen dokumentierte, und von der Adam Müller durch Boettiger erfuhr³⁾, mag den Bruch verursacht haben. Auch Geng löste zwar erst nach der Bekannten Akademierede Müllers „De la gloire de Frédéric“ – im Februar 1807 seine Beziehungen zu ihm⁴⁾.

Der vorliegende Brief Adam Müllers beantwortet ein Schreiben Johannes von Müllers vom 1. Juli 1806⁵⁾, das er ihm durch Zacharias Werner übersandte. Beide Briefe sind kurz nach einem Besuch Johannes von Müllers in Dresden geschrieben. Hier begegnete er im letzten Drittel des Juni 1806 Adam Müller und Geng⁶⁾. Die Spannung zwischen Preußen und Frankreich wird nicht zuletzt die drei durch politische Gesinnungen verbundene Männer zu ihrer Zusammenkunft bestimmt haben. Johannes von Müller, als Freund des Prinzen Louis Ferdinand Glied der Berliner Kriegspartei, und Geng der Wiener Diplomat, zogen schon seit Langem ein österreichisch-preussisches Bündnis in Betracht. Aber im Mittelpunkt der Gespräche standen religiöse Fragen, die vornehmlich Adam Müller und Johannes von Müller bewegten. Der heimliche Konvertit und der Universalhistoriker, der seit dem Erscheinen Napoleons einer christlichen Gesichtsphilosophie zuneigte, kamen sich darin entgegen. In diesen Tagen hörten sie eine Predigt F. W. Reinharbs über die Weltbegebenheiten und besuchten eine katholische Kirche⁷⁾. Johannes von Müller scheint einen starken Eindruck von der katholischen Atmosphäre des Dresdener Kreises um Frau von Haja empfangen zu haben. Wenn er Adam Müller auch Lavaters Handbibliothek nicht zusendet, weil der Romantiker in ihr nur „eine meist fröhliche, freundliche, apostolische Einfalt⁸⁾“ finden wird, so schickt er ihm dagegen seine „Reisen der Päpste“ und versichert: „einst wird aus höherer Ansicht viel feyerlicher dieser Gegenstand von mir behandelt werden⁹⁾“. Der allen Einwirkungen leicht zugängliche Geist des Historikers konnte sich in den Wirren der Zeit dem Zauber einer ewigen, dem Einzelnen Ruhe gewährenden kirchlichen Institution nicht völlig verschließen. So bemerken wir in dem Antwortbrief Adam Müllers die seine Tendenz, Johannes von Müller, den Protestanten, zu der von ihm selbst erst kürzlich bekannten Religion zu bekehren.

Tritt er ihm hier noch mahnend als „freundlicher Gegner“ und „kriegerischer Freund“ entgegen, so geht er in seinen folgenden Schriften, von den „Elementen der Staatskunst“ (1809) bis zu einem Aufsatz in den „Delzweigen“ (1820), in die offene Opposition über. Der Brief ist der Auftakt zu der späteren Kritik der auf protestantischen Grundlagen ruhenden Geschichtsauffassung Johannes von Müllers durch die katholische Geschichtsphilosophie des romantischen Konvertiten. Er hat nicht aufgehört, seine eigene Position von der seines Gegners abzuheben und sie an dem Gegenbild des Mannes zu erhellen, der, nach seiner Meinung, der wahren religiös-historischen Einsicht nicht teilhaftig geworden war.

Eine schematische Skizze der Geschichtsansicht Johannes von Müllers fixiert den Standpunkt, gegen den sich Adam Müller in seinem Briefe wendet. Das Problem der Universalhistorie steht zur Diskussion. Seit der Wendung Müllers von der Aufklärung zum innerlichen Glauben, die er im Jahre 1782 unter dem Eindruck Herbers vollzogen hatte, sah er die Weltgeschichte von einem persönlichen Gott gelenkt. Die Erschließung des teleologischen Geschichtszusammenhangs konnte einzig auf dem Wege der Quellenforschung geschehen, und so war für Müllers zwar religiös fundierte, aber doch empirisch fortschreitende Geschichtsschreibung nie eine vollendete Gotteserkenntnis möglich. Das Zeugnis dieser protestantischen Weltgeschichtsschreibung ist Müllers Universalhistorie. In der Fassung von 1784, in der sie uns wesentlich vorliegt, blieb sie innerlich Fragment. Die im Frühjahr 1806, also zur Zeit seiner

³⁾ Friedrich v. Geng, Schriften, hrsg. v. Gustav Schlegler, 4. Teil. Mannheim 1840, S. 267 f.

⁴⁾ Geng, Schriften, a. a. D. S. 269 ff.

⁵⁾ Hist.-pol. Blätter, a. a. D. S. 74 f.

⁶⁾ Vgl. Geng, Schriften, a. a. D. S. 233 ff.

⁷⁾ Joh. von Müllers sämtliche Werke. Stuttgart-Tübingen 1835. Bd. 39, S. 191 und Bd. 33, S. 88.

⁸⁾ Hist.-pol. Blätter, a. a. D. S. 75.

⁹⁾ Ebenda, S. 74.

Begegnung mit Adam Müller, begonnene Umarbeitung wurde nicht fortgesetzt. Erst nach seinem Tode geschah die Veröffentlichung, ohne daß er vorher seine spätem Erkenntnisse in ihr hätte niederlegen können.

Wir haben den äußeren Lebenszusammenhang abgegrenzt, aus dem der Brief entstand, die universalhistorische Anschauung Johannes von Müllers umrissen, um die polemische Haltung des Absenders zu begründen. Da hinter dem Brief die ganze geschichtsphilosophische Gedankenwelt Adam Müllers steht, wie er sie dann in den „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur“ und besonders in den „Elementen der Staatskunst“ entwickelt hat, so läßt der Brief sich allein aus diesen Schriften analysieren.

Den geistigen Hintergrund des Briefes bildet der von Adam Müller formulierte Gegensatz von Luthertum und Katholizismus. Johannes von Müller ist ihm „nicht katholisch genug“, wie er 1805 an Genß schreibt¹⁰⁾. Der romantische Katholizismus Adam Müllers hat in diesem Zusammenhang eine doppelte Funktion. Er repräsentiert zuerst das Öffentliche, Staatliche, die universale Kirche. Er verschmilzt ferner in seiner jetzt verbenden Gestalt die Antike und das Mittelalter.

Als Verehrer des Altertums und Lutheraner, als Vertreter eines „antiken Protestantismus“¹¹⁾, bleibt Johannes von Müller im Bereich des Privaten, in der die Ausbildung der Persönlichkeit¹²⁾ und die Beziehung des Einzelmenschen zu Gott¹³⁾ vorherrscht. Und selbst in dieser Sphäre gelangt er nicht zu einem Ausgleich von antiker Heldenverehrung und persönlicher Religiosität: „Der Dienst dieses Geschichtschreibers ist zwischen Götter und Helden und dem einzigen Gott geteilt.“¹⁴⁾ Er reißt „seinem pseudoprometheischen Zeitalter zu viel Helden Wort, zu wenig Gotteswort“ dar.

Adam Müller richtet an den Historiker die Forderung, in dieser Zeit des Zusammenbruchs den großen religiösen Sinn der Weltgeschichte auszusprechen, hatte er doch aus seinem eigenen Munde sein Bekenntnis zum christlichen Glauben vernommen. Wir sahen, daß die auf die Erkenntnis Gottes gerichtete, stets fortschreitende Forschung Johannes von Müllers eine endgültige universalhistorische Sinnggebung ausschloß. Hier bot sich für Adam Müller ein zweiter Angriffspunkt. Der empfängliche Geist des Geschichtschreibers war seit dem Anbruch der napoleonischen Ära zur relativistischen Anerkennung aller historischen Erscheinungen gelangt. Ihm fehlte die „Idee des Staates“, die „Idee des Bleibenden unter allem Vergänglichen“¹⁵⁾. Maßstablos die welthistorischen Begebenheiten rechtfertigend, vermochte er kaum noch politisch aktiv zu handeln. Die „heiligen Bilder der Vorwelt“ hatte Johannes von Müller mit vollendeter Meisterschaft wieder belebt, aber sein Selbst verlor er an die Fülle der wechselnden Gestalten. Gegen diesen kontemplativen Historismus stellt Adam Müller die „tätige Betrachtung“ der vermittelnden Geschichte¹⁶⁾. Hier fühlt sich das Individuum zugleich als passives Glied und als frei schaffender Faktor des Weltgeschehens. „Mit eigener Kraft und Individualität“ taucht es, sich selbst bewahrend, in die Geschichte ein und erfährt „den Gedanken der Treue und des Bleibens (das ist: Gottes)“. Von diesem festen Standpunkt aus kann es „den Gottesdienst der andern ehren und schonen“.

Den Begriff der „Treue“ und der „Tradition“ hat Adam Müller als katholisches Prinzip dem protestantischen des „Buchstabens“ entgegengesetzt¹⁷⁾. Der Protestantismus hält sich nach ihm an die zufällig erhaltenen historischen Quellen und sucht die Gestalt einer gewissen Persönlichkeit aus ihnen zu rekonstruieren. Sein Denken ist pragmatisch und revolutionär. Der Katholizismus bettet den Einzelnen ein in den weltgeschichtlichen Strom und schließt sich

¹⁰⁾ Briefwechsel zwischen Genß und Ad. Müller, a. a. D. S. 39.

¹¹⁾ Maurer-Constant, a. a. D. S. 108.

¹²⁾ Ad. H. Müller, Die Elemente der Staatskunst. Die Herdflamme. Bd. 1, hrsg. v. Jakob Vara. Jena 1922. 2. Halbbd., S. 179.

¹³⁾ Elemente der Staatskunst, a. a. D. S. 223 f.

¹⁴⁾ Ebenda, S. 160.

¹⁵⁾ Ebenda, S. 161.

¹⁶⁾ Adam Müller, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, hrsg. v. Arthur Salz. München 1920, S. 149.

¹⁷⁾ Vorlesungen, a. a. D. S. 140 ff.

traditionalistisch dieser sinnerfüllten Entwicklung an. Indem er den protestantischen Geist dialektisch in sich aufnimmt, Buchstabe und Tradition vereint, findet der katholische Geschichtsphilosoph die religiöse Deutung der Universalhistorie. Auch er verwirft, wie es Johannes von Müller 1806 in seiner Schelling-Polemik¹⁸⁾ tat, das „verderbliche Construieren und apriorische Erfinden der Geschichte“. Doch dem Einwurf, daß er selbst geschichtsphilosophisch-konstruktiv vorgeht, wird er kaum begegnen können. Denn aus der Philosophie des Gegensatzes ergibt sich seine welthistorische Hauptthese, die der Brief andeutet.

Die gegenwärtige Situation erforderte die Synthese des antiken und mittelalterlichen Prinzips¹⁹⁾. Auch hier vollzog Johannes von Müller nicht den letzten Schritt der weltgeschichtlichen Erkenntnis. „Erzogen auf griechischem und römischem Boden und doch offen für den leisesten Klang germanischen Gefühls“, ist er zugleich der Kenner des Altertums und der Entdecker des Mittelalters. Mit Grund hebt Adam Müller sein Studium der Schweizergeschichte hervor: er verdankt ihr wesentlich seine Anschauung von den Gemeinschaftsstrukturen des Mittelalters²⁰⁾. Mit den „Reisen der Päpste“ (1782) hatte er einst das Zeichen gegeben für die romantische Verherrlichung der Hierarchie, und im vierten Band der Schweizergeschichte, dem reifsten Produkt seiner Geschichtsschreibung, die religiösen Kräfte des späten Mittelalters wachgerufen. Aber gerade aus diesem Werk ersah Adam Müller, daß die Liebe zur Antike und der Protestantismus dem Geschichtsschreiber die letzte weltgeschichtliche Sinnbedeutung verschlossen.

Adam Müller spricht sie aus: er „wölbt über den erhabenen Pfeilern des griechischen und germanischen Wesens die erhabene Kuppel des Christentums“. Griechische Antike und germanisches Mittelalter, das Männliche und das Weibliche, vermählen sich in dem Vermittler und Versöhner Christus²¹⁾.

Die Aufgabe, diese Synthese zu vollziehen, ist nach dem Zusammenbruch der napoleonischen Macht dem deutschen Geiste aufbehalten.

6.

Ein Brief Theresie Hubers an Docen.

Mitgeteilt von Philipp Strauch in Halle (Saale).

Mein werther Herr,

gehen Sie nur dem wackern Professor Schwab zu Leibe daß die Studien¹⁾ noch nicht wieder auf dem Weg sind, denn der giebt sie nicht her. — Er grüßt Sie mit herzlicher Anerkennung Ihrer Verdienste um Gue²⁾ greulvolles Mittelalter und bittet Sie ihm die Studien gegen gleich baare Bezahlung abzulassen — Nein, ohne Scherz — er bittet Sie ihm das Exemplar zu lassen und Cotta anzuweisen, daß er von³⁾ ihm die Bezahlung fordre. Diese Güte von Ihnen hoffend, dankt er Ihnen in Voraus aufs herzlichste.

Ich bin sehr begierig wie die Aufführung des Ludwigs in München ausfallen wird und bitte Sie in Voraus⁴⁾ uns eine recht kühle, aber ausführliche Be-

¹⁸⁾ Vgl. Fr. Gundolf, Ein Aufsatz Schellings. Preuß. Jahrb. Bd. 130, S. 201 ff.

¹⁹⁾ Vorlesungen, a. a. D. S. 20.

²⁰⁾ Vgl. Elemente der Staatskunst. 1. Halbbd., S. 310.

²¹⁾ Vorlesungen, a. a. D. S. 23 f. und Elemente der Staatskunst. 2. Halbbd., S. 190.

¹⁾ Ludwig Aurbacher, Studien. Ein Beitrag zur neuesten Dramaturgie oder über Müllners Schuld, Uplands Ernst und Kogebues Rehbod. München 1818. 8. — ²⁾ Aus e u e r gebessert. — ³⁾ v o n i h m über ausgestrichenem J h r e m. — ⁴⁾ Aus v o r a u s gebessert.

schreibung zu senden. Um so mehr da ⁵⁾ der Red. d. M. ⁶⁾ eine sehr lobrednerische vom Heimeran ⁷⁾ zu gekommen ist. Auch sucht Müllner Umland zu denigriren wie Sie nächstens ⁸⁾ wahrnehmen werden. Müllner will kein talent neben sich sehen. Um so mehr wünsche ich Gefühl für Uhlands Werth.

Ich begrüße Sie mit herzl. Achtung.

Therese Huber.

Der Brief (aus dem Jahre 1819) ist dem letzten Convolut der Doceniana k auf der Bayerischen Staatsbibliothek zu München entnommen und an den damaligen Kustos der genannten Bibliothek und altdeutschen Philologen Bernhard Joseph Docen gerichtet. Therese Hubers Vater, der Göttinger Philologe Heyne war für Docens wissenschaftliche Ausbildung von bestimmendem Einfluß gewesen.

7.

Aus dem Tagebuch des Grafen Wolf Baudissin über seine italienische Reise: Siena und Rom.

Mitgeteilt von Walther Schulz in Berlin.

Am 15. Juli 1820 trat der 31jährige Graf Wolf Baudissin mit seiner Gemahlin Julie und seinem Bruder Otto eine Reise an, deren Ziel Italien war; sie sollte ihn drei Jahre von der Heimat fernhalten. Die Gründe für diese Reise scheinen nicht ausschließlich wissenschaftlich-ästhetische gewesen zu sein; die politische Stellung des Grafen ist wohl nicht ohne Einfluß auf deren Antritt und auf deren Ausdehnung gewesen.

Graf Wolf Baudissin, der schon früh dem Kreise Fritz Reventlows auf Emlendorf nahe getreten war und die verfassungsrechtlichen, wie nationalpolitischen Anschauungen dieser Männer und Frauen des holsteinischen Abels, die Otto Brandt in seinem Werke „Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts“ geschildert hat, in sich aufgenommen hatte, bekannte schon 1811 in einem Briefe an E. M. Arndt aus Stockholm, wo er als dänischer Gesandtschaftssekretär seinen Oheim, den Grafen Dernath, vertrat: „Schweden und Dänemark sind mir völlig gleich, eines ist so wenig mein Vaterland als das andere.“ — „Aber was rede ich, ein Deutscher, zu meinem Landsmann ein so Langes und Breites über diese Nordländer und nicht lieber über uns und unsere Hoffnungen? Schreiben Sie mir darüber in Ihrem nächsten Brief, wie ich Ihnen über die Scandinavier.“

Oft geschildert ist die Scene, wie der Graf am 20. Mai 1813 in Emlendorf eintrifft mit dem festen Entschlusse, sich dem verhassten, vergeblich abgelehnten Auftrag zu entziehen, der ihn zusammen mit dem Minister Kaas nach Dresden in das Hauptquartier Napoleons führen sollte, um dort den Bündnisvertrag mit Napoleon auch für den neuen Kampf abzuschließen. Das mutige Bekenntnis des Sohnes gegenüber dem Könige, daß sein deutsches Gefühl ihm die Ausführung dieses Auftrages verbiete, und die Erklärung, daß er bei dieser Weigerung beharre, veranlaßten den Vater, der zwar den Schritt des Sohnes als étourderie inconcevable et répréhensible beurteilte, es aber ablehnte, dem Sohne die Forderung Fried-

⁵⁾ Aus daß gebessert. — ⁶⁾ Therese Huber redigierte das Morgenblatt von Ende 1816–1823 S. L. Geiger, Therese Huber, S. 281–303. — ⁷⁾ Heimeran. Ein Trauerspiel — von Andreas Erhard, Professor, München 1819, erhielt den vom König von Bayern ausgelegten Preis für ein Stück aus der bayerischen Geschichte vor Uhlands Ludwig der Bayer. Vgl. Gebele 8, 216. 3 (1881), 866 f.; Allg. deutsche Biographie 6, 196; H. Schneider in den Blättern für das bayr. Gymnasialwesen 1897, 33, 529–556. — ⁸⁾ Müllners Recension erschien im Literaturblatt 1819 Nr. 37. Eine zweite Besprechung des Uhländischen Stückes wurde nicht gebracht. S. Geiger, a. a. O. S. 420.

richs VI., daß er sofort Raas nachreise, zu übermitteln und der urteilte, daß Wolf in dieser Angelegenheit mehr Charakter als Klugheit gezeigt habe, zu der Erwägung: „Si la cause qui fit agir Wolf s'emporte, tout cela s'oublie sous peu. Si elle succombe, il faudra quitter le Danemarck et je prévois alors que mes terres ne resteront point à l'avenir la propriété de la famille Baudissin. Car Otto n'attend que le moment de passer déceimment au service d'une des grandes puissances.“ Bis zum Tage von Leipzig war Vaudissin Staatsgefangener in Friedrichsort bei Kiel. Nachdem er als Begleiter Bernstorffs, der im April 1813 vergeblich Dänemark auf die Seite der Verbündeten hinüberzuführen versucht hatte, am Wiener Kongress teilgenommen, verließ er zum zweiten Male den dänischen Dienst. Inzwischen hatte er 1814 seine Waise Julie Vaudissin-Knoop geheiratet und nach dem Tode seines Vaters die Verwaltung Kanthaus übernommen. Als Mitglied der „Fortwährenden Deputation“ beteiligte er sich an den Verfassungskämpfen der holsteinischen Ritterschaft; in einem Aufsatz in den „Kieler Blättern“ (1816) suchte er darzulegen, welche bleibende Bedeutung dem Adel auch in der neuen Gesellschaftsordnung zukomme, eine Frage, die gerade die Führer des Adels bewegen mußte, die, wie Vaudissin, über den bestimmten Anlaß des Kampfes gegen die absolutistische dänische Staatspolitik Friedrichs VI. hinaus den nationaldeutschen Gedanken vertreten.

Der Kampf der Ritterschaft um das ständische Steuerverweigerungsrecht, um die verfassungsgerechte Einheit Schleswig-Holsteins und seine Sonderstellung endete schließlich 1822 mit einer Niederlage. Schon vorher hatte Wolf Vaudissin mit seinem Bruder Otto Holstein verlassen. Hatte er besondere Gründe für einen solchen Schritt? Im September 1819 wurde E. M. Arndts Briefwechsel beschlagnahmt. Die „Kieler Blätter“ wurden auf Grund der Karlsbader Beschlüsse von der dänischen Regierung unterdrückt. Vaudissin hatte 1810/11 mit E. M. Arndt im Briefwechsel gestanden; erhalten sind uns bei den Akten der Untersuchungskommission nur zwei Briefe Vaudissins aus dem Jahre 1811 und die Abschrift eines Geheimberichtes seines Oheims aus dem Jahre 1810; der Briefwechsel ist aber umfangreicher gewesen. Arndt hat angegeben, daß er 1816 die Absicht gehabt habe, Vaudissin in Holstein zu besuchen. Jene Briefe Vaudissins enthielten allerdings Ausführungen, die für ihn, der Diplomat in dänischen Diensten gewesen war, gefährlich werden mußten, wenn sie der dänischen Regierung bekannt wurden, und das geschah, allerdings erst im Mai 1821. Es ist nicht möglich, auf die bemerkenswerten Schicksale dieser Briefe weiter einzugehen. Ich möchte nicht bezweifeln, daß alle diese Dinge die Reise Vaudissins veranlaßt haben. Im Jahre 1852 hat er von seiner „Ausweisung bei Gelegenheit der bei Arndt gefundenen Briefe“ gesprochen.

Die Reise führte durch Mitteldeutschland über Dresden nach Leipzig; von hier durch Böhmen, über Salzburg, durch Süddeutschland an den Genfer See. Dann über Mailand und Florenz nach Rom. Das Tagebuch beginnt mit dem 17. Juli 1820 und schließt mit dem 1. Juli 1821, mitten im Wort, obwohl das Heft noch mehrere leere Seiten enthält. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß das zuletzt schon nicht regelmäßig Tag für Tag geführte Tagebuch zurückblieb, als am 14. Juli eine Reise nach Neapel angetreten wurde. Erst am 17. Oktober 1821 kehrten Vaudissins wieder nach Rom zurück.

Begleiterin der Familie Vaudissin war die junge Auguste von Wigleben, später die Gemahlin des vierten Bruders Hermann. Sie hat gleichfalls ein Tagebuch über diese Reise in vier umfangreichen Hefen geführt, das durch die Lebendigkeit der Darstellung seinen Wert besitzt. Es bedeutet an vielen Punkten eine erwünschte Ergänzung. Sie berichtet am 21. November 1821: „Ich bekam einen Brief von Mathilde (Gräfin Holstein); in Holstein sieht traurig aus. Exekution auf allen Gütern, Klagen und Jammern überall.“ Eine Nachricht, die in einem Briefe Schnorrs an seinen Gönner, den sächsischen Freiherrn von Quandt, gerade in Beziehung auf Vaudissin bestätigt wird (3. März 1822). Am 1. Dezember 1821 notiert Auguste von Wigleben: „Als ich zurückging, fand ich Julchen allein. Wir hatten ein langes Gespräch. Neu angelangte Briefe. Reichsbank und mancherlei machen es wahrscheinlich, daß sie noch länger in Italien bleiben; ich aber müßte doch zu meinen Eltern zurück. Doch Gott weiß, wie alles noch wird; ich quäle mich vielleicht mit unnützen Sorgen, und es kann ja doch sein, daß wir im März alle zusammen der Heimat zueilen.“ Auguste von Wigleben kehrte tatsächlich im April 1822 nach Plön zurück. Vaudissin erwoh einen Aufenthalt in

München. 1822 wurde das Verfahren gegen Arndt eingestellt. Baudissin blieb bis zum Juli 1823 in Italien. Leider versagen die Quellen für dieses Jahr — April 1822 bis Sommer 1823 — völlig. Dann kehrte er nach Holstein zurück. Schnore berichtet an den Freiherren von Quandt am 28. Juni 1823: „Ihnen mehr von meinen Arbeiten für Masfimi zu sagen, will ich andern überlassen. Hoffentlich wird Graf Baudissin Ihnen davon erzählen, welcher, kurz bevor ich für diesmal endigte, mich in der Villa besuchte.“ Am 20. Mai 1824 schreibt er an seinen Vater: „Mich freut, daß Du den Grafen Baudissin hast kennen lernen; vielleicht, daß Du ihn in Zukunft öfter siehst; denn er hat große Lust, mit der Zeit sich nach Dresden zu wenden.“

S i e n a, 8. Jan. 1821.

Wir¹⁾ waren schon um 3 aufgestanden, um zeitig genug wegzukommen; allein für das erste Abreisen nach langem Aufenthalt gibts einen eigenen Dämon. Wir fuhren endlich gegen 5 durch die Porta S. Frediano mit 5 klingelnden, nicht sehr schnellen Maultieren. Die Luft war so warm, daß mich der Mantel zu heiß dünkte. Sulchen hatte Kopfschmerz, Luise war liebenswürdig und sorgsam.²⁾ Bald hinter Florenz zwang uns ein Wegelagerer einen Korb mit Brot und Feigen auf. In Poggibonzi ward unsere übrige Reisegesellschaft eingeholt und Mittag gemacht. Wir sind zusammen 7 Herren und 7 Diener. — Zwischen Siena und Poggibonzi links eine schöne, mit herrlichem Epheu bewachsene Grenzfestung; späterhin ein Wald von immergrünen Eichen rechts am Wege. Sulchen kam mit starkem Kopfschmerz hier an und ging sogleich zu Bett. Rumohr³⁾ verschaffte uns noch heute abend einen trefflichen gefälligen Führer. Gutes Wirtshaus in der Aquila nera.

S i e n a, Dienstag d. 9. Jan. 1821.

Sulchen zum Geburtstag gratuliert. Rumohr brachte ihr zum Geschenk einen hübschen antiken Ring. — — — führte uns Rumohr nach dem tiefliegenden Battisterio des Domes, wo ein schöner, noch vergoldeter Taufstein von Jacopo della Quercia und Ghiberti.⁴⁾ Vortreffliche Fassade und Durchsicht über die hohe Marmortreppe hin. — Im Innern eine wahre Marmorpracht allenthalben; mich haben die Brettspielartigen Pfeiler nicht gestört und die blaugestirnte Kuppel sehr erfreut. Marmorschraffierte Zeichnungen von Beccafumi.⁵⁾ Kanzel von Niccolo Pisano, Holzmosaik an den Chorstühlen von einem Veroneser Meister Giovanni; sie sind früher in Monte Oliveto maggiore gewesen.⁶⁾ Alte sienensische Bilder von Duccio in der Sakristei. Aber vor allem die köstliche Kapelle Libreria mit den Bildern aus dem Leben des Aneas Sylvius von

¹⁾ Graf Wolf Baudissin und seine Gemahlin Julie, geb. 1784, gest. 1836; sein Bruder Otto Friedrich Magnus, geb. 1792, gest. 1866, und Luise von Wigleben.

²⁾ Luise von Wigleben begleitete Baudissins für zwei Monate nach Rom, während die Schwester Auguste mit der Familie des Grafen Holstein in Florenz blieb; dann löste Auguste die Schwester in Rom ab.

³⁾ Karl Friedrich von Rumohr, geb. 1785, gest. 1843, lebte seit 1805 meist in Italien.

⁴⁾ Der Taufbrunnen aus Marmor von J. della Quercia (1374–1438). — Die Reliefs mit Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers von Lorenzo Ghiberti (1378–1455).

⁵⁾ Domenico Beccafumi (1486–1551), Schüler Soddomas.

⁶⁾ Niccolo Pisanos Kanzel wurde 1265 in Auftrag gegeben. — Monte Oliveto maggiore = Benediktinerkloster bei Siena. — Das Chorgestühl mit Veroneser Intarsien stammt aus dem Jahre 1567.

Pinturicchio und den schönen Grazien.⁷⁾ An diesen frischen, guten Freskobildern und ihrem lebhaften Geist habe ich hier etwas Unvergleichliches gefunden und bisher noch nichts so Wohlerhaltenes gesehen. Darnach müßten herrliche Kopien zu fertigen sein. Nach dem Dom wandten wir uns zur Augustinerkirche, wo eine sehr schöne Kreuzigung von Perugino, ganz in seinem Stil und in seinen Zügen, um eine Anbetung der Könige von Sodoma, einem neuen sienesischen Malergestirn, das uns hier aufgegangen.⁸⁾ Endlich zu S. Domenico, wo viel Vortreffliches zusammen sich findet. Vor allem eine Seitenkapelle rechts, mit Freskobildern vom Sodoma, die gar sehr schön sind; eine Gruppe heiliger Frauen, von denen eine in Ohnmacht sinkt, ist sehr edel, die Gesichter weit schöner von Zügen als die immer wiederkehrenden des Guido und fast in derselben schönen vorrafaelischen Art wie Francucci von Imola.⁹⁾ Dann ein uraltes Bild, lange vor Cimabue, von 1221, von Guido von Siena, ungefähr im Stil, wie das in Maria Novella;¹⁰⁾ in einem Seitengemach ein Abbild von der hl. Katharine. Dann sahen wir noch vor Tische den großen, schönen, muschelförmig ausgehöhlten Markt mit seinem gewaltigen öffentlichen Palast, dessen Turm leichter und höher hinaufsteigt als der vom Palazzo Vecchio in Florenz. Im Innern des Palastes gar schöne Gemälde von Sodoma und im Ratsaal von Beccafumi; treffliche Aussicht über den Platz und von der anderen Seite über das Gebirge. — Otto und ich gingen vor Tisch noch einmal in den Dom, um uns die Kanzel zu betrachten, an der wir im jüngsten Gericht unter den Verdammten den Frauenrücken aufsuchten, von dem Hagen¹¹⁾ spricht. Welch ein Mann, dieser Nicolo Pisano, der eine solche Kunst so wieder angefangen hat. Das ist das Ruhrende und Erhebende aus dieser Zeit, daß alle Stände, eine ganze Republik, mit allen Kräften und alle Künstler mit den verschiedensten Talenten in frommvereintem Eifer so schön zusammengewirkt haben. Wir hatten heut früh außer dem genannten noch die guten alten Bilder im Hospital von Matteo, dem sienesischen Masaccio gesehen;¹²⁾ dagegen haben wir den Brunnen Branda und den auf dem Markt von Jacopo della Quercia ver-

⁷⁾ Duccio di Buoninsegna, 1319 gestorben; sein großes Altarwerk wurde 1311 vollendet. — Bernardino Betti, genannt Pinturicchio (1445 — 1513), schmückte die Dombibliothek im Auftrag Pius III. (1503) mit zehn Fresken aus dem Leben seines Oheims, des Aneas Silvius Piccolomini, des Papstes Pius II.

⁸⁾ Die Kreuzigung Peruginos aus dem Jahre 1510, eines seiner letzten Bilder. — Giovanni Antonio de Vassi, genannt Sobboma (1477 — 1549).

⁹⁾ Das Bild Sobbomas ist die Verückung der hl. Katharina. — Innocenzo Francucci da Imola (1494 — 1550) hatte Daudissin in Bologna kennen und schätzen gelernt.

¹⁰⁾ Das Madonnenbild Guidos von Siena trägt die Jahreszahl 1221, ist aber wohl jünger. — Die Cimabue (ca. 1240 — 1300) zugeschriebene Madonna Rucellai in S. Maria novella in Florenz ist wohl ein Werk Buoninsegnas (s. W. Kothes, Die Blütezeit der sienesischen Malerei, 1904, S. 39).

¹¹⁾ Friedrich Heinrich von der Hagen unternahm 1816/17 zusammen mit Kaumer eine wissenschaftliche Reise nach Italien, deren Frucht „Die Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien“ 1816/21 waren (s. hier II, S. 256).

¹²⁾ Matteo di Giovanni, Schüler des Sano di Pietro, der als der „sienesische Fra Angelico“ gefeiert wurde. — Etwas jünger als Angelico ist Tommaso di Ser Giovanni, genannt Masaccio, geb. 1401, gest. 1428 in Rom, der Künstler der Brancaccikapelle in der Karmeliterkirche S. Maria del Carmine zu Florenz. Über Matteo di Giovanni s. W. Kothes, a. a. O. S. 27 u. a.

säumt; ich wäre auch gern auf den Turm gestiegen. Siena hat uns allen einen großen Eindruck von Heiterkeit und Freundlichkeit gemacht, den auch die Einwohner, so viel wir an uns erfahren konnten, bestätigten. Nach Lisch ward noch einmal in den Dom gefahren, der bei der einzelnen Kerzenerhellung ungeheuer hoch und wunderbar und heilig ausfah. Diesmal galt aber unser Gang eigentlich den *Grazien*, die in der Nachtbeleuchtung noch viel geistiger und weicher ausfahen; dies waren die ersten Antiken, die ich also geschaut.¹³⁾

Viterbo, Freitag d. 12. Jan. 1821.

— Schöne Gegend hinter San Lorenzo, wo man zuerst den See von Bolsena sieht. In Monte Fiascone stieg ich hinauf ins Städtchen und besah die uralte Kirche, wo der Dominus Giovanni de Fugger begraben liegt, das mit dem dreifachen Est, Est bezeichnet ist. Die Kirche heißt San Frediano und ist aus dem 11. Jahrhundert. Der Dom ist neu und wenig dran, dafür aber eine ganz göttliche Aussicht am Ende des Ortes über den See von Bolsena, aus welchem 2 Inseln sich sehr reizend und in eigentümlichen Formen erheben. — Der Tag ward noch benutzt, um ein Bild von Sebastiano del Piombo in der Franziskanerkirche zu sehen; dann streiften wir noch mit Numohr durch die alte, starkummauerte Stadt, die mit Lärm, Geschrei und Gedränge schon recht echt italienisch und mittelalterlich erschien.

Monte Rossi, den 13. Jan. 1821.

Ehe wir ausfuhren, ward noch wieder ein Gang nach dem Palazzo Publico in Viterbo mit A[umohr] gemacht, wo wir flüchtig ein leider übermaltes Freskobild über der Tür von Perugino oder aus seiner Schule sahen. Züge und Umriß sind nicht zu verkennen. So ist auch an jene Art erinnernd ein Freskobild in einer Seitenkapelle des Domes, die sich auswendig durch ein rundes gotisches Fenster kenntlich macht. Noch ist zu merken ein altes sienesisches Bild in der Sakristei des Domes links, ein Christus mit aufgehobenem Arm und ziemlich schwerem Faltenwurf; es gleicht in Art und Stil den Sachen von Dürer oder Pencz¹⁴⁾, und der Heiland hat ein schönes Gesicht. — Von V[iterbo] nach Monte Rossi ward gefahren, ohne zu futtern; ich setzte mich zu A[umohr] in die Kutsche, und wir führten allerlei gute Gespräche über den Kultus diesseits und jenseits der Alpen. Die 4 Wagen hielten einträchtig zusammen, und die Fahrt ward beim allerprächtigsten Wetter zurückgelegt. Zur Rechten die jetzt, nachdem Cardinal Consalvi¹⁵⁾ zu mehrerer Sicherheit den Wald hat umhauen und abbrennen lassen, freie Aussicht auf den See Vico, der gar hübsch um einen mitten davor liegenden Berg sich herumschlingt; links auf die schönen sabinischen Gebirge, wo A[umohr] mir den Velino und den weltbekannten Soracte zeigte. —

¹³⁾ Über die Gruppe der drei Grazien s. Iwan Müller, Handbuch, Bd. VI (München 1895), S. 832 und 748. — Die damals hochgeschätzte Gruppe ist von Canova, wie von Thorwaldsen nachgeahmt worden.

¹⁴⁾ Georg Pencz, nach dem Urtheil Dehios der begabteste unter den Schülern Dürers.

¹⁵⁾ Ercole Consalvi, seit 1800 Staatssekretär Pius VII., gest. 1824.

Unsere Reisenot endigte heut nacht mit einem sehr schlechten Bett für jeden; es war Zeit, daß unser Zigeunerleben ein Ziel fand. — Also Morgen in Rom! ¹⁶⁾

R o m, den 14. Januar 1821.

Ich hielt meinen Einzug bis vor die ewige Stadt in Numohrs Wagen, den Kopf mehr außer der Kutsche als drinnen. Schon im Garten der *Storta* ¹⁷⁾ hatte ich die Schönheit der Campagna einsehn lernen; nachher nimmt sie noch zu. Uns entzückten die weichen Erdfornen, der schöne Horizont, das frische Grün, die welligen Linien. Aussicht auf Rom am Grabe des Nero. Wald von Korkeichen, Ponte Molle, mit der Aussicht auf die Villa Madama. ¹⁸⁾ Peterskuppel — Platz und Porta del Popolo; unser zierliches, angenehmes Haus in Via Frattino, no 122. Die Zimmer waren kaum besetzt und verteilt, als ich meinen längst gefaßten Entschluß ausführte und mit Luise und Otto trotz des trüben Wetters zur Peterskirche ging. Platz und Springbrunnen und Treppen über alle Erwartung groß und edel. Fassade und Kuppel kleiner als man sich denkt. Das Innere wieder gewaltig und höchst edel, mögen auch die Neueren sie verdammen.

R o m, Montag d. 15. Jan. 1821.

Bisite bei Kaas, der uns zugleich dem Prinzen vorstellte. ¹⁹⁾ Dann bei den Hofdamen und den übrigen Hofleuten. Darauf, nachdem auch Zulchen in der Zeit bei den Hofdamen gewesen und Otto und ich die Treppe von Trinità dei monti erstiegen, zum Forum hinausgefahren. — Dann zum überherrlichen Kolosseum. Zulchen und ich fuhren zuerst rund umher und traten dann hinein; ich kenne nichts Gewaltigeres und Schöneres. Wie schien der blaue, römische Himmel durch die Bogen! Wie dicht war das alles bewachsen! Welche wunderbaren Beleuchtungen und welches Wetter! Beim Zurückfahren gingen wir ins Pantheon, dessen heitre Schönheit freilich noch mehr ist als die Peterstkuppel. Der Rest des Tages ward im größten Weltleben zugebracht. Den Mittag aßen wir beim Prinzen Christian, der sehr natürlich und freundlich gegen seine Landsleute ist; — den Abend aber waren wir abermals durch die Vermittlung von Kaas auf einem stupenden Ball beim Duca di Bracciano eingeladen, wo das Lokal an Herrlichkeit und Größe wirklich alles übertrifft, was ich noch in Privathäusern gesehen habe. Neue Bekanntschaften wurden außer den Eigentümern vom Hause folgende gemacht: Die Familie *Neden*, Thorwaldsen, der Kronprinz von Bayern und seine Kavaliere; er spricht sehr munter und lebendig. *Rossini* sah ich gleichfalls. Dann ein dänischer Baumeister *Koch* und Herr von *Link*, der lange in Griechenland gewesen. ²⁰⁾

¹⁶⁾ *E. Goethe, Italienische Reise*, 28. Oktober in Citta Castellana: „Morgen abend also in Rom.“

¹⁷⁾ *la Storta*, die letzte Poststation vor Rom.

¹⁸⁾ Auf dem rechten Uferufer, nach Entwürfen Raffaels von Giulio Romano gebaut.

¹⁹⁾ Prinz Christian Friedrich von Dänemark, Vetter des Königs Friedrichs VII., als König Christian VIII. (1839–1848). — Hr. Julius Kaas, Präsident der dänischen Kanzlei.

²⁰⁾ Baron von Neden, der hannoversche Gesandte, bewohnte die Villa Malta. Seine beiden Töchter, Henriette und Elise, erscheinen oft im Tagebuch. Die Familie wird charakterisiert in den Erinnerungen der Malerin *L. Seidler*, hrsg. von *Uhde-Bernays*, S. 163. — Kronprinz Ludwig

Rom, Dienstag d. 16. Jan. 1821.

Otto und ich gingen früh hinaus auf den Quirinalberg und weideten uns an den herrlichen Kolossen, die den ganzen Platz und alle Häuser rund umher klein machen und scharf von der Morgensonne beschienen waren. Da ist lebendiges Griechentum, und wenn es einem so frisch und aus der ersten Hand begegnet, mag man ihm wohl einmal wieder gut sein. Dann fuhrn wir zum Theater des Marcellus²¹⁾ und zur Peterkirche, deren Herrlichkeit Sulchen noch nicht gesehen und die wir aufmerksam mit einem Cicerone durchgingen. — Die Pferde wurden heut nicht geschont; denn sie mußten uns noch zu Thorwaldsens Atelier bringen; in dem ist die griechische Kunst viel reiner wiedergeboren als im Mittelalter. Wie reiten seine Macedonier auf dem Fries! Wie schön in der Basrelief des Achilles und Priamus! Wie stark und rein der Jason! Welche schöne Ähnlichkeiten haben seine Büsten, vor allem die beiden jetzt begonnenen von unsern Prinzen!²²⁾ Nach dem Essen brachte Rumohr Dverbed und Suter hierher.²³⁾ Mit letzterem wurden Zeichnungen verabredet. Dverbed hat ein sehr schönes, liebes Gesicht und eine gar zu angenehme Aussprache.

Rom, Mittwoch d. 17. Jan. 1821.

Während Rumohr heute früh mit Rehbenitz²⁴⁾ bei Sulchen gewesen, hatten Otto und ich uns aufs Kapitol versüßt und dort das herrliche Kapitolinische Museum durchwandert. Das sind Antiken, vor denen man Respekt behält! — Um 12 fuhrn wir zusammen, zuerst in die Logen, wo die bekannten Jugenderinnerungen aus dem weißen Eßsaal mich erfreuten und rührten;²⁵⁾ dann

von Bayern weilte in Rom, während dieses seines dritten Aufenthaltes, Winter 1820/21 und wohnte am Monte Vincio. — Lindt, ein Landschaftsmaler aus Cannstatt, Begleiter des Barons Otto Magnus von Stadelberg auf der griechischen Reise 1810/14.

²¹⁾ Das Theater des Marcellus, 11 v. Chr. von Agrippa vollendet, der Palazzo Cavelli-Orfini; hier wohnte 1817/24 W. G. Niebuhr.

²²⁾ Thorwaldsens Atelier befand sich, wie auch W. Schadows, im Hause der Frau Dutti, das Karoline von Humboldt gemietet hatte und bewohnte, in der Nähe des Palazzo Barberini, dort, wo heute im Park des Palazzo Thorwaldsens Denkmal sich erhebt. — Sein Alexanderzug entstand 1811; das Werk in Gips befindet sich heute in den Fürstenzimmern des Quirinals; in Marmor, heute in der Villa Carlotta am Comersee, wurde das Werk erst 1828 ausgeführt. — Das Priamusrelief entstand 1815. Der Jason, 1803 im Gipsmodell vollendet, wurde erst 1828 in Marmor ausgeführt.

²³⁾ Joseph Sutter, geb. 1781 in Linz, gest. dort 1866; Schnorr nennt ihn „den edlen“ — „den trefflichen Sutter, mit dem ich schon in Wien zusammengeliebt habe“. Er gehörte als Glied der St. Lukas-Bruderschaft in Wien zu dem engsten Freundeskreis Dverbeds.

²⁴⁾ Theodor Rehbenitz, geb. 1791, gest. 1861, als Universitätszeichenerlehrer in Kiel. Durch seine Vermittlung wurde Schnorr mit Rumohr bekannt.

²⁵⁾ In Emlendorf. Christoph Heinrich Pfaff nennt in seinen „Lebenserinnerungen“ 1854 (S. 118) ein Gemälde „Die Hauptgruppe aus Raphaels Schule von Athen“ darstellend, „von dem berühmten Meugs kopiert“. Ferner den hl. Michael, als Überwinder des Satans, nach Guido Reni, eine Verklündigung der Maria nach ebendenselben; eine höchst gelungene Kopie einer der ansprechendsten hl. Familien Raphaels, ein großes Originalgemälde von Angelika Kaufmann, — Juno, welche die Venus um ihren Gürtel bittet, mit dem kleinen schelmisch aussehenden Amor zur Seite der letzteren. Ferner eine trefflich gedachte Zeichnung von Carstens: Sokrates im Korbe schwebend und sein trefflich charakterisiertes Publikum apostrophierend nach Aristophanes, zwei schöne Hadertische Landschaften, ferner eine des Sees von Albano mit ruhenden Kühen und ihrem Hirten im Vordergrunde — von Denis u. a.

in die göttlichen Stenzen. — — Noch trunken von höchster Freude gingen wir durch die Logen zurück in die borgianischen Zimmer, wo unfer noch mehr harnte. Denn hier empfing uns gleich die Verklärung, die doch in Wahrheit ein A und O aller Malerei ist. Dann die Krönung Mariä von Raphael; die Kommunion des hl. Hieronymus von Domenichino; die Madonna von Foligno mit dem süßen Engel, der im Paradiese fehlt; neben dem Krönungsbilde der fast ebenso schöne Perugino; dann mehrere vielliebe Fra Beato Angelicos. Als wir mit großem Entzücken unsern Vatican verlassen, der doch viele Sünden wieder gut macht, fuhren wir hinaus in den Garten der Villa Pamfili.²⁶⁾ — Von der Villa P[sampfili] zur schönen Paulinischen Fontona, nach meiner Ansicht der schönsten in Rom; schon dort ist die Aussicht herrlich. Noch schöner wird sie nah daran vor der Kirche S. Pietro in Montorio, wo ehemals die Verklärung und gegenwärtig noch ein Bild von Sebastiano del Piombo²⁷⁾ und im Vorhof eine zierliche kleine Kapelle von Bramante. Nachdem wir nachmittags einen Besuch von den Kavalieren des Kronprinzen und Rumohr gehabt, fuhren D[itto] und ich noch mit letzterem den Abend zu Niebuhrs, wo ein paar gute Bilder, worunter ein Francia,²⁸⁾ das Erfreulichste waren; er und Rumohr machten die Sache gar zu gelehrt. Folgendes habe ich mit davon heimgebracht. Die alten Einwohner von Spanien haben nicht die geringste Affinität in ihrer Sprache mit den Galen; diese sind von den Germanen ins Wandern gebracht; die Karthager haben den Niger gekannt und benannt. In Italien ist wohl schon zu den Zeiten der Völkerwanderung italienisch gesprochen und lateinisch nur noch, und zwar vortrefflich, in Schulen gelehrt worden; in Amerika gibts ein Volk, wo die Weiber eine ganz andere Sprache haben als die Männer. Endlich ist die Kampagna vor Rom, wie auch Sismondi sagt, im Mittelalter viel bewohnter gewesen.

R o m, Donnerstag d. 18. Jan. 1821.

Unser Gang war eigentlich der Villa Massimi zugebacht, wo wir Overbeck fanden.²⁹⁾ Er malt al fresco ein Zimmer mit Szenen aus dem Tasso; ich bin nun von der Arbeit nicht so entzückt wie Rumohr, so schön ich manches einzelne gedacht finde. Besuch bei Kohden,³⁰⁾ den wir nicht in seinem Atelier fanden;

²⁶⁾ Raffaels „Verklärung“, sein letztes Werk, jetzt in der Vatikanischen Pinakothek; ebendort seine Madonna di Foligno, 1512, das Jugendwerk „Die Krönung Marias“ 1502 in Perugia entstanden. — Der erwähnte Perugino ist seine „Madonna mit 4 Heiligen“, 1495 entstanden. — Die „Komm. des hl. H.“ = das berühmteste Tafelgemälde Domenichinos (1581–1641). — Die erwähnten Angelicos sind wohl das kleine Madonnenbild und die Bilder mit Szenen aus dem Leben des hl. Nicolaus.

²⁷⁾ Sebastiano Luciano, genannt del Piombo (1485–1547). — Das erwähnte Gemälde ist eine Geißelung Christi nach einer Zeichnung Michelangelos.

²⁸⁾ Francesco Raibolini, genannt Francia (1450–1518), lernte B. in Bologna kennen.

²⁹⁾ 1818 hatte Overbeck die Ausmalung eines Zimmers der Villa Massimi mit Fresken nach Tassos Besr. Jerusalem übernommen; 1827 trat Führich an seine Stelle.

³⁰⁾ Joh. Martin Kohden, geb. in Kassel 1778. Mit einer Landschaft hatte er auf der Weimarerischen Kunstausstellung 1802, zusammen mit Hummels „Perseus und Andromeda“, den Preis erhalten (Goethes Werke Bd. 35, S. 140 und Bd. 48, S. 57). Sein bekanntestes Werk, „Der Wasserfall von Tivoli“, beschreibt Schnorr S. 506. — S. über ihn L. Seidler S. 150.

nächst Koch und Reinhard³¹⁾ ist er wohl der beste hier. Als ich zu Hause gekommen, erfuhr ich eine Einladung des Prinzen an uns alle, die Musik in der Peterskirche zu hören und dann bei ihm zu essen. — Große Affabilität und Freundlichkeit des Prinzen und der Prinzessin; man sehnt sich fast nach der Zeit, wo in Dänemark, Preußen und Bayern die jetzigen Thronfolger regieren werden. Gang mit dem Prinzen ins Pantheon, in welches der Mond hell hineinschien.

R o m, Freitag den 19. Jan. 1821.

Bisite mit Otto bei den bayrischen Kavaliern; dann in den Palazzo Borghese gegangen, wo ein schöner Francia und eine große Grablegung von Raphael aus seiner mittleren Zeit, mit schlanken Figuren; mir nicht eben das liebste, aber doch ein schönes, tiefes Bild, das Suter jetzt kopiert. Unser Prinz wirft den deutschen Künstlern vor, dieser Stil scheine ihnen der höchste; sie sind indes gewiß auf besserem Wege als er, der die Prinzessin jetzt von Agricola kopieren läßt. Dann nach der Dianenjagd von Dominichino und dann die Sibylle von ihm, die Meister Jensen jetzt schändlich genug für den Prinzen kopiert hat.³²⁾ Wir fuhren heut hinaus nach S. Paolo fuori le mura. Unterwegs fiel uns die zierliche Gestalt des Bestatempels auf. — Von da kamen wir endlich zum K o l o s s e u m, das nie genug gepriesen werden kann; als wir es betraten, hatte eben ein Kapuziner seine Predigt angefangen. Wir achteten nicht sehr auf ihn und erstiegen die inneren Wölbungen und Stagen, durch deren zerrissne Öffnungen sich die herrlichsten Bilder darstellen. Als wir wieder herabgestiegen waren, hatte sich die Rede des Mönchs ihrem Ende genahet; viele Leute aus dem Volk und einige elegante Welt hörten ihm aufmerksam zu. Wirklich sprach er mit großer Wärme und Begeisterung, und als er nun seine Bußpredigt damit schloß, das Bild des Gekreuzigten hoch aufzuheben und Worte der Reue und Sühne zu sprechen, die alles Volk kniend und sich an die Brust schlagend nachsprach, war der Eindruck sehr tief und ergreifend. Alle stürzten zugleich nieder auf die Knie, wir hätten gern mitgekniet. Sulchen und Luise standen die Tränen in den Augen. Er schloß dann, indem er kurz abbrach, und eine Prozession von Grauverhüllten zog singend durch die Ruinen weiter. Diese Rede im Freien, auf dieser Stätte, von so energischer Wirkung, war sehr feierlich und eindringlich, und ich hätte sie um vieles nicht missen mögen. Wir haben darin Glück gehabt; denn viele, die lange Zeit hier gewesen, haben solche Predigten nicht erlebt. Und welches Wetter! Welcher blaue, heitere Himmel, an den hohen, gewaltigen Gebäuden hinaufgesehen! Welche Vegetation von Ranken und Gras und Kräutern auf allen diesen Ruinen!

³¹⁾ Der Tiroler Jos. Anton Koch (1768—1839), der „alte“ Koch, „der Vater der klassizistischen, stilisierten heroischen Landschaft“, setzte seit 1825 Phil. Weits Dante-Fresken in der Villa Massimo fort. S. über ihn A. Kestner „Römische Studien“ S. 94 f. und die Charakteristik bei L. Seibler S. 127/29. — Joh. Ebn. Reinhart, Landschaftsmaler, geb. 1761 in Hof, gest. 1847 in Rom. Der „geistreiche, kraft- und kunstvolle K.“ heißt er bei Schnorr. Er hatte 1785 in Leipzig Schiller kennengelernt.

³²⁾ Raphaels Grablegung aus dem Jahre 1507. — Domenichinos „Triumph der Diana“ und seine „Sibylle“ — nicht im Palazzo B., sondern in der Villa B., der heutigen Villa Umberto.

R o m, Sonntag d. 21. Jan. 1821.

Otto und ich gingen heut früh bei herrlichem Wetter aus, um allerlei Bistiten zu machen. Wir verfehlten Nebnik, der eine herrliche Aussicht von der Höhe des Palastes Caffarelli hat; dann sahen wir im Corso den Palast Sciarra Colonna, wo im letzten Zimmer ein über alle Maßen schönes Porträt eines Violinspielers von Raphael, von der schönsten Färbung, wie außer ihm nur noch Leonardo da Vinci gemalt. — Von da zu Kestner,³³⁾ der uns das schöne Panorama aus seinen Zimmern und vom Turm herab zeigte und mir lebhafteste Lust zum Ankauf einiger Gipsfachen gab; er hat den einen Diskobulen und die Venus, die ihr Haar teilt. Dann zum Maler Bese,³⁴⁾ der 3 Kopien nach Raphael aus Florenz mitgebracht hat, die er wohl gern verkaufte. Endlich zu Herrn von Stadelberg,³⁵⁾ der uns die Kupferstiche und seine eigenen Handzeichnungen zum Friesse des Apollotempels zeigte. Das wird ein herrliches Werk geben. Diese köstlichen Ruinen sind ganz zufällig gefunden, als man einem Fuchsbau nachspürte. Endlich beschlossen wir noch den schönen, langen, sonnigen Vormittag, indem wir im Garten der Villa Medici und in dem der Villa Borghese spazieren gingen. — — Zulchen und Luise waren heut früh mit Stein in der lutherischen Predigt gewesen, von der sie wenig erbaut zurückkamen.³⁶⁾ Sie wurde in einem Zimmer gehalten; Gebet für „das ehrwürdige Oberhaupt der katholischen Kirche und die deutschen Künstler“.

R o m, Dienstag d. 23. Januar 1821.

Otto und ich gingen heut früh, unsern Landsmann Koch, den Architekten, abzuholen; der uns ein paar hübsche Zeichnungen athenischer Tempel (Theseus und Minerva), so wie von dem zu Pästum zeigte. Wir gingen dann zusammen zu Haus, und Koch fand sich nachher zum zweitenmal wieder zu uns, um einige Künstler mit uns zu besuchen. Leider waren die Freskofachen bei Bartholdi³⁷⁾ nicht zu sehen. Dafür fanden wir Zeit aber zu Hause. Er hat nicht viel fertig, das Vorhandene ist aber sehr herrlich; vor allem das Bild eines französischen Geistlichen in so schöner Behandlung der Farben, als habe Leonardo es gemalt. Ferner seine Judith; sein Karton zu den 7 fetten Jahren. Die Skizze zu den Scenen aus Dante in Villa Massimi, die mir schöner an-

³³⁾ August Kestner, hannoverscher Gesandtschaftssekretär, der Sohn von Goethes Lotte; seine Wohnung war in der Villa Malta am Monte Pincio.

³⁴⁾ Joh. Bese, geb. in Braunschweig, gest. in Madrid 1837; als Kopist Raffaels tätig; sein tragisches Ende erzählt L. Seidler S. 214.

³⁵⁾ Otto Magnus von Stadelberg, geb. 1787 in Neval, gest. 1837 in Petersburg. Seit 1808 in Rom, unternimmt er von hier aus mit vier Begleitern die große Reise nach Griechenland, die zur Aufdeckung des Apollotempels von Phigalia führte. S. die „Schilderung seines Lebens und seiner Reisen“ durch N. von Stadelberg, Heidelberg 1882. Er weilte seit 1816 wieder meist in Rom. Über Vaudiffin heißt es in jener „Schilderung“: „Nächst Kestners aufopfernder Liebe half auch der Umgang mit den Freunden Neben und Vaudiffin über die schwerste Zeit des Kummers hinweg.“ (S. 352.) Später haben sich beide in Dresden wiedertreffen.

³⁶⁾ Der Freiherr von Stein weilte seit Dezember 1820 mit den beiden Töchtern in Rom. — Preuss. Gesandtschaftsprediger war bis 1823 Eduard Schmieder, später Direktor des Predigerseminars in Wittenberg. An seine Stelle trat N. Nothe.

³⁷⁾ Auf Vorschlag von Cornelius wurden Phil. Weit und Wilh. Schadow mit der Ausführung der Fresken in der Villa des preussischen Generalkonsuls Bartholdi beauftragt (1816).

gelegt scheinen als Overbeck's, und ein gar hübscher Transparent, der bei einer Fete gebraucht worden, das die deutschen Künstler dem Kronprinzen von Bayern gegeben.³⁸⁾ Da stehen Albr. Dürer und Raffael und reichen sich die Hand; ferner Fra Beato, Giotto, Erwin, Michelangelo, David, Homer; alle sehr geistreich und hübsch gedacht. Bei Bartholdi ward noch ein vergeblicher Versuch gemacht, dafür fanden wir aber Nâcke zu Haus,³⁹⁾ an dessen reinlicher, schöner Zeichnung der hl. Elisabeth ich viel Freude gehabt. Wir fuhren endlich noch zu Schadow, der nächst Thormaldsen hier wohl der erste ist;⁴⁰⁾ seine Spinnerin und Sandalenbinderin, dann das schöne Dioskurenbasrelief und der ganz aus der Natur genommene Diskuswerfer. Weiterhin ward die Weihe der Tiere vor St. Anton mit angesehen, wo gerade eine Menge Postpferde stattlich geschmückt vorüberzogen. Dann nach S. Maria Maggiore und über den Quirinal zu Haus gefahren. Noch blieb den Mittag bei uns. Abends um 9 fuhren wir mit Redens zu der Herzogin von Devonshire, der hiesigen Protettrice delle belle arti.

R o m, Freitag den 26. Jan. 1821.

Otto und ich machten heut morgen die Bekanntschaft von Schnorr,⁴¹⁾ der mit Rehbenitz, welchem letzteren wir eigentlich unseren Besuch zugebracht, in einem Hause wohnt. Er scheint mir mit Nâcke auf einer Höhe zu stehen. Sein Christus, wie er den Segen austheilt, seine Federzeichnungen von Bekannten und vor allem seine in Öl fertig gemalte Verkündigung sind sehr hübsch und viel versprechend. Noch zeigte er uns die Skizze einer Begrüßung Jakobs und Rahels, und die hl. Weiber, wie sie den Engel im Grabmal finden. Letzteres hat er selbst sehr lieb und verspricht sich viel davon.⁴²⁾ Wir streiften nachher noch etwas auf dem Forum umher, um uns Stellen zum Zeichnen auszusuchen — fuhren zum Palast Falconieri, wo Kardinal Fesch seine Gemäldesammlung hat, die mit Neuß und Ranzau beschen werden sollte.⁴³⁾ — Unter den Niederländern ein paar gute Rembrandt's; es ist ihrer eine ganze Menge da; aber es

³⁸⁾ Weit war 1815/30 in Rom; das Bild des Abbé Moirliou ist 1818 entstanden; das Fresko „Die 7 fruchtbaren Jahre“ 1816 in der Casa Bartholdi; die „Judith“ 1820/23 für den sächsischen Freiherrn von Quandt. An den Dante-Fresken arbeitete er bis 1825; ihre Weiterführung übernahm dann Koch. — Das Fest vom 29. April 1818 beschreibt Schnorr S. 344 f.; in Ringseis „Erinnerungen“ Bd. I, S. 522 ff.

³⁹⁾ Gustav Heinr. Nâcke, geb. 1786, gest. 1835 in Dresden. Die hl. Elisabeth war von Herrn von Quandt 1819 bestellt worden (s. Schnorr S. 169); erst 1823 ward das Werk vollendet; jetzt im Naumburger Dom.

⁴⁰⁾ Der ältere der Brüder Rudolf (geb. 1786; gest. 31. Januar 1822 in Rom). Sein „Scheibenwerfer“ findet Anerkennung bei Schnorr S. 361; ebenso eine tanzende Bacchantin S. 390. Die übrigen Werke werden als „größtenteils süßlich modern und ungediegen“ abgelehnt. (Siehe Schnorr S. 391/92.)

⁴¹⁾ Julius Schnorr lebte seit Januar 1818 in Rom.

⁴²⁾ „Die 3 Frauen am Grabe“ bestellte Freiherr von Quandt bei Schnorr (s. Br. S. 159); Baron von Ampach, Domherr zu Naumburg, die Verkündigung (Februar 1820; — s. Br. S. 164, 214 und 217). „Jacob und Rahel am Brunnen“ war für Ringseis bestimmt, wurde aber schließlich von dem Kronprinzen von Bayern übernommen (s. Br. S. 214, 217 und 434).

⁴³⁾ Die Villa Falconieri am Ponte Sisto gelegen. — Die besonders an Niederländern reiche Sammlung des Kardinals Fesch wurde von ihm in seiner Tätigkeit als Kriegskommissar der Republik zusammengebracht; nach seinem Tode 1839 wurde sie zerstreut.

wird einem nicht wohl bei all dem weltlichen Zeug, wenn man sich an die Alten gewöhnt hat. Ich fand mit Verwunderung und Wohlgefallen in einem Bowermans das Bild wieder, welches oben in Ranzau in der Südstube hängt, auf welchem ein Schäd beschlagen wird, und mein's scheint mir ebenso gut. Schöne Ausichten von den Fenstern des Palastes auf die Tiber und S. Pietro in Montorio und die Eiche des Tasso. — Abends war große Versammlung von Engländern und andern Fremden bei der Prinzessin; wir hatten sonst zu Reinholds gewollt. — Gar zu große Entzückung, mit welcher Henriette Stein von ihrer Präsentation beim Papst sprach. Man soll über dem Verehren des Alten auch die gar zu gröblichen Verstöße nicht übersehen; es ist hier denn doch ein schlimmes, verwelktes und niederdrückendes Priesterregiment, das alles erlaubt, was es eben verboten, und aus weltlichen Rücksichten die heillosen Dinge nicht bestraft. Und dann die „verfluchten“ Bibelgesellschaften! und die nicht erlaubten Schulen in Dlevano und die Ausartung aller religiösen Begriffe! ⁴⁴⁾

R o m, Sonnabend d. 27. Jan. 1821.

Julchen und Luise und ich fuhren heut zu Schnorr, der mein Porträt zeichnen wird, und sahen dann die fertigen Sachen von Eggers (große weibliche liegende Figur von schönem Kolorit) und Dverbeck, dessen Einzug in Jerusalem recht reich und herrlich ist. ⁴⁵⁾ Ganz vortreffliche Handzeichnungen von ihm in Bleistift; Rumohr gesellte sich noch zu uns, und wir fuhren mit ihm aufs Forum.

R o m, Sonntag d. 28. Januar 1821.

Stein machte uns in der Zeit vor dem Essen einen Besuch, in welchem er viele Liebenswürdigkeit zeigte. Fiktion des Dänentums. Pläne für Italien und Dänemark im J. 1814.

R o m, Dienstag d. 30. Jan. 1821.

Julchen empfing mich heut zum Geburtstag mit 30 Blättern der schönen, geistreichen Roffinischen Abdrucke römischer Altertümer. Von Otto bekam ich das Blatt vom Forum, von Luise eine Kapsel für Bleistifte; endlich von Titi und Ventheim ein paar Marmorfachen. Ich ging um 11 mit Ranzau und Otto dem Vatican zu. — Mittag ward bei Rumohr gehalten, der außer dem Kanonikus auch noch Ventheims eingeladen. Es war wieder die gewohnte Weise: ein Pour parler über das Aufgeben unseres Planes, Thorwaldsens Studium heut abend bei Fackellicht zu sehen, wozu Rumohr trieb, hatte zu meiner Freude keine weiteren Folgen. Denn dieser Anblick, zu dem wir auch Steins und Frau von Alopeus, sowie Keuß und Dr. Ringseis eingeladen, ⁴⁶⁾ bleibt unübertrefflich

⁴⁴⁾ In dem Hause des niederländischen Gesandten Reinhold verkehrten Vaudissins viel und gern. — Neigung zum Übertritt bei Henriette von Stein behauptet auch Ringseis Bd. II, S. 47.

⁴⁵⁾ Karl Johann Eggers, geb. 1787 in Neu-Strelitz. Eggers begann in diesen Tagen eine große Komposition Christus bei Maria und Martha (s. Schnorr S. 367, 427 und 444). (Über Eggers Häuslichkeit im Palazzo Caffarelli s. L. Seidler S. 132.)

⁴⁶⁾ Joh. Nepomuk von Ringseis, Leibarzt des Kronprinzen von Bayern. S. über ihn K. Huch, Romantik, 2. Bd., S. 264; s. seine Erinnerungen, hrsg. von Emilie Ringseis 1886, im II. Bd., S. 30/89.

und setzt alles Leben und Seele dieser göttlichen Gestalten erst in wahre Wirklichkeit. Welche breite, starke Schatten und warme Lichter! Wie rein und edel sind alle diese Schönheiten! Thorwaldsen hatte seine Sachen zum Teil selber noch nicht so gesehen und gab auf die gewohnte Weise sein Wohlgefallen an diesem und jenem zu erkennen. Merkur, Venus, Mars, die Achilles- und Alexanderbasreliefs, der kleine Genius mit der Leyer, der siegreiche Amor (dessen Marmorbild eben zerstört worden) und ein Ganymed, der den Adler trinkt, sind mir die liebsten.⁴⁷⁾ — Prinz Christian war heut vorgefahren und wußte von meinem Geburtstag; auch Thorwaldsen gratulierte; das sollte doch Glück bringen!

R o m, Sonnabend d. 3. Febr. 1821.

Wir machten heut mit dem Prinzen und seiner Suite folgende Künstlerbesuche und Bekanntschaften, die freilich nicht alle neu für uns waren. Die *Kiepenhausen*: hübsche Zeichnungen, in den Ölgemälden viel Affektirtes und Verfehltes.⁴⁸⁾ Thorwaldsen: seine vortrefflichen Büsten, Basreliefs für den Kronprinzen von Bayern, die Verkündigung und die 3 Marien am Grabe. Freskogemälde bei Bartholdi, von Cornelius (Traumdeutung),⁴⁹⁾ Overbeck (Verkauf, Magre Jahre, Benjamin), Veit (fette Jahre, Potifar) und Schadow (Josephs bunter Rock und Gefängnischaft). In den Kartons müssen alle diese Sachen vortrefflich gewesen sein, denn gezeichnet und gedacht sind sie herrlich. Aber in die Färbung ist etwas Kaltes und Unheimliches gekommen, und wo dies weniger, z. B. bei Schadow, da ist mit Wasserfarben übermalt worden. Im Zimmer nebenan eine hübsche Federzeichnung von Kösel und eine andre vom ehemaligen römischen Forum.⁵⁰⁾ Dann zu dem unvergleichlich guten, in seiner beschränkteren Sphäre vollkommenen Klein⁵¹⁾, der uns notwendig einige römische Dachsen oder Braunmäntel malen muß. Dann zu Schadow und Koch: endlich noch die Villa Massimi, wo ich heute auch Veits schönes Deckenstück zuerst sah.⁵²⁾

R o m, Montag d. 5. Febr. 1821.

— ein Besuch bei Eggers, bei dem ich ein Porträt der Frau von Bunsen sah und der einige recht gute Gespräche mit mir über die Kunst bei Gelegenheit seiner nackten Figur und die Nachahmer des 15. Jahrhunderts führte. Dann endlich

⁴⁷⁾ Thorwaldsens einzige Venus entstand im Jahre 1816; im selben Jahre der knieende Ganymed, des Zeus Adler trinkend. Mars mit dem Pfeile Amors 1811; der triumphierende Amor 1817; Merkur als Argostöter 1818; im selben Jahre der sitzende Amor mit der Leyer.

⁴⁸⁾ Die beiden Brüder Friedrich Franz und Christian Johann Kiepenhausen arbeiteten an jedem Werke gemeinsam. Sie wurden die Entdecker der Präraffaeliten und wirkten durch ihre Kopien anregend auf den jungen Overbeck (s. Kestner S. 110 f.). In jenen Monaten entstand ihre hl. Elisabeth.

⁴⁹⁾ Das Fresko aus der Casa B., entstanden 1815/17, befindet sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie. Ebendort auch Overbecks Fresken „Die 7 mageren Jahre“ und „Der Verkauf Josephs“ und Veits, sowie Schadows genannte Fresken; mit Overbecks „Benjamin“ ist des Cornelius „Wiedererkennung“ gemeint.

⁵⁰⁾ Samuel Kösel, Landschaftsmaler aus Breslau; gest. 1843 in Potsdam; s. über ihn L. Seidler S. 151 f.

⁵¹⁾ Joh. Adam Klein, geb. 1792, gest. 1875 in München.

⁵²⁾ Maria als Himmelkönigin, St. Bernhard und Dante zu ihren Füßen.

noch zu Koch gegangen und mit Wiener Bleistiften nach seinem Skizzenbuch gezeichnet.

R o m, Dienstag d. 6. Febr. 1821.

Wir hatten verabredet heut bei Rumohr zu frühstücken und seine Zimmer zu besehen, die vielleicht im März gemietet werden sollen. Nachher ward mit ihm gemeinschaftlich ausgefahren, und zwar zuerst zum Palaste Sciarra; dann zu Canova⁵³⁾, der weder im Weichen, noch im Kolossalen zu ertragen ist; er ist nichts besser als Carlo Dolci unter den Malern oder, um ein derbes Wort zu gebrauchen, Kogebue unter den Dramaturgen. Eine liegende Nymphe, die einem Amor zuhört, die stehende Venus, die der im Palast Pitti gleicht, der Washington und eine Hebe sind mir fast das Erträglichste. Dicht neben Canova ist das Studium eines jungen deutschen Künstlers, der für die Glyptothek des Kronprinzen von Bayern einen Perikles in Arbeit hat; der ist schon weit besser als Canova.⁵⁴⁾ Weil wir einmal in die Italienerie hineingekommen, fuhren wir endlich noch zu Camucini, der doch über jenem flachen, manirierten Bildhauer steht und in seiner Zeichnung sich nach Raphael gebildet. Er hat sein Studium herrlich eingerichtet mit Abgüssen und Kartons, ein paar Porträts von ihm sind viel besser als Grögers. Szenen aus der römischen Geschichte komponiert er wohl am besten.⁵⁵⁾

R o m, Mittwoch d. 7. Febr. 1821.

Ich ließ mich von Schnorr zeichnen und ging von da zu Koch, mich an meinem Gottvater zu versuchen. Mittlerweil war zu Hause Kriegsrat gehalten worden, und nach Zuziehung von Steins und eingeholten Nachrichten über das, was Apponys und Niebuhrs geäußert⁵⁶⁾, ist beschlossen, die gewisse Unannehmlichkeit der vielleicht noch sehr unbestimmten Gefahr nicht vorzuziehn. So war das Resultat von langen Beängstigungen und niederschlagenden Sorgen, man wolle so wenig als möglich an die kommenden Schrecknisse denken, und wirklich hat Zulchen seitdem ihren guten Humor wiedergefunden. — Den Abend fuhren Luise und ich zu Niebuhrs, nachdem wir Zulchen im Theater abgesetzt. Es hört sich ihm ganz vortrefflich zu. Gespräch über das Unglück der Campagna, das aus dem Mangel an kleinen Eigentümern oder Erbpächtern herrührt. Über die Herrlichkeit, die Rom hätte darbieten müssen, wenn es wie Palmyra eine große

⁵³⁾ Canovas Majade mit dem Harfe spielenden Amor stammt aus dem Jahre 1815; die stehende Venus aus dem Jahre 1818. Die Florentiner Venus im Pal. Pitti wurde von Vaudiffin als „parisisch“ abgelehnt; der „Washington“ gleichfalls aus dem Jahre 1818. Ein älteres Werk ist die Hebe aus dem Jahre 1796, deren Marmorcopie in der Berliner Nationalgalerie sich befindet. — Der Vergleich mit Kogebue ist veranlaßt durch die Begeisterung, die Kogebue in seinem Buche über Italien (1805) für Canova gegenüber Klassizismus, wie Romantik zur Schau getragen hatte. Carlo Dolci (1616—1686), am Ausgang der Schule von Florenz; „weiche und sentimentale Kraftlosigkeit“ charakterisiert ihn (Lübke IV S. 165). — Siehe A. von Kogebue, Erinnerungen von einer Reise aus Viesland nach Rom und Neapel, Berlin 1805, S. 149 und 161.

⁵⁴⁾ Nicht feststellbar.

⁵⁵⁾ Vincenzo Camuccini's „Tod der Virginia“ war gleichfalls von Kogebue begeistert gerühmt worden. L. Seidler nennt ihn „den ersten Historienmaler Roms“, „einen vortrefflichen Zeichner und guten Koloristen“ (165). — Fr. C. Groeger, geb. 1761 in Plön, lebte als Maler und Lithograph in Hamburg.

⁵⁶⁾ Der österreichische und preussische Gesandte am Vatikan.

Ruine hätte bleiben können; über gefallene Kornpreise bei vermehrter Bevölkerung; endlich aber das unerschöpfliche Thema des holsteinschen Zustandes.

R o m, Donnerstag, d. 8. Febr. 1821.

Der Prinz hatte uns anbieten lassen, Canovas Studium bei ihm zu sehen, und wir uns um 11 bei ihm eingestellt. Außer dem neulich Gesehenen machten wir heut die Bekanntschaft von Canova selbst, der ein guter, freundlicher Alter scheint. Oben eine schlafende, sehr reizende Nymphe, noch schöner als die eben erwachte; endlich in einem 2. Studium das jetzt angefangene kolossale Pferd für den König von Neapel, Gegenstück zu dem der Statue Karls III, das mir unter der Kritik scheint. Es steht auf 3 Beinen, davon das vordere so schief, daß der knochenlose glatte Koloss fallen muß.⁵⁷⁾ Es kann einem fast leid tun, wenn ein großer Meister so seinen eigenen Schimpf bereitet. Von da nahm uns der Prinz noch mit zur Vatikanischen Bibliothek, deren heitres, immenses Lokal wohl jeden in Erstaunen setzen muß.

R o m, Sonnabend d. 10. Febr. 1821.

Den Abend, nachdem Rumohr und Seinsheim hier gewesen, fuhren wir zu Rebens, wo Fr. Lischen besser sang als gewöhnlich. Stadelberg spielte ein paar sehr allerliebste Sachen. Bekanntschaft mit dem Maler Senff.⁵⁸⁾ Große Kämpfe, ob ich mit Veit über ein Bild von Zulchen reden solle. — Alle Welt ist jetzt in großer Spannung, ob die Napolitaner kommen werden oder sich verteidigen. Im äußersten Notfall könnten wir mit dem Prinzen reisen. Daß die Östreicher in Anmarsch sind, weiß man, und der Papst hat eine Proklamation darüber erlassen. Es weiß niemand etwas Sicheres, und jeder glaubt, was er hofft.

R o m, Sonntag d. 11. Febr. 1821.

Mit Bülow in die Kirche gefahren; die lutherischen Gebräuche, und besonders das Singen, haben doch etwas Rührendes. Die Predigt war gut, ward nur zu weich und zögernd gesprochen. Wir sahen nachher die Kopien und übrigen Gemälde und Porträts von Senff, die ich trotz der Geringschätzung, die ihm hier widerfährt, sehr hübsch finde, besonders das von Thorwaldsens Grablegung und Madonna von Foligno. Tag und Nacht von Thorwaldsen. Karton zu einem schlafenden Christuskinde mit zu kleinen Händen und Füßen. Große Madonna über einer von der aufgehenden Sonne beleuchteten Landschaft schwebend, wohl ein Nachklang der Dresdener, das Christkind hält eine Erdkugel. — — Abends waren wir beim Prinzen — Stadelberg und Steins waren dort, und ersterer zeigte die schönen Kupferstiche nach seinen Frieszeichnungen.

R o m, Montag d. 12. Febr. 1821.

Nachdem heut morgen an Bunsen und Veit wegen unsres Quartiers und des Bildes geschrieben worden, gingen wir zu Stadelberg. Was ist das für ein Ta-

⁵⁷⁾ Die schlafende Nymphe aus dem Jahre 1820, jetzt in London.

⁵⁸⁾ Graf Karl von Seinsheim aus dem Gefolge des Kronprinzen von Bayern. — Adolf Senff aus Halle; in seinen Armen starb Rudolf Schadow.

lent und wie fleißig ist er gewesen! Seine Kartons von der Madonna, der 2 Engel das Christuskind bringen, und von der Flucht nach Agypten, wo das schlafende Kind das Kreuz im Traum sieht, sind höchst geistreich und schön, ganz vortrefflich aber besonders die vielen großen Horizontlandschaften, die die aller- vortrefflichste Ansicht und Idee des Landes geben. Ich hoffe recht, daß diese Sachen noch gestochen werden.

R o m, Dienstag d. 13. Febr. 1821.

Am heutigen Lendemain de bal ward erst spät ausgefahren; besonders da ein Brief an Luise mit der Nachricht von Christian Stolbergs Tod gekommen. Ebenso hatte Auguste vor einem Jahre den Verlust ihres Onkels Fritz bei uns erfahren.⁵⁹⁾ Ihm ist gewiß sehr wohl und wohler, als wenn er seine Vaucis überlebt hätte; er hat sich viele Tränen an seinem Grabe erworben. „Bittet, so wird euch gegeben!“ und die 2 Zeilen: „Ich suchte dich, ich flehte dir. Nun steh ich klopfend an der Thür“ hat er für seinen Grabstein bestellt. Luise blieb zu Haus; wir andern fuhren mit Ranzau zur Villa Albani, deren Vorhalle doch gar herrlich ist und fast der Peterskirche gleicht. Aussicht auf die Gebirge, mit herrlichen Cypressen im Vordergrunde; Prachtsaal im oberen Stock, wo herrliche Marmorarten, Mosaik und Scagliola als Zierden vereinigt sind.⁶⁰⁾

R o m, Mittwoch d. 14. Febr. 1821.

Der H. Koch komponierte uns heut unsern Vormittag, und er versteht sich darauf, ihn immer reichlicher zu besetzen. Dahl, ein kleiner halbwilder norwegischer Landschaftsmaler, der im Hause von Schinz und Angelica Kaufmann gewohnt haben soll.⁶¹⁾ Er hatte eine Menge geistreicher, flüchtig mit Öl auf Papier gemalter Skizzen, unter denen ein glühender Besuch sehr gut. — Die äginetischen Statuen, die dem Kronprinzen von Bayern gehören.⁶²⁾ Sie wurden von den 4 Reisenden in Trümmern gefunden, dann meistbietend verkauft und von ihrem jezigen Besitzer durch den Maler Wagner, der sie uns zeigte, um 22 000 Scudi erstanden. Sie verhalten sich zu den spätern Sachen wie Ghirlandajo oder Francesco Francia zu Raphael; unglaubliche Naturfrische und Ursprünglichkeit. Schnorr sagt, man glaube hier ein Reh im Walde laufen zu sehen; die andern wären darnach die zugerittenen edlen Pferde. Es ist in den Gesichtern viel Mythisches und Konventionelles; die Art, wie die Haare gewachsen sind und wie sie alle, auch die erliegenden und verwundeten, lächeln. Zum Teil sind sie bemalt gewesen. Alle haben ohne Stützen gestanden. Die

⁵⁹⁾ Friedr. L. Stolberg starb am 5. Dezember 1819; Christian Stolberg am 18. Januar 1821. Friedrichs erste Gemahlin war Agnes von Wigleben, gest. 15. Nov. 1788. Ihr Bruder, Kochoß Friedrich von Wigleben, war der Vater der beiden Schwestern Auguste und Luise.

⁶⁰⁾ Scagliola erklärt Petrocchi, dizionario II, S. 856 als *Sorta di stucco gessoso adesivo e resistente a cui si aggiugnon materie coloranti per imitare sassi venati*.

⁶¹⁾ Christian Dahl, geb. 1788 in Bergen, gest. 1857 in Dresden. Über ihn Schnorr, Briefe S. 217.

⁶²⁾ Über die Entdeckung und Vergung der äginetischen Sculpturen im Jahre 1811 s. Stadelbergs Bericht l. c. S. 171 f. — Joh. Martin Wagner, Maler und Bildhauer, geb. 1777, vermittelte für den Kronprinzen die Ankäufe von Antiken. — S. über ihn L. Seidler, S. 130 und Schnorr, Briefe, S. 209, 470.

Vogenschützen sind geharnischt, die andern führen große Schilde. — Wahrscheinlich haben sie zu einem Minerventempel gehört; denn die Hauptfigur ist eine Pallas, die zwischen Streitende tritt; andre wollen einen Tempel des Zeus. Sie sind hier in vielen 100 Stücken angelangt; da hat nun auch Thorwaldsen recht sein Talent bewährt und herrlich restauriert, so daß er das Neue ganz wie alt gemacht. Studium von Catel, er selber war abwesend.⁶³⁾ Schöne Landschaften, aber flüchtig und nur auf Effekt berechnet gemalt. Zusammengeflachte Aussicht auf das Forum, und eine andre von St. Peter, die ich mir schnell nachzog. Modelle vom Kolosseum, wie es wohl gewesen, im nämlichen Hause; sehr schön und interessant in Holz gearbeitet. — — Teerlink, niederländischer Landschaftsmaler⁶⁴⁾: sehr flach und modern. Unter den kleinen Studien ein hübscher römischer Hirt, kniend, in seinem Schafspelz. *W o o g h d* um vieles besser. Er hat schöne Skizzenbücher und gibt jetzt eben gute flüchtige Steindruckzeichnungen heraus.⁶⁵⁾

R o m, Montag d. 19. Febr. 1821.

Nachdem heut früh bei Koch gezeichnet worden und wir den kleinen Horni dort gesehen⁶⁶⁾, fuhren wir bei trübem und dann regnetem Wetter zu der stupenden Kirche der Maria degli Angeli, welche M. Angelo aus dem einen gewölbten Saal der Diokletianischen Bäder eingerichtet.

Dann fuhren wir noch in starkem Regen zur Kirche S. Maria della Vittoria, woselbst ein abscheulicher Engel, der ich weiß nicht welche Heilige mit dem Pfeil der himmlischen Liebe entzündet.⁶⁷⁾

R o m, Dienstag d. 20. Febr. 1821.

— gingen wir zum Lateran und ließen uns das alte Chiofstro zeigen, wo herrliche vorgotische Säulen paarweise vor den großen Drangenbäumen des innern Hofes in malerischem Verfall stehen. — — Zu S. Agnese fuori le mura hinausgefahren. Eine sehr schöne, uralte, vom Kaiser Konstantin gebaute Basilika, zu der man auf Stufen tief hinabsteigt.

Mich haben alle Basiliken, und diese besonders, höchst ernst und lieb gestimmt und angezogen; sie tragen etwas vom Reiz jener ersten wiedergeborenen Vorzeit, der unsre deutschen Dichter bestimmt hat, ihre Gedichte aus den Zeiten der Völkerwanderung zu wählen; es kommt einem vor, als sähe man den Siegfried

⁶³⁾ Franz Ludwig Catel, geb. 1778 in Berlin, gest. 1856 in Rom. Er lebte seit 1809 dauernd in Italien, zu jener Zeit meist in Neapel. Von ihm stammt das bekannte Bild der Münchener Neuen Pinakothek, das den Kronprinzen Ludwig in Gesellschaft von Thorwaldsen, Ringseis, Phil. Weis, Schnorr und Catel in dem Wirtshaus an der Ripa grande zeigt.

⁶⁴⁾ Abraham Teerlink, geb. 1777 in Dordrecht, gest. 1857 in Rom.

⁶⁵⁾ *W o o g h d* — so zu lesen, nicht Voigt, wie es bei Schnorr S. 315 heißt —, noch am 13. Dezember 1820 in Florenz genannt. Otto Baiß „Johann Christian Reinhardt und seine Kreise“, Leipzig 1882, nennt ihn als Freund Reinhardts (S. 70). Er war geboren 1766 in Amsterdam, ging 1788 nach Italien, malte Landschaften aus der Umgebung Roms.

⁶⁶⁾ Franz Horny aus Weimar, wohl der Sohn des von Goethe im Bericht an den Marschall Berthier erwähnten Weimarer Zeichners Konrad Horny (Wd. 53, S. 247). Er lieferte 1822 für Daubiffin „eine Landschaft in Ol“; er starb 1824 in Rom. Siehe über ihn Schnorr, Briefe S. 53, 401, 468 und Krumpholtz, Drei Reisen nach Italien, 1832, S. 209 und 224.

⁶⁷⁾ Berninis Verjüngung der hl. Tereze di Gesù (1646).

und die ersten Heiligen hier knien. — Im Zurückfahren ward noch mitgenommen die Kapuzinerkirche, wo gleich rechter Hand der schöne Erzengel Michael von Guido Reni aus Emsendorf hängt. Dann die Galerie des Palastes Barberini; anfänglich große, wüste Säle, endlich freundliche, wohnliche Zimmer mit brennendem Kaminfeuer, und im letzten derselben eine Menge vortrefflicher Bilder. Die Cenci und ihre Mutter, Rafaels Fornarina (wohl kaum dieselbe Person wie in Florenz. ⁶⁹)

R o m, Sonnabend d. 24. Febr. 1821.

Ich begann den Tag mit einer Visite bei Redens, um mich über den Ankauf einer Kette Rats zu erholen, und siehe da, ich traf zu meinem besonderen Glücke ein wunderbar schönes, kleines Albanermädchen dort, die eben von Thorwaldsen und Schadow modelliert und von Kästner, Schoppe und Vase gezeichnet ward. Der Kronprinz von Bayern kam auch hin und bezeigte sich als ein warmer Bewunderer ihrer Schönheit; sie hat auch ein vollkommenes Gesicht; seit ich sie gesehen, glaube ich an die Wirklichkeit aller Madonnen und antiken Statuen. ⁶⁹) — Heute fängt der Carneval an, und zwar mit der humanen Ceremonie, die im Kapitolspalast vorgeht, daß der Senator von Rom einem Juden auf den Kopf tritt. Der Kronprinz von Bayern besah sich die Sache mit Wut. — Als wir zurückgekehrt, hatte das römische Frühlingsfieber seinen Anfang genommen, und wir kamen bald in den Zauber des Confettiwürfens hinein. ⁷⁰) Die vielen roten Teppiche, das wimmelnde und doch so ruhige Volk, das Geschwirr der Masken, machte einen ganz fantastischen Eindruck. Mörners ⁷¹) Umrisse fehlt doch noch viel. Die gedrängten Wagen, die vermieteten Stühle, die Mädchen in weißen Kitteln mit antiken Masken, die den ganzen Carneval füllen. Die Galoppreitenden Dragoner, die ängstlich laufenden Hunde, und vor allem die sich kreuzenden Confetti. Unsere Loge, nicht weit von der Ecke der Via Frattina, ist gar gut; am Pferderennen war übrigens heut nicht viel zu sehen.

R o m, Sonntag d. 25. Febr. 1821.

Ein Versuch, den Otto und ich machten, im Ursulinerinnenkloster eine Nonne einkleiden zu sehn, mißlang. Zulchen bestand ihn dagegen glücklicher. Dafür

⁶⁹) In S. Maria della Concezione Renis Erzengel Michael, den Satan besiegend. — Das angebliche Portrait der Beatrice Cenci wohl nicht von S. Reni. Diese Fornarina wahrscheinlich von Giulio Romano; die erwähnte Florentiner Fornarina ein Werk Seb. del Piombos.

⁷⁰) Das Albanermädchen ist die berühmte Vittoria Calboni, deren Entdeckung im Jahre 1820 in ihrer Heimat Albano Kastner (l. c. S. 80 f.) erzählt. Sie wurde von Thorwaldsen und R. Schadow modelliert, 44mal, wie Kastner berichtet, gezeichnet; am bekanntesten sind Schnorr's Graphitzzeichnungen in der Nationalgalerie zu Berlin und im Kupferstichkabinett zu Dresden. — Julius Schoppe aus Berlin. Schnorr erwähnt von ihm eine Kopie der hl. Cäcilie Raffaels und die für den Grafen Vaudiffin bestimmte Kopie eines Francesco Francia, deren Schicksale Schnorr S. 398/9 erzählt. Goethe hat an seinem Dantebild scharfe Kritik geübt (Vd. 49 I S. 59/60) und gegen ihn das Epigramm *Jahnet Kenen* Vd. 3, S. 281 geschleudert: „Mobergrün aus Dantes Hölle Dantet fern von eurem Kreis! Ladet zu der klaren Quelle Glücklich Naturell und Fleisch!“ Günstiger hat er in *Kunst und Altertum* VI, 2 (Vd. 49 S. 199) seine Zeichnung der Marktgrafensteine besprochen.

⁷⁰) Auch Klingeis berichtet vom gleichen Tage: „Dies Jahr wirft man nicht mit Gipsmehletern, sondern mit echten, süßen Confetti“ (Erinnerungen II, S. 75).

⁷¹) Graf O. von Moerner, schwebischer Offizier. 1821 erschienen seine *Nadierungen*: *Der römische Carneval in 24 Bildern*.

erwählten wir ein besseres Teil und gingen zum Landschaftsmaler Kohden, dessen treu fleißige Art mir bisher noch unter den hiesigen Landschaftsmalereien am besten gefallen. Nachher brachte ich Otto noch zu Senf, und wir besahen zusammen die Kirche auf Trinità dei Monti, wo erschreckliche neufranzösische Sachen sind ⁷²⁾; dann aber auch, rechts, eine gute Kapelle. Als wir zu Hause gekommen, fanden wir eine Einladung des Prinzen vor, mit ihm Camuccinis Studium und Sammlung zu sehen. Es sind unter letzterer sehr schöne, gelungene Dinge, besonders eine hl. Familie nach Raphael (in Neapel), die auch so schön in Emkendorf kopiert ist. Dann ein kleiner, schöner Raphael, dessen Madonna der im P. Tempi gleicht; ein Bild, auf welchem Titian die Landschaft und Mantegna die Figuren gemalt. Handzeichnungen von Raphael. ⁷³⁾

R o m, Montag d. 26. Febr. 1821.

In starkem Regen zu Schnorr und Bunsen aufs Kapitol gegangen, um mit letzterm über die neue Wohnung Rücksprache zu nehmen; ferner zu Eggers, bei dem Sulchens Bild bestellt ward.

R o m, Mittwoch d. 28. Febr. 1821.

Besuch bei Adler, der mir des Prinzen eben gekauftes Bild zeigte, das Klein ihm gerade brachte. Dann gingen Otto und ich zu Koch, der versprochen, uns zu Reinhard zu führen. Seine Kreidezeichnungen sind in der That unsäglich schön. Otto hat das kleine Bild von Tivoli bei K. bestellt; ich werde mich wohl an ein paar Sachen von K. halten. Dann gingen wir noch zu Reinhold, einem sehr talentvollen jungen Künstler, und zu Faber, der schon mehr handwerksmäßig arbeitet, bei dem ich mir aber einige Stellen zum Zeichnen notierte. Reinholds besuchten uns nachher. ⁷⁴⁾ Im Corso fuhr ich mit Luise und Otto; wenn einem der Kronprinz von Bayern begegnet, ist's jedesmal ein gegenseitiges Freudengeschrei. Mir ward heut die Brille von einem Wurf mit Mandeln zer schlagen; Otto gleichfalls. Den Abend ein allerliebster Ball bei Apponys, auf welchem ich fleißig mittanzte.

R o m, Sonntag d. 4. März 1821.

Wir waren heute sämtlich zur Kirche gefahren. Die Predigt ist nie so ganz schlimm. Sie sollte nur besser und freier herausgesprochen werden und der Prediger weniger fränkischen Dialekt sprechen, als welcher von der Sünde unsrer deutschen Aussprache, von 25 Buchstaben 13 verkehrt und verwechselt auszusprechen, viel auf seinem Gewissen hat. Stein besuchte uns nachher noch und machte uns in komischem Eifer die unnützen Manieren der Heidelberger Studenten nach.

⁷²⁾ Trinità dei monti ist die französische Nationalkirche, den Ordensfrauen du sacré coeur gehörig.

⁷³⁾ Eine „kleine Madonna“ wird auch von L. Seidler S. 166 erwähnt.

⁷⁴⁾ Adler: wohl ein Begleiter des Prinzen Christian. — K. = Koch; — A. — wohl Reinhard; doch auch bei Reinhold ließ Graf W. arbeiten (f. Schnorr S. 398) — Heinrich Reinhold, geb. 1825 in Albano; er wird auch von Schnorr gerühmt (S. 389 f.), zumal seine Landschaften (S. 405 u. 463) — „Reinholds“ sind jedesmal die Familie des niederländischen Gesandten. — Joh. Faber aus Hamburg (geb. 1778); ging 1827 dorthin zurück.

R o m, mardi gras, den 6. März 1821.

— Die Corsozeit war heute bald da. Ich fuhr mit Luise und Titi und erschuf allerlei Abenteuer, um meine mitgebrachten Schätze loszuwerden. Den Redens ward eine große Schlacht von Blumensträußen geliefert. Wir fuhren nachher zum Kardinal Häffel in, um das Pferderennen zu sehen. Staatskanzler Hardenberg war in Rom angelangt und ward halb und halb dort erwartet.⁷⁵⁾ Der Kronprinz sprach mit großer sfogo von ihm und verlangte mir ein Sonett auf die gazza Reime über ihn ab, welches ich freilich anfangs für unmöglich hielt, nachher aber abends spät doch noch ausführte. Wir fuhren hernach weiter, um die Mocoli zu sehen. Der Anblick ist in der That ganz zauberisch, die dunkle, lange Straße, die Tausende von Lichtern, die auf- und abwogen und in allen Fenstern stehn; dabei das unerhörte Geschrei und die Wagen mit Masken und Laternen; das alles ist zauberisch und über alle Vorstellung, und wir sahen es, nachdem Sulchen und Luise mit vieler Mühe über die Straße geschafft worden, aus unserer Loggia ganz vortrefflich.

R o m, Sonnabend d. 17. März 1821.

Mit Otto hinaus zum Winzerhause auf dem Grabe der Scipionen, wo wir eine Zeichnung von der hübschen Stelle versuchten. Bentheim kam nachher mit Sulchen und Auguste dazu; wir gingen zu Fuß, nachdem Auguste und ich das Gewölbe und die vor 8 Jahren noch gepriesene Winzerei gesehn, zur S. Balbina und kamen auf einen Turm mit verfallener Treppe, der noch über unserer ersten Plattformenaussicht erhaben ist. Freilich ist es schlimm und wackelig hinaufzukommen. Herrlich grünende Saatfelder und blühende Ulmen. Den Abend nahm die Prinzessin Bisiten an. Es war viel die Rede von dem Aufstand in Piemont, an welchem der Prinz von Carignan teilhaben soll. Wir fuhren von dort noch zu Redens, wo Madame Vera sang. Präsentation an Frau von Ramdohr. Vierhändige Sonate zwischen Dr. Müller und seiner Tochter.⁷⁶⁾ Saillien des Kronprinzen von Bayern, der immer noch das Sonett im Munde führt und über den König von Neapel und sein Volk sich dahin äußert, einer sei des andern wert: talis rex, qualis grex. Er ist jetzt beschäftigt, einen Konstantin den Großen für seine Walhalla aufzutreiben. Plänkeleien zwischen ihm und Sulchen.

R o m, Dienstag d. 20. März 1821.

Sulchen hatte heut ihre erste Sitzung bei Eggers, zu der ich sie begleitete und mit Vergnügen und Verwunderung die Bravour betrachtete, mit welcher er mit der Kohle auf die Leinwand hineinwütete. Von dort endlich noch im Regen zu Thorwaldsens Studio. Abends ging ich mit Otto durch die Stadt; — ich sah

⁷⁵⁾ Kardinal Häffel ist der bayrische Gesandte am Vatikan. — Über Hardenbergs Aufenthalt in Rom berichtet auch Ringseis l. c. II, S. 46 f.

⁷⁶⁾ Charlotte Häser, geb. 1784 in Leipzig; in Dresden und Wien tätig, heiratete 1813 in Rom den Advokaten Vera; von W. Chr. Müller in seinen „Briefen an deutsche Freunde von einer Reise durch Italien“ 1824 rühmend genannt (Bd. II, S. 551). Baron von Ramdohr, preussischer Gesandter in Neapel; — Wilhelm Christian Müller (1752–1831) aus Bremen, dem Grafen W. schon aus früherer Zeit bekannt. — Schnorr entwirft von ihm kein günstiges Bild (S. 98).

bei der Gelegenheit den Café Ruspoli und die Illumination aller römischen Straßen; besonders des Corso, der mit vielen flammenden Leertonnen und Papierlaternen zur Bezeichnung der architektonischen Linien wirklich sehr stattlich aussah. Es ist nämlich morgen der Jahrestag des Regierungsantritts Pius VII.

R o m, Donnerstag d. 22. März 1821.

Zulchen hatte heut ihre 2. Sitzung, in welcher Eggers, ohne sich beim Contour viel aufzuhalten, ziemlich leichtsinnig gleich mit Farben einmalte und am Ende der Sitzung wirklich eine Ähnlichkeit zustande brachte. Von da fuhren wir mit Titi und Otto zu Redens, die uns folgende Kunstsammlungen und Studien aufstuten. 1) Rebell, der das Meer wirklich geistreich auffaßt und für die Blome ein schönes Bild gemalt hat. 2) Mörner, der jetzt am schwedischen ^{76a)} Carneval illuminiert. 3) Byström, der doch fast noch über Canova steht, obgleich er etwas handwerksartig arbeitet. ⁷⁷⁾ Eine Gruppe von Venus und Amor, die sich Herzen, ist hübsch und die Stellung schwierig. Er hat jetzt die interessante Aufgabe bekommen, 3 schwedische Könige in Marmor zu hauen; nur hat man ihm leider die Stellungen vorgeschrieben, und da soll er z. B. Karl XII. eine ruhige und nachdenkliche geben. Wie verfehlt! — Den Abend war eine kleine Gesellschaft bei der Prinzessin, wo außer uns noch Redens und die Niepenhausen. Elischen sang nicht übel, auch Restner tat sich mit Singen auf. Als wir kamen, überreichte Otto seine Federzeichnung von der Neptungrotte, die mit unglaublicher Blödigkeit gegeben und empfangen ward.

Freitag d. 23. März 1821.

Mit Zulchen zu dem vortrefflichen Reinhard gefahren, dann zu Klein, bei welchem ich sofort ein Paar Dachsen bestellte und bei dem vielleicht auch Otto ein Bild bekommt. — Zum Abend hatten wir folgende Herren bei uns geladen: Thorwaldsen, Koch, Eggers, Schnorr, Rehbenitz, der mir, als er kam, einen 3. Brief von Rumohr und ein Bild von Schäfer brachte, das ich dem Prinzen zeigen sollte, und Restner. Brönstedt ⁷⁸⁾ kam nicht, dafür aber Titi. Die Unterhaltung hinkte etwas. Eggers und Restner waren eigentlich die einzigen Sprechenden. Der alte Stein wird jetzt von Schnorr und Rehbenitz gezeichnet.

R o m, Sonnabend d. 24. März 1821.

Heut morgen ward in der Tat ernst gemacht und der Ankauf einiger Rumohrscher Bestellungen besorgt; wir sahen bei der Gelegenheit die Sammlung des Antiquars Maldura, in welcher einige hübsche Sachen; — wir fuhren dann mit Titi zu Agrikola, einem jungen, sehr braven italienischen Maler, der das Porträt der Prinzessin jetzt malt. Er hat das Verdienst, gar nicht in der fran-

^{76a)} Wohl verstanden für römischen.

⁷⁷⁾ Joseph Rebell, geb. 1787 in Wien, gest. 1828 in Dresden. — Joh. Niklas Byström, schwedischer Bildhauer (s. L. Seidler S. 179).

⁷⁸⁾ Dr. Brönstedt, ein Däne, war der Teilnehmer an der griechischen Reise Stadelbergs. — Schäfer ist Joh. Scheffer von Leonhardshof (1795–1822), ein Wiener, Overbeck besonders nahe stehend; seit 1814 in Rom, Mitglied der Lukasbruderschaft (s. Fr. Winder, Fr. Overbeck I S. 320).

zöfischen Art zu malen; ein Bild von ihm, das Raphael vorstellt, wie er die Fornarina für die Transfiguration malt, ist sehr einfach und wohl gelungen. Er ist, wie Eggers uns vorgestern erzählte, einer der ersten Italiener, der mit Pastellen gemalt. Sehr schön sind von ihm ein paar in Kreide gezeichnete Kartons nach der Madonna von Foligno. Bis jetzt ist aber die Prinzessin schöner als ihre Copie.⁷⁹⁾ Wir trafen mit den Prinzen dort zusammen. Nachher fuhren wir aufs Capitol und sahen wieder die Gemälde dort, die mir doch sehr wohlgefallen. — Abends ward bei Redens vorgeschlagen, um Entschuldigungen darüber zu machen, daß wir morgen nicht bei ihm würden essen können; unsre Prinzen waren da, und es versprach ein angenehmer Abend zu werden; wir mußten aber, um ein an Stein gegebenes Wort zu halten, noch zu Lady Drummond fahren, wo wir uns gleich mit dem Kronprinzen von Bayern zusammensanden, der nach seiner gewohnten Art so wunderliches Zeug mit Zulchen und Therese Stein sprach, daß der junge Kielmannsegg⁸⁰⁾ und Bülow, die drüber hinzukamen, wohl kaum wußten, was sie draus machen sollten.

R o m, Sonntag d. 25. März 1821.

Die Sonne schien heut einmal wieder hell und schön, und man konnte sich des Wetters freuen. Otto und ich hatten uns mit dem kleinen Koch verabredet, einige Künstler zu besuchen und holten ihn deshalb ab. Wir gingen zuerst zu Robert, einem jungen Schweizer Maler, der beinahe in derselben Art malt wie Klein, nur nicht so zierlich.⁸¹⁾ — Dann zu Granet, einem Franzosen; er malte im nämlichen Genre, aber nicht so gut.⁸²⁾ Dann zu den Kiepenhausen; es läßt sich kaum begreifen, wie die Blome 4 Bilder von diesen guten Leuten hat zusammenbringen mögen.⁸³⁾ Zum Essen brachte ich dem Prinzen das Bild von Schäfer mit: ich wußte im voraus, daß er es nicht kaufen würde. Er hat wohl schon mehr als genug an einigen nazarenischen Zeichnungen, die er sich von Overbeck (zwei Mädchen mit einer Taube), Schnorr (Laßt die Kindlein zu mir kommen!), Eggers (eine Sibylle) und Suter (eine Grablegung) hat machen lassen, er zeigte sie uns nach Tisch.⁸⁴⁾ — Den Abend blieb ich zu Haus und zeichnete. Es ist ein eigenes Ding mit der rechten Stimmung für die christlichen Bilder. Otto und, ich fürchte, auch der Prinz haben sie beide nicht. Religiöse Unerzogenheit unsrer schönen, guten Prinzessin.

R o m, Montag d. 26. März 1821.

Der heutige Vormittag ward ungefähr wieder zugebracht, wie der gestrige; ich fuhr mit Zulchen und Auguste zu Robert, bei dem ich im Andrang meines

⁷⁹⁾ Philipp Agricola, geb. in Rom. Schüler der römischen Akademie. Außer dem Porträt der dänischen Kronprinzessin wurden besonders geschätzt ein „Petraea und Laura“ und „Dante und Beatrice“.

⁸⁰⁾ Der „junge Kielmannsegg“ wurde der Schwiegersohn Steins.

⁸¹⁾ Leopold Robert (1794–1835) stammte aus der französischen Schweiz; Bilder aus dem italienischen Volksleben.

⁸²⁾ François Granet (1775–1849).

⁸³⁾ Die Gräfin Liti Blome.

⁸⁴⁾ Schnorrs Bild wird zuerst im Januar 1821 von ihm erwähnt.

Herzens den Räuber und die Spinnerin bestellte. Dann zu Faber, der eine Aussicht von S. Albina für mich skizzieren und mir dafür vergönnen wird, nach seinen Entwürfen zu kopieren. Darauf holten wir Titi ab und fuhren mit ihr zu dem schlechten, modernen Verstappen, der am Ende wenig besser ist als Strack⁸⁵⁾ und dann auf den Monte Mario, bei gelindem Regen. — Ich denke, wir bleiben bis zum 1. Mai in diesem Hause, gehn dann nach Albano und in die Umgebenden und den 15. Mai gen Neapel; dann könnten wir zum 1. Juli wieder hier in Rom sein. Ob wir dann noch den Winter werden wegbleiben können, muß die Zeit lehren. Es wäre sonst recht interessant, in München zu sein, wenn die Stände sich versammeln. Den Abend fuhren wir zu Appony's, wo ich den kleinen Bartholdy sah; anfangs waren wenig bekannte Menschen da; nachher füllten sich die Zimmer, bis eine Art von Börse daraus entstand. Unser Prinz kam auch noch hin, obgleich er in Ostia gewesen und 12 Miglien gegangen war. Dafür hat die Prinzessin sich den Genuß gemacht, einige deutsche Künstler zu besuchen, namentlich Schnorr und Eggers, die sie lobte. Die piemantessische Geschichte ist nun auch vorbei. Zuletzt fand sich noch der Kronprinz von Bayern mit Schwänken ein und erzählte uns die Ursache, warum Rumohr Rom so verhaßt worden sei.

R o m, Dienstag d. 27. März 1821.

Die Eiche Tassos bei Faber angefangen; Vorschläge über einen gemeinschaftlichen Aufenthalt in Albano. Nachdem ich im Regen zu Hause gekommen, fuhren wir zu Thorwaldsen, der uns seine neue Prinzessin und seine ganz vortreffliche Sammlung von Zeichnungen zeigte. Wie herrlich sind die Vasreliefstücke von Overbeck! Er war heut höchst liebenswürdig und eigentümlich witzig; — die Zeichnungen von Overbeck hätte man fast ebenso gern als den Fries selber. Von Thorwaldsen gingen wir noch zum Rambour,⁸⁶⁾ dem ich vorher einen Zettel geschrieben, um ihm zu erzählen, der Prinz werde vielleicht sein Blumenfest kaufen. Rambour ist recht brav, obwohl auch zu weit gegangen; aber seine Parabel vom Weinberge gleicht doch dem Campo Santo sehr, und wenn man jenes liebt, wie sollte einen dieses nicht rühren?

R o m, Donnerstag den 29. März 1821.

Bei Faber die Eiche Tassos fertig gezeichnet; als ich zu Hause gekommen, zeigte uns Schnorr das neue beinahe fertig gewordene Bild von Stein, welches ein wahres Meisterstück zu nennen ist. Die Albaneserin ist ihm nicht so gut gelungen.

⁸⁵⁾ Martin Verstappen, geb. 1775 in Antwerpen, zuerst Historienmaler, seit 1804 in Rom, schloß sich hier Reinhart an; malte Ansichten aus der Umgebung Roms. — Ludwig Phil. Strack, geb. 1761 in Hessen. Verwandter der Familie Tischbein. Durch Johann Heinrich Tischbein in Cassel ausgebildet, lebte er seit 1788 in Rom, dann in Oldenburg, Holstein und seit 1815 meist wieder in Oldenburg.

⁸⁶⁾ Rambour aus Trier (1790–1866); Schnorr bezeichnet ihn als Schüler Davids: „er hat aber diesen und alles Französisierende gänzlich abgeschüttelt und verspricht treffliche Werke“ (Schnorr, S. 355).

R o m, Sonnabend d. 31. März 1821.

Die Zeichnung vom B. und Romatempel mit mehr Aufmerksamkeit angefangen als die gestrige. Um 12 fuhren wir zu Catel, dessen an Ort und Stelle gemalte Skizzen wirklich vortrefflich sind, so daß sie Otto und mir auch große Lust gaben, in Öl zu malen, welches nach reiflicher Überlegung für mich doch nicht ratsam wäre. Dann erfragten wir mit einiger Mühe die Villa Nelli, in welcher Rafael den Alexander und Roxane, ein Venusstück und eines mit vielen Pfeilschützen gemalt oder doch wenigstens gezeichnet. Mir haben die Sachen besser gefallen als die der Farnesina; besonders allerliebste sind einige wippende Knaben. — Dann gingen wir zu Fuß in die Villa Borgheze, in der wir Elise Rheaden mit dem Canonikus trafen. — In der Villa selbst sind noch bewundernswerte Reste alter Pracht. — Ich sah mit Verwunderung im 2. Stockwerk eine Reihe unglaublich schlechter Gemälde von Hackert. Im unteren sieht es gar wüst aus. Aller Augenblicks stößt man auf ausgebrochene Vasreliefstellen oder Pfähle, die statt ehemaliger Marmorsäulen prächtige Frieze tragen. Das fehlende hat der Herr Fürst verspielt oder verkauft. Statt des Hermaphroditen und des borghesischen Fehlers sollen einen jetzt nur ein paar recht berninische Gruppen trösten; Apoll und Dafne und ein übermäßig grimmiger, kleiner David.⁸⁷⁾

R o m, Mittwoch d. 4. April 1821.

Wir waren heut durch die Prinzessin zu einem wunderlichen Frühstück in Villa Miollis gebracht, zu welchem Lady Westmoreland halb Rom in ihren schönen Garten invitiert. In einer kleinen Allee ritten 3 Bauern auf scheuen Eseln unter einem Bogen durch und mußten nach einer Kanne Wasser stehen, die sie gewöhnlich weidlich begoß. Dieser wässerige Spaß ward bis in die Unendlichkeit wiederholt, und eine Probe Saclausens war nicht besser. Zuletzt fing nun gar das Wasserstechen wieder an, nur daß die Bauern diesmal ihre Pulcinellentracht ausgezogen hatten. Das gute Wetter, die vielen gepuzten Menschen und der gar zu hübsche Garten waren doch allerliebste. — Wir sind diese Tage über stark mit Ausrechnungen beschäftigt gewesen, ob sich nicht der Winter würde in München zubringen lassen, welches freilich allerliebste wäre. Otto würde dann wahrscheinlich in Rom bleiben.

R o m, Donnerstag d. 5. April 1821.

— — Am Abend sahen wir mit Steins, Stadelberg und Thoralbden die Vatikanischen Sachen bei Fadelschein. Es ist unglaublich, wie viel ungeahnte Herrlichkeiten da noch hervortreten, wie besonders der Torso und der Apoll sich verklärten. Eine neue Eroberung machten wir durch Stadelberg an dem Phocion und der Mnemosyne neben der großen Ariadne. Der Torso hat wohl zu einer Gruppe gehört und ist kein Hercules in Verzweiflung, weil alle Muskeln ruhig sind. Spizheit des Knies am Laocoon; Alter der Kinder; dunkelroter Hintergrund in den Titusbädern.

⁸⁷⁾ Beides Jugendwerke Berninis, die seinen Ruhm begründeten (1619 und 1625).

R o m, Sonnabend d. 7. April 1821.

Wir langten bei Thorwaldsen höchst precis um 7 Uhr an und fuhren dann mit ihm im Palazzo Negroni vor, wo wir Adler und Kaas im Grauen der Rechnungen fanden. Thorwaldsen wollte noch erst den Prinzen sehen; ich siegte aber glücklich wider ein daraus drohendes doppeltes Abschiednehmen; ich brachte uns sämtlich in Bewegung zur Storta hin. — Die Reisenden kamen erst sehr spät und nach unglaublichem Warten. Der Abschied ist wohl allen nahegegangen. — Wir behielten Thorwaldsen dann zum Essen. Mit unglaublicher Gutmütigkeit und Unbefangenheit erzählte er uns seine Lebensgeschichte, wie er ganz wider seinen Willen sein erstes Bassorilievo gemacht; wie er seinen Jason mit abfallenden Armen und Beinen nach 3jährigem Nichtstun in Rom zustande gebracht und nur durch die zufällige Bestellung des Hauses Hope, nachdem er schon mit dem Betturin die Rückreise beredet, ein römischer und weltgeschichtlicher Künstler statt eines Kopenhagener Akademieprofessors geworden. — Bei Redens ward heut sehr hübsche Musik gemacht.

R o m, Mittwoch d. 11. April 1821.

Nach Nibbys Stunde besahen wir allerlei Wohnhäuser und entschieden uns für eines, das Elise Reden uns gestern angewiesen; ein recht klassisches auf Monte Pincio, wo Claude Lorraine gewohnt haben soll, mit dem römischsten Balkon von der Welt. Otto und ich gingen nach dem Nachmittag wieder hin, um es festzuhalten. Den Abend fuhren wir zu Niebuhrs, wo Zulchen für ihre Aufopferung belohnt ward. Denn Niebuhr versprach ihr, sich für eine Eskorte nach Neapel zu verwenden und empfahl uns die hiesigen Kürassiere.

R o m, Sonntag d. 15. April 1821.

Früh mit Auguste zum Quirinal gefahren, um die Palmenausteilung in der päpstlichen Kapelle zu sehn. Schöne Kostüme der Kardinäle, mit altdeutschen Falten; besonders schön sehen der armenische und griechische Bischof aus. Die Palmen sahen sehr zierlich geflochten aus. Der gemeinere Klerus bekam Blzweige. Prozession, in der der Papst aus der Kapelle getragen wird; der abklingende ferne Gesang, wenn er draußen ist, klang sehr hübsch. Dann wird angeklopft und ihm wieder aufgethan; darauf folgt, gesungen, die Passionsgeschichte des Herrn, zu der der Chor als Volk der Juden wild einfällt. Dann kommt die Messe und zuletzt noch ein Chor von Palestrina. Ich traf nach der Kirche mit Restner bei Eggers zusammen, wo wir Zulchens Porträt sahen, das mir bis jetzt noch wohl gefällt.

R o m, Gründonnerstag den 19. April 1821.

Der heutige reichbesetzte Tag drängt sich folgendermaßen. Um 9 Uhr Messe in der Sixtinischen Kapelle mit sehr schöner Musik von Palestrina. Die Gemälde von M. Angelo schünnen ganz wieder mit ihm aus; ich kenne nichts Gewaltigeres als die Propheten und Sibyllen und die Schöpfung Adams. Ich finde mit Wohlgefallen in diesen Figuren die Vorbilder zu denen von Koch wieder. Nach

der Messe zieht der Papst in Prozeßion nach der herrlich erleuchteten Paulinischen Kapelle und begräbt die Hostie. Die Damen sehen von einer Tribüne in der Scala Regia zu. Er wird nicht getragen, sondern geht unter einem Baldachin. Dann treibt alles durch die Korridore und Höfe, um auf die äußere Galerie des großen Petersplatzes zu gelangen und von da den Segen austheilen zu sehen. Otto und ich gingen nicht mit hinauf, sondern auf den Platz. Ich hatte mir mehr erwartet; der Platz war nicht gefüllt; das Knien der Menge nicht gleichzeitig, der Kanonendonner nicht mächtig genug. Vielleicht ist dies alles am Ostersonntag schöner. Sulchen und Auguste fuhren dann zu Haus. Otto und ich gingen wieder hinauf und sahen in der Capella Clementina das Fußwaschen der 13 Pilger. Der Papst macht die Reihe herab bei jedem die Ceremonie und reicht ihm nachher einen Blumenstrauß von Levkojen. Recht schön war der verschiedene Ausdruck der 13 Leute, und sehr vortrefflich sahen die orientalischen Priester aus. Die anwesenden Herrschaften von Neapel, Sachsen und die Prinzen von Bayern und Preußen nahmen sich sehr stattlich aus. Dann drückte man sich mit ungeheurem Gewühl und Gedränge in den letzten großen Saal, wo eine Tafel für die 13 bereitet steht und der Papst die Honneurs macht. Otto und ich hielten dies letzte nicht bis zu Ende aus, sondern brachen durch und auf und ergözten uns an der schönen Beleuchtung der Paulinischen Kapelle, die von 650 Lichtern nach M. Angelos Zeichnung herrlich erhellt wird. Der Schein auf den gewirkten Tapeten sieht sehr magisch aus. Gar schön ist in der Clementina die gewirkte Cena von Leonardo und die Tapete hinter dem päpstlichen Throne nach Raphael. Otto und ich fanden uns ganz zufällig wieder zusammen und fuhren im ganzen doch sehr erbaut von der Grandiosität des Vatikans zu Hause. Nach Tisch trafen wir wieder zu rechter Zeit in meiner lieben Sifina ein; ich hatte das Offizienbuch mit, so daß ich den schönen Textworten folgen konnte, und Restner führte mich aus dem Gedränge vorn an einen ruhigen Seitenplatz zum Sitzen. Die 15 Lichter wurden der Reihe nach bis auf das letzte verlöscht und heute auch die 6 großen, die auf der mittleren Scheidewand stehen. Dann fing dieses himmlische echte Miserere von Allegri an, das einer wohl nie vergißt, der es so vollkommen gehört.⁸⁸⁾ Die höchste Stimme gleich einer vollkommen reinen, durchaus nicht schmetternden Harmonika; der eine schöne, dreimal wiederkehrende Gang trägt einen bis in den Himmel; Restner und ich saßen im Dunkeln mit zurückgelegtem Kopf und begehrtens nichts Höheres. Die erste Anordnung und Erfindung dieser Feierlichkeiten in der Karwoche ist höchst tief und sinnvoll. Und wenn man nun noch ganz ergriffen und entzückt die schöne Scala Regia hinab in die Peterskirche tritt, strahlt einem das Kreuz entgegen, so siegreich und herrlich durch die Nacht, daß es auch bei Sulchen alle Erwartung überflog. Ich wollte jedem gönnen, so die Peterskirche zuerst zu sehen. Diese Lichter und Schatten in den Bögen, diese scharfen Profile der Pfeiler, wo sie sich gegen einen dunkeln Hintergrund absetzen; diese zauberischen Effekte, wenn man sich so stellt, daß man das Kreuz nicht selber

⁸⁸⁾ Gregorio Allegri in Rom (1582 – 1652); sein neunstimmiges Miserere in der Karwoche in der Sixtinischen Kapelle gesungen.

sieht, sondern nur seine Wirkung, das geht über alle Beschreibung und Erinnerung. Ganz herrlich sind die Lichtblitze an den gewundenen Säulen des Hochaltars. Wenn man ans letzte Ende des kleinen Kreuzes tritt und schließt die Augen, so glaubt man zuverlässig, man stehe am Wogenschlage des Meeres; es gibt nichts Ähnliches und Täuschenderes. Ich kenne nichts besser und schöner Angeordnetes als diese Kreuzerleuchtung, was auch manche Philister dagegen sagen mögen.

R o m, Karfreitag d. 20. April 1821.

Ich ging heut morgen allein mit meinem Officium in die Sixtinische Kapelle und bekam glücklich noch Platz zum Sitzen. Mich rührt dieser alte, einfache und hier so schön ausgeführte Gottesdienst doch sehr; wir Lutheraner sollten ihn auch noch haben; denn er hat zu Luthers Zeiten noch bestanden. Nur sollte man nicht so viel Vigilien in die kurze Zeit zusammendrängen. Die Absingung des Evangeliums ist sehr einfach und schön; es ist dramatisch verteilt, eine Stimme singt die Erzählung, eine Tenorstimme die Reden des Pilatus, ein sehr schöner rührender Bass die Worte Christi; der Chor die des Volkes oder der Priester. Dann folgen die Drazionen, auch für Protestanten und Juden. Darauf die Zeremonie der Kreuzadoration, wo der Papst und nach ihm alle Cardinäle und sein geistlicher Hofstaat mit abgelegten Schuhen vor dem Kreuze knien. Während der Zeit werden die herrlichen Improperien von Palestrina gesungen, deren Worte das rührendste Gespräch Christi mit der Menschheit enthalten. Endlich zieht der Papst mit einer Prozession hinaus zur Paulinischen Kapelle und holt die Hostie von da zurück. Zulchen war den Morgen in unserer Kirche gewesen und ganz wohl zufrieden von der dortigen Art des Gottesdienstes zu Hause gekommen; man hatte abwechselnd gesungen und die Passion vorgelesen. Vom Miserere hörten wir leider heut abend nicht viel. — Wir langten so spät dort an, daß, weil heut die Feier um eine Stunde vorgerückt wird, wir nur die letzten Akkorde noch vernahmen. Wir haben auch weniger dran verloren; es war eine neue Komposition von Vaini und ich preise den Himmel, der mir gestern so wohl gewollt.⁸⁹⁾ Wegen dieses früheren Miserere kommt man aber auch viel zu früh in die vom Kreuz beleuchtete Peterskirche, die beim Tageslicht gar keinen so großen Eindruck macht und erst viel später schön wird. Ich fuhr von dort aus noch mit den Vera's zur Akademie der Arkadier, die am heutigen Tage allerlei Abhandlungen zum besten gibt. Die erste war in italienischer Prosa und führte den Beweis, es habe bei Petri Ablegnung kein Hahn gekräht, sondern ein Nachtwächter geblasen. Dann folgte ein emphatisches lateinisches Gedicht in Hexametern über die Erlösung. Merkwürdige Aussprache des Lateinischen.

R o m, Ostersonnabend den 21. April 1821.

— Als wir von Klein zu Zulchen zu Hause fuhren, knallten unzählige Flinten und alte Töpfe; denn um 12 verkündeten alle Glocken die Auferstehung

⁸⁹⁾ Die Improperien = Die Klageworte Jesu am Kreuz, vor der Messe in der Bearbeitung Palestrinas (1650) gesungen. — Giuseppe Vaini (1775 – 1844); sein 10stimmiges Miserere wurde 1821 zum ersten Male in der Karwoche in der Sixtinischen Kapelle gesungen.

des Herrn, und dann darf keine Flinte unabgeschossen und kein Kind eingewickelt bleiben. Auguste und ich brachten Zulchen dann zu Eggers, dessen Bild vielleicht nicht vollkommen ähnlich, aber gewiß sehr gut gemalt und kostümiert wird. Ich führte in der Zwischenzeit Auguste zu Schnorr, der eine Profilzeichnung von Harnier in einem Harnisch gemacht hat und von wo aus Rehenitz mich zu Olivier, späterhin zu Schäfer brachte und uns den tarpejischen Felsen zeigte.⁹⁰⁾ Nach dem Essen fuhren wir zur armenischen Kirche San Niccola in Carcere; herrliche Gesichter und Kostüme, schöne Gruppen, eine monotone eintönige Sprache und schlechte Litanei. — — Abends bei Redens war's ziemlich still und leer; — Abschied von Stein, der nun wirklich seinen Töchtern zu Liebe mit der übrigen undankbaren Gesellschaft nach Neapel reist.

R o m, Ostersonntag d. 22. April 1821.

Wir fanden uns bei Zeiten im Vatikan ein, damit Zulchen und Titi gute Plätze erhielten. Otto und ich stellten uns an den Absatz der Scala Regia, um den Zug des Papstes zur Messe vorbeikommen zu sehen; außer uns hatte sich kein Fremder da eingefunden, als die königlichen Herrschaften, die in der Vorhalle standen. Die roten Karbinäle mit weißen Bischofsmützen, die armenischen Geistlichen, der Papst mit der dreifachen Krone und einem gewaltigen goldstoffenen Mantel, der auf den Schultern seiner 8 Träger zwischen den Straußwedeln herabschwebt, sahen da noch schöner im Hinuntersteigen aus als in der Kirche selber. Von der Messe war nicht viel zu sehen. Wir winkten unsern Frauen frühzeitig genug zum Ausbruch, um diesmal einen vortrefflichen Platz auf der Galerie zu erhalten, von wo aus wir den Segen austheilen sahen. Dieses Mal war der Platz ungleich voller und besetzter; eine Menge österreichischer Jäger waren neben den päpstlichen Soldaten aufgestellt, um den Segen zu empfangen, und aller dieser Truppen regelmäßiges Niederknien machte wirklich einen großen Effekt. Christi Nachfolger sollte freilich nicht so viel Gepränge und Stolz aufwenden; aber als Hofstaat und Parade betrachtet ist dieses päpstliche Regiment wohl das herrlichste in Europa, und der Vatikan gewiß der Fürst aller Residenzschlösser. Der Nachmittag und Abend setzte allem aber die Krone auf; denn den vielen anwesenden fremden Herrschaften zu Ehren wurde St. Peter erleuchtet und das Feuerwerk von der Engelsburg abgebrannt. Wir waren um 7 über den Corso auf den Petersplatz gefahren, um die Wirkung des erlöschenden Tageslichts noch zu sehen. Kuppel und Kirche sind mit tausenden von Papierlaternen in architektonischen Linien illuminiert, und dazu scheint die Architektur der Fassade denn auch recht eigentlich eingerichtet und bestimmt. Es nimmt sich aus, wie durchgeprickeltes Papier vor ein Licht gehalten; der Grund, besonders an der Kuppel, sieht erst silbergrausammeten, dann dunkelgrau, dann sehr schön braun, dann schwarz, endlich wirds eine Farbe mit dem

⁹⁰⁾ W. de Harnier, als Künstler geschätzt, Sekretär bei der hessischen Gesandtschaft. — Friedrich Olivier, geb. 1791, gest. 1859 in Dessau; seit den Wiener Jahren mit Schnorr eng befreundet, als Schnorr 3 Jahre bei der Familie seines Bruders Ferdinand wohnte; seit Dezember 1818 weilte er in Rom.

Himmel. Gar schön schwebt das Kreuz oben allein im Himmel; denn der große Knopf, ders trägt, ist nicht mit illuminiert. Auch die runden Säulengänge nehmen sich herrlich aus; wenn man es mit halbgeschlossenen Augen ansieht, dünkt einem, die ganze Kirche stehe in Feuer. Endlich, wenn es völlig Nacht geworden, fängt eine Flamme oben vom Kreuz an aufzulobern; und nun überströmt in Zeit von wenigen Sekunden die ganze Kuppel von der Spitze herab eine solche Glut von Pechfackeln und großen Feuern, daß die vorige Lampenbeleuchtung gar nicht mehr gesehen wird und die ganze Kirche in hell glühender gelber Farbe wie bei Tage dasteht. Dieser schnelle Übergang ist ganz zauberisch und unglaublich. — Und doch folgt nun noch ein gewaltigeres Spektakel an dem Feuerwerk der Engelsburg, das wir von einem vortrefflichen Fenster gegenüber mit ansehen und das nach langem Harren und Erwarten endlich anfing, und zwar gleich mit einer ungeheuren, zahllosen Garbe von Raketen. Wie soll man von diesem vesuvischen, schlachtartigen Getnall, Geprassel, Gedonner, von diesen Lichtkugeln, Sonnen, Schwärmern, Schlangen, Fröschen und Fischen, von diesen himmelanstürmenden Raketen und endlich von der letzten Girandola, die im Hinunterfallen einer den ganzen Erdball bedeckenden Tränenweide von Feuer gleicht, mit Worten einen Begriff geben. Kann man sich doch kaum mit lautem Schreien und Rufen helfen. Unglaubliche Effekte kamen vor vom Widerschein im Flusse und großen, weißen Rauchmassen gegen den dunkeln Himmel. Alles ging höchst ordentlich und folgte ohne Störung. Wir fuhrten nachher noch einmal zum Petersplatz und sahen die Kuppel durch die Springbrunnen glühen. Dann stiegen Auguste und ich noch die Treppe von Trinita dei monti hinauf und sahen sie von oben ganz im Feuer. Sie scheint in dieser Ferne ungeheuer und sehr schlank, fast wie eine Klingel mit ihrem Stiel und mit ihrem Untersatz pyramidenartig, wie die Fassade des Mailänders Domes. Der würde sich auch herrlich ausnehmen.

Rom, Freitag d. 4. Mai 1821.

Vor Tisch kam Horni und brachte seine Baumzweige und andre Sachen; aus dem wird wohl nichts Eigenes, Gutes werden. Den Nachmittag kam Restner, und wir unternahmen mit ihm die Besichtigung der sonst unerreichbaren Villa Ludovisi, zu der Steins uns aus besonderer Güte ihre Lizenz zurückgelassen. Ich halte sie für die schönste in Rom; gleich vorn stehn zwei Platanusbäume von großer Pracht auf einem weiten Plateau; hinten längs der Stadtmauer zieht sich eine herrliche Cypressenallee hin und kontrastiert gar schön mit den alten Nischen und Strebepfeilern des Honorius. Mitten durch geht ein beschnittener, unendlich langer, ganz tapetenartiger Cypressenheckengang. — Träumerische stille Steineichengänge und dunkelglänzende Lorbeerhecken dahinter. Aber das Allerschönste ist die Aussicht von der Galerie des Casino; so schön sieht man die Wellen der Campagna, den Sorakte und die borghesischen Pinien wohl nirgends. Es war aber auch der schönste Abend und die schönsten Baumbeleuchtungen; ich sehnte mich lebhafter wie je nach dem

Susef.⁹¹⁾ Aber die Kunstfachen sind auch von köstlicher Art und nächst den Vatikanischen vielleicht die schönsten Statuen in Rom. Die sitzende Muse mit der Schreibtafel; der uralte Kopf mit kleinen Locken; der bronzene Mark Aurel. Der herrliche, urgriechische Mars, neben welchem alle vatikanischen Leute zurücktreten, und endlich der kolossalische Junokopf mit seinem unsäglich schönen Munde sind wohl die ersten Perlen Roms. Sehr charakteristisch und ähnlich ist wohl auch der bronzene Julius Cäsar. Die berühmte Gruppe der Arria und des Pätus finde ich theatralisch und den Drest und Elektra oder Papirius und seine Mutter zwar hübsch, aber nur die weibliche Figur grazios. Wie Winkelmann aus ersterem so viel hat machen können, verstehe ich nicht.⁹²⁾ Die Aurora, die Fortuna und die Kette von halgenden Knaben des Guercin sind auch Zierden der Villa; ein greuliches Stück Arbeit ist aber der Pluto von Bernini.⁹³⁾

R o m, Montag d. 7. Mai 1821.

— — Ich sollte abends Blaccas auf einen Ball, dem schon Zulchen und Auguste untreu geworden. Eben aber, als ich mich anziehen wollte, kamen Schoppe, Senf und Thorwaldsen; da wurde dann geblieben. — Ich war den ganzen Tag schwermütig und angegriffen von der römischen Luft gewesen; das Lachen von heut abend machte mich wieder gesund. Horni war heut da und brachte seine nicht eben meisterlichen Studien von Kastanien und Ulmen und sein Kolosseum, das er da ließ.

R o m, Dienstag d. 8. Mai 1821.

Im Garten Colonna die Steine fertig gezeichnet; dann das Forum einsehbar. Darauf an der Ulme neben dem Kapitol. Als ich zu Hause gekommen, ging ichs mit Sepia über, Restner besuchte uns indeffen und tabelte stark an Hornys Zeichnungen.

R o m, Dienstag d. 15. Mai 1821.

Dann in Schoppes Studium; er malt freilich modern und nicht sehr tief; aber manches besticht denn doch; besonders eine hl. Familie, auf der das Christkind schläft und Engel einen Mantel über die Gruppe ausbreiten.

O s t i a, Montag d. 21. Mai 1821.

Fahrt mit Otto und Schnorr nach Ostia. Wir sprachen in der Paulskirche vor, die ich nicht recht freute wiederzusehen; sahen dann die Kirchenallee tre Fontane und langten vor der großen Hitze in Ostia an. Schönheit des Palazzo Vescovile von Julius II., von dem nie die Rede ist und der alle alten Ruinen dort weit übertrifft. Wir gingen zu Fuß zur alten, jetzt wie Gräber

⁹¹⁾ Die Schwester Susanne, vermählt mit Adolf von Bülow, der 1816 starb.

⁹²⁾ Die „Arria und Pätus“ genannte Gruppe ist „Der Gallier und sein Weib“, das zweite die Gruppe des Menelaus, beide jetzt im Thermenmuseum. — Winkelmann spricht über die 1. Gruppe, deren Bezeichnung als A. und P. er ablehnt, in der „Vorläufigen Abhandlung zu den Denkmalen der Kunst des Altertums“ § 179 und in der „Geschichte der Kunst des Altertums“, 11. Buch, 2. Kap., § 26.

⁹³⁾ Die Deckenfresken Guercinos aus dem Jahre 1621. — Berninis „Raub der Proserpina“ (1622).

eines Kirchhofs versunkenen Stadt, wo wir noch Ruinen eines Theaters und die viereckige große Cella eines Tempels aufrecht sahen. Dann wird man bei Tor Bovacciana zur Isola Sagra übergesetzt — auf der eigentlichen Tiber — und geht dann durch Scharen von Büffeln nach Porto, jenseits des vom Kaiser Claudius gegrabenen zweiten Arms der Tiber, der viel schneller fließt, als der alte versandete. Ich hätte gern noch das Meer bei Tinnicino oder die alte Tibermündung bei Tor S. Michele gesehen, allein es ward zu spät. Ehe wir zurückkamen, ward noch der Palazzo Vescovile gezeichnet. — Endlich kamen wir bei sehr schönem Wetter und zufrieden mit dem heutigen Tage wieder heim.

Rom, Donnerstag d. 24. Mai 1821.

An dem Quartett gespielt, gezeichnet und im Zerbino gelesen. Den Mittag waren wir in Villa Malta zu Tisch gebeten. Otto war nach Frascati geritten, hatte sich auch neulich von der Komödie losgemacht. Den Abend nahm Titi von uns Abschied. Ich fing an, dies Tagebuch wieder nachzuholen und las Zulchen den „Garten der Poesie“ vor. Keiner Aristokratismus des alten Reden; Gespräch von Thorwaldsen mit Auguste über das Beten und ganz naives Verständnis von ihm, er habe gar nicht nötig, den lieben Gott oft zu inkommodieren; er stehe früh auf, arbeite fleißig, hätte keine bösen Gedanken und tue nichts Unrechtes.

Rom, Sonntag d. 27. Mai 1821.

Wir waren gestern Abend von dem großen Wilhelm, der darin wirklich für unser wahres Beste gesorgt hat, eingeladen, mit ihm zu Wicar zu fahren. Der schwere Sciroccotag hätte gar nicht besser ausgefüllt werden können, als durch die Bekanntheit mit dessen prachtvollen Sammlungen. — Wicar besitzt herrliche, alte florentinische Bilder, ein paar Francesco Francias, wenigstens nennt er sie so —, ein Porträt von Lionardo da Vinci gemalt, auch einige altdeutsche Sachen. Aber bei weitem sein herrlichster Schatz ist ein Basrelief von Michelangelo, so großartig und lieblich zugleich, wie er nur dichten konnte, und eine Menge von Originalhandzeichnungen sehr großer, alter Meister. Jenes, das dritte existierende in der Welt, stellt die Madonna mit dem Christuskinde und dem kleinen Johannes vor. Die Madonna ist von seltener Schönheit. Dann hat er auch Originalbriefe alter Meister; einen vom Sebastiano del Piombo, worin er seinem Meister Michelangelo Bericht gibt über den Success eines Bildes, das im Wettstreit gegen die Transfiguration gemalt worden und das alle gelobt hätten, bis auf die ordinarii: Rafaels Anhänger.⁹⁴⁾ — Wir sahen hernach noch die schöne Chiesa nuova und allerlei Reminiscenzen von H. Philipp Neri, dessen Fest heut gefeiert wird. Den Nachmittag fuhren wir mit Redens zu einem seltsamen Abenteuer; es ward eine geistliche Andachtsübung dem hl. Neri zu Ehren unter der Tassos Eiche gehalten.⁹⁵⁾ Sie fing damit an,

⁹⁴⁾ Jean Baptiste Wicar, geb. in Lille, Schüler Davids, Hofmaler Murats, dann in Rom. Als Historienmaler geschätzt: „Pius III. das Konkordat mit Frankreich unterzeichnend.“ — Porträts: Pius III. — Murat. H. Knackfuß spricht von zwei Basreliefs als Jugendwerken Michelangelos, in London und in Florenz. Das Londoner könnte das von B. beschriebene sein.

⁹⁵⁾ Im Garten des Klosters Sant Onofrio.

daß ein kleiner Marchese Maroscotti eine Lobrede auf ihn hielt. — Dann folgte sehr schlechte Musik und Sang und Klang. Es ward sehr zerstreut zugehört und wenig Acht gegeben; — das werfe ich der katholischen Kirche hauptsächlich vor, daß ihre Feierlichkeiten so schön sein könnten und es so wenig sind.

R o m, Freitag d. 1. Juni 1821.

— Als ich unterwegs war, begegnete mir Schoppe, der mich freundlicherweise mit zu Palmaroli nahm, von dem er eben hergekommen war. Bonnard hat 2 sehr merkwürdige Bilder bei ihm stehen, von denen es eine Schande ist, daß sie Rom verlassen; eine angefangene hl. Familie von Michelangelo, in Tempera, aus seiner frühesten Zeit, mit untermalten grünen Figuren, und ich glaube sie gewiß von ihm, und auch Kiepenhausens sind der Meinung. Mir wäre sie lieber als die in Florenz in der Tribuna. Das andere, ein Profilkopf einer Colonna, von Sebastiano del Piombo, ihrem Liebhaber, ganz prachtvoll gemalt; dann stand noch ein Andrea del Sarto und ein schöner Bordonone da. Hernach gingen wir noch zu Granet, dessen hohe Preise mich in Erstaunen setzten, und zum Palast Albani. Der Perugino ist doch sehr übermalt; die Handzeichnungen vom Ginkio Romano aber unvergleichlich.⁹⁶⁾

Den 19.

Den Nachmittag mit Auguste und Henriette Nedens Dahl besucht, dessen kleine Skizzen vortrefflich sind. Bild von Villa Malta aus seinem Fenster.

Den 20.

Das Bild von Villa Malta will mir Dahl nicht lassen; ungenierter Tadel über Eggers Bild von allen Ecken und Enden.

Sonntag, d. 24. Juni 1821, Albano.

Mit Stadelberg zur Infiorata nach Albano gefahren. Sehr hübsche Beschreibungen aus Griechenland. Allerliebster Weg nach Tischi nach Genzano. Das Streuen der Blumen fing eben an, als wir kamen; es ist sehr hübsch und wirklich nur bei so guten Leuten möglich. Und welcher Fleiß und welche Liebe für zwei Stunden. Zwei Straßen gehen breit und gerade wie ein lateinisches V den Berg hinauf und sind in der Mitte ganz bedeckt von dem schönen, farbigen Blumenteppeich, der sich in viele Felder abtheilt. — — Wie zauberisch ist das Heraustreten der Prozession mit den weißen und schwarzen Priestern und schönen Kerzen; — ich finde das Corpus Domini in Rom gar nicht damit zu vergleichen.

A l b a n o, d. 25. Juni, Montag.

Morgenbesuch im Bosco Doria; dann fuhren wir nach Ariccia zum wundervollen Park Chigi und über die allerliebste Villa Poniatowski wieder heim.

⁹⁶⁾ Palmaroli als italienischer Restaurator genannt. — Der erwähnte Michelangelo konnte nicht identifiziert werden. — Bonard, Landschaftsmaler aus Paris, malte italienische Landschaften mit Ruinen. Paris Bordonone, gest. 1571, Schüler Tizians. — Der Perugino ist die für den späteren Papst Julius II. ausgeführte hl. Familie mit Engeln und anbetenden Heiligen aus dem Jahre 1491.

Blick auf den Albanersee. Gespräch bei Tisch über die gemalten Statuen der Alten. — Hernach ritten wir auf Eseln zum Emiffär und Nymphäum und sahen die Sonne untergehen in Villa Barberini. Es liegt ein großer Zauber in der Vegetation am See und in den großen Feigenbäumen dicht am Wasser.

Freitag d. 29. Juni, Petersfest.

Ich ging heut früh in großer Hitze hinaus, um den gepuzten heiligen Petrus und seine Krone und Mantel zu sehen und welcher Götzendienst mit ihm getrieben wird. Darauf um 10 in Sulchens Zimmer die 2. Probe, die schon weniger schlecht ging. Meine Hofratsrolle ist mir gar zu schwülstig und quäsig, und ich weiß keinen stärkeren Freundschaftsbeweis zu geben, als indem ich solches Zeug auswendig lerne. Abends fuhren Otto und ich mit den beiden Fräulein zur Kuppelerleuchtung, die vom göttlichsten Wetter begünstigt ward, und sahen dann die Girandola in dem dazu herrlich gelegenen Hause des Singlehrers Giovanni; man sieht zugleich die Engelsburg und die Kirche. — Besonders poetisch sind die weißen Leuchtkugeln, die oben in der Luft sich wie eine Garbe ausstreuen.

R o m, Sonnabend d. 30. Juni 1821.

Infiorata auf Redens Turm, mit welcher Henriettens heutiger Geburtstag celebriert ward. — — Stadelberg und ich hatten auch noch an unsern zwei Klaviersachen, deren Aufführung wir erst gestern beschloffen, genug zu probieren. Nachmittags ließ ich mich in Schoppes Zimmer als misanthropen Hagestolz melancholisch anmalen und pudern und zog mich bei ihm an. Alle waren gut kostümiert, Sulchen ganz vortrefflich. Nachher lief alles recht gut ab, obgleich Stadelberg und ich beim Klavierspielen uns einander nicht hören konnten. — Im *Ahasverus* spielten wir alle gut, und es fehlte daran nichts, als daß mein Bart nicht ordentlich saß. Zeit war zu meiner Freude nicht da. Nachher unterhielt mich Bunsen mit den ägyptischen ungeheuren Tempelentdeckungen von Gau und dem geistreichen Büchlein des Principe di Canossa in Neapel. Otto hat sein Osterienbild von Stein bekommen. Die eigentliche Gruppe darin ist vortrefflich.⁹⁷⁾

Samstag d. 1. Juli 1821.

Besuch von Kohden hier bei uns; wir gingen darauf alle zu ihm und besahen die herrlichen Sachen in seiner Mappe. Dann kam die gute Henriette, mit der wir nachmittags einen hübschen Besuch bei Overbeck machten. Ich finde die Frau sehr angenehm und seine Bilder und Zeichnungen jedesmal schöner. Das ist

⁹⁷⁾ Gespielt wurden ein Vorspiel von Kestner, Szenen aus Ifflands „Hagestolzen“ — Wolf B. als Hofrat Reinhold —, und Goethes „Spiel von Ahasverus und der Esther“ (aus dem „Jahrmärktsfest von Plundersweiler“) — Wolf B. als Mardochai. An dem letzten hatten einige Phil. Wetts wegen Anstoß genommen. — Franz Christian Gau, geb. 1790 in Köln, gest. 1853 in Paris. Maler und Architekt; kam 1814 nach Italien, verkehrte in Rom mit Cornelius, Weit und Overbeck. Von Niebuhr empfohlen begleitete er 1818 einen Baron von Sack nach Agypten; kehrte 1819 nach Rom zurück.

lautere reine Milch des Christentums.⁹⁸⁾ Den Abend ging ich mit Schoppe und Otto ins Mausoleum des August, wo das erste der Sommerfocchetti gegeben ward; dies macht sich sehr schön, und . . . [bricht ab.]

8.

Die Anfänge des Briefwechsels zwischen Theodor Fontane und Paul Heyse.

Mitgeteilt von Erich Pezet in München.

Als Paul Heyse im Jahre 1854 dem Rufe des Königs Maximilian II. folgend von Berlin nach München übersiedelte, war unter den Dichterfreunden aus dem Tunnel über der Spree Theodor Fontane der einzige, mit dem sich sofort ein herzlicher und bis ans Lebensende fortbauerner Briefwechsel entwickelte. Die Handschriften dieser Briefe sind mit geringen Lücken erhalten und befinden sich jetzt nach gegenseitigem Austausch der Besitzer in dem Theodor Fontane-Archiv des Verlagsbuchhändlers Herrn Friedrich Fontane in Neu-Ruppin und in dem Paul Heyse-Archiv von Frau Anna von Heyse in München. Im Einvernehmen mit diesen verfügungsberechtigten Erben wird eine Buchausgabe des Briefwechsels von 1854 bis 1897 durch den Unterzeichneten vorbereitet. Hier aber dürfen die fr ü h e n Zeugnisse der Freundschaft der beiden Dichter mitgeteilt werden, die der endgültigen Trennung ihres Wohnortes vorangingen.

Es sind in der Hauptsache Briefe Fontanes, die bei der bekannten widerspruchsvollen Eigenart dieses ganz feinen augenblicklichen Einbrücken und Stimmungen hingeebenen Briefplauderers manchen neuen und berichtigenden Zug zu den bisher veröffentlichten Freundesbriefen aus den Jahren 1850 – 1853 hebringen. In diesen aber, die in der II. Sammlung der Briefe Fontanes Bd. I, S. 11 – 100 von Otto Pniower und Paul Schlenker mit knappen sachlichen Erläuterungen herausgegeben vorliegen, sind ohne weiteres alle zum Verständnis der Briefe an Heyse etwa noch wünschenswerten Nachweise zu finden. Neu aber ist, daß Fontane schon im Jahre 1850 bei der Verlegeresuche sich, ähnlich wie Storm und später noch viele andere, entschloß das geschätzte Fürwort des um 11 Jahre jüngeren Heyse in Anspruch zu nehmen. Überhaupt beleuchten die Briefe in charakteristischer Weise nicht nur Fontanes mit überlegenem Humor getragene Nöte beim Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn, sondern auch die ungewöhnlich glückbegünstigten Anfänge des jungen Heyse und führen so die gelegentlichen kleinen Bosheiten Fontanes über Heyse anderen gegenüber aus jener Zeit, indem sie sie menschlich verständlich machen, auf das ihnen wirklich innewohnende Maß zurück.

1.

Berlin den 21 Juni 50.
Freitag.

Lieber Paolo Malatesta.

Beifolgend die Sachen. Sie werden Manches darunter finden, was nicht 24karätig ist, was ohngefähr auf der Spruch-Höhe steht, doch müssen Sie bedenken, sechs schlechte Gedichte auf ein gutes, ist immer noch ein günstiges Verhältnis.

⁹⁸⁾ Über Overbeds Frau, Elisabeth Härtel aus Wien, „Signora Nina“, s. die etwas boshafte Schilderung der Seidler S. 130 f. Sehr viel sympathischer äußert sich Schorr über die „Fürstin“ (f. S. 78).

Daß Cotta die Sachen zurückgewiesen hat, wäre wohl gut zu verschweigen; andererseits dürfte hervorzuheben sein, daß mehr denn ein Duzend dieser meiner Gedichte in dem bekanntlich sehr wählerischen Morgenblatte bereits einen Platz gefunden hätte. Vielleicht können Sie auch einfließen lassen, daß sich Herr Schwab in der Vorrede seiner „Musterfammlung“ sehr anerkennend über meine Fabrikationen geäußert habe. — Nun, Sie werden schon machen; ich habe vollkommenes Fiducit zu Ihrer Beredsamkeit.

„Den Ball in Paris“ hab ich heut früh noch abgeschrieben und pack' ihn als ein Hauptparadepferd bei. Wenn Sie 's reiten, so schonen Sie nicht den Pathos- & Sporn, damit an ein Erlahmen gar nicht zu denken ist. Wo der Kenner nicht ausreicht, muß der Sporn nachhelfen.

Noch eins: Vielleicht können Sie Dundern, wenn er schwanken sollte, dadurch ködern, daß — im Fall er die Sachen nähme, — noch eine Rubrik unter dem Titel: „Vaterländisches“ hinzukommen würde. Die betreffenden Reserven würden den „Männern und Helden“ ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern, und würden „Stein“, „Hardenberg“, „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und ähnliche nicht zu verachtende Kaffern darunter auftauchen. Und nun mit Gott an's Werk.

Leben Sie wohl!

Ihr

Th. Fontane.

Die Anrede erklärt sich aus dem Namen des Helden von Paul Heyse's eben damals erschienenem Trauerspiel „Francesca von Rimini“. — Gustav Schwab's „Musterfammlung zum Gebrauch in Schulen“ war 1848 in 3. verm. Aufl. erschienen unter dem Titel: „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Albrecht von Haller bis auf die neueste Zeit.“ — Bei Alexander Dunder war Ende 1849 Heyse's Erstlingswerk „Jungbrunnen. Märchen eines fahrenden Schülers“ ohne Namensnennung erschienen. — Th. Fontane hatte seine acht Preußenlieder „Männer und Helden“ als selbständiges Heft, Berlin 1850, erscheinen lassen, und starken Eindruck damit gemacht.

2.

Altona d. 2ten Aug. 50.

Lieber Friedrich Eggers
auch

dto. Paul Heyse.

Wenige Zeilen auch an Euch.

Vielleicht habt ihr von ohngefähr schon erfahren, daß ich mit meinem Mobilienvermögen von 4 Hemden, 3 Paar Strümpfen, 1 Hutschachtel und einem gepumpten Koffer, mich 4 Wochen lang hier aufhalten werde. Der eigentliche Grund ist — Uebereilung — was aber nur als vertrauliche Mittheilung zu betrachten ist. Und wenn ich vor Langerweile sterbe, ich will hier aushalten, ich will meine 4 Thaler Miethen absetzen. Fiat Beharrlichkeit (ich bin außer Stande aus pertinax ein richtiges Hauptwort zu bilden) pereat Fontane. Uebrigens ist hier viel Schönes, und wenn ich meine 5 Wochen nur erst abgebrummt und in der Rück Erinnerung das 35tägige Vergnügen auf einen Tag verdichtet habe, so wird es doch eine recht liebe Erinnerung sein. Gott leih mir Kraft!

Umgang hab ich nicht; ich spreche gar nicht, höre aber sehr viel — nämlich Ausrufer. Um 7 Uhr morgens fängt es an, und dauert gerade so lange wie ich arbeiten will. „Milch, Kirschen, Vibbeeren“, diese hohe Dreiheit wird mich bald vielleicht auf dem Gewissen haben; nehmt dann in den „Sonetten“, die Ihr als meine Nachrufer pflichtschuldigst loslassen werdet, auf jene Ausrufer soviel wie möglichst Bezug.

Ich habe Lepeln eingeladen mich zu besuchen: „getheiltes Leid, ist halbes Leid“. Vielleicht läßt sich auch Einer von Euch verführen. Die Kosten sind mäßig, das Vergnügen — sehr groß.

Ich arbeite jetzt (für die Herausgabe meiner Sachen) ziemlich fleißig; so bald ich damit am Rande bin, beginnt das eigentliche Reisen, zunächst nach Kiel u. s. w.

Empfehl mich der Familie Kugler (Paul Heyse auch seiner Mutter, Eggers, damit er nicht zu kurz kommt, kann den alten Schottländer von mir grüßen) und laßt mal von Euch hören. Meine Ruhestätte ist „Altona, kleine Mühlenstraße 34. p. adr. an Dr. Thormaehlen.“

Adieu! mit Heimweh und leider auch Zahnschmerzen Euer

Th. Fontane.

pertinax: Anspielung auf Franz Kuglers im Tunnel vorgelesenes Trauerspiel „Kaiser Pertinar“.

3.

Berlin d. 8ten Decemb. 52.

Mein lieber Paolo.

Deine Braut hat mir diese Zeilen gestattet. Sollte Dir dadurch ihrerseits auch nur eine einzige Exclamation wie: „mein süßer Paul!“ oder sonst dergleichen abgezogen werden, so würd' ich untröstlich und von Dir, vermutlich für immer zu den Todten geworfen sein.

Da ich Dich nicht mit Fragen bestürmen will, die wahrscheinlich bis zum jüngsten Gericht auf Antwort zu warten hätten, so laß Dir lieber von hier und in specie von dem „Unterfertigten“ erzählen. Seit 2¹/₂ Monat bin ich von England zurück, doch nicht lange genug um schon vollständigst wieder um die Wirkung jener Douche gebracht zu sein, womit London meine rückenmarksfranken Lebensgeister übergießt. Wie lang es noch vorhält, steht freilich dahin. Außer diesem Segen hab ich nicht viel profitirt. Nicht mal famose „Londoner Briefe“ hab ich an Mann bringen können. Unter den Refüsirenden befand sich auch Dein Freund Herz, dem Du glaub ich einen unausrottbaren Glauben an meine Mittelmäßigkeit beigebracht hast. Schab't übrigens nichts. Meine Reise, um das neue Bild zu gebrauchen, liegt wie ein Traum hinter mir, weil es nämlich keinem Menschen einfällt mit mir darüber zu sprechen und ich doch unmöglich verfahren kann, wie jener berühmte Anekdotenerzähler: „hörten Sie den Schuß?“ nein! „ja, sehen Sie bei dem Schuß fällt mir ein“ u. s. w.

Unter den Freunden hier bin ich wohl der, der am meisten an Dich denkt (schon weil ich der faulste bin und immer Zeit übrig habe) und am aufrichtigsten

Dich lobt. Lepel erkennt Dich noch mehr an, aber — da ich kein milderes Wort finden kann — er beneidet Dich auch mehr. Mein Lob ist nicht nur ruhiger, es läßt mich auch ruhiger.

Bei Eggers (der nothwendig verheiratet werden muß: ich denke dabei immer an den aufgeschnallten Maseppa) versammelt sich jetzt allwöchentlich ein gemüthlicher Kreis: dichtet, rhetort, muscirt, philosophirt und — frist. Als Stern erster Größe glänzt der kleine Otto Roquette, wiewohl er mit Berücksichtigung seines 8. Aufлагeschweifes mehr zu den Kometen zählt. Ich hab' ihn sehr gern, denn er ist ein gutes, harmloses und in Erwägung von 8 Aufлаген äußerst bescheidenes Menschenkind. Es fehlt ihm nur eins: Potenz. Ich habe mal was vom katalischen Quell gehört, weiß aber wahrhaftig nicht recht genau wie es damit zusammenhängt. Ich glaube, daß Roquette davon getrunken, aber in Sommerszeit, wenn er nur noch „drippelt“ und lauwarm ist wie Spülwasser. Das Sprichwort „Glück muß der junge Mensch haben“ scheint eigens für Ottochen erfunden. Weiter reicht das Papier nicht. Leb wohl, empfehl mich Ribbed und bewahre in Deinem vielfach in Anspruch genommenen Herzen ein Pünktchen woran sich Bild und Name anheften läßt

Deines Th. Fontane.

Der dritte Brief ist wie der vierte nach Rom gerichtet, wo Heyse 1852/53 mit Otto Ribbed zusammen weilte. — Fontanes Feuilletons, „Ein Sommer im London“, sind 1854 in Dessau bei Gebr. Kag erschienen. Heyses Verleger und Freund aber, Wilhelm Herz in Berlin, wurde erst später, nachdem er 1860 auf Heyses bringendes Fürwort zuerst die „Balladen“ von Theodor Fontane herausgebracht hatte, für lange Zeit auch der Hauptverleger und ein treuer Freund und Verehrer Fontanes. — Die Eigentümlichkeiten von Friedrich Eggers hat später Adolf Wilbrandt in freier Ausgestaltung in seiner Novelle „Fridolins heimliche Ehe“ humoristisch dargestellt. — Der Freundeskreis bei Eggers, der sich die Ellara nannte, bestand aus den Mitgliedern: Friedrich Eggers, Otto Roquette, Fontane, Lucä, Zöllner und Wilh. Lübke. Vgl. Otto Roquette, 70 Jahre. Geschichte meines Lebens (1894, Bb. II, S. 10 ff.).

4.

Berlin den 18. März 53.

(Vorweg die Versicherung: „Berlin ist ruhig!“)

Mein lieber Paul.

Im Hannoverschen existirt ein Sprichwort das lautet: wer beharrlich dem Glücksrade nachläuft, findet doch mal ne Nabe. Demzufolge hab' ich es zum Redacteur gebracht und zwar zum Herausgeber eines „Velletristischen Jahrbuchs“, das anderweitig noch nicht getauft ist, den Familienrath aber (aus 6 Vätern bestehend) auch in Bezug auf einen hübschen, christlichen Namen Tag um Tag beschäftigt. Wenn ich nicht sehr irre, hat Dir Schwiegervater Rugler bereits das Wesentliche mitgeteilt; indessen könnten die inzwischen abgeschlossenen Verhandlungen theilweise doch einen andern Ausgang genommen haben als wir anfänglich erwarteten, so daß Du mir erlauben mußt auf das Unternehmen noch mal zurückzukommen. Die Rütli-Versammlungen — eine Schöpfung unseres Eggers, der nach wie vor sich mit Vereingründen beschäftigt — führten alsbald den Wunsch nach einem Organ herbei und wir machten

Versuche eine Vierteljahrschrift oder dem Ähnliches zu Stande zu bringen. Aufsätze und Kritiken, zumeist über Dinge, die unser Beisammensein verhandelte, sollten den Hauptinhalt bilden. Die Sache scheiterte, weil sich kein unternehmungslustiger Buchhändler fand. Weiläufig bemerkt haben wir bei der Gelegenheit mal wieder recht erkannt, daß Berlin der eigentliche Sitz des Buchhändler-Philisteriums ist. Endlich erklärten Gebrüder Ras in Dessau, sie wollten um der berühmten Namen willen auf das Unternehmen eingehn, wenn wir uns entschlossen demselben die Form eines novellengespiakten Jahrbuchs zu geben. Wir bissen an und haben nun die Verpflichtung übernommen bis spätestens Ende Juni 20 Bogen Manuscript zu liefern. Das Manuscript wird durch mich zusammengetrommelt (daher Redacteur) und soll bestehn aus 10 Bogen in Novellen, 5 Bogen Verse und ebensoviel Aufsatz, Abhandlung, Kritik u. dgl. m. Für die beiden letzten Kategorien ist gesorgt, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht auch nach der Seite hin Beiträge von einem gewissen Paul Heyse willkommen sein würden, — um was wir Dich aber beschwören, das ist eine Novelle, eine Erzählung, eine Schilderung römischen Lebens (nicht in einer Reihenfolge von Briefen, sondern mehr in einem abgerundeten Aufsatz) und hab' ich Auftrag Dir im Voraus den Rütli-Dank für jede, auch die kleinste Deiner Zusendungen auszusprechen. Das Beste wird sein (denn ich zweifle fast, daß Du Dich unfertwegen besonders incommobiren wirst) Du schickst an Rugler eben ein, was Du hast und überläßt seinem Geschmaak und Urtheil, zu denen Du ja Vertrauen hast, die Auswahl. Die Gesellschaft, in der Du Dich befinden würdest, ist folgende: Rugler, Merckel, Borman, Lepel, Eggers, Storm (wie ich hoffe), Goldammer (vielleicht) und meine Wenigkeit. An Stoff ist da: ein halb Duzend guter Balladen (namentlich eine lange und schöne „Thomas Cranmers Tod“ von Lepel), „Cornelius“ eine Biographie von Eggers, „der letzte Censor“ eine ächt merckelsche Erzählung von Merckel, „die Shakespeare-Bühne“ von Rugler, altenglische Balladen mit einem längeren Vorwort von Fontane und noch einiges andre, so daß dem Raume nach für die gute Hälfte gesorgt ist. Ueberhaupt, es wird sich schon machen und nur die „Novelle“ macht uns noch Sorge; — nimm Du diese von uns! Honorar 16 Rth. per Bogen, setz uns in den Stand, Dir einen 50 Thalerschein wohlverpact übersenden zu können. Ablieferungstermin spätestens die letzten Tage des Juni.

Was schreib' ich Dir sonst noch? Familienbriefe erhältst Du in Menge, es bleibt also nur noch der Freundeskreis. Eggers, der Vereingründer, ist munter und lebenswürdig; man sagt, eine Professur hinge drohend über seinem Haupte, oder umgekehrt. Roquette, der Sänger, hat sein Saitenspiel und seinen Reisefack zur Hand genommen und ist gen Weissen gezogen, in das Land des Weins und seiner Liebe. Er hat ein saftiges Lustspiel geschrieben, das von der Kumpanei sehr gelobt wird, Dessoir indeß (ich glaube mit Unrecht) zuckte die Achseln. Weiläufig bemerkt kannte letzterer den 10 Auflage-Mann nicht mal dem Namen nach. Und für solchen Ruhm und für solche Popularität quält sich das Herz des deutschen Jünglings! Lepel geht im Vorleser auf, andere sagen — unter. Deine „Brüder“ hat er neulich vortrefflich gelesen; dies Dein Gedicht

muß übrigens öfter herhalten, selbst Schramm reitet unbarmherzig drauf rum. — Ich könnte so noch fortfahren, doch ich weiß aus meinem Aufenthalt in London her, daß solche heimatlichen Notizen — wenn man was Großes vor Augen und Seele hat — einen jämmerlichen Eindruck auf uns machen, — ich brech drum lieber ab. Leb mir wohl, geh es Dir nach Wunsch und hab in Deiner Erinnerung ein Plätzchen für

Deinen

Th. Fontane.

Das belletristische Jahrbuch erhielt den Titel „Argo“ und erschien, hrsg. von Th. Fontane und Franz Kugler, 1854 bei Gebr. Kag in Dessau, später 1857–1860 von Eggers, Kugler und anderen Mitgliefern des Rütli fortgeführt, bei Trewendt in Breslau. Der Inhalt des Jahrgangs 1854 entspricht im wesentlichen den Angaben in Fontanes Brief, auch Sturm und Goldammer fehlen nicht; doch gab Merdel statt des „letzten Censors“ den „Freud des Herrn von Ebergal [Anagramm von: Gerlach]“. Heyse's „La Rabbia“ eröffnete den Band, seine „Lieder aus Sorrent“ beschloffen den dichterischen Teil. — Otto Noquette berichtet über sein Lustspiel „Das Reich der Träume“ in seiner Lebensgeschichte. Bd. II, S. 27 ff.

Liebster Theodor!

[Dürkheim Sept. 1853.]

La Rabbia! — willst Du sie an Herz besorgen? Sie wird in kürzestem dort nötig sein.

Ich bin auf der Schwelle von hier. Wenn ich dort bin, darfst Du mich nicht ganz vernachlässigen. Lieber Mensch, grüße Deine Frau von uns, behaltet uns lieb.

Paul.

Bei Wilhelm Herz sollte die erste Sonderausgabe der Novelle „La Rabbia“ wie vorher der Versnovelle „Die Brüder“ erscheinen. — In Dürkheim in der Rheinpfalz war Paul Heyse auf seiner Rückreise von Italien mit Kuglers zusammengetroffen und lehrte mit ihnen im Oktober 1853 nach Berlin zurück.

9.

Ein unbekannter Brief Guskows.

Mitgeteilt von Alfred Schneider in Breslau.

Der nachstehende Brief Karl Guskows führt zurück in die Gründungszeit der „Deutschen Schiller-Stiftung“, jener seit siebenzig Jahren bestehenden Schöpfung, die den Zweck hat, „deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur verdienstlich gewirkt, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächst angehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet“. Guskows Anteil an diesem Werk läßt sich bis ins Einzelne verfolgen an der ausführlichen Darstellung, die Goehler¹⁾ diesem Gegenstand gewidmet hat; seiner Arbeit sind auch die folgenden Angaben entnommen, die zum Verständnis des vorliegenden Briefes dienen.

Des Dichters Name ist mit der Schiller-Stiftung eng verbunden. Seit ihren Anfängen im Jahr 1855 gehörte er ihrem Vorstand an und von 1861–1864 war er ihr erster

¹⁾ Rudolf Goehler, Die deutsche Schiller-Stiftung 1859–1909. Eine Jubiläumsschrift. Berlin 1909. 2 Bde.

Generalsekretär. Von dem Gründungsort Dresden aus wurden, besonders auch auf Gutzkows Betreiben, Zweigstiftungen in anderen Städten errichtet. In Breslau wirkte hierfür Rudolf Gottschall und im Herbst 1859 trat der dortige Filialverein ins Leben. In der konstituierenden Versammlung, die in Dresden vom 8. — 10. Oktober 1859 stattfand, waren auf Einladung auch die Filialvorstände erschienen, darunter als Vertreter Breslaus der Universitätsprofessor Friedrich Haase. Nach Annahme der Satzungen wurde Weimar zum Vorort für die nächsten fünf Jahre bestimmt; zum Vorsitzenden wählte man Franz Dingelstedt. — Inzwischen hatte ein anderer Mitbegründer der Schiller-Stiftung, der Major Joh. Friedrich Anton Serre auf Maxen bei Dresden, seine glückliche Idee einer allgemeinen deutschen Nationallotterie zum Besten der Stiftung verwirklicht. Der Chef der Königl. Sächsischen Regierung, Staatsminister Frhr. v. Deuk, übernahm bei den anderen Regierungen Deutschlands die Verantwortung für diese Lotterie, deren Ziehung am Schillertage 1860 zu Dresden stattfand. Bald drohten hier gewisse Differenzen, da der Hauptverein der Nationallotterie über die erzielten Einnahmen frei verfügen zu wollen schien, während der Verwaltungsrat der Schiller-Stiftung die alsbaldige Ablieferung des so erzielten Kapitalvermögens anstrebte.

Nach Ablauf des ersten Verwaltungsjahres erkannte Dingelstedt, daß ein literaturkundiger Beirat für die laufenden Geschäfte notwendig wurde. So beantragte er im Frühjahr 1861, vom 1. Juli an „mit einem Jahresgehalt von 500 Thalern einen Generalsekretär ohne Stimmrecht im Verwaltungsrat anzustellen“. Hierfür schlug er Gutzkow vor; denn dieser besäße, wie kaum ein zweiter in Deutschland, „genaueste Kenntniss aller Personalien in der zeitgenössischen Literatur, dabei ein warmes Herz, so für die Ehre wie für die Leiden des Schriftstellerstandes, in formaler Beziehung endlich eine Stilgewandtheit, ja Stilgewalt, die über jedem Zweifel, fast über jedem Lobe steht“. — Am 11. Juni erfuhr Gutzkow, daß ihn der Verwaltungsrat einstimmig zum Generalsekretär gewählt hatte, und er erklärte sich zwei Tage darauf zur Annahme des Amtes bereit. Aber noch stand das Votum der 21 Zweigstellen aus; nur 11 beantworteten die an sie gerichtete Umfrage, davon 9 ohne weiteres zustimmend. Auch von Breslau war noch kein Bescheid eingetroffen. So schrieb denn Gutzkow an den dortigen Vertreter, Professor Haase, den er bei der Gründungsversammlung im Oktober 1859 zu Dresden persönlich kennengelernt hatte, am 27. Juli 1861 den hier folgenden Brief²⁾, der mit seinem leidenschaftlichen Kampf gegen vermeintliche Widerstände für des Dichters Wesen äußerst bezeichnend ist.

Hochgeehrter Herr Professor!

Ich kann nicht umhin, in der mich betreffenden Angelegenheit der Schillerstiftung an Sie zu schreiben mit Voraussetzung, daß Ihr Breslauer Votum noch nicht erfolgt ist.

Anfangs glaubt' ich, das Vertrauen auf den Verwaltungsrath würde den Ausschlag geben und die Zustimmung zu meiner Ueberfiedlung und möglichst energischeren Führung der anwachsenden Geschäfte so theilnehmend erfolgen, wie Wien, Hamburg, München zugestimmt haben. Jetzt seh' ich, daß theils meine literarische Gegnerschaft dem Plane opponirt, theils Serre, der schon jetzt anfängt, auf Grund seines Lotteriegewinnes der Sch.[iller-Stiftung] Gesetze vorschreiben zu wollen.

Durch mein Verzichten auf den Gehalt einer, wenn man nicht eigensinnig und unbillig gegen den Vorort verfahren will, nothwendig gewordenen Sekretärsstelle, glaubte ich den Mißdeutungen vorgebeugt zu haben. Aber die Zeitungen

²⁾ Dieser Brief, der dem Nachlaß des im Jahre 1867 verstorbenen Professors Haase entstammt, ist mir von seinen Töchtern zur Veröffentlichung überlassen worden.

ignorirten leider meinen Verzicht, viele auch deshalb, weil manche Kreise sich freuten, die Sch.[iller-Stiftung] immer thatkräftiger in die Schicksale deutscher Schriftsteller eingreifen zu sehen; sie hielten dies „Generalsekretariat“ für eine cachirte, anständige Förderung eines Schriftstellers, von dem man wol weiß, daß ihm Fürstenbeistand nie zu Theil wird und wenn die Schillerstiftung recht wirken will, soll sie die Autoren unterstützen, ehe sie zusammenbrechen.

Serre's Opposition, deren literarische Vertreter wahrscheinlich demnächst in Leipzig die H. H[einrich] Buttk³⁾ und Marggraf⁴⁾ sein werden, hängt mit den Gefahren zusammen, in die dieser Mann den ganzen gegenwärtigen Bestand der Sch.[iller-Stiftung] bringen will. Wir haben zwei Klippen zu vermeiden, eine, daß die Schillerstiftung dem Großherzog von W. gebunden überliefert wird, (daran würd' ich nimmer mehr mitarbeiten), die andere, daß Serre, durch Zurückhaltung seines Lotteriegewinnes, Einsprüche von Beust, Nichtanerkennung unsrer Verfassung (die er freilich selbst unterschrieben hat), die Sch.[iller-Stiftung] unter die Controle des Sächs. Cultusministeriums stellt. Es handelt sich um den Sitz Dresden oder Weimar. War ich auch vor zwei Jahren für Dresden, so ist doch jetzt Weimar als noch 3jähriger Vorort Ausdruck der zu Recht bestehenden und Serre gegenüber als unerschütterlich zu behauptenden Verfassung. Indem er den Filialen, wie ich höre, meine Uebersebelung wider-räth, will er die Zunahme des Schwerpunktes, die Verstärkung des gesellschaftlichen Centrums hintertreiben. Wer da glaubt, ich würde mich in Weimar durch Hofgunst verleiten lassen, der Sch.[iller-Stiftung] ihren freien nationalen Charakter nehmen zu helfen, kennt meinen Charakter nicht. Meine Ehre verlangt jetzt, daß ich die einmal in die Blätter gekommene Nachricht wahr mache und nach Weimar gehe; geh' ich nicht in der Eigenschaft, die mir Dingelstedt, Voigt, Förster, Fischer, Braunsfels und Zabel⁵⁾ einstimmig angeboten haben (wohl wissend, daß am Vorort die Fortsetzung meiner nunmehr 63jährigen Thätigkeit den Geschäftsgang fördern wird), so komm' ich vielleicht ganz aus der Schillerstiftung heraus und muß die sich durchkreuzenden Intriguen, die binnen einem Jahr, (wenn Serre endlich zahlen soll) zu einem Clat kommen werden, immer weiter gehen sehen, ohne dabei noch helfen zu können, unsrer guten Sache die Oberhand zu erhalten.

Wer jetzt der Schillerstiftung gegen Serre dienen will, anerkennt die Beschlüsse des Verwaltungsraths und genehmigt seine Vorschläge, die aus der ernstesten und das Ganze wahren Berechnung der Verhältnisse hervorgehen.

Bergeben Sie mir diese offene, mehr sachliche als persönliche Darlegung und sehen Sie sowohl diese wie meine Bitte um Discretion über alle diese Verhältnisse als einen Beweis der hohen Achtung an, mit der ich mich nenne Ihren wahrhaft ergebenen

Dresden,
d. 27. Juli 61.

Gustow.

³⁾ Vorstand des Leipziger Schiller- und Schriftstellervereins.

⁴⁾ Hermann Marggraf, seit 1853 in Leipzig Redakteur der Blätter für literarische Unterhaltung.

⁵⁾ Sämmtlich Mitglieder des ersten Verwaltungsrats der Schiller-Stiftung.

Ergänzend sei bemerkt, daß der Empfänger dieses Briefes, Professor Haase, von 1857 bis zu seinem Tode 1867 den Vorsitz des Breslauer Zweigvereins der Schillerstiftung innegehabt hat. In dieser Eigenschaft ist er wiederholt mit Guklow noch persönlich bei Beratungen zusammengetroffen. Bei der Generalversammlung, die im Oktober 1862 zu Weimar stattfand, wurde Haase zum Stellvertreter des Vorsitzenden Dingelstedt gewählt. —

Der von Guklow in der Serre'schen Angelegenheit befürchtete „Eclat“ erfolgte nicht; vielmehr kam bald ein Vergleich zustande, in dem das durch die Lotterie erworbene Vermögen zum integrierenden Bestandteil der allgemeinen deutschen Schiller-Stiftung erklärt und ihr mit $\frac{2}{5}$ seiner Jahreszinsen zur Verfügung gestellt wurde. — Guklow hat vom 1. Oktober 1861 ab drei Jahre lang, bis zu seinem freiwilligen Ausscheiden, das Amt des Generalsekretärs versehen. Er, der von Anfang die Seele des Unternehmens gewesen, war hier an seinem richtigen Platze. Durch sein auf milde und unbefangene Beurteilung gestütztes tatkräftiges Eintreten⁶⁾ für hilfsbedürftige Schriftsteller hat er bewiesen, daß man, nach Dingelstedts Wort, in ihm nicht einen literarischen Parteimann gewählt hatte, sondern den „Mann der Schiller-Stiftung“.

10.

Briefe von und an Gottfried Keller.

Aus Hermann Hettner's Nachlaß.

Mitgeteilt von Ernst Glaser=Gerhard in Halle.

Kein Biograph G. Kellers unterläßt es, der Lebensfreundschaft ein wohlwollendes Wort zu spenden, die „Meister Gottfried“ und H. Hettner zu Heidelberg im Winter 1848 angesprochen hatten. Und fast alle rühmen den 1850 mit des Dichters Übersiedelung nach Berlin einsetzenden „schwerwiegenden“ Briefwechsel, „in welchem jeder sein Bestes gab, was er einzusehen hatte, der über kunsttheoretische, vor allem dramaturgische Fragen gehaltvollsten Aufschluß gibt“. Tatsächlich ruht die Seele des Urteils lediglich auf den Briefen Kellers an Hettner; die Erkenntnis ihres persönlichen und literarischen Wertes hat uns erst Emil Ermatinger ermöglicht durch vollständige Aufnahme in seine Keller-Briefe (im 2. und 3. Band der Lebensbeschreibung, Stuttgart und Berlin 1919).

Durch die Ursprünglichkeit des Tones und die leidenschaftliche, fast fanatische Verbobrung in ästhetische, besonders dramatische Probleme nimmt diese Briefreihe unter den bedeutendsten aus der Feder des Dichters eine vorzüglich charakteristische Stelle ein. Hier poltert nicht der scharfkantige, knorrig-borstige Eigenbröbler gegen Menschen und Welt, es plaudert auch nicht feinsinnig-geruhig der Künstler im beglückenden Besitz erstrittener Meisterschaft. Ein Jüngling ist noch am Streiten. Und er ringt, der Autodidakt, in gewählter Einsamkeit und Strenge, oft mit dem Herzblut der Verzweiflung, um die weit und weiter entschwebende Palme des Dramatikers. Unter der brieflichen Anleitung des kritischen Mentors. Ihm steht er Rede, erhält und erstattet Bericht, läßt sich ermuntern, treiben und — muß doch scheitern, um (nach München zum zweitenmal) die eigenwüchsige Bestimmung sich wieder allein zu erkämpfen. Und dem Jugendtraum gilt noch die wehmütig-lächelnde Sehnsucht des spätesten Alters.

Nicht nur den „Grünen Heinrich“, „schmiert“ der berliner Keller „buchstäblich unter Tränen“. Auch manchen dieser Briefe. Da blinken sie zwischen Hoffen, Glauben, Versichern und Jubeln, kaum noch verstoßen, hindurch. Erwacht der Zweifel, schlägt Verzweiflung ihn zu Boden, so schweigt er: Monate, ein Jahr lang. Und immer kommt der Freund zu ihm mit Lob, Mahnung, Trost und Vorbild.

⁶⁾ Guklows interessante literarische Gutachten hat Goehler aus den Akten der Stiftung im 2. Bande seines oben genannten Werkes fast vollständig zum Abdruck gebracht.

Vergessen sollte man ihm das nicht, selbst wenn dieser Freundesdienst allein die Bedeutung seiner Briefe ausmachte. Es ist nicht ihr einziger, kaum ihr größter Wert sogar.

Einst drängte Daechold (1892 ff.) zwischen die Kellerschen Antworten ergänzend Teile dieser Briefe; Teilchen gab (wenig glücklich) A. Stern in seiner unzulänglichen Hettner-Biographie. Den Späteren lagen die Briefe selbst nicht mehr vor *). Das hat sich gerächt. Jede einseitige Briefsammlung verschiebt ungewollt, meist auch unbemerkt, das geistige Bild der Teilnehmer, der Ausgeschiedene tritt ungebührlich ins Dunkle. Zumal, wenn die Briefe nicht Menschliches nur geben, Persönliches, sondern sich sammeln um ein Thema wie die Erörterung der dramatischen Kunst-Theorie, wenn sie die Form sprengen und zur Abhandlung sich ausweiten für Jedermann, dann gehört zur Medaille auch die Kehrseite.

Der Schaden läßt sich heilen. H. Hettners unveröffentlichter Briefnachlaß, reich an manchem seinem Stück, bewahrt die von Keller einst treulichst und peinlich gehüteten Freundesbriefe auf. Die Zeit versagt die Wiedervereinigung der Freunde in einem Büchlein; so mag H. Hettner dem Jugendgenossen auch hierin nachfolgen. Und was Raummangel verbietet, die liebevolle Ausmalung des Freundesbildes, das wird der Leser selbst leisten müssen.

Der Abdruck erfolgt mit Erlaubnis von H. Hettners Erben, getreu nach den Handschriften nur unverständliche Abkürzungen sind aufgelöst, den Umfang der unumgänglich notwendigen Auslassungen bestimmten sie im Sinne der Freunde. Die Anmerkungen unterstützen nur Ermäntigers unentbehrliches Werk; nicht immer war ein Nachweis mit den erreichbaren Hilfsmitteln einwandfrei zu führen.

I. Gottfried Keller an Frau A. Hettner.

1. Hochverehrte Frau.

Tief erschüttert durch die ganz unerwartete Trauernachricht ¹⁾ nimmt sich ein alter Freund des Verewigten die Freiheit, Ihnen und Ihrem geehrten Hause die Bezeugung seiner innigsten Theilnahme darzubringen.

Ohne jede Nachricht von einem Kranksein trug ich mich gerade in den letzten Wochen mit dem Vorsatze, unsere eingeschlafene Correspondenz ²⁾ wieder aufzunehmen und auch eine lang beabsichtigte Reise nach dem Norden endlich auszuführen, wobei ich mich auf ein Wiedersehen freute.

Das ist nun nach der Uebung des alten Menschenschicksals wieder einmal dahin, und es bleibt mir nichts übrig, als einen traurigen Gruß ungebrochener Anhänglichkeit in das Freundesgrab hinüberzurufen.

Genehmigen Sie, verehrteste Frau, den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung und Ergebenheit.

Zürich 3. Juni 1882.

Gottfried Keller
a. Staatschr.

2.

(Juni oder Juli 1882).

Hochverehrte Frau!

Es war mir eine tröstliche Veruhigung, und, wenn der Anlaß tiefer Trauer den Ausdruck erlaubt, eine wahre Freude, Ihre freundlich wohlwollenden Antwortzeilen zu empfangen.

*) Abgesehen von M. Preis, der sie für seine „Dramatischen Bestrebungen Gottfried Kellers“ 1909 mit Nutzen einsah.

¹⁾ H. Hettner war am 29. 5. 1882 gestorben. Der Brief ist bereits abgedruckt bei Ermatinger III, 392 (Nr. 462).

²⁾ Hettners letzter Brief ist datiert: 24. 12. 1874 (f. u. II Nr. 44), Kellers Antwort: 31. 1. 1875.

Sie lichten wenigstens einigermaßen das dunkle Gefühl, welches nach manchen Unterlassungssünden, wie das dämmerige Leben sie mit sich bringt, uns beschleicht, wenn plötzlich dann das Unabänderliche, Unwiederbringliche eintritt.

Ich kann nur, verehrte Frau, herzlichst wiederholen, daß ich nicht nur jetzt, sondern jeder Zeit und bei jedem Anlaß des Verewigten mit der Theilnahme des guten Freundes gedacht habe.

Die Briefe sind wol alle noch vorhanden ³⁾. Es war mir leider nicht möglich, mich sofort an das Auspacken der Kisten zu machen, in welchen meine älteren Papiere seit Jahren liegen. Anfangs nächster Woche werde ich es aber thun und Ihnen die Briefe nebst einer gedrängten Aufzeichnung meiner persönlichen Erinnerungen an Hettner ⁴⁾ unverweilt zur Verfügung stellen.

Es gereicht mir zur größten Genugthuung, daß ein biographisches Denkmal von der Hand des Herrn Prof. A. Stern ⁵⁾ in Aussicht steht.

Ihr mit Verehrung und Ergebenheit verharrender
G. Keller.

3.

Zürich 22 Juli 1882.

Hochverehrte Frau!

Hiermit übersende ich Ihnen die versprochenen Briefe unsers verewigten Freundes nebst einer Notiz ⁴⁾ über die Entstehung meines Verhältnisses zu ihm.

Einen einzigen Brief vom Jahr 1855 habe ich zurückbehalten ⁶⁾; derselbe ist ein Denkmal liebevollster Gesinnung, allein so intimer Natur, daß ich ihn bei meinen Lebzeiten nicht gern aus der Hand gebe. Einige Briefe aus den sechziger Jahren ⁷⁾, die sich auf eine Berufung nach Zürich beziehen, befinden sich vermuthlich in den Archiven der Behörde, auf deren Veranlassung ich an Hettner geschrieben hatte.

Ich glaube wol fröhlich voraussetzen zu dürfen, daß allerlei kritische oder gar harte Aeußerungen über Dritte, zumal noch lebende Personen, die in der Correspondenz vorkommen, sowie andere Personalien bedenklicher Art keine Verwendung finden werden. Ich würde diese indiscrete Bemerkung gewiß nicht machen, wenn dergleichen nicht immer wieder vorkäme. So hätte der unglückliche Guszow sein unglückliches Longinus-Buch ⁸⁾ schwerlich geschrieben, wenn nicht in der Kuh'schen Biographie Hebbels ⁹⁾ das Wort „Schuft“ gestanden hätte, welches Hebbel von Guszow gebraucht haben soll. Für diese Wiedergabe bei Lebzeiten

³⁾ Wie die Anmerkungen zu Hettners Briefen zeigen, irrte sich Keller.

⁴⁾ Siehe Nr. 5 auf S. 415.

⁵⁾ A. Stern, H. Hettner, Leipzig 1885.

⁶⁾ Wahrscheinlich meint Keller den Brief vom 4. 11. 1855 (II Nr. 31), da der Briefwechsel keine Lücke aufweist, die die Annahme eines ausgeschalteten Briefpaares stützt. Gemeint ist Hettners Stellungnahme zu Kellers Geständnis seiner Liebe zu Betty Zendinger (vgl. Anm. 219 f.).

⁷⁾ Vgl. Anm. 328 zu Hettners Briefen und die „Notiz“ Nr. 5.

⁸⁾ Gemeint ist „Dionysius Longinus“, Stuttgart 1878, die literarische Streitschrift des überreizten Guszow.

⁹⁾ 1877, 2 Bde.; vorher erschien: Friedrich Hebbel, Eine Charakteristik, Wien 1854.

des alternden Gutzkow hat Emil Kuh seinen frühen Tod¹⁰⁾ vollkommen verdient, obgleich er mein Freund war und Gutzkow eher ein Feind.

Doch muß ich für diese in Frauenaugen doppelt unliebsame Erörterung sehr um Verzeihung bitten, und dies um so mehr, als es mir ja frei stand, die verhänglichsten Stücke zurückzubehalten.

Für diesmal will ich abbrechen, obgleich mir noch eine Sache auf dem Herzen liegt, die noch geordnet sein will, und ich hoffe schriftlich oder mündlich ehestens darauf zurückzukommen.

Ihr in aller Verehrung ergebener
G. Keller.

4.

Zürich 12 Aug. 1882.

Hochverehrte Frau!

Es gereicht mir zur großen Genugthuung und Freude, wenn die Briefe einen kleinen Beitrag oder vielmehr einen schönen weiteren Charakterzug zu dem Lebensbilde Hermann Hettners geben können. Ich bitte, dieselben so lange zu behalten, als Sie sie irgend brauchen. Für die mir gütig übersandte Photographie sage ich meinen herzlichsten Dank. Das Bild hatte mir wirklich gefehlt und ruft mir in seiner keck jugendlichen Frische längstvergangene Zeiten hervor, wird auch nicht so bald von meinem Schreibtische verschwinden.

Gegen die von Ihnen in Aussicht genommene Art der Verwendung der Correspondenz habe ich keinerlei Widerspruch zu erheben und ebenso wenig wüßte ich selbst mithandelnd einzugreifen.

Bei der begeistert entgegenkommenden Weise, welche Hettner gegen seine Freunde befehlte, hat er auch manche meiner Äußerungen oder Mittheilungen, namentlich über die dramatischen Bestrebungen¹¹⁾, die mich während meines Berliner Aufenthaltes, freilich fruchtlos, beschäftigten, für bedeutsamer und wichtiger gehalten, als sie mir selbst später erschienen sind. Ich weiß nicht mehr, was ich alles geschrieben habe, mußte aber neulich beinahe wehmütig lächeln, als ich so manche teilnahmvolle Antworten las. Wenn ich daher s. B. im gegebenen Falle die betreffenden Korrekturabzüge einsehen könnte, so würde ich vielleicht Gelegenheit finden, dies oder jenes zu beseitigen. Im Ganzen aber denke ich doch, ich werde Herrn Professor Stern und seiner literarischen Erfahrung eigentlich doch die Sache zutrauensvoll anheimstellen können.

Ich denke, nächstes Frühjahr endlich nochmals eine Reise nach dem Norden Deutschlands zu machen, oder wenigstens im Laufe des Jahres, und werde dann gewiß nicht verfehlen, verehrteste Frau, Sie in Dresden aufzusuchen.

Mich indessen Ihrem so freundlichen Wohlwollen ferner empfehlend verbleibe ich Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. Keller.

¹⁰⁾ 30. 12. 1876.

¹¹⁾ Hettner nahm mehrere Briefstellen wörtlich oder inhaltlich in sein „Modernes Drama“ auf (vgl. die Anm. zu Hettners Briefen 1850–1851 und den entsprechenden Gegenbriefen von Keller bei Ermatinger II).

5.

Notiz.¹²⁾

Im Herbst 1848 kam ich, 29 Jahre alt, nach Heidelberg, um gewissen Studien obzuliegen. Von studirenden Landsleuten hörte ich von einem jungen Privatdocenten sprechen, Hermann Hettner, welcher an den Samstag Abenden ein sog. Publikum lese, das Aufsehen erzeuge, und zwar über Spinoza.¹³⁾ Ich fand den größten Hörsaal der Universität von Studenten und älteren Herren angefüllt und fühlte mich von dem freisfließenden belebten Vortrag so angesprochen, daß ich denselben nie mehr versäumte, auch, gegen meinen Plan, die übrigen Collegien Hettners über deutsche Literaturgeschichte, Aesthetik u. d. gl. häufig besuchte.

Immer von seinem Gegenstande begeistert, in seinem Forschen und Denken leicht und glücklich vordringend, von dem freisinnigen Geiste der Zeit getragen, machte der junge Mann auf die ihm noch so nahe stehende Jugend den besten Eindruck und riß auch Aeltere mit sich fort.

Ich wurde bald persönlich mit Hettner bekannt und gewann einen ausdauernden und theilnehmend treu gesinnten Freund an ihm, ohne daß ich wußte, wie das geschah.

In jenem Winter war es, daß Ludwig Feuerbach, von der Studentenschaft berufen, auf dem Heidelberger Rathhause seine Vorlesungen über das Wesen der Religion hielt.¹⁴⁾ Hettner nahm lebendigen Antheil an dem mit der Sprache ringenden Philosophen, dessen Auditorium aus Studenten, Arbeitern, Professoren und Bürgern aller Art gemischt war. Weniger schwerfällig bewegte sich Feuerbach im geselligen Kreise z. B. bei Christian Rapp¹⁵⁾, wo auch Hettner und Moleschot(t)¹⁶⁾, die unter sich in engerer Freundschaft standen sich einfanden.

Während des Sommers 1849 sahen wir sowol die badische Revolution, als in der Ferne den Dresdner Aufstand etc vorübergehen. Man theilte die Gefühle und Hoffnungen des Volkes und ertrug mit Vergnügen den Groll der Gothaer Gentry der Universität, die ihrerseits schon allen Illusionen entwachsen war.

Im Frühjahr 1850 ging ich nach Berlin¹⁷⁾; im Jahre darauf¹⁸⁾ zog Hettner nach Jena. Im Jahre 1853¹⁹⁾, wenn ich nicht irre, sah ich ihn in Berlin wieder, wohin er eingeladen war zu einem Vortrage in der Singakademie. Er las seine schöne Studie über Defoe und die Robinsonaden und glänzte mit einer Musterleistung wissenschaftlicher Rednergabe.

¹²⁾ Der Anfang ist schon gedruckt bei A. Stern, H. Hettner, Leipzig 1885, S. 101 f.

¹³⁾ Moleschott („H. Hettners Morgenroth“, Sieben 1883, S. 128) sieht in diesen Vorlesungen den Keim zur „Literatur-Geschichte des 18. Jhdts.“. Seine freundschaftliche Erzählung aus den gemeinsamen Heidelberger Jahren (1847–1851) kann als Ergänzung stets herangezogen werden.

¹⁴⁾ Vgl. Ermatinger I, 195 ff.

¹⁵⁾ Der Philosoph Christian Rapp, Schellings Gegner, vgl. Ermatinger I, 206–211.

¹⁶⁾ Hettners bester Heidelberger Freund; Anatom und Psychologie, vgl. Ermatinger I, 192.

¹⁷⁾ April 1850, vgl. Ermatinger I, 213.

¹⁸⁾ Vgl. Hettners Brief Nr. 3. Ostern 1851 wurde Hettner a. o. Professor f. Kunst- u. Lit.-Geschichte in Jena.

¹⁹⁾ Schon im Winter 1851/52 (um Weihnachten) war Hettner wahrscheinlich in Berlin (vgl. seine Briefe Nr. 9–10). Zum Robinson-Vortrag weilte Hettner Anfang März 1854 (ungefähr 9.–11.) in Berlin (vgl. seine Briefe 17–20).

monaten oder neuen Jahrs, wie zum Besah. den manne streife für
 unten die Schiller-Zeitung immer paratiracten die Schilfale deunmer
 Schillerfeller monaten u oben: se tetten des „Generalverwaltar“ für eine
 achte unständie Förderuna des Schillerfellers, von dem man wei weiß,
 daß am Laufenbestand ne u Oben wird und wenn die Schillerstiftuna
 nicht aufen soll ell se die Lutoren unterstützen, ob se zusammenbreuen.

Terre's Schelstun deren literarische Vermerer paratiracten demnach in
 Witten die H. „Warant“ (Purste²⁾ und Paragraf³⁾ em werden. Sogar mit den
 Wessoren gmmen, ob die dieser Mann den ganzen literarischen Bestand der
 Schiller-Zeitung erlangen soll. Wir haben wet Märrer u vermeiden, eine
 daß die Schillerstiftuna dem „Freiherrn von B.“ seunden überierert wird,
 deren würd⁴⁾ u immer sehr unterstützen, die andere, daß Terre, durch
 Zurückhaltung eines Fortschritts, Hmerrime von Semit, Nichtanerken-
 nung seiner Verfassung die er tetten ell unterstützen hat), die Schiller-
 Zeitung mit der Kontrolle des Schilf. „Generalverwaltars“ teilt. Es handelt
 es um den Schiller-Jahrs oder Weimar. War es um vor zwei Jahren für
 Dresden se it noch jetzt Weimar us noch höchster Verort Ausdruck der zu
 hoch wünschenden und Terre gegenuber us unterstützen in bedauernden
 Besaffung, Jndem u den Filialen, wie es wert, meine Keerriederung wider-
 steh, soll u die Zunahme des Sommerpunktes, die Verfassung des gestrigen
 Seminars unterstützen. Wer da glaubt, es wurde man in Weimar durch Schilf-
 pult seiten allen der Schiller-Zeitung, breu teten nationalen Charakter
 nehmen zu seiten, samt neuen Charakter noch. Meine Ehre verlangt jetzt, daß
 ich se zumal u die Platte sekommenen Nachwort wahr maue und nach Weimar
 jehr, jehr ich nicht in der Eigenheit, die mir Ungleichheit, Verort, Förnter,
 F. über, Braunsfels und Zabel⁵⁾ einstimmig angeboren haben (wohl wissend,
 daß im Parat die Fortsetzung meiner nunmehr trübrigen Thätigkeit den Ge-
 schickung (Herrn) wird), so konnt ich stellenor ganz aus der Schillerstiftung
 heraus und muß die sich durchsetzenden Jarrativen, die binnen einem Jahr,
 (wenn Terre endlich jöhren soll) zu einem Selar kommen werden, immer weiter
 gehen sehen, ohne dabei noch helfen zu können, unter guten Saue die Ober-
 hand zu erhalten.

Wer jetzt der Schillerstiftung gegen Terre dienen will, anerkennt die Be-
 ziehunge des Verwaltungsrats und genehmigt seine Verträge, die aus der
 ernstesten und das Ganze währenden Berechnung der Verhältnisse hervorgehen.

Verzeihen Sie mir diese ohne, mehr sachliche als persönliche Darlegung und
 sehen Sie sowohl diese wie meine Bitte um Discretion über alle diese Ver-
 hältnisse als einen Beweis der hohen Achtung an, mit der ich mich nenne Ihren
 wahrhaft ergebenen

Cugler.

Dresden,
 d. 27. Juli 61.

²⁾ Vorstand des Leipziger Schiller- und Schriftstellervereins.

³⁾ Hermann Paragraff, seit 1853 in Leipzig Redakteur der Blätter für literarische Unterhaltung.

⁵⁾ Sämtlich Mitglieder des ersten Verwaltungsrats der Schiller-Stiftung.

Ergänzend sei bemerkt, daß der Empfänger dieses Briefes, Professor Haase, von 1857 bis zu seinem Tode 1867 den Vorsitz des Breslauer Zweigvereins der Schillerstiftung innegehabt hat. In dieser Eigenschaft ist er wiederholt mit Guzkow noch persönlich bei Beratungen zusammengetroffen. Bei der Generalversammlung, die im Oktober 1862 zu Weimar stattfand, wurde Haase zum Stellvertreter des Vorsitzenden Dingelstedt gewählt. —

Der von Guzkow in der Serre'schen Angelegenheit befürchtete „Eclat“ erfolgte nicht; vielmehr kam bald ein Vergleich zustande, in dem das durch die Lotterie erworbene Vermögen zum integrierenden Bestandteil der allgemeinen deutschen Schiller-Stiftung erklärt und ihr mit $\frac{4}{5}$ seiner Jahreszinsen zur Verfügung gestellt wurde. — Guzkow hat vom 1. Oktober 1861 ab drei Jahre lang, bis zu seinem freiwilligen Ausscheiden, das Amt des Generalsekretärs versehen. Er, der von Anbeginn die Seele des Unternehmens gewesen, war hier an seinem richtigen Platze. Durch sein auf milde und unbefangene Beurteilung gestütztes tatkräftiges Eintreten *) für hilfsbedürftige Schriftsteller hat er bewiesen, daß man, nach Dingelstedts Wort, in ihm nicht einen literarischen Parteimann gewählt hatte, sondern den „Mann der Schiller-Stiftung“.

10.

Briefe von und an Gottfried Keller.

Aus Hermann Hettners Nachlaß.

Mitgeteilt von Ernst Glaser=Gerhard in Halle.

Kein Biograph G. Kellers unterläßt es, der Lebensfreundschaft ein wohlwollendes Wort zu spenden, die „Meister Gottfried“ und H. Hettner zu Heidelberg im Winter 1848 angesprochen hatten. Und fast alle rühmen den 1850 mit des Dichters Übersiedelung nach Berlin einsetzenden „schwerwiegenden“ Briefwechsel, „in welchem jeder sein Bestes gab, was er einzusehen hatte, der über kunsttheoretische, vor allem dramaturgische Fragen gehaltvollsten Aufschluß gibt“. Tatsächlich ruht dies Urteil lediglich auf den Briefen Kellers an Hettner; die Erkenntnis ihres persönlichen und literarischen Wertes hat uns erst Emil Ermatinger ermöglicht durch vollständige Aufnahme in seine Keller-Briefe (im 2. und 3. Band der Lebensbeschreibung, Stuttgart und Berlin 1919).

Durch die Ursprünglichkeit des Tones und die leidenschaftliche, fast fanatische Verböhrung in ästhetische, besonders dramatische Probleme nimmt diese Briefreihe unter den bedeutendsten aus der Feder des Dichters eine vorzüglich charakteristische Stelle ein. Hier volkert nicht der scharfkantige, knorrig-borstige Eigenbröbler gegen Menschen und Welt, es plaudert auch nicht feinsinnig-geruhig der Künstler im beglückenden Besitz erstrittener Meisterschaft. Ein Jüngling ist noch am Streiten. Und er ringt, der Autodidakt, in gewählter Einsamkeit und Strenge, oft mit dem Herzblut der Verzweiflung, um die weit und weiter entschwebende Palme des Dramatikers. Unter der brieflichen Anleitung des kritischen Mentors. Ihm steht er Rede, erhält und erstattet Bericht, läßt sich ermuntern, treiben und — muß doch scheitern, um (nach München zum zweitenmal) die eigenwüchsige Bestimmung sich wieder allein zu erkämpfen. Und dem Jugendtraum gilt noch die wehmütig-lächelnde Sehnsucht des spätesten Alters.

Nicht nur den „Grünen Heinrich“, „schmiert“ der berliner Keller „buchstäblich unter Tränen“. Auch manchen dieser Briefe. Da blinken sie zwischen Hoffen, Glauben, Versichern und Jubeln, kaum noch verstoffeln, hindurch. Erwaht der Zweifel, schlägt Verzweiflung ihn zu Boden, so schweigt er: Monate, ein Jahr lang. Und immer kommt der Freund zu ihm mit Lob, Mahnung, Trost und Vorbild.

*) Guzkows interessante literarische Gutachten hat Goebler aus den Akten der Stiftung im 2. Bande seines oben genannten Werkes fast vollständig zum Abdruck gebracht.

Erst im Jahre 1855 kehrte ich in mein Vaterland zurück und weilte auf dieser Reise eine Woche in Dresden ²⁰⁾, wo ich täglich einige schöne Stunden in seinem Hause verbrachte.

Zum letzten Male sah ich ihn in Zürich, wohin er auf der Hochzeitsreise mit seiner zweiten Gattin gelangte. ²¹⁾ Dort weilte auch die Familie Molefshot(t), da letzterer inzwischen als Professor der Physiologie dahin berufen worden war. ²²⁾

In den sechziger Jahren, nach dem Abgang F. Th. Vischer's vom Schweiz. Polytechnikum ²³⁾ erhielt ich confidentiell einen Auftrag, Hettner anzufragen, ob er den erledigten Lehrstuhl übernehmen würde. Er bezeugte viel Lust dazu und ließ sich einiges Nähere über die Anstellungsbedingungen mittheilen. Hierbei war er der Meinung, er sei in Dresden wegen seiner politischen (Kleindeutschen) Gesinnung nicht persona grata. Als er aber auf eine entscheidende Information hin das Gegentheil erfuhr, lehnte er die Stelle in Zürich schließlich ab. Durch Uebernahme eines Staatsamtes ²⁴⁾ war ich indessen auf Jahre von aller Correspondenz abgezogen worden, sodaß unsere Verbindung äußerlich einschloß.

G. Keller.

II. Hermann Hettner an Gottfried Keller.

1.

Heidelberg 21 Juni 50.

Lieber Keller,

Ich danke Ihnen aufs herzlichste für Ihren lieben Brief. ²⁵⁾ Er ist für mich eine wahre Pandorabüchse gewesen; mit so viel Reichthum haben Sie mich, der ich arm und einsam in öder Wüste schmachte, aus der Fülle Ihres Schazes überschüttet. Fahren Sie recht fleißig fort mit Ihren Berichten. Vielleicht können Ihnen diese Mittheilungen dazu dienen, daß Sie dann und wann Ihre Gedanken, Anschauungen und Stimmungen resümiren; und mir bieten Sie mit diesen rasch hingeworfenen Aphorismen unendlichen Genuß und Nutzen. Verlassen von allen äußeren Anregungen einer kunstreichen Stadt, ja selbst abgeschnitten von dem Verkehr gleichgestimmter Kunst- und Fachgenossen bin ich jetzt lediglich dazu verdammt, die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, zu sammeln. Diese Ungunst der Lage müssen Sie bedenken, wenn ich auch darin dem Bettler gleiche, daß ich Ihre reiche Gabe nicht mit einer Gegengabe erwidern kann, sondern nur mit einem armseligen: Ich danke oder Gott vergelts. —

²⁰⁾ Anfang Dezember (vgl. Hettners Brief Nr. 32 und Anm. 230 u. 232).

²¹⁾ Ende Juni 1858 (vgl. Hettners Brief Nr. 39 und Anm. 301).

²²⁾ Herbst 1855, an das neugegründete Polytechnikum.

²³⁾ Ende 1866 ging Vischer an das Polytechnikum in Stuttgart. Vermuthlich irrt sich Keller über den Anlaß. Nach seinem eigenen Brief vom 27. 2. 1866 handelte es sich um die Nachfolge Wilh. Lübkes (vgl. Hettners Briefe, Anm. 328); oder (wahrscheinlicher!): in beiden Fällen hat man in Zürich auf Hettner gehofft.

²⁴⁾ Seit 14. 9. 1861 erster Staatschreiber.

²⁵⁾ Ermatinger II, Brief 79 (Berlin, 29. 5. 1850).

Meine Tage fließen hier sehr einförmig hin. Inzwischen ist bei mir eine kleine Tochter angekommen, die mir sehr viel Freude macht und mit der ich sehr viel Zeit verbringe. Meine Frau ist wieder wohl auf und ist überhaupt über die ganze Katastrophe leicht hinübergekommen. Ich werde Ihnen noch später erzählen, wie sehr sie sich über Ihren Brief gefreut hat. Fast scheint es mir, als habe sie in kleines *Tendre* für Sie. Wir alle Beide vermiffen Sie herzlich. *Locher*²⁶⁾, der nach seiner Rückkehr von Berlin, noch einige Monate hier gelebt hat, hat gestern Heidelberg für immer verlassen. Wahrscheinlich wird er Dresden zu seinem ständigen Wohnsitz wählen. Er hat in diesem Frühling eine neue Tragödie „*Johanna Gray*“ geschrieben! Ein Stück, das, glaube ich, den Weg auf die Bühne finden wird; es enthält vortreffliche Sachen. Ob aber *Locher* eine dramatische Zukunft hat? Fast möchte ich daran zweifeln. Es ist auffällig, daß er sich für seine Trauerspiele immer thatlose, weiblich passive Naturen herausucht und dann geht er auch in solchen Stoffen allem energischem Handeln quietistisch aus dem Wege. Bei dieser *Johanna Gray* war es ihm passiert, daß er alle Momente, die einen wirklichen Konflikt darbieten, hinter die Bühne verlegt hatte und sie dann hinterdrein nur episch erzählen ließ. Als er mir den Plan, noch ehe er an die Ausarbeitung ging, mittheilte, gelang es mir, ihn von dem Undramatischen einer solchen Dekonomie zu überzeugen; und nachher ist es ihm vortrefflich gelungen, diese Motive, die er dem Plane nach nur erzählen wollte, dramatisch in Scene zu setzen. Nun brachte er mir vor einigen Tagen das Stück fertig. Da fand ich einen neuen Fehler, der mir bei der Durchsicht des Planes entgangen war. Er hatte zwar den Knoten schön und wirkungsreich geschürzt; ihn aber nachher nicht aufgelöst, sondern gewaltsam durchhauen. Ein Krieg, der im früheren gar nicht vorbereitet war, stürzte wie ein reiner *Deus ex machina*, *Joh. Gray* vom Throne und bildete die Katastrophe. Nur mit Mühe konnte ich ihm begreiflich machen, daß es nicht genug sei, wenn in der Tragödie eine Kollision vorhanden sei; die Hauptsache sei, daß nun auch wirklich die Katastrophe aus ihr nothwendig und folgerichtig abgeleitet werde. Jetzt hat er dies eingesehen. Und wenn ich nach dem Beispiele jenes früheren Vorganges schließen darf, so wird es ihm wohl noch gelingen, dem Ganzen einen nothwendigen und folgerichtigen Schluß zu geben. Er geht nach Wien, um mit *Laube*²⁷⁾ für eine Aufführung auf dem Burgtheater zu unterhandeln.

Dies Beispiel, glaube ich, ist ein Normalbeispiel für viele unserer jungen Dramatiker. Poetische Kraft ist vorhanden; aber sie geht zu Grunde an dilettan-

²⁶⁾ Eduard Locher, Dichter eines Trauerspiels „*Friedrich II.*“. Über ihn schreibt Hettner an Fanny Lewald am 27. 10. 1849 (ungedruckt!): „... Locher geht für diesen Winter nach Berlin, theils um Versuche zu machen, ein von ihm geschriebenes Lustspiel auf eine der dortigen Bühnen zu bringen, theils um sich die nöthige Anschauung und Bühnenpraxis zueigen zu machen... Er ist kein Literat gewöhnlichen Schlages, sondern ein reicher Rentier, verheiratet, und nebenbei in dramatischer Dichtkunst dilettirend. Er hat ein Trauerspiel geschrieben, *Friedrich II.*, als Ganzes ohne Bedeutung, mit schönen Einzelheiten. Sein sechziges Lustspiel, *Antigone*, hat namentlich im zweiten Akt die entschiedenste Komik und berechtigt zu den besten Erwartungen.“ Am 28. 4. 1850 ist er „seit einigen Wochen mit Frau und Kind wieder hier“ und schreibt ein Trauerspiel (f. o.).

²⁷⁾ Direktor des Wiener Burgtheaters seit 1849 (– 1867).

tischem Naturalismus. Die Phantasie²⁸⁾ allein erschafft kein Drama; das Drama verlangt wesentlich auch Kunstverstand. Niemand hat größeren Kunstverstand als Sophokles, Shakespear und Calderon; nur dadurch sind sie diese großen Meister geworden. Ich weiß nicht, inwiefern diese künstlerische Weisheit bei diesen großen Meister(n) bloß Sache des Gefühls und des künstlerischen Taktes gewesen ist; aber das weiß ich, daß in unseren kritischen Zeiten, das instinktive Gefühl zwar viel, aber nicht Alles thun kann. Dem heutigen Dramatiker ist eine klare ästhetische Durchbildung unentbehrlich; der Mangel an einer solchen prinzipiellen Einsicht in die ewigen Gesetze und Forderungen seiner Kunst rächt sich an ihm jederzeit. Das romantische Dogma von der Unbewußtheit des dichterischen Schaffens hat unter unseren jungen Genies unsäglich viel Unheil angerichtet. Nicht wahr, hierin sind (Sie) vollkommen einverstanden?

Was meinen Sie, lieber Keller, sollte es nicht möglich sein, daß hier die Kritik selber unserer jungen Dramatik ein wenig unter die Arme greifen könnte? Ich gestehe, ich trage mich schon seit einigen Wochen mit einer derartigen Idee; ich möchte gern einen solchen kleinen dramatischen Katechismus²⁹⁾ geben, nur kann ich die rechte Form dazu noch nicht finden! Meine Aufgabe wäre, in Weise der Aristotelischen Poetik klar und scharf die Hauptgesetze des Dramas, besonders der Tragödie, herauszuheben; nicht aber, wie unsere gewöhnlichen Aesthetiker³⁰⁾, von oben herab, in metaphysischen Deduktionen, sondern praktisch als Maximen der Technik, der Komposition und Gestaltung. Ich müßte überall meine Sätze durch stete Hinweisung auf die ewigen Musterwerke bewahrheiten und in ihrer unverleßlichen Nothwendigkeit beweisen; und zugleich müßte ich jederzeit durch Beispiele aus unserer jüngsten dramatischen Literatur ad oculos demonstrieren, wie ein Verstoß gegen diese ewigen Grundgesetze und Musterbilder auch jederzeit ein Verstoß gegen das Wesen der dramatischen Kunst ist.

Sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung darüber. Es ist wahr, Niemand kann für eine derartige Arbeit eine üblere Stellung haben als ich, der ich hier von allen Anschauungen und Theatererfahrungen entblößt bin. Aber vielleicht lassen sich aus einem genauen Studium der alten, der französischen, der spanischen, englischen und deutschen Dramatik auch wieder einige Ideen und Erfahrungen gewinnen, die dem bloßen Routinier nicht zugänglich sind. Ueberdies könnte und müßte ich für eine Arbeit dieser Art eine Form wählen, ähnlich der Form von Lessings Laokoon. Der Anspruch auf abschließende Vollständigkeit wäre damit von vornherein abgelehnt und zugleich hätte man den Vortheil, später bei neuen Erfahrungen den Gegenstand wieder beliebig aufgreifen und fortsetzen zu können, wie es auch Lessing mit dem Inhalte seines Laokoon vorhatte. Schreiben Sie mir recht bald hierüber; denn so lange ich über diesen Plan Ihren Rath entbehre, quäle ich mich nutzlos. Sollten Sie ihn billigen, so wissen Sie selbst, von wie unermesslicher Wichtigkeit mir Ihre gütigen Mit-

²⁸⁾ Vgl. Hettner, „Das Moderne Drama“ (1852), S. 12.

²⁹⁾ Erstes Auftauchen der Idee zum „Modernen Drama“.

³⁰⁾ Gemeint ist vor allem F. Th. Vischer und Hegel (vgl. Hettner, *Ueber die spekulative Aesthetik*, 1845 = *Kleine Schriften*, 1884, S. 164–200).

theilungen aus Ihrer Theaterpraxis sein müssen. Fahren Sie daher ja recht fleißig fort damit. Ich würde diese Bitte nicht mit so unerschrockener Dreistigkeit wagen, wenn ich nicht dächte, daß ein fleißige(s) Buchführen über Ihre Ideen, Anschauungen und Erlebnisse auch Ihnen selbst in vieler Beziehung zu gute käme.

Haben Sie denn den Othello einmal auf der Bühne gesehen? Ich fürchte sehr, auch Othello ist nicht ganz frei von jenen Zufälligkeiten und Mißverständnissen, die wir bei Gelegenheit der Deborah³¹⁾ als ein Erbübel unserer jungen dramatischen Literatur kennen gelernt haben. Ja das Mißverständnis wird hier sogar zur Intrigue gesteigert. Der Unterschied ist nur, daß Othello³²⁾ nicht bloß auf Mißverständnis und Intrigue gebaut ist, sondern ebenso sehr auf die meisterhafteste Charakteristik. Der Eindruck des Othello ist nicht rein tragisch, sondern peinigend. Die Schuld Othellos ist nicht eine an sich nothwendige, ja sie liegt nicht einmal unmittelbar in Othellos Charakter; die Katastrophe wird nur aus der Schurkenhaftigkeit Iagos abgeleitet.

Die Alten³³⁾ haben das Unding einer Intriguentragödie nicht gekannt. Hieraus erklärt sich auch, warum sie keine abstrakten Bösewichter haben. Intriguenhafte Verwicklung gestattet sich bei den Alten nur d. Drama mit heiterem Ausgange. Philoكتet des Sophokles. Die Intrigue³⁴⁾ ist in der Tragödie nur dann erlaubt, wenn sie nur als Behikel der Charakterentwicklung dient, wenn sie die Situation herbeiführt, von der aus dann der Charakter sich selbständig entfaltet, mit der freien Wahl, ob er in die tragische Schuld fällt oder diese zu vermeiden weiß. So ist es z. B. in Schillers Demetrius.³⁵⁾ Demetrius kommt allerdings durch Intrigue auf den Thron; bald aber erfährt er, er sei der falsche Czaar. Indem er nun frei und absichtlich trotzdem auf dem Thron beharrt, aus dem Vetrogenen ein Betrüger wird, verfällt er mit voller Freiheit in die Schuld. Nur so bleiben wir auf dem Boden der Tragödie; aber freilich werden alle derartigen Motivirungen immer an dem Mangel leiden, daß die Schuld äußerlich und willkürlich aussieht, da sie doch in der echten Tragödie — wie in der Antigone — selbst wieder Grund, Recht und innere Nothwendigkeit in sich tragen muß.

Zur Michaelismesse werden Sie ja mit ungeheuren Ballen aufziehen. Der grüne Heinrich³⁶⁾, Gedichte³⁷⁾ und — nicht wahr? — auch Ihr Trauerspiel³⁸⁾.

³¹⁾ Von Mosenthal (1849). Vgl. Hettner, Das moderne Drama, S. 123 f. und H. Th. Köstler: D. von Mosenthal, Jahrb. f. dramatische Kunst u. Literatur, Berlin u. Frankfurt 1849, S. 222 ff.

³²⁾ Vgl. Hettner, Das moderne Drama, S. 127.

³³⁾ Ebenda, S. 126.

³⁴⁾ Ebenda, S. 127.

³⁵⁾ Ebenda, S. 127 f.

³⁶⁾ Ein Teil des Manuskripts ging am 28. 2. 1850 an Wiweg in Braunschweig ab, der Schluß des 1. Bandes erst am 14. 7. 1851; Band I—III erschien Ende 1853 (1854), das ganze Werk Mai 1855 (vgl. über die ganze Entstehungs- und Druckgeschichte: Ermatinger I, S. 290—297).

³⁷⁾ Die „Neueren Gedichte“ 1851—1854 (vgl. über die Druckgeschichte: Ermatinger I, S. 254 bis 255).

³⁸⁾ „Iherese“ (vgl. Ermatinger I, 269—273 und M. Preis: G. Kellers dramatische Bestrebungen, Marburg 1909); das Stück wurde 1849—1850 in Heidelberg begonnen, September 1851 vorläufig aufgegeben.

Wie haben Sie denn das Kind noch getauft? Ich bin sehr gespannt darauf, ob Sie noch bei Ihrem alten Vorfaß beharren, es zuerst drucken zu lassen oder ob Sie es als Manuscript den Bühnen zuschicken. Raam kann ich den Augenblick erwarten, daß ich dies Stück in die Hände bekomme. Ich müßte mich sehr irren, aber ich bin fest überzeugt, grade als Dramatiker haben Sie eine große Zukunft. Trotz aller hoffnungsreichen Anfänge, wie steht es doch immer noch so schlimm um unsere junge dramatische Kunst! Aus gerechter Opposition gegen das romantische Lesedrama haben sich die Neueren einzig auf das Theatralische gelegt und suchen dies entweder in dem bloß Bühnengerechten, — worin ihnen zuletzt jederzeit die Birch-Pfeiffer³⁹⁾ den Rang abläuft — oder in eitlen Coups, in Effekthascherei. In beiden Fällen kommt das wahrhaft dramatische zu kurz, das allerdings theatralisch, aber zu gleicher Zeit auch poetisch sein will. Und hier, glaube ich, winkt Ihnen die Palme. G. Freytag⁴⁰⁾, ein unzweifelhaft dramatisch wirksames Talent, verpufft sich in blasirter Geistreichigkeit, die er seltsamer Weise mit Poesie verwechselt, und Hebbel scheint auch seine gute Zeit hinter sich zu haben. Hebbel ist doch lediglich ein Opfer krankhaft forcirter Genialität geworden. Was sagen Sie zu seinem „Herodes und Mariamne“?⁴¹⁾ Diese Willkür, mit der Geschichte umzuspringen ganz nach subjektivem Belieben ohne irgend Rücksicht zu nehmen auf den Zeitcharakter, ist ganz gewiß nicht dem Dichter gestattet. Gefühle, Stimmungen und Kämpfe, die nur eine Schülerin der George Sand haben kann, in die Zeit um Christi Geburt zu legen, das geht, wie die Berliner sagen, doch über die Bäume! Und dann, leidet das Ganze nicht an einer Unklarheit der Motive, die zwar aus Reichthum entsprungen ist aber doch Unklarheit bleibt und eben deshalb auch nothwendig verwirrt? Was mich hauptsächlich an diesem Stücke anzieht, ist das sichtliche Streben nach Ruhe der Scene, nach Würde und Idealität. Nur möchte ich, daß sich der Dichter auch in der Unart des „zur Seite Sprechen“ ein wenig beschränkt hätte. Dies ist hier so häufig, daß es gerade stört; ich glaube auch nicht, daß es ein gutes Zeugniß ist, wenn der Dichter so oft zu diesem fatalen Mittel greifen muß. Es ist dies „zur Seite Sprechen“ doch immer nur ein Beweis, daß sich der Charakter in seinen Handlungen nicht klar genug ausdrückt; es ist zu guter Letzt nur ein maskirtes Zwiegespräch zwischen Dichter und Zuschauer, ein zudringliches Vortreten des Dichters und seiner Maschinerie, das die Illusion stört. Es ist eine konventionelle Unnatur, die sich die Alten nie gestattet haben.

Geht es an, so schicken Sie mir ja den „grünen Heinrich“, noch bevor er im Buchhandel ausgegeben wird. Meine Anzeige fällt dann mit seinem ersten Auftreten in der Welt zusammen. Ich freue mich herzlich auf die Stunden, in denen ich meiner Frau den Roman werde vorlesen können. Ich bilde mir ein,

³⁹⁾ 1800–1868; zuletzt waren erschienen: „Dorf und Stadt“ (1848), „Eine Familie“ (1849), „Anna von Osterreich“ (1850). Vgl. Hettner, Das moderne Drama, S. 111.

⁴⁰⁾ Gemeint sind die Schauspiele „Valentine“ (1847) und „Graf Walbemar“ (1848).

⁴¹⁾ 1847–1848 (vgl. Hettners Aufsatz: Hebbel und die Tragikomödie [Blätter f. lit. Unterhaltung, 1851, Nr. 2, S. 7 f.], über das „Trauerspiel in Sicilien“). Ähnlich auch „Das moderne Drama“, S. 135.

Ihre Individualität, die uns so lieb ist, wird darin doppelt liebenswürdig sich produziren.

Kapps⁴²⁾ lassen Sie bestens grüßen. Vor Kurzem war eine allgemeine Auswanderung des ganzen Hauses nach München. August hatte das Nervenfieber; jetzt ist er aber wieder völlig genesen. Gegenwärtig sind Alle zurückgekehrt. ... Johanna ist in Tyrol und malt Studien. Fries⁴³⁾ ist für einige Wochen nach Dresden gegangen und soll sich sehr auf das Porträtmalen werfen.

Daß Sie bisher noch wenig oder gar nicht mit der Berliner Literatur verkehrt haben, thut mir in mancher Beziehung leid. So verächtlich auch literarische Kameraderie ist, so sind doch für das erste Auftreten namentlich eines jungen Dramatikers persönliche Verbindungen durchaus nicht gleichgültig. Sie und da finden Sie wohl auch eine tiefere Natur, von der Sie Förderung und Anregung erwarten dürfen. Barmhagen wohnt ganz in Ihrer Nähe; machen Sie doch einen Versuch mit ihm. Fanny Lewald⁴⁴⁾ kehrt, so viel ich weiß, zum Herbst nach Berlin zurück. Die bewußten 3 rh. behalten Sie nur bis dahin in Ihrem Verschlusse.

Für diesmal, lieber Keller, leben Sie herzlich wohl. Ich wiederhole meine Bitte, mir recht bald wieder zu schreiben. Meine Frau so wie meine kleine liebenswürdige Tochter Elisabeth tragen mir für Sie die herzlichsten Grüße auf; ich habe jetzt hier in Heidelberg Niemand, mit dem ich über das sprechen könnte, was mir zunächst in Kunst und Wissenschaft am Herzen liegt. Daraus ermessen Sie, was mir Ihre Briefe sind. Wollte ich Ihnen ein vollständiges Bild von Heidelberg geben, so gehörte nothwendig dazu, daß ich noch eine Lauge attischen Salzes über Henle⁴⁵⁾, Gervinus⁴⁶⁾ und Häußer⁴⁷⁾ zu träufeln versuchte; warum aber Sie mit solcher Misère behelligen? Haben Sie den 4 Band von Gervinus' Shakespeare⁴⁶⁾ gelesen? Wer jetzt noch Gervinus als Aesthetiker zu preisen vermag, an dem ist für immer Hopf und Malz verloren. Und doch läßt sich die ganze Nation düpiren; d. h. die deutsche Nation, die sich vorzugsweise als die ideale Nation preist. — Auch Moleschotts⁴⁸⁾ grüßen herzlich.

Gedenken Sie meiner in Liebe und lassen Sie bald von Ihnen hören.

Der Ihrige

H. Hettner.

⁴²⁾ Vgl. Anm. 15 zu Kellers Briefen an Frau A. Hettner.

⁴³⁾ Der Heidelberger Landschaftsmaler Bernhard Fries (1820–1879), vgl. Ermatinger I, S. 190.

⁴⁴⁾ Hettner hatte Keller einen Empfehlungsbrief für Fanny Lewald, mit der er seit 1846 im Briefwechsel und Verkehr stand, mitgegeben. Zurzeit befand sie sich auf der Reise nach England, Schottland und Paris. (Vgl. vor allem: Grete Schlüpmann, Fanny Lewalds Stellung zur sozialen Frage. Diss. Münster 1921.)

⁴⁵⁾ Jakob Henle, Anatom und Physiologe in Heidelberg, Urbild des Universitätslehrers in Kellers „Grünem Heinrich“, Bd. 4 (vgl. Ermatinger I, 192 ff.).

⁴⁶⁾ Der Literaturhistoriker (1805–1871), seit 1847 Leiter der von ihm und Häußer usw. gegründeten „Deutschen Zeitung“. Der „Shakespeare“ erschien 1849–1852 in Leipzig.

⁴⁷⁾ 1818–1867, Historiker und Politiker, Schüler Fr. Chr. Schloßers (vgl. Ermatinger I, S. 191).

⁴⁸⁾ Vgl. Anm. 16 zu Kellers Briefen an Frau A. Hettner.

Mein lieber Keller,

Ich bin recht undankbar, daß ich Ihnen auf Ihr(e) letzten beiden Briefe⁴⁹⁾, mit denen Sie mir eine sehr große Freude gemacht haben, bisher noch nicht antwortete. In Gedanken habe ich mich inzwischen viel mit Ihnen beschäftigt. Binnen Kurzem wird Ihnen ein Heft der Blätter für literarische Unterhaltung in die Hände fallen, in dem ich mir den Scherz erlaubt habe unmittelbar an Ihren letzten Brief anknüpfend meine Gedanken über die altfranzösische Tragödie⁵⁰⁾ in die Welt hinaus zu schreiben. Sie würden mich aufrichtig verbinden, wenn Sie mir namentlich über die letzte Partie dieses Aufsatze, wo ich die Rückkehr unseres Dramas zum Klassizismus behandle, Ihre Meinung sagen wollten. Die Sache ist mir sehr wichtig. Im Allgemeinen bin ich von der Richtigkeit dieser Ansichten überzeugt; aber es kann sich leicht ereignet haben, daß diese Dinge im Eifer der Propaganda eine ausschließlichere und pedantischere Form angenommen haben, als ich ihnen ursprünglich zu geben beabsichtigte. Ich denke gar nicht daran, den Reichthum der Handlung und Scenerie im Mindesten zu beschränken, — wie darf da die Kritik gegen die Macht des Dichters irgendwie sich eine Einrede gestatten? —, ich bringe im Grunde genommen auf gar nichts Anderes, als worauf seit der Sturm- und Drangperiode und der Romantik alle Dichter gedrungen haben, auf größere Ruhe und Einfachheit, auf die Reaktion gegen die Hast und Breite und Unruhe des Götz von Berlichingen.⁵¹⁾

Mein dramatisches Büchlein⁵²⁾ steckt mir noch immer im Kopf. Ich will es betiteln „Ideen über das moderne Drama“. Es besteht aus 4 Abhandlungen 1) die historische Tragödie. 2) das bürgerliche Trauerspiel. 3) die Komödie. 4) Shakespearomanie und Klassizismus.⁵³⁾ Ich gedenke nächstens an die Ausarbeitung zu gehen. Wenn Sie erlauben, schicke ich Ihnen wenigstens den ersten Abschnitt über die historische Tragödie zu, damit Sie mir sagen können, ob sich das Ding der Veröffentlichung lohnt und ob Ton und Richtung richtig gehalten ist. Sehen Sie doch einmal nach, ob Sie in einem Berliner Antiquariat jenen Band von Kötchers Jahrbüchern⁵⁴⁾ finden, der die Abhandlung über Zufall und Nothwendigkeit enthält. Kaufen Sie ihn dann für mich und schicken Sie mir ihn augenblicklich per Fahrpost. Auch wenn Sie Eduard Gans'⁵⁵⁾ kleine vermischte Schriften — worin viel Dramaturgisches — billig erhalten, so fügen Sie diese bei. Den Betrag sende ich Ihnen umgehend.

Wie steht es mit Ihrem Heinrich? Wie mit Ihrem Drama? Eilen Sie, mir

⁴⁹⁾ Der erste ist verloren, der zweite = Ermattinger II, Brief 81, Berlin, 16. 9. 1850.

⁵⁰⁾ Blätter f. lit. Unterhaltung 1850, Nr. 256–258 = Kl. Schriften, 1884, S. 397–412.

⁵¹⁾ Vgl. Hettner, Das moderne Drama, S. 132–135.

⁵²⁾ Leider ist gerade die erste Aufnahme des Planes durch Keller verloren (vgl. Ermattinger II, S. 244).

⁵³⁾ Ist in der endgültigen Fassung in die anderen Teile (besonders I, 2) hineingearbeitet.

⁵⁴⁾ Jahrb. f. dramatische Kunst u. Literatur, Berlin 1847–1849; gemeint ist Jhg. 1847 (vgl. auch Anm. 7). Über die „Jahrbücher“ s. Rob. Klein, S. 23. Kötchers Leben und Wirken, Berlin, Gesellsch. f. Theatergeschichte, 1919, S. 64–79. Keller fand die Schriften nicht, vgl. Ermattinger II, Brief 84, S. 253.

⁵⁵⁾ Ed. Gans (1798–1839), Prof. d. Rechtswissenschaft in Berlin, Vertreter der „philosophischen Schule“ (Schüler Hegels). (Vermischte Schriften, 1834, 2 Bde., Berlin.)

wenigstens ersteren zuzusenden. Prug⁵⁶⁾ giebt von Neujahr an eine neue Zeitschrift heraus „Deutsches Museum“. Es wäre mir lieb, wenn ich Sie dort in einer der ersten Nummern besprechen könnte.

Wahrscheinlich ist Dr. Bachmeyer⁵⁷⁾ mit einer Karte von mir bei Ihnen gewesen. Ich glaubte Ihnen sowohl wie Bachmeyer durch diese Empfehlung einen Gefallen zu thun. Hat er Ihnen sein Drama⁵⁸⁾ vorgelesen? Und was meinen Sie dazu? Ich wünschte sehr, wenn Sie mir ausführlich Ihr Urtheil schrieben. Ich glaube, Bachmeyer wird noch den Brief besitzen, in dem ich ausführlich meine ersten Eindrücke ausspreche und motiviere. Es wäre mir interessant, wenn Sie sich einmal diesen Brief von ihm geben ließen und mir sagten, in wie weit Sie damit übereinstimmen. Jedenfalls ist Bachmeyer ein sehr bedeutendes Talent, das in jeder Weise die regste Unterstützung verdient. Gestern habe ich Julia⁵⁹⁾ von Hebbel (Theatermanuskript) gelesen. Es ist meine völlige Ueberzeugung, daß Hebbel nunmehr das Schicksal Lenaus und Hölderlins theilt oder nächstens sicher theilen wird.

Haben Sie inzwischen Bekanntschaften gemacht? Fanny Lewald kommt spätestens den 1 Novbr in Berlin an. Es würde mich freuen, wenn Sie sie recht bald aufsuchten. Jedenfalls ist sie eine sehr interessante Bekanntschaft.

Bei uns ist Alles beim Alten. Nächste Woche beginnt das Wintersemester, die Auspicien auf Studenten sind zweifelhaft. Die Gothaner⁶⁰⁾ werden um so hochmüthiger, je mehr sie faktisch an Terrain verlieren. Rapp ist aus dem Bade zurück. Sein August lebt diesen Winter auch wieder hier, mit ihm ein junger Architekt aus München, der recht talentvoll zu sein scheint. Johanna wird in München bleiben. Sonst durchaus nichts Neues.

Sie sehen, lieber Keller, dieser Brief ist sehr dürftig. Rechnen Sie den gedruckten in den Blättern für literarische Unterhaltung als seine natürliche Ergänzung. Sie leben in der großen Stadt, Sie haben so leicht Briefe schreiben. Nehmen Sie also meinerseits den guten Willen für die That und schreiben Sie mir recht bald wieder und recht ausführlich. Ich danke es Ihnen herzlich.

Nächsten Sonnabend sehe ich die Rachel⁶¹⁾ in Karlsruhe.

In Liebe

Hettner.

Frau und Kind grüßen bestens.

⁵⁶⁾ Deutsches Museum, Leipzig 1851–1867, hrsg. v. Rob. Prug, zusammen mit Wilh. Wolfsohn 1851–1852, seit 1866 mit K. Frenzel.

⁵⁷⁾ J. M. Bachmayer (1819–1864), der unglückliche österreichische Dramatiker (vgl. Ermatinger I, S. 222, ferner J. Minor im Grillparzer-Jahrbuch X [1900], 129–190, Mfr. Schaer im Grillparzer-Jahrbuch XVIII [1908], 269–288 = Briefe an G. Keller). Im Nachlaß h. Hettners befinden sich 14 Briefe von ihm, die sein Lebensbild und Dichtertreiben wesentlich ergänzen, jetzt mitgeteilt vom Herausgeber im Grillparzer-Jahrbuch XXVIII (1926), S. 106–169.

⁵⁸⁾ Sein „Trank der Vergessenheit“, 1851 bei Brockhaus-Leipzig gedruckt. Hettner besprach das Drama in den Blättern f. lit. Unterhaltung 1851, Nr. 112; vgl. G. Keller, Nachgelassene Schriften, Berlin 1893, S. 165 ff.

⁵⁹⁾ 1850; vgl. Otto Ludwigs bekannte Kritik.

⁶⁰⁾ Die erb Kaiserliche Partei aus der Frankfurter Nationalversammlung, die Juni 1849 dann in Gotha zusammentrat. (Mitglieder: Dahlmann, Gagern, Simson, Häußer, Gerwinus u. a.)

⁶¹⁾ Elisa Rachel (1820–1858), die geniale französische Tragödin, die Keller in Berlin gesehen hatte (vgl. Ermatinger II, Brief 81, S. 240 f.).

Mein lieber Keller,

Ihr lieber Brief⁶²), den Sie mir durch einen heimwärtsfahrenden Studenten übersickten, hat mich um so herzlicher gefreut, da ich mir allerdings schon längst im Stillen Vorwürfe machte, unseren brieflichen Verkehr so lange stecken zu lassen.⁶³) Ich hoffe, Sie sind in Ihrer liebenswürdigen Humanität mild und nachsichtig genug, mir auch diesen Fehl zu verzeihen. Jedenfalls rechne ich sicher darauf, daß Sie mir nicht Böses mit Bösem vergelten.

Uebrigens darf ich sagen, daß ich eigentlich in den letzten Monaten fortwährend an Sie gedacht und geschrieben habe. Ich bin nämlich nun wirklich auf meinen längst beabsichtigten dramatischen Katechismus eingegangen, und ich hoffe, er wird im Laufe des kommenden Sommers unter dem Titel „Dramaturgische Studien“ bei Brockhaus⁶⁴) in Leipzig das Licht der Welt erblicken. Diese Studien habe ich in Gedanken eigentlich an Sie geschrieben, mein theuerster Freund; es ist kein Wort darin, bei dem ich mich nicht gefragt hätte, ob es Ihre einsichtige Zustimmung erhalten würde. Trotzdem habe ich bisher noch Nichts geschriftstellert, über dessen innere Berechtigung ich so arg im Zweifel gewesen wäre als grade bei diesen dramaturgischen Dingen. Ich nehme daher dabei sehr Ihre Güte in Anspruch. In diesem Augenblicke habe ich etwa zwei Drittel vollendet. Wenn Sie erlauben, schicke ich Ihnen diese etwa in 14 Tagen zur Ansicht, und bitte Sie herzlich, dies Manuscript durchzusehen und mir Ihre Gedanken darüber mitzutheilen.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich hier im Voraus von Ihrer rücksichtslosesten Wahrheitsliebe überzeugt bin. Wollten Sie Mängel verhehlen oder schönigen — es wäre mir ein schlechter Gefallen; ich hätte dann in der Öffentlichkeit von Ihrer falschen Höflichkeit den Schaden. Vor einiger Zeit ging ich mit einem Freunde in einen Kleiderladen, auf daß er mir sein Urtheil sage, ob ein Rock, den ich eben kaufen wollte, passend sei oder nicht. Jener Freund meinte, er sitze vortrefflich und ich kaufte den Rock bona fide. Nun hat sich aber herausgestellt, daß dieser Rock ein wahres Scheusal ist, das trotz aller späteren Reformversuche schlechterdings nicht zur façon und raison gebracht werden kann. Der Erfolg jener freundschaftlichen Unaufrichtigkeit ist nun, daß ich für ein Jahr der Menschheit zum Skandal herumlaufe und einen fortwährenden Ingrimm darüber in meinem Herzen trage. An dieser tragischen Geschichte, mein lieber Keller, nehmen Sie sich ja ein lehrreiches Exempel. Nennen Sie eine schlechte Schrift von mir aus freundschaftlicher Gutmüthigkeit gut und veranlassen mich dadurch, sie in die Welt zu schicken, so wäre das ein schlechter Dienst. *Litera scripta manet*. Hier wäre der Schaden irreparabler als bei jenem verwünschten Rocke.

Für Ihre freundliche Zusendung des „Grünen Heinrich“ danke ich herzlichst.

⁶²) Ermatinger II, Brief 87, S. 264 ff. (Berlin, 17. 2. 1851). Hettner datiert falsch 25. 7.

⁶³) Zwei Briefe: Berlin, 23. 10. 1850 und 24. 10. 1850 (Ermatinger II, Brief 84, S. 253 ff. und Brief 85, S. 258 ff.) hatte Hettner bisher nicht beantwortet.

⁶⁴) Tatsächlich bei Vieweg-Braunschweig 1852 (das Vorwort trägt das Datum: 21. 8. 1851).

Bisher habe ich aber erst die ersten 20 Bogen ⁶⁵⁾; die aber grade hinreichen, mich nach dem Genuße des Ganzen leckern zu machen. Es ist mir innig wohlthuend gewesen, in dieser geräuschvollen Zeit wieder einmal ein „stilles“ liebes Romanleben mit durchleben zu dürfen. Und ich bin gewiß, daß tausend gleichgestimmte Herzen Ihnen dies herzlich danken werden. Vor der Hand nur so viel, daß mich Ihre schöne treue Dichtung tief in innerster Seele getroffen hat. Ueber Komposition uff. urtheile ich gern erst, wenn ich einen Ueberblick über das Ganze habe. Und dann, hoffe ich, werde ich Gelegenheit finden, auch öffentlich ein Wort darüber zu sagen.

Von Bachmeyer höre ich eben so wenig wie Sie. Jedoch wird sein „Trank der Vergessenheit“ in diesen Tagen erscheinen. ⁶⁶⁾ Ich bitte, zeigen Sie das Stück im Prus'schen Museum an; ich bin für die Bl. für lit. Unterhaltung in Beschlag genommen. Das Mannheimer Theater Comité hat mir Hoffnung gemacht, das Stück in Mannheim zur Aufführung zu bringen, dies wäre mir eine innige Freude. Ueberhaupt scheint es als rege sich jetzt das Mannheimer Theater. Schicken Sie nur Ihre Stücke im gedruckten Manuscript an Otto Müller ⁶⁷⁾; dieser hat Einfluß auf die Regie. Mit Otto Müller habe ich in letzter Zeit Bekanntschaft gemacht und ich bedaure, daß Sie ihn nicht kennen gelernt haben. Er ist Redakteur des Mannheimer Journals; aber ein kerngesunder Mensch. Das ist auch einer von den traurigen Fällen, wo eine vernünftige sozialistische Natur durch die Verhältnisse gezwungen ist, ein versimpeltes Gotha'sches Blatt zu redigiren. Lesen Sie seinen neusten Roman „Georg Volker“. Es ist viel Schönes darin, obgleich der Schluß völlig unmotivirt ist. Müller hat jedenfalls eine ganz bedeutende Zukunft.

Die hiesigen Gothaner liebäugeln mit der Demokratie. Sie sind zwar süßfisant nach wie vor; aber sie fangen an zu ahnen, daß sie herzlich dumm sind und daß ihre Zeit für immer vorüber ist.

In etwa 3 Wochen gehe ich über Koburg nach Schlesien; gegen den 20t April treffe ich in Jena ⁶⁸⁾ ein, dort besuchen Sie mich hoffentlich recht bald; wir machen von da aus Göthe'sche Wallfahrten. Bis zum 15 März trifft mich Ihr Brief noch hier. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir etwas Näheres über die Anfänge einer neuen politischen Komödie sagten, die sich ja offen in den Berliner Lokalpossen vorzubereiten beginnt. Die Kolatschek'sche Monatschrift ⁶⁹⁾ brachte jüngst eine Posse „Der Reichsprofessor“ von Reinhold Solger. ⁷⁰⁾ Das ist das Beste, was ich von politischer Komik kenne.

⁶⁵⁾ Ohne Willen Kellers hatte Bieweg Aushängebogen an Hettner gesandt, ohne sogar „den Abschluß des 1. Bandes abzuwarten“. (Vgl. Ermatinger II, S. 267.)

⁶⁶⁾ Vgl. Anm. 58.

⁶⁷⁾ Redakteur und Romanschriftsteller (1816–1894); seit 1848 Redakteur des Mannheimer Journals. Sein Roman „Georg Volker“ erschien 1851, Bremen, 3 Bde.; vorher (Frankfurt 1845): „Bürger. Ein deutsches Dichterleben.“

⁶⁸⁾ Als a. o. Professor d. Kunst- u. Lit.-Geschichte.

⁶⁹⁾ „Deutsche Monatschrift f. Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben“, hreg. v. Ad. Kolatschek, Stuttgart 1850 f.

⁷⁰⁾ S. Jhg. 1851.

Meine Frau grüßt Sie aufs herzlichste. Sie haben in ihr eine große Freundin; auch sie dankt herzlich für Ihren grünen Heinrich. Elisabeth ist wohl; sie würde einen Gruß beifügen, wenn ihre ersten stammelnden Sprachversuche sich bereits zu solcher Kühnheit des Denkens zu erheben vermöchte(n). Moleſchott gedenkt Ihrer aufs herzlichste. Kapp's leben in stiller Zurückgezogenheit und bauen Wasserkünste und Treibhäuser und erfreuen sich in glücklicher Aelternliebe an der zunehmenden Virtuosität Johanna's.

In treuester Freundschaft

Hettner.

4.

Koburg 25 März 51.

Mein lieber Freund,

Da Sie mir in Ihrem letzten Briefe ⁷¹⁾ es so freundlich erlaubt haben, Ihnen meine dramaturgischen Manuskripte übersenden zu dürfen, so thue ich es heute und rechne sicher darauf, daß Sie Ihrem Versprechen treu bleiben und mir ohne Rückhalt und ohne falsche Komplimente Ihre aufrichtigen Urtheile und Rathschläge zukommen lassen.

Das Ganze ist auf 3 Abhandlungen angelegt. 1) Die historische Tragödie. 2) Das bürgerliche Drama. 3) Die Komödie. Voran ein einleitendes Vorwort, hinterdrein eine resümirende Schlußbetrachtung. ⁷²⁾

Sie erhalten hier die beiden ersten Abhandlungen. In der 2t fehlt ein Stück, das ich gelegentlich ausfüllen muß. Ich habe vorläufig den Notizzettel beigefügt, der die Gedanken enthält, die an dieser Stelle Platz finden sollen.

Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen durch meine schlechte Schrift das Lesen des Ms. erschwert habe. Sie haben volle Muße. Ich gehe jetzt über Jena — von wo aus Sie das Paket erhalten werden — nach Schlessien zu meinem Vater und kehre erst gegen den 18 April hieher nach Koburg zurück, um meine Frau abzuholen. Wenn Sie bis dahin die Lektüre beendet haben, so schicken Sie mir gefälligst das Paket hieher, an mich adressirt mit dem Beifügen „abzugeben bei Herr Baron von Stockmar“. ⁷³⁾ Später würde es mich in Jena treffen. Jedoch würde ich es vorziehen, Ihre Bemerkungen schon hier vorzufinden. Ich könnte dann auf der Landstraße von hier nach Jena ruhig über Ihre Lehren und Winke nachdenken.

Hie und da werden Sie die Benützung Ihrer lieben Briefe finden. Verzeihen Sie es. Ich mochte nicht mit Kupfer bezahlen, was Sie mir in Gold eingehändigt hatten. Also bis auf Weiteres Lebwohl! Betrachten Sie mein Manuskript mit Nachsicht. Vor Allem aber seien Sie ehrlich und aufrichtig.

In Liebe

Hettner.

⁷¹⁾ Ermatinger II, Brief 88, S. 267—273 (Berlin, 4. 3. 1851).

⁷²⁾ Fehlt im gedruckten Werk.

⁷³⁾ Hettners Schwiegervater Chr. Fr. Freiherr v. Stockmar (1787—1863), Arzt, Freund und Ratgeber Leopolds I. von Belgien sowie der Königin Viktoria von England (vgl. A. Stern, H. Hettner, Leipzig 1885).

Die letzte Abhandlung über den Haushalt ⁷⁴⁾ der trag. Kunst ist noch durchweg in der Rohheit des ersten Entwurfes. Ich schicke sie aber mit, weil es mir auf Ihre Kritik der darin niedergelegten, zum Theil in Gesprächen mit Ihnen entstandenen Gedanken ankommt. Also sehen Sie ab von der Form. Wo Sie in den vorhergehenden Abhandlungen stilistisch Correkturen wünschen, so schreiben Sie sie an den Rand.

5. Mein guter Keller,

Ich habe so lange Nichts von Ihnen gehört, ⁷⁵⁾ daß ich gar nicht weiß, ob Sie noch in Berlin sind. Ich schreibe Ihnen daher jetzt nur wenige Zeilen, die Sie fragen sollen, wo Sie sich jetzt befinden. Schreiben Sie mir *umgehend*, damit wir unsere Correspondenz aufs neue eröffnen können. Noch besser ist es, Sie setzen sich *augenblicklich* auf die Eisenbahn. Wir machen dann eine Partie miteinander zu Fuß durch den Thüringer Wald. Wie schön wäre das! Aber *schnell!*

Jena 27 August 51.

In treuester Liebe

Hettner.

6.

Jena 29 August 51.

Mein lieber Keller,

Ich habe mich herzlich über Ihren lieben Brief ⁷⁶⁾ gefreut, obgleich er mir die bedauerliche Nachricht brachte, daß ich auf Ihre liebe Reisegesellschaft verzichten soll.

Der Gedanke, daß Sie frisch und lustig produziren und nächsten Winter auf dem Berliner Theaterzettel prangen, tröstet mich. Sorgen Sie nun aber auch wirklich dafür, daß das Alles schnell von Statten geht. Man muß das Eisen schmieden, so lang es noch warm ist. Aber warum sind Sie denn so karg und lassen mich nicht einmal Stoff und Titel Ihres neuen Lustspiels ⁷⁷⁾ wissen?

Allerdings gedenke ich diesen Herbst auf einige Tage nach Berlin zu kommen. Aber erst später. Ich möchte Sie nicht in der Arbeit stören, also erst die Vollenendung Ihres Stückes abwarten, und doch möchte ich zugleich noch mit Ihnen in Berlin zusammensein. Schreiben Sie mir also hierüber. Ich habe in Betreff der Zeitanordnung bis gegen den 20t Octbr hin völlig freie Hand.

Scheerenbergs Waterloo ⁷⁸⁾ kenne ich und schwärme dafür. Ich freue mich, daß Sie ihn kennen. Und noch mehr freue ich mich, wenn er Ihnen in der Scenirung Ihrer Theatralia von Nutzen sein kann.

Meine dramaturgischen Untersuchungen sind seit einigen Wochen bereits in Braunschweig bei Bierweg und werden bald in Druck kommen. Jedenfalls

⁷⁴⁾ = Hettner, Das moderne Drama, II, 3 (Die Oekonomie der trag. Kunst), S. 110 ff.

⁷⁵⁾ Keller hatte am 16. 4. 1851 geantwortet (Ermatinger II, 283 ff., Brief 90); somit scheint ein Antwortbrief Hettners verloren zu sein (April bis August 1851).

⁷⁶⁾ Ermatinger II, 286 ff., Brief 91 (Berlin, 29. 8. 1851: wohl irrtümlich für ein früheres Datum?).

⁷⁷⁾ „Die Roten“; vgl. Ermatinger I, 274 über Stoff usw., und M. Preiß a. a. O.

⁷⁸⁾ 1849.

müssen Sie diese, wo möglich in den Brockhaus'schen Blättern anzeigen. Das eilt aber nicht. Bis dahin sind Sie mit Ihrem Lustspiel fertig.

Im letzten Abschnitt, der über die Komödie handelt, habe ich einen Ihrer Briefe abgeschrieben.⁷⁹⁾ Im Manuscript steht Ihr Name; bei der Korrektur steht mir aber noch frei, beliebig zu ändern. Ich frage also hiemit um ergebendste Erlaubniß, ob ich Ihren Namen nennen darf.

Wenn Sie Ihren Aufsatz über Bachmayr⁸⁰⁾ abdrucken lassen, so verbinden Sie mich sehr. Ich möchte gern dem guten Kerl förderlich sein. Ich habe also einen Brief an den Redakteur der Constit. Zeitung beigelegt. Diesen Brief packen Sie mit Ihrem Manuscript zusammen, adressiren ihn, schreiben auf die Adresse: Absender Dr. Hettner, und geben ihn auf die Stadtpost, wenn Sie nicht vorziehen, Kochhaus⁸¹⁾ persönliche Bekanntschaft zu machen. Er ist ein sehr lieber und netter Mensch.

Wir gefällt es hier sehr gut. Meine Frau, die Sie bestens grüßt, hat mir vor einiger Zeit wieder ein allerliebstes Gedicht geschenkt, das ich „Felig“ getauft habe. Das erste Kind, Elisabeth, läuft schon.

So sehe ich denn einer recht baldigen Antwort entgegen. Ende nächster Woche werde ich allerdings einen Ausflug in den Thüringer Wald machen. Ich habe inzwischen einen anderen Reisegefährten gefunden.

Herrn Dr. Widmann⁸²⁾ kenne ich. Er ist unleugbar gescheut; aber ich mag aus leicht begreiflichen Gründen Nichts mit ihm zu thun haben, da ich seine Vergangenheit kenne. Er ist einige Zeit hier Führer der demokratischen Partei gewesen. Als aber seine Züricher und Berliner Antecedentien hier bekannt wurden, da hat man ihn an die Luft gesetzt. In diesen Tagen ist ein Buch von ihm erschienen „Gesetze der sozialen Bewegung“, das enthält eine „Rechtfertigung“, die merkwürdig ist und gelesen zu werden verdient.

Adieu. Hettner.

7.

Jena 22 Septbr 51.⁸³⁾

Mein lieber Keller,

Ich rechne sicher darauf, daß wenn Sie diesen Herbst nach der Schweiz⁸⁴⁾ gehen, bei Jena nicht vorüberfliegen, ohne mich besucht zu haben. Gegen Neujahr komme auch ich wohl einmal nach Berlin. Wir sehen uns also in kurzer Zeit ganz bestimmt.

Alles Weitere demnach der mündlichen Unterhaltung auffarend, komme ich heute nur mit einer Bitte. Ich weiß nicht, ob Sie in der Sache etwas thun

⁷⁹⁾ Hettner, Das moderne Drama, 177–180, mit Namensnennung (Ermatinger II, Brief 81).

⁸⁰⁾ Keller wußte nicht, „wohin damit“. Abdruck erfolgte am 19. 9. 1851 in der „Constit. Zeitung“ (= Nachgel. Schriften 1893, S. 165 ff.).

⁸¹⁾ A. L. v. Kochau (1810–1873), infolge seiner Verurteilung zu 20 Jahren Zuchthaus (Sturm auf die Frankfurter Hauptwache 1833) nach Paris entflohen, war 1848 heimgelehrt, seitdem tätig für die nationale Einigung.

⁸²⁾ Chr. Ad. Fr. Widmann (1818–1878), Freund Scherenbergs, Sozialpolitiker und Dichter (vgl. Ermatinger I, S. 226 u. 496 f.).

⁸³⁾ Kellers Brief vom (18., so Ermatinger!) September 1851 (Ermatinger II, 289 ff. Brief 92) kann erst nach diesem Brief, also nach dem 22. 9. beendet und abgegangen sein, vgl. Anm. 86.

⁸⁴⁾ Keller hatte am 29. 8. (Ermatinger II, 286 f., Brief 91) diesen Plan geäußert.

können. Heinrich Simon⁸⁵⁾, der bekannte Reichstagsdeputirte und Reichsregent, lebt als politischer Flüchtling in dem Kanton Zürich. Er möchte gern in Zürich das politische Bürgerrecht erwerben, und er meint, es nüge seinen Zwecken, wenn der Züricher Regierung, sei es nun auf privatem Wege oder durch die Schweizer Presse, gelegentlich unterbreitet werde, daß er in seinem Vaterlande als ein ganz ehrenhafter und unbescholtener Charakter dastehe. Können Sie in dieser Sache etwas thun, so ist es mir lieb.

Sie haben mir noch nicht geantwortet⁸⁶⁾, ob Sie mir erlauben, Ihre Ansichten über die neuere politische Komödie unter Ihrem Namen vorführen zu dürfen.

Wie steht es um Ihre dramatischen Dinge?⁸⁷⁾ Schreiben Sie mir recht bald darüber. Sie glauben gar nicht, wie innig ich an Ihren theatralischen Bestrebungen theilnehme.

Darf ich darauf rechnen, daß Sie meine dramaturgischen Untersuchungen in den Bl. f. lit. Unterhaltung besprechen?⁸⁸⁾ Ich hoffe, Sie sind bis dahin mit Ihrer Production zum Abschluß gekommen und erholen sich dann in diesem gelegentlichen kritischen Streifzug. Glauben Sie mir, mein guter Keller, Sie können frisch vom Herzen wegsprechen mit rücksichtslosem Tadel; Sie können, wenn Sie meinen, das sei für Ihre jezige(n) Verhältnisse passender, Ihren Namen verschweigen; nur wünschte ich, daß die Besprechung in diesem Blatte in rechte Hand käme . . .

Ich freue mich sehr darauf, daß nun der grüne Heinrich bald ganz in meinen Händen ist. Ich kann meine Spannung kaum bezwingen, hie und da verstohlen in die Bogen hineinzugucken; aber ich suche es über mich zu gewinnen, das Ganze abzuwarten, um den Gesamteindruck rein zu haben.

Leben Sie wohl, mein treuer Freund, und behalten Sie mich und meine kleine Frau in treuem Andenken! Schrieb ich Ihnen denn schon, daß zu der kleinen Tochter inzwischen ein noch kleinerer Sohn gekommen ist? Wenn Ihr Lustspiel⁸⁹⁾ in Berlin gegeben wird, komme ich jedenfalls zur ersten Vorstellung hinüber.

In alter Liebe

Hettner.

8.

[Herbst⁸⁸⁾ 1851.]

Mein lieber Keller,

Wundern Sie Sich nicht über den wunderlichen Paß, den ich Ihnen hier in's Haus schicke.

⁸⁵⁾ September 1851 war er wegen politischer Tätigkeit in contumaciam zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und lebte in Murg am Walensee als Bergwerksdirektor; 1860 erkrankte er beim Baden. — Herbst 1851 nach Zürich übergesiedelt, erhielt er Juli 1852 den Schweizerepaß, wofür sich Keller bei Wilh. Baumgarten (Musikdirektor i. Z.) verwandte. (Vgl. Ermatinger II, S. 282, Anm. und J. Jacoby, Heine. Simon, Berlin 1865, 2 Bde.)

⁸⁶⁾ Mitthin ist Kellers Brief vom (18.) 9. 51 erst nach dieser Anfrage Hettners beendet und abgegangen, s. Anm. 83.

⁸⁷⁾ Keller berichtet (Ermatinger II, 290) von einem 2. Lustspiel: „Jedem das Seine“ (vgl. Ermatinger I, 274 f. und Preiß).

⁸⁸⁾ Wahrscheinlich im Oktober 1851.

Es liegt mir sehr viel daran, daß Sie in der That ein öffentliches Wort⁸⁹⁾ über mein neues Schriftchen sagen. Es wird ohnehin eine schwierige Stellung in der Welt haben. Nun weiß ich aber, daß Sie jetzt viel beschäftigt sind, daß Sie Lust- und Trauerspiele⁹⁰⁾ im Kopfe herumtragen und daß Sie zu guter Letzt sogar an eine Reise nach Zürich denken. Ich will Ihnen daher die Sache möglichst bequem machen und schicke Ihnen einstweilen Aushängebogen und Correcturbogen bunt durch einander, nur damit Sie das Ganze vor Auge(n) haben und Ihre Rezension schreiben können, wenn Ihnen diese Arbeit grade am wenigsten für Ihre dichterische Muse störend ist.

Sobald die übrigen Aushängebogen in meinen Händen sind, schicke ich Ihnen dann diese ebenfalls, damit Sie ein vollständiges Exemplar haben. Auf dem letzten Correcturbogen fehlen noch etwa 8 Druckseiten. Diese enthalten den Gedanken, daß sich vielleicht einmal eine Tragödie herausbildet, in der große Volksscenen die Mas(sen)wirkung der Musik melodramatisch zu Hilfe ruf(en).⁹¹⁾

Was nun näher Ihre Anzeige anlangt, so wäre mir es lieb, wenn Sie diese für die Bl. f. lit. Unterhaltung⁹²⁾ einrichten wollten; vorne für den großen Druck, nicht für den kleinen. Vielleicht wäre ein(e) r ä s o n n i r e n d e Inhaltsanzeige am zweckdienlichsten. Ich hoffe, Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß mir Ihre Besprechung um so lieber sein wird, je offener und rückhaltsloser sie ist. Wenn ich grade Sie angelegentlich um eine solche Besprechung bitte, so geschieht das nicht darum, weil ich von Ihnen als meinem Freunde lagere Rücksicht verlangte und erwartete, sondern nur darum, weil ich weiß, daß Sie die Sache selbst kennen und mein Buch o b j e c t i v beurtheilen. Und um ein solches objectives Urtheil ist es mir zu thun, denn das Buch schlägt so derb den herrschenden Coterien⁹³⁾ in's Angesicht, daß ich auch auf sehr viele Angriffe gefaßt bin, die nicht eben die lauterste objective Quelle haben möchten.

Schreiben Sie mir recht bald, wieweit Sie mit Ihren Productionen sind. Und lassen Sie Sich durch meine Bitte zunächst nicht stören. Die Rezension hat noch Zeit; das Buch wird ja erst etwa in 4 Wochen erscheinen.

In Liebe

Jena Montag.

Hettner.

9.

(Herbst 1851.)

Mein lieber Keller,

Ihren lieben Brief⁹⁴⁾ habe ich erhalten. Ich freue mich herzlich, wenn ich Ihnen mit beifolgender Summe dienen kann.

⁸⁹⁾ Wie Keller versprochen hatte (vgl. Ermatinger II, 290, Brief 92).

⁹⁰⁾ Auch eine „Agnes Bernauerin“ (vgl. Ermatinger II, 290, Anm. 2).

⁹¹⁾ Fast wörtlich so im „Modernen Drama“, S. 194.

⁹²⁾ 1826 – 1898 bei F. A. Brockhaus in Leipzig (1826 – 1852 mit literar. Anzeiger).

⁹³⁾ Eine sehr kenntnisreiche und eingehende (nicht immer zustimmende) Kritik schrieb E. Paalste statt Keller in den Blättern f. lit. Unterhaltung, 1852, Nr. 9, 28. 2., S. 193 – 196; in der Augsburger Allg. Zeitung besprach O. Müller das Buch am 12. – 13. 1.

⁹⁴⁾ Der Brief ist verloren gegangen. Kellers Bitte und Hettners Antwort fallen in die letzten Monate 1851, vgl. Ermatinger II, 311, Brief 100 (Berlin, 16. 7. 1853).

Wenn Ihnen mein Buch zugesagt hat, ist mir das natürlich sehr angenehm. Wollen Sie Ihrem Versprechen treu bleiben und einige Worte an Brodthaus schicken, so verbinden Sie mich sehr. Sobald der Reindruck vollständig besorgt und die Versendung erfolgt ist, so schicke ich Ihnen die fehlenden Aushängebogen und bitte allerdings um Eile der Besprechung. Das Buch wird ohnehin Feinde genug finden, so daß ihm für's erste eine freundliche Einführung wohl zu wünschen ist.

Wenn Sie Sich ein Gewissen über Ihren abgedruckten Brief⁹⁵⁾ machen, so thun Sie Unrecht. Nur ein Esel kann Ihre Meinung über Wieland und die deutsche Einheit mißverstehen.

In den Weihnachtserien komme ich sicher nach Berlin. Dann treffe ich Sie noch dort und lasse mir viel von Ihren dramatischen Geschichten erzählen und vorlesen. Vielleicht höre ich dann das eine oder das andere Ihrer Stücke schon von der Bühne herab. Palleste⁹⁶⁾ hat mir erzählt, daß Sie immer ein Stück nach dem anderen schreiben.

In treuester Liebe

Hettner.

10.

Jena 6. 1. 52.

Mein lieber Keller,

Sie werden täglich einen Brief von mir erwartet⁹⁷⁾ haben, und ich habe Ihnen allerdings täglich schreiben wollen. Wenn sich mein Voratz bis jetzt verzögert hat, so liegt der Grund lediglich daran, daß ich Ihnen den versprochenen Layard⁹⁸⁾ zu schicken gedachte. Dieser ist aber jetzt nicht in meinen Händen. Ich hatte in Berlin vergessen, daß ich ihn einem Weimarer Komponisten Raff⁹⁹⁾ geliehen hatte. Dieser hat ihn mir noch nicht zurückgeschickt. Und ich mag ihn mir nicht fordern, weil ich weiß, daß er ihn braucht. Er schreibt nämlich eine Oper Simson, und will sich aus diesem Buche eine Anschauung des alten assyrischen und phönizisch-philistäischen Cultus holen. Sobald ich also kann, schicke ich ihn Ihnen sogleich.

⁹⁵⁾ Vgl. Anm. 79 (Hettner, Das moderne Drama, S. 177 f.).

⁹⁶⁾ Emil Palleste (1823–1880), Dichter und Rezitator, Verfasser vom „Leben Schillers“, mit dem auch Hettner im Briefwechsel stand. (Vgl. Ermatinger I, S. 224 f.)

⁹⁷⁾ Diesem Briefe liegen persönliche Besprechungen mit Keller zugrunde (vgl. z. B. Anm. 98 und 100), da Hettner um Weihnachten 1851 in Berlin war (s. Brief 9). Damals scheint Keller die wissenschaftliche Rezension des „Modernen Drama“ in den Blättern f. lit. Unterhaltung abgelehnt zu haben, so daß Palleste sie geben mußte (s. Anm. 93); dagegen hat er vielleicht (Ehiffre x) die gewünschte Anzeige in der „Deutschen Allg. Zeitung“ am 30. 1. 1852, Nr. 50, geschrieben.

⁹⁸⁾ Austen Henry Layard (geb. 1817), berühmter englischer Staatsmann, Altertumsforscher und Schriftsteller. Seit 1839 auf Reisen im Orient, begann er 1845 umfassende Ausgrabungen auf dem Boden des alten Ninive und Babylon. Die Ergebnisse wurden niedergelegt in dem Werke: „Niniveh and its remain“, London 1848, 2 Bde. (überf. v. Meißner, Leipzig 1850). Um diese Überfegung hatte Keller gebeten aus einem nicht mehr ersichtlichen Grund (dramatischer Plan?).

⁹⁹⁾ Joach. Raff (1822–1882), Komponist von großer Produktionskraft, Freund Liszts, dem er 1850 nach Weimar folgte. Als Schriftsteller tätig für die „neudeutsche Schule“, z. B. „Die Wagnerfrage“ 1852, Braunschweig. – Die Oper „Simson“, deren Text Raff selbst schrieb, blieb unveröffentlicht (1852 vollendet).

Die Zwischenzeit, hoffe ich, vollenden Sie Ihren grünen Heinrich, so wie Sie nun wohl auch den Romancero¹⁰⁰⁾ vollendet haben.

Ihre neuen Gedichte¹⁰¹⁾ habe ich mit großer Freude gelesen. Der Fortschritt seit Ihren ersten Gedichten ist unverkennbar. Eine reife, durchgebildete Gedankentiefe, verbunden mit lyrischer Frische! Wenn Sie mir erlauben, werde ich diese Geschichte in der Brockhaus'schen Zeitung¹⁰²⁾ besprechen, in der ich überhaupt eine Novitätenchau zu übernehmen gedenke, in der Weise, wie die Constitutionelle Zeitung in ihrem „Büchertisch“ solche ständige Uebersichten giebt. Das wird in etwa 14 Tagen geschehen. Bis dahin bin ich von anderer Arbeit ganz und gar überladen.

Wenn Sie vielleicht eben dahin, d. h. in die Allgemeine Deutsche Zeitung eine kurze, etwa 40—50 Zeilen enthaltende Feuilletonanzeige meines Buches schicken wollten, so wäre ich Ihnen herzlich verbunden.^{102a)} Und zwar um so herzlicher, je früher das geschähe. Es wäre mir meiner hiesigen Verhältnisse halber sehr angenehm.

Ich wiederhole meinen Dank für die freundliche Zeitaufopferung, mit der Sie meinen Berliner Aufenthalt verschönt haben. Ich habe doch recht viel Anregung von dort mitgebracht, und diese verdanke ich größtentheils Ihnen. Sollte es mir gelungen sein, Ihnen recht Lust zu Ihrem vortrefflichen Lustspielplan¹⁰³⁾ gemacht zu haben, und wollten Sie recht bald an Ihre beiden Tragödien¹⁰⁴⁾ gehen, so wäre ich aufrichtig erfreut darüber. Es sind so vortreffliche Stoffe, und der Muth und die Kraft der Ausführung wird Ihnen nicht fehlen. Lassen Sie dies Wiedersehen uns dazu gebieten haben, daß wir uns, wo möglich, für das Leben als treu zusammengehörig betrachten. Sie meinerseits können meiner herzlichsten Zuneigung versichert sein.

Und damit ich sogleich Ihre Freundschaft auf eine recht prosaische Probe stelle, bitte ich Sie, daß Sie Sich bei Miquel einmal nach meiner Spidgans erkundigen. Ich habe nämlich vor etwa 8 Tage(n) einen Brief incl. 1 rh. geschickt und ihn gebeten, er möge mir eine Spidgans hieher nach Sena besorgen. Aber weder Antwort noch Spidgans ist gekommen.

Meine Frau grüßt herzlichst. Ein gutes neues Jahr! Nächstens mehr!

In Liebe

Hettner.

Am Rande: Das Wagnersche Schriftchen¹⁰⁵⁾ schicke ich mit dem Layard.

¹⁰⁰⁾ „Der kleine Romancero“ = alter Titel des „Apothekers v. Chamounir“, den Keller als Ironisierung des 1851 erschienenen Heino-Werks schrieb. (Vgl. über die Entstehung: Ermatinger I, 400 ff.)

¹⁰¹⁾ Erschienen 1851 bei Wieweg (vgl. Ermatinger I, 254 ff.), angezeigt u. a. durch Prutz im „Deutschen Museum“ 1852, II, 835 ff.

¹⁰²⁾ Die „Deutsche Allg. Zeitung“ (ursprünglich, d. h. seit 1. 10. 1837: Leipziger Allg. Zeitung).

^{102a)} Siehe oben Anm. 97.

¹⁰³⁾ „Jedem das Seine“, vgl. Anm. 87.

¹⁰⁴⁾ „Therese“, die Keller allerdings September 1851 „zurückgestellt“ hat (an Baumgartner, vgl. Ermatinger II, 277, Brief 89) und „Agnes Bernauerin“, vgl. Anm. 90. Zugleich dachte Keller an Dramatisierung von Gotthelf-Novellen, z. B. „Elfi, die seltsame Magd“, ein Stoff, den ihn Mosenthal mit dem „Sonnenhof“ (1854) fortnahm (vgl. Ermatinger I, 275).

¹⁰⁵⁾ „Ein Theater in Zürich“, 1851. Über Kellers Stellung zu R. Wagner vgl. Ermatinger I, 375 ff.

11.

(Jena, 6. März 1852.)¹⁰⁶⁾

Mein lieber Keller,

Ich hoffe, daß Sie meine Anzeige¹⁰⁷⁾ über Ihre Gedichte in der Brockhaus'schen Zeitung gelesen haben werden. Ob sie in Ihrem Sinne war, weiß ich nicht; sollte dies nicht der Fall sein, so bitte ich dies auf Rechnung der unendlichen Zerstreuung und Zersplitterung zu setzen, die sich jetzt meiner bemächtigt hat. Es ist mir nämlich ganz unerwartet die Gelegenheit gekommen, unter günstigen Umständen Griechenland¹⁰⁸⁾ bereisen zu können und ich werde diese Gelegenheit benutzen. Und zwar so, daß ich schon in 8 Tagen abreise. Ende Mai spätestens bin ich jedoch wieder zurück. In Betreff des Geldes¹⁰⁹⁾ sorgen Sie Sich nicht. Erhalten Sie jedoch in nächster Zeit eine Sendung, die Sie entgegen können, so senden Sie diese nur an meine Frau, da Sie Sich leicht denken können, daß meine jetzige Reise mir arg in denbeutel greift.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir noch einmal vor meiner Abreise, die den 14 März erfolgt und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.

Herzlich Ihr

Hettner.

12.

Jena 21 Juni 1852.

Mein lieber Keller,

Ich will Ihnen nur mit wenigen Worten melden, daß ich seit Pfingsten wieder in Deutschland bin. Ihnen von meiner Reise erzählen, hieße ein Buch¹⁰⁸⁾ schreiben; ich hoffe, Sie machen diesen Herbst einmal eine Thüringer Reise, und da finden wir Gelegenheit genug, uns von unseren gegenseitigen Erlebnissen vorzuplaudern. Für heut also nur so viel, daß Griechenland wunderbar schön, in seinem jetzigen Zustand aber entsetzlich elend ist.

Widmann¹¹⁰⁾ erzählt mir, daß er Sie in Berlin gesehen hat. Was machen Sie und was treiben Sie? Sie müssen sich den Roman vom Halse schaffen, eher haben Sie keine Lust zu neuer Production. Schreiben Sie mir ausführlich.

In alter Treue

Hettner.

13.

Jena 6 [Juli¹¹¹⁾] 1852.

Mein lieber Freund,

Nur höchst ungern entschließe ich mich zu der Bitte, daß Sie mir, so bald es Ihnen nur irgend möglich ist, wenigstens einen Theil des Geldes, das Sie

¹⁰⁶⁾ Auch auf den Brief Nr. 10 hat Keller anscheinend nicht geantwortet.

¹⁰⁷⁾ „Deutsche Allg. Zeitung“ 28. 2. 1852, Nr. 100 (unter Chiffre #), zugleich über „Grünen Heinrich“ I ganz kurz.

¹⁰⁸⁾ Hettners griechische Reise dauerte von März bis Mai (Pfingsten) 1852. Die Eindrücke der Reise sind zusammengefaßt in den „Griech. Reiseskizzen“ 1853. Reisebegleiter: K. Götting (Professor in Jena) und L. Preller (vgl. Stern, 134–156).

¹⁰⁹⁾ Vgl. Brief Nr. 9 u. 13.

¹¹⁰⁾ Vgl. Anm. 82.

¹¹¹⁾ Hettner schrieb irrthümlich: Februar. Auf Brief. 11–12 hat Keller nicht geantwortet, trotz Hettners Bitte.

von mir in Händen haben, zurückerstatten. Ich habe in der griechischen Reise viel, sehr viel Geld gebraucht. Und bin jetzt wirklich gradezu in Noth, da meine laufenden Finanzquellen bis zu nächstem Weihnachten fast gänzlich versiegt sind.

Seien Sie nicht böse. Ich wage diese Bitte nur, weil ich nicht anders kann.

In alter treuer Liebe

Hettner.

14.

Jena 18 Juli 1853. ¹¹²⁾

Mein lieber Freund,

Nur mit wenigen Worten will ich Ihnen umgehends melden, eine wie große Freude Sie mir mit Ihrem lieben Briefe ¹¹³⁾ gemacht haben. Ich habe hundertmal jenen unseligen Augenblick verwünscht, da ich mir beikommen ließ, Sie um die Rücksendung der bewußten Summe zu bitten. Ich war aber damals in großer Verlegenheit. Jetzt ist diese Verlegenheit längst vorüber und mir war aus derselben keine andere Spur zurückgeblieben als das drückende Bewußtsein, mir durch dieselbe leichtfertig einen wahren und wackeren Freund verscherzt zu haben.

Ich hätte Ihnen schon seit langen Monaten geschrieben, aber zuerst fürchtete ich, ein Brief von mir möge Ihnen unangenehm sein, und sodann war in der That unser Briefwechsel so lange Zeit unterbrochen, daß ich nicht wagte, so aufs blinde Ungefähr Ihnen einen Brief zuzuschicken. Ich wußte nicht, wo Sie in Berlin wohnten und ob Sie überhaupt noch in Berlin seien. Freuen wir uns also, daß das Schweigen gelöst ist. Lassen Sie Sich über jenes alberne Geld kein graues Haar wachsen. Glauben Sie mir, daß ich in meinem vielverwickelten Leben in allzu viel ähnlichen Lagen gewesen bin, als daß ich nicht die Ihrige aus tiefster Erfahrung gründlich verstehe. Knüpfen wir da wieder an, wo wir aufgehört haben. Vor Allem, bleiben wir Freunde! Es ist in dieser Wirrnis aller Richtungen und Stimmungen so außerordentlich selten, wenn zwei Menschen in den wichtigsten Dingen ihres Denkens und Seins übereinstimmen, daß Solche, die durch eine so seltene Übereinstimmung miteinander verbunden sind, nicht alberner Dinge halber auseinanderlaufen dürfen.

Ich freue mich sehr zu hören, daß Sie so lustig oder vielmehr so stetig und unverdrossen fortarbeiten. ¹¹⁴⁾ Es giebt heute Wenige, sehr Wenige, denen das Dichten heut noch wirklich inneres Erlebniß und inneres Bedürfnis ¹¹⁵⁾ ist. Was Sie von Widmann ¹¹⁵⁾ sagen, daß er nur auf das fingerfertige Machen

¹¹²⁾ Auf Hettners Bittbrief (Nr. 13) hatte Keller ein volles Jahr lang nichts geantwortet.

¹¹³⁾ Erst am 16. 7. 1853 (Ermatinger II, 311 ff.), Brief 100, nimmt Keller den Briefwechsel wieder auf.

¹¹⁴⁾ Keller spricht in seinem Brief von einem Lustspiel (wohl „Jedem das Seine“), der „Heine-Romanzero-Geschichte“ (= „Apotheker v. Chamounir“), dem „Grünen Heinrich“, von dem I—III bald versendet werden sollen (1854), und der 2. Aufl. der „Neueren Geschichte“.

¹¹⁵⁾ Keller hatte (Ermatinger II, 313) Ab. Widmanns Erzählungen „Am warmen Ofen“ scharf als Mache kritisiert; den „Niederschlag der Berliner Erlebnisse“ bringen als Literatursatire dann die „Mißbrauchten Liebesbriefe“, in der Hauptsache 1855 geschrieben, doch erst 1865 in der „Deutschen Reichszeitung“ von Wieneg abgedruckt, 1873 mit den früheren Erzählungen zum 2. Bd. der „Leute v. Selbwyla“ bei Weibert vereinigt (vgl. Ermatinger I, 485 ff. u. 495—497).

ausgehe, daß überall Absicht und äußere Rücksicht hindurchleuchte, das gilt von den Meisten. Darum werden und müssen Sie den größten Erfolg haben. Sie meinen es ernst mit der Kunst, und der Ernst gewinnt zuletzt immer den Sieg. Leider ist mir Ihr grüner Heinrich so unterbrochen und in so langsamer Folge zugekommen, daß mir in meiner unordentlichen Wirthschaft schon einzelne Bogen verloren sind. Sobald aber das Ganze erschienen sein wird, werde ich mir es verschaffen. Und Sie werden aus meiner Besprechung ersehen, daß ich redlichen Antheil an dieser Schöpfung nehme.

Die Lewald ¹¹⁶⁾ schickt jetzt auch wieder einen dreibändigen Roman in die Welt. Soviel ich weiß, eine Pathologie der Ehe. Ich habe kein groß(es) Zutrauen; obgleich Stahr ¹¹⁷⁾ bis in den siebenten Himmel über diesen Roman entzückt ist. Uebrigens bin ich mit Stahr und Lewald fast gänzlich auseinander. . . . So viel ich weiß, kommt es wirklich noch zur Heirath. . . .

Lesen Sie doch gelegentlich einmal meine griechischen Skizzen. ¹¹⁸⁾ Und sagen Sie mir Ihr Urtheil. Es ist in öffentlichen Blättern ¹¹⁹⁾ sehr viel verworrenes Zeug darüber geredet worden. Ich habe viel Arbeit in das Buch gesteckt; ich wollte versuchen, ob mir auch das nicht rein didactische, sondern auch das mehr schildernde und darstellende Genre zugänglich sei. Und darüber wäre mir ein Wort von Ihnen von großem Werth. Jetzt arbeite ich an einem sehr weitschichtigen Werk über die Literatur des 18 Jahrhundert. ¹²⁰⁾ 1 Theil die englische 2 Theil die französische 3 Theil die deutsche Literatur. Jetzt stecke ich in der englischen Literatur, bringe aber allerhand hübsche und neue, und für die ganze Aufklärungsgeschichte wichtige Thatsachen und Gesichtspunkte.

Leider habe ich mich etwas abgearbeitet und leide viel an geschwollenen Augenlidern. Ich gehe deshalb vom 10 Aug—10 Septbr in das Seebad zu Wangeroge. Auch meine Frau ist jetzt im Bade. Sie war im März und April so krank, daß die hiesigen Ärzte sie alle aufgegeben hatten. Das Bad aber, Sulza bei Weimar, kräftigt und stärkt sie.

Nun leben Sie wohl, alter treuer Freund, behalten Sie mich lieb, und schreiben Sie mir, wo möglich, umgehends. Ich wiederhole nochmals, daß ich mit alter und unveränderter Liebe an Ihnen hänge und daß ich auch nie einen Augenblick in dieser alten treuen Gesinnung schwankend gewesen bin.

Hettner.

¹¹⁶⁾ „Wandlungen“, Braunschweig 1853, 3 Bde. (vgl. Anm. 44).

¹¹⁷⁾ Ab. Stahr (1805—1876), Schriftsteller und Dramaturg in Oldenburg, der Fanny Lewald 1845 in Rom kennenlernte und 1854 nach Trennung seiner ersten Ehe heiratete. (Vgl. über beide vor allem Kellers „Mißbrauchte Liebesbriefe“.)

¹¹⁸⁾ Keller (im Brief vom 16. 7. 1853 = Ermatinger II, 312) hat das Buch noch nicht gelesen; sein Urtheil (ausführlich und befriedigt) steht im Brief vom 15. 10. 1853 (Ermatinger II, 319 f.).

¹¹⁹⁾ Z. B. 1. Augsburger Allg. Zeitung vom 2. 4., Nr. 92: Ablehnung von Hettners Urtheil über gesellschaftliche und politische Zustände in Griechenland; 2. Deutsche Allg. Zeitung vom 19. 5., Nr. 114: mit Lob der eleganten Darstellung; 3. Blätter f. lit. Unterhaltung vom 30. 7., Nr. 31 und 5. 11., Nr. 45: besgl., aber Tadel der Urtheile über das jetzige Griechenland; 4. Druck „Deutsches Museum“ vom 18. 8., Nr. 34: ähnlich. — Über Hettners Schilderung der politischen Zustände in Griechenland entspann sich eine köstliche Fehde zwischen Jas. Fallmerayer und F. Koss im „Deutschen Museum“ 1854.

¹²⁰⁾ I: Braunschweig 1856, II: 1860, III: 1862—1870.

15.

Jena 16 Septbr 1853. 121)

Mein lieber Freund,

In Wangeroge bin ich nicht dazugekommen, Ihnen einige Mittheilungen zugehen zu lassen; denn ich war dort in einem so göttlichen Nichtsthun und in einem so angenehmen Gesellschaftsleben¹²²⁾, daß selbst ein einziger Brief mir wie eine höchst schädliche und gar nicht zu überwindende Arbeit vorkam. Lassen Sie Sich also kurz sagen, daß die Wochen, die ich in Wangeroge verlebte, zu den angenehmsten meines ganzen Lebens gehören, und ich Ihnen recht herzlich gewünscht hätte, auch einige Zeit dort zu sein. Das Meer, das Meer! — Wie erweitert es die Seele und wie macht es frisch und lebendig.

Meine Nachhausekunft stach gegen dies Glück freilich gewaltig ab! — Zu Hause fand ich meine arme Frau und meine drei Kinder arg am Keuchhusten darniederliegend und dieser unerträgliche Zustand dauert bis jetzt ununterbrochen fort. Kein Ende ist abzusehen; ja das kleinste Kind Anna¹²³⁾ ist sogar in wirklicher Gefahr. Da muß man sich eben in das Unvermeidliche schicken und dafür Sorge tragen, daß man über dem Elend des Lebens den Humor nicht verliert.

Was treiben Sie? Wie steht es um den grünen Heinrich? Es thut einem so wohl, wenn man Ihr ernstes Streben und Schaffen ansieht; denn der Ernst und die künstlerische Andacht ist doch jetzt eine sehr seltene Waare geworden. In Wangeroge habe ich den neuen Roman¹²⁴⁾ der Lewald gelesen. Er hat mich förmlich angewidert. Diese geistreichen, meist unverständenen *Raisonnements*, . . . und dieser Mangel an aller Charakteristik und Komposition! — Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir über diesen Roman einiges schreiben wollten, falls Sie ihn nämlich schon gelesen haben. Ich bin in abscheulicher Verlegenheit. Stahr und die Lewald, die in diesem Roman das größte Meisterstück der neueren Literatur bewundern, drängen mich zu einer Rezension.¹²⁴⁾ Loben kann ich nicht; tadeln mag ich nicht, — was thun?

Haben Sie denn das Jugendidyll von Bogumil Goltz¹²⁵⁾ gelesen? Ich lese es jetzt mit großem Entzücken. Eine ungehobelte, aber durch und durch ursprüngliche Kraft. Ich bin in der That auf die fernere Entwicklung dieses Talents sehr gespannt. Wahrscheinlich verkommt er in allerhand Schnurren und Sonderbarkeiten; aber er hat das Zeug zu Großem und Rechtem in sich.

Auch lese ich jetzt behufs meiner Literaturstudien den Robinson Crusoe von Defoe.¹²⁶⁾ Das ist eine Feinheit der Detailmalerei und eine Kunst der Moti-

¹²¹⁾ Keller hatte am 3. 8. 1853 geantwortet (Ermatinger II, S. 313–318, Brief 101).

¹²²⁾ Begeistert spricht sich Hettner über den Verkehr in Wangeroge z. B. zu Fanny Lewald in einem (ungedruckten) Brief vom 14. 9. 1853 aus.

¹²³⁾ Das Töchterchen starb im September.

¹²⁴⁾ Fanny Lewald selbst gegenüber spricht sich Hettner über die „Wandlungen“ zurückhaltend aus (14. 9. 53), sagt ihr auch eine Rezension in den „Blättern f. lit. Unterhaltung“ zu, schiebt sie aber dann auf, wie er ihr am 11. 10. meldet. Geschrieben ist sie nicht.

¹²⁵⁾ „Ein Jugendleben“ (1852). Später, am 27. 5. 1865, übersandte Bog. Goltz es mit einem charakteristischen Schreiben (ungedruckt!) und der Bitte um Besprechung an Hettner. (Vgl. Kellers schönes Urteil über Goltz im Brief vom Januar 1855 = Ermatinger II, 360 f.)

¹²⁶⁾ Aus diesen Studien entstand der im März 1854 in der Berliner Singakademie von Hettner gehaltene schöne Vortrag: „Robinson und die Robinsonen“, gedruckt 1854 bei Herz (vgl. Brief 17–20 und die Besprechung v. Prutz, Deutsches Museum, 4. 5. 54).

virung, die ich gar nicht genug bewundern kann. Wahrscheinlich geht es Ihnen wie mir, wahrscheinlich haben Sie dies treffliche Buch seit Ihrer Kindheit nicht mehr in Händen gehabt. Suchen Sie es sich ja wieder hervor; der Dichter kann sehr viel aus ihm lernen. Aber Sie müssen den wirklichen echten Robinson lesen, wie er aus der Feder Defoes kam; die pädagogischen Umarbeitungen sind sämtlich Verflachungen, die allerhand altkluge Dummheiten hineingespritzt haben, ohne den mindesten Sinn für die feinen psychologischen Züge, durch die dieses Buch so einzig groß ist.

Mein Buch¹²⁷⁾ wird noch lange Zeit auf sich warten lassen, denn Sie glauben gar nicht, was für eine wüste Viellezerei es erfordert. Aber ich arbeite sehr gewissenhaft, und ich bin gewiß, daß es dereinst seine Wirkung nicht verfehlen wird. Es steckt ein Leben und ein Geist in dieser Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, von dem Niemand eine Ahnung hat, der nicht einmal mit einer gewissen systematischen Ordnung diese wackeren Altvorderen von Schritt zu Schritt verfolgt.

Doch ich will mit meinem Geplauder abbrechen. Es sollte nur dazu dienen, Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben und nunmehr Ihnen einen recht langen, ausführlichen Brief zu entlocken. Ein Brief von Ihnen ist mir immer ein Festtag. Seien Sie nicht säumig, (mir) recht bald einen solchen Festtag zu bereiten.

In treuester Anhänglichkeit)

Hettner.

16. Mein lieber Freund,

Vor einiger Zeit¹²⁸⁾ schrieb ich Ihnen und bat Sie um recht baldige Antwort. Ihr beharrliches Schweigen beunruhigt mich, besonders da jetzt in Berlin eine so böse Cholerazeit ist. Thun Sie mir die Liebe und lassen Sie bald von Sich hören.

Jena 11 Oktbr 1853.

In alter Treue

Hettner.

17. Jena 3 Jan 54.

Mein lieber Keller,

Eben sendet mir mein Buchhändler den grünen Heinrich¹²⁹⁾. Noch ist mir von Bieweg kein Exemplar zugekommen außer den ersten Bogen vor zwei Jahren, die ich aber nicht einmal alle wieder zusammenfinde. Ich frage daher, ob Sie mir wohl eine Uebersendung eines Exemplares und zwar eine recht

¹²⁷⁾ Lit.-Geschichte des 18. Jhdts. I, vgl. Anm. 120.

¹²⁸⁾ Keller hat auf den Brief 15 nicht geantwortet, erst am 15. 10. 53 (= Ermatinger II, S. 318—322, Brief 102) schreibt er.

¹²⁹⁾ Am 15. 10. 53 hatte Keller gemeldet, daß I—III beendet seien und „sofort versandt würden“. Band IV soll allein folgen als „Buch der ursprünglichen Intention“.

balbige vermitteln wollen? Ich verspreche Ihnen sicher eine baldige Anzeige in der Allgem. Zeitung.¹³⁰⁾

Künftigen März komme ich nach Berlin und halte dort in der Singakademie eine Vorlesung.¹³¹⁾ Da sehen wir uns! — Uebrigens denk ich, kommen Sie nächsten Sommer hieher; ich habe einen schönen Garten gekauft und die Luft von Jena ist bekanntlich den Musen günstig. Meine Frau grüßt bestens. Ein gutes fröhliches Neujahr!

In alter Treue

Hettner.

18.

Jena 12 Febr. 54.

Mein lieber Keller,

Ich beeile mich Ihnen sogleich Ihren lieben Brief¹³²⁾ zu beantworten, da ich mir denken kann, daß Ihnen allerdings sehr viel darauf ankommt, nach Zürich bestimmte Antwort zu melden. Ich rathe Ihnen zur festen Annahme und gratulire Ihnen zu dieser Stelle ganz aufrichtig.

Es ist allerdings wahr, daß Sie einen Theil Ihrer Unabhängigkeit aufgeben; aber im Ganzen scheint die Sache schlimmer als sie ist und eine nach außen vollständig gesicherte Stellung ist auch von großem Werth und kommt der Poesie mehr zu gut als man zunächst denken möchte. Wenn Sie Bedenken tragen, der Aufgabe gewachsen zu sein, so sind Sie in der That zu bescheiden. Ich glaube nicht nur, daß Sie vortreffliche Vorträge halten werden, sondern freue mich schon im Voraus auf die feinen Sachen, die sich bei diesen Professorstudien Ihnen unter der Hand ergeben werden; ich weiß nur allzu sehr, wie grade die feinsten Bemerkungen in meiner dramaturgischen Schrift Ihnen entstammen. Ihre Poesie wird unter dieser Tätigkeit sicher nicht leiden, vorausgesetzt, daß Sie sich nicht allzu viel Stunden aufhalsen lassen.

Zunächst würde ich Ihnen vorschlagen, die Literatur nur von Gottsched an zu lesen, und ich mache Sie für Ihre Vorstudien auf die sehr schwerfälligen, aber sehr bedeutenden Werke von Danzel¹³³⁾ über Lessing und Gottsched aufmerksam. Daß Sie sich ein Heft für das ganze Semester anlegen, ist gar nicht möglich. Es genügt der Entwurf, die volle Klarheit über den Gedankengang; die einzelnen Vorlesungen arbeiten Sie dann für jede Stunde aus. Das nimmt

¹³⁰⁾ Keller hatte (mit Rücksicht auf die Beliebtheit der Allgemeinen Zeitung in der Schweiz) darum gebeten.

¹³¹⁾ Vgl. Anm. 126.

¹³²⁾ Im Brief 105 (Berlin, 5. 1. 1854) = Ermatinger II, 328 ff. gibt Keller eine ausführliche Darlegung des Plans für den IV. Band des „Grünen Heinrich“. Der folgende Brief vom 11. 2. = Ermatinger II, 330 ff., Brief 106 berichtet über das geplante Züricher Polytechnikum und den an Keller ergangenen Ruf, eine Professur „für Lit.-Geschichte, Kunst usw.“ anzunehmen; er bittet um den sachmännischen Rat Hettners.

¹³³⁾ Th. Wilh. Danzel (1818–1850), Literaturhistoriker in Leipzig, schrieb 1848: „Gottsched und seine Zeit“; dann erschien 1850 „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke“ I; Band II gab 1853 f. (nach Danzels Tode) Suhrauer heraus. Hettner hat beide Werke angezeigt (Heidelsb. Jahrb. d. Lit. 41 [1848], 761 ff. und Blätter f. lit. Unterhaltung 1850, Nr. 272 ff.), und mit Danzel über den „Gottsched“ korrespondiert. Danzels Brief (Leipzig, 29. 12. 48) ist erhalten.

für das erste Semester den ganzen Mann in Anspruch; nachher aber ist das Heft ein für allemal fertig, und die Paukerei erfordert nur wenig Stunden.

Also noch einmal: sagen Sie bestimmt zu; weder Ihre Muse noch Ihr Geldbeutel kommt zu kurz dabei.

Was nun Ihr gütiges Anerbieten anlangt, für mich bei dieser Gelegenheit ein gutes Wort einzulegen¹³⁴⁾, so bin ich sehr dankbar dafür. Ich würde einen solchen Ruf, wenn er mich nicht pecuniär schlecht stellt, mit Freuden annehmen, da die deutsche Reaction für die Zukunft mir wenig Chancen bietet. Machen Sie auf meine „Vorschule für die bildende Kunst der Alten“, Oldenburg 48 und auf meine griechischen Reiseskizzen aufmerksam und heben Sie meine italienischen¹³⁵⁾ und griechischen Reisen hervor. Auch Professor Köchly¹³⁶⁾ in Zürich würde mich, wenn man ihn zu Rath ziehen wollte, aufs beste empfehlen. Es wäre schön, wenn wir Collegen würden. Wir könnten dann allerhand schöne Dinge spintifiren und ausführen.

Schicken Sie mir ja Ihren Heinrich. Ich konnte ihn hier von meinem Buchhändler nicht bekommen, da er das ganze Exemplar bereits verkauft hatte. Bieweg hat mir ihn nicht geschickt. So habe ich die beiden letzten Bände noch nicht gelesen; thue es aber nach Empfang augenblicklich und wer(de) Ihnen dann treulich Bericht erstatten.

Ihr Anerbieten bei Ihnen zu wohnen, nehme ich an. Ich lese¹³⁷⁾ den 18 März. Wir können dann recht viel traulich besprechen.

In höchster Eile, aber in alter Treue

Hettner.

19.

Jena 19 Febr. 54.¹³⁸⁾

Gestern, mein lieber Freund, habe ich Ihren grünen Heinrich vollendet. Heut ist es mein erstes Geschäft, Ihnen für den tiefen und anregenden Genuß, den Sie mir verschafft haben, den herzlichsten Dank zu sagen.

Ich erfülle damit ein wahrhaftes Herzensbedürfniß. Es ist das Zeichen jeder tüchtigen Production, daß sie wieder productiv wirkt. Ihr Roman hat eine Ruhe und Sammlung, ich möchte sagen, eine Stille der Beschaulichkeit in mir hervorgebracht, daß es mich drängt, diese Einkehr in mich selbst in mir noch einige Zeit festzuhalten und mir über die künstlerischen Mittel, die diese harmonische Stimmung hervorriefen, Rechenschaft abzulegen. Ich wünsche Ihnen zu Ihrer

¹³⁴⁾ Keller will Hettner als „Prof. par excellence für Archäologie und Kunstgeschichte“ in Zürich vorschlagen (Ermatinger II, 332).

¹³⁵⁾ Hettner weilte von 1845 bis Anfang 1847 in Italien zu Kunststudien (vgl. Stern, S. Hettner).

¹³⁶⁾ Herm. Köchly (1815 – 1876), der klassische Philolog, der (aus Deutschland geflohen) 1850 bis 1864 in Zürich wirkte. Ein Brief an Hettner (Zürich, 15. 3. 1856) ist erhalten.

¹³⁷⁾ Vgl. Anm. 126.

¹³⁸⁾ Keller sandte auf Hettners Bitte (Brief 18) die 3 ersten Bände des „Grünen Heinrich“ am 14. 2. 54 (= Ermatinger II, 333 f., Brief 107), dazu die 2. Auflage der „Neueren Gebichte“ von 1854, mit der Bitte um Mitteilung der Fehler. (Teile des Briefes Nr. 19 hat Ermatinger bereits abgedruckt, I, S. 334 ff.).

Schöpfung aufrichtig Glück. Er sichert Ihnen unzweifelhaft in unserer Literatur für immer eine hervorragende Stellung.

Was uns in Ihrem Roman so tief und nachhaltig anspricht, das ist das Gefühl, daß wir es hier mit einem nothwendig gewordenen, nicht willkürlich gemachten Werke zu thun haben. Man fühlt überall die Wärme des Erlebten hindurch; wir haben hier im höchsten Sinne Dichtung und Wahrheit. Jeder, der selbst ein innerliches Bildungsleben geführt hat, findet sein eigenstes Wesen hier wieder; nur klarer und tiefer als er selbst es darzustellen vermocht hätte. Ich bin gewiß, daß jeder sinnige Leser gern immer wieder zu Ihrem Buche zurückkehren wird; immer wird er sich an der Anschauung der reichen und kräftigen Natur der hier dargestellten Helden trösten, erbauen und fördern können.

Und das um so mehr, als in der That die einzelnen Schilderungen von der wunderbarsten Frische und Poesie durchhaucht sind. Namentlich die idyllischen Scenen auf dem Lande, die Familie des Pastors, der Schulmeister, die lieblich seelenhafte Anna und die gesund sinnliche Judith, so wie der Held selbst, wie er naiv und doch immer klar und tactvoll durch alle diese mannichfachen Situationen und Verwicklungen hindurchschreitet, sind von unübertrefflicher Meisterschaft der Situationsmalerei sowohl wie der Charakteristik. Dazu die klare, einfache, im edelsten Sinne Goethe'sche Sprache, die doch nur wieder der naturnothwendige Ausdruck der maßvollen Klarheit der Conception ist! Ich sage Ihnen in Wahrheit, diese Jugendgeschichte ist ein Juwel, und ich bin stolz darauf, den Helden und Dichter derselben meinen Freund nennen zu dürfen.

Nun will ich Ihnen aber auch meine Bedenken nicht verhehlen.

Sie selbst machen in Ihrer Vorrede¹³⁹⁾ auf das Mißverhältniß aufmerksam, das zwischen der Jugendgeschichte und dem eigentlichen Roman stattfindet. Allerdings ist dies Mißverhältniß unleugbar vorhanden. Jedoch lege ich nicht allzu großes Gewicht auf diesen Compositionsfehler, zumal da er sich bei einer zweiten Ausgabe leicht heben läßt. Vielleicht könnte man ohne Weiteres den Roman mit dem Anfang der Jugendgeschichte beginnen¹⁴⁰⁾ und auch das Uebrige in diese hineinverweben; denn das Ganze trägt doch einmal die Haltung autobiographischer Bekenntnisse.

Wichtiger scheint mir das Bedenken, daß der Roman ungleich schwächer ist als die Jugendgeschichte. Es ergeht Ihnen wie Ihrem Helden in München; die Frische der Naturwahrheit nimmt ab, die Darstellung wird spiritualistischer, die Charakterzeichnung conventioneller. Es ist möglich, daß der vierte Band¹⁴¹⁾ hier manches Dunkel aufhellen wird. Aber wie die Sache jetzt vorliegt, fragt man sich vergebens, warum die Liebesgeschichte zwischen Rosalie und Ericson, ja selbst zwischen Agnes und Lys so weit ausgesponnen ist; man

¹³⁹⁾ Vom Mai 1853. Für den ganzen Brief und den „Grünen Heinrich“ in dieser ersten Fassung vgl. Ermatinger: Studienausgabe der ersten Fassung des Grünen Heinrich (vor allem, die aufschlußreiche Einleitung), Stuttgart u. Berlin 1912-8, 2 Bde.

¹⁴⁰⁾ Keller hatte selbst am 14. 2. 54 auf eine vielleicht nötige Umarbeitung hingewiesen, die dann 1875-1880 (jetzt unter dem Einfluß von Em. Kub) durchgeführt wurde. (Vgl. dazu Ermatinger I, 566 ff.)

¹⁴¹⁾ 1855 erschienen.

sieht nicht recht ein, was aus diesen Dingen für eine innere Wandlung des Helden entsproßen soll. Jedoch will ich hier mein Urtheil noch unentschieden lassen; man muß erst den Schluß abwarten. Soll aber, wie es mir scheint, Ferdinand den Uebergang vom Rationalismus zum Atheismus oder Pantheismus oder wie man unsere menschlich freie Anschauungsweise sonst bezeichnen will, vermitteln, so hätte er allseitiger ausgeführt werden müssen; jetzt erscheint er uns als allzu schwankend und lumpenhaft. Sei dem aber wie ihm wolle. Jedenfalls ist der Maskenzug viel zu weitläufig. Er ist eben ein Maskenzug; nichts weiter. Er kann sich weder an innerer Poesie mit der vortrefflichen Schweizerischen Darstellung des Wilhelm Tell messen, noch kann er für den Helden eine andere Bedeutung haben, als daß er das Motiv für seine Verwicklung mit Ferdinand abwirft.

Doch genug von diesen Dingen! Sie sehen, daß ich ehrlich bin und dürfen daher um so unbedenklicher auch an die Ehrlichkeit meiner unbedingtesten Anerkennung glauben. Ich bin sicher, daß, wer sich den Sinn für das Wahre und Einfache in der Kunst bewahrt hat, denselben mächtigen Eindruck durch Ihren Roman bekommen wird, den ich bekommen habe. Ich las jetzt nochmal im ersten Band Ihrer Gedichte jene Liebeslieder¹⁴²⁾, die auf das zarte liebe Engelskind¹⁴³⁾, das ihre Zartheit durch den Tod büßte, gedichtet sind. Ich konnte sie nicht ohne die tiefste Erschütterung lesen. Das mag Ihnen ein Beweis sein, wie tief Sie Ihren Leser zur Mitleidenschaft zu bannen wissen.

Was nun die Züricher Angelegenheit¹⁴⁴⁾ anlangt, so will ich gern gestehen, daß die Aussicht, mit Ihnen wieder in lebendigem Ideenaustausch leben zu können, für mich ein unendlicher Reiz ist. Hier ist man gar zu arm an Menschen; überall nur gelehrte Handwerker, nirgends wirkliche Bildung. Hören Sie etwas Näheres, so melden Sie mir es sogleich. Es ist nämlich möglich, daß jetzt eben auch in Breslau ein Ruf für mich vorbereitet wird. Ich würde einer halbwegs sicheren Stellung in Zürich den Vorzug geben; aber eben deshalb wäre es mir lieb, wenn ich nicht allzu lange im Unbestimmten bliebe. Ich habe aus dem Buchhändlerblatte¹⁴⁵⁾ ersehen, daß die Berliner Bauzeitung eine Rezension über meine Reiseskizzen gebracht hat. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen. Ist sie, wie ich hoffe, anerkennend, so schicke ich sie Ihnen unter Kreuzband und will mit dieser Sendung die stillschweigende Bitte ausgesprochen haben, daß Sie sie an die Züricher Erziehungsräthe schicken. Es muß ihnen von Werth sein, zu wissen, was Architekten von mir denken; denn da an der neu zu gründenden Anstalt Kunst und Gewerbe und nicht das bloß theoretische Alterthumsstudium im Vordergrund ist, so muß ihnen ein mehr in die künstlerische Richtung einschlagender Archäolog lieber sein als ein bloß philologischer. Natürlich aber muß diese Sendung als von Ihnen ausgehend gesehen. Ich möchte meiner

¹⁴²⁾ Jugendgedichte (vor allem: „Da lieg' ich in meinem Fensterlein“, „Das Grab am Zürichsee“), vgl. Nusberger, Kellers Werke, VIII, 471 ff. (1921).

¹⁴³⁾ Die „lieblich seelenhafte Anna“ des „Grünen Heinrich“.

¹⁴⁴⁾ Keller hatte sich (im Brief vom 14. 2. 54) auf Hettners Rat zur Annahme der Professur entschlossen.

¹⁴⁵⁾ Gemeint ist wohl das „Lit. Centralblatt“, Leipzig.

hiesigen Verhältnisse halber nicht gern, daß es den Anschein habe, als trete ich selbst als Bewerber in Zürich auf.

Ein Brief, den ich dieser Tage aus Berlin erhielt, meldet mir, daß ich nicht, wie ursprünglich bestimmt war, am 18, sondern schon am 11 März lese. Ich komme daher am 10t März. Jedoch schreibe ich vorher noch. ¹⁴⁶⁾ Mein Thema ist: Robinson und die Robinsonaden.

Ich bleibe in alter Treue

Ihr Hettner.

[Am Rande:] Meine Frau grüßt bestens und ist eben mit der Lectüre des ersten Bandes beschäftigt.

20.

Jena 7 März 1854.

Mein lieber Keller,

Wenn Sie also erlauben, wohne ich bei Ihnen; ich werde Ihnen nicht lange zur Last fallen. Umstände machen Sie ja nicht; ich nehme mit dem Sopha herzlich gern vorlieb.

Ich komme Donnerstag Abend gegen halb zehn Uhr an. Es ist mir lieb, wenn ich Sie zu Hause treffe. Das Nähere bleibt mündlicher Unterhaltung vorbehalten. Ich freue mich sehr aufs Wiedersehen.

Hettner.

21.

Jena 3 April 1854.

Mein lieber Keller,

Ihren gestrigen Brief ¹⁴⁷⁾ habe ich in dem Trubel großer Gemüthsaufrregung empfangen. Mein kleiner Felix war mir plötzlich krank geworden und schwebte in großer Gefahr. Jetzt ist er wenigstens auf dem Wege der Besserung; wir wollen von der Zukunft das Beste hoffen.

Beifolgend meine kleine Broschüre. ¹⁴⁸⁾ Sie sei Ihnen ein schwacher Dank für die genussvollen Tage, die ich jetzt wieder mit Ihnen verlebt habe. Sorgen Sie nur ja dafür, daß Sie recht bald zu uns kommen. Ich wiederhole, daß Jena ein ganz gemüthlicher Ort ist, und daß Sie Sich hier vortrefflich für einige Wochen einrichten können.

Die Rezension über Ihren Roman ist schon längst in den Händen der Nationalzeitung; der Abdruck wird nun wohl in den nächsten Tagen erfolgen. ¹⁴⁹⁾ Es ist mir lieb, wenn Sie mir offen Ihre Meinung sagen. Ueber Barnhagens Urtheil ¹⁵⁰⁾ habe ich mich gefreut. Sie sollen sehen, daß Sie einen glän-

¹⁴⁶⁾ Vgl. Brief Nr. 20.

¹⁴⁷⁾ Ermatinger II, S. 338 f., Brief Nr. 110 (Berlin, 31. 3. 1854).

¹⁴⁸⁾ Vgl. Anm. 126.

¹⁴⁹⁾ 5. 5. 1854; wiederholt mußte Hettner bei Zabel auf schnelleren Druck drängen; zwei Briefe von Zabel sind erhalten.

¹⁵⁰⁾ Hatte Keller als günstig gemeldet am 31. 3. 54. (Vgl. Warnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten“, VIII, 492.)

zenden Erfolg haben werden. Heut kündigt bereits das Prussische Museum ¹⁵¹⁾ ein Lustspiel von Ihnen an. Kurz, Aller Augen richten sich auf Sie.

Die Schweizer Sache ¹⁵²⁾ wird sich sehr in die Länge ziehen und am Ende wird ein Herr Eckardt ¹⁵³⁾, der in Bern Privatdocent ist und einige kleinere Broschüre über Hamlet und Goethes Tasso geschrieben hat, der Sieger bleiben. Ich muß gestehen, daß mir der hauptsächlichste Reiz das Zusammenleben und Zusammenwirken mit Ihnen war. Fällt also dieses weg, so mache ich mir verflucht wenig daraus.

Bodenstedt und Paul Heyse sind im Verein mit Geibel dazu bestimmt, in München ein neues belletristisches Journal ¹⁵⁴⁾ zu unternehmen. Man sagt, König Max habe das Morgenblatt zu diesem Behuf gekauft.

Grüßen Sie Max Ring ¹⁵⁵⁾ und sagen Sie mir, wie sein neues Lustspiel gefallen hat.

Meine Frau grüßt bestens.

In alter Liebe

Hettner.

22.

Jena 6 Mai 54.

Mein lieber Keller,

Ich habe Ihnen etwas abzubitten. Sie werden in der gestrigen Nationalzeitung ¹⁵⁶⁾ meine Rezension gelesen haben, die über sechs Wochen im Redaktionsbureau gelegen hat. Ich schrieb diese Rezension unter dem Trubel größter Außerlichkeit, eben beschäftigt mit der Einrichtung des neuen Quartiers. Und nun sehe ich zu meinem großen Schrecken, daß sich dieser Mangel an Sammlung in einer für mich höchst ärgerlichen Weise gerächt hat. Ich habe da, wo das dichterische Nachempfinden walten soll, nur kurz verweilt, und dagegen da, wo der großsprecherische Verstand sein Wesen treibt, nur um so länger. So ist es mir begegnet, daß die Rezension den Anschein gewinnt, als lege sie ein großes Gewicht auf die einzelnen Mängel, die ich meiner Absicht nach doch nur sehr beiläufig berühren wollte. Kurz die Rezension ist tadelnder als Ihr schöner Roman verdient und als in der That meine Herzensmeinung ist.

¹⁵¹⁾ Prus' Deutsches Museum, 1. 4. 1854: „Gottfried Keller hat ein Lustspiel vollendet.“ (Aprilserz?)

¹⁵²⁾ Keller hatte nach der mündlichen Besprechung mit Hettner (11. 3. 54) für sich die Züricher Professur abgelehnt, „dagegen noch einmal weiläufig“ auf Hettner hingewiesen (Brief an Jak. Dubs, März 1854 = Ermatinger II, 335 ff., Brief 109).

¹⁵³⁾ Ludw. Eckardt, Dichter und Schriftsteller (1827–1871); 1848 aus Wien in Folge der Oktober-Revolution flüchtig, habilitierte er sich für Literatur und Arbeit in Bern. Die Züricher Stelle erhielt er nicht. Als Pater Drey verspottet ihn Keller im Aufsatz „Am Mythenstein“, vgl. auch den „Schiller-Prolog“ und das „Lieb vom Mus“: Eckardt machte einen laut ausposaunten Versuch, ein Nationaltheater in Zürich zu gründen.

¹⁵⁴⁾ Nicht zustande gekommen.

¹⁵⁵⁾ Keller hatte ihn in Berlin kennengelernt und war Frühjahr 1854 aufgefordert worden, die Aufführung des Lustspiels „Unsere Freunde“ mitanzusehen (vgl. Ermatinger I, 227 u. a.; Ring, „Erinnerungen“, Keller, „Mißbrauchte Liebesbriefe“).

¹⁵⁶⁾ Vgl. Anm. 149.

Ueber diese Ungeschicklichkeit bin ich wahrhaft untröstlich. Ich kann kein anderes Auskunftsmittel finden als daß ich den vierten Band abwarte und dann, wie ich Ihnen hiemit heiligst verspreche, nach Kräften den begangenen Fehler gut zu machen suche. Einstweilen kann ich mich nur Ihrer gütigen Nachsicht empfehlen und werde nicht eher Ruhe finden als bis Sie mir mit einigen Worten offen und aufrichtig gesagt haben, ob Sie mir zürnen.

Diese vorliegenden Zeilen sollen nur dazu dienen, Ihnen zu sagen, wie peinlich mir die ganze Sache ist und Ihnen Gelegenheit geben, Ihren stillen Zorn laut gegen mich zu äußern. Es ist besser, man spricht sich in solchen Dingen aus als daß ein stilles Mißverständniß im Geheimen wühlerisch fortkriecht.¹⁵⁷⁾

Sagen Sie mir zugleich, wann Sie hieher kommen. Sie können Sich hier bequem einrichten und in Muße auch hier Ihren Heinrich vollenden.

Adieu, Adieu! Sie glauben nicht, wie ärgerlich mir dieser fatale Vorfall ist. Werden Sie nicht irre an mir. Ich bleibe in

treuester Anhänglichkeit

Hettner.

Meine Frau grüßt bestens.

23.

(Jena, 8. 5. 1854.)

Mein lieber Keller,

Sie werden meinen gestrigen Brief erhalten haben, in welchem ich Sie um Entschuldigung für meine Rezension bat. Ich darf nach dem Tone Ihres heut erhaltenen Briefes hoffen, daß Sie mir diese Verzeihung angedeihen lassen.¹⁵⁸⁾

Zugleich habe ich aus Ihrem Briefe ersehen, daß die Schweizer¹⁵⁹⁾ Sie noch immer im Stich lassen. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen wenigstens für das Nächste inliegende 25 rh. schicke; ich hätte gerne mehr beigefügt, wenn mich nicht jetzt die Ausgaben für das neue Haus ganz entseßlich bedrängten. Sie würden sicher am besten thun, wenn Sie sich in Berlin loseisen könnten und hieher kämen.

Ueber Zürich denke ich wie Sie.¹⁶⁰⁾ Kommt Zeit, kommt Rath.

Wollen Sie mir in einigen Zeilen Veruhigung¹⁶¹⁾ über die Rezension geben, so bin ich sehr dankbar. Inliegenden Brief befördern Sie wohl durch Stadtpost oder auf einem Spaziergang, aber sogleich, an seine Adresse. Meine Frau grüßt. In alter Liebe

Hettner.

24.

(Jena, 28. 6. 1854.)

Mein lieber Freund,

Ihren gestrigen, mir höchst lieben und angenehmen Brief¹⁶¹⁾ habe ich richtig erhalten und hatte anfänglich vor, Ihnen recht weitläufig darauf zu antworten.

¹⁵⁷⁾ Kellers Brief vom 6. 5. 54 (= Ermatinger II, 342–344, Brief Nr. 112) hat sich mit diesem gekreuzt, vgl. Nr. 23. Keller dankt „bemühtig“, aber kurz für die „notwendige“ Rezension.

¹⁵⁸⁾ Keller hat diese Angelegenheit erst im Januar 1855 wieder berührt (Ermatinger II, 361).

¹⁵⁹⁾ Gemeint sind die staatlichen Unterstützungen, die Keller zum Studium aus Zürich empfing (vgl. Ermatinger I, 187, 212, 232 f.), die ihn aber oft nicht vor Not bewahren konnten.

¹⁶⁰⁾ Keller will nach seiner Heimkehr die Angelegenheit für Hettner persönlich betreiben.

¹⁶¹⁾ Ermatinger II, 345–351 (Berlin, 26. 6. 54), Brief Nr. 114.

Trotzdem schreibe ich Ihnen heut nur einige Zeilen. Herr Scheube¹⁶²⁾ nämlich meldet mir, daß er nach Berlin reist. Natürlich wird er Sie besuchen, und es muß Ihnen daran gelegen sein, vorher über ihn orientirt zu sein.

Scheube ist ein höchst liebenswürdiger und in seiner Art strebsamer junger Mann. Er hat wie ich aus sicherer Quelle weiß, ein ganz solides Vermögen. Von geschäftlicher Seite ist also nichts gegen ihn einzuwenden. Man muß ihn vielmehr warm halten. Darnach haben Sie Ihre Unterhandlungen zu leiten.

Was mein Verhältniß zu ihm anbetrifft, so hat es sich in folgender Weise gestaltet. Vor einigen Wochen schrieb er an mich, daß er von meiner beabsichtigten Literaturgeschichte gehört habe und daß er dieselbe in Verlag begehre. Ich schrieb ihm zurück, er möge zu mir kommen. Dies that er. Darauf schlossen wir einen Vertrag pro Bogen 33 rh. ab; jedoch machte ich mir den Vorbehalt, daß der Vertrag erst dann rechtsgiltige Kraft erlange, wenn ich zuvor bei Bieweg angefragt hätte, ob er unter denselben Bedingungen seinerseits den Verlag übernehmen wolle. Gleich nach Scheubes Abreise schrieb ich an Bieweg. Heut früh erhalte ich von Bieweg die Antwort. Dieser acceptirt den Vertrag . . . Und so muß ich denn nolens volens bei Bieweg bleiben; was mir insofern allerdings lieb ist, als Bieweg doch dann mein lebenslänglicher Verleger bleiben wird.

Jedoch bitte ich Sie, Herrn Scheube davon noch nichts zu sagen. Mein ablehnender Brief trifft ihn erst, wenn er aus Berlin zurückkehrt. Und ich möchte nicht, daß er diesen für ihn unangenehmen Ausgang eher aus einem fremden als aus meinem eigenen Munde erfahre.

So möchte ich Ihnen denn ein ähnliches Verfahren anrathen. . . . Ich habe zwar allerdings Scheube gesagt, daß Sie mein Freund sind und ihm Ihre Adresse gegeben; aber er war schon vorher von Ihrem Roman höchst entzückt und hätte auch aus eigenem Antrieb an Sie geschrieben.¹⁶³⁾

Wenn Sie Ihren Roman¹⁶⁴⁾ fertig haben, so kommen Sie hieher. Sie können die Korrektur hier auch besorgen und Sie miethen Sich ein billiges Studentenstübchen. Hat Bieweg Ihr Manuscript in Händen, so giebt er Ihnen ja sicher so viel Vorschuß, daß Sie Berlin gut verlassen können.

Schreiben Sie mir baldigst und behalten Sie mich lieb.

In Liebe

Hettner.

¹⁶²⁾ Keller hatte vom Verleger Scheube aus Zeit eine Zuschrift erhalten, worin dieser ihm seinen in Heidelberg zu gründenden Verlag anbot und dabei den Kontrakt mit Hettner (betr. Verlag der Lit.-Geschichte des 18. Jhdts.) erwähnte (Ermatinger II, 346 f.); daher bat er Hettner um Auskunft über Scheube. Schließlich blieb auch Keller bei Bieweg, da die Unterhandlungen mit Scheube sich zerfügten (vgl. Ann. 170).

¹⁶³⁾ Keller vermutete nämlich, Hettner habe erst auf ihn aufmerksam gemacht, so daß er sich, wie er schreibt, „also nicht zu viel einbilden darf auf diesen Brief“ (Ermatinger II, 346).

¹⁶⁴⁾ „Ich werde nächstens dem Bieweg den vierten Band abschieken“ (26. 6. 54), tatsächlich hat Bieweg Ende Oktober „noch keinen Bogen Manuscript“ (Ermatinger I, 296).

25.

Mein lieber Keller,

Sie werden aus der Allgemeinen Zeitung Beilage ersehen haben¹⁶⁵⁾, daß das Polytechnikum jetzt offiziell die Professuren zu offener Bewerbung ausgeschrieben hat. Ich habe in Folge dessen gestern an den Dr. Kern¹⁶⁶⁾ geschrieben und meine Schriften und siebenjährige Lehrthätigkeit vorgeritten, es den Leuten anheimgebend, ob sie mich als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte oder der deutschen Literatur oder vielleicht auch gar nicht haben wollen.

Ich gestehe, daß die neue Stellung für mich sehr großen Reiz haben würde. Es wäre mir daher von Werth, wenn Sie jetzt, da die Tage der Entscheidung nahen, noch einige Schritte zu meinen Gunsten thun könnten.¹⁶⁷⁾ Die Hauptsache ist, glaube ich, die Herrn Erziehungsräthe darauf hinzuweisen, daß sie nicht einen mythologisch-antiquarischen, sondern einen wirklich kunstgeschichtlichen Archäologen haben müssen und, wenn sie mich für deutsche Literatur haben wollen, daß ich in der literarischen Welt bereits ein wenig bekannt sei.

Am schönsten dächte ich es mir, wenn wir an der neuen und, wie ich fest glaube, zukunftreichen Anstalt vereint wirken könnten. Was könnten wir dann für hübsche Pläne ausführen! —

Wieder ist der Sommer vergangen, ohne daß ich Sie hier gesehen habe. Schreiben Sie mir aufrichtig, wie es um Sie steht und was Sie noch immer in dem abscheulichen Berlin zurückhält. Was macht der grüne Heinrich,¹⁶⁸⁾ was die Novellen?¹⁶⁹⁾ Wo sind Sie, bei Wieweg oder Scheube?¹⁷⁰⁾

Bei mir ist inzwischen ein kleiner Junge eingesprungen. Meine Frau ist wieder wohlauf.

Unter den herzlichsten Grüßen mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen

In alter Treue

Jena

19 Oktbr 1854.

Hettner.

26.

Jena 1 Novbr 1854.

Mein lieber Freund,

Ich hätte schon längst Ihren lieben Brief¹⁷¹⁾ beantwortet, wäre er nicht grade in die Zeit des ärgsten Trubels gefallen. Ich habe nämlich noch immer

¹⁶⁵⁾ In der Beilage zum 17. 10. 1854.

¹⁶⁶⁾ Joh. Konr. Kern, seit 1854 Präsident des eidgenössischen Schulrates.

¹⁶⁷⁾ Keller sagt seine Hilfe am 21. 10. zu (Ermatinger II, 352, Brief 116), auch mündlich nach der Rückkehr.

¹⁶⁸⁾ Der 4. Band ist noch nicht abgeliefert (21. 10. 54), „rückt aber vorwärts“.

¹⁶⁹⁾ Nach dem Vertrage mit Wieweg durfte Keller bis zur Ablieferung des „Grünen Heinrich“ nichts anderes schreiben, so sehr ihn Pläne aller Art (darunter die „Leute von Selbwyla“) beschäftigten (21. 10. 54).

¹⁷⁰⁾ Keller bot diesem zuerst Novellen an, die schon in Wiewegs Händen seien, der sie aber nicht zurückgebe (wahrscheinlich nur Inhaltsangaben zu Schweizer-Novellen!). Daher wurden statt dieser mit Scheube „Charakteristiken und Schilderungen in der Art der Jugendgeschichte“ (= „Leute von Selbwyla“) projektiert (21. 10. 54); da Scheube nur einen in Berlin unbrauchbaren Wechsel als Vorkauf gab, brach Keller die Verhandlungen ab (vgl. Ermatinger I, 342 f.).

¹⁷¹⁾ Ermatinger II, 351–355, Brief Nr. 116 (Berlin, 21. 10. 1854).

nicht den für mein Haus nöthigen Umbau vorgenommen und so bin ich noch bis auf Weiteres genöthigt im Winter in der Stadt zu wohnen. Der Umbau ist durch die Spekulation auf Zürich verzögert, und das ist auch der Grund, warum ich der endlichen Entscheidung des Schweizerischen Erziehungsrathes mit mehr Ungeduld entgegen sehe als ich es sonst thun würde.

Da ich nun einmal bei diesem Thema bin, so will ich Ihnen auch sogleich vortragen, was ich in Betreff desselben noch auf dem Herzen habe. Ein Freund von mir, der hier Professor der Zoologie ¹⁷²⁾ ist, hat sich ebenfalls in Zürich für dieses Fach gemeldet. Nun hat derselbe umgehends die Aufforderung erhalten, seine Schriften einzusenden. Ich meinerseits habe keine solche Aufforderung, obgleich auch ich weder Schriften noch Zeugnisse eingesendet habe. Das kann ich mir gut auslegen oder schlecht, jenachdem meine Laune rosenfarben oder schwarzgallicht ist. Gut, insofern die Leute vielleicht einige meiner Schriften kennen und in Züricher Bibliotheken besitzen, also eine solche erneute Zusendung nicht nöthig haben; schlecht, insofern sie möglicherweise schon ihre Candidaten fest auf dem Korn haben und also von vornherein von mir absehen. In den Zeitungen las ich, daß Semper ¹⁷³⁾ als Professor der Architektur berufen wird; eine Berufung, zu der Zürich recht herzlich Glück zu wünschen ist. Seitdem glaube ich, daß auch Kinkel ¹⁷⁴⁾ dorthin kommen wird. Und so ist meine Hoffnung gleich Null.

An sich gefällt es mir hier in Jena sehr gut. Ich würde daher eine abschlägliche Antwort mit Gleichmuth aufnehmen, obgleich ich hier keine Seele habe, mit der ich mich hier über literarische und künstlerische Dinge unterhalten könnte. Der Zweck dieses Briefes ist daher auch nicht, Sie etwa zu einer neuen Solicitation zu veranlassen; eine solche könnte nur schaden. Nur darum möchte ich Sie bitten, falls Sie etwas Bestimmtes erfahren, mir davon augenblicklich Meldung zu thun. Ich warte nur auf Ja oder Nein, um dann den Contract für den Bau eines Seitenflügels abzuschließen.

Hoffentlich ist nun der grüne Heinrich ¹⁷⁵⁾ unter der Presse. Das Buch, weiß ich, hat überall den besten Anklang gefunden und jene Bremer Buchhandlung ¹⁷⁶⁾ steht mit ihrer Nachforderung nicht vereinzelt. Der Teufel sollte auch unser Publikum holen, wenn es nicht mehr für diese stille Sinnigkeit Ohr und Verständnis hätte.

Ich glaube, daß Bieweg in der Revision des Contractes ¹⁷⁷⁾ vernünftig sein wird. ... Anders aber stellt sich meiner Meinung nach das jährliche Firmum

¹⁷²⁾ Ost. Schmidt, der indessen von Jena nach Krakau, 1855 nach Graz ging (seine Briefe an Hettner sind erhalten).

¹⁷³⁾ Der geniale Architekt Gottfr. Semper, Erbauer des 1855 eröffneten Polytechnikums, Lehrer dort 1855 — 1871 (3 Briefe an Hettner sind im Nachlaß Hettners).

¹⁷⁴⁾ Gottf. Kinkel erhielt erst April 1866 einen Ruf als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte nach Zürich, der ihn aus seinem Londoner Exil zurückführte. Keller sah richtig („des deutschen Bundes wegen“) seine „Unmöglichkeit“ in Zürich voraus, wenigstens „für die Gegenwart“ (vgl. Ermatinger II, 361).

¹⁷⁵⁾ Keller wollte ihn Ende Oktober absenden (Ermatinger II, 354).

¹⁷⁶⁾ Bieweg hatte als „Wahnung“ den Bestellzettel einer Bremer Buchhandlung auf drei Exemplar vom 4. Band des „Grünen Heinrich“ ohne Begleitwort Herbst 1854 an Keller übersandt.

¹⁷⁷⁾ Keller will nunmehr 2½ — 3 Louisdor pro Bogen fordern (vgl. Ermatinger I, 291 — 297).

von 600 rh.¹⁷⁸⁾ Kein Buchhändler, scheint mir, geht auf eine Leibrente ein; was ich von Arrangements dieser Art kenne, bezieht sich immer auf neue Auflagen bereits gethaner Werke, nicht auf noch zu thunende. Und andererseits ist ein solches Fixum auch nicht für Sie von Vortheil. Sie verkaufen Ihre Freiheit; Sie werden zum Heloten. Der Buchhändler drängt und drängt; und für jeden Spaziergang stellt er Ihnen einen Aufpasser auf. Man muß nur bedenken, daß Buchhändler Kaufleute sind.

Wie steht es um Ihre Rückkehr nach der Heimath? Warum noch länger in Berlin bleiben, wenn Sie durch Bierweg und Scheube im Stand sind, sich dort loszureißen? Ich mache Ihnen wiederholt den Vorschlag, kommen sie auf einige Wochen hieher nach Jena. Ich habe mein Gartenhaus, das sich gut heizt, völlig leer stehen; mein Tisch erleidet durch Sie nicht die mindeste Veränderung. Kommen Sie also. Namentlich können Sie doch von hier aus die Correctur besorgen.

A propos Scheube.¹⁷⁹⁾ Ich höre, daß er allerdings ein vermögender Mensch ist, daß aber sein Vermögen noch unter der Gewalt seines Schwiegervaters steht. Wie also, wenn dieser nicht alle Unternehmungen seines Schwiegersohnes gutheißt? Mit einzelnen Büchern kann man es wagen; aber nicht mit lebenslänglichen Contracten.

Um noch einmal auf die Schweiz zurückzukommen, so wäre es mir lieb zu wissen, ob Sie auch mit Kern selbst in Verbindung stehen und an wen Sie geschrieben haben.¹⁸⁰⁾

Die orientalischen Dinge gefallen mir nicht. Sewastopol wird schwer zu nehmen sein und, fällt es, so kommt es in einem Zustand in die Hände der Allirten, daß diese sich in der Krim nicht halten können. Die Zechen wird Preußen zu bezahlen haben, und das ist schließlich auch nicht mehr als billig. Denn wer trägt die Schuld an Rußlands Uebermuth?

Meine Frau grüßt bestens und vereint mit mir die Bitte um Ihren gütigen Besuch.

In alter treuer Anhänglichkeit

Hettner.

27.

(Jena, 10. Januar 1855.)

Lieber Keller,

Unsere lang unterbrochene Correspondenz¹⁸¹⁾ eröffne ich heut wieder mit einigen flüchtigen, aber in vieler Beziehung inhaltschwereren Zeilen.

Ich weiß nicht wie die Sachen für mich in Zürich stehen. Nach einem Briefe Röchly's¹⁸²⁾ aber darf ich vermuthen, daß die Aussichten gut sind. Trotzdem habe

¹⁷⁸⁾ Um sich von der ewigen Geldnot zu befreien, gedachte Keller (21. 10. 54) Bierweg gegen ca. 600 Taler jährliche Rente (auf 5 Jahre) alle seine noch geplanten Werke zum Druck zu überlassen (21. 10. 54, Ermatinger II, 354).

¹⁷⁹⁾ Vgl. Anm. 170.

¹⁸⁰⁾ Keller hatte zwar in Zürich angefragt, auch von anderer Seite günstigen Bescheid bekommen (Ermatinger II, 360), Hettner aber erst im Januar 1855 (auf Brief 27) geantwortet.

¹⁸¹⁾ Auf den Brief vom 1. 11. 1854 (Nr. 26) erhielt Hettner keine Antwort.

¹⁸²⁾ Vgl. Anm. 136.

ich gestern an den Erziehungsrath geschrieben, daß ich meine Bewerbung zurücknehme.

Ebenso schnell als unerwartet nämlich bin ich zum Direktor der Antikensammlung¹⁸³⁾ in Dresden ernannt worden und sieble nächste Ostern dahin über. So sehr es mich schmerzt, die reizende Aussicht, mit Ihnen wieder längere Zeit zusammenleben zu können, aufgeben zu müssen so kann ich doch kaum im Zweifel sein, daß die Stellung in Dresden der Züricher Stellung den Rang abläuft. Ich habe sie daher definitiv angenommen.¹⁸⁴⁾

Guskows¹⁸⁵⁾ Nähe wird mir hoffentlich nicht ansteckend werden. Auerbach¹⁸⁶⁾ bin ich dankbar verpflichtet; von ihm geht die erste Anregung der ganzen Sache aus. Jedoch mache ich mich sicher nicht zu seinem Trabanten.

Schreiben Sie mir recht bald, wie es Ihnen ergeht. Mein erster Band¹⁸⁷⁾ wird nun wohl gegen Pfingsten vom Stapel laufen.

Einem baldigen ausführlichen Brief von Ihnen entgegensehend und Ihnen das Beste zum neuen Jahr wünschend bleibe ich in treuester Liebe Ihr

Hettner.

28. Dresden 10 Mai 1855.¹⁸⁸⁾

Mein guter Keller!

Wie können Sie nur glauben, daß ich Ihnen böse sei?¹⁸⁹⁾ Ich habe ja schlechterdings keinen Grund dazu, da im Gegenteil Ihre freundlich treue Gesinnung mich zur wärmsten Erwidern verpflichtet und in der That von mir aufs wärmste erwidert wird. Ich glaube ohne Anstoß sagen zu dürfen, daß ich Ihnen ein treuer Freund bin und es für immer sein werde.

Der Grund, warum Sie so lange Zeit nichts von mir gehört haben ist ein sehr kläglicher. Ich reiste gesund in Jena ab und kam hier so von Rheumatismus geplagt an, daß ich nicht gehen und stehen konnte, sondern von zwei Lastträgern in die Droschke getragen werden mußte. Diese Gicht hat volle 5 Woche(n) mich an das Bett gefesselt und noch jetzt sind meine Beine so steif und stelzfüßig, daß ich wie ein siebzigjähriger Mann laufe und nur sehr vereinzelt bei äußerst günstigem Wetter das Zimmer verlassen darf. Mein neues Amt habe ich natürlich unter diesen Umständen noch nicht antreten können. Jedoch hoffe ich, daß der Gebrauch der (russ)ischen Dampfbäder mich wieder auf den Strumpf bringen wird. Jedenfalls bin ich jetzt auf dem Wege der Besserung.

¹⁸³⁾ Auf Anregung Berth. Auerbachs, als Nachfolger von H. W. Schulz (vgl. Stern, S. 164 ff.); in seinen (ungebrachten) Briefen an Hettner berichtet Auerbach ausführlich die Geschichte dieser Berufung.

¹⁸⁴⁾ Am 4. 1. 1855 hatte Schulz dazu gedrängt.

¹⁸⁵⁾ Seit 1847 in Dresden (bis 1861).

¹⁸⁶⁾ Seit 1850 in Dresden (bis 1859); die in Heidelberg geschlossene Freundschaft kühlte sich in Dresden dann ab.

¹⁸⁷⁾ Vgl. Anm. 120. Tatsächlich erschien Bd. I erst 1856 infolge Krankheit Hettners.

¹⁸⁸⁾ Keller hatte auf den Brief Nr. 27 im Januar geantwortet (= Ermatinger II, 359 ff., Brief 119) und am 9. 5. 55, da Hettner nichts von sich hören ließ, einen weiteren Brief folgen lassen (Ermatinger II, S. 364–366, Brief Nr. 121).

¹⁸⁹⁾ Keller am 9. 5. 55 (Ermatinger II, S. 365).

Mit Ihrer Lage habe ich das innigste Mitgefühl.¹⁹⁰⁾ ... Uebrigens — wenn es in solchen Dingen überhaupt einen Trost giebt — kann ich Ihnen zum Trost sagen, daß jetzt in der Bieweg'schen Druckerei eine grenzenlose Unordnung zu herrschen scheint. Bieweg hat das Manuscript von drei Vierteln meiner Literaturgeschichte¹⁹¹⁾ schon seit Januar in Händen und noch immer harre ich vergeblich auf den ersten Correcturbogen. Mir ist diese Verzögerung jetzt sehr unangenehm, da ich durch meine Krankheit sehr in der Arbeit zurückgekommen bin ...

Ueberlassen Sie Sich daher nicht allzu trüber Melancholie. Die Sache muß sich klären und Ihr Glückstern wird sich Ihnen nicht gänzlich verdunkeln.

Scheube¹⁹²⁾ ist ... weder in Dresden gewesen noch hat er mich gesprochen. ... Trauen Sie ihm also nicht allzu sehr.¹⁹³⁾

Wenn Sie mir recht bald schreiben, will ich Sie auch mit einer Schilderung der hiesigen Literaturkreise beglücken, von denen sich manches Interessante mittheilen läßt. Für heute genug!

Das Schreiben fällt mir immer noch schwer. Dresden ist ein vortrefflicher Ort und, werde ich erst gesund, so werde ich hier sehr glücklich sein. Meine Frau grüßt bestens.

Bergstraße No 1.

Treu und herzlich

Hettner.

29.

Dresden 11 Juni 1855.

Bergstraße No 1.

Was werden Sie nun von mir denken, mein lieber Keller, daß ich auf Ihre freundliche Zusendung des letzten Bandes vom grünen Heinrich¹⁹⁴⁾ noch immer nicht geantwortet habe. Aber wenn Sie wüßten, in welchem abscheulichen Trubel von Besuchen und Gegenbesuchen, von neuen Museumsseinrichtungen und ähnlichen Aeußerlichkeiten ich stecke, Sie würden meine bisherige Zögerung entschuldbar finden.

Nun zunächst meinen herzlichsten Dank für den hohen Genuß, den Sie mir mit Ihrer schönen, mild heiteren, gedankentklaren Dichtung gemacht haben. Die ruhige Plastik des Stils ist wahrhaft goethisch, die Gesamtwirkung eine so rein dichterische, wie man sie wenigen Dichtwerken der neueren Zeit nachrühmen kann. Das Idyllion auf dem Schlosse des Grafen¹⁹⁵⁾ ist ein Meisterstück, so zart und innig empfunden und so durchaus lebensfrisch und gesund, daß alle neuen Poeten sammt und sonders bei Ihnen in die Schule gehen können. Wie fein ist nament-

¹⁹⁰⁾ Keller, der Palmsonntag 1855 „buchstäblich unter Thränen“ das letzte Kapitel des „Grünen Heinrich“ „geschmiert hatte“, klagte bitter am 9. 5., daß Bieweg weder Correcturbogen noch Abrechnung sende.

¹⁹¹⁾ Band I; Keller fragte am 9. 5. danach.

¹⁹²⁾ Scheube wollte in Dresden gewesen sein und erzählte Keller von Hettners Krankheit.

¹⁹³⁾ Keller unterhandelte mit Scheube über den Druck der „Leute von Selbwyla“ (Ermatinger II, 360 und 366 und Anm. 170).

¹⁹⁴⁾ Mit dem Brief vom 18. 5. 55 (= Ermatinger II, 366 f., Brief Nr. 122).

¹⁹⁵⁾ Die angeführten Situationen vgl. in Ermatingers Studienausgabe der 1. Fassung. Hettner meint des Schulmeisters Tochterlein Anna.

lich die Steigerung dieser rein harmonischen Liebe, verglichen mit der ätherischen Liebe zu Agnes¹⁹⁵⁾ und der sinnlichen zu Jubith! So gewahrt man am besten, was für Früchte sich der Held inzwischen aus seinen Irrfahrten gewonnen! —

Sie sprachen in Ihrem lieben Briefe¹⁹⁶⁾ die Furcht aus, daß die Partie über die anthropologischen Studien ein wenig zu doctrinär sei. Diese Furcht theile ich durchaus nicht. Dagegen könnte es meiner Ansicht nach nicht schaden, wenn Sie die Erzählung von den Heimathsträumen des Helden kürzer gehalten hätten. Doch werden sie lieblich durchbrochen von der vortrefflichen, äußerst lebhaft gezeichneten Gestalt des alten Kunsttröblers.

Bedenken hatte ich Anfangs gegen den Schluß.¹⁹⁷⁾ Warum, fragte ich mich, lassen Sie Ihren Helden sterben? Fast dünkt es mir, Sie predigen das „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ etwas allzu eindringlich, wenn der Held seine strebsamen Bildungswirren mit dem Tode büßt. Ist er nicht schon genugsam gestraft, wenn er sich sagt, daß er das kümmerliche Alter und das gramvolle Absterben seiner treuen Mutter verschuldet? Jedoch haben sich mir diese Bedenken allmählich gemildert, indem ich mir sage, daß der Ernst der Bildungs- tragödie nur um so durchschlagender auftritt. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir hierüber etwas schreiben.¹⁹⁸⁾ Sobald ich nur ein wenig mehr als jetzt zur Sammlung komme, erfülle ich das Versprechen einer öffentlichen Anzeige¹⁹⁹⁾.

Was ist doch aber Bieweg²⁰⁰⁾ für ein ... Aergerlich ist die Sache besonders auch deshalb, weil ich fürchte, daß Sie nun noch immer länger in Berlin festsetzen. Das wäre ein Uebel für Sie und für Ihre treue Mutter! — Ich bin fest überzeugt, daß Sie in der Landluft wieder zu mehr Heiterkeit und mit dieser zu erhöhter Leichtigkeit der Production kommen.

Jetzt hat auch der Druck meiner Literaturgeschichte begonnen. Doch setze ich noch mit meinem Manuscript im Nachtrab und weiß kaum zu sagen, wann die Stimmung und Ruhe kommt, es zu vollenden.

Was in den Zeitungen über Guxfows Verufung nach Weimar²⁰¹⁾ geschwätzt wird, ist eitel voreiliges Wesen. Der Großherzog hat es im Willen, ist aber geizig und will möglichst billigen Kauf haben; Guxfow aber verlangt 2000 rh. und nicht die Stellung eines Dramaturgen, sondern die eines Intendanten. So kann man die Unterhandlungen von vornherein als gescheitert betrachten. Zugleich wirbt Frankfurt um Guxfow und will ihm das Stadttheater übertragen, der Marinerath Jordan ist aber ein Gegenkandidat; der Mindestfordernde, d. h.

¹⁹⁵⁾ a. a. O., S. 376. Wörtlich heißt es dort: „Die autodidaktischen Bildungskapitel sind schlecht geraten ...“

¹⁹⁷⁾ Über Kellers Ringen um einen befriedigenden Ausgang vgl. Ermatinger I, 288 ff. und 298 ff. und die späteren Bedenken und brieflichen Ratschläge Em. Kuh's (Ermatinger III).

¹⁹⁸⁾ Ausführlich äußert sich Keller über alle Fragen im Brief vom 25. 6. 55 (Ermatinger II, 367 ff., Nr. 123), besonders über das Schlußkapitel.

¹⁹⁹⁾ Wohl wieder in der Nat. Zeitung; vgl. das Urtheil von Pruz im Deutschen Museum 1855 (19. 7., Nr. 29), der auch den Schluß tadelte.

²⁰⁰⁾ Keller theilte Hettner im Brief vom 18. 5. die für ihn ungünstige Endabrechnung Biewegs über den „Grünen Heinrich“ mit (vgl. Ermatinger II, S. 366).

²⁰¹⁾ Erst 1861 ging Guxfow nach Weimar als Generalsekretär der Schiller-Stiftung (vgl. oben S. 408 ff.).

Jordan²⁰²⁾ erhält wahrscheinlich den Zuschlag. Persönlich ist Gutzkow sehr ungemächlich und bescheiden; nur selten guckt der Wolf aus dem Schafspelz.

Auerbach, der mit Gutzkow in ewigen Plänkeleien lebt, ist in seinen Eheverhältnissen sehr unglücklich.²⁰³⁾ Er ist das Nordstetter Bauernkind und seine Frau²⁰⁴⁾ eine Wiener Salon-dame. Daran scheitert auch seine Productionskraft. Er hat jetzt ein Volksbuch geschrieben, „Schackstäflein des Gevattersmann“²⁰⁵⁾, das einzelne treffliche Erzählungen enthält, dabei aber auch eine solche Unmasse von Trivialitäten, daß das Gute im Schlechten und Mittelmäßigen erfäuft wird.

Um Gutzkow und Auerbach scharrt sich nun ein Hof von Lokalliteraten. Innerlich sind beide Höfe Capuletti und Montecchi,²⁰⁶⁾ äußerlich sind sie sehr freundlich und haben ein Kränzchen, in dem sie alldienstaglich Kaffee miteinander trinken und eine Friedenscigarre rauchen. Diese Dinge wären lächerlich, wenn sie nicht zugleich so entseßlich traurig wären; jedenfalls liegt hier ein guter Lustspielstoff.

Geben Sie bald Nachricht von Ihnen. Meine Frau grüßt bestens. Schreiben Sie auf der Adresse nicht Direktor, sondern Professor. In unserm titelreichen Zeitalter habe ich beide Titulaturen; die letzte dünkt mir bequemer.

In alter Treue

Hettner.

30.

Dresden 27 Juni 55.

Inliegend, mein lieber Keller, schicke ich Ihnen fünfzig Thaler.²⁰⁷⁾ Mehr ist mir bei dem besten Willen nicht möglich, da mich Umzug und Krankheit sehr stark berangirt haben und ich in Schulden bis über die Ohren stecke. Nehmen Sie diese Sendung als ein Zeichen meines guten Willens. Hoffentlich reißt Sie diese Summe wenigstens aus den dringendsten Verlegenheiten.

Ihre Mittheilungen über Stahr²⁰⁸⁾ haben mich sehr ergötzt. Die Rezension über Freytag,²⁰⁹⁾ die auch ich in der Köln. Zeitung gelesen habe, hat mich empört. Was soll man von einer Kritik halten, die so durch und durch auf Selbstsucht und Clique basirt ist! Der Torso²¹⁰⁾ ist ein ganz erbärmliches Machwerk; obgleich gut geschrieben, so doch ganz und gar zusammengestohlen. Schon

²⁰²⁾ Auch Wilh. Jordan wurde nicht Intendant, sondern Kob. Venedix, von 1855 – 1858.

²⁰³⁾ Keller schrieb am 25. 6. 55 belustigt: „Daß Auerbach nunmehr sein eigenes Lorle ist, ist gar zu komisch. Lorle Auerbach!“ (Ermatinger II, 370).

²⁰⁴⁾ In 2. Ehe seit 1. 7. 49 verheiratet mit Mina Landesmann (Schwester von Hieronymus Lorm).

²⁰⁵⁾ = Sammlung der kleineren Geschichten aus dem alten „Gevattersmann“ von 1845 – 1848, erschien 1856, Stuttgart.

²⁰⁶⁾ Bei Shakespeare die englischen Formen: Capulet und Montague, obige bei Bellini.

²⁰⁷⁾ Im Brief vom 25. 6. (Ermatinger II, 367 ff., Nr. 123) hatte Keller um 70 Thaler gebeten.

²⁰⁸⁾ a. a. O., S. 370 f.; Stahr hob G. Freytag Goethe gegenüber als „Romannuster“ in den Himmel, vgl. Anm. 209.

²⁰⁹⁾ Vgl. auch die Rezension in der Augsburger Allg. Zeitung 1855: a) 23. 6., Nr. 174; b) 7. 9., Nr. 250 (W. Auerbach).

²¹⁰⁾ „Torso, oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten.“ Braunschweig 1854 f. Schon Keller wies am Schluß seines Briefes (S. 370) auf „das hunds-gemeine Kompilations- und Plagiatswesen“ Stahrs hin.

hat ein Dr. Friedrichs²¹¹⁾ in einer kleinen Schrift über Praxiteles ihn darüber zusammengehauen; ohne Zweifel aber werden noch gar manche ähnliche verdiente Angriffe erfolgen. ...

Auerbachs²¹²⁾ Demoralisierung hat in seiner unglücklichen Ehe seinen Grund ... Selbst seine besten Freunde müssen gestehen, daß ... die Hauptschuld auf des Mannes Seite liegt. ... Ich schreibe diese Anklage mit Schmerz nieder, denn trotzallem liebe ich Auerbach und bin ihm mannigfach verpflichtet.

Uebrigens liebt Auerbach jetzt Ihren grünen Heinrich und ist sehr erbaut davon. Er ist sehr empfänglich für solche stille Sinnigkeit und rühmt mit großer Freude; was z. B. Gutzkow nimmermehr thun würde. Ich habe bei Gutzkow mehrfach angeklopft; er behauptet aber, Ihren Roman nicht gelesen zu haben. Sobald ich mein Exemplar von Auerbach zurückerhalte, will ich ihn Ihnen[?] ²¹³⁾ ins Haus schicken.

Haben Sie „Soll und Haben“²¹⁴⁾ gelesen? Ich noch nicht; und ich werde jetzt auch nicht sobald eine freie Stunde dafür finden. Aber es wäre mir lieb, Ihre Meinung zu wissen.

Für heut genug. Schreiben Sie mir recht bald. Eifen Sie Sich von Berlin los. Bieweg muß für Ihre Novellen²¹⁵⁾ ein gutes Honorar geben, da Ihr Roman auch hier²¹⁶⁾ in allen Leihbibliotheken zu finden ist. Ueber meinem Buch²¹⁷⁾ wird jetzt gedruckt.

Freundlichst grüßend

Hettner.

Bergstraße 1.

31.

Dresden 4 Novbr 1855.

Lieber Freund,

Sie haben die Unart, daß Sie niemals Ihre Adresse schreiben. So muß ich denn diesen Brief dem blinden Zufall anvertrauen; hoffend, daß er Sie noch in Ihrer alten Behausung findet.

Ich bedaure Sie wegen Ihres Ungemachs²¹⁸⁾ und nehme herzlich Theil daran. Meine Meinung ist schon lange gewesen, daß Sie unter allen Umständen von Berlin losgeeist werden müssen. Dort kommen Sie nicht zur Ruhe ungestörter Production. Sie müssen nach Zürich. Oder besser, machen Sie einstweilen hier eine Zwischenstation.

²¹¹⁾ E. Friederichs, Praxiteles und die Niobidengruppe. Leipzig 1855; Angriffe erfolgten auch durch Mor. Carrière (Blätter für lit. Unterhaltung 18. 10. 55, Nr. 42, S. 766) und Prutz, Deutsches Museum 1855, 15. 3., Nr. 11, und 1856, 1. 1., Nr. 1.

²¹²⁾ Vgl. Anm. 203.

²¹³⁾ Schreibfehler: = „ihm“.

²¹⁴⁾ 1855, 3 Bände, vgl. Anm. 209.

²¹⁵⁾ „Die Leute von Selbwylla“ I, die Keller nach dem Bruch mit Scheube auch Bieweg bis Anfang Juli liefern will (a. a. O. S. 369 f.).

²¹⁶⁾ Keller erzählt a. a. O., daß in Berlin schon einige Leihbibliotheken den Roman „doppelt angeschafft“ haben.

²¹⁷⁾ Lit.-Geschichte des 18. Jhdts. I.

²¹⁸⁾ Keller berichtet (Berlin, 2. 11. 55 = Ermatinger II, 380 ff., Brief Nr. 129) über seine pekuniären Nöte mit Scheube und Bieweg, die ihn bisher an der Rückzahlung seiner Schuld gegenüber Hettner hinderten.

Ich will mich nicht unnöthig in Ihr Vertrauen drängen; aber Sie kennen meine aufrichtige Gesinnung. Sagen Sie mir also, woran es eigentlich hängt, daß Sie nicht von Berlin loskommen? Haben Sie Gläubiger, so läßt sich mit diesen vielleicht ein Abkommen treffen. Auswärts können Sie viel ungestörter dichten und schaffen und damit viel früher aus der Klemme sich reißen.

Daß ein Liebesleid²¹⁹⁾ in Ihnen stecke, glaubte ich schon aus Ihrem letzten Brief²²⁰⁾ herauslesen zu dürfen. Sind Sie glücklich, wohlan! — Stemmen sich Ihnen Hindernisse entgegen, so ist auch hier mein Refrain: Fort von Berlin!

Bieweg²²¹⁾ ist ... gegen Sie. ... Künftig schließen Sie doch ja keinen Contract ab, ohne vorher Sachverständige zu Rathe zu ziehen. Ich erbiere mich Ihnen als solchen. Denn wenn ich auch vielleicht alle Ursache habe, in dieser Hinsicht gegen mich selbst mißtrauisch zu sein, so habe ich doch hier in Karl Andree²²²⁾ einen Freund, der das Buchhändlercontractmachen aus dem Grunde versteht und mit seinem Rath gern bereit ist. Auch ich habe mich über Bieweg zu beklagen. Auch bei mir trödelst und zaudert er; über einem ersten Band, der etwa 33—35 Bogen umfaßt, druckt er 8 Monate. ... Sobald das Buch in meinen Händen ist, schicke ich es Ihnen. Aber Sie müssen erst Ihre Adresse näher bezeichnen.

Wie mein Buch wirken wird, bin ich sehr gespannt. Herrn Julian Schmidt²²³⁾ wird es unbequem sein und er wird daher schimpfen. Die übrigen Blätter werden flüchtig darüber hinweggehen; denn es behandelt eine Literaturepoche, zu deren Beurtheilung nicht Alle das nöthige Zeug haben. Das Liebste wäre mir, wenn einzelne Journale einzelne Auszüge brächten.²²⁴⁾ Bis Mitte Dezember wird das Buch, wenn auch nicht auf dem Markt, so doch auf der Welt sein. Im Manuscript ist es längst vollendet.

Jetzt schreibe ich in wahrhafter Kärnerarbeit einen Katalog für das Antikensabinet.²²⁵⁾ Dazu meine Vorlesungen an der Kunstakademie, die äußerst besucht sind und mir daher viel Zeit rauben. So komme ich nicht einmal zu der Erholung, die ich mir so sehr wünschte.

Freytags Soll und Haben²²⁶⁾ ist mir fatal; obgleich namentlich der erste Theil höchst elegantes Machwerk hat. Jetzt ist er sein eigener Birchpfeiffer geworden und hat den Roman zu einem Trauerspiel umgearbeitet. Kann man denn zur Statue machen, was man erst als Bild gedacht und gemalt hat?

²¹⁹⁾ Zu Betty Tendinger (a. a. D. S. 381 angedeutet), vgl. Ermatinger I, 240 ff.

²²⁰⁾ Bezieht sich vermutlich auf eine Andeutung Kellers in seinem Briefe vom 9. 5. (Ermatinger II, 365).

²²¹⁾ a. a. D., S. 380 f.: Verringerung des Honorars für die „Leute von Selbwyla“ und Verzögerung des Druckes.

²²²⁾ Geograph und Publizist (1808—1875).

²²³⁾ 1849—1857 zusammen mit G. Freytag Herausgeber der „Grenzboten“. Die Sorge war begründet, vgl. Grenzboten 1856, II, S. 361 ff., wo Schmidt die novellistische Form, die geistreiche „esprit“-Manier Hettners tadelt und ihm Unvollständigkeit des Materials vorwirft.

²²⁴⁾ Hettner hat mit mehreren Gelehrten (vor allem W. Wiedermann) ausführlich darüber korrespondiert; eine äußerst lobende Besprechung gab H. Merggraff (Blätter für lit. Unterhaltung 1856, 24. 4., Nr. 17, u. 8. 5., Nr. 19).

²²⁵⁾ „Die Bildwerke der Königlichen Antikensammlung zu Dresden“ 1856 (1881⁴⁾).

²²⁶⁾ Ist das wirklich erfolgt? Ober fußt Hettner auf der Notiz von Pruz (Deutsches Museum 1854, Nr. 43, 19. 10): Freytag habe ein bürgerliches Trauerspiel unter der Feder?

Was sind nun Ihre nächsten Arbeitspläne? Drama oder Roman? Auerbach hat wieder ein verunglücktes Trauerspiel²²⁷⁾ geschrieben was ihm von allen Bühnen zurückgeschickt wird. Guskow ist vollständig bankerott; was sind die Unterhaltungen am häuslichen Heerd²²⁸⁾ jetzt sad und trivial. Ueberhaupt will das hiesige Literaturleben sich über alles Maß forciren und ist doch innerlich klein und hohl.

Kommen Sie und sehen Sie die Dinge selbst an. Schreiben Sie mir bald und genau, und seien Sie von meiner aufrichtigsten Theilnahme und Freundschaft überzeugt.

Hettner.

32.

Dresden 27 Nov. 55.

Mit herzlichster Freude, mein lieber Keller, habe ich vernommen,²²⁹⁾ daß Sie uns in den nächsten Tagen in Dresden besuchen.²³⁰⁾ Ich freue mich unendlich auf dies trauliche Zusammensein. Und besonders segne ich auch Ihren Entschluß, Berlin zu verlassen.

Es trifft sich dumm, daß gleichzeitig eine Freundin²³¹⁾ meiner Frau hier zum Besuch erwartet wird und deshalb unser kleines Fremdenzimmer mit Beschlag belegt ist. Ich bitte Sie daher, in der „Stadt Gotha“ abzustiegen. Mit dem Wirth dort bin ich bekannt, und die Entfernung von meiner Wohnung ist nicht allzuweit. Ich habe bereits Alles mit dem Wirth arrangirt. Wenn Sie zu uns kommen, so fragen Sie zunächst die Leute nach dem „Plauen'schen Schlag“ und dann sehen Sie unmittelbar mein Haus, groß und alleinstehend, auf offener Feldchauffee. Noch besser ist es, Sie nehmen eine Droschke.

Wir wollen recht viel miteinander besprechen. Guskow und Auerbach sollen Ihnen vorgeführt werden, und Alles, was zum Metier gehört.

Treulichst

Meine Frau grüßt.

Hettner.

33.

Dresden 1 Febr. 1856.

Sie werden mir arg zürnen, mein lieber Freund, daß ich so lange Zeit ihren freundlichen Brief²³²⁾ unbeantwortet ließ. Arbeiten und Zerstreungen der mannichfachsten Art haben die Schuld dieser Zögerung; mein Leben ist hier so überhezt und trubelvoll, daß ich mich oft in allem Ernst nach der ländlichen Einsamkeit kleiner Universitätsstädte zurücksehnen kann.

Es freut mich, daß es Ihnen in Ihrer Heimath wieder gefällt. Namentlich freut mich Ihre Rückkehr auch für Ihre gute Mutter, die ich aus der Geschichte des grünen Heinrich verehren und lieben gelernt habe. Und Zürich bietet jetzt

²²⁷⁾ Nicht näher festzustellen

²²⁸⁾ 1852 – 1864 (bis 1861 von Guskow, dann von R. Frenzel).

²²⁹⁾ Keller hatte am 25. 11. 55 geschrieben (= Ermatinger II, S. 390 f., Brief Nr. 137).

²³⁰⁾ Keller teilte (a. a. O. S. 391) seinen Entschluß mit, in die Heimat zurückzukehren.

²³¹⁾ Fr. Hilgenfeld, Schwester des Theologen Adolf Hilgenfeld, seit 1850 a.o. Professor in Jena.

²³²⁾ Der Brief ist verloren, geschrieben Ende Dezember 1855 nach der um die Mitte des Monats erfolgten Heimkehr.

so viele Anregung und Mannichfaltigkeit des Verkehrs, daß Sie auch in dieser Beziehung Berlin schwerlich sehr vermiffen werden. Ich denke mir, daß Sie jetzt schon recht tüchtig im Sinnen und Denken, Dichten und Ausführen stecken.

Die Leute von Seldwyla sind mir noch nicht zugetommen.²³³⁾ Ich sehe ihnen mit Spannung entgegen. In der öffentlichen Besprechung²³⁴⁾ will ich gutzumachen suchen, was ich in der Anzeige des Romans etwa gesündigt habe.

Sie nehmen so freundschaftlich Theil an meinem Geschick, daß ich Ihnen vor Allen melden muß, wie meine gute Frau jetzt in Gesundheit und Gemüthsstimmung wieder zu ihrer früheren Frische und Unbefangtheit zurückgekehrt ist.²³⁵⁾ . . . Fräulein Hilgenfeld,²³⁶⁾ deren Bruder ich nochmals Ihrer einflußreichen Obhut empfehle, weilt noch in unserem Hause. Am Weihnachtsabend las ich ihr und meiner Frau einen großen Theil des ersten Bandes Ihrer Gedichte vor. Wir überzeugten uns aufs Neue, wie sinnig und lieblich diese Gedichte sind und wie feinfühlig und edel das Gemüth, das sich in diesen Gedichten ausdrückt.

Ist Ihnen denn mein Buch²³⁷⁾ endlich zugetommen? Ihnen und Wischer²³⁸⁾ und Köchly? Bestiavia²³⁹⁾ hat sich in der That als ächte Bestia gezeigt in der Saumseligkeit, mit welcher er die Versendung betrieben hat. Noch habe ich meine Freieemplare nicht . . . Sagen Sie mir Ihr Urtheil offen. Wollen Sie etwas für die Deffentlichkeit thun, so bin ich Ihnen um so dankbarer verpflichtet. Da die Züricher Jahrbücher²⁴⁰⁾ noch zu stocken scheinen, so wäre mir eine andere große Schweizer Zeitschrift ebenso erwünscht, oder irgendein deutsches Blatt. Machen Sie es ganz nach Ihrem Belieben. Ich heze und dränge nicht.

Auerbach ist wieder mit einem nichtsnußigen Drama,²⁴¹⁾ das eine ganz elende Spielergeschichte ist, niedergekommen und holt sich soeben wieder bei den verschiedenen Directionen und Intendanzen eglische Körbe. Wem nicht zu rathen ist, ist nicht zu helfen. Gutzkow²⁴²⁾ bringt in den nächsten vierzehn Tagen sein neues Stück „Ella Rose“ zur Aufführung; Dawison²⁴³⁾ meint, daß es einige dankbare Effecte habe. Auch hat Dawison durch sein meisterhaftes Spiel sehr den Königsleutnant²⁴⁴⁾ zu Ehren gebracht . . . Mosenthal²⁴⁵⁾ hat hier den „Goldschmid von Ulm“ am Neujahrstage aufführen lassen. Ich habe das Stück

²³³⁾ Januar 1856 bei Wieweg (vgl. Ermatinger I, 340 ff., Entstehungsgeschichte!).

²³⁴⁾ Vgl. Anmerkung 258.

²³⁵⁾ Vgl. auch Kellers Antwort vom 6. – 21. 2. 1856 (= Ermatinger II, S. 400).

²³⁶⁾ Vgl. Anm. 231. Hilgenfeld hatte anscheinend um Kellers Vermittlung (durch Hettner) gebeten, um in Zürich eine Professur zu erlangen. Er blieb indessen in Jena.

²³⁷⁾ Lit.-Geschichte Bd. I (1856). Keller hat das Buch am 6. 2. „seit länger als vierzehn Tagen“ (a. a. D., S. 394).

²³⁸⁾ Fr. Th. Wischer war 1855 an das Polytechnikum in Zürich berufen worden.

²³⁹⁾ Keller hatte Wieweg so oder „via bestia“ scherzweise getauft (Brief vom 6. 2. 56).

²⁴⁰⁾ Am 6. 2. 56 (a. a. D. S. 395 ff.) spricht Keller sein Urtheil lobend aus, verspricht auch eine Rezension (a. a. D., S. 396).

²⁴¹⁾ Vgl. Anm. 227.

²⁴²⁾ „Ella Rosa“, Schauspiel, 1856, Uraufführung in Dresden am 15. 2.

²⁴³⁾ Bogumil Dawison (1818 – 1872), der bewunderte Schauspieler der Dresdener Hofbühne.

²⁴⁴⁾ Erschien 1849.

²⁴⁵⁾ Dramatisches Märchen mit Musik von H. A. Marschner, aufgeführt in Dresden 1. 1. 56, vgl. Deutsche Allg. Zeitung 1856, 5. 1., Nr. 4.

nicht gesehen; die Bayer-Bürt²⁴⁶⁾ nannte es poesielos, pries es aber als ein gutes Scenarium für einen geschickten Regisseur; die Menge ist entzückt, denn es ist ein Spectakelstück mit Opernmusik. Uebrigens hat mir Mosenthals Persönlichkeit gefallen; er sieht wie ein philiströser Kanzleibeamter aus, erscheint aber als bescheiden und ehrlich. Auch habe ich inzwischen Gustav Freytag kennen gelernt. Er hat auf mich einen viel günstigeren Eindruck gemacht als ich erwartete, obgleich allerdings ein Stück Waldemar²⁴⁷⁾ und Fint in ihm unverkennbar ist.

Nun erzählen Sie aber auch mir, was Sie inzwischen gesehen, erlebt und gearbeitet haben. Mit Bedauern höre ich, daß Wischer von seiner Frau getrennt lebt. Mir sind diese Fälle besonders auch deshalb so leid, weil die Gegner so leicht Angriffswaffen zur Bekämpfung des neuen Prinzips²⁴⁸⁾ erhalten; was wird der Verfasser des Eritis sicut Deus²⁴⁹⁾ jubiliren! Wissen Sie etwas Näheres über die Veranlassung?

Auch schreiben Sie über die Verhältnisse des Polytechnikums. Molechott²⁵⁰⁾ ist sehr entzückt von Zürich. Sie werden ihn sicher liebgewinnen; er ist eine kreuzbrave Seele.

Mein kleiner Georg²⁵¹⁾ treibt seine Schauspielerstückchen lustig fort. Auch scheint sich Felix's Augenleiden allmählich zu bessern. Elisabeth ist ein stilles gutes Kind. Am Weihnachtsabend waren allesammt sehr lustig und glücklich.

Meine Frau grüßt herzlichst. Baldigster Antwort entgegensehend verbleibe ich in treuester Liebe

herzlichst der Ihrige

Hettner.

Bergstr. Nr. 1.

34.

Dresden 24 März 1856.

Lieber Freund,

Sie werden Sich gewundert haben, so lange Zeit²⁵²⁾ ohne Nachricht von mir zu bleiben. Leider ist die Veranlassung dieser beharrlichen Schweigsamkeit eine

²⁴⁶⁾ Marie Bayer-Bürt, seit 1841 am Hoftheater in Dresden.

²⁴⁷⁾ Hauptperson des Schauspiels „Graf Waldemar“ (1847); Fint ist der Aristokrat in Freytags „Soll und Haben“ (1855).

²⁴⁸⁾ Die Philosophie Ludw. Feuerbachs.

²⁴⁹⁾ Anonymer Roman von 1854, Hamburg (Raubes Haus), 1855². Geschrieben vom Standpunkt der inneren Mission mit kleinlich-schwächlicher Polemik gegen alle moderne Wissenschaft (Wischer, Strauß u. a.). Verfasserin Wilhelmine Canz; Bekenntnis der Autorschaft 1860: „Aufschlüsse über Eritis sicut Deus“ (vgl. Holzmann-Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon V, Nr. 2977, Weimar 1909; Bettelheim, Biogr. Jahrb. VI, 1904, S. 78; Krauß, Schwäb. Lit.-Geschichte II, 287 f. — Rezensionen: a) Blätter für lit. Unterhaltung I. 4. 1854, Nr. 14 durch H. Marggraff, der den weiblichen Verfasser schon ahnt; b) Grenzboten 1855, I, 295 ff.; c) Pruck, Deutsches Museum 16. 3. 54.

²⁵⁰⁾ Seit 1856 am Polytechnikum in Zürich (vgl. Kellers Mitteilungen über den „Lärm bei seiner Berufung“, a. a. D., S. 397.

²⁵¹⁾ Keller hatte die Kinder bei seinem Dresdner Aufenthalt (November 1855) kennengelernt, vgl. a. a. D., S. 400.

²⁵²⁾ Keller hatte am 6. 2. 56 (Fortsetzung 21. 2.) geschrieben = Ermatinger II, 394 ff., Brief 139.

sehr traurige. Meine Frau ist seit länger als sieben Wochen sehr gefährlich erkrankt und noch immer läßt sich für die Genesung kein sicherer Ausweg finden. Das Sorgen und Mühen nimmt in den letzten Jahren bei mir gar kein Ende.

Auch heut nur einige Zeilen.

Zunächst die Nachricht, daß weder Auerbach noch ich bis jetzt in den Besitz Ihres neuen Buches²⁵³⁾ gelangt sind. Als Sie mir in Ihrem letzten Brief²⁵²⁾ schrieben, daß das Buch wahrscheinlich schon längst in meinen Händen sei, schrieb ich sofort an Bestiavia. Aber ich habe bis jetzt weder Buch noch Antwort. ... Thun Sie Ihrerseits gefälligst noch einige weitere Schritte. Ich verspreche Ihnen sicher eine ausführliche Anzeige in der Allgemeinen Zeitung oder in der Kölnischen oder in der Nationalzeitung, je nach Ihrem Wunsch.

Haben Sie Stahrs Perfidie²⁵⁴⁾ gegen mich in der Nationalzeitung gelesen? Wenn Sie noch Neigung fühlen, eine befürwortendes Wörtlein zu sagen, so würde mir die Kölnische Zeitung sehr erwünscht sein. Ich würde Sie in diesem Fall bitten, den Aufsatz unmittelbar an „Herrn Joseph Du Mont²⁵⁵⁾ Verleger der Kölnischen Zeitung“ zu schicken und ihm zu schreiben, daß Sie dies auf meine ausdrückliche Veranlassung thun. Ich kenne Dumont persönlich. Es versteht sich ganz von selbst, daß mir der offenste Freimuth von Ihrer Seite angenehm ist. Haben Sie keine Lust, so schadet es auch nichts ...

Ihre Nachrichten aus Zürich²⁵⁶⁾ haben mich sehr angesprochen. Wischer ist und bleibt doch ein unverbesserlicher Doctrinär. Moleschott wird jetzt schon bei Ihnen sein.

Was arbeiten Sie jetzt? Schreiben Sie mir recht bald.

In alter Liebe und Treue

Hettner.

35.

Dresden 12 April 1856.

Lieber Keller,

Vor einigen Tagen endlich habe ich Ihre Leute von Selbwyla erhalten.²⁵⁷⁾ Ich bin jetzt in der traurigsten Lage. Seit acht Wochen wanke meine Frau mit unsäglichem Leiden ihrer unrettbaren Auflösung entgegen. Meine Stimmung ist trostlos. In dieser Zeit hat mich Ihre vortreffliche Dichtung erhoben und erquickt in einer Weise, wie es nur die vollendetste Schönheit vermag.

Freund, Sie haben ein klassisches Werk geschaffen. Namentlich Ihre Frau Regula und Ihr „Romeo und Julie“ wird leben, so lange die deutsche Zunge lebt. Glückauf, Glückauf!

²⁵³⁾ „Leute von Selbwyla“ I.

²⁵⁴⁾ Stahr hatte bei der Besprechung der Lit.-Geschichte zum Nachweis von Widersprüchen einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Stellen zitiert. An ihn selbst schreibt Hettner entrüstet und scharf am 21. 3. 56 (vgl. Keller am 14. 4. 56 = Ermatinger II, 406, Brief Nr. 141).

²⁵⁵⁾ 1811–1861; nach dem Tode des Vaters (1831) Leiter der Zeitung (im Verein mit seiner klugen Mutter) und Begründer ihres Aufschwungs. Keller verspricht die baldige Absendung am 16. 4 (a. a. O., S. 407).

²⁵⁶⁾ Allerlei Universitätsklatzch, z. B. einen Streit zwischen Köhly und Wischer hatte Keller gemeldet (a. a. O., S. 396 ff.).

²⁵⁷⁾ Beantwortet hat Keller auf den Brief Nr. 34 nicht.

Sobald ich nur ein klein wenig wieder zu Athem komme aus meinem schweren Drangsal, mache ich Ihnen eine ausführliche Anzeige²⁵⁸⁾. Es ist dies nicht ein Freundschaftsdienst, den ich Ihnen erweise, sondern ein Herzensbedürfniß, das ich erfülle.

Auerbach²⁵⁹⁾ theilt mit mir das Entzücken über Ihre Dichtung. Er hat gestern eine sehr ausführliche Anzeige an die Allgemeine Zeitung geschickt, die Ihnen hoffentlich Freude machen wird. Ich will nur hoffen, daß die Redaction nicht allzu lange mit dem Abdruck zögert.

Sagen Sie Moleschott, was für ein trauriges Schicksal mir bevorsteht. Lassen Sie den schönen Frühling warm und strahlend in Ihr Herz ziehen; für mich bietet er diesmal nur Schmerz und Trauer.

An Moleschotts die besten Grüße.

Ereulichst

Hettner.

36.

Dresden 9 October 1856.

Lieber Keller,

Warum lassen Sie gar Nichts von Ihnen hören?²⁶⁰⁾ Ich weiß weder, wie es Ihnen ergeht und wie Sie sich in Zürich eingerichtet haben, noch was Sie machen und treiben. Nur muthmaßlich nehme ich an, daß Sie sich in Ihre Novellen²⁶¹⁾ vertieft haben und daß Sie Ihren trefflichen „Leuten von Seldwyla“ recht bald noch andere gleich treffliche Erzählungen folgen lassen wollen.

Sie werden mir einen großen Freundschaftsdienst erzeigen, wenn Sie mir bald und möglichst ausführlich schreiben. Seitdem ein schweres Geschick mein häusliches Glück vernichtet hat²⁶²⁾, bin ich so ganz ausschließlich an meine Freunde gewiesen, daß es doppelt Unrecht von diesen ist, wenn auch sie mich im Stiche lassen. Freilich muß ich hinzufügen, daß ich in der That nicht einmal weiß, ob Sie mir eine Antwort schulden oder ich Ihnen.²⁶³⁾ Jedenfalls verdiene ich jetzt Nachsicht. Rechnen Sie nicht allzu streng mit mir.

Was haben Herr Stahr und sein herrliches Ehegesponst in Zürich gesponnen?²⁶⁴⁾ Sind sie hinlänglich in Zürich gefeiert worden? Wie namentlich hat sich Bischof zu ihnen gestellt? ... Wieweg scheint sie jetzt auch überdrüssig zu haben. Wenigstens weiß ich, daß Wieweg den Verlag von Stahrs neuem Buch über Paris²⁶⁵⁾ abgelehnt hat.

²⁵⁸⁾ Keller bittet am 16. 4. 56 (Ermatinger II, S. 406, Brief Nr. 141) um die Kölner Zeitung. Der Tod seiner Frau hinderte Hettner an der Ausführung.

²⁵⁹⁾ Unter dem Titel „Gottfr. Keller von Zürich“, 17. 4. 1856 (Weilage).

²⁶⁰⁾ Falls kein Brief Kellers anlässlich des Todes von Hettners Frau verloren ist, seit 16. 4. 56.

²⁶¹⁾ Die „Galatea“-Novellen können gemeint sein, da sie von Keller seit 19. 9. 55 im Briefwechsel mehrmals erwähnt werden, vgl. Ermatinger I, 589 ff., II, 372 ff. usw., Hettner selbst gegenüber am 16. 4. (= Ermatinger II, 407).

²⁶²⁾ Marie Hettner starb am 16. 5. 1856.

²⁶³⁾ Keller hatte zuletzt 16. 4. geschrieben, vgl. Brief vom 18. 10. (Ermatinger II, 423 ff.).

²⁶⁴⁾ Keller hatte ihre für den Sommer bevorstehende Ankunft am 21. 2. berichtet (Ermatinger II, 399), über ihren Aufenthalt in Zürich schreibt er am 18. 10. (II, 425 f.).

²⁶⁵⁾ „Nach fünf Jahren“, Pariser Studien, 1857, 2 Bände, Oldenburg.

Ich kann mir das Glück Ihrer guten Mutter und Schwester recht lebhaft ausmalen, daß Sie jetzt endlich in ihrer Mitte sind, und zwar als ein gemachter und gesuchter Mann.

Wir geht es noch immer sehr armselig. Was es heißt, eine so vorzügliche Frau verlieren, wie ich besaß, kann schwerlich Jemand ermessen. . . . Unsere Ehe war glücklich wie nur wenige Ehen glücklich sind . . . Es ist mir mein schönster Trost, daß die Gute im Rückblick unserer Ehe mit dem Gefühl des vollsten Glücks geschieden ist und daß sie mir mit rührender Liebe dankte, wie ich ihr jederzeit ein guter und treuer Mann gewesen.

Auerbach . . . läßt jetzt eine neue Dorfgeschichte²⁶⁶⁾ drucken, die ich aber kenne. Sonst weiß ich schriftstellerisch nichts Neues.

Dagegen ist es in unseren Ateliers sehr rege; namentlich bei den Bildhauern. Es ist doch eine Freude, sich mitten in diese neuen Eindrücke frischer Schaffenslust versezt zu sehen.

Mein Buch hat durch die letzten traurigen Ereignisse sehr schlimme Störungen erfahren. Der zweite Band²⁶⁷⁾ rückt nur sehr langsam vorwärts; doch macht er mir viel Freude. In diesem Augenblick studire ich das *Système de la Nature*²⁶⁸⁾ und bin erstaunt zu sehen, wie klar, vollständig und mit welcher klassischer Einfachheit hier bereits Alles gesagt ist, was Vogt²⁶⁹⁾ und Moleſchott²⁷⁰⁾ neu entdeckt zu haben glaubten und nur höchst aphoristisch darstellen. Dies *Système de la Nature* ist mein ganzes Entzücken; ich kenne nur Feuerbach's Wesen des Christenthums²⁷¹⁾, das sich mit ihm vergleichen läßt. In beiden Büchern ist die gleiche Freudigkeit der Ueberzeugung und die gleiche strenge Sachlichkeit.

Neulich war Max Kapp²⁷²⁾ und der Hofrath Kapp bei mir. Max scheint ein junger Dandy, der nicht recht weiß, was er mit sich anfangen soll; ich konnte nicht erfahren, was er eigentlich will und treibt. Der alte Kapp hat sich merkwürdig verjüngt und sah frisch und munter aus; er kam von der Naturforscherversammlung aus Wien. Johanna²⁷³⁾ ist diesen Sommer in der Schweiz gewesen und soll rückenmarksleidend sein. Fries²⁷⁴⁾, höre ich, ist nach wie vor in Heidelberg; doch habe ich seit langer Zeit keine seiner Arbeiten gesehen. Für einen Künstler ist eigensinnige Vereinsamung immer vom Uebel.

²⁶⁶⁾ „Dorfgeschichte“, 1856. — Die „unvergorne Bauerbengelei“ in Auerbach rügt auch Keller in der Antwort vom 18. 10. (Ermatinger II, 428).

²⁶⁷⁾ Lit.-Geschichte des 18. Jhdts., II, Frankreich.

²⁶⁸⁾ Von Freih. P. H. von Holbach (1723–1789), dem „Mährvater“ der Encyclopädisten. Das Buch erschien 1770 (London), 2 Bände.

²⁶⁹⁾ K. Vogt (geb. 1817, seit 1852 in Genf), der Vorkämpfer des Materialismus und Darwinismus. In Frage kommen von seinen Werken u. a.: „Physiologische Briefe“ 1845 f., „Silber aus dem Tierleben“ 1852, vor allem die satirischen „Untersuchungen über Tierstaaten“, 1851.

²⁷⁰⁾ Vgl. Anm. 48. Gemeint ist vor allem: „Kreislauf des Lebens“, Mainz 1852, die wie seine sonstigen Schriften den Lebensprozeß materialistisch darstellte.

²⁷¹⁾ Leipzig 1841.

²⁷²⁾ Sohn Chr. Kapps, vgl. Anm. 15 zu Kellers Briefen an Frau A. Hettner.

²⁷³⁾ Über Kellers Verhältnis zu Johanna Kapp in der Heidelbergzeit, vgl. Ermatinger I, 206 ff. und Kellers Brief vom 18. 10. 56 (= Ermatinger II, 428 f.).

²⁷⁴⁾ Vgl. Anm. 19.

Kommen Sie oft mit Moleschott zusammen? Glauben Sie mir, er ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Bedenken Sie mich wieder mit einigem Züricher Universitätsklatsch, und sagen Sie mir namentlich, ob Sie etwas Näheres über Wischers²⁷⁵⁾ Stellung wissen. Man sagt hier, es gefalle ihm in Zürich nicht.

Sonst wüßte ich nichts wesentlich Neues zu berichten. Jedenfalls sehe ich recht baldiger Nachricht von Ihnen entgegen. Je einsamer es mir jetzt daheim ist, desto mehr freue ich mich, wenn ich von außen Eindrücke empfangen. Ich lebe ohnehin jetzt nur von Minute zu Minute und habe kein großes Interesse mehr, das mich in Athem und Spannung erhält. Auch die Begeisterung für mein Buch ist geschwunden.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie Moleschott herzlich von mir und fragen Sie ihn, ob ihm das Gewünschte aus Dresden zugekommen sei. Auch können Sie ihm erzählen, daß ich eine Erzieherin angenommen habe, die für meine Kinder sorgt so gut es eben gehen will.

In alter Treue

H. Hettner.

37.

Dresden 19 November 1857.

Ich freue mich herzlich, mein lieber Freund, nach so langer Zeit wieder etwas von Ihnen gehört zu haben.²⁷⁶⁾ Und um so herzlicher, da die Nachrichten gut sind und ich Sie in frischer Thätigkeit erblicke. Mögen recht bald einige Bände Novellen²⁷⁷⁾ der Lesewelt Zeugniß ablegen, wie ernst und gewissenhaft und zugleich wie ächt dichterisch und ursprünglich Sie empfinden, denken und arbeiten.

Wolfgang Müller²⁷⁸⁾ schreibt mir, daß er Ihnen auf meinen Anlaß sogleich auf gradem Wege weitere Mittheilungen über die Kölner Sache gemacht hat. Sie werden darnach am besten selbst die Sachlage beurtheilen können. An Ihrer Stelle würde ich am Polytechnikum²⁷⁹⁾ zugreifen. Große Anforderungen an Ihre Lehrtätigkeit wird man nicht machen. Für Doctrin und System ist durch Wischer²⁸⁰⁾ mehr als hinlänglich gesorgt. Auch die Behörden sehen Ihre Anstellung wohl mehr als akademische Sinecure an und Sie können diese Sinecure mit gutem Gewissen annehmen, da es verfluchte Schuldigkeit eines Staats ist, nicht bloß junge Talente zu erziehen, sondern auch reifen Talenten die Möglichkeit ungestörter Entwicklung und Wirksamkeit zu sichern. Oder soll nur die Münchner Kleindichterbewahranstalt²⁸¹⁾ allein und ausschließlich sich dieser

²⁷⁵⁾ Keller berichtet a. a. D., S. 426 nur Wischers Trennung von seiner Frau.

²⁷⁶⁾ Antwort auf Kellers Brief vom 11. 11. 57 (Ermatinger II, 458 ff., Brief Nr. 159). Das einjährige Stocken des Briefwechsels war vor allem bedingt durch Hettners Reise nach England und Frankreich (vgl. Anm. 284).

²⁷⁷⁾ a. a. D., S. 460 spricht Keller von „zwei weiteren Bänden Leuten von Selbwyla“ und den Galatea-Novellen.

²⁷⁸⁾ Der Dichter W. Müller von Königswinter, den Keller im April 1850 bei Freiligrath kennenlernte, ließ ihm die Stelle eines Sekretärs des Kölner Kunstvereins anbieten (a. a. D., S. 458 f. und Ermatinger I, S. 389).

²⁷⁹⁾ Eine „Lehrstelle . . . für allerlei freie und beliebige Vorträge“ wolle man ihm in Zürich anbieten, erzählt Keller (a. a. D., S. 459).

²⁸⁰⁾ Auch Keller spricht von dem „eingepackten Vortragsvirtuosen“ (a. a. D.).

²⁸¹⁾ Der um Maximilian II. in München versammelte Dichterkreis, in dem Geibel den Dichterkönig darstellte, Heyle, Lingg, Dingelstedt usw. die wichtigsten Mitglieder waren.

Pflicht unterziehen? Gehen Sie übrigens nach Köln, so finden Sie in Müller einen frischen und edlen Menschen. . . . Sehr liebenswürdig ist seine Frau, eine reiche Vanquierstochter.

Auerbach sitzt auf hohem Pferd und freut sich seiner neuesten Triumphe.²⁸²⁾ Doch möchte ich ein bescheidenes Veto einlegen. Sein neuer Kalender, namentlich die Stiefmutter, ist ganz entsetzlich schwach. Er knaupert jetzt an seinen früheren Erzählungen, Dichter und Kaufmann, Spinoza, Neues Leben, herum und möchte gern dem Todtgeborenen ein ruhmreiches Scheinleben geben; aber es wird schwerlich angehen. . . .

Gugkow arbeitet an einem neuen neunbändigen Roman.²⁸³⁾ Ich komme mit ihm sonst gar nicht mehr zusammen . . .

Stahr, Mann und Frau, waren auch einige Zeit hier. Mir ist unheimlich in ihrer Nähe. Sie sind gar zu eitel und haben keinen Ernst der Arbeit mehr. Jedenfalls ist mir die Frau lieber als der Mann.

Mir geht es erträglich. Meine Stimmung ist freudlos, ohne Aussicht in die Zukunft; je me laisse exister. Aber glücklicherweise sind meine drei Kinder sehr lieb, gesund, jedes in seiner Weise anziehend. Elisabeth zierlich, mädchenhaft verschlossen, lerneifrig; Felix munter, manchmal flegelhaft, aber gut und nobel; der kleine Georg, dessen schauspielerische Künste Sie schon bewundert haben, derb, possenhast, immer lächelnd. In den Arbeiten bin ich leider fortwährend gestört worden. Im Winter habe ich das Museum der Gypsabgüsse neu eingerichtet; die kunstgeschichtlichen Vorlesungen an der Kunstakademie mit einem Auditorium von 186 Zuhörern nehmen mir auch viel Zeit weg; dazu eine im Sommer unternommene große Reise nach England und Frankreich²⁸⁴⁾; zuletzt Fremdenbesuche, Diners und Soupers zum Tollwerden. So schreitet der zweite Band meiner Literaturgeschichte nur sehr langsam vorwärts; doch hoffe ich ihn zu Weihnachten künftigen Jahrs auf den Markt zu bringen. In diesem Augenblick bin ich mit Rousseau beschäftigt, welcher außerordentlich schwer zu packen ist.

Einen sehr großen Gefallen könnten Sie mir thun. In den Diderot'schen Kreisen lebte ein junger Züricher, Namens Meister.²⁸⁵⁾ Er war besonders mit Grimm²⁸⁶⁾ befreundet und hat eine Lebensgeschichte Grimms geschrieben. Von Grimm will ich eine „Rettung“ geben, da ihn Rousseau höchst ungerecht und schändlich verleumdet hat. Es ist mir nicht möglich gewesen, diese Meistersche

²⁸²⁾ Durch „Barfüße“. — Hettner meint das „Schagkästlein des Bevattersmanns“ von 1856. Die erwähnten früheren Romane erschienen 1839 — 1840, 1837, 1851.

²⁸³⁾ „Der Zauberer von Rom“, 1858 — 1861.

²⁸⁴⁾ Im Sommer 1857 in Begleitung des Arztes Professor Eberh. Richter und des Malers Professor Sonne mit Frau. Über die Kunstausstellung in Manchester führte die Reise nach Liverpool, Oxford, London und Paris (vgl. A. Stern, S. 174 f.).

²⁸⁵⁾ Jak. H. Meister (1744 — 1826), in Frankreich 1766 — 1768 als Jünger von Diderot und Grimm. 1769 wegen seiner Schrift „De l'origine des principes religieux“ verbannt, floh er nach Paris, dann England. Nach der Rückkehr befreundete er sich mit Lavater.

²⁸⁶⁾ Freih. Fr. Melch. v. Grimm (1723 — 1807), durch Rousseau in dem Diderot-Kreis eingeführt, berühmt geworden durch seine „Correspondance littéraire, philosophique et critique“, Paris 1812 — 1813, die eine glänzende Übersicht der französischen Literatur von 1753 — 1790 darstellt.

Lebensgeschichte aufzutreiben! Ist sie in Zürich? Und sind von Meister vielleicht noch andere Druck- oder Handschriften vorhanden? Die von ihm geleitete Fortsetzung der Grimm'schen Correspondenz befindet sich auf der Bibliothek zu Gotha und ist von mir benützt worden. Im Fall Sie mir die Meistersche Biographie schicken können so schicken Sie sie natürlich unfrankirt.²⁸⁷⁾

Zul. Schmidts französische Literaturgeschichte²⁸⁸⁾ berührt mich nicht. Erstens behandelt sie eine ganz andere Epoche, und zweitens stehen wir auf so durchaus verschiedener Auffassungsweise, daß ich mich selten entschließen kann etwas von ihm zu lesen. Bei dem Durchblättern habe ich gesehen, daß die Einleitung größtentheils Plagiat aus Tocqueville's²⁸⁹⁾ L'ancien régime ist. Freytag wird in diesen Tagen hier erwartet; er soll mit einem Trauerspiel²⁹⁰⁾ schwanger gehen.

Dresden ist angenehm. Aber mir fehlt ein näherer Freund, wie ich solche in Heidelberg und Jena hatte. Umgang zum Ueberfluß²⁹¹⁾; wirklich innige Verhältnisse gar keine. Und dazu fehlt mir Diejenige, die mir am nächsten stand! Mir ist oft sehr öde zu Ruthe, dumpf, gleichgültig, ohne Ziel und Plan.

Wir machen Sie eine große Freude, wenn Sie mir recht bald wieder über Zürich berichten. Was treibt Wischer? Seine Broschüre über Faust²⁹²⁾ ist schwerfällig in der Form und nicht sonderlich eindringend, oft sogar entschieden schief. Burckhardt²⁹³⁾ ist ein tüchtiger Historiker. Auch sagen Sie mir, wie sich Moleschott in Zürich gestellt hat. Ich habe ihn seit sechs Jahren nicht mehr gesehen, so daß ich nicht mehr vollständig au fait bin.

Bei Wischer bringen Sie mich in freundliche Erinnerung. Ich habe leider die versprochene Besprechung seiner Aesthetik²⁹⁴⁾ noch immer nicht geliefert; aber ich bin fürchterlich mit Arbeit überlastet. Ein Lump, wer mehr leistet als er vermag. Und diese Aesthetik würdig zu besprechen, ist allermindestens eine Sache von sechs Wochen.

Adieu, mein lieber alter Freund. Ich sehe einer recht baldigen Antwort entgegen.²⁹⁵⁾ Die herzlichsten Grüße an Moleschott.

In alter Treue

Hettner.

²⁸⁷⁾ Die Biographie ist abgedruckt in den „Mélanges de philosophie, de morale et de littérature“. Paris und Genf 1822, 2 Bände.

²⁸⁸⁾ „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution“, Leipzig 1857.

²⁸⁹⁾ G. de Tocqueville (1805 – 1859), Publizist, 1849 – 1851 Minister des Auswärtigen. 1856 erschien: „L'ancien régime et la révolution“ (deutsch 1857).

²⁹⁰⁾ „Die Fabier“ (1859) könnten von Hettner gemeint sein.

²⁹¹⁾ Z. B. mit dem Bildhauer E. Rietschel, den Malern Sonne und Grahl, dem Bildhauer Wendemann (vgl. A. Stern, S. 178 ff.).

²⁹²⁾ „Kritische Bemerkungen über den 1. Teil von Goethes Faust, namentlich den Prolog im Himmel“ (= Monatschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich, 1857).

²⁹³⁾ Jaf. Burckhardt, damals Professor am Polytechnikum, mit dem Keller verkehrte (a. a. D., S. 460).

²⁹⁴⁾ Erschienen in 3 Bänden, Stuttgart 1847 – 1858, neue Ausgabe von Rob. Wischer, 1922 f.

²⁹⁵⁾ Nicht erhalten.

38.

Dresden 28 Mai 1858.

Lieber Keller,

Ich weiß nicht, ob Ihnen Moleschott bestellt hat, daß ich mich wieder verlobt habe.²⁹⁶⁾ Ich will mich über diesen Schritt nicht vor Ihnen rechtfertigen. Ich muß es der Zeit überlassen, die Sache als fait accompli hinzunehmen. Für meine Kinder habe ich eine vortreffliche Mutter, für mich eine gute Frau gewonnen. Sich ein neues Glück gründen heißt nicht das alte vergessen. Marie wird nie aus meinem treuen Andenken schwinden.

Wahrscheinlich komme ich in den ersten Tagen des Juli nach Zürich mit meiner jungen Frau. Ich freue mich sehr, Sie auf einige Tage sehen zu können. Wir haben so Vieles auszutauschen, an Erlebnissen, an Plänen, an Thatsachen. Ich rechne darauf, daß wir einige gute Stunden mit gemeinsamen Freunden und Bekannten zubringen. Sie und Moleschott sind die Hauptursache, daß ich meine Schritte grade nach der Schweiz wende.

Sie ahnen schwerlich, was Sie täglich mehr Freunde und Verehrer gewinnen. Fast möchte ich Sie beneiden, daß Sie in der Schweiz sind. Sie wirken still und gediegen für sich fort; in Deutschland unterwühlt sich Alles im haltlosestem Eliquenwesen. Ich habe mich von dem hiesigen Literatentreiben völlig losgesagt. Man muß entweder mit den Wölfen heulen und dann ist man ein Schuft, oder man muß ihnen fernbleiben und ihnen gelegentlich Feind sein.

Für heut nicht mehr. Alles Nähere auf mündliche Besprechung.

In alter Liebe und Freundschaft

H. Hettner.

Palleste²⁹⁷⁾ hat ein gutes Leben Schillers geschrieben.

Bachmayr²⁹⁸⁾ ist verrückt.

Dolfsuß²⁹⁹⁾, der Redacteur der Revue Germanique, wird bei Ihnen gewesen sein; er lebt auf einem Landhaus bei Zürich. Er ist ein liebenswürdiger Mensch. Setzen Sie ihn ein wenig über deutsche Zustände au fait. Auerbach und sein Handlanger Wolffsohn³⁰⁰⁾ haben ihn sehr für die jüdische Wirthschaft bearbeitet.

39.

Dresden 17 Decbr 59.

In einigen Tagen, lieber Keller, wirst Du von Herrn Bieweg den zweiten Theil meiner Literaturgeschichte erhalten. Möge er Gnade vor Deinen Augen finden, vor der Welt wird er es ohnehin wenig.

²⁹⁶⁾ Mit Anna Grahl, Tochter des Dresdner Malers Grahl, der auch Alfr. Kerpels Schwiegervater war. Die Hochzeit fand am 23. 6. 1858 statt (vgl. Stern, 179 f.).

²⁹⁷⁾ „Schillers Leben und Werke“, 1858 – 1859, 2 Bände.

²⁹⁸⁾ Vgl. Anm. 57 – 58. Der Unglückliche war mit einem Drama bei der Münchner Konkurrenz 1857 gegen Heyjes „Sabinerinnen“ unterlegen und schrieb Hettner am 1. 12. 57 verzweifelt darüber. Über Heyjes Drama vgl. Kellers Brief vom 31. 1. 60 an Hettner (Ermatinger II, 492).

²⁹⁹⁾ Charles Dolfsuß, der 1857 mit Messfer die Revue Germanique gründete, um zwischen deutschem und französischem Geistesleben eine Vermittlung herzustellen.

³⁰⁰⁾ Wilh. Wolffsohn, Dramatiker und Journalist, geb. 1820 in Odessa, gest. 1865 in Dresden, Vermittler für russische Literatur durch die von ihm gegründete „Russische Revue“.

Warum so lange Zeit kein Lebenszeichen von Dir? ³⁰¹⁾ Auch in der Literatur mußt Du Dich dann und wann in Erinnerung bringen. Es ist etwas Schönes um die Langsamkeit und Stille des Schaffens; aber Deine Pausen sind jetzt zu lang. Herzlich habe ich mich über Dein schönes Gedicht zum Schillerfest ³⁰²⁾ gefreut.

Zugleich komme ich mit einer Bitte. Ein hiesiger Freund, Mr Mailliard, geborener Franzose, seit einigen Jahren Lehrer an der hiesigen Artillerieschule, hat seine Augen auf die vacante Professur der französischen Sprache und Literatur am Züricher Polytechnikum geworfen. Glaubst Du, daß seine Bewerbung Aussicht auf Erfolg hätte? Und willst Du, der Du ein Mann der Stadt und wohlbestallter Republikpoet bist, Deinen gewichtigen Einfluß dabei geltend machen? Ich kann ihn aus vollster Seele empfehlen. Er ist ein Mensch von seltener Bildung; kein Sprachlehrer, sondern Literaturhistoriker. Schreibe mir darüber.

An Bischer die besten Grüße; auch er wird von Bierweg ein Exemplar erhalten. Was treibt er denn jetzt und wie geht es mit seiner Gesundheit? Meine Frau grüßt bestens. Lebe wohl. Gutes Neujahr.

In alter Treue
Hettner. ³⁰³⁾

40. Lieber Freund,

Aus beifolgendem Programm ³⁰⁴⁾ ersiehst Du, um was es sich handelt. Ich besorge interimistisch die Redaktion der ersten Hefte. Ich rechne sicher darauf, daß Du mir etwas *K r i t i s c h e s* schickst. Die Fixierung des Honorars steht ganz in Deinem Ermessen; ein Beitrag von Dir geht über allen Etat.

Herzlichst gratuliere ich Dir zu Deiner neuen Stellung. ³⁰⁵⁾ Man sagt mir, daß Dich das Amt wenig Zeit kostet; also scheint mir der Vortheil durchaus überwiegend.

Ich schreibe heut in großer Eile. Ich denke, wir gehören zu der Klasse von Freunden, die sich als zueinandergehörig betrachten, wenn sie auch äußerlich nicht in stetem Verkehr sind. Aber allerdings möchte ich Dich um eine Antwort wegen des Beitrags bitten. Wie wäre es, wenn Du Dich einer Gesamtcharakteristik Auerbachs ³⁰⁶⁾ unterzögst.

In alter Freundschaft

Hettner.

Dr. 12 Juli 62.

³⁰¹⁾ Die Freunde hatten sich auf Hettners Hochzeitsreise zuletzt gesprochen, d. h. Ende Juni 1858 (vgl. A. Stern, S. 181 f.).

³⁰²⁾ „Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859“ (Muschberger I, S. 147 ff.).

³⁰³⁾ Keller hat Anfang 1860 in 2 Briefen geantwortet (1. Zürich, 31. 1. = Ermatinger II, 491 ff., Nr. 174; 2. Zürich 22. 3. = Ermatinger II, 500 f., Nr. 177), dann stößt der Briefwechsel bis Nr. 40.

³⁰⁴⁾ Vgl. Brief 42: Die „Kritischen Jahrb. der Wissenschaft und Kunst“ kamen nicht zustande.

³⁰⁵⁾ Vgl. Anm. 24 zu Kellers Briefen an Frau A. Hettner.

³⁰⁶⁾ Wegen „der Ähnlichkeit der Produktion“ lehnte Keller am 29. 7. (Ermatinger III, 2, Nr. 195) diese Bitte ab als „heikle Sache“.

41.

Lieber Freund,

Dein lieber Brief³⁰⁷⁾ macht mich sehr glücklich. Bierweg hat sich auf die Sache sehr capricirt; und ich habe ihm die Hand für die ersten Hefte geboten, weil er in der letzten Zeit sich überaus anständig gegen mich benommen hat. Dein Bedenken über die Stellung zur Buchhändlerschaft³⁰⁸⁾ theile ich nicht. Es kommt nur darauf an, daß der Redakteur sich in seinem Contract seine absolute Souveränität genügend zu wahren weiß.

Jene beiden Themata³⁰⁹⁾, welche Du mir vorschlägst, entzücken mich. Wähle, was Du willst; am liebsten Beide. Nur Sorge dafür, daß Du Dich sicher zur rechten Zeit mit dem Manuscript einstellst; Ende October wäre der letzte Termin. Dem Plan der Zeitschrift gemäß wäre es gut, wenn Du Deine Ausführung an irgendeine Buchhändlerneuheit anknüpfen könntest; vielleicht an das Münchner Dichterbuch³¹⁰⁾ oder etwas Aehnliches. Doch ist dies nicht unbedingt nöthig.

Also rasch ans Werk! Ich wäre Dir sehr, sehr dankbar. Auch Notizen.³¹¹⁾ Von Vischer habe ich noch keine Antwort. Erinnere ihn und ermuntere ihn zu thatsfächlicher Förderung. Er selbst empfindet sicher am meisten, daß der Gewinn eines uns angehörigen Organs sehr wünschenswerth ist.

Ich bin mit Moleschotts³¹²⁾ Uebersiedelung nach Turin durchaus nicht einverstanden.

Dr. 31. (7). 62.

In alter Treue

Hettner.

42.

Dresden 14 März 63.

Lieber Freund,

Herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief.³¹³⁾ Ich habe es längst gefühlt, daß es meine Schuldigkeit gewesen wäre, Dir über das projektirte Journal nähere Nachricht zu geben. Die Schuld, warum ich dies bisher nicht gethan habe, liegt nicht an mir, sondern an Bierweg, dessen Schreibfaulheit Du kennst.

Das ganze Unternehmen ist von Bierweg ausgegangen; er will es im Gesamtverlag der Leipziger Buchhändlerbörse, d. h. des deutschen Buchhändlervereins, erscheinen lassen. Weil der Vorstand sich bisher störrig zeigte und seinen Endentschluß bis zur nächsten Ostermesse ausgesetzt hat, wollte Bierweg einweilen auf eigene Hand den Anfang machen, und hatte mich für diese erste Inangriffnahme aufgefordert. Obgleich ich mich nicht zum Journalisten berufen

³⁰⁷⁾ a. a. D., 29. 7. 1862.

³⁰⁸⁾ a. a. D., S. 2, Keller traute der „gesamten Buchhändlerschaft“ als Herausgeberin nicht den „unparteiischen und uneigennütigen Ton“ zu.

³⁰⁹⁾ a. a. D., S. 2 f., „Über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der deutschen Litteratur und eine „Gesamtcharakteristik der deutschen Romanschriftstellerinnen“.

³¹⁰⁾ Von Seibel, 1862.

³¹¹⁾ Kleine Rezensionen und Notizen schlug Keller selbst vor (a. a. D. S. 3).

³¹²⁾ Moleschott ging 1861 an die Universität Turin.

³¹³⁾ Keller hatte Ende 1862 (Ermatinger III, S. 3, Nr. 196) sich für den Aufsatz über die Litteratur entschieden (der Brief hatte seine Adresse nicht erreicht) und fragte am 10. 3. 63 (Ermatinger III, S. 3 f., Nr. 197) nach dem Stande des Unternehmens.

fühle und obgleich ich die Bedenken Wischers ³¹⁴⁾ theile, daß für unsere mit Recht vorzugsweise politisch beschäftigte Gegenwart ein ausschließlich auf Literatur- und Kunstangelegenheiten beschränktes Journal nicht leicht Boden gewinnen wird, ging ich doch auf Biewegs Wunsch auf dieses Interimisticum ein, weil ich ihm damit einen großen Gefallen bezeugte und weil er in letzter Zeit ganz unerwartet anständig sich gegen mich und mein Buch ³¹⁵⁾ benommen hatte. Ich schrieb an einige passende Persönlichkeiten, wie ich an Dich und Wischer geschrieben habe. Es kamen fast lauter unbestimmte, oft sogar abschlägliche Antworten. Dies veranlaßte mich Bieweg von diesem Interimisticum abzurathen. Nun steht also die Sache noch in der Schwebe. Nimmt diese Oestern der Buchhändlerverein den Vorschlag Biewegs an, so kommt das Unternehmen zu Stande; lehnt er es ab, so fällt es ins Wasser. Ob Bieweg in letzterem Fall trotzdem einen Versuch machen will, ist auf meine wiederholte Anfrage von ihm unbeantwortet geblieben; jedenfalls würde ich ihm ein solches Gelüst entschieden widerrathen.

Aus diesem Grund habe ich Dir bisher nicht geschrieben. Ich wollte Dich nicht zu einer Arbeit anstacheln, die ich wahrscheinlich nicht verwerthen kann; und ich wollte Dich doch an der Ausführung Deines löblichen Vorsatzes, mir nöthigenfalls durch Deine gütige Hilfeleistung beizuspringen, nicht verhindern, weil möglicherweise doch die Nothwendigkeit sofortiger Hilfeleistung eintreten könnte.

Meine Meinung ist: Hast Du die Arbeit vollendet, so halte sie noch einige Zeit zurück, bis weitere Antwort vor mir kommt. Hast Du sie noch nicht begonnen, so thut keine Eile noth.

Recht lieb war mir von Dir zu erfahren, daß Du Dich auch wieder auf dem Literaturforum einstellen ³¹⁶⁾ willst. Deine letzte Erzählung in Auerbachs Kalender ³¹⁷⁾ habe ich mit sehr großem Vergnügen gelesen. Es ist wirklich nöthig, daß Du Dein Schweigen brichst. Die Misère macht sich wieder breiter als je. Auerbachs einst so erfreuliche und verdienstvolle Thätigkeit halte ich für abgeschlossen. Berlin ³¹⁸⁾ ruinirt ihn vollends.

Der zweite ³¹⁹⁾ Band meiner Literaturgeschichte schreitet nur sehr langsam vorwärts. Ich habe die Aufgabe, die alte geächtete Aufklärungsphilosophie wieder geschichtlich zu Ehren zu bringen; und dies bringt mich in eine Reihe von Detailstudien, die nicht nur höchst zeitraubend, sondern zuweilen auch recht langweilig sind. Hast Du denn das erste Buch gelesen? ³²⁰⁾ Und bist Du mit Ton und Tendenz einverstanden? Obgleich der Absatz gut zu sein scheint, so fürchte ich, daß grade Gesinnungsgeossen sich am wenigsten die Mühe nehmen, es zu

³¹⁴⁾ Keller hatte in beiden Briefen (a. a. O. S. 3 und 4) Wischers Bedenken mitgeteilt.

³¹⁵⁾ Lit.-Geschichte II, Französische Literatur, die Keller Anfang 1860 erhalten hatte; 1862 war dann die 1. Abteilung der Deutschen Lit.-Geschichte erschienen.

³¹⁶⁾ a. a. O. S. 4: Keller hofft, „einige Produkte endlich abschließen zu können“, vor allem die „Sieben Legenden“.

³¹⁷⁾ „Das Fährlein der 7 Aufrechten“, in Auerbachs Volkskalender 1860.

³¹⁸⁾ Seit 1859.

³¹⁹⁾ Gemeint ist die 2. Abteilung des III. Bandes (= Deutsche Lit.-Geschichte des 18. Jhds.), erschienen 1864.

³²⁰⁾ III. 1 = Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 1862.

beachten. Ich fange an, der weitschichtigen Arbeit müde zu werden, und werde mich erst an Goethe und Schiller³²¹⁾ wiedererhohlen.

Sonst geht es mir gut; und ich glaube aus Deinem Brief zu entnehmen, daß auch Du Dich wohl befindest. Machst Du nicht bald einmal einen Abstecher nach Deutschland?

Bissher grüße aufs herzlichste. Was arbeitet er denn jetzt? Lasse recht bald von Dir hören; ich hänge an Dir mit treuer Liebe. Auch meine Frau grüßt bestens. Deifolgendes Briefchen beförderst Du wohl.

In treuer Freundschaft

H. Hettner.

43.

Dresden, 26. 2. 65.

Alter Freund,

Ich hätte Dir längst Deinen lieben Brief³²²⁾ beantwortet, wenn ich nicht grade jetzt mehr als je in der unerträglichsten Arbeitslast steckte. Ich bin ein Sklave Biewegs und arbeite eben jetzt an der zweiten Auflage³²³⁾ der englischen und französischen Literaturgeschichte. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich erst hätte das Ganze vollenden können. So wird sich wohl aber der letzte Band noch um einige Zeit verzögern.

Sehr erfreulich ist mir die Aussicht, welche Dein letzter Brief eröffnet, Dich in diesem Sommer hier zu sehen. Ach, was war es erquicklich, als wir in Heidelberg so vieles miteinander durchdenken und durchsprechen konnten. Hier fehlt mir ein solcher Ideenaustausch gänzlich. Und ich fühle, daß dadurch meine Schriftstellerei zwar fleißiger, aber trockener wird.

Bin ich erst mit dieser fünfbandigen³²⁴⁾ Arbeit zu Ende, kehre ich zur Kunstgeschichte zurück, auf welche mich Neigung und Amt weisen.

Was machst und treibst Du? Es ist nicht recht, daß Du so lange pausirst.³²⁵⁾ Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpökeln kann auf viele Jahre.³²⁶⁾

Ich schicke diesen Brief durch Morell³²⁷⁾, den ich in Dingen der Schweizergeschichte um Auskunft gebeten habe.

Lasse bald wieder etwas von Dir hören.

In alter Treue und Liebe

Besten Gruß an Bischer.

Hettner.

³²¹⁾ III. 3 = Das klassische Zeitalter der Deutschen Literatur, in 2 Abt. (1. Sturm- und Drangperiode; 2. Das Ideal der Humanität).

³²²⁾ Verlorengegangen.

³²³⁾ Erschienen 1865.

³²⁴⁾ Vgl. Ann. 320–321.

³²⁵⁾ Seit den „Leuten von Seldwyla“ I, 1856 hatte Keller nichts veröffentlicht.

³²⁶⁾ Leichte Abwandlung von Goethes Versen in „Frisches Ei, gutes Ei“ (1815).

³²⁷⁾ R. Morell (1822–1866), als „angehender Dramatiker“ mit Keller seit Heidelberg bekannt, seit 1861 als Privatdozent der Kulturgeschichte in Zürich. 2 Briefe an Hettner sind erhalten.

44.

Dresden, Bergstraße 17.

24. 12. 74.

Lieber Freund,

Eine freudigere Veranlassung, den lang unterbrochenen Briefwechsel³²⁸⁾ wieder aufzunehmen, kann sich wahrlich nicht bieten, als mir die süße Pflicht ist, Dir für die „Leute von Seldwyla“³²⁹⁾ den herzlichsten Dank zu sagen.

Mit dem Dank verbinde ich den herzlichsten Glückwunsch. Du hast Dir einen schönen Ehrensiz erobert.

Was mich an diesen Novellen so tief erfreut, daß ich der entzückend frische Naturton. Man kann über einzelne Motive rechten³³⁰⁾, immer aber haben wir es mit dem ächten Poeten von Gottes Gnaden zu thun. Was ist das für ein wunderbares seltenes Zusammen von reinsten Herzenszartheit, von erschütternder Tragik und schalkhaftestem Humor! „Das verlorene Lachen“ gehört zum Gewaltigsten, was ich an Novellenpoesie kenne.

Fahre fort, lieber Freund, die Welt mit Deinen herrlichen Gaben zu erfreuen. Heut in der Zeit der nichtswürdigsten Buchmacherei darf der nicht schweigen, der an Begabung und Einsicht ein Künstler ist, wie wir jetzt keinen Zweiten neben Dir haben.

Auch für die prächtigen Legenden³³¹⁾ nachträglich den besten Dank. Schreibe mir recht bald. Ich sehne mich, ein altes Freundeswort von Dir zu hören.

Wir haben nur allzulange den Verkehr unterbrochen³³²⁾, und ich fürchte fast, daß Du als Absicht deutest, was nur Nachlässigkeit und Faulheit war.

Von mir weiß ich wenig zu berichten. Ich wandle in der Zetmühle eintöniger Arbeiten und Geschäfte. Oft ist mir, als käme ich vor lauter Lernen und Lehren nicht mehr zum eigenen Denken und Schaffen. Es beschäftigt mich eine Bildungsgeschichte des italienischen Renaissancezeitalters.³³³⁾ Aber ich habe den Muth nicht mehr zu so kühnem Wagen.

In den nächsten Wochen gehe ich an eine neue Auflage meiner beiden Goethes- und Schillerbände.³³⁴⁾ Ich habe noch gar kein Urtheil darüber von Dir gehört. Es wäre ein lieber Freundesdienst, wenn Du mir Einiges sagen wolltest. Ich würde Deine Bemerkungen und Rügen und Verbesserungen dankbarst nützen. Thu mir die Liebe.

³²⁸⁾ 1866 bot sich für Hettner die Möglichkeit, als Nachfolger W. Lübkes an das Polytechnikum zu kommen (vgl. Kellers Brief vom 27. 2. 1866 = Ermatinger III, 5 ff., Nr. 199). Hettners Antworten sind nicht mehr vorhanden, weil zu den Akten der Behörden genommen (vgl. Keller an Frau Hettner, 22. 7. 82, Brief Nr. 3). Hettner schlug den Ruf aus (A. Stern, S. 231). Lübkes Nachfolger wurde im April 1866 G. Rinkel.

³²⁹⁾ Teil II, zusammen mit den früheren gedruckt in 4 Bänden 1873 f. (vgl. Ermatinger I, S. 485 ff.).

³³⁰⁾ Tatsächlich war die Aufnahme geteilt, oft ablehnend (Wischer, Ruh), vgl. Ermatinger I, S. 522 f.

³³¹⁾ Die „Sieben Legenden“, Ostern 1872.

³³²⁾ Seit 1866.

³³³⁾ Nur ein Ansaß wurde noch ausgearbeitet in den „Italienischen Studien“ 1879.

³³⁴⁾ 2. Aufl. 1875, zuletzt hrsg. von D. Harnack in 4. Aufl. III. Band 1893 f., I—II in 5. Aufl. 1894 von A. Brandl.

Beifolgende Karte spedirst Du wohl baldmöglichst an Dr. Stiefel.³²⁵⁾ Sie enthält die gleiche Bitte. Viel wird er nicht bieten können, aber vielleicht be- richtiggt er einige data.

Kömmst Du denn gar nicht einmal zu uns nach Deutschland? Wie vieles möchte ich mit Dir durchplaudern in alter Traulichkeit.

Lebewohl alter Freund. Ein gutes neues Jahr, voll Glück und Thätigkeit.

In alter Treue

Hettner.³²⁶⁾

11.

Unbekannte Briefe Richard Dehmels.

Mitgeteilt von Helmut Henrichs in Berlin.

Das Leben des Mannes, an den die folgenden bisher unbekanntenen Briefe Richard Dehmels gerichtet sind, hat eine eigentümliche Kurve beschrieben. Von Hause aus Uhrmacher gehörte Friedrich Binde zu jenen Menschen, die von ihrem inneren Dämon getrieben immer wieder Schranke und Hemmung von Beruf und Milieu durchbrechen und sich an das Licht einer selbsterrungenen und selbstverantworteten inneren Freiheit hinaufarbeiten, die sich selbst aus äußerer Kleinheit und Begrenzung emporzüchteten zu Abeligen des Geistes. Binde ging diesen Weg zur geistigen Höhe als echtes Kind seiner Zeit. Fast ein Knabe noch verschlingt er vierzig Bände vom „Wissen der Gegenwart“, jenen Buchreihen der achtziger Jahre, die Erlösung durch Wissen predigten, er steht im Bann der Büchnerschen Philosophie, wird Frei- denker, Sozialistenführer, lehrt sich enttäuscht vom Sozialismus ab, weil er dort den Brot- hunger über den Geistes hunger siegen sieht, wendet sich dem Anarchismus zu und vertritt in leidenschaftlichen Reden und Aufsätzen dessen Ziele, sieht auch hier sein Ideal vom freien Menschen nicht verwirklicht, sucht nun die Erlösung fern vom Politischen in der Kunst, wird Kritiker und Kunstschriftsteller, versucht sich als Dichter, bis er schließlich nach vielen Wande- rungen und Wandlungen merkwürdig und doch folgerichtig — hatte er doch schon als Sozialist stets die „Innenrevolution“ verkündigt — endigt als gläubiger Christ. Der Mann, der eben begonnen hatte, in der Welt der Politik und Kunst einen Namen zu erlangen, wird Volks- missionar und predigt in Zelten, Konzertsälen und Kirchen den Tausenden die Erlösung durch Christus. Wie meteorhafte Erscheinungen stehen die Gestalten seiner Freunde und Genossen bis zu seiner Christwerdung im schnellen Ablauf dieses Lebens, das sich keine Form verlagert und dem es doch in keiner Form behagt hatte: Gustav Landauer, der bei der Münchner Revo- lution erschlagene Sozialisten- und Anarchistenfreund, Moriz v. Egidy, der Prediger all- seitiger Liebe und Gewaltlosigkeit, der sich Ende der neunziger Jahre als religiöser Reform- er einen Namen machte, der Philosoph Ludwig Woltmann und die Dichter Wilhelm Schäfer und Richard D e h m e l. Binde's Bekanntschaft mit Dehmel fällt in das Jahr 1896. Binde, der damals in Wobwinkel bei Elberfeld ein Uhrmachersgeschäft hatte, schickte Ende 1895 an Dehmel auf dessen Übersendung des Dramas „Der Mitmensch“ hin einige Proben seiner Ge- dichte, auf die Dehmel mit herzlichen Worten antwortete. Ein Artikel Binde's über Dehmels „Lebensblätter“ führte bald darauf die beiden Männer einander zu. Bei den Reisen, die Dehmel im Januar, Juli und Oktober 1896 nach Elberfeld machte, haben sie sich dann per-

³²⁵⁾ Jul. Stiefel (1847 — 1908), Professor für deutsche Literatur und Ästhetik am Polytechnikum, einer der nächsten Freunde Kellers.

³²⁶⁾ Keller antwortet zum letztenmal am 31. 1. 1875 (Ermatinger III, S. 119 ff., Brief Nr. 272) und rundet mit dem Plan, die dramatischen „Konzeptionen des Dreißigers“ nun bald aus- zuführen, den Briefwechsel zum Kreis.

sönlich kennen und lieben gelernt. Es entspann sich zwischen ihnen eine persönliche Freundschaft und ein reger Briefwechsel, aus dem die erhaltenen Dehmelschen Briefe hier vorgelegt werden. Dehmel war dem um einige Jahre jüngeren Freunde Helfer und Rater in seinem Leiden zu sich selbst hin. Der Dichter, der sich in diesen Jahren zu immer stärkerer Selbstbewußtheit durchrang, fühlte sich erhoben und getragen von dem Enthusiasmus, der seine Elberfelder Freunde Schäfer und Vinde für ihn befeelte. Das gab ihm das Gefühl des Führen- und Leitenmüssens, das überall aus seinen Briefen an Vinde herausklingt. Vinde seinerseits war völlig im Bann der Dehmelschen Persönlichkeit, aus der er Maße und Gesetze seiner inneren Haltung entnahm. Kritisch und philosophisch zwar fühlte er sich Dehmel ebenbürtig, künstlerisch und menschlich aber stand er in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Dichter, das sich gelegentlich bis zur inneren Selbstaufgabe an ihn steigerte. Vindes Briefe an Dehmel (in denen sich viele und reiche gedankliche wie menschliche Werte offenbaren) legen davon bereites und ergreifendes Zeugnis ab. Es war ein etwas ungleiches Verhältnis, das die beiden verband: Dehmel war im Künstlerischen zu sehr der selbstbewußt gebende Meister und Vinde zu sehr der suchend empfangende Schüler, als daß eine freudig reiflose Gleichheit zwischen ihnen hätte bestehen können; der innige und herzliche Ton der Dehmelschen Briefe ist sicherlich zum großen Teil miterzeugt durch die rührende, sehnsüchtige Anhänglichkeit Vindes an ihn. Viel und vielen hat Dehmel in dieser Zeit geschrieben, aber kaum einem andern hat er so freundliche, aus väterlich-brüderlicher Liebe kommende Helferdienste getan wie Friedrich Vinde. Immer wieder hat er ihm, der sich mit seiner ganzen Sehnsucht als Dichter sehen wollte, in herzlicher, mitleidender Freundschaft und Geduld seine Schranken und Irrwege als Dichter und seine wirkliche Begabung als Redner und Schriftsteller gezeigt und vorgehalten. Eine solche Freundschaft aber konnte nicht lange Zeit ihre volle innere Intensität bewahren. Vinde war ein zu persönlicher Mensch, als daß er sich auf die Dauer hätte selbst aufgeben können. Schon aus einem Brief an Dehmel vom April 1897 klingt es heraus: „... Deine Person lastete zu schwer auf mir. Ich fühlte mich Dir gegenüber immer deutlicher als ein Objekt. Dieses Gefühl erzeugte bei mir Unbehagen und Unfreiheit und führte mich in wilde Krisen, Krisen, die eigentlich schon längst eingeleitet waren. Es hatte noch niemand vor Dir von mir etwas anderes gefordert, als ich ihm freiwillig gegeben hatte, Du nun beabsichtigtest im Verkehre mit mir stets eine gewisse Wirkung; Du wolltest ein Teil meines Wollens werden ... Und drum hast Du mich erdrückt mit der Größe Deiner Maße, und bist mir lange eine schwere Last gewesen. Du bist wahr und rücksichtslos und darum danke ich Dir ... Du hast alles in mir erschreckt, hast alles schuldig gemacht, niedergeworfen und aufgerecht zugleich; ich habe jeden Tag an Dir gelitten. Mein Genußleben, meine Willensohnmacht; verstehe: Alles! Unter Deiner Wucht habe ich gegen mich zu kämpfen versucht, und ich glaube, ich habe Dein ganzes Leben in mir getragen. Darum konnte ich Dich so schmerzvoll selig verstehen und erfüllen ... Jetzt habe ich mich so ziemlich wiedergefunden und tappe leidlich im Gleichgewicht ...“ Vinde hat die schmerzliche Enttäuschung über seine mangelnde Anerkennung als Dichter (die ihm Dehmel doch nur aus höherer Erkenntnis, nicht aber aus Herrschaftsucht versagte) nie ganz verschmerzt; noch in der Novelle seiner späten christlichen Zeit (er ist 1921 gestorben) „Lacrimae Christi“ tönt sie nach, wo er von Dehmel leider ein absichtlich entstelltes Bild entwirft. Das aber war später, als die verschiedene Entwicklung ihres Lebens die beiden Männer, die in ihrer Jugend zu einer ihrem Wesen und ihrer Notwendigkeit nach kurzen Freundschaft vereint gewesen waren, schon weit auseinander geführt hatte. Während ihrer Freundschaftszeit selbst offenbart sich in ihr eine reiche menschliche Fülle. Die folgenden Briefe Dehmels werden gelten dürfen als eine besondere Enthüllung seiner großen, leuchtenden Mitmenschlichkeit. [Die Handschriften sind im Besitz des Dehmel-Archivs.]

1.

Pankow, 9. 11. 95.

Berehrter Herr!

Ich ließ Ihren liebevollen Brief so lange unbeantwortet, weil ich Ihnen Ihre Gedichte möglichst haarklein zerpflücken will; dazu fand ich früher keine Zeit.

Sie brauchen also nicht die mindeste Furcht zu haben, daß ich Sie unter meine sogenannten Flügel nehmen werde; dazu bin ich nicht anmaßend genug. Das Zerpflücken braucht Ihnen aber auch nicht weh zu tun; denn wenn mir nicht ein eigener Flügelschlag aus Ihren Versen entgegenschläge, würde ich es vorziehen, Sie wie manchen Anderen mit einigen liebenswürdigen Redensarten abzuspfeifen. Besonders das Gedicht „Nun geh“¹⁾ hat mir den Eindruck gemacht, daß Ihrer dichterischen Neigung vielleicht ein künstlerischer Beruf zu Grunde liegt. Falls Sie den Trieb verspüren sollten, diesen in sich, oder besser aus sich, zu entwickeln, wollte ich nicht unterlassen, Ihnen ein paar Fingerzeige für die alsdann ganz unumgängliche Selbstkritik zu geben. Ein von Natur ästhetisches Individuum sind Sie auf alle Fälle; eine formschöpferische Anlage haben Sie gleichfalls, und haben den Sinn für das Höchste. Ob aber auch die Kraft in Ihnen steckt, sich zur selbsteigenen Vollkommenheit durchzuringen, das läßt sich vorläufig noch nicht entscheiden, da müssen Sie sich selbst befragen; solchen Naturen, wie Sie sind, sagt die innere Stimme stets die Wahrheit.

Daß ich auf Ihre Meinung über mich²⁾ mit einer seltenen Neugier warte, wird Ihnen hiernach selbstverständlich sein.

Mit Herz und Hand

K. Dehmel.

2.

Pantow, 16. 1. 96.

Lieber Binde!

Hurra, alter Kategorikus, heirassaffa: die Frauen sind doch die vernünftigsten Geschöpfe auf der Welt, denn Montag komme ich nach Elberfeld!! —³⁾

Wahrscheinlich wenigstens. Das Nähere laß Dir von der Schäferin sagen! Aber ohnedasß ihr Wilhelm⁴⁾ etwas davon merkte! Sie will mir nämlich Geld schicken, daß ich ihn zu seinem Geburtstag überbringe kann. Mach Dich also schleunigst zu ihr auf und karte Alles mit ihr ab!

Herrgott, vor lauter Freude hab' ich Dich nun doch schon Du genannt. Das wollt' ich mir für Uns zwei Beide eigentlich bis Montag Abend verkneifen. Na, umso rascher können wir uns in die Haare krigen; meine Mähne ist ziem-

¹⁾ Wahrscheinlich nicht erhalten.

²⁾ Diese Äußerung bezieht sich auf den erwähnten Artikel Bindes über Dehmels „Lebensblätter“, den Binde angekündigt hatte und von dem Dehmel bald danach den ersten Teil las. Daraufhin schrieb der Dichter am 14. 12. 95 an Wilhelm Schäfer: „Hier also Binde's Aufsatz jurüd. Und sagen Sie ihm ruhig, daß ich ihn gelesen habe. Der Mann ist ja geboren er Kesthetiker; eine so intensive Wahrnehmungskraft für das Wesentliche einer künstlerischen Arbeit findet man sonst nur bei ersten Künstlern selbst. ...“ Aus Bindes Artikel seien einige Sätze hier angeführt: „Dehmel will das Wort, den Laut, auf den ursprünglich sinnlich-anschaulichen Weg zurückführen. Übereinstimmung des Lautbildes mit dem Sehbilde, des Tongeflechtes mit dem Sinngeflechte, der Empfindung mit dem Gedanken, der sinnlichen Vorstellung mit dem geistigen Inhalt — das ist für Dehmel oberstes künstlerisches Gesetz. Da wird die lyrische Stimmung ein begriffsfreies Einheitsbewußtsein von Mensch und Welt, eine wahrhaft ästhetische Empfindung, eine vom Begehren reine Anschauung aller Dinge. ...“

³⁾ Dehmels Reise nach Elberfeld im Januar 1896.

⁴⁾ Der Dichter Wilhelm Schäfer, der damals in Elberfeld lebte und mit Binde befreundet war.

lich ebenso üppig wie Deine, Und wenn mir Lacrimae Christi ⁵⁾ winken, dann pfeife ich auf jedes Kantische Küstelmüstel! —

Also wenn die Schäferin mir goldne Wolle schickt, dann komme ich am 20. d. M. (Montag) 7^h 46 früh in Elberfeld an. Wir werden uns wohl leicht erkennen; im Übrigen trage ich einen dunkelblauen Wettermantel mit braunem Pelztragen und dito Mütze. Ich warte im Wartesaal, bis Du kommst; der Zug von Bohwinkel läuft, wie ich eben im Kursbuch sah, einbißchen später ein als meiner. Daß Du nicht etwa unnützlich früher kommst! ich warte gern ein halbes Stündchen und befeuchte mir die Elberfelder Menschen.

Dein verdrehter Mitmensch Dehmel.

3. Pankow, 8. 2. 96. ⁶⁾
Lieber Herzenskerl!

Verzeih, daß ich erst heute schreibe. Ich fand aber nach meiner Heimkunft ⁷⁾ soviel Korrespondenzpflichten vor, daß ich nicht eher dazu kam, Deine Novelle ⁸⁾ gründlich zu lesen. Nun willst Du mein ästhetisches Urteil darüber, trotz meiner ethischen Antipathie gegen solche schwindstüchtigen Stimmungshelden. Das ist immer eine heikle Sache; die Form ist halt vom Wesen nicht zu trennen, und ein sogenanntes „rein technisches“ Urteil läßt sich a priori zwar sehr leicht verlangen, aber schwer a posteriori geben. Die Aesthetiker sind mit solchen spekulativen Trennungen immer schnell zur Hand; der praktische Künstler weiß, wie innig Stoff und Stil einander bedingen. Wenn ich Dir z. B. einwende, daß Deine Darstellung zuweilen ins Redselige zerfließt und deshalb keinen mich von Grund aus packenden Fluß hat, so wirst Du mir sofort erwidern: das soll ja eben so sein, das bringt der Stoff so mit sich. Trotzdem habe ich das Gefühl, daß solche Seelenkrämpfe von d'Annunzio, Johannes Schlaf und selbst von Przybylszewsky ⁹⁾ schon spannender verwertet worden sind. Ich glaube, daß der Stoff schon zu sehr hinter Dir lag. Gerade solche Themata müssen mit Liebe zur Sache behandelt werden, wenn überhaupt ein Mitgefühl im Leser aufkommen soll. Man kann sich weder für dies Mädchen noch für diesen Mann erwärmen; der Dichter ist in ihnen nicht lebendig aufgegangen, steht beiden fast mit Wider-

⁵⁾ Ein bei den Künstlerzusammenkünften im Hause Binde gern und häufig genossener Wein. Binde hat eine Novelle seiner späteren christlichen Zeit danach benannt. („Lacrimae Christi“ aus dem Novellenband „Die Lekten“, Verlag G. Koegle, Wernigerode.)

⁶⁾ Dieser Brief ist von Dehmel datiert mit dem 8. 1. 96. Der Dichter hat sich hier jedoch im Datum geirrt; denn der Brief liegt offensichtlich nach der Elberfelder Reise, die im vorhergehenden Brief am 16. 1. 96 angekündigt wird. Außerdem wurde die Novelle, von der in dem Brief die Rede ist, erst am 3. 2. 96 von Binde abgeschickt. Dehmels Brief ist also wohl am 8. 2. 96 geschrieben.

⁷⁾ Von Elberfeld.

⁸⁾ Um welche Novelle Binde es sich handelt, ist nicht entscheidbar. Binde schreibt am 3. 2. 96 an Dehmel: „Hier hast Du besagte Novelle. Uebe herzlose Kritik. Der Stoff der Novelle entspringt einem Erlebnis, das sich vor ca. 1 1/2 Jahren zutrug. Heute stehe ich ganz darüber, aber ich wollte jenen Zustand nun einmal zu einer Prüfung meiner künstlerischen Befähigung benutzen. . .“

⁹⁾ Stanislaw Przybylszewsky (geb. 1868 in Losowo in Posen) ist heute dem allgemeinen Gedächtnis fast ganz entschwunden. Bei den Berliner Naturalisten um 1895 stand er in kurzer, rauschartiger Berühmtheit als der „deutsche Sataniker“, der Naturalist der „nackten Seele“. Seine „Totenmesse“ ist Dehmel gewidmet. Vgl. Euphorion XXVII (1926), S. 545.

willen gegenüber, und die liebevolle Behandlung der zufälligen Landschaft entschädigt für den Mangel einer wesentlichen, menschlichen Ergriffenheit durchaus nicht, läßt vielmehr den Zwiespalt zwischen Mensch und Welt, dessen Überbrückung doch das A und O jedweder künstlerischen Wirkung ist, noch peinlicher hervortreten. Nicht daß Du diesen armen Schächer für lebensunwert ansiehst, ist das Schlimme, sondern daß auch nicht der Wert des Todes aus ihm spricht. Du bist nicht in ihm wie der Heiland am Kreuz: „Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein!“

Du siehst als Künstler viel zu sehr noch auf das Was statt auf das Wie. Nicht daß ein Mensch zu Grunde gehen muß, stößt ab oder zieht an; sterben müssen wir ja Alle, das ist selbstverständlich und für Unbeteiligte daher gleichgiltig. Erst dadurch, wie der Künstler Einen sterben läßt, macht er uns zu Beteiligten. Sieh mal: auch mein Ernst¹⁰⁾ z. B. ist des Lebens nicht wert. Aber wie ich ihn mit innerster Anteilnahme seiner Selbstaufopferung entgegenführe, Das hat ihn so für andere lebendig gemacht, daß man mir sogar die Lebensphilosophie dieser Bühnengestalt auf meine eigne Rechnung setzen zu dürfen glaubt, ohne zu bedenken, daß der Ernst doch nur ein Rad im Uhrwerk meines Dramas ist. Und gerade diese innere, vom Dichter miterlebte Entgegenführung bis ans Ende, die vermißt man in Deiner Novelle. Ich würde mir nicht soviel Mühe geben, Dir das auseinanderzusetzen, wenn die Art, wie Du den Mann das landschaftliche Bild des Sterbens miterleben läßt, mir nicht sagte, daß Du sehr wohl fähig wärest, auch seelisches Geschehen organisch zu entwickeln. Nimm Dir mal zur Probe einen Stoff zur Hand, dessen Handlung reich genug ist, daß Du nicht Gefahr läufst, allzusehr der bloßen Beschreibung stimmungsvoller Zustände anheimzufallen. Und hüte Dich vor solchen impotenten Schwelgereien wie auf Seite 6; ein Augenblick wie der dort ausgemalte, geht im Leben zehnmal schneller vor sich und wirkt selbst dann schon widerlich genug. Kunst ist doch Konzentration des Lebens; einzig diese macht den individuellen Stil. Anlage dazu hast Du; hast auch Selbstkritik, und Übung macht den Meister. Also fest drauf los! —

Auch die beiden Nummern des „Sozialist“¹¹⁾ anbei zurück. Es ist ein wirklich gutes Blatt und Deiner Mitarbeit würdig. Den Dr. E. H. Schmitt¹²⁾ als Rezensenten kannst Du Dir gern gefallen lassen; besonders hat mir sein Bestreben, philosophische Fremdwörter zu vermeiden, äußerst zugesagt.

Woltmanns¹³⁾ Besuch wird mir natürlich hochwillkommen sein, zumal mir mein bisheriger Hausphilosoph, ein Mediziner wider Willen, vor kurzem nach

¹⁰⁾ Ernst Wächter aus dem Drama „Der Mitmensch“.

¹¹⁾ „Der Sozialist, Organ für Anarchismus — Sozialismus.“ Binde, der sich seit 1895 der anarchistischen Bewegung angeschlossen hatte, schrieb damals zahlreiche Aufsätze für diese Zeitschrift.

¹²⁾ Dr. Eugen Heinrich Schmitt (geb. 1851), ein Anarchistenführer, der wegen seiner anarchistischen Propaganda in Deutschland unmöglich geworden war und von Budapest aus die Sache des Anarchismus vertrat. Er rezensierte Binde's Aufsatz „Die Ethik des Anarchismus“, von dem er sagte, es sei „ein Artikel, der als Wahrzeichen einer neuen Wendung und Entwicklung des Anarchismus dastehet“. Schmitt gab seit 1897 die Zeitschrift „Ohne Staat“ heraus, an der Binde Mitarbeiter wurde.

¹³⁾ Der Philosoph Ludwig Woltmann, der damals in Solingen lebte und ein Freund Binde's war.

Brasilien durchgegangen ist, als Schiffsarzt. Seine Philosophie hatte ihn nicht davor bewahren können, als Liebhaber eines Freudenmädchens mit den bestehenden Strafgesetzen in Konflikt zu kommen; doch hatte er noch Willenskraft genug, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Er wird wohl jetzt mit Kant die Liebe einen pathologischen Zustand nennen; vielleicht entdeckt ein Jünger Schopenhauers noch, daß auch das Essen pathologisch ist, oder vielmehr der Hunger. Jetzt muß ich aber schließen: meine Frau ruft zum Mittagbrot. Hoffentlich also wird uns Woltmann bald ein lieber Gast sein! Desgleichen Du im Sommer! Die Gewerbe-Ausstellung scheint ein wirklich imponantes Ding zu werden. Mein Bruder¹⁴⁾ schenkt da „Deutschen Meth“ aus, eigene Erfindung, chemisches Fabrikat; was würde Tacitus dazu sagen?! —

Deiner Frau von Herzen gute Besserung wünschend und Deine Kinder küßend, bin ich Dein

Richard.

N. B.!! Bei meinem Urteil über die Novelle legte ich natürlich meinen höchsten Maßstab an. An der zeitgenössischen deutschen Produktion gemessen, verdient sie alles mögliche Lob. Jedenfalls kannst Du sie getrost veröffentlichen. Biete sie doch mal der „Freien Bühne“¹⁵⁾ oder der „Gesellschaft“¹⁶⁾ zum Abdruck an.

Dein R.

4.

Pantow, 17. 3. 96.

Lieber Goldkerl!

Ich hätte Dir sowieso geschrieben, auch ohne Deinen Brief. Schäfer hat mir Deinen Aufsatz¹⁷⁾ geschickt, und ich küsse Dein zappliges Schwärmerherz, trotz aller Druckfehler und Streichungen. Natürlich hast Du Perlen vor die Säue geworfen, und nach dem Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes würde Herr Professor Avenarius wohl eine arg verschwenderische Jugendeseele darin erblicken. Aber wie herrlich sind doch solche Eseleien, Du alter Querkopf, der meinen Ernst Wächter einen Narren zu nennen beliebte, Du lieber Mitmensch Du! Schließlich hat doch Alles seinen Zweck im großen Weltgetriebe, selbst der Baubau vom Generalanzeiger, und vielleicht fällt doch ein Samen Korn aus Deiner Dreschfliegelpredigt (was war doch dieser Jesus für ein großer Dichter! man kommt um seine Wahrheitsbilder garnicht herum) auf irgendeinen fruchtbaren Boden. Vor Allem nochmals: m i r w a r ' s a F r a i d, ob mit ob ohne Zweck.

Sei doch nicht immer so überbescheiden, Du Weltseelenmensch! Gegen die Menschheit im Menschen, jawohl, da wollen wir bescheiden sein, aber doch nicht

¹⁴⁾ Dehmels Bruder Otto, von Beruf Bierbrauer und Gastwirt.

¹⁵⁾ Die „Freie Bühne“, das Organ der Berliner Naturalisten, gegründet 1890 von Otto Brahm.

¹⁶⁾ Die „Gesellschaft“, das Blatt der Münchner Naturalisten, gegründet 1885 von Michael Georg Conrad.

¹⁷⁾ Ein Elberfelder Zeitungschreiber hatte einen abfälligen Artikel über Dehmel geschrieben, auf den Vinde mit einem Gegenaufsatz antwortete, der verstümmelt und druckfehlerentstellt aus der Presse kam.

gegen die paar Eigenschaften des Einzelnen, mögen sie noch so löblich sein. Wir sind doch Alle ohne Verdienst um Würdigkeit! Als ob Dein Suchen nach der schönen Wahrheit nicht ebenso dienlich fürs Ganze wäre wie mein Finden der wahren Schönheit! Klarheit schaffen helfen, mehr kann keiner; ob mehr durch sinnliche, mehr durch vernünftige Wahrnehmung, das ist vor Gott ganz gleichbedeutend. Es ist geschmacklos von Dir, mich immer so anzuhimmeln in Deinen Briefen. Das paßt garnicht zu Deinem Selbstgefühl; auch Dein Stil gerät dann immer in die Brüche, in eine hackfischhafte Nießschelei. Du bist doch sozusagen Vater von zwei Kindern; die enthalten zehnmillionenmal mehr Unendlichkeit und Ewigkeit als das genialste Kunstwerk. Das war Nießsche's Unzulänglichkeit, daß er „nie noch das Weib fand, von dem er Kinder haben mochte,“ dieser übermenschliche Homunculus! Sich selbst im Gleichgewicht zu jedem Andern fühlen, das ist die wahre Welt- und Gottes-Weisheit; das Über- wie das Unterlegenheitsgefühl, das ist das Allzumenschliche. Wie kannst Du mich z. B. bitten, „nachsichtig“ gegen Woltmann zu sein?!¹⁸⁾ Ich bin doch kein Geheimer Hofrat. E i n s i c h t i g in die Menschen zu sein, ist meine Seligkeit. Ich lege Maßstäbe nur an Leistungen, nicht an's Leben; das lasse ich einfach auf mich wirken, so Leib wie Seele, und erweitere dadurch mein eigenes Wesen. Ist mir jemand antipathisch, so hilft doch alle Nachsicht nichts. Mit welchem Rechte sollte ich auch Nachsicht üben? es hat doch niemand die Pflicht, mir zu gefallen.

Woltmann ist überdies ein ganz famoser Kerl, mit welchem Gattungsnamen ich alle die Leute belege, aus denen mir der alte Gesangbuchvers entgegenflingt:

Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält.^{18a)}

Wer diesen Philosophen für „unecht“ ansieht, der ist selber Talmi. Schäfer tut das übrigens nicht, im Gegenteil; er hat allen Respekt vor ihm, nur daß er sich mit seiner Art der Weltbetrachtung nicht befreunden kann. Das fällt aber selbst mir schwer, trotzdem ich eine natürliche Anlage habe, mich in Jedermanns Augenlinsen hineinzufühlen. Der Philosoph strebt eben vom entgegengesetzten Pole aus zum Mittelpunkt der Welt wie der Künstler; drum finden sie sich wohl am Ziel, aber ihr Weg kann nicht gemeinsam sein. Und lieben können sich nur solche Menschen, die auf die Dauer gemeinsam wandern können; es ist bezeichnend, daß Kant die Achtung über die Liebe stellte. Der Philosoph will eben geachtet sein, der Künstler geliebt. Die deutsche Sprache ist da wieder mal sehr tief; „achten“ stammt vom gothischen „âha“, d. h. Verstand, — „lieben“ von der Sanskritwurzel „lubh“, d. h. Verlangen. Und m i r ist Woltmann's Leidenschaft, sich den vernünftigen Zusammenhang der Dinge zu beweisen, beinahe liebenswert; es steckt was Kindliches in seinem Eifer, ein unwillkürliches Verlangen, das höher ist als alle Vernunft, und Das wirkt immer rührend auf mich,

¹⁸⁾ Binde schrieb am 16. 7. 96 an Dehmel: „... Sei nachsichtig gegen ihn [Woltmann], wenn er ein wenig zu sehr aus der Tiefe philosophiert; er meint es himmlisch ehrlich, er ist ein kostbares weises Kind, so kostbar, daß viele ihn für unecht halten, weil ihnen der Maßstab zur Schätzung fehlt, leider gehört zu diesen Leuten auch Wilhelm [Schäfer] und das thut mir sehr weh ...“

^{18a)} Kirchenlied von Joh. Andr. Rothe, 1728.

das ist das wahrhaft Echte im Menschen. Notabene: echt stammt von Ehe, Ehe vom gothischen aiws (lateinisch aevum, griechisch αἰών), d. h. Ewigkeit.

Nun ist es aber genug geschwätzt. Fortsetzung im Sommer — well — bei „Deutschem Meth!“ Inzwischen sei nicht traurig, daß der liebe Gott 400 M. von Deinem Taschengeld in eine andre Tasche bugsiert hat.¹⁹⁾ Solche Erfahrungen sind freilich tragikomisch. Im Grunde lacht man darüber, aber „unter den bestehenden Verhältnissen“ kommt das Lachen ziemlich gepreßt heraus. Trinken wir also ein paar Lacrimae Christi weniger! — ...

Leb wohl!

Dein Richard.

N B! Schick mir doch den Aufsatz „Einsiedler und Genosse“ zurück! Ich habe kein Duplikat davon.

5.

Pankow, 6. 6. 96.

Lieber Friedrich, Du bist ein Schaf. Vielleicht ist Dir das lieber, als daß Dich jemand „blos als Menschen“ liebt. Du gefelchter Aff Du! Was hast Du denn in meinem Brief²⁰⁾ hineingeedeutelt? und in was für Widersprüche verstrickt Du Dich! Wenn ich nicht Dein Menschentum verehrte, den Ernst und Eifer, mit dem Du Deinen Adel selbst gezüchtet hast: würde ich mir denn die Mühe machen, Dir mal die Leviten zu lesen? Oder denkst Du, das macht mir ein Vergnügen?

Du weißt und fühlst doch mehr als Irgendeiner, daß auch m i r das Künstler-tum nur ein Mittel zur Offenbarung reinsten Menschentums ist. Aber hier, wie nirgends sonstwo, sind Mittel und Zweck dasselbe. Form und Wesen läßt sich in der Kunst nicht trennen, so wenig wie in irgend einem Gebilde der Natur. Wer es als höchste Aufgabe des Menschen erkannt hat, rein sein Wesen zum Ausdruck zu bringen, und vergreift sich dabei in der Form, der bringt es eben unrein zum Ausdruck und vergreift sich an sich selbst, d. h. an der Menschheit, an der Natur, an Gott.

Darum eben schrieb ich Dir, Du schienst mir berufen, Dein Wesen in der Form des Schriftstellers, des Redners von Dir zu geben, nicht in der des Dichters, des Künstlers.²¹⁾ Seinen Beruf zu erkennen, darauf kommt es für den Menschen an, der sein Glück und Schicksal, Geschick und Mißgeschick als Eins mit dem der Menschheit fühlt. Zu begreifen, wozu man innerst geschickt ist, und sich darin schiden, Das ist es; nur dadurch wird man so äußerst geschickt im Ausdruck, daß man auf Andre innerst wirkt, sie seiner eigenen Entwicklung teilhaftig macht.

¹⁹⁾ Binde's Uhrmachergeselle war unter Mitnahme von Uhren im Werte von 400 Mark durchgegangen.

²⁰⁾ Ein Brief Dehmels, der nicht erhalten ist.

²¹⁾ Dieses Urteil Dehmels über Binde ist durchaus zutreffend. Dieselbe Ansicht spricht auch Binde's Biograph aus: E. Schulte-Binde, Fritz Binde. Ein Bild seines Werdens und Wirkens. Evangelische Buchhandlung P. Ott, Gotha 1926.

Du schreibst, Dein Sonnenpsalm²²⁾ sollte „nur eine Predigt“ sein. Jawohl! Das eben war mir so langweilig und schien mir Deiner unwert. Wann wird man endlich die Prediger zum Teufel jagen?! Diese verschwommenen Dichter und überspannten Redner! Diese Bastardkünstler, die aus der Unklarheit des Denkens und Unreinheit des Fühlens einen Beruf machen. Aus jeder Predigt kann man als Philosoph die eine Hälfte streichen, als Künstler die andre, und das Ganze hat im besten Falle nur für die geistig Armen Wert. Die Zeiten aber sind vorbei, in denen man glauben durfte, ihnen gehört das Himmelreich.

Aber wie kannst Du Mensch, der jede seiner Äußerungen ernst nimmt — allzu ernst vielleicht, denn man soll sich nicht wichtig machen —: wie kannst Du Dich damit entschuldigen wollen, daß Du „ja gar noch nicht ernstlich und ausschließlich Kunstproduktion getrieben“ hättest, sondern „nur nebenbei“,²³⁾ in Folge Deiner Überbürdung mit Alltagsgeschäften! Das eben kennzeichnet ja den Dilettanten, daß er meint, man könne das „so nebenbei“ betreiben. Nein, mein Lieber: man treibt nicht „Kunstproduktion“, man wird dazu getrieben! Du kannst mir glauben, Verehrter, ich bin sehr kompetent in Dingen der „mühsam errungsten Zeit“. In meinen 8 Dienstjahren als Versicherungskuli²⁴⁾ mit täglich 10—12 Arbeitsstunden, habe ich ungefähr beurteilen lernen, was für den „Kunstproduzenten“ die Überbürdung mit Alltagsgeschäften bedeutet. Ich sage Dir, das war noch schlimmer als Uhrenslicken! Aber ich habe niemals die Empfindung gehabt, daß ich nur nebenbei ein Dichter sei.

Dilettiren mögen Leute, die keine schöpferischen Anlagen haben. Wem man solche aber zutraut, dem rät man ab davon, damit er seine Kräfte nicht verschleudere, sondern zu Leistungen verwende, zu denen er wirklich berufen scheint. Auch darüber, lieber Friedrich, darf ich mitreden, denn ich habe auch mal dilettirt; als Maler nämlich, bis ich merkte, daß ich keiner sei noch werden könne.

Meinen albernen Ärger über das verkniffte und unvollständige Handexemplar²⁵⁾ wirst Du mir hoffentlich schon verzeihen haben; durch meine Beamtenjahre bin ich in solchen Dingen etwas zu pedantisch geworden. Daß Du aber glauben konntest, ich sei in meinem Urteil über den „Sonnenpsalm“ von „andrer Seite“ beeinflusst gewesen, ist nicht schön von Dir und nur ein Zeichen Deiner Empfindlichkeit als Dilettant. Von Herzen Dein

Richard.

P. S. Die Sache ist durch diesen Brief für mich erledigt. Wenn Du das Dichten und Malen nicht lassen kannst, so kann es Dir gleichgiltig sein, was ich von Deinen Kunsterzeugnissen halte. Es ist ja möglich, daß ich im Irrtum bin.

²²⁾ Vermutlich nicht erhalten.

²³⁾ Dehmel schreibt am 14. 12. 95 an Wilhelm Schäfer: „... Sonst aber täuscht sich Dinde, wenn er meint, Dichten sei bloß sogenannte Arbeit. Ein Wort kann einem manchmal schlaflose Nächte bereiten! ...“

²⁴⁾ Diese Bemerkung bezieht sich auf die Zeit, da Dehmel Sekretär des Verbandes Deutscher Feuerversicherungsgesellschaften war.

²⁵⁾ Es ist unklar, worum es sich handelt.

6. Elberfeld, 22. 7. 96. ²⁶⁾

Also übermorgen (Freitag) Abend, punkt 8 Uhr. Du brauchst mir nur den Namen des Lokals (nebst Straße) zu schreiben, dann treffen wir uns dort um 8. Aber bitte nochmals: Niemand weiter als Woltmann und Hardt! ²⁷⁾

Dein Richard.

Es scheint mir, daß auch Schäfer mitkommen wird.

7. 3. 3. Elberfeld, bei Schäfer. ²⁸⁾

Lieber Binde!

Schäfer ließ mich eben Deinen Brief über den bevorstehenden Liliencron-Casino-Abend lesen. Es war mir lehrreich zu erfahren, daß Du Menschen, die den Namen „Künstler“ verdienen, für „käuflich“ halten kannst; ²⁹⁾ meines Erachtens schließen diese beiden Begriffe einander aus. Freilich brauchen Künstler Geld zum Leben, und Taschengeld zur Lebensfreude; vorläufig wenigstens noch. Und wenn sie solches Geld und Taschengeld nicht haben, oder nicht genug, so müssen sie sich's leider irgendwie „verdienen“. Und da die armen Arbeiter selbst nichts haben, so müssen sie es eben von den reichen Faulenzern nehmen. Im Übrigen gönne ich jedem Menschen seine Freude an der Kunst, dem Krösus so gut wie dem Proletarier. Damit Du aber Gelegenheit hast, Deinen sozialrevolutionären Idealismus praktisch zu bethätigen, stelle ich Dir hiermit meinen Kehlkopf wiederholt zur Verfügung. Du wirst Dich vielleicht erinnern, daß ich schon bei meinem ersten Aufenthalt in Elberfeld den Vorschlag machte, nach Art der Berliner Freien Volksbühnen hier einen Deklamationsabend für die Arbeiter zu veranstalten. Damals warst Du der Meinung, die hiesige (Wuppertal) Bevölkerung sei „noch nicht reif genug dazu“, ³⁰⁾ und ich begnügte mich mit der Vorlesung in Eurer literarischen Gesellschaft. Da Du inzwischen anderer Meinung geworden zu sein scheinst, erkläre ich mich bereit, nächsten Sonntag (1. Novbr.) oder Mittwoch in 8 Tagen (4. Novbr.) den hiesigen Sozialdemokraten, und wer sonst in die Versammlung kommen will, u n e n t g e l t l i c h etwas vorzulesen; es wird Dir ja, nachdem Du Dich zu meiner Freude wieder auf Deine volksrednerische Fähigkeit besonnen hast, ein Leichtes sein, die Leute bis dahin zusammenzutrommeln. Der Saal darf allerdings nicht mehr als höchstens 600 Personen fassen; sonst kommt Lyrik überhaupt nicht zur Wirkung. Über das Programm können wir uns mündlich verständigen, und ich bitte Dich, mir zu diesem Zwecke ein Lokal in Elberfeld zu bestimmen,

²⁶⁾ Im Juli 1896 weilte Dehmel in Bingen und danach erneut in Elberfeld, wo er Binde sah. Um welchen Zweck es sich bei dieser kurzen Mitteilung handelt, ist nicht ersichtlich.

²⁷⁾ Ein Pianist aus Elberfeld, der Dehmels „Trinklied“ komponiert hat.

²⁸⁾ Dieser Brief ist undatiert. Dehmel war im Oktober 1896 abermals in Elberfeld. Da die im Brief selbst angegebenen Daten damit übereinstimmen, so ist anzunehmen, daß der Brief Ende Oktober 1896 geschrieben ist.

²⁹⁾ Was Dehmel hier meint, ist unklar.

³⁰⁾ Die Bevölkerung des Wuppertals galt lange Zeit wegen ihrer pietistischen Enge bis in die Arbeiterkreise hinein als unempfänglich und unfreundlich gegenüber künstlerischen Dingen.

wo wir uns nächsten Freitag (30. Oktbr.) treffen können, zu einer Dir beliebigen Tagesstunde. Bis Donnerstag bin ich mit der hiesigen und der Düsseldorf'schen Vorlesung, die ich mir noch einüben muß, beschäftigt. Ich bin unter Umständen (wenn das proletarische Kunstpublikum groß genug ist) auch bereit, am 1. und 4. Novbr. (also 2 mal) zu rezitieren.

Dein K. D.

8.

Pankow, 29. 11. 96.

Lieber Friedrich!

Anbei den Windelband ³¹⁾ zurück. Soviel ich gegen den Gedankengang des Buches einzuwenden habe, so tiefe Freude hat mir das Gefühl gemacht, aus dem heraus es geschrieben ist; noch nie habe ich ein philosophisches Werk mit solcher Spannung gelesen, und noch keines hat mich so in meinem Vorsatz bestärkt, nie wieder eins zur Hand zu nehmen — wenigstens nicht der Philosophie wegen, sondern höchstens noch aus Gründen der Kulturpsychologie. Es ist sehr erbaulich, durch wie viel Einschränkungen, Säuberungen und Ergänzungen die Kantische Lehre schon von ihren eigenen Anhängern entwertet wird; nach Jahrhunderten wird nichts mehr von ihr übrig sein als die Entdeckung des Unterschiedes zwischen Urteil und Beurteilung. Dann wird man aber auch erkannt haben, welch ein ungeheurer und gefährlicher Irrtum es war, das ideale Bedürfnis in das „Gewußtsein“ zu verlegen. Kant hat die Teufel durch Beelzebub vertrieben, nicht durch Gott! Aus den einzelnen Bewußtseinsgebieten hat er die metaphysischen „Vermögens“-Poppanze ausgeräuchert, aber dafür dem Bewußtsein selber, dieser Hebamme aller Sinneestäuschungen, eine gradezu päpstliche Machtvollkommenheit eingetrichtert. Das Bewußtsein aber — wie schon das Wort besagt — ist niemals etwas anderes als ein Wissen über etwas, ist niemals selber ein Sein, niemals eine ewige Kraft, sondern stets nur ein bewirkter Zustand in einem endlichen Wesen; und wer diesem Zustand die Fähigkeit zuschreiben will, aus sich selber „Normen“ zu erzeugen, der ist ein Mystiker der schlimmsten Art. Denn grade das, was in der wirklichen Welt nach Form wie Inhalt allereigenster Einzelzustand ist, in eine ideale Welt als schöpferischen Inbegriff der Allgemeingiltigkeit zu entrücken: ein solches X für U spricht jede Willkür der Beurteilung, auch die böswilligste, sofern sie nur für einen guten Zweck zu kämpfen glaubt, von vornherein heilig. Es ist mir ganz unzweifelhaft, daß Kant nicht wenig schuld ist an der teils bewußten, teils unbewußten Jesuiterei, die grade in Gelehrtenkreisen heutzutage heimisch ist; denn eine solche Überschätzung des Bewußtseins strahlt sich schließlich an sich selber. Niemand wird leugnen wollen, daß alle menschliche Entwicklung gleichbedeutend ist mit stetiger Erweiterung des Bewußtseins; man kann gradezu sagen, daß es das Wesen der Menschheit ist, den Menschen immer bewußter zu machen. Wer aber dem Bewußtsein selber eine zwecksetzende Machtgewalt unterschiebt, der erweitert es nicht, sondern beschränkt es auf sich selbst, d. h. auf seine inhaltlose

³¹⁾ Wahrscheinlich Windelbands „Beiträge zur Lehre vom negativen Urteil“, Freiburg 1884.

Form. Das Bewußtsein kann nichts als seinen Inhalt feststellen, ordnen und unterordnen, also Urtheile des Verstehens fällen, d. h. Zusammenhänge erklären. Aber Zusammenhänge erzeugen, Beurteilungen des Geschehens veranlassen, Inhalt hervorbringen, d. h. Zweckvorstellungen schaffen: Das können nur die unterbewußten (oder meinethalben überbewußten) Seelenkräfte: Vernunft und Wille und Gefühl — mit Einem Wort: die Triebe! Sie haben die Kraft, in's Bewußtsein zu treten, und kraft ihrer tritt das Bewußtsein mit dem Anspruch der Allgemeingiltigkeit auf. Und einzig ihnen, den Trieben, darf der erkennende Mensch mit mystischer Ehrfurcht eine dreieinige Allmacht unterlegen und sein Gewissen als die Offenbarung dieser Allmacht hinnehmen; denn nur wenn diese drei im Einklang miteinander ihn bewegen, wird sein Bewußtsein frei vom Widerspruch der Menschheit gegen die Natur, wird er der Gottheit theilhaftig. Also dann erst, wenn wir endlich uns dahin bescheiden, auch die „Vernunft“, das ideale Bedürfnis par excellence (denn „Vernunft“ stammt von „Vernehmen“, wie *idéa* von *ideiv*, und ist urverwandt mit *vóuos*, d. h. Gesetz) nicht mehr als menschliche Errungenschaft aus einem übermenschlichen Bewußtsein anzustimmen, sondern umgekehrt als einen Urtrieb zu betrachten, der in jedem endlichen Geschöpfe wirksam ist und im Menschen das Bewußtsein hat entwickeln helfen: erst dann können wir hoffen, unser Zweckbewußtsein langsam von dem unheilvollen Schwarm der Selbsttäuschungen zu reinigen. Und ich kann mir nicht helfen: ein solcher Schwarm von Selbsttäuschungen scheint mir bis auf heute noch jedes philosophische System gewesen zu sein — und wird es immer sein, solange Menschen sich anmaßen wollen, aus dem Bewußtsein ihrer Triebe allgemeingiltige Regeln der Beurteilung zu folgern, die nur die Menschheit als Ganzes oder eine künftige Übermenschheit richtig folgern könnte. Das eben ist der große Fehlschluß der Philosophie, daß sie sich einbildet, die Vernunft allein vermöge den Weltzweck zu offenbaren; nur in den seltenen Augenblicken, wo sich Vernunft, Gefühl und Wille im Gleichgewicht befinden, ist unser Bewußtsein einig mit der Welt — und alle Wahrheit, alle Gutheit, alle Schönheit erprobt sich doch nur daran, ob sie der einzelnen Menschenseele ihre Einheit mit dem All erschließt. Das also ist der Zweck der Welt: sich als All-Einheit zu erweisen, ihre „Harmonie“ zu offenbaren, jedes Teilchen mit dem Trieb zum Ganzen zu erfüllen, jeden Trieb zur Selbsterhaltung zwecklos zu machen. Womit die Philosophen sich vergebens den Verstand zerquälen: hinter den „teleologischen Zusammenhang“ der menschlichen Beurteilungsbedürfnisse zu kommen: das liegt für Jeden, der nicht an der Überschätzung des Bewußtseins leidet, klar auf der Hand als telepsychischer Zusammenhang. „Zwecke“ sind nichts als Triebe zur All-Einheit. Kein Zweck ist Selbstzweck, sondern immer Mittel zur Zwecklosigkeit. Jeder Zweck hat einen Inhalt über sich hinaus. Der Inhalt der Vernunftzwecke ist der Wille, der Inhalt der Willenszwecke das Gefühl, der Inhalt der Gefühlszwecke die zwecklose „Ruhe in Gott“, d. i. die Einheit mit der Welt. Das Bewußtsein hat keinen andern Zweck, als unsre Glückseligkeit festzustellen, wenn das Gewissen in uns schweigt, d. h. wenn unsre Triebe im Einklang miteinander, also unsre Seele

thätlich wie gedanklich im Einklang mit der Welt, unser Gewissen zwecklos ist. Das ist das Ideal der „reinen Anschauung“, der ästhetische Mensch, wie ich ihn in dem Vorwort zu den „Lebensblättern“ als Zweck der Menschheit aufgestellt habe: der Mensch mit dem zwecklos gewordenen Bewußtsein! der Mensch ohne Ideale, weil er sie nicht mehr nötig hat, sondern sie unwillkürlich erfüllt. Und nun werdet ihr wohl endlich, Du und Woltmann, auch den Sinn spruch zu „Weib und Welt“ empfinden lernen; er ist jenseits des Verstandes! er ist — reine Vernunft!

Dein Richard.

Anbei auch noch ein kleiner Aufsatz³²⁾ von mir. Kannst ihn auch an Woltmann schicken; desgleichen diesen Brief. Den Aufsatz schickst Du mir dann wohl gelegentlich zurück. Und sei mir niemals böse! —

9.

Pankow, 10. 5. 97.

Friederizissime!

Hiermit begrabe ich feierlichst die Streitart gegen Kant. Wenn seine Ausleger ihm soviel unterlegen können wie z. B. Du, dann wird er wohl für alle Ewigkeit Recht behalten.³³⁾ . . . Wegen der Dichtungen von Stefan George und Hugo v. Hofmannsthal (Koris) mußt Du Dich an den „Verlag der Blätter für die Kunst“ wenden (Berlin, Behr'sche Buchhandlung, Unter den Linden). Von Verlaine empfehle ich Dir „Sagesse“ und „Choix“ (Paris, bei Léon Vanier).³⁴⁾ Mit Herz und Hand

Dein Richard.

10.

Pankow, 20. 5. 97.

L. Fr. Ein speziell etymologisches Werk habe ich leider nie zur Hand bekommen.³⁵⁾ Was ich darüber weiß, ist mir teils aus gelegentlicher Lektüre verwandter Schriften hängen geblieben, hauptsächlich aus Max Müller's „Essays“, die Du wohl kennen wirst, teils aus Gymnasial=Reminiszenzen; und zu Hilfe kommt mir außerdem ein gewisses intuitives Gefühl für die Zusammenhänge der Wortwurzeln. Als kleines Nachschlagebuch, das natürlich in keiner Weise erschöpfend, aber für praktische Zwecke recht brauchbar ist, kann ich Dir Dr. F. Tegnér's „Deutsches Wörterbuch“ (bei Reclam) empfehlen. Herzensgrüße! auch an Woltmann.

Dein Richard.

³²⁾ Welcher Aufsatz gemeint ist, ist nicht feststellbar.

³³⁾ Binde hatte auf Dehmels Brief vom 29. 11. 96 hin am 30. 4. 97 einen langen Verteidigungsbrief für Kant geschrieben. Auf die obige Bemerkung Dehmels antwortete Binde: „. . . Aber schön ist's nun doch, daß jetzt auch die Philosophen, diese großen Denkkünstler der Welt, Platz in Deinem sonst so willigen Herzen gefunden haben. Es ist alles eine Kollegenschaft! . . .“

³⁴⁾ Binde hatte um diese Angaben gebeten.

³⁵⁾ Binde hatte am 17. 5. 97 geschrieben: „. . . Sieh mir, sofern Du kannst, den Titel einiger guter etymologischer Werke an. Du hast doch sicher so etwas, denn Deine Briefe enthalten viele gute Wortdeutungen. . . .“

11.

Pankow, 20. 11. 97.

Dank, lieber Friedrich, für Deinen zukunftsreudigen Glückwunsch³⁶⁾ und für den augenblicksfrohen Trinktgruß vom Apfeltisch! Die Andern leben ja auch in uns. Was ist der Andre, der in mir selber lebt, mich anschaut, mit mir redet, anders als „die“ Andern?! Daß Ich „Du“ zu mir sagen kann, das sagt ja Alles: das All ist das Eine. Ich bin sehr neugierig auf Woltmanns Buch³⁷⁾ und werde zwischen den Zeilen nach Dir suchen — und nach mir.

In Liebe Dein R.

12.

Pankow, 14. 4. 98.

Lieber Friedrich!

Ich gratulire Dir zu Deinem Berufswechsel; ³⁸⁾ schon der Stil Deines Briefes, der handfester ist als je früher, zeigt mir, daß Du auf glücklichem Wege bist. Zu welchem Ziele Du darauf gelangst, darf Dich im Augenblick nicht kümmern; Dein inneres Ziel steht Dir ja fest, und in welcher Form Du das aus Dir herausstellst, braucht eine so von Grund aus sittliche Natur wie Deine nicht bedenklich zu stimmen. ... — Über die Uthmann'sche Musik³⁹⁾ habe ich mich ganz wie Du gefreut. Bitte, bestelle dem Komponisten wie dem Gesangsverein meinen allerherzlichsten Dank! Und grüß Woltmann!

Dein R.

13.

Heidelberg, 28. 11. 00.

Nein, Lieber: bis jetzt hat die „Dramat. Ges.“⁴⁰⁾ noch nichts von sich hören lassen. Wenn Du sie anpuffen willst, dann thu es aber nicht etwa in meinem Namen! An der Vorlesung selbst liegt mir garnichts; sie würde mir nur ein willkommenes Mittel sein, ein paar gute Stunden mit Freunden zu verleben.

Mit allen Grüßen

Dein Dehmel.

³⁶⁾ Binde hatte zum 18. 11. einen Geburtstagsglückwunsch an Dehmel geschickt. Dabei schrieb er: „... Du hast in mir gefiegt. Von Dir kam alles. Aber es hat lang gedauert, bis ich gegen Dich angekämpft hatte. ...“

³⁷⁾ „System des moralischen Bewusstseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus“, Düsseldorf 1898. Binde schrieb am 17. 11. 97 an Dehmel: „... Woltmanns Buch ist im Druck. Ich habe fleißig mitgeschafft an dem Werke. Nun habe ich das Buch selbst überwunden. ...“

³⁸⁾ Binde war eine Redaktionsstelle in Düsseldorf bei einer Monatschrift für Düsseldorfer Kunst angeboten worden. Davon hatte er Dehmel Mitteilung gemacht.

³⁹⁾ Uthmann, ein früherer Arbeiter und Schlossergeselle, hatte Dehmels „Getzsemane“ komponiert und mit seinem Arbeitergesangsverein aufgeführt.

⁴⁰⁾ Die „Dramatische Gesellschaft“, eine Vereinigung von Literaten und Dichtern, in der aus eigenen Werken vorgelesen wurde. Auch Dehmel war dort zu Gast. Binde schrieb am 27. 11. 00 an Dehmel nach Heidelberg: „Ich habe Deine Antwort dem mir bezeichneten Mitgliede der ‚Dram. Ges.‘ mit dem Bemerkten zugeschickt, Du erwartetest baldige Antwort, habe aber seitdem nichts mehr gehört. Wenn man Dir noch garnichts gemeldet hat, werde ich dem Herrn auf die Bude rücken und ihn mindestens an die Pflicht, Dir zu antworten, erinnern ...“

14.

Blankenese, 13. 11. 01.

Ihre Eheschließung melden

R. Dehmel

J. Dehmel geb. Coblenz

22. Okt. 1901

Blankenese bei Hamburg, Parkstr. 40.

[Auf der Rückseite des Blattes.]

Lieber Binde! Hoffentlich paßt das umstehende Manifest in Dein Weltbild von mir. ⁴¹⁾ Jedenfalls kannst Du mir mehr als je dazu gratuliren. Über Deinen ansteckend wirkenden Enthusiasmus habe ich mich wieder von Herzen gefreut. Sage Deinen Gesinnungsfreunden meinen schönsten Dank!

Wie immer Dein D.

Das ist der letzte Brief Dehmels an Binde. Bald darauf hat Binde seine christliche Bekehrung erlebt und alle früheren Beziehungen, auch die zu Dehmel, abgebrochen.

⁴¹⁾ Darauf antwortete Binde am 19. 11. 01: „... ich gratuliere Dir von Herzen. Das Weltbild, das ich von Dir habe, ist eben so groß als die Welt selber ist. Also, was sollte da nicht passen? ...“

Einlauf.

(Abgeschlossen am 1. Juli 1927.)

1. Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Der Ackermann aus Böhmen. Ein Streitgespräch zwischen Mensch und Tod aus dem Jahre 1400. In heutigem Deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen, von Hans Böhme: Kunstwart-Bücherei. 46. Bd. Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München 1927.

Adolph, Heinrich, Die Philosophie des Grafen Keyserling. (Mit einem Bildnis.) Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart 1927.

Ball, Hugo, Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. S. Fischer, Verlag, Berlin [1927].

von Damborg, Eduard, Drei Schauspieler der Goethezeit: Karl Friedrich Leo, Karl Wolfgang Unzelmann, Marianne Schönberger-Marconi: Theatergeschichtliche Forschungen 36. Verlag von Leopold Voss, Leipzig 1927.

Debermeyer, Gustav, Tübinger Dichterhumanisten. Nebel, Frischlin, Flayder. Der Eberhardina Karolina zu ihrem 450jährigen Jubelfest dargebracht. Mit einem Holzschnitt, zwei Bildnissen und einem Wappen. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, Tübingen 1927.

Dehaghel, Otto, Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg, Lahr in Baden 1927.

Derbajew, Nikolaj, Der Sinn des Schaffens. Versuch einer Rechtfertigung des Menschlichen. Deutsch von Reinhold v. Walter. J. E. W. Mohr (Paul Siebed), Tübingen 1927.

Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu hrsg. von Fritz Bergemann. [Mit sechzehn Bildtafeln und zwei Faksimiles.] Im Insel-Verlag zu Leipzig 1927.

Beyer, Harald, Norwegische Literatur: Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten. Abteilung: Literaturgeschichte. Hrsg. von Paul Merker. Ferdinand Hirt in Breslau 1927.

Blai, Franz, Glanz und Elend berühmter Frauen. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin 1927.

Voss, Georg, Erziehungtum im Sinne Goethes und Fichtes. Gedanken zur Krisis der modernen Bildung. E. H. Wed'sche Verlagsbuchhandlung, München 1927.

[**Brentano.**] Die Geschwister Brentano. In Dokumenten ihres Lebens. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Herbert Levin-Derweim: Wertwürdige Geschichten und Menschen. Hrsg. von H. Hesse. S. Fischer, Verlag, Berlin 1927.

Brücken zum Ewigen. Die religiöse Dichtung der Gegenwart. Hrsg. von Wilhelm Knevels. Zweite Auflage. Hellmuth Wollermann, Verlagsbuchhandlung (W. Maus), Braunschweig 1927

Buffe, Kurt, Hermann Sudermann. Sein Werk und sein Wesen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1927.

Carus, E. G., Goethe. Zu dessen näherem Verständnis. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Kurt Karl Eberlein. Verlag Wolfgang Jesi in Dresden, o. J.

Dante. Die lyrischen Gedichte. Neu übertragen und mit der Urschrift versehen von Richard Zoosmann. Dritte Auflage vermehrt und verbessert. Verlag E. F. Müller, Karlsruhe i. B. 1927.

Deutsch-Osterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Osterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jacob Zeidler, hrsg. von Eduard Casle. Dritter (Schluß-) Band 1848–1918. 2. und 3. Abteilung, Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, S. m. b. H., Wien 1927.

Dünhaupt, Rudolf, Sittlichkeit, Staat und Recht bei Kant. Autonomie und Heteronomie in der Kantischen Ethik. E. Dünhaupt Verlag, Dessau 1926.

Ellinger, Georg, Angelus Silesius. Ein Lebensbild. Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1927.

Engels, Friedrich, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen Philosophie. Mit einem Anhang: Quellenmaterial zum Marx-Engels'schen Materialismus, hrsg. und mit Vorwort und Anmerkungen versehen von H. Dunder: Marxistische Bibliothek, Werke des Marxismus-Leninismus Bd. 3. Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin, o. J.

Erisman, Gustav, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Erster Teil: Die althochdeutsche Literatur. – Zweiter Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. Erster Abschnitt: Die frühmittelhochdeutsche Zeit. – Zweiter Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. Zweiter Abschnitt: Blütezeit. (Erste Hälfte): Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Begründet von Adolf Matthias. VI. Bd. E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1918–1927.

Feist, Lore, Nabel Varnhagen. Zwischen Romantik und jungem Deutschland. Hofbauer'sche Buchhandlung S. m. b. H., Eberfeld 1927.

Forke, Alfred, Die Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises: Handbuch der Philosophie. Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1927.

Friede, Gerhard, Der religiöse Sinn der Klassik Schillers. Zum Verhältnis von Idealismus und Christentum: Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus. Bd. II. Chr. Kaiser, Verlag, München 1927.

Frische Fahrt. Eine Auswahl deutscher Gedichte für die reisende Jugend von Wilhelm Friedrich. Verlag Moriz Dieckterweg, Frankfurt a. M. 1926.

Griechische Staatslehren. Platon und Aristoteles. Zusammengestellt von Fritz Seyer: Der Dreiturmbücherei Nr. 26 (Herausgeber: Jakob Brummer und Ludwig Hasenclever). Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1926.

Hadwich, Rudolf, Totenlieder und Grabreden aus Nordmähren und dem übrigen subetendeutschen Gebiete: Beiträge zur subetendeutschen Volkskunde, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen und Prof. Dr. Gustav Jungbauer. XVI. Band. Subetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1926.

Haering, Theodor L., Über Individualität in Natur- und Geisteswelt. Begriffliches und Tatsächliches: Wissenschaft und Hypothese. Nr. XXX. Verlag und Druck von W. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1926.

Hamerschmidt und Rohlfleisch, Deutsches Denken und Dichten seit Herder. Ferdinand Schöningh, Verlag, Paderborn 1927.

Haug, Eduard, Arnold Ott. Eine Dichtertragödie. Rascher & Co. A.G., Verlag, Zürich 1924.

Hegels Schriften zur Gesellschaftsphilosophie: Teil I. Philosophie des Geistes und Rechtsphilosophie. Hrsg., mit Einführung und Anmerkungen versehen von Alfred Baeumler: Die Herdflamme. Sammlung der gesellschaftswissenschaftlichen Grundwerke aller Zeiten und Völker. Hrsg. von Othmar Spann. 11. Bd. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1927.

Herrmann, Christian, Die Weltanschauung Gerhart Hauptmanns in seinen Werken: Philosophische Reihe, hrsg. von Dr. Alfred Werner. 82. Bd. Gebrüder Paetel, Berlin, Leipzig 1926.

Heß, J. H., P. Marianus Kot (1597–1663). Ein Kapitel Schweizerischer Theatergeschichte. Verlag Gebrüder J. u. F. Heß, Basel 1927.

Holder, Hans, Die Grundlagen der Gemeinschaftslehre Schleiermachers: Pädagogische Untersuchungen hrsg. von Oswald Kroh (Zübingen). II. Reihe: Sozialpädagogische Untersuchungen. Heft 1. Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und

ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1135. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1927.

H o p f, Walther, Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer. Verlag A. Franke A.-G., Bern 1927.

J m l e, F., Friedrich von Schlegels Entwicklung von Kant zum Katholizismus. Ferdinand Schöningh, Verlag, Paderborn 1927.

J e s s e n, Hans, Max Kurnik. Ein Breslauer Journalist (1819–1881). Verlag der Breslauer Zeitung, Breslau 1927.

J i l e t, Heinrich, Der Umlaut von u in den Reimen der bair. österr. Dichter der mhd. Blütezeit: Prager Deutsche Studien. Hrsg. von Erich Gierach und Adolf Hauffen. 41. Heft. Sudeten-deutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg i. B. 1927.

K a p l a n, Leo, Das Problem der Magie. Eine ethnopsychologische und psychoanalytische Untersuchung: Die Magische Bibliothek. 2. Bd. Im Merlin-Verlag, Heidelberg 1927.

K a t o n a, Ludwig und S z i n n y e i, Franz, Geschichte der ungarischen Literatur: Sammlung Götschen, Nr. 550. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1927.

K e l l n e r, Leon, Geschichte der nordamerikanischen Literatur. I. und II. Bd. Sammlung Götschen Nr. 685, 686. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1927.

K e r s c h e n f e i n e r, Georg, Das Grundaxiom des Bildungsprozesses und seine Folgerungen für die Schulorganisation. 3. Aufl. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin, o. J.

K i n k e l, Walter, Allgemeine Geschichte der Philosophie. Entwicklung des philosophischen Gedankens von Thales bis auf unsere Zeit. IV. Teil, I. Abteilung: Das Zeitalter des deutschen Idealismus. A. W. Zickfeldt, Verlag, Osterwied am Harz 1927.

L a n d g r e b e, Walther, Hebbels Nibelungen auf der Bühne: Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft, hrsg. von Eugen Wolff. Bd. 1. Schulzische Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung (Rudolf Schwark), Oldenburg 1927.

L a t e i n i s c h e D i c h t u n g e n z u r d e u t s c h e n G e s c h i c h t e d e s M i t t e l a l t e r s. Mit Anmerkungen hrsg. von Andreas Kaiser: Der Dreiturmbücherei Nr. 30 (Herausgeber: Jakob Drummer und Ludwig Hasenclever). Druck und Verlag von K. Oldenbourg, München und Berlin 1927.

L e b e n s g u t. Ein Lesebuch für deutsche Mädchen. Bearbeitet von Klaudius Bojunga, Anna Hoffa (Frankfurt a. M.), Fritz Sandmann (Homburg v. d. H.). Viertes Teil. Vierte Auflage: Diesterwegs Deutschkunde. Unter Leitung von Wilhelm Schellberg (Berlin) und Joh. Georg Sprengel (Frankfurt a. M.). Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1927.

L e s e, Kurt, Von Jacob Böhme zu Schelling. Zur Metaphysik des Gottesproblems: „Weisheit und Tat.“ Eine Folge philosophischer Schriften, hrsg. von Arthur Hoffmann. Heft 10. Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1927.

L e s s i n g, Theodor, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder die Geburt der Geschichte aus dem Mythos. 4. völlig umgearbeitete Aufl. Verlag Emmanuel Reinicke, Leipzig 1927.

L e w i n, Kurt, Gesetz und Experiment in der Psychologie: Sonderdrucke des Symposion. Heft 5. Im Weltkreis-Verlag, Berlin-Schlachtensee 1927.

L i e b m a n n, Kurt, Dionysos-Apollo. Die Idee und Rechtfertigung der jungen Generation. Dion-Verlag Liebmann & Mette, Dessau, o. J.

L i n d e, Ernst, Die Bildungsaufgabe der deutschen Dichtung. Friedrich Brandstetter, Leipzig 1927.

L u d w i g, Emil, Bismarck. Geschichte eines Kämpfers. Ernst Rohwohlt Verlag, Berlin 1927.

L u t r e z, Das Weltall. Eine Auswahl aus der Übersetzung von Max Seydel, zusammengestellt von Ernst Wüß: Der Dreiturmbücherei Nr. 31 und 32 (Herausgeber: Jakob Drummer und Ludwig Hasenclever). Druck und Verlag von K. Oldenbourg, München und Berlin 1927.

M a d e n s e n, Luß, Die deutschen Volksbücher. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1927.

M a u t h n e r, Friß, Spinoza. Ein Umriß seines Lebens und Wirkens. Verlag von Carl Reißner, Dresden 1921.

M e r k e r, Paul, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. [II. Hans Sachs]: Sammlung Götschen Nr. 24. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1927.

O l d e n b e r g, Hermann, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde: Wissenschaftliche Volksbücher für Schule und Haus, hrsg. von Friß Gansberg. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Hamburg, Berlin 1926.

O f t w a l d, Paul, Gustav Freytag als Politiker. Staatspolitischer Verlag S. m. b. H., Berlin 1927.

P a n n w i t z, Rudolf, Hymnen aus Widars Wiederkehr. Dion Verlag Liebmann & Netze, Dessau, o. J.

P e t e r s, Alfred, Psychologie des Sports, seine Konfrontierung mit Spiel und Kampf. Mit einem Begleitwort von Max Scheler. Der neue Geist-Verlag, Leipzig 1927.

P e t e r s e n, Julius, Gustav Noethe. Ansprache bei der Trauerfeier des Ostbundes am 10. Oktober 1926 in der Neuen Aula der Universität Berlin. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, o. J.

Politik. Eine Auswahl aus *Ma chi a v e l l i*, übersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurr), Stuttgart 1927.

Politische Geographie. Eine Auswahl, zusammengestellt zur Einführung in geopolitisches Denken von Wilhelm H u b e r: Der Dreiturmbücherei Nr. 27. (Herausgeber: Jakob Drummer und Ludwig Hasenclever). Druck und Verlag von K. Oldenburg, München u. Berlin 1927.

R e d s l o b, Edwin, Deutsche Volkskunst-Ausstellung Dresden 1929. Denkschrift. Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur und der Jahreshau Deutscher Arbeit, Dresden [1927].

R e i c h e, Kurt, Auguste Comtes Geschichtsphilosophie: Philosophie und Geschichte, eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der Philosophie und Geschichte. Nr. 15. Verlag von J. E. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1927.

R e i n k e m e y e r, Ferdinand, Adam Müllers ethische und philosophische Anschauungen im Lichte der Romantik. Eine strukturpsychologische und charakterologische Untersuchung. A. W. Zidfeldt Verlag, Osterwied am Harz 1926.

R i c h e y, Margaret F., Schionatulander and Sigune. An Episode from the Story of Parzival an the Graal, as related by Wolfram von Eschenbach. Alexander Moring Limited, The de la More Press, London [1927].

R o s e n f e l d, Hans Friedrich, Mittelhochdeutsche Novellenstudien [I. Der Hellerwertwig. II. Der Schüler von Paris]: Palaestra 153. Mayer & Müller, S. m. b. H. in Leipzig 1927.

S a l m a n n, Paul, Ralph Waldo Emerson's Geisteswelt nach den Werken und Tagebüchern: Frommanns Klassiker der Philosophie. XXVII. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurr), Stuttgart 1927.

S c h ä r, Oskar, Arno Holz. Seine dramatische Technik. Paul Haupt, Akademische Buchhandlung, Bern 1926.

S c h m i d t, Adalbert, Ein unbekannter Großer. Zum 20. Todestage Wilhelm Holjammers. Wilhelm Braumüller, Universitäts-Verlagsbuchhandlung, S. m. b. H., Wien u. Leipzig 1927.

S c h u c h a r d, S. E. L., Studien zur Verkunst des Jungen Klopstock: Tübinger Germanistische Arbeiten. Hrsg. von Hermann Schneider. 2. Bd. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1927.

S c h w a r z, Hermann, Ernst Moritz Arndt, ein Führer zum Deutschtum: Schriften zur politischen Bildung. Hrsg. von der Gesellschaft „Deutscher Staat“. VIII. Reihe. Das Erbe des deutschen Geistes. Heft 6. Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1131. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1927.

S i e b e r, Dorothea, Stifters Nachsommer: Jenaer Germanistische Forschungen. Hrsg. von A. Leitzmann. Nr. 10. Verlag der Frommannschen Buchhandlung (Walter Biedermann), Jena 1927.

S p i e ß, Emil, Die Religionstheorie von Ernst Troeltsch. Mit einem Bildnis von Ernst Troeltsch. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 1927.

Spranger, Eduard, Der deutsche Klassizismus und das Bildungsleben der Gegenwart. Festschrift, gehalten am 5. Dezember 1926 bei der Eröffnung der Abteilung für Erziehungswissenschaft und Jugendkunde in der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften: Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Abteilung für Erziehungswissenschaft und Jugendkunde. Nr. 3. Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1927.

Stählin, Karl, Aus den Papieren Jacob von Stählins. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Im Ost-Europa-Verlag, Königsberg i. Pr. und Berlin 1926.

Stedner, Hans, Der epische Stil von Hermann und Dorothea: Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinstitut für Neuere Philologie. I. Altgermanische Abteilung unter Leitung von Friedrich Neumann. Heft IV. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1927.

Steigelmann, Karl, Platens Aethel. J. B. Hohenester Verlag, München o. J.

Storm, Theodor, Sämtliche Werke in vier Bänden. Hrsg. und eingeleitet von Gertrud Storm. Schlüter & Co., S. m. b. H., Leipzig 1927.

Strauß, Walter, Friedrich Nicolai und die kritische Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1927.

Stroppel, Robert, Liturgie und geistliche Dichtung zwischen 1050 und 1300. Mit besonderer Berücksichtigung der Weg- und Tagzeitenliturgie: Deutsche Forschungen. Hrsg. von Friedrich Panzer und Julius Peterfen. Heft 17. Verlag Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1927.

Tonnellat, Ernest, Histoire de la Langue Allemande: Collection Armand Colin (Section de Langues et Littératures). Librairie Armand Colin, Paris 1927.

Vorländer, Karl, Geschichte der Philosophie. 7. Aufl. I. Bd.: Altertum und Mittelalter; II. Bd.: Die Philosophie der Neuzeit bis Kant. Felix Meiner Verlag, Leipzig 1927.

Wogler, Karl, Italienische Literaturgeschichte: Sammlung Bösch. Nr. 125. Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1927.

Waser, Maria, Josef Viktor Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund. Eine Darstellung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, Hrsg. von Harry Mayne (Wern). 46.-47. Bändchen. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig o. J.

Weber, Harald, Die Weltbeute des Ostens [China — Indien]. Verlag von Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg 1927.

Wegßler, Eduard, Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig 1927.

Wenke, Hans, Hegels Theorie des objektiven Geistes. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1927.

Williams, Charles A., Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite. The theme of the hairy solitary in its early forms with reference to Die lügend von sanct Johanne Chrysostomo (Reprinted by Luther, 1537) and to other European variants. Part I: Pre-Christian. Part II: Christian: University of Illinois Studies in Language and Literature. Vol. XI., No. 4. The University of Illinois 1925, 1927.

Wundt, Max, Rudolf Eucken. Rede gehalten bei der Eucken-Gedächtnisfeier der Universität Jena am 9. Januar 1927: Schriften aus dem Eucken-Kreis. Hrsg. vom „Eucken-Bund“. Heft 22: Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1124: Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), Langensalza 1927.

2. Zeitschriften.

(Jahrbücher. — Jahresberichte. — Mitteilungen gelehrter Gesellschaften.)

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 82. Jhg. (Juni 1927), Heft 1 u. 2: Ludwig, A., Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik. — Dörner, A., Gilm's erste (Wiener) Gedichtausgabe. — Schleich, G., Zur Textgestaltung der mittell-englischen Bearbeitung von Susos Orologium Sapientiae. — Schulz-Gora, D., Die französ-

ffischen Sagortsnamen II. — Nobiling, Fr., 14 Poèmes saturniens von Paul Verlaine, ins Deutsche übertragen. — Kleinere Mitteilungen: Scripture, E. W., Die Silbigkeit und die Silbe. — Jordan, L., Beiträge zur Kenntnis der spanischen Handels Sprachgeschichte. — Levent, K., Zum altprovenzalischen Wortschatz I. — Migliorini, V., Plaiones — Blaiones. — Schulze, A., Zu Archiv 150, 242—246.

Blätter für deutsche Philosophie. Zeitschrift der Deutschen Philosophischen Gesellschaft. Bd. 1 (1927), Heft 1 u. 2 (Metaphysische Weltgestaltung): Krueger, F., Vorwort. — Koch, Fr., Herder und die Mystik. — Schmalenbach, H., Die religiösen Hintergründe der Kantischen Philosophie. — Cohn, J., Persönliche und überpersönliche Bedeutung von Schillers Philosophie. — Schwarz, H., Ernst Moritz Arnolds Panentheismus. — Schingnik, W., Erkenntnis und Selbsterkenntnis in Friedrich dem Großen. — Wundt, M., und Lodemann, Th., Unbekannte Schriftstücke zu Fichtes Atheismusstreit. — Buchbesprechungen.

Deutsche Bildung. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Bildung. 8. Jhg., Nr. 2, Juni 1927: Einladung zu der ordentlichen Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) E. W. und 7. Deutschkundlichen Woche des deutschen Heimatbundes Danzig in Danzig, vom 3.—8. Oktober 1927 (Tagungsplan). — Schulz, Fr., Die Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache. — Schmidt-Voigt, H. H., Alte Ziele, neue Wege! — Hoffstaetter, W., Die sächsische Neuordnung des höheren Schulwesens. — J. G. S., Das deutschkundliche Institut in Düsseldorf. — Mitteilungen aus der Gesellschaft. — Anzeigen.

Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Halle a. d. Saale. 5. Jhg. (1927), Heft 2: Nisch, G., Wolframus Parzival. Eine Studie zur Geschichte der Autobiographie. — Handfchin, J., Die Musikanfängung des Johannes Scotus (Erigena). — Ritter, G., Romantische und revolutionäre Elemente in der deutschen Theologie am Vorabend der Reformation. — Moser, H. J., Renaissancelyrik deutscher Muster um 1500. Mit zwei Tafeln.

Eda. Nordisk tidsskrift for Litteraturforskning. Jhg. 14, Bd. XXVI, Heft 1, 1927: Vinberg, O., Den svenska proletärdiktningens gestalter. — Bull, E., Håkon Jvarsons saga. — Nergård, E., Forholdet mellem Swift og Stella. — Grieg, N., Rudyard Kipling and the British Empire. — Juell-Tønnessen, B., Litt om mennesket Sigbjørn Obstfelder.

The Germanic Review. Volume II, Number 3 (July 1927): Kaufmann, F. W., Romanit und Gotik. — Blankenagel, J. C., Deeds to Lenau's Property in Ohio. — Wahr, F. W., Hauptmann's Prometheus. — Bachmann, Fr., Die Theorie, die historischen Beziehungen und die Eigenart des Erpressionismus. — Uppvall, A. J., The Poetic Art of Erik Axel Karlfeldt. — Book Reviews.

Germanisch-Romanische Monatschrift. XV. Jhg. (Mai—Juni 1927), Heft 5/6: Weisgerber, L., Die Bedeutungslehre — ein Irrweg der Sprachwissenschaft? — Brintmann, H., Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. — Weidemann, E., Biblische Stilelemente bei Carlyle. — Neubert, Fr., „Textkritik“ im 18. Jahrhundert. — Kleine Beiträge: Verbold, Eine missverstandene Eckhartstelle. — Körner, Zu H. v. Kleists Würzburger Reise. — Körner, Ein Schreibfehler in Hebbels „Herodes und Mariamne“? — Zur altfriesischen Wortkunde. — Holtshausen, Die Runeninschrift auf dem Thorsberger Schildbuckel. — Selbstanzeigen. — Neuerscheinungen.

Die Horen. Zweimonatshefte für Kunst und Dichtung. 3. Jhg. (1926—1927), Heft 5: Elster, H. M., Vom Sinn der Lyrik in unserer Zeit. — v. Schaukal, R., Neue Gedichte. — Ponten, J., Römisches Idyll. — Kallai, E., Ernst Fritsch (mit Abbildungen). — Faest, A., Fünf Gedichte. — Wegner, A. T., Begierde. (Novelle.) — Sturmman, M., Der Ausgang und andere Gedichte. — Strauß, L., Albrecht Schaeffers Dviseeübersetzung. — Kuhn, A., Das deutsche Kunstgewerbe von heute und seine Meister (mit acht Bildern). — von Scholz, W., Hölty. — Gürster, E., Traum-Erschrecken. — Talhof, A., Jean Willi. — Elster, H. M., Bücherchau.

The Journal of English and Germanic Philology. Vol. XXV. (July 1926) No. 3: Jones, H. S. V., The *Fairie Queene* and the Mediaeval Aristotelian Tradition. — Flom, G. T., Old Norse Fränn „Gleaming“, Orkedal Dial Fraena, „Tohain“. — Dehorn, Wm., Mann, Th., eine philologisch-literarische Studie. — Hughes, H. S., The Middle-Class Reader and the English Novel. — Blankenagel, J. C., Shaw's *Saint Joan* and Schillers *Jungfrau von Orleans*. — Munsterberg, M., The Gift of Tongues. — Reviews.

(October 1926) No. 4: Tremaine McDowell, G., The Negro in the Southern Novel Prior to 1850. — Heffner, R. M. S., Borrowings from the Erlösung in a „Missing“ Frankfurt Play. — Maxwell, W. C. and Padelford, Fr. M., The Compound Words in Spenser's Poetry. — Davies, J., The Earliest Musical Setting to Goethe's *Faust*. — Mensel, E. H., James Howell as a Practical Linguist. — Geissendoerfer, Th., Carlyle and Jean Paul Richter. — Reviews.

(January 1927) No. 1: Brewer, E. V., Lessing and The Corrective Virtue in Comedy. — Curtiss, J. T., The Horoscope in Chaucer's *Man of Law's Tale*. — Seiberth, Ph., Das Element des Romantischen in Goethe. — Baldwin, T. W., Posting Henslowe's Accounts. — Stovall, Fl., Feminine Rimes in the *Fairie Queene*. — Hollander, L. M., Were the Mythological Poems of the Edda composed in the Pre-Christian Era. — Mahr, A. C., Vom Optativ des findlichen Spiels. — Ibershoff, C. H., Bodmer and Klopstock Once More. — Reviews.

Literarischer Handweiser. 63. Jhg. (April 1927), Heft 7: Wiesebach S. J., W., Der Bühnenvollsbund. — Schleusner, W., Die Rechtfertigung Meister Eckeharts. — Forst de Battaglia, D., Polnische Umschau V. Teil. — Weinrich, Fr. J., Neue Dramen Claudels. — Buchbesprechungen.

(Mai 1927) Heft 8: Kahl, W., Pestalozzi-Literatur. — Ehl, H., Das romanische Stilproblem. Prinzipielles und Bibliographisches. — Arns, K., Ein Streifzug durch das neueste englische Schrifttum. — Hankamer, P., Das Görres-Werk. — Buchbesprechungen.

(Juni 1927) Heft 9: Komba, H., Wege und Umwege in der Jugendschriftenfrage. — Alter, E., Die Grundlagen der heutigen norwegischen Literatur. — Mumbauer, J., Satansknechtschaft — oder Freiheit der Kinder Gottes? Gedanken über die zwiespältige Geisteshaltung der neueren „katholischen“ Literatur. — Siemens, S., Technik als Kulturfaktor. — Buchbesprechungen.

(Juli 1927) Heft 10: Mumbauer, J., Dreißig Jahre katholischer Literaturbewegung und Literaturarbeit. Ein Rückblick. — Anz, J., Johannes Mumbauer zum 60. Geburtstag. Eine Übersicht über sein Schaffen. — Dengel, J. Ph., Der Abbrandini-Papst Klemens VIII. (1592 bis 1605). Eine Würdigung des XI. Bandes von Ludwig v. Pastors Geschichte der Päpste. — Einfert, K., Hugo Balls „Flucht“ (1913–1921). — Buchbesprechungen.

Die Literatur. Monatschrift für Literaturfreunde. 29. Jhg. des „Literarischen Echo“, Heft 7 (April 1927): Strung, F., Literaturgeschichte. — Winkler, H., Zu Brandes' Hingang. — Hermann, S., „Zwischen zwei Revolutionen“. — Ranjohoff, S., Zu Wölfers Racine. — Nefle, Chr., Moderne Eschatologie. — Binding, R. S., Betrachtung eines Gedichtbandes. — Bauer, P., Joseph Georg Oberkofler. — Rheinfurth, K., Waldbemar Bonfels. — Müller-Rastatt, E., Mund's Nymphendichtung. — Soltner, W., Neue musikalische Bücher. — Blund, H. Fr., Das Stellbheim. — Wiebig, El., Eine Manuskriptseite. — Morgenstern, S., Politisierung des Theaters. — Arnold, Rob. F., Zu E. F. Meyers Gedichten.

Heft 8 (Mai 1927): Wenz, R., Vom Wesen der rheinischen Dichtung. — Saebel, H., Von belgischer Dichtung. — Spanier, M., Probleme europäischer Dichtung. — Lissauer, E., Die Gedichte von A. Miegel. — Diebold, B., Romanhafter Roman. — Luda, E., Schnitzer als Charakterologe. — Wolff, S., Annie Vivanti. — Forst de Battaglia, D., Dmitrij Merechkowski. — Miegel, A., Drei Gedichte. — Lissauer, E., Eine Manuskriptseite. — Palgen, R., Keller und Gogol. — Mansholt, T., Das Urbild des Hauke Haien.

Heft 9 (Juni 1927): Koffow, K., Was liest der deutsche Arbeiter? — Frank, R., Der gesprochene Chor. — Hirth, Fr., Der literarisierte Jazz. — Rodenbach, M., Über Ernst Wiechert. — Wiechert, E., Zu meinem Leben. — Lufhnat, D., Zu Nabels „Sündenfall“. — Heilborn, E., Der Doppelroman. — Kuh, E., Dichter und Dichtkunst. — von Zobelitz, F., Wanderbücher. — Schnitzer, A., Eine Manuskriptseite. — von Scholz, W., Ein Brief. — Fouqué, Der Einfelder. — Brücher, A., Stendhal-Dokumente. — Gohes, A., Zu Adalbert Stifter.

Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. XVI., Heft 2: Klemperer, W., Gibt es eine spanische Renaissance? — Ridert, H., Die Erkenntnis der intelligibeln Welt und das Problem der Metaphysik. — Larenz, K., Die Wirklichkeit des Rechts. — Cohn, J., Zu Nicolai Hartmanns Ethik. Versuch kritischer Mitarbeit. — Notizen.

Modern Language Notes. Baltimore. Vol. XLII, Number 3 (March 1927): Scudder, H. E., A Queen at Chess. — Nock, S. A., Denis Saurat on Milton's Color Vision. — Tilley, M. P., The Comedy „Lingua“ and the „Faerie Queene“. — Richards, J. T., A New Poe Poem. — Gilman, M., „Le Dissipateur“ and „Timon of Athens“. —

Balderston, K., C. Goldsmith's Supposed Attack on Fielding. — Brown, J. E., Goldsmith and Johnson on Biography. — Schwartz, W. L., The Influence of E. A. Poe on Judith Gautier. — Magoun, F. P., The Burning of Heorot: an Illustrative Note. — Watts, G. B., An Unpublished Letter by Louis Racine. — Case, A. E., Aaron Hill and Thomson's „Sophonisba“. — Kurrelmeyer, W., The Term „Sturm und Drang“. — Reviews.

Number 4 (April 1927): Bush, D., The Influence of Marlowe's „Hero and Leander“ on early Mythological Poems. — Gould, C. N., „Which are the Norms who take Children from Mothers“. — Taylor, A., „Das Schloß in Österreich“. — Lineberger, J. E., An Examination of Professor Cowling's new Metrical Test. — Noyes, E. S., Another Smollett Letter. — Stewart, G. R., JR, A Note on the Sleep-walking Scene. — Malone, K., A Note on „Brunanburh“. — Freemann, E. L., A Note on Bacon's Influence. — Vos, B. J., Two Notes on Heine's „Harzreise“. — Zucker, A. E., A Note on the Poet of the „Trug-Nachtigall“. — Shanks, L. P., A Possible Source for Rousseau's Name „Emile“. — Emerson, O. F., Two Lexical Notes. — Kane, E. K., Parrot and Pajarote. — Reviews.

Number 5 (May 1927): Bernbaum, E., Recent Works on Prose Fiction before 1800. — Tilley, M. P., The Comedy „Lingua“ and Du Bartas' „La Sepmaine“. — Stevenson, L., A French Text-book by Robert Browning. — Austin, H. D., Dante Notes, IX. — Nykl, A. R., Old Spanish Terms of Small Value. — Bush, D., Some Allusions to Spenser. — Lemmi, C. W., Leopardi's „Passero solitario“. — Coffman, G. R., A Note on Shakespeare and Nash. — Dale, G. J., Spanish „Fondo en“ once more. — Caskey, J. H., Two Notes on Uncle Toby. — Caskey, J. H., Tracing an Epigram. — Sehrt, E. H., Goethe's „Faust“, Line 1520. — Cooper, L., A Note on Legouis and Cazamian, „Histoire de la Littérature Anglaise“. — Schwartz, W. L., The Significance of D'Annunzio's „Outa Occidentale“. — Reviews.

Neophilologus. Groningen, Den Haag. XII, 1927, 3: Salverda de Grave, J. J., Indirecte Rede in onafhankelike zinnen. — van Roosbroeck, G. L., Corneille's Early Theories. — Rosenfeld, S. Fr., Zum Wilhelm von Wenden Ulrich von Eschenbach. — Scholte, J. H., Kleiner Beitrag zum Bildungsgang des Simplicissimusbüchters. — Alter, E., Psycho-Analyse und Literaturwissenschaft I. — Kern, J. H., Phoenix 25. — van der Gaaf, W., Contributions to the History of English. — Stijfhoorn, G., Hamlet II. — Chotzen, Th. M., Un ancien fragment des Colloques en gallois. — Hesseling, D. C., Het Nieuwgriekse ποῦ. — Boekbespreking. — Aankondiging van eigen Werk.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Hrg. von Johannes Ilberg. 3. Jhg. 1927, Heft 3: Zumarkin, A., Das Apollinische und das Dionysische in der griechischen Philosophie. — Petri, F., Die Wohlfahrtspflege des Augustus. — De Voor, S., Gemeingermanische Kultur. — Pfandl, L., Die Zwischenspiele des Cervantes. — Schüding, L. L., Shakespeares Persönlichkeitsideal. — Scherwast, R., Die moderne Wertphilosophie und ihre Bedeutung für das humanistische Gymnasium. — Reichwein, S., Georg Kerckhoffs' Theorie der Bildung“. — Berichte: Ilberg, J., Altertumskunde. — Hübner, W., Auslandskunde: Englisch (Literaturgeschichte, insbesondere Romantik). — Schnabel, F., Geschichte: Sozialgeschichte. — Nachrichten.

Die Neue Rundschau. XXXVIII. Jahrgang der Freien Bühne. 4. Heft (April 1927): Hellpach, W., Parlaments-Dämmerung. — Mauriac, Fr., Der junge Mensch. — Süskind, W. E., Raymond (Novelle). — Marcu, W., Antoine de Rivarol und Jean-Paul Marat. — Meier-Graefe, J., Die Fahrt nach Nubien. — Zudekandel, W., Der Geist im Wort und der Geist in der Tat. — Wiegler, P., West-östliche Romane. — Saenger, S., Politische Glossen. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

5. Heft (Mai 1927): Pannwitz, R., Der Geist Europas. — Hesse, H., Traktat vom Steppenwolf. — Hesse, H., Ein Stück Tagebuch. — Ball, H., Hermann Hesse und der Osten. — Süskind, W. E., Hermann Hesse und die Jugend. — Hausenstein, W., Notizen aus Süßfrankreich. — Mauriac, Fr., Der junge Mensch. — Saenger, S., „Religiöse Erneuerung“. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

6. Heft (Juni 1927): Bonn, M. J., Amerikanische Prosperität. — Mann, H., Erinnerungen an Frank Wedekind. — Lidnowsky, M., Das Rendezvous im Zoo (Novelle). — Conrad, J., Briefe an Freunde. — Matthias, L., Bericht über das andere Spanien. — Die, D., Bücher über Kunst und Musik. — Saenger, S., Politische Chronik. — Kayser, R., Europäische Rundschau.

7. Heft (Juli 1927): Hellpach, W., Parlaments-Zukunft. — v. Hofmannsthal, H., Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation. — Dos Passos, J., Manhattan Transfer (Aus dem Roman einer Stadt). — Matthias, L., Bericht über das andere Spanien. — Shaw, B., Dämmernde Wirklichkeit (ein Akt). — Elias, J., Max Liebermann. — Gläse, D., Der Ruf nach Bindungen. — Landsberger, F., Alfred Döblins „Manas“. — Saenger, E., Die Wiederkunft des Gleichen? — Kayser, R., Europäische Rundschau.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. 1. Jhg. (1927) Heft 1: Fehrlé, E., Zum Geleit. — Walter, M., Die Kunst der Ziegler. — Künzig, J., Der Pfeffer. Ein Hochzeitlied im Fränkischen. — Hünnerkopf, R., Der wilde Jäger in Oberdeutschland. — Weiser, L., Das Bauernhaus in Tirol. — Fehrlé, E., Joh. Pet. Hebel. — Pfalz, A., Angebliche fränkische Mundarten in Österreich. — Lämmle, Aug., Vom Volkstum in Württemberg. — Verschiedenes.

Philosophie und Leben. 3. Jhg. (April 1927) Heft 4: Strecker, R., Der Sinn der demokratischen Staatsform. — Wundt, M., Volk, Staat und Kirche im Sinne der deutsch-völkischen Weltanschauung. — Messer, A., Max Wundt über völkisches Denken. — Unold, J., Die Volksvertretung in einem organischen Kulturstaat. — Unold, J., Freiheit und Gleichheit. — Meincke, Fr., Das Wesen der Staatsräson. — Zur Einführung in die Philosophie. — Aussprache. — Besprechungen. — Eingegangene Schriften.

Phoenix. Zeitschrift für deutsche Geistesarbeit in Südamerika. Hrgg. vom Deutschen wissenschaftlichen Verein in Buenos Aires. Jhg. XIII (April 1927) Heft 1 und 2: Festschrift für Prof. Dr. Hermann von Ihering.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Paris, 44. Année, No. 3 (Mars 1927): Douady, J., Agrégation d'Anglais. — Loiseau, H., De la Genèse de l'amitié de Goethe et de Schiller. — Yvon, P., Quelques notes sur les Animaux (Suite). — D. A. et L. H., Causeries Bibliographiques sur les Auteurs d'Agrégation et de Certificat (Suite). — Nécrologie: Meneau, P., Paul Chabas. — Servajean, H., Le Souper Angellier en 1926. — Bibliographie. — Chronique Universitaire. — Revue des Périodiques.

No. 4 (Avril 1927): Koszul, A., La technique dramatique de Shakespeare. — Loiseau, H., De la Genèse de l'amitié de Goethe et de Schiller (Suite). — Yvon, P., Quelques notes sur les Animaux (Suite). — D. A., Causeries Bibliographiques sur les Auteurs d'Agrégation et de Certificat (Suite). — Bibliographie. — Chronique Universitaire. — Revue des Périodiques.

No. 5 (Mai 1927): Loiseau, H., De la Genèse de l'amitié de Goethe et de Schiller (Suite). — Yvon, P., Quelques notes sur les Animaux (Suite). — X, Type de Dissertation d'Agrégation (Anglais). — Pitollet, C., „Tirren“ allemand et „Tirria“ espagnol. — Loiseau, H., La Crise de l'Enseignement de l'Allemand en Amérique. — Bibliographie. — Chronique Universitaire. — Revue des Périodiques.

No. 6 (Juin 1927): Garnier, Ch. M., Emerson, annonceur. — Yvon, P., Quelques notes sur les Animaux (Suite). — Buriot-Darsiles, H., Rudolf Borchardt. — Muret, G., Les verbes causatifs en allemand et en anglais. — Bibliographie. — Chronique Universitaire. — Revue des Périodiques.

Revue germanique. Paris XVIII. No. 2 (Avril—Juin 1927): Brun, L., Hermann von Keyserling et son École de Sagesse, II. — Michel, V., Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland, X. — Fournier, A., Le Roman allemand, II. — Comptes Rendus Critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des Revues. — Chronique.

Die schöne Literatur. 28. Jhg. April 1927. Nr. 4: Brandt, D. H., Timm Kröger. — Euringer, R., Der Schaffende als Kritiker. — Buchbesprechungen. — Neue Bücher; Zeitschriftenschau; Uraufführungen; Mitteilungen; Beilagen: Dichterbildnisse (Nic. Huch, L. v. Strauß-Tornay). — Jahresernte 1927 (Kud. Paulsen).

Mai 1927, Nr. 5: Witkop, Ph., Emil Strauß. — Buchbesprechungen. — Neue Bücher; Zeitschriftenschau; Uraufführungsberichte; Mitteilungen; Beilagen: Dichterbildnisse (Emil Strauß, Hans-Christov Kaergel). — Jahresernte 1927 (Ina Seidel, Paul Ernst).

Juni 1927, Nr. 6: von Grolman, A., Friedrich Huch. — Euringer, R., Außenseiter der Gesellschaft. — Buchbesprechungen. — Neue Bücher im Mai; Zeitschriftenschau im Mai; Uraufführungsberichte; Mitteilungen; Beilagen: Jahresernte 1927 (Paul Ernst, Hans Kosmann). — Wiltbeilage (Hanns Jöskh, Otto Brües).

Juli 1927, Nr. 7 (Hermann Hesse-Heft): Wittkop, Ph., Hermann Hesse. — Bibliographie: 1. Werke und Aufsätze von Hermann Hesse; 2. Schriften über Hermann Hesse (zusammengestellt von E. Meißelmann). — Wespeler, W., Romane der Welt. — Buchbesprechungen. — Mittheilung (H. Hesse); Manuskriptseite H. Hesses. — Jahresernte 1927 (Hans Brand).

Slavia. Casopis pro slovanskou filologii. Prag. V. Jhg. Heft 3: Brückner, A., Modèles d'étymologie et de critique des sources II. — Sobolevskij, A., Remarques étymologiques. — Sobolevskij, A., Remarques sur la morphologie slave. — Gudzij, N., L'allitération et l'assonance dans Tjutčev. — Janów, J., Les sources de l'Evangile de Peresopnica. — Murko, M., Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven (Fortsetzung). — Zelenin, Dm., Les coiffures de femmes chez les Slaves Orientaux (Russes) (fin). — Critiques et comptes-rendus. — Nécrologie. — Notes et informations: Vernadskij, G., Aperçu des travaux sur le byzantinisme depuis 1914 (fin). — Pata, J., La bibliothèque nationale de Sofia. — Frček, J., Les relations scientifiques franco-russes. — Personalialia. — Extraits des revues.

Heft 4: Stender-Peterfen, Ad., Zur Etymologie des urslav. gorazdt. — van Wijk, N., Evangelistar und Tetraevangelium. — Dolobko, M., Nôčb-nôčesb, ôsenb-osenésb, zimá-zimusb, léto-tétosb. — Murko, M., Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven (Schluß). — Val'denberg, V., Les idées sociales et politiques de Posoškov et Kržanič. — Mošin, V., La „troisième“ tribu russe. — Critiques et comptes-rendus. — Nécrologie. — Notes et informations: Mladenov, St., En l'honneur et en mémoire de Louis Leger. — Stránská, Dr., Les musées ethnographiques yougoslaves. — Frček, J., L'organisation des études de slavistique en France. — Ljackij, E. A., Mélanges Paul Boyer. — Manning, Cl. A., Les „Ténèbres“ d'Andrew et „Souvenir de littérature clandestine“ de Dostojevskij. — Bem, A., La littérature dans les revues russes. La presse et la Revolution (1923—1925). — Savickij, P., Aurelio Palmieri: La géographie politique de la Russie soviétiste. — Šwela, G., Réponse à Mr. Tasycki. — Extraits des revues.

Stimmen der Zeit. Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. 57. Jhg. (April 1927) Heft 7: v. Noftik-Kiened, X., Die Weltanschauung Gottes. — Koch, L., Hundert Jahre Kulturkampf in Mexiko. — Kompel, J., Fortschritte im Naturschutz. — Grisar, J., Das erste Verbot der Ordensgründung Maria Warbs (1628). — Stang, S., Nordische Romane. — Kreitmaier, J., Dialekte des gregorianischen Chorals. — Haas, X., Laienhilfe in der Seelsorge. — Reichmann, M., Hat der hl. Ignatius von Loyola für die deutschen Protestanten die Todesstrafe verlangt? Konjektur zu einer berühmten Briefstelle. — Besprechungen von Büchern über Philosophie. Mai, Heft 8: Böminghaus, E., Marienverehrung als Kulturmacht. — Satterer, A., Beweisen offulte Spontanerscheinungen das Fortleben der Menschenseele nach dem Tode? — Pribilla, M., Um Glaubenseinheit und konfessionellen Frieden. — Przywara, E., Integraler Katholizismus? — von Dunin-Borkowski, St., Pädagogisches aus dem alten China. I. Die frühesten Deutungen des ältesten chinesischen Buches. — Grisar, J., Der Endkampf um Maria Warbs erste Ordensgründung (1628—1631). — Kreitmaier, J., Verklingende Weisen. — Stang, S., Handel-Mazzettis Karl-Sand-Roman. — Besprechungen von Büchern über Kulturgeschichte; Deutsche Erzählungsliteratur. Juni, Heft 9: Lippert, P., Die Sonne Satans — die Sonne Gottes. — Muder mann, Fr., Das Christentum im Kampf um die deutschen Klassiker. — v. Noftik-Kiened, X., Die Christozentrier der Weltanschauung Gottes. — v. Dunin-Borkowski, St., Pädagogisches aus dem alten China. II. Das Buch der Wandlungen. — Jaller, D., Wege der Religionsvergleichung seit der Renaissance. — Overmann, J., Georg Brandes als europäischer Kritiker. — Reichmann, M., Die Konferenz von Lausanne. — Besprechungen von Büchern über Philosophie, Soziologie und von Nachschlagewerken.

Una Sancta. Ein Ruf an die Christenheit. 3. Jhg. 1927, Heft 2: Morasch, E., Evangelisches oder protestantisches Christentum? — Glinz, S. A., Katholische Geisteshaltung und Theologie der Krise. — Schwär, Fr., Die Theologie der Krise und die Kirche. — Sekeny, H., Grundfragen der Theologie. — Bücherschau. — Pressschau. — Numenische Chronik.

Zeitschrift für deutsche Bildung. Frankfurt a. M., 3. Jhg. (1927) Heft 4: Meyer, Fr., Kant-Schiller-Fichte, ein Beitrag zur Entstehung des nationalen Ethos der Deutschen aus dem Gedanken des allgemeinen Menschentums. — Heyden, J., Lyrische Gedichte, nachschaffende Betrachtungen. — Pauls, E. C., Goethes Führung. — Sprengel, J. G., Deutschland im französischen Unterricht, La Fontaine. — Janell, W., Zur philosophischen Propädeutik. — Steche, Th., Welterburg, H., Sprengel, J. G., Matthias, Th., Bücherschau. — Becker, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 5: Walzel, D., Religiöse Dichtung des jungen Goethe. — Pauls, E. E., Goethes Führung. — Muris, D., Politische Geographie und Geopolitik im erdkundlichen Unterricht. — Muris, D., Erdkundlicher Bücherbrief. — Meiners, E., Buchtitel im Spiegel der Zeit. — Leisegang, H. W., Nietzsche und das Deutschtum. — Wilhelm, Fr., Paul Häberlin als Pädagog und Philosoph. — Brohmer, P., Beiträge der Naturwissenschaften zum Gedanken einer deutschen Bildung. — Matthias, Th., Walder und dabei manches andere. (Nach:) Fr. K. Schröder, Germanentum und Hellenismus. — Beder, H. Th., Zeitschriftenchau. — Ordentliche Tagung der Gesellschaft für deutsche Bildung (D. G. B.) und 7. Deutschkundliche Woche des Danziger Heimatbundes in Danzig vom 3.—8. Oktober 1927.

Heft 6: Kühlhorn, W., Carl Spittellers Welterlebnis. — Nowinkel, E., Philosophische Lektüre in der Arbeitsgemeinschaft der Prima. — Nowinkel, E., Philosophische Arbeitsgemeinschaft in der Prima, ein Lehrbeispiel aus Loke. — Pauls, E. E., Goethes Führung. — Vontin, W., Moderne Lyrik im deutschkundlichen Unterricht, eine Einführung in das Wesen des dichterischen Kunstwerks. — Westenburg, H., Lyrik, ein Bücherbrief. — Peters, U., Der Bildungsbegriff Kerschensteiners, eine Buchanzeige. — Peters, U., Walther Classens „Werden des deutschen Volkes“ im Geschichtsunterricht, eine Buchanzeige. — Beder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Zeitschrift für Deutsche Kunde. Jhg. 41 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Heft 4: Pongs, H., Der Kampf um die Auffassung Conrad Ferdinand Meyers. — Sternberg, L., Zur Geistes- und Kulturgeschichte des Rheingaus. — Giese, K., Rheinische Heimatkunde im Rahmen der deutschen Geschichte des Mittelalters. — Braun, Fr., Das Weichselland im deutschen Unterricht. — Kügler, H., Volkskunde, besonders der Großstadt, und höhere Schule. — Schmid, P., Eine Schülerfahrt ins Gebiet sächsisch-romanischer Baukunst. — Oelsner, K., Eine Schülerfahrt nach Süddeutschland. — Konekly, St., Heimatkundliche Studienfahrten des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. — Fittbogen, G., Ein Gang durch die neuere Literatur über die Auslandsdeutschen. — Sonderberichte: Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes „Wilhelm Meister“. Goethes Werke. — Christoph Negele. — Fräulein Mozart.

Heft 5: Linden, W., Die Lebensprobleme in Goethes „Iffo“. — Willige, W., Deutschland, Hellas und Hölberlin. — Steinert, W., Wilhelm Schäfers rheinische Novellen. — Buchheit, G., Shakespeare im Geiste der Gegenwart. — Pauls, E. E., Der große Stoff der Natur. — Mecher, H., Literaturgeschichte in der Volksschule. — Bergmann, K., Kulturgeschichtliche Wortbetrachtungen. (Der menschliche Körper, seine Krankheiten, sein Bau und die Aufgaben gewisser körperlicher Organe.) — Literaturbericht: Hoffstaetter, W., Sammlungen und Ausgaben. — Zeitschriftenchau.

Heft 6 [Schweizer Heft]: Ermatinger, E., Der Anteil der Schweiz an der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. — Musch, W., Schweizerische und deutsche Dichtung. — Leppli, E., Zur Schweizerdichtung der Gegenwart. — Schaffner, P., Neuere Schweizerische Malerei. — Hoffmann-Krayer, E., Die Erforschung des Volkstums in der Schweiz. — Zollinger, M., Die Aufgabe des Deutschunterrichts in der deutschen Schweiz. — Sautier, L., Der Deutschunterricht auf den Mittelschulen der französischen Schweiz. — Tagung der Gesellschaft für Deutsche Bildung in Danzig. — Zeitschriftenchau. — Nachwort.

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Stuttgart, 52. Bd. (1927), Heft 1 u. 2: Baesede, G., Heinrich der Glückselige. — de Voor, H., Frühmittelhochdeutscher Sprachstil. — Singer, S., Arabische und europäische Poesie im Mittelalter. — von Zingerle (†), D., Die Heimat des Dichters Freidank. — Stammler, W., Zu „Portimunt“. — Simon, K., Zu Sachsenpiegel I, Art. 4. — Fuchs, E., Die Belesenheit Johannes Seilers von Kaisersberg. — Hübscher, A., Zu Theobald hod. — Ellinger, G., Zur Frage nach den Quellen des „Eberuhinischen Wandermannes“. — Spies, Anmerkungen zu dem von Barbara Schultheß gefertigten Verzeichnis Goethischer Gedichte. — Beder, H., Eine Quelle zu Goethes „Neuer Melusine“. — Körner, J., Brentano parodiert den Arnim. — Thalmann, M., Heinrich Heine „Die Nordsee“. — Panzer, Fr., Wilhelm Braune. — Anzeigen.

* * *

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925 und 1926. Hrg. von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen. Schriften der Kleist-Gesellschaft. Hrg. im Auftrage des Vorstandes der Gesellschaft. Band 7 und 8. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1927. — Inhalt: Engert, H., Persönlichkeit und Gemeinschaft in Kleists Drama „Prinz Friedrich von Homburg“. — Peisk, K., Die Entwicklung der tragischen Idee in der dramatischen Dichtung Heinrich von Kleists. — Minde-Pouet, G., Briefe von, an und über Kleist. — Meyer-Benfey, H., Die Liebe in Kleists

Leben und Dichtung. — Deetjen, W., Luise Wieland und Kleist. — Lazarusfeld, E., Kleist im Lichte der Individualpsychologie. — Schulze-Jahde, K., „Verflucht das Herz, das sich nicht maß'gen kann“. — Schulze-Jahde, K., Kleists Shakespeare-Anecdote. — Wiëtor, K., Tied oder Kleist? — Friß, A., Die Kleist-Büste im Aachener Stadttheater. — Groeper, K., Die Kleist-Büste im Stadttheater zu Frankfurt a. d. O. — Fiebiger, O., Die Kleist-Ausstellung der Sächsischen Landesbibliothek Mai 1925. — v. Schönfeldt, E., Die Nachkommen der Geschwister Heinrich von Kleists. — Nachtrag. — Selbstanzeigen.

3. Sonderabzüge.

H a b e r m a n n, Paul, Des Adam Olearius „Luftige Invention, woher das Tabak-Trinken kommt“. Sonderdruck aus „Die Iosen Blätter“. (Zeitschrift des Verbandes ehemaliger Schüler des Stephaneums zu Aschersleben.) Bd. 27 (1927), S. 35—39.

O v e r m a n s, Jakob, Gegenstand und Einteilung der wissenschaftlichen Literaturgeschichte. Sonderabdruck aus Doitsu Bungaku. Zeitschrift für deutsche Literatur. Hrgg. von der deutschen Abteilung der Kaiserlichen Universität in Tokyo. Tokyo 1927. II. Bd., S. 1—30.

Nachrichten.

Quellen zu Casanova. In Ergänzung meines 1926 erschienenen Werkes „Casanova in Köln“ setze ich meine Quellenstudien zu dem Leben des venezianischen Abenteurers J. Casanova fort, besonders, soweit sein mehrfacher und längerer Aufenthalt in Deutschland in Frage kommt. Ich wäre dankbar für Hinweise auf unbekannte Archivalien, die ihn erwähnen — Fremdenlisten, Prozeß- und Polizeiakten, Eingaben, Briefe, Magistratsprotokolle, Gesandtschaftsberichte, Zeitungsartikel usw.

J. Walther Ilges, Köln-Bayenthal.

Geisteswissenschaft und Psychologie.

Methodologisch-kritische Betrachtungen.

Von Oskar Kraus in Prag.

I.

Beschreibende und erklärende Psychologie. Dilthey und Brentano.

Daß die Psychologie als Wissenschaft vom menschlichen Geiste und seinem Bewußtsein in besonders inniger Beziehung zu den übrigen Geisteswissenschaften steht ist so selbstverständlich, daß dieser Satz bis vor kurzem schier allgemein zugegeben worden ist ¹⁾. Heute aber macht man gewisse Einschränkungen und will nur eine besondere Art der Psychologie als für die Geisteswissenschaften fruchtbar anerkennen, andere aber keineswegs. Um hier klar zu sehen, muß man einen Überblick zu gewinnen suchen über die Gesamtheit der Probleme hier und dort und sie nach ihren fundamentalsten Verschiedenheiten scheiden. Eine solche vorerst die Psychologie betreffende Scheidung ist die in *b e s c h r e i b e n d e* und *k a u s a l e r k l ä r e n d e* Psychologie; die beschreibende, deskriptive, heute gerne „phänomenologische“ Psychologie genannt, setzt sich zum Ziele, das Inventar unseres Bewußtseins aufzunehmen, die gemeinsamen Merkmale alles Bewußtseins aufzuweisen, die fundamentalsten Unterschiede der Bewußtseinszustände festzustellen, und ihre Klassifikation nach den durchgreifenden Gesichtspunkten vorzunehmen; hauptsächlich aber werden die allgemeinen und innerhalb der einzelnen Klassen obwaltenden phänomenognostischen Strukturgesetze zu erforschen gesucht. Diese psychologische Forschungsart beruht auf der inneren Wahrnehmung, auf innerem Bemerken (Perzeption und Apperzeption), auf Vergleich und Unterscheidung, auf unmittelbarer und gedächtnismäßiger Beobachtung. Auch das Experiment kann in ihren Dienst gestellt werden ²⁾. Trotzdem werden jene phänomenognostischen Strukturgesetze nicht auf dem Wege der sogenannten *i n d u k t i v e n* Forschung gewonnen; ihre Erkenntnis erfolgt, wie zuerst Brentano im „Ursprung sittlicher Erkenntnis“ 1889 festgestellt hat, durch das Denken der Begriffe motiviert „mit einem Schläge und ohne jede *I n d u k t i o n*“ ³⁾.

¹⁾ E r i c h B e c h e r, in seinem Werke „Geisteswissenschaft und Naturwissenschaften“, München 1921, berichtet polemisierend über vereinzelte andersartige Auffassungen S. 114/115.

²⁾ Man vergleiche hierzu insbesondere die vermehrte Neuauflage von Franz Brentanos „Psychologie vom empirischen Standpunkte“ Bd. I und II (Bd. 192 und 193 der philosophischen Bibliothek, Verlag Felix Meiner, Leipzig), sowie das Werk „Vom sinnlichen und noetischen Bewußtsein“, das als III. Band der Brentanoschen Psychologie Bd. 207 der philosophischen Bibliothek (Meiner) soeben von mir aus dem Nachlasse herausgegeben und wie die anderen Bände mit einer ausführlichen Einleitung und erläuternden Anmerkungen versehen wurde.

³⁾ Näheres in meiner Einleitung zu Bd. III der Psychologie und zur Neuauflage des „Ursprungs sittlicher Erkenntnis“, Bd. 55 der philosophischen Bibliothek.

Husserl hat in seinen „logischen Untersuchungen“ für diese Art der Psychologie den Namen „phänomenologische Psychologie“ eingeführt; in seinen späteren Schriften aber verwendet er den Namen „Phänomenologie“, der sich eingebürgert hat, nicht mehr für die deskriptive Psychologie, sondern für die von ihm vermeintlich entdeckte, mit „Einklammerung“ verbundene neue „Wesensschau“. Es wäre somit im Interesse einer einheitlichen und unzweideutigen Terminologie wünschenswert, für die „deskriptive Psychologie“ entweder einfach diesen Namen beizubehalten oder den Namen der Phänomenognoſie oder „Psychognoſie“ zu wählen. Auch der von Dilthey gewählte Ausdruck „zergliedernde“ Psychologie ist nicht unzutreffend. Dilthey hat in seiner Schrift „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ aus dem Jahre 1894 diese Bezeichnung für die früher auch introspektive Psychologie genannte Seelenforschung verwendet und sie von der kausalerklärenden Psychologie geschieden. Dilthey war sich jedoch über den Umfang der introspektiven Psychologie nicht klar. Anders Franz Brentano, der bereits im Jahre 1887/88 ein Kolleg über „deskriptive Psychologie“ gelesen hat und im Jahre 1890 zum ersten Male unter dem Titel „Psychognoſie“⁴⁾. Nach Brentano fällt in das Gebiet der Introspektion, d. h. der unmittelbaren inneren Wahrnehmung, nur jener Bewußtseinskomplex, den man im strengsten Sinne als gegenwärtig bezeichnen kann. Nicht der geringste Teil der Vergangenheit. Das von Brentano sogenannte sekundäre Bewußtsein (die innere Wahrnehmung im engsten Sinne des Wortes) umfaßt das primäre Bewußtsein (die primäre Intention) oder Beziehung samt dem sekundären Bewußtsein, d. i. den ganzen sogenannten Akt oder Zustand, aber eben nicht mehr als den augenblicklich vorhandenen. Dilthey jedoch hat jenen Begriff der „inneren Wahrnehmung“, wie ihn Brentano geprägt hat, mißverständlich über das Gebiet des momentanen Erlebnisses hinaus erweitert, indem er wähnte, man nehme den Zusammenhang des Seelenlebens als einen ursprünglich gegebenen wahr. „Denn“, lehrt Dilthey, „in der inneren Erfahrung sind auch die Vorgänge des Erwirkens, die Verbindungen der Funktionen der einzelnen Glieder des Seelenlebens zu einem Ganzen gegeben“ (vgl. Diltheys Ges. Schr. 5. Bd., S. 144 und wiederholt). Carl Bühler hat vor kurzem in den Kant-Studien XXXI, Heft 4, und sodann in der erweiterten Buchausgabe jenes Artikels „Die Krise der Psychologie“, Jena 1927, S. 110, anläßlich seiner Polemik gegen Eduard Spranger, der bis zu einem gewissen Grade den Spuren Diltheys folgt, darauf hingewiesen, daß ein Erlebniszusammenhang nur in den Fällen der Motivation, sei es der emotionalen, sei es der intellektuellen Motivation (Schlußfolgerung) gegeben ist. Außer Schopenhauer, der an einer Stelle und nur von der Willensmotivation annimmt, daß wir hier, hinter den Kulissen stehend, gewahren, wie die Ursache die Wirkung erzeuge, hat in neuerer Zeit

⁴⁾ Carl Stumpf bezeugt in seiner Abhandlung „Zur Einteilung der Wissenschaften“, preuß. Akad. d. Wissenschaften, Berlin 1907, S. 63, daß Brentano mehrfach in seinen Wiener Vorlesungen die Psychologie als genaue Beschreibung der statischen Verflechtung geistiger Elementarfunktionen durchgeführt hat, bemerkt aber gleichzeitig, daß die „elementaren psychischen Strukturgesetze“ von altersher der bevorzugte Gegenstand der introspektiven Psychologie sind, da sie die Grundlage aller weiteren psychischen Forschung bilden müssen.

niemand anderer als Franz Brentano auf diese und einige andere Fälle unmittelbaren Erlebniszusammenhanges hingewiesen und zwar in der erwähnten Schrift: „*Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis*“ (Erstausgabe 1889). In dem Vorworte zählt Brentano diese Untersuchungen zum „Gedankenkreise einer deskriptiven Psychologie“. Da die von David Hume vermischte „impression“ des Ursachbegriffes von Brentano an derartigen Motivationsvorgängen, im „*Versuche über die Erkenntnis*“ (posthum ed. Kastil: phil. Bibl. Bd. 194) auch an den Fällen der aus den Begriffen entspringenden apriorischen Einsichten und richtigen Wertungen aufgewiesen worden ist, haben wir, nebenbei gesagt, hier eine der in erkenntnistheoretischer Beziehung wichtigsten phänomenognostischen Tatsachen vor uns. Ich glaube darum, die Angabe Bühlers hier durch diese philosophiegeschichtliche Feststellung ergänzen zu sollen, und dies um so mehr, als Dilthey sich den Gedanken Brentanos zu eigen gemacht hat und unter die erlebten Zusammenhänge den Fall begreift, „wenn etwa von den Prämissen aus in uns ein Schlußsatz entsteht“ („*Ideen*“, S. 134). Man wird in der Philosophiegeschichte der neueren Zeit vergeblich nach einem Autor suchen, der diese Quelle unseres Ursachbegriffes vor Brentano namhaft gemacht hat. David Hume hat weder sie noch die anderen von Brentano herangezogenen Fälle berücksichtigt.

Die Vorgänge des Erwirkens einzelner Glieder des Seelenlebens liegen uns also nur in den hervorgehobenen vier Fällen anschaulich vor⁵⁾ und für alles andere Bewußtseinsgeschehen sind sie uns völlig verborgen. Wenn Dilthey den Satz von dem Erleben des Strukturzusammenhanges und seines Erwirkens in jener Allgemeinheit aufgestellt hat, so hat er hierin zweifellos geirrt. Schon Ebbinghaus hat in seiner Erwiderung in der Zeitschrift für Psychologie IX, 261—305 gegen Dilthey eingewendet, daß von einem solchen allgemein vorhandenen Erleben des Strukturzusammenhanges nicht die Rede sein könne. In dem Briefwechsel zwischen Dilthey und dem Grafen Yorck v. Wartenburg sucht dieser vergeblich jene „freschen“ Einwendungen von Ebbinghaus zu widerlegen⁶⁾. Wie über den Begriff der phänomenognostischen (beschreibenden, zergliedernden) Psychologie so hat Dilthey auch über den Begriff der erklärenden Psychologie nicht klar gedacht. Wenn er die „erklärende Psychologie“ einmal aus der Zergliederung der Wahrnehmung und Erinnerung entstehen läßt (a. a. D. S. 156) oder die Ableitung aus der in der inneren Erfahrung vorgefundenen begrenzten Zahl von analytisch gefundenen Elementen als ihr Wesen bezeichnet (S. 158), dann wiederum die kausale und psycho-physische Erklärung in den Vordergrund rückt, so ist dies nicht geeignet, ein deutliches Bild von den eigentümlichen Aufgaben der „erklärenden Psychologie“ gewinnen zu lassen. Im

⁵⁾ Nach Anton Marty („*Raum und Zeit*“ posthum ed. 1916) wäre der Begriff der Ursache synthetisch gebildet, und wenn dies — was freilich meines Erachtens in der Weise, wie Marty es denkt, nicht möglich ist — richtig wäre, würde überhaupt nichts von seelischen Kausalzusammenhängen uns anschaulich gegeben sein.

⁶⁾ Vgl. Georg Stefansky, *Euphorion* Bd. XXVI, S. 109—130: Forschungsbericht über Dilthey's Gesammelte Schriften.

wesentlichen aber ist es jedenfalls die kausale und hauptsächlich psycho-physische Erklärung nach naturwissenschaftlicher Methode, die Dilthey hierbei vorschwebte; Brentano bezeichnet sie als genetische Psychologie, „sie belehrt uns“, so heißt es in Brentanos „Letzten Wünschen für Österreich“ (bei Cotta 1895), „über die Gesetze, nach welchen die Erscheinungen kommen und schwinden. Da die Bedingungen wegen der unleugbaren Abhängigkeit der psychischen Funktionen von den Vorgängen im Nervensystem größtenteils physiologische sind, so sieht man, wie hier die psychologischen Untersuchungen mit physiologischen sich verflechten müssen.“

Erich Becher a. a. O. S. 39/40 meint nun freilich, daß die Unterscheidung beschreibender und erklärender Wissenschaften von denselben Gegenständen „nur eine ganz untergeordnete Rolle“ spiele. „Es handelt sich hier — auch z. B. bei der Unterscheidung von beschreibender und erklärender Psychologie — eher um verschiedene, aber verbundene Aufgaben derselben Wissenschaft, als um verschiedene Wissenschaften: höchstens kommt Untereinteilung einer Wissenschaft in Partialdisziplinen in Betracht.“

In gewisser Hinsicht handelt es sich jedoch bei allen Geisteswissenschaften um dasselbe „Objekt“, nämlich eben um den menschlichen „Geist“, d. h. vorzüglich um die sogenannten seelischen bewußten und unbewußten Eigenschaften, Zustände des Menschen, um ihre Ursachen und Wirkungen (Werke, Handlungen), allein je nach der begrifflichen Seite, der die Untersuchung sich zuwendet, unterscheidet man „Partialdisziplinen“, denen man dann eben auch verschiedene „Objekte“ im Sinne von begrifflich erfassbaren Momenten, Seiten, Merkmalen jenes Dinges zuzuteilen pflegt. In diesem Sinne hat dann die Phänomenognoſtie ihr eigenes „Objekt“, nämlich eben die oben gekennzeichnete beschreibende, klassifizierende, strukturgeſetzliche Erforschung des in die innere Wahrnehmung Fallenden; wie schon Marty darlegte, ist sie die einzige reine Geisteswissenschaft, da nichts Außerbewußtes sie beschäftigt, während die kausal erklärende Psychologie es mit dem physiologisch bedingten „Kommen und Dauern und Vergehen“ der Bewußtseinszustände zu tun hat. Da nun zugleich da und dort zum Teile verschiedene Methoden Platz greifen, werden verschiedenen Zweigdisziplinen — wie auch Becher hervorhebt — von verschiedenen Forschern betrieben. Das Spezialobjekt der phänomenognoſtischen Disziplinen hat jedoch, wie wir noch sehen werden, eine ganz eigenartige und bevorzugte Stellung⁷⁾. Die genetische Psychologie ist, wie allgemein zugestanden wird, größtenteils physiologische und psycho-physische Psychologie, die deskriptive, phänomenognoſtische aber bedarf der Physiologie nicht oder nur in geringem Maße, nämlich höchstens insoweit, als es physiologischer Kenntnisse bedarf, um etwa im Experiment die Bedingungen zur möglichst isolierten Beobachtung der seelischen

⁷⁾ Vgl. zu allen diesen Fragen: Anton Marty's Rektoratsrede, „Was ist Philosophie“, abgedruckt in den Gesammelten Schriften Bd. I, Halle 1916–1920 bei Max Niemeyer; auch die Schrift von Josef Eisenmeier, „Die zentrale Stellung der Psychologie“, kann mit Nutzen verglichen werden, obgleich dort der Eigenart der phänomenognoſtischen Psychologie nicht voll Genüge geschieht. Beachtenswert auch Erismanns „Eigenart des Geistigen“.

Vorgänge zu schaffen; dies wird wiederum vorzugsweise auf dem Gebiete der Sinnespsychologie der Fall sein⁸⁾.

Im übrigen ist die beschreibende (zergliedernde, deskriptive, phänomenognostische) Bewußtseinspsychologie, besonders in ihren allgemeinen Lehren, sobald nur ihre Begriffsbestimmung von den Entgleisungen Diltheys befreit ist, wirklich die Grundlage und unentbehrliche Voraussetzung aller anderen psychologischen, philosophischen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen und die Geisteswissenschaft *κατ' ἐξοχήν*. Es ist auch wohl leicht einzusehen, daß man vorerst über das „Was“ und „Wie“ der Bewußtseinsvorgänge im klaren sein muß, ehe man daran gehen kann, auch das „Wodurch“ in Angriff zu nehmen. „Die Erklärung“, sagt E. Wecher, „stützt sich auf die Beschreibung.“ Hierbei muß man allerdings beachten, daß die vorwissenschaftliche phänomenognostische Psychologie, also jene, die auch der Alltagsmensch und psychologische Laie besitzt, einen großen Schatz von Kenntnissen und allgemeinen Einsichten aufgestapelt hat, ja daß auch über die Genese, insbesondere unserer Affekte und Entschlüsse, wichtige Kenntnisse weit verbreitet sind; nur so erklärt es sich, daß nicht nur unter den Dichtern, sondern auch im schlichten Volke Menschenkenntnis sich nicht selten vorfindet.

Zu den Fehlern, von denen die Diltheysche Begriffsbestimmung befreit werden muß, gehört schließlich außer den schon besprochenen Irrtümern noch der Glaube, daß die beschreibende Psychologie teleologische oder Zweckmäßigkeit zusammenhänge unmittelbar erfasse. (Dilthey a. a. O. Bd. V, S. 176, 238 und öfter.) Carl Stumpf hat in der zitierten Akademieabhandlung hiegegen bereits Einspruch erhoben. Es heißt dort S. 63: „Eine beschreibende Psychologie verlangt Dilthey als Grundlage der Geisteswissenschaften (Einleitung in die Geisteswissenschaften I, 1883, S. 41). Fr. Brentano, der in seinen Wiener Vorlesungen mehrfach die Psychologie mit dieser Beschränkung durchführte, nannte sie auch ‚Psychologie‘. In unseren Sitzungsberichten hat Dilthey 1894 (S. 1309 f.) ihre Aufgaben erläutert. Unter dem psychischen ‚Strukturzusammenhang‘ versteht auch er⁹⁾ Strukturgesetze zwischen den Teilen oder Seiten des psychischen Ganzen (S. 1346). Nur den Begriff eines ‚teleologischen‘ oder ‚Zweckzusammenhanges‘ möchte ich von dem des Strukturgesetzes im allgemeinen getrennt haben. Diesen wende ich in gleicher Bedeutung auch auf die materielle Welt an, selbst auf die unorganische, ja auf die einem einzelnen Atom innerwohnenden, es konstituierenden Kräfte, Affinitäten usw., bei denen ein Zweck- oder Wertzusammenhang nicht ersichtlich ist und jedenfalls nur auf sehr indirektem Wege konstatiert werden könnte“¹⁰⁾.

⁸⁾ Eine ganz besondere Hilfe fließt der Phänomenognose von Seiten der Psychopathologie im weitesten Sinne dieses Wortes zu. Ausfallerscheinungen und dergleichen können hier Assoziationen und Komplexe auslösen, deren Entwirrung der Analyse des normalen Bewußtseins unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt.

⁹⁾ Von mir gesperrt, um deutlich zu machen, daß nach Stumpfs Überzeugung Brentano in der Scheidung von beschreibender und erklärender Psychologie Dilthey vorangegangen ist.

¹⁰⁾ Von mir gesperrt, um die Wichtigkeit dieser methodischen Erkenntnis hervorzuheben. Teleologische Zusammenhänge können ebensowenig wie soziale durch innere Wahrnehmung oder durch Intuition oder Wesenschau festgestellt werden.

So eingeschränkt und berichtigt bleibt die Scheidung von deskriptiver und erklärender „genetischer“ Psychologie einwandfrei. Die Bedeutung dieser auf innerer Wahrnehmung beruhenden Seelenanalyse hat Dilthey erkannt und auch an Beispielen dargelegt. Er war auch nicht im Zweifel darüber, daß gerade die Geisteswissenschaften dort, wo es sich um die Klärung ihrer Grundbegriffe und Grundwahrheiten handelt, in erster Linie der beschreibenden Psychologie bedürfen. So hat er denn auch gegen die völlige Unabhängigkeit der Erkenntnistheorie von der Psychologie argumentiert (V 147 ff.) und es gibt Stellen, die das Verhältnis der deskriptiven zur genetischen Psychologie mit Brentano übereinstimmend formulieren. So z. B., wenn S. 153 gesagt wird: „Die erklärende Psychologie erhielt in der beschreibenden ein festes deskriptives Gerüst, eine bestimmte Terminologie, genaue Analyse und ein wichtiges Hilfsmittel der Kontrolle für ihre hypothetischen Erklärungen.“ —

Es ist schon durch den innigen Kontakt von Stumpf und Dilthey, der ja Stumpf für Berlin gewonnen hat, zweifellos, daß Dilthey mit der deskriptiven, analysierenden Methode Brentanos¹¹⁾ nicht nur durch dessen Psychologie vom empirischen Standpunkte und „Ursprung sittlicher Erkenntnis“, sondern auch durch sonstige Fühlungnahme bekanntgeworden ist.

II.

Sprangers geisteswissenschaftliche Psychologie. Die Teleologie des objektiven Geistes.

Es ist höchst merkwürdig, zu sehen, wie gerade der angesehenste unter denjenigen, die in bezug auf „verstehende Psychologie“ Dilthey folgen, Edward Spranger just jenen Teil der Lehre Dilthey's preisgibt, der den wahren Kern der beschreibenden oder zergliedernden Psychologie ausmacht.

Sie wird bei Spranger zur „zerstörenden Analyse“. — Die ganze Art und Weise, wie Spranger von der „zergliedernden Psychologie“ redet, trägt das, was Bentham einen „diölogistischen Charakter“ nennt. Er will sie in ihrer Würde möglichst herabsetzen. Brentano selbst hat wohl von einer „mikroskopischen Anatomie“ des Bewußtseins gesprochen. Spranger vergleicht sie mit der „Vivisektion eines Frosches“, um die Abscheu vor ihr zu vermehren.

Nach Spranger, auch nach W. Stern, hat die Psychologie der Elemente nur dann ein methodisches Recht, wenn sie die letzten unterscheidbaren Inhalte jedesmal¹²⁾ in Beziehung auf die Teilstrukturen (Einzelleistungen) und über diese zuletzt auf die Totalstruktur untersucht. Sie ist also von der Strukturpsychologie methodisch abhängig und folgt ihr. „Vorstellungen, Gefühle,

¹¹⁾ Vgl. auch Wilhelm Dilthey's Gesammelte Schriften, 1923, V. Bd., Einleitung von E. Misch p. LXXIII., der allerdings die Verwandtschaft von Dilthey's und Brentanos Scheidung von genetischer und deskriptiver Psychologie als „Ausdruck der Zeit“ betrachtet, während ich sie im Texte durch unmittelbaren Einfluß Brentanos erkläre. Vgl. auch die Einleitung zu Hermann Lotze's Logik von E. Misch p. XVI ff. über den Einfluß von Brentanos „phänomenaler Psychologie“ auf die zeitgenössische Philosophie.

¹²⁾ Von mir gesperrt.

Wollensatte sind sowohl beim reinen Erkennen, wie beim technischen Gestalten oder beim ästhetischen Verhalten beteiligt. Aber jedesmal in einer eigenen, besonderen Verbindung. Man kann dies auch so ausdrücken: Vorstellungen, Gefühle, Begehungen sind an sich sinnloses Material.“ (S. 19.)

So ist denn die Definition der zergliedernden Psychologie nach Spranger im Grunde: zerstörende Psychologie an sinnlosem Material. Hiemit ist der Wahrheitskern der Diltheyschen Auffassung entfernt. An einer Stelle, wo ihr Spranger doch noch eine gewisse Existenzberechtigung zuerkennt (S. 110), bezeichnet er es als ihre Aufgabe, daß sie „Erscheinungen, die sich als gleichartig erweisen, mit allgemeinen Namen benennt und dies zur immer feineren Beschreibung erst der einfachen und dann der verwickelten Seelenercheinungen verwendet“. — Dadurch ist der Problembereich der phänomenognostischen Psychologie bei weitem nicht abgegrenzt. Es handelt sich vielmehr, wie oben auseinandergesetzt wurde, auch darum, die dem Bewußtsein eigentümlichen Strukturgesetze festzustellen. — Es ist wohl wahr, „daß durch diese Arbeit nicht alles erschöpft wird, was von der Psychologie zu leisten ist“, das haben ja Brentano und Dilthey durch die Scheidung in beschreibende und genetische Psychologie ausdrücklich zugestanden. Ja vom Standpunkte kausaler Erklärung ist die genetische Psychologie in gewisser Weise das letzte Ziel der Psychologie, da sie ja das „Woburch“ zu erforschen bestrebt ist. Aber die deskriptive Psychologie wiederum ist die unentbehrliche Voraussetzung jener kausalen Forschung, da man ja nicht wüßte, wonach man fragt, wenn man nicht wüßte, hinsichtlich welcher Elemente des Bewußtseinskomplexes die Frage nach einem selbständigen Werden und Vergehen aufgeworfen wird.

Spranger beruft sich auf die „Psychologie“ in Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe“, die mit jener Form der Analyse nichts zu tun habe! Er übersieht also, daß diese von ihm selbst unter Gänsefüßchen gesetzte Psychologie Kellers weder phänomenognostische noch genetische Psychologie ist, einfach darum, weil sie überhaupt keine Gesetzesforschung ist, keine wissenschaftlichen, sondern künstlerische Zwecke verfolgt. Es gibt, wie oben gesagt, eine vorwissenschaftliche Psychologie und dem Dichter genügt sie in den meisten Fällen. Er braucht die psychischen Gesetze und Regelmäßigkeiten, die er uns in Typen vor Augen stellt nicht selbst entdeckt zu haben und auch wenn er sie selbst entdeckt hätte (vgl. Thomas Mann, „Zauberberg“), ist sein Werk weder eine wissenschaftliche Abhandlung noch eine populäre Darstellung. Künstlerische Ziele dominieren und selbst Verstöße gegen die wissenschaftliche Exaktheit (vgl. Ibsens „Gespenster“) sind ihnen nicht abträglich.

Spranger sagt weiter: „Das geisteswissenschaftliche Denken geht also in der Regel nicht bis in die letzten unterscheidbaren Elemente zurück, sondern bleibt in einer höheren Begriffsschicht stehen und nimmt den inneren Vorgang gleich als ein sinnbestimmtes Ganzes, das einer geistigen Gesamtsituation angehört und von ihr aus seine Bedeutung empfängt. Man hat nie gehört, daß ein Dichter Vorstellungen, Gefühle und Begehungen gemischt habe, um aus ihnen die seelische Welt seiner Helden zu erzeugen.“ (S. 12.)

Man hat wohl nie davon gehört, daß ein Dichtwerk ein geisteswissenschaftliches Wert sei und der Dichter als solcher zu den Geisteswissenschaftlern gehöre! Man hat ferner auch nie davon gehört, daß irgendein geisteswissenschaftlicher Forscher Vorstellungen, Gefühle und Begehungen „gemischt“ habe, um aus ihnen seelisches Leben zu erzeugen, sondern der phänomenologische Forscher weist lediglich diese und andere Züge in dem seelischen Leben auf, ohne zu behaupten, daß dieses aus jenen gemischt sei. Seine Hauptaufgabe bleibt, die Art ihrer Beteiligung am Bewußtsein und ihre eigene Struktur zu erforschen.

Das „geisteswissenschaftliche Denken“ hat nach Spranger den Vorgang gleich als ein „sinnbestimmtes Ganzes“ zu nehmen. „So einfach“, schreibt z. B. Spranger S. 14, „wie Dilthey den Begriff der Struktur durchführt liegt das Problem nicht.“ Die individuelle Seele ist nämlich nach Spranger nicht nur wie für Dilthey eine „immanente Teleologie“, sie ist vielmehr in einen noch weit größeren Wertzusammenhang verwoben, nämlich „in das geistige Leben oder die objektive Kultur oder den Geist“. „Das empirische Ich findet sich bereits eingebettet in überindividuelle geistige Wertgebilde, die sich in ihrer Existenz vom erlebenden Ich losgelöst haben.“¹³⁾ Was in diesen und ähnlichen Wendungen des Buches ausgedrückt wird, ist nicht mehr als ein poetisches Gleichnis.

S. 19 fährt Spranger fort: „Die Psychologie der Elemente für sich genommen, wenn sie methodisch ganz streng verfährt, wäre ebenso eine Wissenschaft von sinnfreien Teilen wie die Naturwissenschaft, die die Natur aus materiellen

¹³⁾ Ist der Ausdruck „wir finden uns eingebettet in geistige Wertgebilde“ metaphorisch zu verstehen, welchen Sinn sollen wir ihm beilegen? „Wertgebilde“ ist an und für sich ein sinnloses Wortgebilde, es fungiert lediglich synonymisch, mitbedeutend, es ist kein Name. Es hat keine Bedeutung, sondern eine Funktion. Von solchen Worten, wie „Sinn“, „Wert“ und unzähligen anderen grammatischen Abstraktis kann man mit Recht sagen, sie fänden sich „eingebettet“ in gewisse sprachliche Gebilde, nämlich in Sätze und ganze Reden, die erst dem einzelnen Worte zwar nicht eine Bedeutung, aber eine mitbedeutende Funktion verleihen, die zum Sinne des Ganzen beiträgt. Aber diese Erkenntnis kann nur durch jene zergliedernde Psychologie gewonnen werden, die Spranger „zerstörend“ nennt. Ja zerstörend ist sie, sie zerstört die luftigen Gebäude der sprachlichen Fiktionen. Friedrich Kainz (im Euphorion XXVIII, S. 172 ff.) rechnet den Verdiensten der Gestaltpsychologie auch die Erkenntnis zu, daß „im Sprachkomplex alles anders wirke als in der Isolation“. Er fügt hinzu: „Hier können die Ergebnisse der Mauthnerschen Sprachkritik herangezogen werden. Das Sprachverständnis geht vom Ganzen aus. Das Einzelwort wird erst durch den Satz verständlich, der Satz erst durch die Situation“ usw. usw. Weber die Gestaltpsychologie, noch Mauthners Sprachkritik haben hier in neuerer Zeit zuerst den richtigen Weg eingeschlagen, sondern Anton Marty's „Ursprung der Sprache“ auf den Mauthner selbst verweist, und insbesondere die Abhandlung „Über das Verhältnis von Grammatik und Logik“, in der Marty z. B. in § 3 ausführt: „Ich verstehe unter Syntaxe jeden Fall, wo eine Verbindung von Zeichen eine Bedeutung besitzt, welche nicht die einfache Summe der Bedeutungen der Elemente bildet, und wo eine Weise des Bedeutens auftritt, die keine selbständige, sondern ein Mitbedeuten ist.“ Die Abhandlung erschien 1893 (jezt Gesammelte Schriften bei Niemeyer, Halle, II, Bd., 2. Abt.), wiederholte aber hier nur die schon 1875 im Ursprung der Sprache dargelegte Lehren. Vgl. daselbst S. 109. Aber schon die frühere Scheidung in kategoriale und syntagmatische Zeichen zielte auf Verwerfung, so daß die Hervorhebung von Sätzen, die nicht die Summe ihrer Teile sind — wie das obige Zitat beweist —, nicht der „Gestalttheorie“ eigentümlich ist. Ihr eigentümlich ist die Anwendung des Namens „Gesamt“ auf solche Ganze — eine terminologische Neuerung, die nicht empfehlenswert ist, weil der Name „Ganzes“ derartige Gebilde viel angemessener bezeichnet, während der Name „Gesamt“ nur in sehr übertragener Bedeutung gebraucht wird.

Elementen aufbaut, aber so niemals zu einem Sinn — des Naturgeschehens gelangen kann. Erst innerhalb einer Struktur empfangen die seelischen Elemente eine Sinnbeziehung, wie die Teile eines Organismus zueinander in Sinnbeziehungen stehen.“ Hierzu bemerke ich: Es kann nicht Aufgabe der voraussetzungslosen Wissenschaft sein, von vornherein vorauszusetzen, daß immer und überall ein „Sinn“ vorliegen müsse. Stumpf hat hier vergebens seine warnende Stimme erhoben. Spranger übertrifft hier Dilthey. Ist es von vornherein einleuchtend, daß Natur und Geist „sinnvoll“ sein müssen? Ist das ein Axiom?

Ist die „Teleologie“ des Seelischen und seine Eingliederung in soziale Zusammenhänge etwas unmittelbar Gesichertes? Das einzige, was der voraussetzungslose Forscher, der an keinerlei positiv religiöse „Bewußtseinslage“ gebunden ist, als Tatsache annehmen darf, ist, daß sowohl die physische als auch die beseelte Natur, sowohl das Belebte als auch das Unbelebte *vielfach* und teleologisch anmutet, eine Kollokation und Wirkungsweise zeigt, *als ob* diese Ordnung eine Anordnung wäre. Dieses „Als Ob“, diesen „Anschein“ gilt es zu prüfen und zu zeigen, ob es sich um bloßen Schein oder um Wirklichkeit handelt. Die unbezweifelbaren Diöteleologien dürfen hiebei nicht außer acht bleiben! In der leblosen und in der belebten Natur ist jener Schein seit jeher beachtet und zum Ausgangspunkt metaphysischer Fragestellung gemacht worden. In der Antike hinsichtlich des Makrokosmos, neuestens hinsichtlich des Mikrokosmos, der selbst das Atom als planetarisches Gefüge zeigt. — Ob es sich um wirkliche oder nur um scheinbare Teleologie handelt ist die höchste Frage der Naturphilosophie und Metaphysik. Dogmatismus wäre es, die Teleologie vorauszusetzen. Aber noch mehr! Was die sozialen Gebilde, das gesellschaftliche und kulturelle Leben anlangt, so muß man, wenn man von Teleologie redet, hier *zwei* Bedeutungen auseinanderhalten. Einmal kann man hier in ebendemselben Sinne von Teleologie sprechen, wie in der belebten und unbelebten Natur: Gibt die Tatsache, daß es ein staatliches, rechtliches, religiöses, wirtschaftliches usw. Leben gibt, Anlaß, ein transzendentes Prinzip zu erschließen, das diese Formen des Lebens gewollt hat? Das ist eine metaphysische Frage¹⁴⁾. Oder man fragt nach einer Teleologie in ganz anderem Sinne des Wortes! Vielfach nämlich vollzieht sich das menschliche Leben, Zusammenleben und Schaffen in solcher Weise, daß es dem Beobachter scheinen muß, als ob diese Weise einer Verabredung, einem Plane oder einem Befehle *aller* oder *einiger* der daran Beteiligten oder beteiligt Gewesenen entspringe und entspräche. Man denke an das Staats- und Rechtsleben, an Wirtschaft, Geldwesen, Kredit und Kapitalismus, an Kunststil, Religion, an Sprache und Schrift. Der Glaube, daß jene Ordnungen irgendwelchen Anordnungen ihre Entstehung und ihren Bestand verdanken, wird dadurch gefördert, daß in historischer Zeit bei manchen von ihnen tatsächlich Regelungen durch Verabredung, Übereinkunft, Verordnung oder Gesetzgebung stattgefunden haben. — In dieser

¹⁴⁾ Es ist zu beachten, daß schon die Konstruktion des „Gottesbegriffes“ voraussetzt, daß wir den sogenannten Begriff „des Wertvollen“ oder „Guten“ bereits gebildet haben, denn dieser Begriff geht in den Gottesbegriff ein.

Beziehung ist für Sprache, Sitte, Recht und Wirtschaft, Religion, Kunst und Kultur von der Geschichtsforschung so manches aufgeklärt worden. Auch die prähistorische Gestaltung dieser und verwandter gesellschaftlicher Tatsachen ist ihrer Aufklärung beträchtlich nähergekommen. Vieles ist erforscht worden, was geeignet ist, sowohl das Teleologische als auch das Zweckwidrige an diesen früher dem Wirken des „Volksgeistes“ oder neuestens dem Einfluß geheimnisvoller „überindividueller“ Wesenheiten zugeschriebenen Einrichtungen zu erklären. Ich nenne nur beispielsweise für das Gebiet der Sprachbildung Anton Martys „Ursprung der Sprache“, für das Geldwesen Carl Wengers Forschungen, für das Rechtsleben Rudolf v. Iherings und Immanuel Veckers Hypothesen, ich erinnere an das, was Lujo Brentano zur Entwicklungsgeschichte des sozialen Lebens beigetragen hat, ebenso an Franz Brentanos „Zukunft der Philosophie“, worin über Rechts- und Staatsentwicklung Grundsätzliches ausgeführt ist. Es sollte auch niemand behaupten, daß selbst die sog. „materialistische Geschichtsauffassung“ und die Klassenkampftheorie, so unrichtig ihr extremer Standpunkt ist, jedes Wahrheitskernes entbehrt. Eine moderne Wiederauffrischung der Theorie Bastiats von der harmonie économique und romantischer Spekulationen scheint wenig am Plage. Vielmehr bestätigt jede methodisch richtige Untersuchung, was Anton Marty schon in seiner Schrift über die „Entwicklung des Farbensinnes“ festgestellt hat, daß die scheinbare Planmäßigkeit der sozialen Einrichtungen und der Kulturerrscheinungen nicht auf vorausschauenden Plänen, Beschlüssen oder Verabredungen einzelner oder einer Mehrheit beruht, sondern durch unzählige e r f i n d e r i s c h e Wollens- und Wahlakte der Individuen erklärt werden muß, von denen jedes nur beabsichtigte, sein oder der Seinen unmittelbares eigenes Bedürfnis oder Verlangen zu befriedigen, aber keines eine Ahnung hatte von dem „Ganzen“, das nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden aus seinen und unzähligen anderen Beiträgen entstehen sollte. Diese Entstehungsweise durch Nachahmung und Auslese erklärt auch die zahlreichen und kraffen Disteologien, die sich in allen sozialen Einrichtungen bemerkbar machen. Worauf gehen sie zurück? Im Wesentlichen auf zwei Umstände: erstens auf die intellektuellen Mängel der Sprach-, Rechts-, Staats- und Verkehrsbildner, die eben keinen Plan vor Augen hatten und haben konnten, der die fernere Zukunft umfaßte, zweitens aber auf ihre nicht geringeren e t h i s c h e n Fehler, die weniger in der Sprache, als im Rechts-, Staats- und Wirtschaftswesen schwere Disteologien zur Folge haben. — Diese und ähnliche Annahmen über die Entstehung und Entwicklung unserer Kultur und Unkultur ermöglichen ein historisches und geschichtsphilosophisches, „geistesgeschichtliches“ Verständnis. Ich komme noch darauf zurück¹⁵⁾.

Es ist logisch unerlaubt an die Geisteswissenschaften, insbesondere die Geistesgeschichte mit dem Dogma von der Sinnhaftigkeit = Teleologie („Wertbezogenheit“) der Kulturphänomene und Geistesprodukte heranzutreten. Rosen sind jene „Gebilde“ nicht, in die der überwiegende Teil der Menschheit sich „ein-

¹⁵⁾ Vgl. meine Besprechung von D. Spanns „Tote und lebendige Wissenschaft“ in der sudeten-deutschen Zeitschrift Hochschulwissen IV (1927), Heft 6, S. 1 ff.

gebettet“ findet. Will man ihre „Wertbezogenheit“ untersuchen, so ist es geboten, sich vorher über die Worte „Wert“ und „Wertbezogenheit“ Klarheit zu verschaffen. Keine andere Wissenschaft kann sie bieten als die phänomenognoistische Psychologie. Sprangers „Lebensformen“ selbst sollen uns zeigen, daß er segnen sollte, was er verdammt.

III.

Das Wertproblem.

Das Problem der sog. subjektiven und objektiven Werte bespricht Spranger auf S. 15 f. „Manche“, so heißt es dort, „sind geneigt, nur das als wertvoll anzusehen, was tatsächlich gewertet wird. Diese Ansicht ist aber nicht besser als die Meinung, daß nur das wirklich sei, was tatsächlich von den Sinnen wahrgenommen werde. Auch die Fiktion, daß die gemeinsamen Wertungen aller möglichen Menschen (entsprechend: die Sinneswahrnehmung aller Menschen) das subjektive Korrelat zum objektiv Wertvollen (bzw. objektiv Wirklichen) seien, vermag diesen äußersten Empirismus und Relativismus nicht zu retten. Denn es ist die Frage, ob diese zahllosen Menschen nun auch richtig werten.“

Diese Fragestellung ist ebenso vollkommen korrekt, wie die vorangestellte Parallele zwischen logischem und axiologischem Relativismus: Weder die Richtigkeit unseres Urteilens noch die Richtigkeit unserer Gemütstätigkeit, d. i. unseres Wertens und Vorziehens, kann durch Majorität verbürgt werden; aber nicht nur diese Heteronomie ist unfähig hiezu, auch die bloße *A u t o n o m i e* des Wertens genügt nicht, wenn darunter eine jede beliebige Wertung verstanden wird, die irgendein „Selbst“ vornimmt. Es ist bedauerlich, daß Spranger die Parallele zwischen intellektuellem und emotionellem Verhalten, zwischen Richtigkeit des Urteils und Richtigkeit des Wertens am entscheidenden Punkte abbricht! Was ist es, wodurch wir sicher sind richtig zu *u r t e i l e n*? Gibt es da irgendeine Instanz außer unserem Bewußtsein, die wir als höchsten Richter über wahr und falsch anrufen können? Oder ist es nicht absolut sicher, daß wir keinen anderen Maßstab haben als den unseres eigenen Wahrheitsbewußtseins, mit anderen Worten die Einsichtigkeit, die Evidenz, die gewisse unserer Urteile vor anderen auszeichnet? In uns selbst finden wir ein *l o g i s c h e s* Normbewußtsein vor, d. i. das einsichtige, erkennende Urteil. Der einsichtig urteilende Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß sie sind, und der nichtseienden, daß sie nicht sind. — Das evidente Urteil ist die Norm für wahr und falsch. Ganz analog bei unserem wertenden und vorziehenden Bewußtsein! Wie es evidente Urteile gibt, so gibt es als richtig charakterisierte Gemütstätigkeiten (Wertungen und Bevorzugungen) und sie sind der letzte Maßstab des emotionell Richtigen. — Auch hier gibt es keine Instanz außerhalb unseres Bewußtseins, die uns über das, was wir lieben sollen, d. h. was zu lieben recht ist, und was wir hassen sollen, d. h. was zu fliehen recht ist, belehrt.

Auf intellektuellem Gebiet, ebenso wie auf emotionellem also: weder Heteronomie, noch Autonomie, sondern Orthonomie.

Es gibt ein Normbewußtsein, ein logisches und ein axiologisches, ein normatives Wahrheitsbewußtsein und ein normatives Wertbewußtsein.

Wie jenes Wahrheitsbewußtsein und dieses Wertbewußtsein in gewissen Fällen sich als „als richtig charakterisiert“ kundgibt, hat Brentano in seinem „Ursprung sittlicher Erkenntnis“ und seinen sonstigen Werken und Kollegien aufgewiesen. Von hier ist die Lehre „vom richtigen Werten“ und Bevorzugen als Analogon des richtigen Urteilens in die Philosophie Stumpfs und Hufferls, die sich beide ausdrücklich auf Brentano berufen, eingedrungen; nach langjährigem Widerspruch hat 1911 auch Alexius Meinong sich zu dieser Lehre bekannt (beim Philosophenkongreß zu Bologna), von Hufferl hat sie Scheler übernommen und in seiner „materialen Wertethik“ in eigentümlicher, vielfach anzuzweifelnder Weise verwendet. In meinem Berichte über die „Grundlagen der Wertlehre“ in den Jahrbüchern der Philosophie 1914 (II. Band) ist darüber Ausführlicheres nachzulesen. Die ganze Fragestellung Sprangers, ob diese z a h l o s e n M e n s c h e n a u c h r i c h t i g w e r t e n? deutet auf dieselbe Quelle hin. Man könnte versucht sein auch Windelbands und Rickerts Wertlehre als Standpunkte zu bezeichnen, die sich dem unsern nähern. Verwandter als jene beiden erscheint jedenfalls Loges Lehre, insofern dieser „werterfassende Gefühle“ kennt, während Windelband und Rickert, wie ja auch von anderer Seite kritisch bemängelt worden ist, Erkennen und Werten miteinander vermengen und lehren, daß ein objektives Prinzip vom wertenden Subjekt aus nicht zu gewinnen ist. So Rickert, „Der Begriff der Philosophie“ im „Logos“ I. Diese Lehre ist nicht nur unrichtig, sondern auch unfantisch, was bei der hohen Verehrung, die z. B. Windelband dem kantischen Denken zollte, um so verwunderlicher ist. In der Richtung der kopernikanischen Wendung liegt sie jedenfalls nicht!

Die Fragestellung Sprangers, ob jene zahllosen Menschen denn auch richtig werten, klingt an die Fragestellung Brentanos an. — Aber wie steht es mit der Antwort? S. 326 heißt es: „Die tatsächliche Struktur des Menschen kann nicht Maßstab für die Rangordnung der Werte sein. Er befindet sich zu ihr immer in einem durchaus subjektiv bedingten, perspektivischen Verhältnis. Diese Subjektivität ist nur zu überwinden, wenn normative Gesetze anerkannt werden wie — unter den gegebenen Bedingungen gewertet werden soll. Und das Sollen stammt aus einer anderen Quelle als aus der die Psychologie schöpft.“ Diese Antwort, aus der Rickerts Denkweise zu sprechen scheint, ist der folgenden genau parallel: „Die tatsächliche seelische Struktur des Menschen kann nicht Maßstab für Wahrheit und Falschheit seiner Urteile sein. Er befindet sich zu ihr immer in einem durchaus subjektiv bedingten, perspektivischen Verhältnis. Diese Subjektivität ist nur zu überwinden, wenn normative Gesetze anerkannt werden — wie unter den gegebenen Bedingungen — geurteilt werden soll. Und das logische Sollen stammt aus einer anderen Quelle als aus der die Psychologie schöpft.“

Ich erwidere auf eine derartige Argumentation zunächst, was das Logische betrifft: Der Ausdruck „die tatsächliche seelische Struktur“ ist unklar; wenn darunter gemeint ist, daß nicht je d e r Urteilsakt, den ich fälle, nicht je d e meiner

Überzeugungen der Maßstab für wahr und falsch sein kann, so ist dem zuzustimmen. Ebenso ist nicht zu leugnen, daß „normative Gesetze“ anerkannt werden müssen, d. h. daß wir irgendwoher wissen müssen, wie geurteilt werden soll. Daß aber dieses logische Sollen aus einer anderen Quelle stammt als aus derjenigen, aus der die Psychologie schöpft, dieser Gedanke ist selbst nach keinem „normativen Gesetze“ einzusehen.

Wann endlich wird der „Kritizismus“ soweit Frucht getragen haben, daß die Philosophie den wahren Kern der „kopernikanischen Wendung“ Kants erfährt und einzusehen beginnt, daß die Urteilskritik aus keiner anderen Quelle geschöpft werden kann, als aus unserem eigenen Inneren, daß nicht von irgendwelchen heteronomen logischen Instanzen das logische Kriterium bezogen werden kann? Daß nur der einsichtige, der evidente Urteilsakt, das ist jener, der sich als erkennender Zustand von anderen intellektuellen Zuständen unterscheidet, das Maß für wahr und falsch abgibt? Daß mithin das logische Sollen aus eben der Quelle geschöpft wird wie alle seelische Erfahrung, wie alle phänomenognostische Psychologie! Nicht der beliebig urteilende Mensch, wohl aber der erkennende Mensch ist das Maß aller Dinge, der Seienden, daß sie sind und der Nichtseienden, daß sie nicht sind. — Die „Subjektivität“ = Relativität kann nur durch das einsichtig urteilende, erkennende Subjekt überwunden werden. Und analog auf werttheoretischem Gebiete.

„Die tatsächliche seelische Struktur kann nicht Maßstab für die Rangordnung der Werte sein“; wenn darunter gemeint ist, daß nicht jede meiner Wertungen, nicht jedes beliebige Lieben, Hassen, Bevorzugen den Maßstab liefern kann für das, was man „gut“ und „schlecht“, „liebenswert“ und „hassenswert“ nennt, so ist der Satz richtig. Diese Subjektivität kann nur überwunden werden, wenn normative Gesetze anerkannt werden. Aber diese normativen Gesetze, dieses Sollen, stammt doch nicht etwa aus irgendwelchen Gesetzestafeln, die ein anderes Subjekt uns vor Augen hält! Das wäre Heteronomie. Es ist nichts sicherer, als daß wir den Maßstab dafür, ob wir „richtig werten“ oder unrichtig werten und bevorzugen, in uns selbst finden müssen, daß er uns nicht von außen oktroyiert werden kann! Kant hat — wie schon bemerkt — hier von Autonomie gesprochen. Er hat darin Recht, daß es unser Selbst, unser eigenes Ich es ist, dem wir die Norm des Richtigen entnehmen, aber eben deswegen, weil es sich um die Norm des Richtigen und Rechten handelt, ist durch das Wort „Orthonomie“, das ich gewählt habe, das Wesentliche angemessener bezeichnet. Es liegt das schlichte Faktum vor, daß gewisse Wertungen und Bevorzugen als richtig charakterisiert sind, sich unmittelbar als gerechtfertigt anzeigen. Nur der psychischen Erfahrung sind diese Bewußtseinsvorgänge zugänglich, nur die phänomenognostische Psychologie vermag über sie im einzelnen Rechenschaft zu geben. Sagt doch Spranger selbst S. 87: „Oder die Totalnorm steigt als mein höchstes geistiges Erzeugnis, als eigener echter Wertwille aus den Tiefen meines individuellen Bewußtseins empor.“ — Es ist also nach Spranger selbst die Erfahrung des eigenen Bewußtseins, die uns die Kenntnis der Norm offenbart und so kann es denn auch keine andere Forschung als die psychologische

sein, die uns eine klare und distinkte Erkenntnis dieses Normbewußtseins vermittelt.

Was richtig ist an Sprangers Ausführungen, entstammt eben dieser Quelle. „Die Ursprungstelle der kollektiven ethischen Werturteile und Normen ist also schließlich doch das Einzelbewußtsein, gleichviel, ob neue Maßstäbe in vielen zugleich oder in einzelnen durchbrechen“ (S. 307). So auch S. 308, 310, 346, wo von „ethischen Urakten“, vom „Sollenerlebnis“, „Werterlebnis“ gesprochen wird. Seite 335 heißt es: „Unsere Untersuchung scheint also sehr negativ zu enden. An Stelle der erhofften objektiven Rangordnung der Werte finden wir nur immer mehr subjektive Faktoren, die eine Wertperspektivität bedingen, und immer mehr individualisierende Faktoren an Stelle der eindeutig ewigen Ordnung. Von der objektiv adäquaten Erfassung der allgemeinen Wertwesenheiten wurden wir zu dem aktuellen Werterlebnis und seiner wechselnden Intensität geführt; von den angeblich für sich bestehenden Werten zu dem erlebten Wertzusammenhang, in dem der Gehalt der Werte verschieden gelagert sein kann.“

Somit weist Spranger nunmehr selbst *expressis verbis* auf die Erlebnispsychologie hin. Psychologie ist aber nicht weniger Psychologie, wo sie Wertenerlebnisse erforscht, als wo sie sich anderen Bewußtseinszuständen zuwendet. Noch mehr! Im folgenden bringt Spranger eine Kritik, die, als sie Brentano in der „Klassifikation der psychischen Phänomene“, 1911, vorbrachte, ihm den Vorwurf des „Psychologismus“ zuzog. Die Stelle lautet: „Demgemäß ist es Zeit, jene methodische Fiktion vom ewigen Wertreich, das in ‚reinen‘ Akten intentionalen Fühlens, Vorziehens und Nachsehens erfaßt würde, überhaupt aufzugeben. Sie hat geleistet, was sie uns leisten konnte, aber auch ihre innere Unmöglichkeit erwiesen. Denn, was soll es heißen, daß ‚die‘ Werte an sich in einem Reiche der reinen Wesenheiten ruhen? Es kann für den Anhänger dieser Auffassung nicht einmal bedeuten, daß sie immer an den gleichen oder auch nur gattungsmäßig verwandten realen Gegenständen haften. Sie treten ja aber auch nur in dem geistigen Lebensprozeß auf, der immer in eine Subjekt-Objektdualität gespalten ist. Sie können aus diesem Prozeß nicht ‚herausgefest‘ und ‚hypostasiiert‘ werden, sondern sie sind und bleiben sinnvolle organische Glieder allein in dieser Struktur.“ Wenn Spranger fortfährt: „Unsere Hypothese kann jetzt nur noch sein, daß in der Totalität des geistigen Lebens genau wie in den Sondergebieten eine normative Geselligkeit waltet, die sich im Erlebnis als die Erfahrung von Höhersein und Niedrigersein des Wertes, von Sollen und Hinterdem-Sollen-zurückbleiben darstellt“, so hat er nur mit anderen, durchaus nicht klareren Worten die Lehre von den Erfahrungen als berechtigt erkannter Bevorzugungen (Nachsehungen) aus dem „Ursprung sittlicher Erkenntnis“ und hiermit ein Kapitel deskriptiver Psychologie reproduziert. Ja die Polemik Sprangers gegen die „Hypostasierung“ eines Reiches der ewigen Werte, die Kennzeichnung dieser Art von „Phänomenologie“ als Fiktionalismus geht vollständig parallel mit Brentanos Abhandlung „Von den wahren und fiktiven Objekten“ und „Vom Psychologismus“ aus dem Anhang zur Klassifikation der psychischen Phänomene 1911, die in der Neuauflage der Psychologie II. Band noch um weitere

kritische Essays vermehrt sind. Wie sich freilich diese phänomenognostischen Einsichten Sprangers mit dem Sage vertragen: „Aber dieses Soll stammt aus einer anderen Quelle, als aus der die Psychologie schöpft“, bleibt unverständlich.

In seinem Kampfe gegen die Hypostasierung „ewiger Werte“ verdient Spranger Zustimmung, und dies um so mehr, als das, was man „Objektivität“ = „Allgemeingiltigkeit“, „Absolutheit“ auf dem Wertgebiete nennt, mit dieser Ablehnung sehr wohl zusammen bestehen kann. Wenn wir mit einer als richtig charakterisierten Bevorzugung die Schmerzverminderung — an und für sich betrachtet — der Schmerzvermehrung vorziehen, so erkennen wir daraufhin, daß unmöglich jemals jemand unserer Bevorzugung zuwider und doch richtig bevorzugen kann. Und so ähnlich in allen anderen Fällen richtigen Wertens und Bevorzugens. Und Analoges gilt, was die Wertung der Erkenntnis und der Vorstellungsbereicherung anlangt und die der edlen Gemütstätigkeiten und die Bevorzugung ihrer Vermehrung gegenüber ihrer Verminderung — und was an dergleichen Wertungs- und Bevorzugungsprinzipien sonst noch hierher gehören mag.

Das menschliche Denken von jenen Hypostasierungen endgültig zu befreien, dabei aber ontologische und axiologische Erkenntnis unversehrt zu erhalten, ist die nächste und dringendste Aufgabe der Geisteswissenschaften und der Sprachkritik insbesondere. An keine idealen Wesenheiten, keine Bedeutungen, „objektiv gegenständliche Sachverhalte“, „Wertverhalte“, „ewige Werte“, und an keine anderen entia rationis und Irrrealien werden wir zu glauben haben, ohne auch nur das Geringste von der sogenannten „Objektivität“ und „Absolutheit“, „Allgemeingiltigkeit“ der Erkenntnis zu opfern¹⁶⁾. Ein jäher Abfall von jeder „kopernikanischen Wendung“ ist es aber, wenn nun Hans Freyer von den modernen „Neorealisten“ (Meinong, Husserl, Scheler, Ruffel und andern) bestimmt, ausdrücklich die „objektive Wendung“ an ihre Stelle setzt, ohne die Sprachkritik Brentanos auch nur mit einem Blicke zu beachten.

IV.

Die Persönlichkeit. Verstehen und Erklären.

So einfach die Unterscheidung phänomenognostischer und kausal erklärender Psychologie ist, so kompliziert und verworren ist das Chaos der Verkennungen, gegen die sie und jede der beiden Forschungsrichtungen verteidigt werden muß. Auch über die Aufgaben und die Methode der induktiven, kausalerklärenden Individual-, Sozial- und Kulturpsychologie herrscht Unklarheit. Die erste Verkennung war jene von Seiten Diltheys, der sie von der beschreibenden nicht scharf zu trennen mußte, und gewiß nicht die letzte, die von Seiten Litts, der offenbar Scheler folgend, sie „phänomenologisch“ bewältigen zu können wähnt. So wäre denn auch von vornherein zu scheiden gewesen der Begriff der Bewußtseinsstruktur, die phänomenognostisch erforscht wird, und der Persönlichkeitsstruktur, die lediglich auf dem Wege der induktiven Hypothesenbildung zugänglich wird,

¹⁶⁾ Vgl. E. Misch, Einleitung zu Loges Logik a. a. D.

wobei die phänomenognostischen Erkenntnisse nur den unumgänglichen Ausgangspunkt bilden.

Principiis obsta. An der Schwelle jeder Persönlichkeits-Strukturforſchung und Charakterologie muß der Wahn abgewehrt werden, als ob irgendwelche „Evidenzen“ uns unmittelbar Charaktereigenschaften erkennen ließen¹⁷⁾. Die erste These, die aller charakterologischen Strukturforſchung zugrunde gelegt werden muß, ist die vollkommene Transzendenz des Charakters, der personalen unbewußten Persönlichkeitsstruktur, der fremden, insbesondere auch der eigenen. Das „Erkenne Dich selbst“ ist nicht nur in phänomenognostischer Hinsicht eine der schwierigsten Aufgaben, sondern auch in charakterologischer. Ist es schwierig, die Bewußtseinsstruktur, die ich anschaulich konfuse perzipiere, distinkt zu apperzipieren, so ist es auch nicht leicht, die Struktur meines Unbewußten, die mir transzendent ist, hypothetisch zu konstruieren. Ja die eigene, wie man treffend bemerkt hat, ist schwieriger zu erkennen als die fremde. Ich spreche von Konstruktion. Denn weit entfernt, daß hier eine Struktur oder gar ein Strukturzusammenhang wahrgenommen werde, betreten wir hier den Spielraum der Hypothese, der vernünftig-wahrscheinlichen Annahmen. Es ist gerade das Gegenteil von dem richtig, was Schiller seinen Wallenstein sagen läßt: „Hab ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.“ Nein! Habe ich des Menschen Handeln und Wollen untersucht, so kenne ich auch seinen Kern. Ich kann mir wenigstens eine Annahme von gewissem Wahrheitslichtheitsgrad über ihn bilden¹⁸⁾.

Dem hier Vorgebrachten liegt die Überzeugung von der universellen Notwendigkeit alles Seins und Geschehens, daher auch des menschlichen Wollens und Wählens zugrunde. Mit Erich Becher gesprochen: die „Gesetzmäßigkeitsvoraussetzung“. Daß alles notwendig ist, und was nicht in sich selbst notwendig ist, durch etwas anderes notwendig erwirkt ist, muß die gemeinsame Grundvoraussetzung für alle erklärende Wissenschaft bleiben; sie war es zu Platons und Aristoteles' Zeit und ist es heute und für immer. Hier das Wie ihrer Evidenz aufzudecken ist unmöglich. Der philosophische Wirrwarr unserer Zeit, die Unsicherheit betreffend das Sicherste und längst Erwiesene hat den Zweifel an dem Gesetz der universellen Notwendigkeit und Kausalität selbst in das Gebiet der Naturphilosophie und Naturwissenschaft übertragen; konnte mir doch Born in einer Entgegnung auf meine Kritik der Relativitätstheorie triumphierend entgegenhalten, daß durch die „neueste Physik“ nicht nur Raum und Zeit, sondern auch die Kausalität ins Schwanken geraten sei¹⁹⁾.

¹⁷⁾ Vgl. zu all diesen Fragen Emil Utiš, „Charakterologie“ 1927 und das von ihm herausgegebene „Jahrbuch der Charakterologie“ 1924–1927, sämtlich im Panverlag. Dann „Die Überwindung des Expressionismus“ desselben Autors bei Ferdinand Enke 1927, insbesondere Teil I und III.

¹⁸⁾ Vgl. meine Monographie über Albert Schweizer im Panverlag 1926, meine Arbeiten zur Strafrechtsphilosophie, insbesondere „Das Recht zu strafen“ 1911 bei Enke, Stuttgart, und „Über den Begriff der Schuld . . .“ in der Monatsschrift für Kriminalpsychologie 1911.

¹⁹⁾ Vgl. auch die Zeitschrift „Forschungen und Fortschritte“, Korrespondenzblatt der deutschen Wissenschaft und Technik, Nummer 11, Jhg. 1927 „Die Grundprinzipien der Quantenmechanik“ v. Dr. W. Heisenberg.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Zweifel am Determinismus im Gebiete des Seelischen nicht verstummen wollen, da ja hier tatsächlich gewisse metaphysische und ethische Aporien ihre Lösung fordern, die denn auch längst gegeben worden ist. Es ist aber unmöglich, die Apriorität des Gesetzes der universellen Notwendigkeit und des Kausalitätsgesetzes jedesmal von neuem darzutun, wenn man, sei es in der Naturwissenschaft, sei es in der Geisteswissenschaft oder einem Grenzgebiet von jenen Lehrensätzen Gebrauch macht. So tue ich es denn auch hier nicht und setze sie als ebenso selbstverständlich voraus, wie dies jeder tun muß, der genetisch erklären will.

Die Bedeutung dieser Grundsätze ersieht man aus folgendem: Ein der Intensität nach gleicher Schmerz kann bei einer Folterung den minder Standhaften zum Geständnis bewegen, während der Standhafte in seinem Schweigen verharrt. Das verschiedene seelische Verhalten ist in diesen Fällen nicht auf verschiedene Bewußtseinszustände zurückzuführen, sondern auf verschiedene im Unbewußten liegende seelische Persönlichkeitsstrukturen, „Konstitutionen“; seit altersher nennt man sie Charaktereigenschaften, Dispositionen, Habitus, *ἕξις*. Diese im Unbewußten liegenden Strukturen (es bleibe dahingestellt, ob sie rein seelisch oder psychophysisch sind) sind die Mitursachen des Entschlusses, sie sind nicht „bewußte Motive“, aber unbewußte determinierende Faktoren; sie sind es, auf welche die sogenannte „Widerstandskraft“ gegen Versuchungen zurückzuführen ist. Übersieht man diesen in der unbewußten Subjektivität begründeten Determinationsfaktor, so hat der „Indeterminismus“ gewonnenes Spiel. Denn er verweist mit Vorliebe darauf, daß zwei verschiedene Personen, ja dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten, auf dasselbe „Motiv“ verschieden reagiert, wobei unter „Motiv“ aber eben nur die aktuell bewußten Velleitäten, Wünsche, Begierden verstanden werden. Der Indeterminismus behandelt die unbewußte Charakterstruktur als nicht vorhanden und kann dann natürlich leicht zeigen, daß auf verschiedene „bewußte“ Motive verschieden, d. h. frei von Determination, geantwortet wird.

Zugleich aber sieht man aus dem Gesagten, daß es ein Irrtum ist zu glauben, man „verstünde“ die menschlichen Handlungen und Entschlüsse, wenn man die „Motive“ im Sinne der emotionellen, motivierenden Bewußtseinszustände versteht, d. h. kennt. Diese kann man verstehen, d. h. kennen, insofern man selbst spezifisch gleiche Bewußtseinszustände erlebt, aber das Zusammen des Willensentschlusses, seine unbewußten Determinationskomponenten bleiben uns in ihrer Eigentümlichkeit verschlossen, sie sind völlig transzendent. Wir sind hier bei dem sogenannten Problem des „psychologischen Verstehens“ angelangt, das auf das Wort Diltheys zurückgeht: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir“. Meines Erachtens ist es nicht schwer zu verstehen, d. h. zu erkennen, daß man nur auf zwei Wegen mit Sicherheit dazu gelange zu „verstehen“, d. h. zu erkennen, was unter „Verstehen“ zu verstehen ist. Der erste Weg ist der, von den sprachüblichen Funktionen des Wortes „Verstehen“ in seinen verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten auszugehen, und das gleiche bei dem Worte „Erklären“ zu tun. Der andere Weg ist dieser: da es sich zweifellos,

sowohl wenn man von „Verstehen“ als auch, wenn man von „Erklären“ spricht, um irgendwelche Erkenntnisse handelt, so muß eine Übersicht über die verschiedenen Arten der menschlichen Erkenntnis und der Methoden, die zu ihr führen (und Erkenntnis vorbereiten oder ersetzen) auch jene Methoden oder Erkenntnisarten enthalten, die man „Verstehen“ nennt. Dasselbe gilt natürlich auch vom „Erklären“. Die beiden Wege müssen, wenn sie richtig sind, zu gleichem Ergebnis führen. Der erste Weg: „Von der mannigfachen Bedeutung des Verstehens.“ Ich verstehe eine Rede, wenn sie für mich Anlaß wird, richtig zu erfassen, was der Redende ausdrücken will²⁰). Ich sage „richtig zu erfassen“ statt „Erkennen“, weil es sich hierbei in der Regel nicht um ein wissenschaftliches oder evidentes Urteilen handelt, sondern um gewohnheitsmäßige Erwartungen. Diese gewohnheitsmäßige, instinktive Erwartung dessen, der eine Sprache und daher eine gewisse Rede versteht, kommt nämlich meist zu demselben Ergebnis, zu dem eine Untersuchung kommen würde, die auf wissenschaftlichem Wege nach einer Kausalerklärung jenes Zeichenkomplexes suchen würde, aus dem sie besteht. Dieses „Verstehen“ ist praktisch äquivalent einem kausalen Erklären der Zeichen. Die Erklärung liegt in einem Bewußtseinszustand der zeichengebenden Person. Daher kann Faust sagen: „Umsonst, daß trockenes Sinnen hier die heiligen Zeichen mir erklärt.“ Sprechen aber ist eine Art des Handelns und in ganz analogem Sinne wie eine Rede versteht oder mißversteht man eine Handlungsweise oder ein äußeres Gebaren. Man hat es „verstanden“, wenn man aus ihm in richtiger Weise erklärende Schlüsse zieht oder auch ohne logisches Vorgehen instinktiv, gewohnheitsmäßig, blind zu richtigen Überzeugungen betreffend die Bewußtseinsvorgänge, insbesondere Entschlüsse, des Nebenmenschen gelangt, der jenes Verhalten an den Tag legt. Wie Sprechen, Verhalten und Gebaren Zeichen sein können, für seelisches Leben, das jene Zeichen bewirkt und wie jene Zeichen als durch ein gewisses Bewußtsein oder eine Bewußtseinsfolge bewirkt, verstanden und erklärt werden, so kann auch ein gewisses Bewußtsein, das wir als vorhanden in der angedeuteten Weise „erkennen“, seinerseits Zeichen sein für gewisse unbewußte Persönlichkeits- und Seelenstrukturen jenes Individuums, dem die Bewußtseinsvorgänge zukommen. Diese unbewußten Persönlichkeits-, Charakter- und Seelenstrukturen sind uns in jedem Falle transzendent, also auch dann, wenn die Bewußtseinsvorgänge unsere eigenen sind.

Diese „verstehende“ Psychologie ist genetisch erklärende, charakterologische, psycho-physische Psychologie (man denke an die Konstitutionstypen). Sie muß, um zu „verstehen“, aus transzendenten Beschaffenheiten erklären, aus

²⁰) Näher kann auf diese sprachphilosophische Frage hier nicht eingegangen werden. Ich verweise auf Anton Marty's „Untersuchungen zur Grundlegung einer allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie“, auf meine Einleitung zu A. Marty's „Gesammelte Schriften“ und diese selbst, auf Otto Funks Buch über Marty's „Innere Sprachform“, auf meine Einleitung zu Brentanos Psychologie I und auf dessen Psychologie II Anhang; endlich auf O. Kraus, „Die leitenden Grundsätze der Gesetzesinterpretation“ in Grünhuts Zeitschrift für das private und öffentliche Recht 1905 und die dort dargelegte Unterscheidung zwischen historischer und juristischer Interpretation und auf Dilthey's Entstehung der Hermeneutik 1900 (Gesammelte Schriften Bd. V, insbesondere S. 332).

Beschaffenheiten, Strukturen, die sie hypothetisch konstruiert, ganz analog wie der Physiker zur Erklärung materieller Vorgänge seine Atommodelle erfindet. Geht man auf diese Weise vom Sprachverständnis zum Handlungs- und Gehabensverständnis und endlich zum Bewußtseinsverständnis über, so sieht man ganz deutlich, daß es sich jedesmal um ein hypothetisch-konstruierendes Zeichen- oder Symptomverständnis handelt, also merkwürdigerweise gerade darum, was Dilthey nicht als verstehende Psychologie gelten lassen wollte. Hierbei ist es wohl zu beachten, daß unser Bewußtsein ein Komplex von sinnlichen und noetischen Vorgängen ist, und daß, wie Lindworsky richtig hervorhebt, die sinnlichen Zustände (Sehen, Hören, Spüren) eine psychologische Erklärung nicht nur zulassen, sondern fordern und aufdrängen, während dies bei den noetischen Zuständen nicht in gleicher Weise der Fall ist, so daß bei diesen „ein gewisses Übergewicht des Psychischen“ zu bestehen scheint, wie bei jenen ein „Übergewicht des Physiologisch-Psychischen“. „Wohl gibt es Störungen des Erkennens und Wollens infolge organischer Verletzungen, sie lassen sich aber ungewollt daraus verständlich machen, daß eben die Voraussetzungen beider Akte, nicht diese selbst angegriffen sind“ (Lindworsky S. 38 seiner „Theoretischen Psychologie“). Dies könnte richtig sein, ohne daß die Bedeutung der physiologischen Konstitutionstypen, die dann zu den „Voraussetzungen“ zu zählen wären, geleugnet werden müßte. Lindworsky scheint mir jedoch mit dieser vielleicht nicht unwichtigen Unterscheidung eine andere wichtige, aber phänomenognostische, zu vermengen, nämlich die Scheidung in Zustände, die wir verstehen, insofern sie selbst verstehende, d. h. einsichtige sind (z. B. die Erkenntnis $1 + 1 = 2$) und solche, die kein „Verstehen“ sind (vgl. S. 37), wie z. B. die Empfindungen, die Schmerzaffekte und andere sinnliche Akte, die eben nicht einsichtig sind. Diese Vermengung wird dadurch erleichtert, daß die einsichtigen, verstehenden Zustände dem noetischen, die anderen dem Empfindungsleben angehören. Es gibt aber unter den noetischen Akten solche, die nicht einsehende sind, wie z. B. alle Irrtümer und fehlerhaften Gemütsentscheidungen, die wir begehen.

Jener Sinn, der Lindworsky bei dem eben erwähnten Gebrauche des Wortes „Verstehen“ vorschwebt, ist nun abermals eine neue Bedeutung des Wortes, und zwar eine, die von außerordentlicher Wichtigkeit für das menschliche Geistesleben ist: „Verstehen“ im Sinne von „Einschauen“, a priori ex terminis Erkennen, ein Aufleuchten allgemeiner apodiktischer Einsichten. Es gibt nun — wie wir schon wissen — auch ein solches Verstehen, d. h. ein apriorisch-apodiktisches Erkennen²¹⁾, das sich auf das Bewußtsein selbst bezieht. Die phänomenognostische Psychologie strebt solche Erkenntnisse an, wie bereits oben und anderwärts ausführlich gezeigt worden ist. Es gibt a priori verständliche Strukturgesetze des Bewußtseins. Dieses eben behandelte Verstehen setzt aber wiederum voraus, daß die Spezies der betreffenden Bewußtseinszustände von uns selbst erlebt wurden, daß sie in unsere innere Wahrnehmung oder Er-

²¹⁾ Vgl. Brentanos Psychologie I—III in Meiners philosophischer Bibliothek ed. Kraus.

fahrung fallen oder fielen. Da, wie schon Aristoteles wußte und Brentano neuerlich nachgewiesen hat, unsere Bewußtseinsvorgänge uns niemals in individueller Bestimmtheit vorliegen — wie wäre sonst, um nur eines zu erwähnen, der Streit über die geistige oder körperliche Natur unseres Bewußtseinssubjektes möglich? — so gewinnen wir aus unseren eigenen Bewußtseinszuständen allgemeine Begriffe, die unverändert, nicht etwa bloß analog, auf fremdes Seelenleben anwendbar sind, und insofern verstehen wir fremden Schmerz, fremde Lust, fremdes Sehen, Hören, Denken, Wollen.

Betreten wir den zweiten Weg, um zum Verstehen des psychologischen „Verstehens“ zu gelangen, so hat schon Dilthey bemerkt, daß es unter den Allgemeinbegriff des Erkennens falle. Ebenso unbestreitbar aber gibt es zwei Arten des Erkennens, die Leibniz als Vernunftkenntnis und Tatsachenerkenntnis (*vérité de raison* und *de fait*) bezeichnet hat. Die einzige Quelle der unmittelbaren Tatsachenwahrheiten ist die innere Erfahrung und Apperzeption. Wir haben soeben von ihr gesprochen. Die andere Erkenntnisart ist die aus den Begriffen einleuchtende („apriorische“) apodiktische Erkenntnisweise. Aus einer von beiden oder aus einer Kombination von beiden, das ist auf Induktion — die auf apriorischen Einsichten, z. B. dem Kausalgesetz, auf Wahrscheinlichkeitsrechnung und Erfahrung beruht — bestehen alle unsere Erkenntniswege. Nichts anderes als eine solche Kombination ist auch das oben besprochene Verstehen von Werken, Zeichen, Gehaben, Handeln, Sprechen, aber auch das Verstehen des Bewußtseinsverlaufes aus dem Charakter, falls es nicht ein blindes, gewohnheitsmäßiges oder instinktives Vertrauen, sondern ein logisch berechtigtes Erkennen sein soll. A priori, d. h. aus Begriffen unmittelbar einleuchtend, ist das phänomenognostische („phänomenologische“) Erkennen auf Grund der Begriffe der inneren Wahrnehmung und Apperzeption. Man überblicke die besprochenen mannigfachen Bedeutungen des „Verstehens“ und die verschiedenen Bedeutungen des „Erkennens“ und man wird sehen: So viele Weisen des Erkennens es gibt, so viele Arten des Verstehens gibt es. Es ist demnach gänzlich überflüssig, ja unmöglich, eine Verstehenstheorie aufzustellen, die nicht Erkenntnistheorie wäre, jene geht völlig in dieser auf. Niemals wird man erkennen, was Verstehen ist, wenn man nicht versteht, daß es ein Erkennen ist.

V.

Die Methode der Geisteswissenschaften.

Neben der reinen Geisteswissenschaft der Phänomenognosie gibt es, wie wir gesehen haben, eine psychophysische — physiologische —, das Bewußtsein kausal erklärende Psychologie, neben diesen beiden aber kann man drittens, wenn man will, eine physiko-psychische Psychologie unterscheiden, jene nämlich, die Tatsachen und Veränderungen der physischen Außenwelt durch Bewußtseinstatsachen, d. h. als ihre Wirkungen und als ihre gewollten Erzeugnisse erklärt. Letzten Endes ist freilich auch diese nichts anderes als eine genetische Erklärung unserer seelischen Erlebnisse, die uns an jene

Veränderungen oder Tatsachen der Außenwelt (unseren Leib mit einbegriffen) glauben lassen!

„Die Geisteswissenschaften finden ihr Material und ihre Probleme überall da, wo Gebilde und Veränderungen der äußeren Welt als Ausdruck menschlichen Lebens aufgefaßt werden können.“ Mit diesen Worten beginnt Hans Freyer sein viel beachtetes Werk „Theorie des objektiven Geistes“. An diesem Satze ist zu bemängeln, daß er den Begriff der Geisteswissenschaft insofern zu enge faßt, als gerade die einzige reine Geisteswissenschaft, die Phänomenologie, die von den physisch unfaßbaren Gebilden der inneren geistigen Welt ausgeht, ausgeschlossen erscheint, und mit ihr dann auch die genetisch-erklärende psycho-physische Psychologie. Als Geisteswissenschaft gilt dem Verfasser nur die Wissenschaft von dem „objektiven Geist“, d. i. in minder verfänglicher Ausdrucksweise: die Wissenschaft von dem „objektiven Geiste“, d. h. von den menschlichen Werken und Kulturhandlungen.

Ob jedoch gewisse „Gebilde und Veränderungen der äußeren Welt“ als Ausdruck menschlichen Lebens aufgefaßt werden dürfen, ist eine Frage, die keinen anderen Charakter hat als irgendeine Frage der Naturwissenschaften. Ja sie ist in gewissen Fällen ebenso eine Frage, die der Naturforscher sich stellt als eine, die der Kulturforscher vor Augen hat. Eine noch völlig unbekannte „Kunstform der Natur“ kann jedem von beiden das Problem vorlegen, ob es sich eben um eine solche, oder um ein Gebilde von Menschenhand, um „objektivierten Geist“ handelt. Engen wir jenen Ausspruch Freyers auf die „Kulturwissenschaften“ ein, so wäre ihm zuzustimmen, wenn nur die philosophierenden Soziologen und Kulturforscher unserer Tage darüber richtig dächten, wie wir in logisch (methodisch) berechtigter Weise dazu gelangen „ein Gebilde oder eine Veränderung der äußeren Welt als Ausdruck menschlichen Lebens aufzufassen“? — Es sollte uns doch die erkenntnistheoretische Besinnung nicht ganz verlassen, und darüber kein Zweifel obwalten, daß die Grundhypothese aller Natur- und Kulturwissenschaft, nämlich die Annahme einer Außenwelt überhaupt, bereits eine lediglich induktiv zu sichernde und gesicherte Hypothese ist! Wir fordern nicht, daß der Beweis jedesmal neu erbracht werde, wir fordern aber, daß man sich dessen bewußt bleibe. Erst auf Grund der Sicherung jener und der Abweisung der solipsistischen Hypothese kann die Frage in Angriff genommen werden, ob ein Ding der so gesicherten Außenwelt ein Natur- oder Kulturding sei? Auf welchem Wege? Laplace hat in seinem „essai philosophique sur la probabilité“ (Übersetzung von Norbert Schwaiger 1866, S. 174) die Antwort gegeben: „Induktion, Analogie, auf Tatsachen gegründete und unablässig durch neue Beobachtungen richtig gestellte Hypothesen, ein angeborener glücklicher wissenschaftlicher Takt, der durch zahlreiche Vergleiche seiner Winke mit der Erfahrung gereift ist; das sind die hauptsächlichsten Mittel, zur Wahrheit zu gelangen.“ Man huldigt aber leider neuestens dem unheilvollen Wahne, nicht mehr auf diesem Wege, sondern, sei es durch eine mystische, soziologische „Phänomenologie“ oder eine neue „Dialektik“ oder gar durch ein Zwittergebilde dieser methodologischen Abwege das Ziel zu erreichen. Ich behaupte demgegenüber, daß

kein einziger Fall gesicherten Wissens innerhalb der Kultur- und Gesellschaftsforschung wird aufgewiesen werden können, der nicht nach jener Methode gefunden wurde, die Laplace anlässlich seines VI. Prinzipes erörtert: „Wenn wir dort, wo wir Symmetrie bemerken nach einer Ursache forschen, so glauben wir nicht etwa, daß ein symmetrisches Gebilde weniger möglich sei, als ein nicht-symmetrisches: aber, da nun einmal diese Tatsache entweder die Wirkung einer regelmäßigen Ursache oder die des Zufalls sein muß, so ist die erste dieser Ansichten wahrscheinlicher als die zweite. Wir sehen z. B. Lettern zu dem Worte Konstantinopel zusammengestellt und wir betrachten diese Gebilde nicht als die Wirkung des Zufalls, nicht darum, weil sie weniger möglich ist als die anderen, da, wenn dieses Wort in keiner Sprache verwendet würde, wir ihm auch nicht eine besondere Ursache unterlegen würden; aber nachdem dieses Wort in Gebrauch ist, so ist es unvergleichlich wahrscheinlicher, daß irgendeine Person jene Lettern so angeordnet haben wird, als daß diese Anordnung nur dem Zufall zuzuschreiben ist.“ — Dieser Auseinandersetzung geht die Darlegung jenes VI. Prinzipes der Wahrscheinlichkeitsrechnung voraus, das für die Kulturwissenschaften und die Geschichtswissenschaften von größter Bedeutung ist, und besonders deutlich zeigt, daß die „Wahrscheinlichkeitsrechnung“ im Grunde nur der der Berechnung unterworfenen gesunde Menschenverstand ist. War dies der einzig mögliche wissenschaftliche Weg, um im allgemeinen „Gebilde und Veränderungen der äußern Welt als Ausdruck menschlichen Lebens aufzufassen“, so ist selbstverständlich die Deutung im Einzelfall eben nichts als eine besondere Anwendung dieser Methode der Hypothesenbildung. — Hierbei bildet allerdings die phänomenognostische Psychologie wegen der Allgemeinheit ihrer Ergebnisse nicht nur die Erfahrungsgrundlage, sondern auch die Grundlage zur Gewinnung apriorischer Strukturgesetze des Bewußtseins, die bei jener Hypothesenbildung verwendet werden.

Jene Wissenschaft, die Freyer und andere als allein des Namens „Geisteswissenschaft“ für würdig halten, ist eine Wissenschaft, die von irgendwelchen Feststellungen physischer Gebilde vermittels Wahrscheinlichkeitserwägungen auf seelisches Leben und auf Bewußtseinszustände schließt, die in jenen Gebilden ihren Ausdruck gefunden haben, oder die Zeichen für jenes sind. Ihr Ausgangspunkt ist das eigene Bewußtsein, das von jenen Gebilden Kunde erhält, ihr Ziel die Erkenntnis jenes fremden Bewußtseins und jener Persönlichkeiten, die als wirkende oder mitwirkende Ursache jener Gebilde zu betrachten sind. Da aber jener Ausgangspunkt allen Erfahrungswissenschaften gemein ist, so liegt die spezifische Differenz in dem spezifischen Forschungsgegenstand, das sind die in der menschlichen bewußten und unbewußten Persönlichkeitsstruktur liegenden Ursachen.

„Induktion, Analogie, Beobachtung, wissenschaftlicher Takt sind ihre Forschungsmittel“; aber die Phänomenognosie oder Phänomenologie in dem oben begrenzten Umfange gefeilt sich bei der geisteswissenschaftlichen Forschung hinzu, weil dort, wo wir menschliches Bewußtsein induktiv erschließen, unsere menschlichen strukturellen phänomenognostischen Bewußtseinsgesetze ohne weiteres an-

wendbar sind. Noch ein letzter Hinweis mag das Gesagte bestätigen. Für den Naturphilosophen und Metaphysiker kehrt — wie oben gezeigt wurde — die Fragestellung jener „Geisteswissenschaften“ in höherer Region wieder: Er fragt, ob die Gebilde und Veränderungen der „äußeren Welt“, ebenso freilich auch die der „innern Welt“, als Ausdruck eines geistigen, schöpferischen, teleologisch wirkenden Urprinzipes und Urlebens aufgefaßt werden dürfen oder nicht? — Und hiermit wandelt sich die Naturwissenschaft zur Naturphilosophie und mit dieser Wandlung sogleich zur Geistesphilosophie in jenem höchsten Sinne dieses Wortes, der die Frage nach dem göttlichen Geiste in sich begreift. Daß keine apriorische, phänomenologische Wesensschau hier zum Ziele führt, das dürfte und sollte seit der Zerstörung des ontologischen Argumentes²²⁾ doch unbestritten bleiben. Der Weg der Hypothesenbildung vermittelt Induktion und Analogie (vgl. Brentanos Versuch über die Erkenntnis) ist der einzig logisch zulässige, auch bei der Bildung der Hypothese eines göttlichen Geistes. Und so bleibt es dabei, daß keine Wissenschaft außer der reinen Mathematik und der reinen Phänomenognoſtie eine andere als die induktive Methode der Hypothesenbildung je mit Erfolg benützt hat, noch je mit Erfolg benützen wird: wobei den Geisteswissenschaften die phänomenognoſtischen, den Naturwissenschaften die mathematischen Gesetzeserkenntnisse als apriorisches Element vorzügliche Dienste leisten.

Was die Meinung erweckt, als ob es bei den Kulturwissenschaften ohne Induktion abgehe und „Intuition“, „Wesensschau“ an die Stelle trete, dürfte auf zwei Momente zurückzuführen sein; einmal kann der Ausdruck von Laplace auch anders gewendet werden, und es darf gesagt werden, daß der gesunde Menschenverstand, den der Geschichts- und Kulturforscher gebraucht, eine der Berechnung nicht unterzogene fortlaufende Wahrscheinlichkeitserwägung sei, dann aber ist es die ununterbrochene Anwendung gewisser allgemein verbreiteter phänomenognoſtischer Erkenntnisse, die jenen Irrtum begünstigt²³⁾.

Die Berserzählung des 18. Jahrhunderts.

Von August Fresenius † in Wiesbaden.

August Fresenius hatte eine Ausgabe der ältesten Erzählungen Wielands für die „Deutschen Literaturdenkmale“ vorbereitet, mit seiner unvergleichlichen Sorgfalt und das Feinste beachtenden Umsicht. Da er über die beste Einrichtung des schwierigen Lesartenverzeichnisses nicht schlüssig werden konnte, blieb sie leider liegen, zumal bald andere Pflichten ihn fesselten. Aber die hier vorliegende Einleitung war 1885 fertig abgeschlossen. Für die Güte der Arbeit zeugt, daß sie auch heute noch durchaus selbständigen Wert hat, weil sie die Entwicklung der Erzählungsliteratur in der Mitte des 18. Jahrhunderts neu ausdeutet. Was auf die Umgestaltungen des Textes Bezug nimmt, wurde zurückgelegt; einige Zitate waren auf jüngere Ausgaben umzustellen.

Bernhard Seuffert (Braun).

²²⁾ Vgl. meinen Essai über Spinoza, Euphorion XXVIII. S. 161 — 172.

²³⁾ Vgl. Wilhelm Bauers vortreffliche „Einführung in das Studium der Geschichte“, Tübingen 1921.

Wieland war achtzehn und ein halbes Jahr alt als er schon, halb scherzhaft freilich, die Besorgnis äußerte, gar zu fruchtbar zu erscheinen. Am 6. März 1752 bei Übersendung der „Moralischen Briefe“ schrieb er an Bodmer (Ausgewählte Briefe 1, 45): „Was werden meine Freunde davon denken, daß ich alle Messen im Druck zu erscheinen anfangen? Doch nur getrost! ich werde bald aufhören. Noch ein kleines Buch von zwölf Bogen, und hernach keine Verse mehr!“ In Wahrheit kamen dann freilich in der nächsten Zeit statt des versprochenen einen noch drei Werkchen von ihm heraus, der „Anti-Dvid“, der „Frühling“ und die „Erzählungen“. Daß nur diese letzteren in jener Briefstelle gemeint sein können, lehrt schon der Umfang: der Anti-Dvid füllt mit dem Anhang lyrischer Gedichte vier Bogen, der Frühling einen, die Erzählungen mit der Widmungsode und dem „Eingang“ sechzehneinhalb. Der Plan, die Erzählungen zu schreiben, nach einer naheliegenden Vermutung auch schon ihre Zahl ¹⁾, stand demnach Anfang März bereits fest, während von Anti-Dvid und Frühling noch keine Rede ist. Unmittelbar darauf muß dann der Anti-Dvid entworfen, ausgeführt und gedruckt worden sein, denn schon am 18. April konnte ihn Wieland verschicken. Vermutlich ergab sich der Plan dazu, als sich Wieland näher mit den Erzählungen, insbesondere mit „Zemin und Gulhindy“ zu beschäftigen begann. Denn zu dieser Erzählung, der zweiten in der Reihe, aber der ersten, sofern es sich um selbständige Entwürfe Wielands handelt, verhält sich der Anti-Dvid wie die Theorie zur Praxis. Von der Absicht, im nächsten Mai den Frühling zu besingen, macht Wieland in einem Brief vom 18. April vertrauliche Mitteilung. Der Adressat des Briefes ist Schinz, ein junger Pfarrer aus Bodmers Kreis, mit dem Wieland brieflich eine enthusiastische Freundschaft geschlossen hatte. Nach einem andern Brief an Schinz aus dem Mai — von welchem Tag, wissen wir nicht — war zwar bestimmt, daß das Gedicht „mehr gelegentliche Betrachtungen, die der Frühling veranlaßt, als eine Schilderung des Frühlings“ enthalten sollte, aber geschrieben war es noch nicht, ja der Dichter schwankte noch, ob er es „in Hexametern oder in Hendecasyllabis ohne Reimen“, d. h. in fünf Fußigen Jamben, schreiben sollte. „Die letztern“, schreibt er, „gefallen mir sehr, und es wäre wohl billig, dieses annehmliche Silbenmaß bey uns so gewöhnlich zu machen, als es bey den Italiänern und Engländern ist.“ Offenbar hatte er sich in diesem neuen Versmaß bereits versucht, d. h. begonnen, die „Erzählungen“ auszuarbeiten. Aber von dieser Arbeit schweigen die Briefe. Bodmer erhält keine andere Andeutung darüber als jene vom 6. März und noch weniger darf Schinz etwas davon wissen. Ihm war dieses neue Buch besonders zugehört, ihm wurde es in einer Widmungsode zugeeignet wie die „Moralischen Briefe“ Bodmer; und wie vorher diesem väterlichen Gönner, so bereitete Wieland nun dem Freunde mit dem Werke wie mit der Widmung eine Überraschung. Geschrieben sind die „Erzählungen“, wie Wieland in der zweiten Ausgabe angibt, im Mai. Sie legen, mag auch die Ausführung vielleicht schon im April begonnen haben, Zeugnis

¹⁾ Es sind ihrer sechs, alle von ungefähr gleicher Länge. Zwei Bogen auf die Erzählung gerechnet, macht zwölf Bogen.

ab, mit welcher wunderbaren, freilich auch verführerischen Leichtigkeit dem jungen Autor die Arbeit vonstatten ging. Zwischenburch hatte der „Frühling“ hexametrische Form empfangen und war unverzüglich gedruckt worden; schon am 2. Juni schickte ihn Wieland an Professor Johann Christian Wolz in Stuttgart²⁾, am 5. Juni an seine „unschätzbare Freundin“ und Braut Sophie Gutermann, die spätere Frau von La Roche, nach Augsburg. „Von heut über 14 Tage“, schrieb er damals an Sophie, „reise ich nach Hause.“ Er wartete offenbar nur noch den Druck der Erzählungen in Tübingen ab und kehrte, nachdem er sie am 16. Juni Schinz übersandt hatte, nach Viberach zurück. Nun erst trat die versprochene Pause in der Produktion ein. Es kamen fürs Erste „keine Verse mehr“. Aber — so rastlos drängte und trieb es in dem Jüngling — schon am letzten Juni ging eine Rezension über die vier ersten Gesänge von Bodmers „Noah“, der Anfang eines umfangreichen Buches, handschriftlich nach Zürich ab.

Dort waren inzwischen die „Erzählungen“ enthusiastisch aufgenommen worden. Die Antwort von Schinz war „in einer Art von Entzückung geschrieben“, so daß Wieland ihn bittet „ins künftige seine zu große Zärtlichkeit gegen ihn zu mäßigen, wenn er von seinen Schriften rede“. „Es wissen es alle, die mich näher kennen“, schreibt er, „daß zu viel Lob meiner Seele Gift ist“. Als dann Bodmers Urteil eintraf, schrieb er an Schinz (Ausgew. Br. 1, 99), es habe ihn ungemein vergnügt gemacht, ob Bodmer ihm gleich für jetzt nur das Gute seiner Erzählungen gesagt habe. Und Bodmer selbst dankt er in Ausdrücken, die deutlich erkennen lassen, welchen glänzenden Erfolg er mit dieser neuen Überraschung errungen hatte. Das enthusiastische Gefühl auf beiden Seiten war auf seinem Höhepunkt: günstiger konnte für Wieland der Moment nicht werden, selbst in Zürich zu erscheinen. Nur die Erwartung seine Sophie in Viberach zu sehen verzögerte noch die Abreise.

Hatte er vorher das Geheimnis der „Erzählungen“ streng gewahrt, so machte er nun bereitwillig Mitteilung über sie. So schon in den Briefen vom 16. und vom letzten Juni an Schinz, besonders aber in zwei Mitte Juli an Bodmer und Schinz gerichteten Briefen und in einem im Juli oder August geschriebenen³⁾ an Wolz. Die Stelle des Briefes an Bodmer vom 14. Juli 1752 ist bisher nur lückenhaft gedruckt (Ausgew. Br. 1, 95); sie lautet mit Seufferts Ergänzung: „Die Erzählungen zu schreiben faßte ich den Entschluß, als ich Ihre aus Thomson übersezte Erzählungen las; doch hatte mir schon vorher Pygmalion und Elisa

²⁾ Wieland an Wolz 2. Juni 1752 (Morgenblatt 1839, S. 381): „Sie erhalten hiemit meinen Erstling. Sie werden ohne mein Bemerken sehen, daß dieses Gedicht nichts enthält, als Gedanken und Ausschweifungen, die durch eine Frühlingsnacht veranlaßt worden; es hätte also einen andern Titel haben sollen, doch der Kürze wegen gab ich ihm diesen.“ Daß damit nur der „Frühling“ gemeint sein kann, nicht, wie im „Morgenblatt“ angenommen wird, der Anti-Ovid, liegt auf der Hand.

³⁾ Das Datum im Morgenblatt (Jhg. 1839, S. 386) „Viberach, 1753“ ist in sich widersprechend. Es muß heißen: 1752. Der Brief ist, wie der vom 7. August an Schinz, unter dem Eindruck der „Gedanken üb. d. Erdichtungen in christl. Epopeen“ im 1. Stück des 3. Bandes der „Samml. vermisch. Schriften“ geschrieben.

etwas dergleichen eingegeben. Die Briefe der allerliebsten Rowe belebten diesen Voratz noch mehr. Ihr gehören die schönsten Gedanken und Bilder der Erzählungen. 3. E. S. 132 Ja Schöpfer usw. Ich habe gar wenig Erfindungskraft. Valsora gehört Hr. Addison, wie Sie schon wissen werden, Serena größtentheils dem Verfasser des Tattler, den ich im Französischen gelesen habe, denn zu meinem Unglück habe ich noch nie Gelegenheit gehabt Englisch zu lernen. Zu den Unglücklichen wurde ich veranlaßt weil vor 3 Jahren Doris beynah eine Serena und ich Arist worden wäre. Jocasto sollte hier seyn und der Doris Großvater ist Harpag:

In Harpag Augen gilt der Reichtum
Die ganze Schaar der armen Tugenden.

Ein coup von providence wendete dieses Unglück ab, welches alle meine Schriften in ihrer Praeexistenz erstickt hätte. Selima ist vornehmlich durch Lesung der Empfindungen eines Blindgebohrnen und ein gewisses Stück des Babilard entstanden.“ Summarisch spricht er sich über die Quellen der Erzählungen in den Briefen an Schinz und Volz aus. An Schinz schreibt er (Ausgew. Br. 1, 101): „Daß ich kein Esprit créateur bin“ — als einen solchen hatte Meier in seiner Beurteilung des Messias Klopstock bezeichnet — „werden Sie daraus sehen, daß der Inhalt aller meiner Erzählungen, oder die *primae lineae* davon, entweder aus dem B a b i l a r d oder dem G u a r d i n i“ (lies G u a r d i a n) „oder der R o w e genommen sind“ und ähnlich an Volz (Morgenblatt 1839 S. 387): „Alle meine Erzählungen gehören dem Dessen und der Erfindung nach entweder Hr. Steele oder Addison oder meiner geliebtesten Rowe, von der ich auch hie und da schöne Gedanken entlehnet habe; denn ich bin nicht so streng gegen den sogenannten Plagiat als einige gelehrte Herren. Sie sehen also, daß vieles von dem Lob, das den Erzählungen gebühren mag, den angeführten Schriftstellern gehört.“ Die moralischen Wochenschriften von Steele und Addison also und die Briefe der Elisabeth Rowe waren Wielands hauptsächliche Stoffquellen, und zwar unter jenen Wochenschriften nicht die berühmteste und umfangreichste, der „Spectator“, sondern dessen Vorläufer, der „Tatler“ und sein Nachfolger, der „Guardian“.

Wieland selbst hat sich in diesem Punkt später getäuscht. Bei der ersten Erzählung, V a l s o r a, an der nicht viel mehr als die Versifikation sein Eigentum ist und von der er darum auch vermutet, Bodmer werde schon wissen, daß sie Addison gehöre, hielt er es in der zweiten Ausgabe (1762) für nötig seine Vorlage zu nennen. Aber nun schob ihm sein Gedächtnis statt des „Guardian“ den bekanntesten Repräsentanten der Gattung, den „Spectator“ unter, und dieser Irrtum hat sich durch alle folgenden Ausgaben bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. Jüngeren Generationen lagen diese moralischen Wochenschriften schon so fern, daß in dem Brief an Schinz statt Guardian Guardini gedruckt wurde. In Wahrheit ist die „Valsora“ dem 167. Stück des Guardian entnommen, den Wieland in der Übersetzung der Frau Gottsched benutzte. Schon die Bezeichnung „Guardian“ in dem Brief an Schinz weist auf diese, nicht etwa auf

die französische Übersetzung hin⁴⁾; andere Indizien treten beweisend hinzu, so besonders der von Wieland später ausgemerzte Ausdruck „zufrieden sprechen“ (Walf. 147; vgl. Wielands spätere Anm.: es sei „nicht das rechte Wort“), der eben jener Übersetzung der Frau Gottsched entstammt. Zu den Erzählungen *Die Unglücklichen*, *Melinde* und *Selim* hat die französische Übersetzung des „Tatler“, der „Babillard“, die Grundlinien geliefert⁵⁾. Dies ließ sich schon auf Grund des Briefes an Schinz ermitteln, für „Serena“, d. h. für die „Unglücklichen“, und für „Selima“, d. h. für den „Selim“ wird es jetzt durch die vollständig vorliegenden Mitteilungen an Bodmer ausdrücklich bestätigt. Die dritte der von Wieland genannten Quellen, die Briefe der Engländerin Rowe waren, aus einer französischen Übersetzung lieberlich und schwerfällig ins Deutsche übertragen, 1745 in Göttingen erschienen⁶⁾. Auch in dieser traurigen Gestalt übten sie, wie auf Klopstock und seinen Kreis, so auf den jungen Wieland vorübergehend großen Zauber aus.

Er selbst hat in Zürich nach dem Vorbild der englischen Dichterin „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ geschrieben. Was er ihr in den „Erzählungen“ Stoffliches entlehnt hat, sind ergänzende Materialien zu den drei eben genannten, auf dem „Babillard“ beruhenden Stücken, nicht besondere Erzählungen. In den „Unglücklichen“ hat die Situation der an einen ungeliebten Gatten gefesselten Frau, die von einer sublimen Leidenschaft für einen andern verzehrt wird, eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Geschichte bei Frau Rowe (S. 240 ff. der deutsch. Übers.), namentlich auch hinsichtlich des entschieden tragischen Ausgangs; im einzelnen sind von der Rowe entlehnt: Serenas Apostrophe an den Tod (W. 407 ff. Rowe 194 f.) und die Schilderung, wie sie als seliger Geist in himmlischem Glanz und auf goldener Laute spielend dem Arist erscheint (W. 509 ff. Rowe 68 ff.). Das letztere Motiv knüpft sich auch schon bei

⁴⁾ Der Titel der von mir benutzten deutschen Übersetzung lautet „Der Engländische *Guardian* oder *Auffseher*. Ins Deutsche übersetzt von L. A. W. Gottschedinn. I. (II.) Theil. Leipz. 1749.“ Doch ist dies, wie die Übereinstimmung der Seitenzahlen mit den in Gottscheds „Neuem Bücheraal“ I, 538 angegebenen zeigt, nur eine Titelausgabe der 1745 unter dem Titel „Der *Auffseher* oder *Vormund*, aus dem Engländischen ins Deutsche übersetzt, von L. A. W. G.“ erschienenen Ausgabe. — Die französische, von van Effen verfasste Übersetzung nennt sich „*Le Mentor moderne*“ (La Haye 1723. III. 12°; Bäle 1737. III. 8°).

⁵⁾ Die betreffenden Stücke finden sich in der mir vorliegenden, Amsterdam 1735 erschienenen, zweiten Auflage, die sich nicht mehr „*Le Babillard*“, sondern „*Le Philosophe Nouvelliste*“ nennt, Bd. II Art. XVIII S. 187 ff., Bd. I Art. XXXIII S. 444 ff. und Bd. II Art. XX S. 211 ff.

⁶⁾ Die Freundschaft nach dem Tode, in Briefen der Verstorbenen an die Lebenden. Nebst moralischen und scherzhaften Briefen. Aus dem Englischen der Frau Rowe, nach der fünften Auflage ins Deutsche übersetzt. Göttingen, bey den Gebrüthern Schmid, 1745. 8°. — Daß diese deutsche Ausgabe die Übersetzung einer französischen Übersetzung der fünften Auflage ist, hat bereits Blankenburg (Literar. Zusätze zu Sulzers allgem. Theorie der schönen Künste II, 88 a) richtig bemerkt. Nur gibt er als Druckort der deutschen Übersetzung irrtümlich Leipzig an. Ob seine Angaben über die französische Übersetzung genau sind, weiß ich nicht. Sie ist nach ihm von Bertrand verfaßt und „Gen. 1740. 8.“ erschienen, während ich sonst überall Amsterdam als Druckort angegeben finde. — Da der deutsche Übersetzer mit keiner Silbe auf den wahren Sachverhalt hinweist, sieht sich der deutsche Leser seltsam überrascht, wenn er in der „Vorrede des Übersetzers“ (S. XVIII) ersucht wird, die Verse der Dichterin nicht nach der Übersetzung zu beurteilen, da es so selten gelinge, den englischen poetischen Schwung „ins Französische“ zu übertragen. (Vgl. L. Wolf, El. Rowe in Deutschland. Diss. Heidelberg 1910.)

Frau Rowe an den Namen „Serene“. Zur „Melinde“ hat diese Quelle (S. 248 ff.) Argumente und Wendungen für die große letzte Rede der Heldin, namentlich aber das Motiv beige-steuert, daß Melinde ins Kloster geht. Auch hier wieder gewinnt ein dem „Tatler“ entnommener Stoff erst mit Hilfe der Rowe die tragische Zuspitzung. Im Selim geht der Schutzgeist *Ariel* auf Frau Rowe (S. 446 ff.) zurück, die ihn ernsthaft verwendet; in scherzhafter Anwendung kannte ihn Wieland schon aus Pope's Lockenraub. (Vgl. Vöttiger in *Kaumers Histor. Taschenb.* X, 389.)

Wäre Wielands Angabe in den Briefen an Schinz und Volz streng zu nehmen, so müßten sich für alle sechs Erzählungen die Grundlinien in diesen drei Quellen nachweisen lassen. Es bleiben aber zwei Erzählungen übrig, bei denen dies nicht gelingt. Die erste derselben, *Jemin und Gulhindy*, hat das, was man ihre Seele nennen kann, von Klopstocks Elegie „Die künftige Geliebte“ und der nah verwandten „Choriambischen Ode“ J. A. Schlegels empfangen. Was ihre ziemlich dürftige Leiblichkeit anlangt, so ist für das Motiv von dem Jüngling und der Jungfrau, die in der Einsamkeit ohne Kenntnis des anderen Geschlechts aufwachsen, vor allem auf die ersten Gesänge von Bodmers „Noah“ zu verweisen. Aber auch die „Gans des Bruder Philipps“ wie sie, Lafontaine nacherzählt, im zweiten Band der Bremer Beiträge (St. 3 S. 208 ff.) erschienen war — in derselben Zeitschrift also, welche (IV, 6. 446 ff.) Klopstocks „künftige Geliebte“ und (IV, 6. 412 ff.) Schlegels „Choriambische Ode“ gebracht hatte —, muß Wieland gekannt haben. Sie konnte bei seiner damaligen Sinnesweise nur abstoßend auf ihn wirken, aber eben darum bin ich geneigt, einen bewußten Gegensatz zwischen seiner empfindsamen und dieser schwankhaften Bearbeitung des Motivs anzunehmen. Ein ähnliches Verhältnis, nicht sowohl der Abhängigkeit als des Gegensatzes, scheint zwischen Wielands Erzählung *Der Unzufriedne* und dem gleichnamigen „epischen Lehrgedicht“ J. A. Schlegels obzuwalten, das in demselben zweiten Band der Bremer Beiträge einen breiten Raum einnimmt. Daß aber für diese beiden Erzählungen noch eine andere Quelle in Betracht kommt, lassen schon die orientalischen Namen vermuten. Zohar und Thirza zwar (im „Unzufriednen“) sind biblische Namen, aus Bodmers „Jacob und Rachel“ entnommen, ohne daß sich daran eine Übertragung von Motiven oder Charakterzügen knüpft. Aber der Geist Firnaz, der in beiden Erzählungen figuriert, die Namen Jemin, Gulhindy, Sirma und Sittim, gewisse äußere Umrisse von „Jemin und Gulhindy“ sowie Motive des „Selim“ stammen aus einer von Wieland nicht genannten Quelle, aus Gueullette's „Mille et un Quart d'heure“⁷⁾. Dies Buch hat schon auf

⁷⁾ Wieland wird das Original (Paris 1715 u. ö.; im „Cabinet des Fées“, Genf und Paris 1785 ff., Bd. 21. 22) gelesen haben. Wenigstens fehlt in der Leipziger Übersetzung die mir in den Ausgaben von 1716/1717 und 1738 vorliegt, die Geschichte, in welcher der Name Jemin vorkommt. Die Namen finden sich im „Cabinet des Fées“ Bd. 21 an folgenden Stellen: Firnaz 264 ff., Jemin 189, Gul-Hindy (in der Pariser Separatausgabe der *Mille et un quart d'heure* von 1778 neben Gul-Hindy auch die Schreibung Gul-hindy, in der Leipziger Übersetzung von 1716 Gulhindy und gelegentlich Gul-hindy) 56 ff., Sirma 250 ff., Sidjim (in der Ausgabe von 1778 und in der Übersetzung von 1716 dieselbe Schreibung), als Name eines Mädchens, 263 ff. Für „Jemin und Gulhindy“ kommt besonders, aber nicht ausschließlich, die Geschichte von Cheref-

Wielands „Hermann“ eingewirkt“ und er hat es, man kann sagen sein Leben lang nicht aus den Augen verloren. Charakteristisch für Wieland diese früh hervortretende Neigung zum Märchenhaften; aber auch bemerkenswert, daß er von Gueullette's Märchenbuch in seinen Briefen nichts verlauten läßt, selbst da nicht, wo er zu erklären sucht, warum seine Gulhindy so wenig arabischen Nationalcharakter habe (Ausgew. Br. 1, 100). Offenbar hielt er eine Erwähnung Gueullettes nicht für opportun. Die Richtung auf das Wunderbare hatte sich ja seit einigen Jahren ganz auf das geistliche Gebiet geworfen. Auf der Tagesordnung standen der Messias, der Noah und — die geistlichen Feenmärchen der Frau Rowe.

Von den obigen Brieffstellen gibt die ausführlichste nicht nur über die Quellen der „Erzählungen“, sondern auch über deren Vorbilder und Anlässe Auskunft. Die gefeierten Meister der poetischen Erzählung waren damals in Deutschland Hagedorn und Gellert. Sie waren es auch für Wieland noch kurz vor Abfassung seiner „Erzählungen“ so sehr, daß er am 4. Februar 1752 an Bodmer schrieb (Ausgew. Br. 1, 31 f.): „Sie geben mir schon etlichemahl zu verstehen, daß Sie mit unsern Erzählungen nicht ganz zufrieden sind. Außer Hagedorns und Gellerts hab' ich wenige gesehen, die mir gefallen hätten. Aber die Art, wie diese erzählen, ist nach meinem Geschmack. Herr Gellert ist mein Mignon. Diese naiven Annehmlichkeiten, dieser natürliche Witz, diese anmuthige, einfältige Sprache der Erzählung, die die Seele seiner Fabeln und Erzählungen sind, gefallen mir unendlich. Mich dünkt fast, wie er erzählt, würde jeder geistreiche Kopf unter seinen Freunden mündlich erzählen. Je mehr ich also von Gellert halte, desto begieriger bin ich von Ihnen zu erfahren, was Sie an ihm aussetzen.“ Was Bodmer hierauf im einzelnen gegen Gellert vorbrachte⁸⁾, führte, wie Wielands Brief vom 6. März zeigt, in dessen Urteil keinen entschiedenen Umschwung herbei: wenigstens nicht augenblicklich, denn freilich pflegt dergleichen nachzuwirken. Aber was die Lehre nicht vermochte, wirkten Beispiele, die ebenfalls Bodmer ihm gab oder vermittelte. Die Prosaerzählung Pygmalion und Elise, von der Wieland die erste Anregung zu seinen „Erzählungen“ herleitet, das hexametrische Gedicht „Empfindungen eines gebornen Blinden“, das seinen „Selim“ mit veranlaßt hat, sind Produkte Bodmers⁹⁾. Vor allem aber entzündeten Wielands empfängliche

Elbin und Gul-Hindy in Betracht, für den „Selim“ die Rahmenerzählung der 1001 Viertelstunde. Daß Wieland in der Ausgabe von 1762 und 1770 von Vers 132 an Gulhindy oder Gülinde schreibt, beruht auf der nachträglichen Erwägung, daß französisch u. deutschem u. entspricht.

⁸⁾ Einiges Hierhergehörige enthält der 62. der „Neuen kritischen Briefe“, die Bodmer damals vielleicht gerade im Hinblick auf die von Wieland gestellte Frage, diesem geschickt zu haben scheint. Wenigstens legt Wielands Brief vom 6. März 1752, der mit den Worten beginnt „Eben komme ich von der Durchlesung Ihrer neuen kritischen Briefe“ diese Annahme sehr nahe.

⁹⁾ Der „Pygmalion“ des St. Hyacinthe, durch den Bodmer zu dem seinigen angeregt wurde, hatte mit seinen materialistischen Tendenzen schon auf der Schule revolutionären Zündstoff in Wielands frühreife Seele geworfen. Wieland erwähnt ihn in der „Natur der Dinge“ (S. 38 f. der 1. Ausgabe) und in den „Moral. Briefen“ (S. 148 der 1. Ausgabe). Bodmers „Pygmalion und Elise“ hatte er, als er in den „Moral. Briefen“ einmal neben dem französischen Pygmalion den deutschen erwähnte (S. 59 Anm. 2 der 1. Ausgabe), wohl noch nicht lange kennen gelernt, vermutlich in der Ausgabe von 1749. Zuerst war Bodmers Pygmalion in den „Neuen

Phantasie die erzählenden Episoden aus Thomsons Jahreszeiten, die Bodmer in reimlosen fünffüßigen Jamben, dem Vermaß des Originals, übersetzt und als Anhang zu „Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern“ herausgegeben hatte¹⁰⁾. Die Erzählungen Thomsons waren so offenbar das Muster der Wielandschen, daß E. von Kleist die letzteren einfach als „Erzählungen im Geschmack des Thomsons“ bezeichnete¹¹⁾, daß Lessing die richtigste Vorstellung von ihnen zu geben glaubte, wenn er sie „Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nenne, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu bestimmen sei“¹²⁾ und daß Wieland selbst im Vorbericht der zweiten Ausgabe bezeugte, zu diesen Erzählungen seien ihm keine anderen Muster bekannt gewesen als diejenigen, welche Thomson in seine Jahreszeiten eingerückt habe. Dem Eindruck Thomsons also ist es zuzuschreiben, daß Gellert jetzt für ihn in Schatten tritt. In Wielands Briefen an Bodmer und Schinz findet sich am 26. März 1752 die erste Erwähnung Thomsons, am 11. April wird Gellert noch zweimal genannt, dann nicht mehr.

Was bedeutet dieser Umschwung? Er bedeutet eine Abwendung von der Enge des bürgerlichen Lebens, überhaupt von verwickelten Kulturverhältnissen zugunsten eines idealen Naturzustandes, von dem aus die Brücke in die freie Region des Märchens dann leicht geschlagen war; eine Abwendung von der Vielgestaltigkeit des wirklichen Lebens zugunsten des in den Jahren des Gefühls stehenden Menschen, eine Abwendung von vorwiegend satirischer Sittenschilderung zugunsten des Idyllischen und Elegischen. Er bedeutet die Hinwendung von einem eng mit der Fabel verwandten zu einem aus der beschreibenden Poesie hervorgewachsenen Erzählungstypus, Begünstigung der Schilderung gegenüber der Handlung, Begünstigung des Gefühlsbergusses in Monolog und unerwidelter Anrede gegenüber dem Dialog. Er bedeutet die Vertauschung einer gewissen Magerkeit und Eßigkeit der Zeichnung mit Weichheit und Rundung, die Vertauschung des herkömmlichen Reimverses mit der freieren Form des reimlosen fünffüßigen Jambus, die Vertauschung eines schlichten, nüchternen, nur durch gefällige Natürlichkeit geschmückten Vortrags mit einer blühenden, kühnen, zum Extremen geneigten Sprache. Er bedeutet eine Abwendung vom großen Publikum zugunsten der „wenigen Edlen“. Er bedeutet, alles in allem, einen entschiedenen Durchbruch der Empfindsamkeit.

Mit Recht sagte Wieland, als er die „Erzählungen“ zum letzten Mal herausgab, daß sich eher das Beiwort empfindsam für sie geschickt haben möchte, als das Beiwort moralisch. Nur hat — ihm auch hier wieder sein Ge-

Erzählungen verschiedener Verfasser“ (Leipzig (?) 1747 erschienen, aber „nicht genug bekannt worden“. Die „Neuen Erzählungen“ enthalten außer dem Pygmalion den „geplagten Pegasus“ und die „Frau von Ephesus“. Vgl. Freimüth. Nachrichten 1747 S. 239, 1749 S. 420 f. — Bodmers „Empfindungen eines geböhrnen Blinden“ stehen in den „Neuen kritischen Briefen“, Zürich 1749, S. 282–287.

¹⁰⁾ Deutsche Litteraturdenkmale 22.

¹¹⁾ Kleist an Gleim, Zürich den 22. Nov. 1752 (2, 212 Sauer).

¹²⁾ In seiner Anzeige der Wielandschen „Erzählungen“ in der Berlinischen Zeitung vom 15. März 1753. Sempel 12, 492.

dächtnis einen Streich gespielt, wenn er annahm, sie hätten in den beiden ersten Ausgaben „Moralische Erzählungen“ geheißen; der Titel lautet in der ersten wie in allen folgenden Ausgaben einfach „Erzählungen“¹³⁾.

Wieland hat nicht nur den ganzen Typus seiner Erzählungen, für den übrigens auch die geringe Personenzahl charakteristisch ist¹⁴⁾, von Thomson übernommen; auch in bezug auf einzelne Züge, Bilder und Wendungen hat er die drei Thomsonschen Erzählungen, die zusammen noch nicht dreihundert Verse betragen, stark ausgebeutet, worauf ich hier nicht näher eingehe. Das Vorbild wird ihm zugleich Fundgrube, wie umgekehrt die Briefe der Rowe ihm nicht nur als Quelle dienten, sondern auch den durch Thomson geweckten Vorsatz die „Erzählungen“ zu schreiben „noch mehr belebten“. Dies weibliche Vorbild mit seiner im Sublimen schwelgenden Phantasie und mit seiner jugendlichen Energie des Gefühls konnte die „transcendentalischen Ideen“ der Wielandschen Erzählungen nur verstärken; in der „distillirten Zärtlichkeit“ ging er über das selbe sogar noch hinaus. Distillirte Zärtlichkeit — so drückte sich Lessing damals aus¹⁵⁾, denn noch hatte er ja die Sprache nicht durch das Wort „empfindsam“ bereichert.

Früh schon waren die in Wielands Geist streitenden Kräfte und Richtungen, Verstand und Einbildungskraft, Satire und Schwärmerei, neben einander entwickelt. Der plötzliche Übergang von Gellert zu Thomson wäre nicht zu erklären, wenn nicht Wieland Berührungspunkte mit Gellert auch in dem gehabt hätte, worin dieser sich von Thomson unterscheidet. Auch hörte Gellerts Einwirkung nicht mit einem Schläge auf. Dem geübteren Auge leicht erkennbar, tritt sein Einfluß auf den Stil der Wielandschen Erzählungen naturgemäß da am meisten hervor, wo die Handlung fortrückt. (Bals. 36: „Er ruft dem Elm“. Ungl. 483: „Er sloh die Welt“. Unzufr. 293: „Ist wird doch Zohars Wunsch befriedigt sein?“ usw.) Aber doch konnte es, wenn einmal zwischen Thomson und Gellert die Wahl gestellt war, nicht zweifelhaft sein, für wen sich Wieland entschied. Er war doch seinem Naturell nach mehr Künstler als Lehrer, mochte er auch sich und Andere bereden, daß er nur darum „poetische Schriften schreibe“, weil die Poesie den Zweck, „die nützlichsten und zur Glückseligkeit nötigsten Wahrheiten“ zu lehren, „gewisser erreiche, als die philosophische Lehrart“. (An Volz Morgenbl. 1839 S. 382.) Er war doch mehr Epiker als für die dem Drama und dem Epigramm verwandte Gattung der Fabel und der fabelähn-

¹³⁾ Im Jahr 1764 ging Wieland auf Zureden einer „Dame von seiner Bekanntschaft“, offenbar der Sophie von La Roche, damit um, ausgerüstet mit der formellen Virtuosität, welche seine komischen Erzählungen bekundeten, „auch moralische Erzählungen, im Geschmaek des Marmontels zu machen“. Unter andern wollte er „auch etliche von den wenigen reimfreyen Erzählungen umschmelzen und wohlgerieimt in diese Sammlung bringen“. (Ausgew. Br. 2, 251. Denkw. Br. 1, 19.) Diese Absicht wurde nicht ausgeführt, aber die Bezeichnung der reimlosen Erzählungen als der moralischen zum Unterschied von den komischen wird seit dieser Zeit Wieland geläufig geblieben sein. Daher denn auch sein Irrtum.

¹⁴⁾ Die erste Erzählung, die nicht von Wielands, sondern von Addison's Erfindung ist, weicht in diesem und in einigen andern Punkten von dem Typus der übrigen Erzählungen ab, eine Ausnahme, welche die Regel der andern auffälliger macht.

¹⁵⁾ In der schon genannten Anzeige der „Erzählungen“.

lichen Erzählung beanlagt. Er war, bei all seiner Altflughheit, jung und, wie es seinen Jahren ziemte, Enthusiast; zudem überaus geneigt in „süßen Träumen“ zu schwelgen und deshalb „nicht der größte Freund der Wahrheit“ (Ausgew. Br. 1, 43). Die Welt kannte er nur aus Büchern, darum hat er nicht leicht etwas Schlechteres geschrieben als die „Moralischen Briefe“: wie hätte er mit Gellert in der Darstellung von Typen der damaligen Gesellschaft wetteifern können? Aber wenn ihm Thomson Schilderungen empfindsamer Liebe brachte, so traf hier das literarische Vorbild gerade auf den Punkt, wo der jugendliche Dichter Eigenes einzusetzen hatte. Er brauchte nur seine schwärmerische Liebe für Sophie Gutermann in Versen auszuströmen, um seinen Darstellungen Wärme und eine gerade in ihrer Vagheit individuelle Wahrheit zu geben. Nicht umsonst leuchtet uns der Name Doris auf den Blättern der „Erzählungen“ so vielfach entgegen, unter diesem Gestirn beginnt, unter ihm endet der Dichter¹⁶⁾. Aber auch in die Gestalten seiner „Arabischen Mädchen“ (Ausgew. Br. 1, 89) selbst spielt das Bild seiner Geliebten herein. Wieland verhehlte sich nicht, daß keiner von den kleinsten Fehlern seiner Erzählungen der sei, „daß die Charaktere der Balsora, Gulhindy, Serena, Melinde und Selima beinahe alle gleich seien“ (Ausgew. Br. 1, 86 f.). Sie mußten wohl einander gleichen diese Mädchen, da jedes von ihnen sehr nah mit seiner Doris (= Sophie) verwandt war. Es ist trotz des orientalischen oder idealen Kostümes, das Wieland seinen „Bewohnern der goldnen Zeit“ gibt, nicht schwer, seiner Darstellung anzufühlen und aus seinen Briefen auch nachzuweisen, daß er sein persönliches Empfinden, seine eigene Hoffnung und Furcht in diese Erzählungen gelegt hat. Aber wer hätte vermutet, daß in dem Grade, wie es jetzt für die „Unglücklichen“ bezeugt wird (s. v. S. 522), Persönliches und Erlebtes in ihnen enthalten — oder soll man sagen verflüchtigt — ist?

Liebe ist das Hauptthema dieser Erzählungen, die glückliche, die unglückliche, die getäuschte; immer aber handelt es sich um eine ätherisch zarte, immer um eine erste Liebe, und bedeutsam tritt das erste Erwachen der Liebe hervor. Darin spiegelt sich das jugendliche Alter nicht nur unseres Dichters, sondern auch unserer damaligen Poesie. Jener Übergang von Gellert zu Thomson entsprach nicht nur Wielands Individualität und Entwicklungsstufe, er entsprach zugleich dem Punkt, an welchem die mit Brodes beginnende Wiedergeburt unserer Poesie angelangt war. Wenn sich Thomson in einzelnen erzählenden Episoden seines beschreibenden Gedichts von der Darstellung der äußeren Natur zu der des Menschen erhebt, so stellt sich uns im Kleinen, im Rahmen der einzelnen Dichtung dar, was sich ähnlich, nur in viel größeren Dimensionen, zu jener Zeit in Deutschland vollzog. Brodes, der am Ende seiner Laufbahn Thomsons Jahreszeiten übersezte, Haller und E. von Kleist, der, von Thomson inspiriert, seinen „Frühling“ dichtete, erschlossen die äußere Natur. Dazu gesellte sich bei Haller in den „Alpen“, bei Kleist im „Frühling“ die Schilderung

¹⁶⁾ Wie unter Doris Sophie, so ist unter D a y h n e (Zueignungs-Ode 16. Sel. 56) Schinzens Braut zu verstehen.

des Menschen in einfachen, ländlichen Zuständen. Aber eben nur das Zuständliche gelangte hier zur Darstellung, noch nicht bewegte Innerlichkeit, geschweige denn Handlung. Unter diesen Gesichtspunkt fällt es auch, daß von den Erscheinungen des Seelenlebens anfangs die elementarsten, die Sinnesempfindungen, eine so große Rolle spielen, wie denn schon für Brockes die Natur zur „Sinnenschule“ wird. Wir haben uns hier, im Hinblick auf Wieland, an Bodmers „Empfindungen eines geborenen Blinden“ und an die besetzte Statue seines Pygmalion zu erinnern, die sich nach und nach ihrer Sinnesenergien bewußt wird, um dann bald auch höherer Empfindungen teilhaft zu werden. Dieses höhere Empfindungsleben in unserer Poesie zu erneuern waren aber Jüngere als Bodmer berufen. Dazu bedurfte es der jugendlichen Trunkenheit akademischer Jahre. Das Gefühl begeisterter Freundschaft fand in Lange und Pyra und im Kreis der Bremer Beiträger seine dichterischen Vertreter. Der größte dieses Kreises, Klopstock, tat dann den weiteren Schritt und wagte es, der Welt seine Liebe zu offenbaren. Auch er blieb noch, wie Gervinus sagt, „gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte“. Von dieser Entwicklungsbahn, die natürlich weder die Breite noch die Vielgestaltigkeit des erneuerten Geisteslebens in sich faßt, sondern in dem Geäder desselben nur als ein Hauptast zu betrachten ist, stehen Hagedorn und Gellert etwas abseits. Zwei in die Augen fallende Kennzeichen dafür sind, daß sie nicht in den Streit der Schweizer und Gottschedianer verwickelt werden¹⁷⁾, und daß sie so gut wie gar nicht an den Versuchen teilnehmen, reimlose Verse einzuführen. Aller auffallenden Neuerung, allen Extremen abhold, auf dem festen Boden des wirklichen Lebens stehend, sorgfältig in der Form und nicht ohne Humor, haben sie zu ihrer Zeit einen ganz allgemeinen Beifall gefunden und sind in den besten ihrer Dichtungen bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Beides läßt sich von den Dichtern jener Entwicklungsbahn nicht sagen. Aber wenn Hagedorn und Gellert in ihrer Art nicht übertroffen sind, wenn sie eine Art hausbackene Klassizität noch heute behaupten, so haben uns jene Anderen entschieden einer neuen, höheren Poesie entgegengeführt. Sie haben ihren Wert weniger in dem, was sie sind, als in dem, was sie vorbereiten.

Wielands „Erzählungen“ bestätigen selbst die ihnen hier angewiesene literarhistorische Stellung. Zunächst schon äußerlich durch die Dichternamen, die der Autor, nach damaliger Mode, seinen Schildereien eingewebt hat. Unter dem Motto der Erzählungen (es ist aus dem „Mann nach der Welt“) steht Hallers Name. Die Namen Brockes und Kleist durften in den Erzählungen fehlen, zumal sie in dem gleichzeitig entstandenen „Frühling“ genannt werden. Im „Eingang“ der Erzählungen (B. 25) begegnen Lange und Pyra, im „Selim“

¹⁷⁾ Angegriffen wurde in der „Aesthetik in e. Nuß“ allerdings auch Gellert als „französischer Deutscher“ und als einer von den Leuten „die wir die *M i t m a c h e r* nennen“ (S. 371. 284. Vgl. Gellert an Eronegl 21. Dec. 1754. — Vgl. auch die „Erläuterungen üb. d. ganze Aesthetik in e. Nuß“, besonders S. 93 ff.), ja wegen seines gebrechlichen (!) Ausdrucks selbst *H---d---n* (S. 127), Hagedorn, den Gottsched und die Seinigen doch sonst stets gegen die neumodischen Dichter auspielten.

(51 ff.)¹⁸⁾ Bodmer und Klopstock. Die von Bodmer wiedererweckten Minnesinger paradien im „Unzufriednen“ (110 ff.). Gellert dagegen fehlt, während selbst auf Hagedorn und Uz gelegentlich ein Blick fällt (Mel. 274). Dafür kommen Thomson und Frau Rowe je zweimal vor, letztere unter ihrem Mädchennamen Singer (Zem. 427. Sel. 62. — Ungl. 482. Mel. 278). Auch dem Dichter, der, aus einer früheren Epoche herüberragend, als ein anderer Homer an der Spitze dieser ganzen englisch-deutschen Entwicklung steht, auch Milton wird eine Huldigung zuteil (Sel. 49)¹⁹⁾.

Tiefer noch und innerlicher bekunden die Erzählungen ihre Zugehörigkeit zu dieser Entwicklungsreihe durch ihren Inhalt. Man braucht nur zu beachten, daß die Situation aus Miltons „Verlorenem Paradies“ (IV, 453 ff.), wie Eva zum erstenmal ihr Bild im Wasser erblickt, in Bodmers „Pygmalion und Elise“ (S. 41 f. der Ausg. von 1749) und in Wielands „Zemin und Gulhindy“ (B. 224 ff.) wiederkehrt²⁰⁾, um mit einem Blick zu übersehen, wie berechtigt es ist, Wielands Erzählungen mit dieser ganzen englisch-deutschen Familie bis zu ihrem Ursprung hinauf in Beziehung zu setzen.

Hier nur noch ein Wort über ihr Verhältnis zu der deutschen Verwandtschaft. Wenn Liebe das Hauptthema der „Erzählungen“ ist, so sind doch die früheren Phasen jener Entwicklung in ihnen gewissermaßen mit enthalten. Am wenigsten gilt dies vom Freundschaftskultus, was sich daraus erklärt, daß Wieland selbst seine Jahre einsiedlerisch verlebt und in Schinz zum erstenmal — vorläufig nur brieflich — einen Freund gefunden hatte. Die Erzählungen Wielands spielen, wie die Thomsonschen, im Freien; der Natur fällt bei ihm eine bedeutsame Rolle zu. Aber die Stufe, auf welcher die poetische Durcharbeitung der Natur Selbstzweck war, liegt schon hinter ihm. In dieser Hinsicht ist nichts charakteristischer als sein „Frühling“. Ähnlich wie mit der Natur steht es mit dem Thema der Sinnesempfindungen. Es nimmt in Wielands „Selim“ den Vordergrund ein, aber es tritt nicht mehr so absichtlich und selbstherrlich, nicht mehr mit der „carricaturartigen Pedanterie“²¹⁾ auf wie bei Bodmer; es ist von andern Motiven durchschlungen und mit ihnen zu einem auch menschlich anziehenden Ganzen geordnet.

Anziehend vom Standpunkt der damaligen Zeit, obwohl gerade diese unter den Wielandschen „Erzählungen“ noch am ersten auch bei heutigen Lesern Gnade finden dürfte. Wieland hat sie wohl nicht ohne Absicht ans Ende ge-

¹⁸⁾ Das Werk Bodmers, auf welches Wieland anspielt und dem die Namen Siphä, Sem, Japhet und Kerenhapuch (Sel. 60 f.) angehören, ist der „Noah“.

¹⁹⁾ Sonst bezieht sich Wieland — von versteckteren Anspielungen abgesehen — auf Homer und Vergil (Unzutr. 124 f.), Anacreon oder vielmehr die Anacreontea (Unzutr. 37), Tasso (Unzutr. 140 f.), auf den „Comte de Gabalis“ des Abbé de Villars (Mel. 93, vgl. Zem. 34), auf den Naturforscher Leeuwenhoek (Sel. 9) und auf die Maler Timanthes und Dürer (Ungl. 478).

²⁰⁾ Vgl. auch Klopstocks Messias II, 30 f., Bodmers Noah VI, 178 ff. und Wielands Abhandlung über den Noah (Werke Ausg. der preuß. Akademie 3, 410).

²¹⁾ Ich wende absichtlich diesen Ausdruck, den Gervinus von Brodes gebraucht, auf Bodmer an, denn es scheint mir nicht zufällig, daß innerhalb dieses vorbereitenden Curfus unserer Poesie das jeweilige Thema mit einer Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit ergriffen wird, die je nach der Natur des Gegenstandes und des Autors entweder zu caricaturartiger Pedanterie oder zu Überschwänglichkeit und Ländelei führt.

stellt, und daß er sie mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, bezeugt er in einem seiner Briefe (an Volz. Morgenbl. 1839, S. 387) mit folgenden Worten: „Wegen des Selims muß ich Ihnen, mein hochgeschätztester Freund, sagen, daß ich ihn mit größerem Fleiß als alle andere gearbeitet und alle Gedanken, Empfindungen und Ausdrücke genau beurtheilt habe. Der amarantne Mund soll nicht die Farbe sondern die angenehme Weichheit der Lippen, die mit den sammetähnlichen Amaranthblättern viel ähnlichen haben, anzeigen. Der heitre Himmel heißt in Selims Mund nicht ein blauer Himmel, sondern eine reine, von Dünsten erleichterte Luft, die ein Blindgebohrner noch besser als wir empfindet und von einer wollichten und mit groben Dünsten geschwängerten unterscheiden kan. Sie werden bei genauer Untersuchung, wie mich dünkt, finden, daß mein Selim die Welt bloß durchs Gehör, den Geruch und das Gefühl kennt. Sein Gesichtspunkt, seine Empfindungen und Urtheile verrathen dieses, obschon vielleicht nicht genug.“

Die Wielandschen „Erzählungen“ wurden bei ihrem ersten Erscheinen nicht ungünstig, von seiten der urteilsfähigsten Männer sogar mit Auszeichnung aufgenommen. „Ich werde wenig Beyfall in Sachsen finden“, schrieb Wieland an Schinz, als er ihm die Erzählungen schickte, und fügte erläuternd hinzu: „Ich wollte kein *Boccaccio* oder *Lafontaine* seyn . . .“ (Ausgew. Br. 1, 87). Er hatte dabei wohl die Geschmacksrichtung im Auge, welcher der „Unzufriedene“ von J. A. Schlegel, die „Gans des Bruders Philipp“, überhaupt die große Masse der Produktionen in den „Bremer Beiträgen“ angehört und welche durch sie noch am vorteilhaftesten vertreten wird²²). Daß er von den *Gottschedianern* nichts zu hoffen habe, verstand sich von selbst. Wieland wurde, wie bekannt, in ihren Streitschriften nicht geschont. Aber so zahlreich die gegen ihn gerichteten, zum Teil sogar auf falschen Voraussetzungen beruhenden, Invektiven sind: daß speziell die „Erzählungen“ irgendwo angegriffen wären, vermag ich bis jetzt nicht nachzuweisen. Und doch legt Bodmers Gedicht „Der satyrische Hexameter“ (Fragmente in der erzählenden Dichtart usw., Zürich 1755, S. 128 ff.) diese Annahme nahe. Wenigstens wußte ich nicht, welche *Balsora* Bodmer in diesem Gedicht (S. 129) gegen die Dunse, gegen *Typhon* (*Gottsched*) und *Oeta* (*Schönaich*) verteidigte, wenn nicht die Wielandsche.

Um so größere Freude herrschte über die „Erzählungen“ im Lager der Schweizer. Von dem Beyfall, welchen sie bei Bodmer und Schinz fanden, ist schon die Rede gewesen. Großes Lob muß ihnen, trotz einzelner Einwendungen, auch *Volz* gespendet haben (vgl. Morgenbl. 1839, S. 386 ff.), der offenbar der Schweizerischen Partei günstig, wenn auch vielleicht, wie Gem-

²²) Vgl. Wieland an Volz 2. Juni 1752 (Morgenbl. 1839 S. 382) und die „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen“ (Werke Ausg. d. preuß. Akademie 4, 79). Da Wieland auch an Hagedorn auszusagen fand, daß er „zuweilen gar zu sehr *Lafontainisire*“ (Ausgew. Br. 1, 18), so berührt sich seine Befürchtung hinsichtlich der Aufnahme in Sachsen mit dem, was der Rezensent der „Erzählungen“ in den Jena'schen gelehrten Zeitungen (s. unten S. 533) durchblicken läßt, aber sie deckt sich nicht damit.

mingen²³⁾, „kein geschwornener Anhänger einer der zwei großen Factionen“²⁴⁾ war. Mit gleicher Wärme wie die Züricher nahm die „Erzählungen“ der literarische Vertreter der Schweiz in Berlin auf, Sulzer, der damals, voll Bewunderung für das neu auftauchende Gestirn, Bodmer mit Fragen über den jugendlichen Wieland bestürmte. „Seine Erzählungen“, schreibt er am 11. November 1752 an Bodmer, „machen jetzt unser“ (d. h. sein und seiner Frau) „größtes Ergötzen, und das Gastgeschenk, das wir den Fremden geben, die uns besuchen, besteht in dem Lesen, einer dieser Erzählungen, und eines Buches aus dem Noah“ (Br. d. Schweizer 192). Kamlar und dessen Berliner Freunde dagegen, die schon den Anti-David abfällig beurteilt hatten, verhielten sich Sulzers Versuch gegenüber, sie für die Erzählungen zu interessieren, äußerst kühl. Sulzer hatte es, wie er bei dieser Gelegenheit gewahr wurde, dahin gebracht, daß er „nur etwas rühmen durfte, um ihnen einen Eckel dafür zu machen“. „Es sind drei Wochen,“ heißt es in dem Brief vom 11. November, „seitdem ich Ihnen“ (nämlich Kamlar und seinen Freunden) „von Wielands Erzählungen gesprochen und noch hat keiner das Herz gehabt, sie zu lesen, oder zu fordern, daß ich sie ihnen weisen soll“ (ebd. 191). Aber wenigstens zum Lesen der „Erzählungen“ muß sich Kamlar doch bald bequemt haben, denn er schickt sie am 23. November 1752 an Gleim²⁵⁾. „Damit ich doch mein Wort halte,“ schreibt er, „ihnen die Blumen des deutschen Wises zu schicken, so lege ich noch Erzählungen bey, deren Verfasser sie errathen sollen, wenn sie ihn nicht schon wissen, Sie, der sie alles aus den verborgensten Winkeln der Gelehrtenhistorie herauszuhohlen Mittel haben.“ Worauf Gleim (4. Dezember 1752) antwortet: „Für die Blume des deutschen Wises danke ich ihnen sehr, ob ich gleich sie schon in Halle, und Helmstedt gepflückt hatte. Wie sollte ich den Verfasser der Erzählungen, die ihnen gefallen müssen das sage ich ihnen, mein lieber Criticus) wie sollte ich den nicht kennen? Es ist mein Götz, dem ich demohngeachtet noch nicht geschrieben habe.“²⁶⁾ Anerkennend äußerte sich auch Spalding. Er schrieb am 18. Januar 1753 an Gleim: „Das Beste ... was ich kürzlich gelesen, sind die zu Heilbronn gedruckten Erzählungen und der Sieg des Liebesgottes von Herrn H. Beyde“, fügt er einsichtig hinzu, „sind sich, meinem Bedünken nach, darin ähnlich, daß die Ausbildung besser ist als der Plan und die Erfindung“ (Briefe von Spalding an Gleim, S. 111). Wenn Sulzer, der die „Erzählungen“ mit Begeisterung aufgenommen hatte, nicht lange nachher die „Briefe von Verstorbenen“ entschieden ablehnte (Br. d. Schweizer 210 f.), so entspricht das so ziemlich der Aufnahme, welche diese

²³⁾ J. L. Huber schreibt den 22. Jänner 1752 an Bodmer: „Ich habe ein paar herzlich gute Freunde in Stuttgart, Herrn Regierungsrath von Gemmingen und Herrn Wolz, die mich beständig mit Aufmunterungen (zum Dichten) angehen“ (Stäudlin, Briefe berühmt. u. ebl. Deutscher an Bodmer S. 243).

²⁴⁾ Vgl. Lessing üb. Gemmingen 12, 509 Hempel.

²⁵⁾ Dieser Brief sowie Gleims Antwort, beide meines Wissens ungedruckt, befinden sich im Archiv der Gleim-Stiftung in Halberstadt. Ich veranke die Abschrift der beiden Stellen E. Schüddelkopf.

²⁶⁾ Gleim fährt fort: „Aber wer hat den Anti-David gemacht? Sie sollten ihn in der Correctur gehabt haben, so könnte er recht schön seyn. H. Wieland der Verfasser des Lobgesangs auf die Liebe arbeitet an einer Critik des Noah.“

beiden Wielandschen Werkchen bei Lessing fanden. Während er die Verstorbenenbriefe — ohne darum die Bedeutung des Autors zu verkennen — durchaus ironisch behandelt (12, 531 f. Hempel), so daß wir schon von fern das Gewitter grollen hören, das sich dann in den Literaturbriefen entlud, urteilt er von den Erzählungen recht günstig: „Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworfen sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu seyn scheinen, geben ihm (dem Verfasser) das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern.“ Freilich spielt ein Zug von Ironie auch hier schon um seine Lippen, wenn er fortfährt: „Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transcendentalistischen Ideen, aus der distillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schließen können?“ Von anderen Stimmen der Presse — denn außer Lessings Besprechung haben wir ja nur briefliche Äußerungen gehört — ist mir vorläufig nur die Anzeige bekannt, welche die „Teutschen gelehrten Zeitungen“ am 24. Januar 1753 brachten (Stück 7 S. 54 f.). Schon die lateinischen Lettern, heißt es hier, hätten den Rezensenten vermuten lassen, „daß wir eine Arbeit eines berühmten Freundes der Schweizer an diesen poetischen reimfreyen Erzählungen erhalten hätten“, und die innere Einrichtung habe ihn in dieser Vermutung bestärkt. „Das Gedankenvolle“, fährt er dann fort, „das neue, das poetische, die glückliche Schilderungen, und die ganze Art der Ausführung, verrathen wohl niemand anders, als den Herrn von Kleist“²⁷). Sollte es dieser nicht sein, so gebühre jedenfalls dem Verfasser „gleicher Rang unter den teutschen Dichtern“. Es folgt eine kurze Inhaltsangabe und dann zum Schluß die Bemerkung: „Wenn einigen Lesern diese Erzählungen nicht so vorzüglich gefallen sollten, wie die Gellertschen: so liegt das nicht sowohl an einem Mangel der Schönheiten, als vielmehr an dem Unterschiede der Charaktere. Es sind hohe Personen, und Morgenländer, welche in den Heilbronnischen Erzählungen aufgeführt worden; darnach und nach der Größe ihrer Gesinnungen, Sitten und Handlungen, richtet sich das hohe in der Schreibart, welches freylich nicht bey allen Lesern so viel Eindruck macht, als die edelniedrigen und sinnreichen Erzählungen eines Gellert oder Hagedorn.“ Wir werden hier wieder an die bewährten Meister der poetischen Erzählung erinnert und fragen unwillkürlich, wie denn sie von dem jungen Rivalen dachten. Sowohl in Gellerts als in Hagedorns Briefen wird Wielands in den ehrenvollsten Ausdrücken gedacht²⁸). Hagedorn aber zollte auch speziell den Erzählungen und zwar öffentlich seine Anerkennung; um so feiner, als es anscheinend ganz beiläufig geschah. In der zweiten Auflage seiner „Moralischen Gedichte“ (Hamburg 1753) ergänzte er den Vorbericht durch ein „Schreiben an einen Freund“. Hier äußerte er (S. XIII) in bezug auf die „lächelnde Hen-

²⁷) Im 76. Stück dieses Jahrgangs wird in einer sehr günstigen Anzeige der „Briefe von Verstorbenen“ auf die früher besprochenen Wielandschen Schriften, darunter auch auf die „Erzählungen“ verwiesen.

²⁸) Gellert an Curtius 26. Febr. 1754 (10, 164 f. Klee), Hagedorn an Bodmer 24. Sept. 1754 (5, 119. 123 Eschsch.).

riette“, unter deren Bild er den leichtesten literarischen Dilettantismus zeichnet: „Einem ihrer poetischen Verehrer ist angerathen worden, ihr einen Roman zu entwenden, und dafür die Erzählungen eines Ungenannten hinzulegen, den die wohlgestitete Liebe selbst die Sprache des Herzens gelehrt zu haben scheint.“ Daß hier nur Wielands Erzählungen gemeint sein können, beweisen die lateinischen Lettern, mit denen das Wort Erzählungen gesetzt ist.

Mit solchem Urtheil aus solchem Munde durfte der jugendliche Autor wohl zufrieden sein. Aber freilich gestatten die anerkennenden Äußerungen, die wir vernommen haben, keinen Schluß auf eine gleich günstige Aufnahme im großen Publikum. Gehörten doch, die so urtheilten, größtenteils selbst zu den „wenigen Edlen“. In der „Ankündigung einer Dunciade“ (1755), wo er die Deutschen einer sträflichen Gleichgültigkeit und Trägheit in Sachen des guten Geschmacks zeihet, nimmt Wieland von diesem Vorwurfe „das artige Geschlecht gänzlich aus“. „Ich weiß“, sagt er (Werke a. a. D. 4, 75) von den liebenswürdigen Schönen, die in ansehnlicher Anzahl durch Deutschland zerstreut seien, „daß die gleiche Empfindlichkeit, die sie über das Schicksal der Clarissa weinen macht, sie Geschmack an Balsora oder Selim finden läßt“²⁹⁾. Das deutet doch darauf hin, daß er der Männerwelt gegenüber zu dem Vorwurf der Gleichgültigkeit auch hinsichtlich seiner Erzählungen berechtigt zu sein glaubte. Es ist beachtenswert, daß während die Auflagen von Kleists „Frühling“ sich in schneller Folge drängten, Wielands „Erzählungen“ nach ihrem ersten Erscheinen niemals wieder für sich gedruckt wurden, sondern neue Auflagen nur in den gesammelten „Poetischen Schriften“ und später in den Gesamtausgaben seiner Werke erlebten.

Vorübergehend hatte Wieland — es war noch in Zürich, im Mai 1759 — dem Gedanken Raum gegeben, die Werke seiner ersten Jugend nicht „von neuem zu agnosciren und in die Welt zu setzen“, sondern statt dessen ihre kritische Geschichte zu schreiben. Sehr bald aber wurde er wieder anderen Sinnes und bereits in Bern, im August 1759, „tändelte er mit einer neuen Edition seiner poetischen Werke“, d. h. er begann an der „Natur der Dinge“ zu bessern (Ausgew. Br. 1, 368. 378. 2, 88. 92). Im folgenden Jahr wurde auf die poetische Sammlung seiner poetischen Schriften eine Subskription eröffnet³⁰⁾ und 1762 — der

²⁹⁾ In den „Erinnerungen an eine Freundin“ (Zürich 1754, Werke Ausg. d. preuß. Akad. 2, 205) heißt es:

... mich rührt in amuthsvollen augen
Die unverstellte sich bevußte unschuld,
Ein menschenfreundliches stets heiters lacheln,
Und auf die reizendern gespielen
Ein blif den nicht der neid vergiftet.
Nur solchen moege mein gesang gefallen
Nur ihnen soll aus dem gerührten auge
Serrenens unglük eine thraen entlocken!
Und unter ihnen dir, o Freundin! ...

³⁰⁾ Ausgew. Br. 2, 121. Morgenbl. 1839 S. 476. Wenn Wieland im Hinblick auf diese Subskription aus Diberach (6. Juni 1760) an Volz schreibt: „Ob ich gleich zweifle, in unserm Vaterlande viele Liebhaber zu finden, so wird es doch nicht schaden, wenn wir diejenigen auffuchen, die sich finden lassen“, so ist unter dem „Vaterlande“ Schwaben zu verstehen, nicht etwa Deutschland im Gegensatz zur Schweiz. Vgl. Wieland an Gleim 3. Nov. 1771 bei Pröhle, Lessing Wieland Heine S. 77.

erste Band vielleicht schon 1761³¹⁾ — traten sie bei Drell, Gessner u. Comp. in drei Bänden ans Licht. Die Sammlung fiel in eine dem Dichter wenig günstige Zeit. Den anfänglichen Beifall der Kritik hatte er durch eigene Schuld verloren, und was er in Vorberichten — zum „Cyrus“, zu „Araspes und Panthea“ und besonders jetzt zu den „Poetischen Schriften“ — versuchte, um ein unbefangeneres Verhältnis zwischen sich und den Kritikern, oder doch zwischen sich und den Lesern wiederherzustellen, blieb ohne Erfolg. Er hatte zwar seine Verehrer, ja seine Anbeter, wie Lessing in den Literaturbriefen bezeugt³²⁾; nicht minder, wie aus Gellerts Briefwechsel (9, 92. 94 ff. 115 Klee) ersichtlich ist, seine Verehrerinnen. Aber im Ganzen war er Deutschland und Deutschland ihm entfremdet³³⁾. Schon Gruber (Wielands Werke 3, 239) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß weder in den Literaturbriefen noch in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ dieser ersten Sammlung der Wielandschen Jugendgedichte Erwähnung geschah³⁴⁾. Besonders auffallend und für die damals herrschende Stimmung bezeichnend ist es, ein wie geringes Interesse Herder bis zum Erscheinen des „Agathon“ Wielands Schriften schenkte, auffallend gerade bei ihm, der sich Wielands des Menschen gegen persönliche Angriffe ritterlich annahm. Haym hat in seiner Biographie (2, 30 ff.) die Äußerungen Herders über Wieland sorgfältig zusammengestellt, aber man ist einigermaßen überrascht, angesichts dieses Materials von den „zahlreichen Lobsprüchen“ zu hören (S. 29), welche Herder in seinen Erstlingschriften — den gedruckten nämlich — Wieland gespendet habe. Der „Erzählungen“ hat Herder selbst da nicht gedacht, wo er vom fünffüßigen Jambus handelt (Werke 2, 36 f. Euphan); er müßte denn unter anderm auch sie mit einem Seitenhieb haben treffen wollen, wenn er an Kleists und Gleims Lamber eine gedrungene Kürze rühmt, „die nicht in wilden Überfluß der Worte ausschießt“. Sichere Beziehungen auf die „Erzählungen“ finden sich bei Herder nur zweimal in handschriftlichen Aufzeichnungen: im „Journal“ seiner Reise (Werke 4, 429 Euph.), wo übrigens nicht ausschließlich

³¹⁾ Er sollte schon zur Michaelismesse 1761 herauskommen (Morgenbl. 1839 S. 490) — der „allgemeine Vorbericht“ an der Spitze dieses Bandes ist vom 18. August 1761 datiert —, aber am 4. Sept. 1761 hatte Wieland von der „Ausfertigung“ dieses 1. Theiles noch keine Nachricht und „mit äußerstem Mißvergnügen“ wartete er noch am 23. Oct. darauf, „endlich etwas von seinen poetischen Werken zu sehen“ (Schnorrs Arch. f. Littgesch. 7, 489. 490). Auf dem Titelblatt trägt auch der erste Band die Jahreszahl 1762.

³²⁾ Im 8. Brief bei Gelegenheit der „Empfindungen des Christen“. — Wieland selbst im „allgemeinen Vorbericht“ zu den „Poetischen Schriften“ spricht davon, daß „vom Fuße des Jura bis zum Baltischen Meere eine schöne Anzahl wahrer Leute wohnen“, deren Freundschaft er seinen Gedichten zu danken habe.

³³⁾ Einige Anhaltspunkte für den Erfolg der Subscription ergeben sich aus Wielands Briefen an die Verleger. Am 4. Sept. 1761 gibt er ihnen die Weisung, von 160 ihm zuständigen Exemplaren 22 nach Frankfurt an den Buchhändler Brönnner, 100 nach Leipzig an Reich und 10 nach Stuttgart an Wolz zu schicken. Aus einem Brief vom 14. Octob. 1762 geht hervor, daß Drell, Gessner u. Comp. selbst 100 Exemplare übernommen hatten, für welche sie dem Dichter Zahlung leisteten (Schnorrs Arch. f. Littgesch. 7, 489 f. 493). — Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß nach Wielands Berechnung (Denkw. Br. 1, 90) das Eigentum dieser seiner älteren Werke der Zürcher Societät, als sie es bei der Ausgabe von 1762 an sich brachte, ungefähr einen Dukaten der Wogen kostete. Das wären etwa 59 Dukaten.

³⁴⁾ Irrig ist nur seine Annahme, daß die „Bibliothek“ in seiner Zeit eine mehrjährige Unterbrechung erlitten habe. Vgl. Minor, Weiße S. 301. 404.

an sie, sondern auch an andere Schriften Wielands, z. B. an das „Gesicht des Mirza“ zu denken ist, und in den Studien zur „Plastik“ (Lebensbild 2, 391), wo die Worte „Eine solche blinde Liebe! ich glaube, Wieland hat sie besungen: sie verdient wenigstens besungen zu werden“ eine dunkle Erinnerung an „Selim und Selima“ enthalten.

In einen ungleich günstigeren Zeitpunkt fiel die zweite, oder wie Wieland, indem er die ursprünglichen Einzeldrucke mitzählte, sie nannte, die dritte Auflage der „Poetischen Schriften“. Bis in die letzte Wiberacher Zeit war Wieland der Wirkungen seiner literarischen Tätigkeit nicht froh geworden. Wie nachdrücklich fand Lessing die Ungunst und Gleichgültigkeit zu rügen, mit welcher die Shakespeareübersezung und der „Agathon“ aufgenommen wurden! Erst als 1768 „Musarion“ und „Ibris“ erschienen, trat eine entscheidende Wendung ein. Diesen Wendepunkt bezeichnet ein Brief Gessners an Wieland vom 20. Januar 1769 (Schnorrs Archiv f. Litgesch. 11, 525 f.), in welchem Gessner vor allem der herzlichen Freude über den endlich befestigten Ruhm des Freundes Ausdruck gibt³⁵⁾, zugleich aber als Buchhändler, als Teilhaber der Firma, welche sich die „Musarion“ und den „Ibris“ hatte entgehen lassen, die Hoffnung ausdrückt, daß Wielands Verbindung mit den Zürichern Verlegern nicht dauernd aufgehört habe. In eben diesem Brief meldet er, daß von den „Poetischen“ und „Prosaïschen Schriften“ — die Letzteren waren gesammelt 1758, in zweiter Auflage 1763/64 erschienen — bald eine neue Auflage veranstaltet werden müsse, und fragt an, ob Wieland Veränderungen dabei vorhabe. Wielands Antwort vom 16. Februar 1769 (Denkw. Br. 1, 78 ff.) enthält die Nachricht von seiner Berufung nach Erfurt. Zu Veränderungen, die er an seinen älteren Schriften freilich zu machen hätte, werde ihm der bevorstehende Übergang in ganz neue Verhältnisse wenig Zeit lassen. Da er aber gleichwohl nicht im Sinne habe, große Veränderungen zu machen, und für billig halte, daß die Werke seiner jüngeren Jahre, als Denkmäler der allmählichen Entwicklung seines Geistes, das was sie seien, so lange bleiben sollten als sie könnten und möchten, so gehe er auf den Vorschlag neue Auflagen zu veranstalten ein. Noch in Wiberach reißt er sich dann, obwohl mit Geschäften überhäuft, auf zwei oder drei Wochen von allem los, „um alle Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der poetischen Schriften zu wenden“³⁶⁾ und scheint damals die beiden ersten Teile — den dritten schickt er aus Erfurt am 18. Oktober 1769 (Denkw. Br. 1, 100) — fertig gebracht zu haben. Von einer Umgießung der „Erzählungen“ in Reimverse, ein

³⁵⁾ Vgl. dazu Wieland an Gessner 18. Oct. 1769 (Denkw. Br. 1, 98): „wenn es ein Vergnügen wäre, sich von denen prälonisirt zu sehen, die uns getabelt haben, so genösse ich dessen nun in vollem Maße; denn wer lobt mich nicht, sogar in der allgemeinen deutschen Bibliothek bin ich nun, Dank sey es dem Himmel, ein großer Mann. Ein großer Mann, bedenken Sie, was das sagen will! — Die schlechten Kerls! Und warum war ich es nicht vor zwey Jahren so gut als jetzt.“

³⁶⁾ An Gessner 2. April 1769. Diese Verbesserung, schreibt er, sei zwar eine Pflicht des Autors gegen das Publikum und gegen sich selbst, gleichwol scheine es ihm nicht unbillig, wenn er diese seine Arbeit, um sie nicht gar umsonst zu machen, auf einen großen Thaler für den Vogen tariere. (Denkw. Br. 1, 90. Der Brief steht zwischen zwei falsch datierten Briefen. Im Datum des vorausgehenden ist statt 1769 zu lesen 1768, der folgende ist nicht vom 20. März, sondern vom 20. May 1769.)

Gebanke den er 1764 einmal gefaßt hatte, und der ihm auch jetzt nicht fremd geworden war (s. oben S. 527 Anm. 13), konnte bei der Eile, welche ihm die Umstände auferlegten, nicht die Rede sein. Im übrigen nahm er an den „Erzählungen“ (außerdem besonders am „Anti-David“) bedeutendere Veränderungen vor, als er vorausgesehen hatte. In einem Brief vom 8. Dezember 1769 (Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 227 = Ausgew. Br. 2, 341) macht er Gleim auf dieselben aufmerksam. Nicht lange ehe „Musarion“ und „Ibris“ hervortraten, hatten sich zwischen Wieland und der deutschen Schriftstellerwelt, zum erstenmal seit langen Jahren, wieder persönliche Beziehungen geknüpft, mittelbar war dadurch — und auch das war kein ganz gleichgültiger Umstand (vgl. Denkw. Br. 1, 105 f.) — Reich sein Verleger geworden, nun erhielt er die Berufung nach Erfurt, und so wirkte vieles zusammen ihn gerade damals recht in den Vordergrund der literarischen Bühne zu stellen. So kam es, daß seine „Poetischen Schriften“, die er selbst im Vorbericht dieser neuen Ausgabe als „eine Art von Werken“ bezeichnet, „welche bereits aus der Mode gekommen zu seyn scheint“, jetzt, im Jahre 1770, allem Anschein nach einen günstigeren Boden fanden als acht Jahre zuvor. Der Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770 (S. 144) erwähnt, wo er von Wieland spricht, auch daß er seine Poetischen Schriften neu herausgebe. Und J. A. Schlegel, derselbe, den einst der jugendliche Moralist Wieland nicht ohne einiges Stirnrunzeln hatte passieren lassen, sagte in der 1770 erschienen 3. Aufl. seines *Batteux* (II, 283), der durchgängig ernsthafte Ton sondere die Wielandischen Erzählungen von dem Tone der Hagedornischen und Gellertischen „auf eine gar merckliche und doch vorteilhafte Weise“ ab, diejenigen Erzählungen nämlich, „die Herr Wieland ehemals geschrieben“. „Denn“, sagt Schlegel, „wie sollte ich seiner komischen Erzählungen gedenken wollen?“ So hatten inzwischen beide ihre Rollen getauscht. Dieser neuen Ausgabe der „Poetischen Schriften“ fehlte es denn auch nicht an Besprechungen. Die von Klotz herausgegebene „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“ beeilte sich noch im Jahrgang 1770, d. h. in ihrem fünften Band (S. 429 ff.; vgl. Gruber a. a. D. 3, 242 ff.), eine panegyrische Anzeige zu bringen, aus welcher ich die folgenden Stellen hervorhebe: „Schriften, womit sich ein Genie, wie Wieland, ankündigt, hören nie auf, die Achtung des Publicums zu erregen, auch selbst dann, wenn sich der Verfasser übertroffen, oder einen ganz andern Weg eingeschlagen hat. . . . Sie werden vortrefliche Beispiele von dem Umfange seiner Talente, von ihrem stufenweisen Wachsthum, und von ihrer Biegsamkeit bleiben. Einige dieser Schriften blieben ehemals in unsern Gegenden unbekannter, oder wurden mit Kaltsinn gelesen, oder gar (wie von Nicolain in den Briefen über den Zustand der schönen Wissenschaften) unanständig verspottet — bloß weil sie aus der Schweiz kamen. Jetzt wird ihr Andenken gleich zu rechter Zeit erneuert, da das Publikum in der Lage ist, sie aus dem gehörigen Gesichtspuncte zu beurtheilen.“ Hinsichtlich der „Erzählungen“ wird Wielands Bemerkung, daß die Thomsonschen Erzählungen ihm zum Muster gedient hätten, wiederholt; „daher“, heißt es dann, „das Mahlerische und die Stärke des Ausdrucks, worinnen diese Erzählungen von allen andern

abweichen“. In bezug auf Dorats Überfetzung von „Selim und Selima“, für die Wieland dem Übersetzer seine Erkenntlichkeit bezeige, obwohl er bekenne sie noch nicht gelesen zu haben, sagt der Rezensent: „Ich, der ich sie gelesen habe, bekenne, daß ich sie als eine Arbeit von Dorat sehr gern, aber als Nachahmung[en] von Wieland mit großer Unzufriedenheit gelesen habe.“ Die Themata der einzelnen Erzählungen werden kurz angegeben. Dabei fällt die Bemerkung: „Selim und Selima hat mit dem blinden Ehemanne fast einerley Fabel.“ Das Lustspiel „Der blinde Ehemann“ von Johann Christian Krüger, auf welches sich diese Hindeutung bezieht, wurde zum erstenmal am 8. Juli 1747 in Hamburg aufgeführt und in Krügers „Poetischen und Theatralischen Schriften“, Leipzig 1763, S. 213—290 gedruckt. Es hat zwar eine ganz andere Fabel als der Wielandsche „Selim“, aber allerdings spielt auch in ihm das Thema der Sinnesempfindungen eine Rolle, wird auch in ihm ein Blindgeborener geheilt, und diese Heilung, die poetische Spiegelung damals in England geglückter, aufsehenerregender Operationen, wird von Krüger wie von Wieland in die Region des Märchens verlegt. Der Verfasser dieser Rezension hatte sich in Gedanken schon daran geweidet, „mit welchen Krümmungen, ärger als bey der Übersetzung des Shakespear die allgemeinen Bibliothekare sich winden würden, . . . nun einzuräumen, . . . daß nicht Affectation, nicht Waffenträgerey, sondern . . . ein wirklicher Enthusiasmus . . .“ die Quelle der Wielandschen Jugendschriften gewesen sei. Aber dieses Vergnügen bereitete die „allgemeine Bibliothek“ den Klopianern nicht. Sie lieferte im Jahrgang 1771 (Bd. 14 S. 547 ff.; vgl. Gruber a. a. D. 3, 239 ff.) eine unbedeutende, aber ganz unbefangene Besprechung, welche einen Sekretär Buschmann in Stralsund zum Verfasser hatte. Von den „Erzählungen“ heißt es hier: „An den Erzählungen, meynt der Verf. wäre vielleicht der Reim der größte Mangel. Wir stimmen darinn bey, daß er in kleinern Stücken, wie diese sind, von vorzüglicher Anmuth sey, ob gleich die gewählte Versart von fünffüßigen reimlosen Jamben nicht unbequem zu seyn scheint. Unter diesen Erzählungen sind übrigens einige in der That schön.“ Zur Probe wird dann die Stelle der „Serena“ (Ungl. 172 ff.) „D sprich, Verhängniß — Verbeut? u. s. w.“ mitgeteilt.

Hinsichtlich der Aufnahme seiner Jugendarbeiten in die „Sämmtlichen Werke“ des Göschen'schen Verlags hat Wieland seine Ansicht wiederholt geändert³⁷⁾. Anfangs sollten sie ganz ausgeschlossen, dann sollten nur einige, namentlich die „Erzählungen“ und „Araspes und Panthea“ aufgenommen werden. „Die moralischen Erzählungen“ schrieb Wieland damals an Göschen, „da sie nach dem Urtheil der Weisen das Beste und Korrekteste von allem, was ich vor meinem 25sten Jahre geschrieben habe, sind, können billig unter die Werke des reiferen Alters untergesteckt werden“. Aber er gab diesen Gedanken wieder auf und da er in den weiteren Verhandlungen über diesen Punkt Göschen zugestehen mußte, daß seine Jugendwerke „gewissermaßen zur Geschichte unsrer Literatur gehören,

³⁷⁾ Das Folgende nach Gruber, Wielands Leben 4, 44 ff., dessen Darstellung sich auf die nicht gedruckten Briefe Wielands an Göschen gründet.

und daß sie zeigten von welchem Punkt er ausgegangen“, so entschloß er sich sie als „Supplemente“ der sämtlichen Werke zu geben. Er erließ „die Supplemente betreffend“ eine Benachrichtigung an die Käufer seiner sämtlichen Werke, datiert vom 30. April 1797 (Werke 38, 660 ff. Hempel), in der er von seinen „ersten Versuchen“ sagt, sie könnten, wie schwach und unvollkommen sie auch im Vergleich mit eigentlichen Kunstwerken sein möchten, doch nicht etwa ohne allen innern Wert sein, da er die Freunde seiner Jugend — eine schöne Anzahl der edelsten und vorzüglichsten Personen beiderlei Geschlechts — hauptsächlich ihnen zu danken gehabt habe. „Überdies“, fährt er fort, „gehören sie als unentbehrliche Beläge zu der Geschichte meines Geistes und Herzens, welche zu schreiben ich mich verbindlich gemacht³⁸⁾, und wovon ein großer Theil ohne sie den Lesern unverständlich bleiben müßte; ja, ich darf vielleicht hinzusetzen, daß sie in mehr als einer Rücksicht für eine kritische Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, die man von dem Genius des neunzehnten Jahrhunderts mit Recht erwarten kann, nicht ganz gleichgültig sein dürften“. Im zweiten der Supplementbände erschienen 1798 die „Erzählungen“. Die außerordentliche Sorgfalt, welche Wieland der Ausgabe letzter Hand zuwandte, erstreckte sich auch auf die Supplemente. Die Erzählungen erfahren jetzt eine noch tiefer greifende Überarbeitung als in der Ausgabe von 1770. In einem „Zusatz“ zum Vorbericht sprach Wieland die Hoffnung aus, daß ihm die Bemühung diese Erzählungen von ihren Fehlern zu befreien „wenigstens bey den beiden letzten (Serena und Selim)“, geglückt sein werde. Er beabsichtigte also der „Serena“ die vorletzte Stelle zu geben, während es dann im Druck doch bei der alten Reihenfolge geblieben ist. Der „Zusatz zum Vorbericht ist „geschrieben am 16. Jun. 1797“. Ende April dieses Jahres war Wieland nach Oßmannstädt übergesiedelt. Die Überarbeitung der „Erzählungen“ wird dort seine erste Beschäftigung gewesen sein, ihre Anfänge mögen aber leicht noch in die Weimarer Zeit zurückreichen. Auch jetzt, im Val-ladenjahre 1797, erregte die erneute Beschäftigung Wielands mit den Produkten seiner Jugend immer noch ein gewisses Interesse. Der frühverstorbene Friedr. Aug. Eschen, damals Student in Jena, schreibt am 3. August 1797 nach einem Besuch in Weimar unter anderm (Schnorrs Arch. f. Litgesch. 11, 564): „Wieland arbeitet jetzt an der Verbesserung seiner Jugendschriften, welche er glaubt dem Publicum genießbar machen zu können. Ob dieses möglich sein wird, vorzüglich mit seinen religiösen Sachen, daran zweifle ich.“ Amalie von Johoff wurde zu ihrer Dichtung „Aballah und Balsora“ die im 8. Stück der „Horen“ von 1797 erschien — das Manuscript hatte Schiller am 14. September 1797 erhalten (Schillers Kalender S. 49) — vermutlich durch Wielands letzte Überarbeitung seiner „Balsora“ angeregt. Denn ich glaube nachweisen zu können, daß ihrer Dichtung neben dem „Guardian“, den wir als Wielands Vorlage kennen, auch die Wielandsche „Balsora“ als Quelle gedient hat, und zwar

³⁸⁾ Im Vorbericht der sämtlichen Werke.

in ihrer letzten, damals noch gar nicht gedruckten Fassung³⁹⁾. Als Manso seine „Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers kritischen Bemühungen“ schrieb (Nachträge zu Sulzers allgem. Theorie d. schön. Künste Bd. 8, Lpz. 1806. 1808), glaubte er sich (S. 145) für das Fach der poetischen Erzählungen ernsthaften Inhalts auf die Erwähnung der „moralischen Erzählungen von Wieland“ und des „Tempels der Liebe von Dusch“ beschränken zu dürfen, „um so mehr da beyde eigentlich erst, durch den späterhin ihnen geschenkten Fleiß ihrer Verfasser, den Grad von Vollkommenheit erlangt haben, der ihnen ein Recht giebt, genannt zu werden“.

Das literarische Publikum der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Deutschland.

Von Walther Kumpf in Frankfurt (Main).

I.

In den äußeren Lebensverhältnissen, und zwar ebenso im politischen als auch im geistigen Leben der sechziger Jahre, waren die Höfe und ihre Umgebung noch immer die bestimmenden Mächte¹⁾. Ihr allgemeines Verhalten und den vorzüglich von Frankreich bestimmten Geschmack kennen wir aus der Kulturgeschichte zur Genüge. Wichtiger erscheint eine Untersuchung bezeichnender Einzelfälle, welche die Bewegungen und Wechselwirkungen innerhalb dieser scheinbaren Ganzheit greller ins Licht rückt. Diesen Quellen nachzuspüren sind wir imstande einmal durch die Memoiren und biographische Literatur, alsdann durch die Pflege des Theaters. Was uns an Briefen und sonstigen Äußerungen dieser Kreise zugänglich ist, besagt über ihre literarische Beschäftigung allerdings nur wenig und wir sind hierbei hauptsächlich auf indirekte Zeugnisse angewiesen, welche uns Rückschlüsse ermöglichen. Die Spärlichkeit brauchbarer Äußerungen in unserem Sinne erklärt sich aus dem ganzen Wesen des damaligen Adels, denn dessen Masse „lebte vorzugsweise dem behaglichen Genuß, die Frauen im ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt“²⁾.

³⁹⁾ Nach einem Brief Gössens an Wieland vom 14. August 1797 ließ der Verleger damals den Druck der „Erzählungen“ anfangen. Am 9. Janr. 1798 (Gössen schreibt falsch 1797) meldete er, die Sezer seien mit dem 2. und 3. Band der Supplemente fertig, aber die Drucker noch nicht; Wieland erhalte anbei Bd. 2 bis Bogen K. Am 5. November 1798 schickt Gössen 2 Bände Supplemente in 4° an Wieland, wie es scheint, Bd. 1 und 2.

¹⁾ Werner Sombart, *Lurus und Kapitalismus*, München 1922, S. 102: „Vom Hofe allein, von der Aristokratie wird der Ton angegeben, bald noch vom Hofe, wie im 17. Jahrhundert, bald mehr von der [höfisch-aristokratischen] ‚Gesellschaft‘, wie im 16. und 17. Jahrhundert . . . Diese Kreise heben sich in ihrer eigenen Vorstellung und in der der anderen scharf ab gegen die bürgerliche Welt . . .“ Vgl. auch Brüggemann, *Deutsche Vierteljahrschr.* III, S. 96: „Noch bis tief über die Mitte des Jahrhunderts hinaus herrschten der Fürst und die Personen vom Stande uneingeschränkt, . . . in den Städten das Patriziat, das sich in seinem Lebenszuschnitt und in seinen Anschauungen ganz nach dem der höfischen Kreise richtete.“

²⁾ Gustav Freytag, *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, Bd. IV, Berlin e. J., S. 314.

Werfen wir zunächst einen Blick auf diejenigen Höfe, welche für unseren Zeitraum als Pflegestätten und Träger des schöngeistigen Lebens vorzüglich in Betracht kommen, wobei unter den damaligen Umständen das Schwergewicht im wesentlichen in den protestantischen Gegenden liegt³⁾. An führender Stelle steht dank seines Vorranges als politischer Hauptstadt Berlin. Hier residierte einer der maßgebendsten und angesehensten Fürsten Europas, dessen Tätigkeit sich nicht auf diplomatisch-politische Handlungen beschränkte, der vielmehr darauf ausging, seine Hauptstadt zu einer Metropole auch des europäischen Geisteslebens zu machen. In welcher Weise er hierbei verfuhr und welche Leute er um sich versammelte, ist hinreichend bekannt. Bemerkenswert ist das durchaus französische Gepräge dieser Bestrebungen, welche in ihrem Drange nach höchster Vollendung in Deutschland keine genügende Nahrung fanden und daher jeglichen Interesses an der einheimischen Literatur ermangelten⁴⁾. Voltaire, der Geistesheld Europas, weilte in höchsteigener Person in der Umgebung des großen Königs und bestimmte den französischen „goût“ mit bewusster Selbstherrlichkeit. Wir wissen, daß sein königlicher Herr die deutsche Sprache verschmähte und fast nur französische Schauspiele und italienische Opern besuchte. Wir kennen seinen Standpunkt zur gleichzeitigen deutschen Literatur aus seiner eigenen Feder und wissen daraus, wie wenig Verständnis er hatte für die schöngeistigen Bestrebungen seiner Untertanen. Und trotzdem weilten in den Mauern derselben Stadt diejenigen Männer, welche einst die Tafel von Sanssouci sprengen und die größten Werke der Nation an ihren Platz setzen sollten. Hand in Hand mit dem politischen Aufschwung Berlins ging das zunehmende ökonomische Aufblühen, dessen Träger das junge Bürgertum wurde, dem damit auch im Geistesleben die Führung zufiel.

War somit Berlin unumstritten die führende Hauptstadt des deutschen Nordens, so bestanden daneben doch noch mehrere kleine Höfe, die als Pflegestätten des Geisteslebens an Bedeutung der Hauptstadt kaum nachstanden. Gerade ihre geringere Beteiligung an der großen Politik ermöglichte ihnen eine weitgehende Beschäftigung mit der Literatur und Kunst, welche hier fern von dem Strome des europäischen Völkerlebens sich entfalten und aufblühen konnten. An diesen kleinen Höfen zeigte man auch zuerst Verständnis für das deutsche Geistesleben und keinen schöneren Ruhmestitel hätten sie sich erwerben können, als den eines „Museshofes“.

Da war es in Braunschweig die Herzogin Philippine Charlotte, die Schwester Friedrichs d. Gr., welche der deutschen Literatur freundlich begegnete. Während der Herzog Karl die italienische Oper Nicolinis und das französische Schauspiel unterstützte, konnte doch schon seit 1764 die Ackermannsche Truppe deutsche Stücke von Lessing und Chr. F. Weiße zur Aufführung bringen, ja die Prinzen brachten

³⁾ Vgl. zu folgendem: Josef Nadler, Literaturgesch. d. deutsch. Stämme und Landschaften, Bb. II und III, Regensburg 1923 bzw. 1924 (2. Aufl.). — M. Martersteig, Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert, Leipzig 1904, I. Buch, Kapitel 2.

⁴⁾ Vgl. Bogdan Krüger, Lektüre und Bibliothek Friedrich d. Gr., Hohenzollernjahrbuch 15, Leipzig-Berlin 1911, S. 168 ff.

der deutschen Literatur schon das „Interesse des geschmackvollen Gönners zu“⁵⁾. Anna Amalia, eine Tochter dieses Hofes, setzte in Weimar die Bestrebungen ihres Elternhauses fort und führte sie zu einer einzigartigen Höhe. Fast alle namhaften Gelehrten, Schriftsteller und Künstler ihrer Zeit mußte sie für länger oder vorübergehend in ihre Umgebung zu ziehen und ihren großen Plänen einer deutschen Nationalliteratur dienstbar zu machen⁶⁾. Die Höfe von Gotha, Herzog Ernst II., und Dessau unterhielten trotz des französischen Charakters Beziehungen zu den deutschen Dichtern und Gelehrten⁷⁾. Größere Bedeutung hatte die kurfürstliche Residenz in Erfurt. Um die Hebung der dortigen Universität, welche sich damals am Ende ihrer Glanzzeit im Stadium der Erstarrung befand, war der Mainzer Kurfürst, Joseph Emmerich von Breidenbach-Würresheim sehr bemüht und erwirkte im Jahre 1769 die Berufung Wielands als Professor der Philosophie. Hören wir auch aus dessen Munde noch viele Klagen über den mittelmäßigen Geschmack seiner neuen Umgebung, so liegt in der Tatsache seiner Berufung doch schon eine bemerkenswerte Aufmerksamkeit auf das deutsche Schrifttum der Gegenwart. War Wieland sozusagen der erste Wegbereiter, so wurde die Ernennung Karl Theodors von Dalberg zum Statthalter im Jahre 1772 entscheidend für die ganze Richtung dieses Hofes. In ihm erstand unserer klassischen Literaturperiode einer ihrer berühmtesten Mäzene, dessen Residenz zu einem Mittelpunkt der deutschen Dichtung ward⁸⁾.

Weiter südlich fortschreitend müssen wir den mit Erfurt in Verbindung stehenden kurfürstlich-erzbischöflichen Hof in Mainz anmerken. Bereits 1760 konnte hier Afermann eine fruchtbare Tätigkeit entfalten und sogar die Domherren zu seinem Publikum zählen. Seit dem Regierungsantritt des bereits erwähnten Kurfürsten Emmerich Joseph fand das Theater eine besondere Pflege und sogar der Geistlichkeit wurde der Besuch empfohlen. Zwar ward durch die Wirksamkeit Josephs von Kurz — genannt Bernardon — der Handwurf noch einmal zu neuem Leben erweckt, daneben aber wiesen seine Bemühungen auch in ernstere Richtung⁹⁾. An dem Hofe von Hessen-Darmstadt zeigte die Landgräfin Karoline durch eine Sammlung der Klopstockschen Oden 1771 ihre Teilnahme am einheimischen Literaturleben¹⁰⁾, während der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel noch ganz dem französischen Geschmack huldigte und man dort an niedrigen Späßen Gefallen fand¹¹⁾. In Süddeutschland konzentrierte sich das höfische Leben des Westens insbesondere in Stuttgart, wo rauschende Festlichkeiten in französischem und italienischem Stil ungeheure Summen verschlangen

⁵⁾ J. Hartmann, *Sechs Bücher braunschweigischer Theatergeschichte*, Wolfenbüttel 1905, S. 170ff.

⁶⁾ Vgl. Wilhelm Vode, *Der Weimarer Musenhof*, Berlin 1917.

⁷⁾ Joseph Nabler, Bd. III, S. 112 ff. — A. Koberstein, *Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur*, 5. Aufl., von Karl Vartisch, III, Leipzig 1872, § 262.

⁸⁾ Borberger, *Jahrbücher der Akademie zu Erfurt*, Neue Folge, Heft 7, Erfurt 1870, *Erfurts Stellung zu unserer klassischen Literaturperiode*. — *Allgemeine deutsche Biographie*, IV, S. 703 ff., Artikel Dalberg.

⁹⁾ J. Peth, *Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz*, Mainz 1879, Kapitel IV und V.

¹⁰⁾ Koberstein, III, § 262.

¹¹⁾ W. Schoof, *Die deutsche Dichtung in Hessen*, Marburg 1901.

und für Werke deutschen Geisteslebens weder Platz noch Geld vorhanden war¹²). Als südlichste Residenzstadt kommt schließlich noch München in Betracht, wo die fremden Einflüsse ebenfalls noch sehr bestimmend waren und die Ansätze zur Pflege deutscher Kunst erst spärlich auftraten¹³). Dieser kurze Überblick über die für das literarische Leben besonders bemerkenswerten Höfe und Residenzen mag zur allgemeinen Orientierung genügen. Es sei nun versucht, durch eine Auswahl kritischer Äußerungen und Nachrichten einen Einblick in die Geschmacksverhältnisse dieser Kreise zu gewinnen.

Die weitaus größere Mehrheit stand noch unter französischem bzw. italienischem Einfluß, so daß Uz noch 1767 seinem Freunde Gleim als besonders bemerkenswert mitteilte: „Ihr blöder Schäfer verdient den größten Beifall und ich freue mich, daß ich ihn an einem erleuchteten Hofe gefunden, der auch an deutschen Sachen Geschmack findet. Es ist noch keine Hoffnung, daß er viele Höfe zu Nachfolgern haben werde¹⁴).“ Sehr aussichtsreich stand es also demnach für die deutsche Literatur in diesen Kreisen nicht. So meldete Schubart seinem Schwager Böckh seinen Eintritt in die Stuttgarter Hofreise folgendermaßen: „Ich bin nunmehr ein Hofmann ... meine Studirstube hat sich in ein Puzzimmer verwandelt, mein Pult ist eine Toilette, meine Bücher habe ich einem kontraktierten Schulmeister geschenkt¹⁵).“ Ein wenig lobenswertes Zeugnis für die geistige Atmosphäre seiner neuen Umgebung, deren Ton er sich geflüstertlich anzupassen versuchte. In demselben Briefe gibt er auch eine Schilderung der Art dieser Belustigungen „im Lärm der großen Welt, welche die Stimmen der ruhigen Muse überschreit“. Die gewöhnlichen Hoflustbarkeiten nehmen den breitesten Raum ein: Dorn, Välle, Kapuzinaden, Harlekinaden, „wo der Hanswurf den Geschmof des hochadeligen Publici mit verfluchten Stroachen, Zoten und Wortspielen vergnügt, daß ma freirn möcht“¹⁶). Aus einer solchen Stimmung heraus macht ihn der Gedanke an den wissenschaftlich arbeitenden Schwager mit der Pelzmütze lachen. Mit Recht klagt daher J. Fr. Löwen über das mangelnde Interesse der Fürsten und Wohlhabenden am Theater und ruft sie flehend an:

Ihr werdet die Seele der Bürger
Erhöhen, die Herzen erweitern, die Sitten verbessern
und Gefühl und Geschmack wird alle Stände beleben.¹⁷)

¹²) N. Kraus, Schwäbische Literaturgeschichte, Freiburg i. Br. 1897.

¹³) P. Legband, Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert, München 1904. — Vgl. ferner Annalen der bayerischen Literatur vom Jahre 1778, Nürnberg 1781, I, 1, S. 17 ff., 40, 47 ff.

¹⁴) Gleims Briefwechsel mit Uz, hrsg. von E. Schüddkopf, Tübingen 1899, Brief vom 19. 9. 1767 aus Anspach. Gemeint ist die Aufführung in Wallenstedt „der itzigen Residenz des Fürsten“.

¹⁵) Ehr. Fr. D. Schubarts Leben in seinen Briefen von D. Fr. Strauß, II. Aufl., Bonn 1878, Brief vom 6. 2. 1771 (I. Teil, S. 176).

¹⁶) a. a. O. S. 176.

¹⁷) J. Fr. Löwen, Geschichte des deutschen Theaters (1766) und Flugschriften über das Hamburger Nationaltheater (1766 und 1767), Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten von F. v. Zobelzig, Nr. 8, S. 57.

In der Erkenntnis ihres bestimmenden Einflusses wendet er sich hier an die Gunst der Großen und macht unter den Hemmnissen für eine freie Entwicklung u. a. namhaft „den schlechten Schutz der deutschen Fürsten und der angesehensten Personen in den großen Städten“¹⁸⁾.

Das Hofleben war durchaus verweltst und die Teilnahme an der deutschen Dichtung aus diesen Kreisen verbannt. So heißt es in einem Briefe aus Wien: „... Der Adel besucht das fremde Schauspiel ... man liest wiederum weit weniger, der Geschmack ist in der Tat noch wenig verbreitet, das Nationaltheater liegt im Wust, das französische ist allein besucht, geschätzt, sowie auch die Opera Buffa, die ebenfalls gut ist. Wir Deutschen allein sind verachtet, nur zu oft durch unsere eigene Schuld, und kein Ausländer verachtet uns empfindlicher, als unsere deutschen Kavaliere, als unsere eigene Nation.“¹⁹⁾

Oft ging jahrzehntelang kein deutsches Stück über die deutschen Bühnen, wie das z. B. K. Krauß für den württembergischen Hof nachweist²⁰⁾, demzufolge von 1746 ab „auf ein Vierteljahrhundert hinaus zum letztenmal eine einheimische Truppe in Stuttgart Vorstellung gehalten“²¹⁾. Und für München haben wir eine ausführliche Untersuchung über die Zeit von 1748—1773, die uns ebenfalls Hof und Adel als Geschmacksträger zeigt, „die des Volkes stumpfe Bedürfnislosigkeit in höheren Dingen nicht teilten“²²⁾. Der Grund für dieses Verhalten der „bürgerlichen“ Schichten ist in ihrer allgemeinen Bildung und nicht zuletzt auch in den konfessionellen Verhältnissen zu suchen, denn es ist zu beachten, daß Wien und München als katholische Höfe einer Bildungssphäre angehören, welche sich gerade im Hinblick auf die bürgerlichen Schichten von den anderen protestantischen Gegenden stark unterscheiden, während die Oberschichten sich in ihrer Gesamthaltung enger berühren.

Die passive Haltung des breiteren Publikums aber gegenüber der deutschen Literatur, vielmehr dessen Fehlen überhaupt, machte sich eben in einer Verweltlichung des ganzen Geschmacks geltend, so daß im Jahre 1760 sogar öffentlich französische Schauspiele gepflegt wurden, „welche in dem damaligen München genügendes Verständnis für französische Sprache und französische Kunst voraussetzen konnten“²³⁾. Bis zum Jahre 1769 lassen sich hier französische Schauspieler nachweisen, die sich schließlich den bürgerlichen Gewerben zuwandten und damit den Geschmack der einstigen Oberschicht, in deren Dienst sie gestanden hatten, in die bürgerlichen Kreise übertrugen, wie es sich in den Sitten und dem Verhalten der Bürger in den 70er und 80er Jahren ausprägte²⁴⁾. Die Herausgeber der „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ befaßten sich im Anschluß an Weißes Beiträge zum deutschen Theater ebenfalls mit diesem all-

¹⁸⁾ a. a. D. S. 58.

¹⁹⁾ Allgemeine deutsche Bibliothek, X, 2, S. 32.

²⁰⁾ K. Krauß, a. a. D. 143 ff.

²¹⁾ a. a. D. S. 143.

²²⁾ P. Legband, a. a. D. S. 101 ff.

²³⁾ P. Legband, a. a. D. S. 114.

²⁴⁾ a. a. D. S. 115.

gemeinen Zuständen und machen neben der Interesselossigkeit der Großen auch noch die niedere Herkunft der Schauspieler für den allgemeinen Tiefstand mit verantwortlich²⁵). Ferner heißt es: „Unsere Großen finden entweder keinen Geschmack an der Schaubühne, oder sie kennen die französische zu gut“²⁶). Gradmesser sind immer noch die höfischen Kreise. So gibt des Freiherrn von Gebler theatralischer Versuch „Der Minister“ Klop zu der Bemerkung Anlaß: „Das Ansehen eines solchen Mannes allein kann dem Theater schon sehr wichtige Dienste leisten, und wenn die Großen einer Stadt einen verfeinerten Geschmack haben, so wird man die Wirkungen davon bald auf dem Theater wahrnehmen“²⁷).“ Es kündigt sich hier nun zugleich aber auch eine aktive Beteiligung der höheren Schichten am kunstschaffenden Literaturleben an, die alsbald reiche Früchte tragen sollte durch die rege Teilnahme abligler Hofleute an dem einheimischen Schrifttum.

Welche untergeordnete Stellung jedoch zu unserer Zeit die deutsche Literatur noch ihm Rahmen der abligen Erziehung einnahm, dafür sprechen die spärlichen Nachrichten in den Biographien bekannter Zeitgenossen. Ritter Karl Heinrich von Lang nennt als seine ersten Bücher Basedow, Ruffs Geographie und Naturgeschichte, Mme. Beaumont, Lafontaine, Gellert und die Berliner Bibliothek²⁸). Wesentlich also auf Realwissenschaften und die französische Bildung gerichtete Werke, in deren Reihe Gellert wohl weniger aus Liebe zur deutschen Literatur als unter dem Zwange der allgemeinen Bewunderung und Anerkennung einen Platz gefunden hat. Gerade in diesem Falle Gellert mag einmal hingewiesen werden auf die ungeheure Bedeutung der öffentlichen Meinung, welche bei der Auswahl der Lektüre einen entscheidenden Einfluß ausübt, der schließlich zu einer traditionellen Macht wird, deren symptomatische Bedeutung in jedem Falle der genauen Prüfung bedarf²⁹).

In der Erziehung des Freiherrn vom Stein finden wir keine Spur irgendwelcher literarischen Beschäftigung. Allerdings dürfen wir hierbei die persönliche Einstellung des Biographen selbst nicht übersehen, welcher durch seine eigene Zeit und dann durch die Darstellung eines vorzüglichen Staatsmannes auf diesen Punkt weniger Wert gelegt hat, doch wird es trotzdem erlaubt sein, wenigstens die Erkenntnis daraus zu entnehmen, daß im Rahmen der aristokratischen Privaterziehung die schöngeistige Bildung keinen eben sehr breiten Raum einnahm, denn die Kavaliereisen galten der Aneignung weltmännischen Benehmens und nicht literarischen Studien³⁰). Erst sehr langsam treten die Angehörigen dieser Oberschicht aktiv an die Literatur heran. Bei Prüfung dieses Punktes ist jedoch von Fall zu Fall darauf zu achten, ob es sich um Geburtsadel

²⁵) Briefe, die neueste Literatur betreffend, hrsg. von Fr. Nicolai, Berlin 1759 ff., 81. Brief. (Zitiert als Literatur-Brief.)

²⁶) a. a. O. 190. Brief.

²⁷) Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, hrsg. von Herrn Geheimdenrath Klop, VI, S. 565. (Zitiert als Klopens Bibliothek.)

²⁸) Ritter Karl Heinrich von Lang, Aus der bösen alten Zeit, Stuttgart o. J., S. 39.

²⁹) Vgl. hierzu Julian Hirsch, Die Genesis des Ruhmes, Leipzig 1914.

³⁰) G. H. Perz, Das Leben des Ministers Freiherr vom Stein, Berlin 1849.

oder Briefadel handelt, wie letzteres z. B. für so bekannte Männer wie Sonnenfels und Gebler in Wien zutrifft.

Geographisch verläuft die literarische Bewegung des Adels jedoch im Gegensatz zu früher nunmehr wesentlich von Norden und Osten her nach Süden und Westen. Das Stammland des alten Adels lag in der Mark und hier bildete sich auch der neue politisch-ökonomische Schwerpunkt, der alsbald seine mannigfachen Kräfte ausstrahlte. Bisher war die Geschmacksrichtung wesentlich westlich, d. h. nach Frankreich orientiert, dessen Stil ebenso wie der italienische über die Residenzen der Grenzlande Eingang und allgemeine Geltung erlangt hatte. Es genügt zur Verdeutlichung dieses Verlaufes, auf die zunehmende Bedeutung Berlins, Leipzigs und Hamburgs hinzuweisen, wovon die beiden letzteren bezeichnenderweise keine Residenzstädte mehr sind, sondern aufblühende Handelsstädte des neuen Bürgertums. Am markantesten zeigt das neue Gebiet vielleicht der dänische Hof, dessen Gastfreundschaft für deutsche Künstler jener Zeit nur zu bekannt ist³¹⁾.

Ein Vertreter der jungen Aristokratie tritt uns entgegen in dem Kammerherrn Karl Ludwig von Knebel³²⁾, dem Mitgliede des Weimarischen Musenhofes. Bedeutsam für uns sind die Mitteilungen über seine literarische Entwicklung und seinen Aufenthalt in Potsdam im Jahre 1765. „Während ein Dezennium vorher Ewald von Kleist im Kreise seiner Kollegen keine Teilnahme für seine Dichtung hatte finden können, bildete sich jetzt um Knebel ein Kreis von Offizieren, welche die Muse des Friedens zu poetischer Tätigkeit und schriftstellerischen Betrachtungen verwendeten³³⁾.“ In welchen Bahnen sich der Geschmack dieser Leute bewegte, versuchen wir Knebels kritischen Äußerungen zu entnehmen, wie sie uns in seinem literarischen Nachlasse vorliegen³⁴⁾. Am 5. August 1766 schreibt er seinem Freunde Gilbert: „Die Lieder der Deutschen des Herrn Kammlers habe ich gelesen . . . ich glaube der Einfall der Verbesserung . . . ist ziemlich besonders und auf diese Art wenigstens in der Literatur beinahe unerhört . . . Es bleibt allemal unrecht, was er getan hat und seine Verbesserungen . . . sind auch hin und wieder ziemlich steif und gezwungen . . .“³⁵⁾ Er beschäftigt sich also recht eingehend mit literarischen Fragen, wenngleich wir solche Kritiken nicht allzu ernsthaft nehmen dürfen, denn schon zwei Monate später spricht er sich seinem Freunde gegenüber bei dessen Bekanntschaft mit Kammler um so anerkennender aus. Er schreibt da: dessen Umgang „wird Dir doch sehr viel zu der Liebe zur dramatischen Dichtkunst beitragen können . . .“³⁶⁾ Er erkennt also in Kammler eine durchaus maßgebende Persönlichkeit des literarischen Lebens an, der er sich trotz des früheren sehr scharfen Tabels (beinahe unerhört!) in allen literarischen Fragen unterordnet. Aus der Reihe der lebenden

³¹⁾ Vgl. Kürschners deutsche Nationalliteratur, Bd. 50. — Nabler, Bd. II, S. 353.

³²⁾ Allgemeine deutsche Biographie, XVI, S. 275, Artikel K. L. von Knebel von Jakob Minor.

³³⁾ a. a. O. S. 276.

³⁴⁾ K. L. von Knebels literarischer Nachlass, hrsg. von Warnhagen von Ense und Th. Mundt, Leipzig 1835.

³⁵⁾ a. a. O. II., S. 6.

³⁶⁾ Brief vom 28. 11. 1766 (S. 9).

Dichter bleibt ihm auch Jakobi nicht unbekannt und er „hat mir recht sehr gefallen. Er hat mir ein einem Dichter anständiges Herz“³⁷⁾. Und in demselben Zusammenhange nennt er wiederum Kammler seinen „Lieblingsdichter“³⁸⁾, dessen Erkrankung ihn zu dem Ausrufe veranlaßt: „Apollo, der Arzt und Dichter, wird seinen ersten Sohn nicht fallen lassen.“³⁹⁾ Diese wenigen Bemerkungen, welche sich über das literarische Leben der sechziger Jahre in seinen Aufzeichnungen finden, erfahren eine Ergänzung durch die Briefe, welche er von Gleim empfangt, durch dessen Vermittlung er mit dem gesamten literarischen Leben seiner Zeit in enger Verbindung stand. Besonders zahlreich sind Voies Berichte, der ebenfalls in lebhafter Wechselbeziehung mit ihm stand und das Wollen der Zeit anschaulich charakterisierte, wenn er schreibt: „Wir alle, die wir Scherz und Liebe singen, meinen wir nicht den Geschmack an grober Wollust damit auszurotten?“⁴⁰⁾ Es kommt hier neben der wichtigen Tatsache höfischer Teilnahme an der deutschen Literatur auch die Richtung dieses Verhaltens und der Inhalt zum Ausdruck. Man war sich eben doch sehr wohl des weitgehenden Einflusses auf die Bürgertreife bewußt und suchte mit gutem Beispiel voranzugehen. Über den Verlauf dieser Wandlung, welche von grundlegender Bedeutung wurde, verdanken wir den Untersuchungen Wilhelm Vodes recht wertvolle Angaben⁴¹⁾. Sehr bezeichnend ist da z. B. K. Chr. Starckes Spiel in Weimar im Winter 1768/69, anläßlich der Geburtstagsfeier Anna Amalias⁴²⁾. Als Festvorstellung ging Lessings Minna von Barnhelm in Szene, während im Vorspiel die Fürstin gefeiert wurde. Sein Titel lautete in nicht mißzuverstehender Weise „Die aufgehende Sonne“ und unter den auftretenden Personen war auch der „gute Geschmack“⁴³⁾, dessen literarische Feier seit Voltaires „temple du goût“⁴⁴⁾ einen breiten Raum in der Literatur einnahm und wohl auch hier seine Spuren hinterlassen hat⁴⁵⁾. Daß es sich hier nicht nur um die übliche Schmeichelei handelte, vielmehr gerade im Kreise dieser Fürstin eine gründliche Geschmackswandlung sich vollzog, ist ja durch die Entwicklung der Folgezeit voll auf bestätigt worden. Mag auch die Einstellung des Verfassers des Vorspiels wesentlich von traditionellen und persönlichen Zweckmäßigkeitsgründen bestimmt gewesen sein, so glauben wir doch cum grano salis auch in diesem Zeugnisse einen Beitrag zum höfischen Geschmackswandel zu finden. Nicht weniger interessant ist dann die Errichtung eines Theatersaales im östlichen Flügel der Resi-

³⁷⁾ Brief vom 8. 11. 1770 (S. 14).

³⁸⁾ Brief vom 8. 11. 1770 (S. 14): „... noch ist er mein Lieblingsdichter.“

³⁹⁾ Brief vom 27. 11. 1770 (S. 16).

⁴⁰⁾ a. a. D. Voie an Knebel 6. 12. 1770.

⁴¹⁾ Wilhelm Vode, Der Weimarsche Musenhof, 1756 – 1781, Berlin 1917.

⁴²⁾ a. a. D. S. 51 ff.

⁴³⁾ a. a. D. S. 51.

⁴⁴⁾ Herm. A. Korff, Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts, Heidelberg 1917, S. 138 ff.

⁴⁵⁾ „So wie der Sonne Licht den Erdenbau belebet,
den Bäumen Saft erteilt, die Saat zur Reife hebet . . .
so bist du, große Frau, die Zierde deiner Länder.“

Nach Vode, S. 52.

denz, dessen Zuschauerraum 100 Personen faßte und zwar 30 Plätze für Hof und Adel auf dem Rang und 70 bürgerliche im Parterre, so daß auf 60 Einwohner ein Platz kam⁴⁶⁾. Der Sinn dieser Zahlen ist der, daß der Hof um eine Erweiterung des literarischen Publikums und damit überhaupt um eine Hebung des allgemeinen Bildungs- und Geschmacksniveaus bemüht war, woraus wir eine günstige Wandlung der literarischen Verhältnisse entnehmen dürfen. Selbstredend war damit auf dem Gebiete des Theaters z. B. noch keine prinzipielle Durchführung des deutschen Schauspiels erzielt, denn noch immer wurden von der Herzogin und ihrem Hofe Tanzspiele und Singstücke mit besonderer Freude gepflegt, da eben das Vergnügen an solchen leichten und scherzhaften Stücken zu sehr durch die ganze Atmosphäre des internationalen unter französischem Einfluß stehenden Hoflebens geweckt war, dem sich die Aristokratie bei ihrer Sonderscheidung und straffen Organisation im gesellschaftlichen Leben nicht entziehen konnte. Gerade in ihrer Lektüre war sie wie kaum ein anderer Stand dem Traditionsnationalismus ausgeliefert. Denn, „was ist Geschmack anderes, als ein instinktives Urteilen, ein Urteilen, wie es fast unbewußt aus Erziehung und Bildung hervorquillt“⁴⁷⁾. Zwei Faktoren also, deren strenger Gebundenheit wir immer wieder begegnen werden und die gerade bei diesem Stande besonders zu beachten sind. Um so anerkennenswerter ist daher die Überwindung dieser Widerstände und „die gute Auswahl der Stücke, welche — nach einem Zeugnisse Wielands — unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird“⁴⁸⁾. In dem gleichen Zusammenhange wird auch die bewußt pädagogische Absicht der Fürstin erwähnt, welche über reine Unterhaltung, Erholung, Zeitvertreib hinaus, an eine Gemütsbergöpfung der unteren Klassen dachte, „die zugleich für Selbige eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist“⁴⁹⁾. Schillers Schaubühne als moralische Anstalt ist also hier vorausgedacht, vollendete er doch nur eine Entwicklung, welche ganz konsequent der Anlage unseres modernen Bildungswesens folgte. Setzen wir diese pädagogisch moralische Absicht mit dem Geschmack in Beziehung, so dokumentiert sie einmal seine Anerkennung als eines öffentlichen Faktors, dann aber besagt ihre Motivation eine zunehmende Wendung zu den bürgerlichen Kreisen, welche aus der Schule moralisch-weltlicher Lektüre kommend⁵⁰⁾ das sittliche Moment mitbrachten, während die französisch-italienische Hofkultur bisher wenig davon wußte.

Ebenso wichtig als die Säkularisation der Bühnenliteratur war aber auch die Öffnung der Bibliotheken, welche in ihrem Bücherbestande der höfischen Prolektion entsprechend zusammengesetzt waren. Wollte man sie einer Hebung des allgemeinen Geschmacksniveaus dienstbar machen, dann war eine leichtere Zugänglichkeit notwendig. Daher ließ Anna Amalia 1763—66 eine Überführung der Bücher-

⁴⁶⁾ a. a. D. S. 72 ff.

⁴⁷⁾ Egon Cohn, *Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts*, Berlin 1921, S. 82. (Sperrung vom Verf.)

⁴⁸⁾ Zitiert nach Wode, S. 114.

⁴⁹⁾ a. a. D. S. 114.

⁵⁰⁾ Vgl. hierzu H. Jenfsch, *Der deutsch-lateinische Büchermarkt. Nach den Leipziger Ostermesekatalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung*. Leipzig 1912, S. 75 ff.

sammlung aus der Schloßburg in das „Grüne Schloßchen“ vornehmen. Durch diesen Schritt ermuntert „trugen die einheimischen Bücherfreunde nun kein Bedenken mehr, häufig bei den Brüdern Bartholomäi vorzusprechen und den Durchreisenden wurde von jetzt an diese Bibliothek als eine Ehrens würdigkeit gezeigt“⁵¹⁾.

Wie es mit den Beständen solcher Büchersammlungen beschaffen war, geht aus einem Briefe Lessings aus Wolfenbüttel hervor, in welchem er Nicolai um die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste bittet, denn „auf der Bibliothek ist sie auch nicht und wir haben kein Geld, deutsche Journale zu kaufen“⁵²⁾. Ein sehr deutliches Zeugnis für die Abhängigkeit von dem Geschmack des Hofes. Diese Einstellung war so sehr zu einer Selbstverständlichkeit geworden, daß man jede Nachricht und Ankündigung mit Aufmerksamkeit verfolgte, welche auch einmal auf deutsche Dichtung Bezug hatte. So schreibt Lessing an Eva König, „daß man am Pfälzischen Hofe auf die Einrichtung eines deutschen Theaters denke, höre ich von Ihnen zuerst. Ich wünsche sehr, daß etwas daran sein möge“⁵³⁾. Mit besonderer Genugtuung teilt ihm daher sein Bruder Karl aus Berlin die Anwesenheit der Fürstlichkeiten bei Aufführung der Minna von Barnhelm mit, welche aber allein zur Befriedigung des Publikums kaum hingereicht hätte, daher am Schlusse noch der „Vocßbeutel“ gegeben wurde, denn, fährt Karl fort „er — (Döbbelin) — kennt die Großen, denen der Vocßbeutel ein sehr schönes Stück ist . . . Ich kam und fand ein Parterre etlicher zwanzig Personen, von denen ich weiß, daß sie keinen besseren Erholungsort wissen . . . Auf der Gallerie befanden sich die Kenner und Gelehrten“⁵⁴⁾. Vielleicht soll diese Schlußbemerkung einen Seitenhieb auf die Urteilslosigkeit des vornehmen Parterres sein, und man könnte darin eine Ankündigung des aufkommenden Mittelstandes sehen, der eben nicht mehr mit „bon goût“, sondern mit gesundem Empfinden kritisiert.

Die Bedeutung der abligen Kreise sank immer mehr gegenüber dem jungen Bürgertum, wie deutlich aus einem Berichte Eva Königs aus Wien hervorgeht, wo sie über „Die Witwe“ und „Das Lotto“ des Freiherrn von Gebler nichts sagen will, denn dieser habe selbst geäußert, „er habe diese Stücke für die Logen geschrieben“⁵⁵⁾. Der Wandel des Publikums wird somit immer offensichtlicher und das Gesicht des ganzen literarischen Lebens bekommt andere Züge⁵⁶⁾. Daher erlitt Joseph von Kurz bei seiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1770 auch einen völligen Mißerfolg. „Man schob es auf sein Alter, aber er hatte sich nicht geändert, sondern der Geschmack“⁵⁷⁾.

Die alte klassische Forderung, nach „Natur“, wie sie durch Dattour ihre theo-

⁵¹⁾ Wode, a. a. D. S. 46.

⁵²⁾ S. E. Lessings Sämtliche Schriften, hrg. von R. Lachmann, 3. Aufl., Leipzig 1904, besorgt von Fr. Wunder, XVII. Bd., Brief vom 17. 5. 1770, S. 323.

⁵³⁾ a. a. D. Brief vom 29. 11. 1770, S. 352.

⁵⁴⁾ Lachmann, Bd. XIX, Brief Karl Lessings an seinen Bruder vom 11. 4. 1768, S. 251.

⁵⁵⁾ a. a. D. Brief vom 19. 12. 1770, S. 429.

⁵⁶⁾ H. A. Korff, a. a. D. I, S. 82.

⁵⁷⁾ E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Leipzig 1848, II, S. 221.

retische Formulierung gefunden hatte⁵⁸⁾, fand ebenso ihre Fortsetzung in der Oberschicht, als sie nunmehr auch nach unten durchsickerte. Bei diesem Vorgang blieb der Name zwar derselbe, aber sein Inhalt ward neu bestimmt vom Standpunkte des Fordernden aus, d. h. das junge Bürgertum deutete „Natur“ nunmehr in seinem Sinne. Aber man blieb in „den hohen Kreisen . . . noch lange den gedämpften Farben treu, die der französische Klassizismus als Natur empfand . . . der Begriff der Natur hatte sich geändert in dem Maße, wie sich das teilnehmende Publikum geändert hatte, von dem die Literatur nunmehr getragen wurde“⁵⁹⁾.

II.

Die bürgerliche Gesellschaftsschicht dieser Zeit hatte in strenger Sonderung von den Höfen und dem Adel ihren eigenen Bildungsgang, der aus den verschiedenartigsten Quellen gespeist wurde. Ihre besondere Aufgabe lag in der Ausbildung des Gelehrtenstandes und des sogenannten „gebildeten Bürgertums“ durch die Herkunft ihres Bildungsideals aus dem humanistisch-protestantischen Anschauungskreise und dem davon bestimmten Erziehungswesen, dessen Bedeutung für die Genesis des neuen Publikums vor allem von Herbert Schöffler für die englische Literatur des 18. Jahrhunderts nachgewiesen wurde.

Fassen wir zunächst einmal die Städte ins Auge, in welchen die neuen Gesellschaftskreise zur Geltung kamen. Im Gegensatz zu früher sind dies nunmehr in erster Linie die Universtitäten, welche als Hüterinnen der Geistesgüter eine ganz hervorragende Stellung einnehmen und das gesamte akademische Leben in sich vereinigen. Der Heiligenschein des „Traditionalismus“ sicherte ihnen von vornherein ein ungetrübtes Ansehen, unter dessen Schutz sich das philiströse und konservative Gelehrtenwesen, vorzüglich die Geistlichkeit, breit machen konnte. Von den Rathobern aus ward der gute Geschmack bestimmt und sie gaben auch dem Bürgertum zunächst noch das Gepräge.

Die Hauptbildungszentren haben wir in Mittel- und Norddeutschland zu suchen, wo seit der Reformation alle Bildungstendenzen zusammenströmten. Es waren vor allem Jena, Leipzig, Halle und Göttingen, während die Universtität Erfurt ihren Höhepunkt überschritten hatte. An die Seite dieser Universtitätsstädte traten nunmehr als äußerer Ausdruck des ökonomisch-gesellschaftlichen Umschwungs auch die großen Handelsstädte, und zwar mit immer stärkerer Entschiedenheit. Die bürgerlichen Finanzkreise verstanden es, ihre Geldmittel einer bürgerlichen Kultur nutzbar zu machen, und der Kaufmannsstand trat als Mäzen an die Stelle des verarmenden Adels. Am bezeichnendsten tritt dies bei der Entwicklung des Bühnenwesens zutage, dessen erstes bedeutendes Unternehmen in der Stadt Hamburg von bürgerlichem Kapital getragen wurde. Es ist kein Zufall, daß gerade in dieser Stadt das erste deutsche Nationaltheater zur Taufe gehoben wurde und in der Folgezeit die Kaufmannsstädte die Residenzen überflügelten. Ausdrücklich bemerkt z. B.

⁵⁸⁾ Vgl. H. Pottner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, 3. Aufl., Braunschweig 1879, II, S. 259 ff.

⁵⁹⁾ H. A. Korff, a. a. D. S. 82.

Klozens Bibliothek bei der Übernahme des Theaters in Wien durch Herrn von Bender: „... es ist abermals ein Kaufmann, welcher die deutsche Bühne in Aufnahme zu bringen sucht ...“⁶⁰⁾ Neben Hamburg tritt Leipzig nun wiederum hervor, aber weniger um seiner Universität willen als aus merkantilen Gründen. Mit Stolz nannte es sich „Klein-Paris“, worin eine entschiedene Absage an die philiströse Universitätsstadt von gestern liegt. Aus der theologisch-moralischen Hochschule war eine „Weltstadt“ geworden, der aus allen Gegenden Deutschlands die jungen Studenten zuströmten, jedoch nicht um zu studieren, sondern um den Ton der großen Welt kennenzulernen und sich denselben anzueignen, wie es uns Goethe im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit anschaulich geschildert hat.

In der gleichen Richtung entfaltete sich auch die preussische Hauptstadt Berlin, wo neben dem französischen Hofe das junge Bürgertum seine literarischen Kreise bildete. Die ersten Grundlagen der späteren Salons wurden hier gelegt und geistreiche Juden die treibenden Kräfte des literarisch-schöngeistigen Lebens. So führte der junge Lessing seinen Freund Voie in einen Kreis „sehr artiger und geistreicher Tüchtinnen, die mit Verstand und Geschmack von unserer Literatur redeten“⁶¹⁾.

Zu diesen führenden Städten tritt dann noch Frankfurt/Main hinzu, wo gerade in den sechziger Jahren der Versuch zur Errichtung einer Dauerbühne unternommen wurde und die alten Patrizierfamilien und Kaufherren neben ihren politischen Beziehungen und Handelsinteressen auch an dem Geistesleben Anteil nahmen⁶²⁾.

Im Mittelpunkt des süddeutschen Handels hatte lange Zeit Augsburg gestanden, welches aber seine Glanzzeit längst hinter sich hatte und für unsere Zeit kaum mehr in Frage kommt. Schubart bezeugt uns dies in einem Briefe an Haug „... selbst Ulm und Augsburg zeigen Ihnen auf der Karte lauter poetische Wüsteneien“⁶³⁾.

Versuchen wir nun nach diesem kurzen Überblick durch einige Beispiele einen Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse zu gewinnen, indem wir von einer Betrachtung der Zusammensetzung der literarisch interessierten Kreise ausgehen.

Der Schwerpunkt liegt ganz bei den Gelehrten und Männern des Bildungswesens, deren größerer Teil „sitzt in kleinen Städten, hat nur einseitige Ideen, die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil die paar Leute, die um ihn sind, solche ausschließlich billigen“⁶⁴⁾. Durch ihren Veruf und ihre Stellung im Rahmen des Gesellschaftslebens waren sie von vornherein zu Geschmacksträgern bestimmt und daher auch die einzig wirklich Interessierten, welche einen Kreis

⁶⁰⁾ Klozens Bibliothek, IV, 16.

⁶¹⁾ K. Weinhold, Christian Heinrich Voie, Halle 1868, S. 28.

⁶²⁾ Vgl. E. Mengel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt/Main 1882. — A. H. E. von Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt/Main, 1872.

⁶³⁾ David Fr. Strauß, a. a. O. vom 15. 7. 1763 (I, S. 16).

⁶⁴⁾ Nicolai in seinen, von Göttingh in dessen Lebensbeschreibung mitgeteilten Bemerkungen Nr. 23, zitiert nach Wiebermann, Deutschlands geistige, sittliche und gesellschaftliche Zustände im 18. Jahrhundert, Leipzig 1867, II, 2, 1, S. 233 Anm.

„akademischer“ Bürger um sich sammelten und mit ihnen die Produkte des Geisteslebens aufnahmen. Als akademische Lehrer waren sie in ihrem Urteil angesehen, oder als Geistliche und Beamte mit dem Odium einer besonderen Qualifizierung umgeben, wodurch ihnen ein besonderer Einfluß gesichert war. Daher sagt z. B. die Allgemeine deutsche Bibliothek: „Die Geistlichkeit kraft ihres Einflusses in die Gewissen ... könnte viel dazu behülflich sein und die Bemühungen derselben diesermwegen sind sehr zu loben ...“⁶⁵⁾ Auch Lamprecht stellt die alleinige Teilnahme der Gelehrtenwelt an den neuen Strömungen, vorwiegend der Theologen und Juristen, und das Beiseitestehen der anderen Stände fest. „Juristerei aber hieß Beamtentum.“⁶⁶⁾ In diesem Berufsstande war ein Zusammentreffen von Aristokratie und Bürgertum gegeben, wenngleich natürlich die erstere noch bei weitem das Übergewicht hatte und der Umschwung einiger Zeit bedurfte. Immerhin müssen wir bei allen bürgerlichen Geschmacksäußerungen, sei es bei der Auswahl der Jugendlektüre, sei es in schöngeistigen Zirkeln, auf den Einfluß der Geistlichen und Gelehrten achten, die hier die Stelle der Tradition, wie wir sie bei der Oberschicht kennengelernt haben, vertraten.

Wie einseitig das literarische Leben bestimmt war, besagt noch im Jahre 1770 eine Klage Voies: „Göttingen hat eben den Fehler wie Potsdam; wo nur ein Stand bemerkt wird, verliert man diejenige Abwechslung der Stände, die den Aufenthalt in größeren Orten angenehmer und die eigentliche Gesellschaft macht.“⁶⁷⁾ Darin liegt eben auch der Grund für die Spärlichkeit brauchbarer Äußerungen aus den gebildeten Bürgerkreisen, welche sich erst gegen Ende unserer Epoche der Selbstbeobachtung zuwandten und auch Aufzeichnungen über ihre Lektüre machten. Deswegen können wir auch nur sehr schwer die Zusammensetzung ihrer Bibliotheken nachprüfen und nur indirekt lassen sich Schlüsse in dieser Richtung ziehen. Wirklich greifbar ist nur das Verhalten zur Bühnenliteratur.

Der „eine Stand“ Voies sind die Gelehrten und „Kunstrichter“, wie sie sich nannten und diese repräsentieren auch das literarische Publikum. Sie waren „im Besitze der freiesten Bildung jener Zeit. (Ihr Stand) umschloß Dichter, Denker, Künstler, alle welche auf irgend einem Gebiete des geistigen Lebens als Führer, als Belehrende und Urteilende Einfluß gewannen“⁶⁸⁾. Daß sie sich tatsächlich sozusagen im Besitze eines Privilegiums der Geistesgüter befanden, dürfen wir einer Angabe Nicolais entnehmen, welche zwar aus dem Jahre 1779 stammt, aber mit einigen Abstrichen doch auch für die sechziger Jahre zutreffen mag. Nicolai zählt 60 größere Privatbibliotheken. Ihre Besitzer waren Prinzen, hohe Staatsbeamte, Stadtbeamte, Theologen, Ärzte, Juristen, Philosophen, Privatgelehrte und Kaufleute⁶⁹⁾. Zweifellos dürfen

⁶⁵⁾ Allgemeine deutsche Bibliothek, X, 2, S. 32.

⁶⁶⁾ R. Lamprecht, Deutsche Geschichte, III. Abt., 1. Bd., Freiburg i. Br. 1906, S. 221.

⁶⁷⁾ Karl Weinhold, a. a. O., Brief Voies an Knebel vom 9. 3. 1770.

⁶⁸⁾ Gustav Freytag, a. a. O. S. 369.

⁶⁹⁾ Ludwig Geiger, Berlin 1688 – 1840, Berlin 1893, Bd. I, S. 563.

wir einen Teil der zuletzt genannten bereits für das Jahrzehnt von 1760 bis 1770 in Anspruch nehmen und ihre Bibliotheken als Zeichen literarischer Interessiertheit deuten. Es wäre Aufgabe einer besonderen Untersuchung, einmal solche Bibliotheken auf ihren Bestand hin genau zu prüfen, wodurch zweifellos sehr wesentliche Aufschlüsse gewonnen würden⁷⁰⁾.

Einen direkten Einblick in das bürgerliche Geistesleben gibt uns der Ritter Karl Heinrich Lang, dessen Bekanntschaft wir bereits früher bei Feststellung der vorwiegend praktischen und französischen Lektüre seines aristokratischen Elternhauses gemacht haben. Sehr instruktiv ist nun der Gegensatz zu dem Hause seines Oheims Georg Lang, der Pfarrer zu Brühl war und die Erziehung seines Neffen leitete. Die berufliche Stellung dieses Mannes gibt sogleich einen Hinweis auf die Art seiner Lektüre und wir gewinnen hier einen Einblick in die Art des Zustandekommens eines literarischen Publikums, wie es sich selten so günstig darbietet. Lang — der Nefte — erzählt: „Während der Winterabende wurden vom Oheim laut vorgelesen die Schriften von Lavater, Claudius, Stilling, Niemeyer ... auch der Merkur, die Göttinger Musenalmanache ...“⁷¹⁾ Eine Schriftenreihe also, welche durchaus Schritt hielt mit der zeitgenössischen Produktion, in ihrer Auswahl aber sehr bezeichnend ist für die moralische Geschmackshaltung des geistigen Mittelpunktes dieser Abende, des Pfarrers Georg Lang, der seiner Gemeinde nicht nur Seelsorger, sondern auch literarischer Berater war. Sein Nefte schildert ihn als „lebensmunteren Mann, mit schönen geselligen Talenten in Musik und Sang, gewandt in Spottversen und Witzreden ... gutherzig und höfisch“⁷²⁾. So müssen wir uns damals zahlreiche Geistliche als Mittelpunkte literarischen Lebens im Rahmen bürgerlicher Literaturinteressen denken und für die bildungstragende Bedeutung dieses Standes ist ja wohl das schlagendste Zeugnis die Tatsache, daß fast die Mehrzahl unserer führenden Männer des Geistes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus ihm hervorging. Bemerkenswert dabei ist allerdings, wie mit dem wachsenden Einfluß der Aufklärung die Söhne der Geistlichen und die jungen Leute ihrer Umgebung immer mehr weltliche Wege einschlugen und damit natürlich auch eine Verallgemeinerung des moralischen Geschmackes Schritt hielt. Ebenfalls ein Angehöriger des gebildeten Bürgertums war der Bürgermeister von Wismar, Dr. jur. Ehrenfried Jakob Dahlmann, über den uns Anton Springer unterrichtet hat⁷³⁾. „Die Literatur trat allmählich in den Mittelpunkt des nationalen Lebens, das Fachwissen verlor seine spröde Haltung gegen das schöngeistige Wesen, die bloße Gelehrsamkeit gewann eine willkommene Ergänzung in der ästhetischen Bildung. Auch Johann Ehrenfried Dahlmann widerstand nicht der Lockung literarischer Interessen.“⁷⁴⁾ Im

⁷⁰⁾ Vgl. J. B. Sellert, Kleine deutsche Bibliothek für das Fräulein v. Schönfeld. Sellerts Werke, hrsg. von J. Behrend, Bongs Klassikerbibliothek, II, S. 210 ff.

⁷¹⁾ Ritter Karl Heinrich von Lang, a. a. D. S. 34.

⁷²⁾ a. a. D. S. 18.

⁷³⁾ A. Springer, Friedrich Ehrst. Dahlmann, Leipzig 1870.

⁷⁴⁾ a. a. D. S. 4.

Jahre 1758 erschienen von ihm in Koftock vermifchte kritifche Briefe mit Seitenhieben auf den feraphifchen Wieland, während ihn Lessings kritifche Schärfe erfchreckt. Er verteidigt darin S. G. Lange und Klopftod, „deffen Meffiade die ganze Seele erfüllt und entzückt“⁷⁵⁾. Er fchwärmt für reimlofe Poesie, Lessings Miß Sara und Shafpeare. Ein ficherer und gefunder Gefchmack liegt in diefer Auswahl und es kündigt fich darin ein neues Publikum an, welches ganz unabhängig von dem höfifchen Gefchmack an der deutichen Dichtung immer mehr Gefallen findet. Wir dürfen vielleicht auch noch hinweisen, daß diefe Stimme aus Norddeutichland kommt, denn wir fahen ja fchon früher, daß von dort aus fehr wichtige Anregungen ihren Ausgang nahmen. Aber auch bei Dahlmann kommt der Traditionalismus wieder zum Durchbruch, wenn er feinen jüngften Sohn, Fr. Chr. Dahlmann am liebften der Theologie zugeführt hätte, wie wir aus des berühmten Hiftorikers Fragmenten feiner Autobiographie wiffen⁷⁶⁾.

Wie wenig aber noch die Bürgerkreife zu Beginn der fechziger Jahre zur Aufnahme der Gegenwartsdichtung vorbereitet waren, ftellt Nicolai mit Bedauern feft, denn „Das deutiche Publikum begünstigt meinen Anschlag auf die Engländifche Schriftftellerei bisher eben nicht fehr“⁷⁷⁾. Die ganze Einstellung der Oberfchicht auf franzöfifche Kultur und die Übernahme aller Gefchmacksformen aus dem Westen hatten eben doch zu tiefe Wurzeln gefchlagen, fo daß neuen Anfhauungen der Eingang nicht leicht gemacht wurde. Für den Adel kam eine Umftellung zunächft kaum in Frage und das gebildete Bürgertum war bei feiner Abhängigkeit von der Oberfchicht und feiner Trägheit ebensowenig geeignet, neue Gedanken aufzunehmen⁷⁸⁾.

Am bezeichnendften fehen wir das bei der Bühne. Zurzeit als in den Hofkreifen fich noch das franzöfifche Theater und die italienifche Oper des lebhaftesten Zufpruches erfreuten, befucht „der Pöbel das deutiche, wo man Herereien und Poffenfpiele häufiger als jemals fehen kann“⁷⁹⁾, d. h. es „blieb das deutiche Theater nur zur Unterhaltung der unteren Bildungsfchichten im Publikum“⁸⁰⁾. Da diefem deutichen Theater aber das Interesse der Oberfchicht verfaßt war, mußte es fich in eine Abhängigkeit begeben, welche immer fchädlich ift. „Der Verlauf der Theatergefchichte ftellt es zur Genüge heraus, daß kein Theater, welches ausschließlich von dem Gefchmacke des Publikums abhängig ift, fich unverückt in einer edlen Richtung zu erhalten vermag.“⁸¹⁾ Mit anderen Worten ift bei einer Unterfuchung unferer Art über die Schaubühne immer eine ökonomifch ungünstige Zeit ein befonders brauchbarer Gradmeffer, weil in ihr

⁷⁵⁾ a. a. D. S. 4.

⁷⁶⁾ Abgedruckt bei Springer, S. 450.

⁷⁷⁾ W. Sommerfeld, F. Nicolai und der Sturm und Drang, Halle 1921, S. 331, Nicolai an U₃ am 5. 12. 1762.

⁷⁸⁾ H. A. Korff, a. a. D. S. 69: „... nur langfam dem Befehle ihrer Trägheit gehorchend (folgt) die große Herde der Gebildeten.“

⁷⁹⁾ Allgemeine deutiche Bibliothek, X, 2, Briefe aus Wien, S. 32.

⁸⁰⁾ E. Devrient, a. a. D. II, S. 239: „Die feine Welt befuchte außer den Karnevalsvorftellungen die italienifche Oper und das franzöfifche Theater . . .“

⁸¹⁾ a. a. D. S. 112.

der Kunstkonsument, d. h. das Publikum seine Forderungen nachdrücklich durchsetzen und damit seinen Geschmack zum Ausdruck bringen kann. Wir dürfen überhaupt das ökonomische Moment bei derartigen Untersuchungen nicht übersehen, weil gerade hierbei manche Aufschlüsse über das Publikum zu gewinnen sind. Denn es ist offensichtlich, daß die Geldunterstützungen für Theater, Bibliotheken und sonstige Sammlungen auch oft mit sehr wesentlichen Geschmacksbbeeinflussungen verbunden sind und außerdem spielt ja auch der persönliche Erwerb von Büchern und das Verhalten des Buchhandels hierbei eine bemerkenswerte Rolle ⁸²⁾.

Wir haben bereits gesehen, wie die höfischen Kreise in dieser Richtung ihre Einflüsse geltend machten und sehen es nunmehr wieder beim Bürgertum, dessen Teilnahme an der deutschen Nationalliteratur erst Ende der sechziger Jahre näher bezeugt ist.

Über den Stand des Publikumsgeschmackes berichten uns die Literaturbriefe, welche im Anschluß an eine Aufführung des „Codrus“ leider zu der Feststellung kommen, „das Volk haßt die Trauerspiele und besucht Codrus, um den Zeus zu bewundern, der am Ende den Blitz so trefflich zu schleudern weiß. Die unter dem Haufen der Liebhaber den Ton angeben, sind junge Leute, die von der Unwissenheit den Glauben mitgebracht, daß sie Geschmack haben. Eine glückliche Tirade, einige spitzfindige Sittensprüche, bringen ihre Hände in Bewegung, sie klatschen, das Volk gähnt und die wahren Kenner schweigen“ ⁸³⁾. Ein sehr bezeichnendes Momentbild des damaligen Theaterpublikums, dessen größere Masse sich aus schaulustigem Volk und den Studenten zusammensetzte. Erstere kann uns wegen ihrer relativen Gleichheit zu allen Zeiten wenig besagen, während die Bemerkung über das Verhalten der Studenten recht aufschlußreich ist. Die Bezeichnung derjenigen Stellen, welche ihren besonderen Beifall fanden, deutet auf eine verstandesmäßig gelehrte Geschmackshaltung, welche von den Hörsälen der Universitäten aus bestimmt war, oder aber sie „schöpften ihre Anregungen und Belehrungen weit mehr aus Büchern, als aus dem Leben in der Gesellschaft“ ⁸⁴⁾. Andererseits aber macht sich der Einfluß der weltlichen Geistesrichtung in der freundlichen Aufnahme der moralisierenden Stellen bemerkbar. Noch im Jahre 1766 berichtet Schubart „gegenwärtig spricht, wer nur lesen mag, von des Herrn Mosers Reliquien . . ., größter Vorzug ist der, daß er Religion athmet, eine Eigenschaft, die vor unsere Zeiten wie Balsam ist, der auf blutige Wunden träufelt“ ⁸⁵⁾. In diesem Sinne wurden diese Reliquien wohl auch von der Allgemeinheit aufgenommen und nicht nur sie, sondern wahrscheinlich auch alle anderen literarischen Erzeugnisse. Das ganze schöngeistige Leben

⁸²⁾ Vgl. Paul Drey, Die wirtschaftlichen Grundlagen der Malkunst. Versuch einer Kunstökonomie, Stuttgart 1910, S. 16: „... der standard of life einer Gesellschaftsklasse umfaßt auch ein Normalmaß künstlerischer Bedürfnisse . . . der wirtschaftlichen und kulturellen Differenzierung der Volksklassen entspricht also auch eine Differenzierung ihres Kunstbedürfnisses und jede Klasse in einem Volke erzeugt eine Sonderkunst, die ihrem Standesbedürfnis entspricht.“

⁸³⁾ Briefe, die neueste Literatur betreffend, 190. Brief.

⁸⁴⁾ Wiedermann, a. a. O. S. 231.

⁸⁵⁾ Schubart, Brief an Böck vom 6. 6. 1766 (I, S. 63).

spielte sich eben nur in sehr engen Grenzen ab, im Familienkreise, oder höchstens in den Mauern kleiner Städte, wo ein Stand den Ton angab und gesellschaftlicher Zwang das Aufkommen eigener Anschauungen stark behinderte. „Da wir kaum ein Theater haben, wo haben wir dann dramatische Schauspiele und Stücke und was das meiste ist, wo haben wir dann ein Parterre oder Publikum, das an dramatischen Stücken Anteil nimmt, seinen Beifall erteilt, oder mit seinem Tadel zu Boden wirft?“⁸⁶⁾ Es muß eben erst ein öffentliches Literaturleben vorhanden und zu einem gesellschaftlichen Faktor geworden sein, wenn sich ein Geschmack bilden und bekunden soll. „Auch hier ist es die Gesellschaft, ihr Ethos und nicht das subjektive Empfinden des Einzelnen, das den Werten der Kunst, der zeitgenössischen wie der vergangenen Anerkennung und Ablehnung zuteil werden läßt.“⁸⁷⁾

Die Antriebe zum Theaterbesuch waren oft sehr ungeistiger Art und weder ausschließlich von literarischem Interesse, noch dem Bedürfnis nach Geschmackskultur angeregt, wenn wir den Literaturbriefen glauben dürfen. „Die wenigen Personen, welche Müßiggang oder Neugier in die Schaubühne lockt, scheinen nicht den geringsten Anteil an den vorgefundenen Stücken zu nehmen ... es ist ihnen gleichgültig, ob sie im Timoleon gähnen oder in der Miß Sara weinen ...“⁸⁸⁾ Tatsächlich war ja auch in den meisten Fällen keine regere Teilnahme möglich, weil die Stücke zu speziell und in ihrem Gesichtskreise zu beschränkt waren, d. h. genau wie das allgemeine Bildungsniveau waren auch sie Produkte standesmäßiger und geographischer Abgeschlossenheit. Wir dürfen uns auch hier wieder auf die Literaturbriefe beziehen. „Nun sind aber gemeinlich unsere Verfasser in dieser Gattung Professoren, Magister, Studenten, denen nicht allein kein anderer als der gemeine bürgerliche Stand, sondern auch wohl nur gar derjenige, welcher in der Stadt, wo sie wohnen oder lernen, angetroffen wird, insbesondere bekannt ist ... Wie kann man wohl bei diesen Umständen hoffen, daß ein solches Lustspiel⁸⁹⁾ den größten Teil der Fürsten, den Adel und die Bürger anderer Städte treffen oder ergözen soll?“⁹⁰⁾ Unter diesen Umständen war eine einheitliche Literatur gar nicht möglich und andererseits der Lokaldichtung breiter Spielraum gegeben. Zur Interessenerweckung in den Zuhörerkreisen war dieses Entgegenkommen aber unbedingt notwendig, wie auch die Kritik zugeben mußte: „... es kann sein, daß die Wiener Schauspieler ist das Bedürfnis haben, anstatt der vertriebenen Possenspiele gewisse lokale Schilderungen aufs Theater zu bringen, damit die Zuschauer beim lauten Lachen bleiben können ... aber es ist auch wahr, daß die Stücke dieser Art ... außer Wien wenig Beifall haben können.“⁹¹⁾ Wir müssen in diesen Lokalstücken neben den Singspielen zugleich eine neue Quelle bürgerlicher Literatur erblicken

⁸⁶⁾ 200. Literaturbrief.

⁸⁷⁾ Egon Eohn, a. a. O. S. 82.

⁸⁸⁾ 201. Literaturbrief.

⁸⁹⁾ Gemeint ist „Penelope“, erschienen bei Trattner in Wien.

⁹⁰⁾ 202. Literaturbrief.

⁹¹⁾ Allgemeine deutsche Bibliothek, XIV, 2, S. 560.

und aus historischer Gerechtigkeit dem Rezensenten von Ayrenhoffs „Hermann und Thuznelbe“ zustimmen: „... wenn alle diese Poesien längst werden Maturatur geworden sein, so wird sich immer noch die Tradition erhalten, daß sie es waren, die den ersten Anstoß gaben ... da nun einmal fast jede deutsche Provinz sich als eine abgesonderte Nation betrachtet, so finden die einheimischen Dichter allemal mehr Eingang als die auswärtigen ...“⁹²⁾ Wir begreifen es daher, wenn in der Bevölkerung nicht eben viel Interesse und Sinn für ein höheres Theater herrschte⁹³⁾. Im allgemeinen setzte doch nur an den Stellen eine wirkliche Neugestaltung des literarischen Lebens ein, wo das Geistesleben Resonanz fand bei einer bestimmten Gesellschaftsschicht oder bei Körperschaften, wie z. B. den Universitäten und in privaten Zirkeln, deren bestimmender Einfluß sich durchgehend geltend macht. Wir können z. B. ganz deutlich in München sehen, „daß ein guter Teil des Bürgertums durch die geistigen Kämpfe, die von der Akademie ausgegangen waren, so stark berührt und zum Geschmack erzogen war, daß es eigenen ernstlichen Versuchen Beachtung und Verständnis entgegenbrachte,“⁹⁴⁾ während das breitere Publikum noch den Burlesken und Hanswurstiaden zujubelte, weil es zu ehrlichen „Versuchen, wie sie der Kurfürst und einige der wenigen Gesunden und Geschmackvollen anstrebten, noch nicht reif war“⁹⁵⁾.

Der Wunsch nach verb-komischer Unterhaltung war, wie im Süden, auch in Mitteldeutschland noch sehr stark und H. G. Koch sah sich bei der Eröffnung des Leipziger Theaters am 8. Dezember 1765 gezwungen, im Anschluß an L. E. Schlegels „Hermannschlacht“: „ein Valett, von vergnügten Schäfern getanzt ... (sowie) als Nachspiel die ‚unvermutete Wiederkunft‘ von Regnard“ über die Bühne gehen zu lassen⁹⁶⁾. Bekannt ist die Stellungnahme der Universität Leipzig zu der Schaubühne, indem die theologische Fakultät alsbald nach Eröffnung des Theaters ein Nachlassen des Vorlesungsbesuches feststellen zu müssen glaubte, und die bekannten Eingaben an das Ministerium richtete⁹⁷⁾, ohne aber von dort die gewünschte Antwort zu erhalten. Dieses Verhalten der obersten Behörde ist wohl so zu erklären, daß ihr französischer Geschmack sich dem des Theologenstandes überlegen fühlte und daher auch noch eine zweite Eingabe an sich herankommen ließ. Diese Anklageschrift⁹⁸⁾ strotzt von Beleidigungen und Anschuldigungen. Interessanter als diese selbst aber ist für uns die Remonstration Kochs, „es kämen zu ihm nur wenige Studiosii von Adel, der größte

⁹²⁾ Kloßens Bibliothek, III, 7.

⁹³⁾ Vgl. M. Koch, J. P. H. Sturz, München 1879, S. 8.

⁹⁴⁾ Legband, a. a. D. S. 151.

⁹⁵⁾ Legband, a. a. D. S. 151; vgl. ferner H. Tietze, Die Methode der Kunstgeschichte, Leipzig 1913 S. 435 ff. (Wir müssen aber immer im Auge behalten, daß) „die allgemeine geographische Lage ... einem Kunstkreis seinen Platz innerhalb der stilistischen Bewegungen, die sich immer in einer bestimmten Richtung abspielen, Wellenläufe von Osten nach Westen, oder in umgekehrter Richtung, (bestimmt) und zum Durchlaufen ihrer Bahnen eine Zeit (brauchen), die für jeden Zwischenpunkt eine Berechnung nach der Entfernung vom Zentrum der Bewegung ermöglicht“.

⁹⁶⁾ G. Witkowski, Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig, Leipzig 1909, S. 440.

⁹⁷⁾ a. a. D. S. 441.

⁹⁸⁾ Abgedruckt bei Witkowski, ebd. S. 441.

Teil der Universität, besonders die Theologen, garnicht“⁹⁹⁾. Diejenigen Kreise also, welche für ein neues literarisches Publikum hätten in Frage kommen können, waren entweder als Oberschicht ganz im Fahrwasser der französischen Bildung, oder aber sie sahen sich in ihrer einflussreichen Stellung als Universitätslehrer und Erzieher bedroht und fürchteten von einem Eindringen der neuen Literatur eine Minderung ihres Einflusses und als Theologen eine Gefährdung der Orthodogie, als deren berufene Hüter sie sich fühlten; das besagt der Leipziger Fall ganz unzweideutig. Daß tatsächlich die Inanspruchnahme dieses Privilegs ganz bewußt betrieben wurde, geht auch aus einer Rezension der „Schriften beim Auftreten der Starckschen Gesellschaft in Jena“ hervor, worin das Theater eine Schule des Geschmacks genannt wird, „der an Akademien und Höfen zu Hause sein soll“¹⁰⁰⁾. In diesem Zusammenhange sei auch an Goezes Streitschrift¹⁰¹⁾ und den berühmten Theaterkrieg erinnert. Symptomatische Bedeutung hat in demselben die Stellungnahme der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen. Der Beifall, den Goeze in diesen Blättern fand und die Art der Begründung sind sehr bezeichnend. Es heißt da: „Die Schrift unterscheidet sich so sehr von gewöhnlichen theologischen Abhandlungen ähnlichen Inhalts, ist mit so vieler Gründlichkeit, Anmut und Mäßigung geschrieben, daß wir sie unter die Hauptschriften dieser Materie rechnen und einem jeden empfehlen müssen, welcher gewissenhaft überlegen will, was die Gegner der Schaubühne, so wie sie jetzt ist, daran zu tabeln haben. . . . Seine Gründe sind aus der Einrichtung der berühmtesten und besten Schauspiele, aus dem Zustande unserer jetzigen deutschen Schauspieler und aus demjenigen hergenommen, was bei den theatralischen Vorstellungen allgemein gebräuchlich ist. Dieses alles hat der Verfasser mit so viel eigener Kenntnis und reifer Beurteilung vorgetragen, daß der Rezensent . . . ihm seinen Beifall nicht versagen kann.“¹⁰²⁾

Eine wirkliche Wandlung des literarischen Geschmacks kündigt sich im Schauspiel an. Diese Kunstform war von der französisch sprechenden Oberschicht des Hofes und der Aristokratie aus dem Westen übernommen worden, denn sie allein waren imstande, die Originalform zu verstehen. Die ganz natürliche Weitergabe an die nächst niedere Schicht vollzog sich durch die Vermittlung deutscher Bearbeiter, die zunächst nur Übersetzungen lieferten, und erst allmählich im Anschluß an ihre Vorlagen die französischen Formen mit dem Bildungsgute ihres Publikums füllten. Die Anpassung ging sehr langsam vor sich und wir gewinnen einen Einblick in dieselbe durch eine Stelle in Kloßens Bibliothek: „. . . Auch die Namen werden deutsch gemacht, allein noch immer kann ich mich nicht im Deutschen an die ausdrucksvollen Namen gewöhnen. J. V. Graf von

⁹⁹⁾ Wittkowski, a. a. O. S. 141.

¹⁰⁰⁾ Jenaische gelehrte Zeitung, 1768, Bd. IV, S. 749.

¹⁰¹⁾ J. M. Goeze, Theologische Untersuchungen der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne.

¹⁰²⁾ Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 123. Stück, 14. 10. 1769; vgl. auch G. Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, Leipzig 1885, S. 226 ff., wo auch die Frage der Zensur behandelt wird.

Viedersdorf, Fräulein von Schönleben war selbst den Schauspielern anstößig gewesen.“¹⁰³⁾

Fr. E. Haupt erzählt in seiner Lebensgeschichte: „Damals machten die Weißfischen Operetten mit Hillers Komposition großes Aufsehen. . . . So wurden nach und nach fast alle Weißfischen Opern durchgespielt und durchgesungen. Mein Vater selbst hörte, bisweilen einstimmend, mit Vergnügen zu.“¹⁰⁴⁾ Für den Mangel an wirklichen Komödien hatte das Publikum überhaupt kein Verständnis, wie wir aus den zahlreichen Klagen entnehmen können. So meinte beispielsweise Voie: „... ich schenke Weiße und allen, die gute komische Opern machen werden, alle ihre Arbeiten für ein gutes komisches Stück, wie wirs noch nicht haben.“¹⁰⁵⁾ Wo wirklich einmal Ansätze zu einer Besserung in dem Verlangen nach wertvolleren Werken sich geltend machen, wie etwa nach Lessings Emilia Galotti, bleiben dem schärferen Auge die recht unliterarischen Gründe nicht verborgen. So schickte Voie seinem Freunde G. A. Bürger das eben genannte Werk mit dem Zusage: „Es ist eine große Gefälligkeit, daß ich sie (die Emilia) aufs Land schicke, wo sie so viele Liebhaber und Liebhaberinnen in der Stadt hat. Aber es geht ihr wie allen Frauenzimmern von außerordentlichem Verdienste, die meisten loben sie nur, weil sie jetzt Mode ist.“¹⁰⁶⁾ Das Interesse an Singspielen war eben bei dem neuen Bürgertume zum Schmerze der Kunst-richter noch viel stärker. „Die komischen Opern verdrängen uns alle Tragödien und regelmäßigen Komödien. Im Dorfbalbier war es gestern außerordentlich voll, in den Brüdern (des Terenz) . . . war es so leer, als es noch nie gewesen ist.“¹⁰⁷⁾ Der Raum, den diese neue Kunstgattung einnahm, erweiterte sich immer mehr auf Kosten aller anderen Bestrebungen. „Der Geschmack, den unser Publikum daran zu finden beginnt, droht auch die Hoffnung zur wahren Komödie zu ersticken, die uns noch gänzlich fehlt.“¹⁰⁸⁾ Diese Erkenntnis war unter den Kunststrichtern zu einer allgemeinen geworden und kam allenthalben zum Ausdruck. Daher nimmt Kloegens Bibliothek bei Kritik der komischen Oper „Der Kerndtekrantz“ (Leipzig 1771) zu dieser Frage energisch Stellung. Es heißt da: „Die üblen Folgen zeigen sich schon jetzt. Wie viele oder wie wenige sehen ein Trauerspiel gerne? Wollen wir denn unser Publikum noch mehr verwöhnen, ihm noch mehr Spielgerät in die Hand geben, damit es ja nicht böse werde und das gute Kind doch auch einen Zeitvertreib habe? . . . Bisweilen kann ein ehrlicher Mann den Gedanken nicht los werden, wenn er den Spaszmacher der komischen Oper betrachtet: es fehlen nicht viel, daß der liebe Hanswurst wieder auftrete.“¹⁰⁹⁾ Ganz ähnlich äußert sich auch der Rezensent über Weißes „Dorfbalbier“, wobei er sich besonders über die Vergrößerung der

¹⁰³⁾ Kloegens Bibliothek IV, 14. Stück „Theatralische Vorstellungen von der Michaelismesse 1769“.

¹⁰⁴⁾ Gustav Freytag, a. a. D. II, 7, S. 320.

¹⁰⁵⁾ Weinhold, a. a. D. S. 28.

¹⁰⁶⁾ Adolf Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger, I, Berlin 1874. Brief vom 22. 4. 1772.

¹⁰⁷⁾ R. L. von Knebels Nachlaß, a. a. D. Kamler an Knebel am 2. 8. 1771 (II, S. 108).

¹⁰⁸⁾ ebd. Voie an Knebel am 4. 3. 1771 (II, S. 108).

¹⁰⁹⁾ Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bb. VI, 25. Stück.

Sprache aufregt¹¹⁰⁾. Zweifellos gab es hier unerfreuliche Auswüchse, doch regte sich auch andererseits ein gesunder Volksinstinkt gegen die Künstlichkeit des herrschenden Geschmacks, so daß mit einer unbedingten Absage an die leichtere Literatur des Singspieles und der komischen Opern das Ziel kaum zu erreichen war und der Übergang zu einem neuen Geschmacksverhalten sich langsam durch das Absterben der Auswüchse vollziehen mußte. Des Herrn von Sonnensfels Krieg gegen den Publikumsgeschmack schien z. B. Lessing „garnicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen“¹¹¹⁾. In dieser Beziehung erwies sich der Nachfolger des Herrn von Sonnensfels, der Freiherr von Bender, als besserer Psychologe, denn „er hat aufgetragen nur gute Stücke zu wählen und damit das Volk sich daran gewöhne, hat er es durch die prächtigen Noverrischen Balette herbeizulocken versucht“¹¹²⁾. Er erwies sich also in seinem Vorgehen diplomatischer als sein Vorgänger, denn er wußte nur zu gut, welchen Umfang die Bewelschung des Publikums angenommen hatte, daß Sonnensfels sogar in seinen „Briefen über die wienerische Schaubühne“ (1768) die Maske eines Franzosen annahm, um überhaupt Gehör zu finden¹¹³⁾.

Lessing hatte den richtigen Weg beschritten und mit der Aufführung seiner *Minna von Barnhelm* am 21. März 1768 durch Döbbelin war ein „großer Wurf“ für die Entwicklung des Berliner Geschmacks¹¹⁴⁾ getan. In vier Wochen wurde das Stück 19mal wiederholt und Anna Luise Karschin schrieb darüber: „Vor ihm hats noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen in dem Volke, den Gelehrten und den Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingeflößt und so durchgängig gefallen hat.“¹¹⁵⁾ Zur Ergänzung sei noch Karl Lessings Bericht hinzugefügt: „Gestern sah ich ... ein ganz volles Parterre und was noch seltener ist, ein vergnügtes.“¹¹⁶⁾ Könnte der 1. Teil dieses Satzes auch auf das besondere Ereignis der Erstaufführung bezogen werden, so befagt der Schluß doch, daß man wirklich Geschmack an dem Werke fand, und daß ein Publikum dafür vorhanden war.

¹¹⁰⁾ ebd. 24. Stück. „... es ist unserem Geschmack zuwider, lange unter dergleichen Herren, als hier auftreten, zu verweilen ... Es scheint, daß diese Sprache, die man sonst für unanständig erklärte, gegen die man so stark eiferte, jetzt wieder Beifall finde. Und überhaupt, ist diese ganze komische Oper etwas anderes, als ein Possenspiel von der Art, die sonst in Deutschland vor der Verbesserung der Bühne gefiel!“

¹¹¹⁾ Lachmann, XVII, S. 344, Brief an Eva König vom 25. 10. 1770.

¹¹²⁾ Deutsche Bibliotheken der schönen Wissenschaften, IV, 16.

¹¹³⁾ ebd. III, 6:

Ein Gellert? — ein Gellert ist zu matt!
 Ein Gleim? — Gleims Scherze sind zu platt!
 Ein Kleist? — ist stolpernd — Haller? — hart!
 Ein Uz? — sehr ungleich — Weiß? nicht zart.
 Ein Götner? — zu unedel ländlich!
 Und Klopstock? — schwülstig, unverständlich.
 Nur Frankreichs Dichter, sie allein
 sind naif, erhaben, witzig fein!

¹¹⁴⁾ Erich Schmidt, Lessing, Berlin 1899, I, S. 486.

¹¹⁵⁾ ebd. I, S. 490.

¹¹⁶⁾ Lachmann XIX, S. 248. Brief vom 22. 3. 1768.

Dieses kam von unten her und brachte zu dem Geschmacksgute der höfischen Oberschicht neues Bildungsgut hinzu und bereitete sich vor, als eigene Gesellschaftsschicht Träger des literarischen Lebens zu werden. So erblickte eine Bürgerfrau, wie Eva König, in Lessings Stücken einen Gradmesser für den allgemeinen Geschmack und teilte ihm erfreut mit: „... die Salzburger machen Anspruch auf den guten Geschmack und es dient zum Beweis, daß sie ihn wirklich haben, weil man Ihre Minna sechsmal hintereinander gegeben hat, wo es allemal gepropft voll gewesen sein soll.“¹¹⁷⁾ Wenn diese Zeugin auch sicherlich stark befangen ist, so dürfen wir trotzdem ihr gesundes Urteil auch für einen Teil des neuen Bürgertums in Anspruch nehmen und müssen es nur bedauern, daß sie uns über die Zusammensetzung des Publikums bei den Salzburger Vorstellungen nichts berichtet hat. Ein unbeeinflusstes Zeugnis für ihr bürgerlich-literarisches Urteil ist auch die Ablehnung des „Krummen Teufels“ von Bernardon: „was abgeschmackteres und langweiligeres können Sie sich nicht vorstellen“¹¹⁸⁾ und beim „Hausvater“ erfreut es sie am meisten, „daß von den niedrigsten Plätzen die besten Stellen mit Beifall bemerkt wurden“¹¹⁹⁾.

Diese Zeugnisse aus Wien lassen den Schluß zu, daß nicht auf Seiten des Publikums der Rückstand und die Stagnation war, wie wir sie für das Kunstschaffen selbst gegenüber dem Norden festzustellen haben. Die Hauptstadt des aufgeklärten Joseph II. zeigte innerlich sehr verwandte Züge mit dem protestantisch-auflärerischen Norden. In Berlin hatte man im allgemeinen für die Wiener Stücke wenig Sinn¹²⁰⁾, nur „Der Postzug“ und die „Abgedankten Offiziere“ konnten sich neben den Singspielen behaupten, „welche bis zum Brechen voll waren“¹²¹⁾. Chr. F. Weiße hatte die Gunst des Publikums gefunden, dem „die Freundschaft auf der Probe“ besser gefällt als Cellerts „Vetterschwestern“, denn die „will vollends Niemand sehen“¹²²⁾.

Demnach trifft Gustav Freytags Charakteristik zu, daß „das Parterre der Haupttraum (war) in welchem Offiziere oder Studenten und junge Beamte nicht selten als feindliche Parteien den Ton angaben. Die Schauerdramen entzückten den Anspruchslosen, die rührenden Familienstücke ... füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der schlechte Geschmack der Stücke setzte den Fremden in Erstaunen“¹²³⁾.

Auch der Pietismus hatte noch großen Einfluß auf schwärmerische Gemüter und förderte zugleich die Empfänglichkeit für frivole Sentimentalitäten, wie sie besonders im Singspiel beliebt waren. Th. G. v. Hippel bemerkt dies z. B. bei einer Aufführung von Weißes „Crispus“: „Empfindliche Seelen weinten und

¹¹⁷⁾ ebd., S. 380. Brief vom 21. 9. 1770.

¹¹⁸⁾ ebd., S. 429. Brief vom 19. 12. 1770.

¹¹⁹⁾ Lachmann XX, S. 13. Brief vom 26. 1. 1771.

¹²⁰⁾ Lachmann, XX, S. 64. R. Lessing an seinen Bruder am 10. 8. 1771 „An den Wiener Stücken ... kann Berlin keinen Geschmack finden“.

¹²¹⁾ ebd., Brief vom 3. 7. 1771 „Die Jagd von Weiße wurde zweymal gegeben. Es war bis zum Brechen voll ...“

¹²²⁾ Lachmann XIX, S. 245. Brief vom 10. 2. 1768.

¹²³⁾ G. Freytag, II, 7, S. 291; vgl. ferner Chr. F. Schmidt, Das Parterre, Erfurt 1771.

unempfindliche waren bis auf einige inkompetente des Parterres stille.“¹²⁴⁾ „Der Pöbel allein wollte bloß belustigt, das Publikum auch gerührt sein.“¹²⁵⁾ Die Nührung erschien Hippel sehr wesentlich und wir dürfen annehmen, daß er hier im Sinne des Publikums spricht. Daher bemerkt er denn auch bei Auf-
führung der Miß Sara: „Bürgerliche Trauerspiele haben überhaupt den Vorzug, daß sie näher ans Herz gehen.“¹²⁶⁾ Die Fehler sind nicht so wichtig, wenn das Stück nur rührt.

Die Zunahme des Interesses an der Bühnenliteratur zeigen auch Jenzschs. statistische Untersuchungen, welche den Anteil der dramatischen Literatur an der Gesamtproduktion der schönen Wissenschaften und Künste für das Jahr 1740 noch mit 0,26 % angeben, während er 1770 bereits auf 3,67 % gestiegen ist. (Von 42 Erscheinungen waren 19 Übersetzungen, d. h. 45,24 %, davon 8 aus dem Französischen, 8 aus dem Englischen und 3 aus dem Italienischen.) Epik und Lyrik hatten keine solche Zunahme aufzuweisen. Lyrik 1740: 1,32 %, 1770: 3,23 % und Epik 1740: 2,69 %, 1770: 4,02 %¹²⁷⁾. Einen Kommentar zu diesen Zahlen gibt Rudolf Unger: „Bei allen ihren künstlerischen und sonstigen Mängeln hat diese prosaisch-realistische Bühnenliteratur ... eben doch insofern große Bedeutung erlangt, als sie den sozialen und geistigen Zeitendenzen zu dramatischer Aussprache verholfen, zwischen dem Theater und den breiten Schichten des Publikums, insbesondere den Frauen, wieder eine lebendige Beziehung hergestellt und wesentliche Lebensmomente des deutschen Bürgertums der dichterischen Behandlung wiedergewonnen hat.“¹²⁸⁾ Erst mit Aufgabe seiner eigenen Zurückhaltung und öffentlicher Bekundung seiner gesellschaftlichen Ansprüche konnte das gebildete Bürgertum Träger der neuen Literatur werden und sich selbst darin betätigen. Erst in seinem Spiegelbild in der Literatur fand es den Weg zu eigenem Selbstbewußtsein. Nun beginnen die Lebensbeschreibungen, die Briefwechsel und Aufzeichnungen des Bürgertums¹²⁹⁾.

Auch gegen Ende der sechziger Jahre fließen die Quellen noch recht spärlich. Im allgemeinen zählten nach wie vor die Bibel und der Katechismus zum Hauptbücherbestand weiter Volkskreise und sehr vereinzelt nur finden wir Werke der weltlichen Literatur in ihren Händen. So waren noch zur Zeit von J. G. Fichtes Aufenthalt in Schulpforta (1774!) Lessings, Wielands und Goethes Werke verboten. „Von den neueren Dichtern wurde nur Haller und nicht einmal alles von Klopstock und Gellert ihnen verstattet.“¹³⁰⁾ Wir sehen hier wie tyrannisch die alte Generation auf ihre Rechte pochte und insbesondere wie lange der moralisierende Pädagogenstand auf eine Niederhaltung aller neuen Ideen und Geschmacksrichtungen bedacht war. Viel freier dachte da Heinrich Zschokkes gut

¹²⁴⁾ F. J. Schneider, Th. G. Hippel, Prag 1911. Bericht über die Aufführung vom 9. 11. 1767 S. 177.

¹²⁵⁾ a. a. O. S. 179.

¹²⁶⁾ a. a. O. Bericht vom 16. 7. 1767.

¹²⁷⁾ Jenzsch, a. a. O. S. 116.

¹²⁸⁾ R. Unger, Hamann und die Aufklärung, Jena 1911, S. 59.

¹²⁹⁾ Vgl. Wiedermann a. a. O. II, 3, S. 1083.

¹³⁰⁾ J. G. Fichtes Leben von seinem Sohne J. Hermann Fichte, Sulzbach 1830, S. 22.

bürgerlicher Bruder in Magdeburg, von dem er in seiner „Selbstschau“ erzählt: „Bruder Andreas, ... von nicht gemeinen Talenten, die er durch Lesung guter Schriften gebildet hatte, betrieb ... Gewerbe und Handel mit Wollentüchern . . . Mich wollte er, wie alles in seinem Bereich in einen höheren Bildungskreis emporziehen ... Um Sinn für das Edle und Schöne in mir anzufachen, las und erklärte mir Bruder Andreas sehr begeistert „Kleists Frühling“, den Zschokke freilich „vornehm-sade“ fand¹⁸¹). In dieser kernigen Handwerker- und Kaufmannsschicht war nunmehr derjenige Geschmack heimisch geworden, dem die städtische Aristokratengesellschaft etwa eine Generation früher gehuldigt hatte. Dies dürfen wir aus Zschokkes Ausführungen entnehmen, die uns einen Einblick gewähren in eine Publikumsschicht, deren Bedeutung vielleicht noch nicht genügend gewürdigt worden ist, wohl darum, weil eben nur sehr wenig Aufzeichnungen darüber vorhanden sind. Es seien daher auch noch einige Nachrichten aus dem Leben von J. H. Wosß angeführt, der 1759—1765 die Penzliner Stadtschule besuchte und von dem Rektor A. K. Struak mit den Werken der deutschen Literatur bekanntgemacht wurde. Als Lektüre werden die weitverbreiteten Schriften Luthers genannt, ferner Volkslieder bis auf Gellert und Gleim¹⁸²). Diese Auswahl paßt ganz zu der Umgebung und dem Vermittler der Werke¹⁸³). Als Wosß dann nach Neubrandenburg übersiedelte, kam die Lektüre Hagedorn's, Haller's, Uzens und Gessners hinzu¹⁸⁴). Müssen wir auch sehr vorsichtig sein, aus solchen biographischen Angaben Schlüsse auf die Lektüre zu ziehen, so möchten sie doch immerhin hinreichen, uns in Ermangelung direkter Quellen einige Anhaltspunkte für das Milieu und auch das Tempo des bürgerlichen Publikums und seines Geschmacks zu geben. In den Städten hatte das rascher pulsierende Leben natürlich auch in der Literatur seinen entsprechenden Niederschlag gefunden und die abenteuerlichen Leben und Begebenheiten, welche im Anschluß an Defoes Robinson nach Deutschland gekommen waren, nahmen deshalb einen breiten Raum in der Lektüre ein¹⁸⁵). Dies erkannte auch Goethe, der darüber an Defeser schrieb: (Er könne sich) „nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen, richtet man gleich nicht viel aus, so lernt man doch immer dabei und sollte man auch nur bei der Gelegenheit erfahren, daß weit ausgebildete Gelehrsamkeit, tiefdenkende, spitzfindige Weisheit ... fliegender Witz und gründliche Schulweisheiten mit dem guten Geschmack sehr entgegen sind. Das Frauenzimmer liebt sich hier (in Frankfurt) sehr das Erstaunliche, vom Schönen, Naiven, Komischen, halten sie weniger ... Von der Wilhelmine ... habe ich trotz aller Nachfragen in keiner Damenbibliothek ein Exemplar aufreiben können“¹⁸⁶). Wahrscheinlich eben, weil fast nur die „erstaunlichen“ Werke Beifall fanden.

¹⁸¹) H. Zschokke, Selbstschau, Aarau 1843, S. 11. (Neudruck hrsg. v. H. Bodmer [1911] S. 12.)

¹⁸²) W. Herbst, J. H. Wosß, Leipzig 1872, S. 27.

¹⁸³) Man beachte hierbei auch, daß Wosß aus einem Wirtshausbetriebe stammte, woher seine Kenntnis der Volkslieder zu erklären sein wird.

¹⁸⁴) Allgemeine deutsche Biographie, 40, S. 334.

¹⁸⁵) Vgl. auch R. Jenßsch, a. a. O. S. 125.

¹⁸⁶) Max Morris, Der junge Goethe, neue Ausgabe, Leipzig 1910, Bd. I, S. 312, Brief vom 24. 11. 1768.

Diese Äußerung Goethes gibt uns zusammenfassend ein anschauliches Bild von dem Publikum und seinem Geschmack, dessen Freude an dem Abenteuerroman auch darin zum Ausdruck kommt, daß im Jahre 1770 unter 46 epischen Neuerscheinungen noch 17 derartige Geschichten waren. Bedenken wir aber, daß diese Zahlen für das Jahr 1770 gelten, also für das Ende dieser Geschmacksepoche, dann sind wir berechtigt, den Anteil dieser Erzählungen für die vorhergehende Zeit noch höher anzusetzen. Mit Recht kommt daher Jenzsch zu dem Schluß: „... Die Äußerungen der Zeitgenossen, der Kritik usw. lassen genugsam erkennen, welcher literarischen Qualität diese Lektüre, aber auch wie weit verbreitet sie war und welches Licht daraus auf die Bildung und den Geschmack des lesenden Publikums fällt“¹²⁷).

Schubart im Exorzistenstreit.

Von Konrad Gaiser in Cannstatt.

Der Federkrieg, den Gaiser durch seine Wunderkuren erregt hat, ist eine Erscheinung, darüber die Nachwelt staunen wird. D. J. Strauß.

„Priesterhaß, der nicht eher verlischt, als bis er den Gegenstand seiner Wut zerstört hat“: das erschien dem unglücklichen Ch. F. D. Schubart, wenn er hinter den Eisengittern des Aspergs das dunkle Rätsel seiner Einferkung durch den württembergischen Herzog überdachte, als „die alleinige Ursache“ seiner Leiden¹⁾. Einen schlüssigen Beweis für diese seine Überzeugung hätte er allerdings wohl nicht führen können — dies ist ja auch der späteren Forschung nicht gelungen. Aber wenn die letztere an diesem Punkt Verzicht leisten muß, so kann sie doch wenigstens Entstehung und Ausdrucksformen jenes Priesterhasses einigermaßen aufhellen und uns so in den Besitz des Erfahrungsmaterials setzen, auf Grund dessen Schubart sein Urteil gefällt hat.

Die vorliegende Arbeit will dazu einen Beitrag liefern durch die Darstellung eines Konflikts zwischen Schubart und den „Priestern“, d. h. aber, den Jesuiten, der trotz seiner hohen Wichtigkeit für das Schicksal des Dichters bisher nicht im Zusammenhang behandelt worden ist, nämlich des Gaisner-Streits. Dieser lärmende Streit, der sich besonders im Jahr 1775 um Person, Lehre und Tätigkeit des Exorzisten und Wundermannes, „des Wohllehrwürdigen Herrn J. J. Gaisners, der Gottesgelahrtheit und des geistlichen Rechts Kandidaten, freireligiöser Pfarrers im Klosterle, nun Hofkaplan und geistlicher Rat Sr. Hochfürstlichen Gnaden des Bischofs von Regensburg, Probstes und Herrn zu Ellwangen usw.“ erhob, bietet gleichzeitig ein höchst interessantes historisches Klein-

¹²⁷) R. Jenzsch, a. a. O. S. 128.

¹⁾ Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgezeichnet, Stuttgart 1839, I, S. 295 (im folgenden zitiert als „LG.“).

bild aus der Geschichte der Aufklärung in Süddeutschland am Ende des 18. Jahrhunderts.

I.

Der merkwürdige Mann, für den sich Lavater so leidenschaftlich interessierte, daß er demjenigen, der sich zu einer genaueren Untersuchung nach Ellwangen begeben würde, 6 Louisdor an den Reisefosten zu ersetzen versprach²⁾ — mit dem sich Theologen, wie der große Semler in Halle und Ch. A. C. Crusius in Leipzig, in eigenen Schriften auseinandersetzten³⁾ — über den Ch. Wald in seiner „neuesten Religionsgeschichte“⁴⁾ ausführlich handelte —, den die einen als einen begnadeten Arbeiter im Reich Gottes begrüßten, die andern als frechen Schwindler bezeichneten — der auch bei den Späteren die allerverschiedenste Beurteilung erfahren hat⁵⁾: J. J. Gäßner war 1727 in Prag bei Bludenz (Vorarlberg) geboren, hatte bei den Jesuiten in Innsbruck und Prag studiert und war als Pfarrer in Klosterte am Arlberg (Diözese Gurk), geplagt von einem Kopf-, Magen- und Brustleiden, das ihn selbst in der Verrichtung seiner geistlichen Pflichten schwer beeinträchtigte, auf den Gedanken verfallen, für den Fall, daß seine Krankheit von teuflischer Anfechtung herkomme, es mit dem Exorzismus zu probieren. Nach einigen vergeblichen Versuchen hatte er damit auch Erfolg und wandte nun die Kraft, deren er dadurch inne geworden war, zuerst bei seinen Pfarrkindern, dann, rasch berühmt geworden, bei einem großen Kreis zuströmender Patienten an. Seiner Sache völlig sicher, ging er nun, meist auf Grund dringender Einladungen, nach verschiedenen Orten Süddeutschlands, mußte aber infolge der ablehnenden Haltung des Kardinalbischofs von Konstanz, Freiherrn von Rodt, in dessen Diözese er sich zumeist aufhielt, wieder auf seine Pfarre zurück. Von dort wurde er im Oktober 1774 von dem erblindeten Grafen Anton Ignaz von Fugger-Gloett, Fürstprobst von Ellwangen und seit 1769 auch Bischof von Regensburg, zu einer Kur berufen und blieb von da an in dessen Diensten, obgleich ihm die Heilung jenes Augenleidens nicht gelungen war. Als bischöflicher Kaplan verlegte er jetzt den Schauplatz seiner Tätigkeit nach Ellwangen, wohin nun die Masse der Hilfesuchenden — und zwar aller Konfessionen⁶⁾ — strömte: bis zu 1500 am Tag und insgesamt weit über 20 000 schätzen die Quellen⁷⁾. Gegen

²⁾ Brief an Semler, f. J. S. Semler, Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gäßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit eigenen vielen Anmerkungen. Halle 1776, S. 5.

³⁾ Semler a. a. D.; Crusius in der Schrift: Eines großen Gottesgelehrten Gedanken über Herrn Gäßners Teufelsbeschwörungen. (Anonym) 1775.

⁴⁾ 9 Teile, 1771–1783.

⁵⁾ Einige Angaben bei Fieger, P. Don Ferdinand Sterzinger, München u. Berlin 1907, S. 219, Anm.; unter den dort genannten Beurteilern ist auch J. Kerner.

⁶⁾ Dies rief eine kleine Sondertontroverse hervor im Anschluß an eine Schrift des passauischen Domherrn Grafen von Auersperg: Bedenken über die Gäßnerischen Kuren, die er mit Acatolicis vornimmt, der gesamten Geistlichkeit des schwäbischen und der benachbarten Kreise zur Beurteilung vorgelegt. (Anonym), München 1775.

⁷⁾ Ein geschickter Segner Gäßners — nach einem handschriftlichen Vermerk auf dem Exemplar der Münchner Hof- und Staatsbibliothek P. Keisach, C. R. — nimmt in der Schrift: Politische Frage, ob ein weltlich regierender Landesfürst über die Gäßnerischen Kuren ohne Nachteil seiner

Ende 1774 war der Zulauf in die Stadt — ein Ort von etwa 200 Bürgerhäusern — so bedenklich geworden, daß in der „Augsburger Ordinari-Zeitung“ das folgende „Avertissement“ erschien: „Ellwangen, den 21. Dezember. Anmit wird zu männiglichem Wissen bekanntgemacht, daß bis zu gänzlicher Abfertigung deren allschon in großer Überzahl aufgeschriebenen Leute, so bei dem Herrn Gafner, Pfarrherrn im Klösterle, sich anmelden lassen, niemand Fremder mehr allhier aufgeschrieben oder angenommen werde, wie auch, daß vom ersten bis letzten Jenner nächsthin keine fremde Person mit oder ohne Numero, sondern lediglich die Ellwangischen Stadt- und Landsleute für denselben gelassen werden dürfen.“ Trozdem Gafner morgens um 5 Uhr mit seinen Kuren begann, mußten die Kranken, wie bei modernen Wunderdoktoren auch, oft wochenlang warten, bis sie — in der Reihenfolge einer Eintragungsliste, falls es keine „Personen von Stand“ waren — drankamen; der Zugang zu den zwei Zimmern, in denen Gafner arbeitete, mußte bewacht werden (doch konnte man um ein kleines Trinkgeld leicht als Zuschauer in das erste der beiden Zimmer Zutritt erlangen; Gafner selbst nahm weder Geld noch Geschenke⁸⁾). Die Kuren fanden stets vor Zeugen statt und wurden mit deren Unterschriften protokolliert; unter den Zeugen befinden sich vom Reichsfürsten an Personen aller Stände, auch nicht wenig Ärzte⁹⁾. Gafner selbst war außer in Ellwangen hauptsächlich noch in dem pfalz-zweibrückenschen Sulzbach¹⁰⁾ und in Regensburg tätig; bald begann jedoch sein Verfahren Schule zu machen, indem auch in anderen Diözesen, besonders der Prager, von Geistlichen Exorzifikationen vorgenommen wurden. Dies nun sowohl, wie auch andererseits der immer größer werdende Streitschriftenlärm, führte zum Eingreifen der geistlichen und weltlichen Autoritäten, und dieses machte der ganzen Sache rasch ein Ende. Kurfürst Maximilian III. Joseph von Bayern nahm eine von 4 Ingolstädter Professoren veröffentlichte, mit Entschiedenheit für Gafner Partei nehmende Erklärung¹¹⁾ zum Anlaß, seine

Untertanen noch länger gleichgültig sein kann? 1775, den Massen-zulauf nach Ellwangen zum Anlaß, um die Fürsten, die ja auf ihre Geldausfuhrverbote großen Wert legten, darauf aufmerksam zu machen, daß „die Reisenden bis auf diese Stunde fast gegen eine Million Gulden aus ihren respektiven Landschaften geschleppt haben müssen“.

⁸⁾ Genauere Angaben über diese äußeren Verhältnisse, s. B. in der Schrift: Unparteiische Gedanken oder etwas vor die Ärzte von der Kurart des Lit. Herrn Gafners in Ellwangen, herausgegeben von Doktor Schifel, gedruckt nach dem Exemplar von Schalbus, 1775. (Namen durchsichtige Pseudonyme für den pfalz-zweibrückenschen Leibarzt Dr. Schleis in Sulzbach, einen der Hauptlampen auf Seiten Gafners.)

⁹⁾ Eine sehr ausführliche Liste findet sich in der gleich zu erwähnenden Abhandlung des Ingolstädter Theologieprofessors Benedikt Stattler: Was soll man an den Kuren des Herrn geistlichen Rats Gafner, die er bisher im Namen Jesu gemacht hat, noch untersuchen, so nicht schon längst hundert Mal ist untersucht worden? (Anonym) 1775.

¹⁰⁾ Dieser Aufenthalt ist insofern von Bedeutung, als er Anlaß gab zu einer der wenigen kritisch ablehnenden Schriften über Gafners Tätigkeit: Über Gafners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach, Frankfurt und Leipzig, 1776 (anonym; Verfasser Pfarrer Ehr. Heinrich Seidel); Schleis ließ sogleich eine außerordentlich reich dokumentierte Gegenschrift erscheinen: Beiträge zu Gafners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach, 1776, alda gedruckt in Gallwizischen Schriften.

¹¹⁾ Siehe oben Anm. 9, die Professoren waren der Prokanzler und Theolog Stattler, der Jurist Prugger, der Philosoph Gabler und der Anatom Leveling. Daß es an der Universität übrigens auch Gegner Gafners gab, beweist das Beispiel des Professors Steigenberger, der Gafners Tätigkeit eine charlatanerie nannte, s. Fieger a. a. O., S. 228.

ablehnende Haltung öffentlich zu bekunden¹²⁾; er ließ sich auch durch einen sehr langen und beweglich für den Wundertäter eintretenden Brief seines Neffen, des Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst, vom 5. Januar 1776, in seiner Stellung nicht irremachen¹³⁾ und verbot nicht nur eine Verlegung der Tätigkeit Gafners auf kurbayrisches Gebiet, sondern auch den Vertrieb des von dem Exorzisten verfaßten Büchleins „des Wohllehrwürdigen Herrn J. J. Gafners, der Gottesgelahrtheit und des geistlichen Rechts Kandidat, seeleifrigen Pfarrers in Klösterle, Weise, fromm und gesund zu leben, auch ruhig und gottselig zu sterben: oder nützlicher Unterricht, wider den Teufel zu streiten, durch Beantwortung der Fragen: 1. Kann der Teufel dem Leibe der Menschen schaden? 2. Welchen am meisten? 3. Wie ist zu helfen? Rempten 1774 (vgl. auch noch: J. J. Gafners ... Antwort auf die Anmerkungen, welche in dem Münchenerischen Intelligenzblatt vom 12. November 1774 ... wie auch von der deutschen Chronik und anderen Zeitungsschreibern gemacht worden. Mit Erlaubnis des Hochwürdigsten Augsburgerischen Ordinariats (Augsburg, J. Wolff, 1775). Nach der kurbayrischen griff nun aber auch die Wiener Regierung ein und im November 1775 erhielt der Fürstbischof von Regensburg die Weisung, daß Gafner von Ellwangen zu entfernen sei und daß er sich aller exorzistischen Handlungen im römischen Reich zu enthalten habe. Dieser kaiserlichen Verfügung gab der Bischof jedoch erst Folge, als Papst Pius VI., wahrscheinlich veranlaßt durch zwei von den Erzbischöfen von Prag und Salzburg gegen das um sich greifende exorzistische Unwesen erlassene Hirtenbriefe¹⁴⁾, die Akten aus Regensburg einforderte und durch die Congregatio S. S. Rituum die Entscheidung traf: „der Gebrauch des Exorzismus sei zwar löblich und in der katholischen Kirche allerdings beizubehalten, insoweit er mit Klugheit angewendet werde und mit den Vorschriften des römischen Rituale übereinstimme; doch könne der Papst den vielfältigen Gebrauch, den der Pfarrer Gafner davon mache, nicht gutheißen, besonders wenn dabei die Meinung verbreitet würde, daß der größere Teil der Krankheiten und Gebrechen vom bösen Feind entweder allein herrühre, oder daß wenigstens dieselben von ihm vermehrt werden“¹⁵⁾. Jetzt gab der Bischof nach und ernannte Gafner auf die Pfarre Pfondorf in Niederbayern, wo er am 4. April 1779 gestorben ist, ohne je wieder von sich reden gemacht zu haben. Mit dem Zurücktreten der Hauptperson verstummte auch der Flugschriftenlärm, wenn auch einzelne Äußerungen noch bis ins Jahr 1783 hinein vorliegen.

So viel zum äußeren Verlauf des Gafnerhandels. Um Schubarts Anteil daran würdigen zu können, ist es nötig, einen kurzen Blick auf Gegenstand und Verlauf des durch die Wunderkuren des Exorzisten entfesselten Streits zu werfen¹⁶⁾.

¹²⁾ Die hochinteressanten Akten bei Fieger a. a. O., S. 203–209.

¹³⁾ Fieger a. a. O. S. 209–215.

¹⁴⁾ Vom 6. 12. 1775 bzw. 5. 1. 1776; bei Fieger a. a. O., S. 215–217, ist auch ein gegen Gafner gerichteter Hirtenbrief des Trierer Erzbischofs angeführt; die beiden anderen Hirtenbriefe sind in der sogleich zu erwähnenden Sammlung von Gafnerschriften im 14. Band enthalten.

¹⁵⁾ Fieger a. a. O., S. 218.

¹⁶⁾ Die Quelle, auf die sich die vorliegende Darstellung in erster Linie stützt, ist die – von Fieger nicht oder nur wenig benützte – Sammlung von Gafnerschriften auf der Münchner Hof- und

II.

Die Überzeugung, auf die Gaiser seine Kuren gründete, ergibt sich aus der Bejahung der auf dem Titelblatt seiner Schrift (f. o. S. 567) gestellten grundsätzlichen Frage: kann der Teufel dem Leibe der Menschen schaden? Daraus folgt ohne weiteres, daß für Krankheiten, bei denen der Teufel die Hand im Spiel hat, nicht der Arzt, sondern der Priester zuständig ist; das Heilmittel des Priesters aber ist die Exorzisation. Diese Grundposition erfordert die Beantwortung weiterer theoretischer Fragen, nämlich, in welcher Weise die Einwirkung des Teufels vor sich geht, unter welchen Bedingungen er dem Menschen besonders gefährlich werden kann, welche Voraussetzungen für eine Heilung durch den Priester vorhanden sein müssen, und endlich, durch welche Mittel die vom Teufel verursachten Leiden — Gaiser nennt sie, im Unterschied von den „natürlichen“, die auch der Arzt heilen kann, „unnatürlich“ — von gewöhnlichen Krankheiten unterschieden werden können.

Über diese Punkte äußert Gaiser, im ganzen und im einzelnen unterstützt von seinen theologischen und nichttheologischen Freunden, folgende nicht uninteressante Meinungen: Der Satan behelligt die Menschen sowohl physice (durch unmittelbare Erzeugung körperlicher Leiden), als imaginative (durch Schädigung des Gemütslebens und die von da aus hervorgerufenen körperlichen Krankheitserscheinungen), als per naturam (mittelbar, z. B. durch Verstärkung einer bereits vorhandenen „natürlichen“ Krankheit). Die Kranken selber können entweder sein *circumsessi*, d. h. nur einzelnen höllischen Anfechtungen ausgesetzt, wobei die bösen Geister also „gleich einer Bräme herumschwärmen und nach einem hie und dort versetzten Stich sich wieder entfernen“; oder *obsessi seu maleficiati*, d. h. Verzauberte und Beherte; denn „es gibt eine Menge dergleichen Künstler (scil. Hexen) in der Welt“ und Teufelsbeschwörungen, Schwarzkünste, „vom Teufel gemachte Hagel, Gefrörmisse, unzeitiger Schnee, Wassergüsse und andere dergleiche Übel“ sind unanfechtbare Tatsachen; endlich *possessi*, d. h. regelrecht Besessene, „jene Menschen, in deren Leiber der Teufel wirklich gefahren ist“. Angreifbar für den Bösen sind an und für sich alle Menschen, Fromme und Sünder; aber besonders lohnende Objekte findet er in den Kleinmütigen, Traurigen, Ängstlichen, Verzagten, Reizbaren, Jähzornigen, Schreckhaften — die letzteren schreckt er z. B. „durch gemachten Tumult, Schnellen, Krachen . . . läßt sich sehen in Häusern, Kammern, Kellern, Ställen . . . bald wie ein feuriger, bald wie ein schwarzer, bald wie ein weißer Mann . . . bald in einer fürchterlichen Hunds- oder anderen Tiergestalt, bald in eines verstorbe-

Staatsbibliothek, Bay. 4000, in der über 70 einzelne Stücke enthalten sind. Die Abhandlungen, teilweise sehr umfangreich, sind größtenteils anonym; einzelne Pseudonyme sind indessen leicht zu erkennen, und außerdem sind auf einer Reihe der Schriften die Verfasseramen handschriftlich beigefügt; sie waren, wie aus der Polemik selbst hervorgeht, den Zeitgenossen offenbar von Anfang an ziemlich genau bekannt. Die von Fieger a. a. O. herangezogenen Quellen sind in der Sammlung sämtlich auch enthalten; doch schien es mir wertvoll, seine vorzügliche Darstellung mit durchweg neuem Belegmaterial zu ergänzen. Eine reich dokumentierte Abhandlung über Gaiser findet sich auch bei E. Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts, 1874, S. 222 bis 287; doch machen sein Rationalismus und seine Jesuitenfeindschaft die Darstellung außerordentlich einseitig.

nen Menschen Gestalt . . ." Abhilfe gegen so schlimme Bedrohung des Daseins ist nur möglich unter Anrufung des allerheiligsten Namens, und sie kann nur wirksam werden, wenn der Patient den festesten Glauben hat; der Kranke soll sich nach Kräften selbst wehren, vor allem, indem er Schrecken, Furcht, Zorn, Schwermut von sich fern hält; wird er nicht selber mit dem Feind fertig, so soll er sich vom Priester helfen lassen; auch dann aber kann die Heilung nur dadurch eine dauernde werden, daß er im Glauben nicht wankend wird; sonst würde nämlich ein Rückfall erfolgen — ohne daß darum an der Richtigkeit und Wirksamkeit des Verfahrens gezweifelt werden dürfte. Für die offensichtlich schwierigste Frage, die diagnostische, war das *praeceptum probativum* zur Hand; gelang es dem Exorzisten, durch Anwendung dieses *praeceptum* einen akuten Anfall des Leidens hervorzurufen, so daß also z. B. der Kranke, von Gasner angerufen, in seine Krämpfe verfiel, dann war die Anwesenheit des Satans mit Sicherheit festgestellt. Die *praecepta* mußten übrigens lateinisch gegeben werden; denn wenn ein ganz ungebildeter Mensch einen lateinisch gegebenen Befehl ausführte, so war das ein weiteres untrügliches Zeichen höllischer Präsenz — wer anders als der Satan sollte denn der Kirchensprache mächtig sein?

Dies sind die theoretischen Grundlagen des Gasnerischen Verfahrens, und vorwiegend um sie wird in den Streitschriften gekämpft, und zwar von beiden Seiten unter Anrufung der Autorität der Schrift, der Väter, der großen Theologen, der päpstlichen Entscheidungen — mit jenem stupenden Aufwand an zitierfreudiger theologischer Gelehrsamkeit und Dialektik, der die ältere Literatur dieser Art kennzeichnet.

Sieht man von der eigentlichen Teufelstheologie Gasners ab, so äußert er sich manchmal durchaus nüchtern und vernünftig: „kommt es auf den partikularen Fall an, so bin ich so ungläubig als einer, denn auch ich bin überzeugt, daß es viele Betrügereien, Phantastereien, und weiß nicht was für Einbildungen gebe. Und so lange ein erfahrener Medikus eine natürliche Ursache anzugeben weiß, so bin ich gar nicht entgegen: ich wünsche sogar ihre Gegenwart“. Aber es ist gar keine Frage, daß Gasner, von seinen Erfolgen getragen, und, wie das so zu gehen pflegt, von den gläubigen Patienten fast unausweichlich gedrängt, in seiner Praxis die Grenzen weit überschritt, die er sich ursprünglich selbst gesteckt haben mochte und so schließlich dazu gelangte, schlechterdings alle Krankheiten, die der Kunst der Ärzte zu trogen schienen, auf teuflische Besetzung zurückzuführen und also ihre Heilung nach seinem System zu versuchen.

III.

Der Teufelstheologie entsprach die Teufelsbannerpraxis, und sie war so merkwürdig wie jene.

Vorweg ist zu sagen, daß Gasner ausgesprochenermaßen die Absicht hatte, „nützlichen Unterricht“ für den Streit mit dem Teufel zu erteilen, d. h. also, er wollte jedermann dazu anleiten, sich selbst des Teufels zu entledigen, falls die Notwendigkeit dazu vorhanden wäre. „Also vertreibt dieser Befehl . . .: ich befehle dir, du Höllenhund, in dem allerheiligsten Namen Jesus, daß du augen-

blicklich von diesem Haus (Stall, Vieh, oder was es immer ist) abweicht und auf keine Weise ihm einigen Schaden zufügest, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes . . . von Kindern und Erwachsenen das Schrätlein oder Trudt, löset auf alle gemachte Geförnisse, Aufbäumungen, Hindernisse im Schmalzmachen, die durch Malefiz verursachten Hindernisse der Eheleute, erhält das Kind im Mutterleib, befördert die Geburt, allwo sehr oft das Unnatürliche Mutter und Kind um das Leben bringt, erhält die Muttermilch, befreiet das Vieh von aller Hexerei, die Häuser von Gespenstern, die Felder von schädlichem Ungeziefer, Hagel, Ungewittern, die Menschen selbst von allerhand Krankheiten, Gefahr, Unglück zu Wasser und zu Land; dienet auch, das Herz von aller Traurigkeit zu erlebigen, alle Versuchungen zu vertreiben. Es stehet zwar kraft der geistlichen Weihung die sonderheitliche Gewalt der bösen Geister, samt aller Malefiz von den Leibern, Häusern u. zu vertreiben, allein den Priestern zu. Jedoch hat ein jeder Christgläubiger kraft der heiligen Taufe einen allgemeinen Gewalt über die bösen Geister von Christo empfangen . . ." Dementsprechend enthält Gaßners Schriftchen auch eine große und eine kleine „Anweisung, mit dem Teufel zu streiten“, und in Ellwangen fand ein Großvertrieb von kleinen Blättchen statt, die teils allegorische Darstellungen, teils Bilder Gaßnerscher Kuren zeigen, und denen meist die „kleine Anweisung . . ." beige druckt ist: „ich befehle dir, höllischer Geist, und deinem Anhang, daß du alsbald mit dieser Anfechtung von meinem Leibe, und (wenn die Anfechtung an der Seele ist) von meiner Seele fortweichst, im Namen des † Vaters, und des † Sohnes, und des † Heiligen Geistes, Amen.“¹⁷⁾

Es ist nun aber klar, daß, zumal da die Hauptschläge gegen den „Höllenhund“ doch nur vom geweihten Priester geführt werden konnten, diese Erziehung der Laien zum Streit wider den Teufel durchaus zurücktreten mußte gegenüber den von Gaßner selbst ausgeführten exorzistischen Befreiungen von Circumsessio, Obsessio und Possessio. Auch die Diskussion hat sich ausschließlich dieser letzteren Frage zugewendet.

Die exorzistische Behandlung selbst bestand aus zwei Teilen, den *praecepta probativa*, und der eigentlichen Heilung. Beim *praeceptum probativum* — es war das auch der Punkt, der von den theologischen Gegnern am schärfsten angegriffen wurde — scheint Gaßner sehr häufig der Lust erlegen zu sein, seine Macht über den Teufel durch ein merkwürdiges Herumkommandieren desselben zu erweisen; minder respektvolle Leute nannten die Gaßnerschen Kuren daher auch „die Gaßnersche Komödie“, und es ist denn auch oft genug bezeugt, daß die Anwesenden, den Pfarrer eingeschlossen, in ein lustiges Gelächter ausbrachen, wenn er den Satan so recht nach Herzenslust drangsalierete.

Einige Verlaufsbeispiele mögen das Gesagte noch deutlicher zeigen.

„Der Kammerkanzelist Schwarz klagte . . . dem Pfarrer Gaßner ein sehr heftiges Asthma, welches ihm wegen allzustarker Engbrüstigkeit und Vangigkeit

¹⁷⁾ Die sämtlichen Gaßnerzitate sind den oben, S. 567 genannten beiden Schriften entnommen. Abbildungen der erwähnten Merkblätter finden sich in Bd. 10 der oben genannten Sammlung Tav. 4000.

fast alle Respiration versagte. Herr Gasner befahle vor allen Anwesenden, daß sich das Asthma in jener Stärke, als es ihm jemals zugefegt, zeigen sollte. Kaum war das Praeceptum gemacht, so überfiel den Patienten dieses Übel dergestalten, daß ihm nebst einem erstaunlichen Aufstreiben des Leibes fast der Atem auszubleiben schien . . . In einer Zeit von 5 Minuten liefen dem Schwarz die Hände sichtbar auf, die Adern zeigten sich außerordentlich aufgeschwollen . . . Der Patient mußte mit Anrufung des Namens Jesus den Schmerzen und der Anfechtung die Nachgiebigkeit gebieten, welche auch bis zur gänzlichen Befreiung jedesmal erfolgte.“¹⁸⁾

„Franziska Brückenmüllerin hatte bei denen öffentlichen Operationen noch einige Leidenschaften anzuzeigen vergessen . . . H. Gasner gebot . . . Tristetur mox vehementissime. Sie wurde zum Entsetzen traurig und fieng unter den heißesten Tränen . . . zum Erbarmen an zu weinen. Luctus vertatur in risum. Ohne Verzug fieng sie mit der erhabensten Freudenstimme so zu lachen an, daß sie unter den Tisch fielen und alle andere zum Mitlachen bewegte. Immediate vertatur risus in luctum. So stark das Lachen und vorige Weinen ware, desto stärker war es dormalen, welches sie eine ganze Viertelstunde unter dem wehkläglichsten Heulen fortsetzte . . . Irascetur super hoc pavementum. Sie riß mit ergrimmtter Wut die Haube von dem Kopf, warfe sie von sich, drohete und schlug mit den Fäusten auf den Boden, speiete ihn an mit den fürchterlichsten Gebärden und Worten . . . Indormiat. Sie schlief allsgleich ein. Ducas maledicte Daemon hanc creaturam per hoc cubile. Sie stunde schnell auf, gieng in dem Zimmer herum, stellte sich in einen entfernten Winkel, und schlief noch immer. Mox ducas maledicte Daemon hanc creaturam ad pastorem suum et illi osculetur manum. Sie gieng zu Titl. dem allhiefigen Herrn Dechanten, bliebe stehen und erwachte. Non evigilare facias, dormiat ista creatura et statim osculetur pastori sui manum. Sie schlief ein und bliebe unbeweglich stehen . . . Osculeris manum, praecipio in nomine Jesu. Sie hebte die Hand auf, ergriffe ihren Schurz und stopfte sich damit das Maul zu. Manum osculare, manum osculare pastori huic . . . Sie bequeme sich endlich, mit einem lauten Kuß die Hand Hochgedachten Titl. Herrn Dechanten zu verchren. Evigilet. Sie erwachte und erstaunte, als man ihr den Vorgang erzählte, 11. 11. 1775.“ Eigenhändig unterschrieben von „Franziska, verwittibte Pfalzgräfin von Zweibrücken.“¹⁹⁾

Andere praecepta waren etwa: agitetur brachium sinistrum — caput —

¹⁸⁾ Aus: Der entlarfte Lügner durch Anmerkungen über die prüfenden Anmerkungen — eine Gegenschrift zu dem „Sendschreiben des H. Hr. von . . . an den H. Hr. . . , Mitglied der kurbayrischen Akademie in München“ — eine Schrift zur Verteidigung Gasners — über einige von dem Herrn Pfarrer Gasner, Pfarrer in Klosterte, während seines Aufenthalts in Ellwangen unternommene Operationen. Dargestellt von einem Wahrheitsfreund und Augenzeugen. (Anonym) 1775. (Verfasser der Hofrat Joseph v. Sartori in Ellwangen.)

¹⁹⁾ Aus: Verzeichniß der merkwürdigsten Operationen, welche im Jahr 1775 zu Sulzbach . . . geschehen sind. Nebst einem Anhang einiger dergleichen wunderbaren Begebenheiten in Ellwangen . . . Frankfurt, Hanau und Leipzig, 1779. Der Verfasser — Schleis? — hatte übrigens „anfänglich Bedenken, die bei solanen Operationen zum Vorschein gekommenen Leibesgebrechlichkeiten hoher Standespersonen durch den Druck bekannt zu machen“!

surget e sella et fugam arripiat — mutetur modo pulsus in manu sinistra et sit intermittens — in dextro brachio pulsus sit celerrimus et in sinistro tardus — agitetur modo in toto corpore et adsit paroxismus, quem semper habuit — loquatur latine — sinistrum brachium fiat rigidum et manus fixa — perdat auditum — visum in utroque oculo — signa morientis et mortuae habeat . . . [Unterzeichnet von einem Statthalter, einem Freiherrn, einem Hofrat und Hofmedicus von Mergenthal, einem Zisterzienser, einem deutschmeisterlichen geistlichen Rat²⁰.] Besonders das oft angeführte signa morientis habeat scheint einen großen Eindruck gemacht zu haben. Es war auch schlimm genug: „der Atem fieng an, auszubleiben, die Augen brachen, die Nase spitzte sich zu, der Todesschweiß stund ihr auf der Stirne . . . Ein sehr erfahrener protestantischer Herr Medicus . . . machte das Geständnis, daß kein Medicus in der Welt sei, der fähig wäre, eine Patientin, mit der es einmal so weit gekommen sei, wieder zurecht zu bringen. Der Herr Pfarrer, der schon wußte, daß alles nur ein Spiel des Teufels sei, sprach anders nichts als surge in nomine Jesu, und die Person stand zur Erstaunung aller augenblicklich frisch und gesund auf . . .“²¹)

Wie schrankenlos das Vertrauen des Wundermannes auf seine Kraft einerseits und sein Glaube an die Macht des Satans andererseits war, mag endlich noch aus der folgenden, den 223 Heilungsberichten der S. 571, Anm. 19, genannten Schrift entnommenen Liste der von Gafner behandelten Krankheiten hervorgehen: Blindheit, blöde oder rinnende Augen, ganze und halbe Taubheit, Sprachlosigkeit, Stammeln, Heiserkeit, Podagra, Chiragra, Krämpfe, Kotlauf, Lähmung an Händen und Füßen, goldene Ader, Schiatick, Fieber mit Ausschlag und Friesel, Steinschmerzen, Kolik, hysterische Zustände, Kopf-, Zahn-, Kreuz-, Magen-, Halschmerzen, Gliederweh, Schwindel, fallende Sucht, Gichter, Stedfluß, Geschwülste, Katarre, Husten, Erbrechen, Gröhlen, Blutbrechen, Zehrfieber, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, beunruhigende Träume, verlorener Appetit, verdorbener Geschmack und Geruch, geschwächtes Gedächtnis, aufgetriebener Leib, Blähungen, Ohnmachten, Reißen in den Gliedern, Mattigkeit, Empörung der Leidenschaften . . . Man ist nach alledem beinahe erstaunt, zu vernehmen, daß es gewisse Schäden gebe, die nicht durch Menschen, sondern nur durch Gott selbst geheilt werden könnten, wenn nämlich ein wirklicher „Mangel“ vorliege, wie z. B. ein fehlendes Bein, oder ein ausgelaufenes Auge . . .

IV.

Der gelehrte und publizistische Streit, den Gafners Auftreten entfachte, drehte sich weniger um die eigentlich medizinischen, als vielmehr um die mit der Sache zusammenhängenden theologischen Fragen — ob der Teufel die von seinen An-

²⁰) Aus: Ein paar Worte an den Herrn F. M. Baader, der Philosophie und Arzneiwissenschaft Doktor in München, wegen der gafnerischen Hanswurstaube und Rechtschaffenheit des Don Sterzinger, 1783. (Der Verfasser beschwert sich einleitend darüber, daß Bayern durch die Angriffe des Dr. B. als ein Land der „Hotten-Dotten“ hingestellt werde!)

²¹) Aus der in Anm. 18 angeführten Schrift.

hängern behaupteten Wirkungen ausüben könne oder nicht; ob Gafner befugt sei, zu exorzisieren; ob sein Verfahren mit dem Exorzismusritual in Einklang sei. Auch die schließlich gegen Gafner ergangene kirchliche Entscheidung geht ausschließlich von diesen theologischen Fragen aus. Auf letztere näher einzugehen, erübrigt sich hier; dagegen ist es notwendig, einen allgemeinen Überblick über die gegnerischen Lager zu gewinnen.

Überblickt man die Schar der Streiter, so ist es, wenn man auf Zahl der Verfasser und Umfang der Traktate sieht, in der Tat so, wie Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek in einem ihrer ausgezeichneten Referate über diese Streitschriftenliteratur schrieb: „Würde es bei einem Hauptangriff auf die Anzahl der Streitenden angekommen sein, so würde die Hezenarmee ohne Vergleich das Übergewicht erhalten und den Vater Sterzinger samt seinem Anhang bis an die Grenzen des Nordpols getrieben haben.“²²⁾ Weit über die Hälfte der in der Münchner Sammlung vereinigten Schriften stammt von überzeugten Anhängern Gafners, und zählt man nur die aus dem katholischen Süddeutschland herührenden, so ist die Übermacht der Teufelsstreiter vollends erdrückend. Einige der Hauptkämpfer mögen hier genannt werden:

Unter den Verteidigern Gafners ist der voluminöseste der Abt Dßwald von Oberzell, der für seinen Helden vier umfängliche „Sendschreiben eines Gottesgelehrten am Tauberfluß . . .“ (Nr. 2—5 unserer Sammlung; Nr. 1 gehört noch in den unten zu erwähnenden Hezenstreit) ausgehen ließ; der rabiateste war unstreitig der Ellwanger Hofrat Sartori, der Gafners Gegner in mindestens vier Schriften beschimpfte; der medizinische Kronzeuge der Partei war Dr. Schleich in Sulzbach; ein theologischer Vorkämpfer neben Abt Dßwald der Augsburger Domprediger Aloysius Merz, Erjesuit²³⁾. Auch ein Thersites zeterte auf dieser Seite mit: der „poeta vagabundus“²⁴⁾ Hofer, dessen Erzeugnisse Schubart drastisch und treffend als excrementa Apollinis bezeichnete²⁵⁾; für publizistische Aufgaben höheren Rangs stand den Gafnerianern aber noch der Erjesuit Zeiler zur Verfügung.

In der kleineren Phalanx, der schließlich, wenn auch nur durch das Eintreten größerer Mächte in den Kampf, der Sieg beschieden war, stritt in vorderster Linie der theologische Hauptgegner Gafners, der Münchner Theatiner P. Don Ferdinand Sterzinger²⁶⁾; neben ihm der Verfasser der „prüfenden Anmerkungen . . .“, Schade; von weltlichen Schriftstellern ist wichtig der Polyhistor G. W.

²²⁾ A. d. B. 24, S. 616/617; die andern Berichte der Zeitschrift über den Gafnerhandel finden sich 27, 596 ff., und 28, 278 ff.

²³⁾ Er ist wichtig als Hauptgegner Schubarts; vgl. über ihn C. A. Daader, Lexikon verstorbener Baierscher Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh. I, 2 (1824), S. 26—31. Er war ein großer „Gladadiator“, wie sich Schubart in der höchst temperamentvollen Äußerung LG. I, S. 227, ausdrückt; von den 79 bei Daader angeführten Schriften sind fast alle Kontroverspredigten gegen die Lutherischen.

²⁴⁾ Handschriftlicher Vermerk auf dem Münchner Exemplar der noch zu besprechenden „lustigen Melancholie“.

²⁵⁾ Deutsche Chronik 1775, 42. Stüd.

²⁶⁾ Über ihn Fieger a. a. O., der nur den Teilstreit um das Ellwanger Protokoll (f. u.) und die dahin gehörige Schrift St.'s übersehen hat.

Zapf, damals Notar in Augsburg ²⁷). Einer der wesentlichsten Vorteile aber der antigasnerischen Partei war, daß sie den auf die Beeinflussung der Massen abgestellten Leistungen der Hofser und Zeiler die geniale publizistische Kraft Schubarth gegenüberzustellen hatte.

Die Hauptkampfhandlungen spielten sich naturgemäß auf schwäbisch-bayerischem Boden ab; doch zog der Streit, wie gelegentlich schon erwähnt, seine Kreise weit über dieses Gebiet hinaus — Schubart weiß sogar von einer englischen Stimme zu berichten ²⁸). Von den kleineren Aktionen auf Nebenkriegsschauplätzen ist hier nur die Auseinandersetzung zwischen Lavater und Semler erwähnenswert, und zwar einmal deshalb, weil sich hier zwei typische Vertreter gegensätzlicher Denkrichtungen gegenübertraten, die es immer gegeben hat und immer geben wird, und dann deshalb, weil Lavater sich auch mit Schubart über den Wunderpfarrer auseinanderzusetzen versucht hat.

Lavater hatte sich in zwei Briefen, vom 26. März und 19. Mai 1775 ²⁹) an Semler gewendet und von ihm eine Untersuchung zunächst und vor allem der facta verlangt. Seine Einstellung zu Gasner scheint auf den ersten Blick durchaus neutral, allen theologischen Haarspaltereien abgewandt und lediglich auf das Faktische gerichtet zu sein; doch ist ein, zwar nicht Gasners Person, wohl aber sein Wirken bejahender Unterton deutlich zu vernehmen. Dieser Unterton, ebenso deutlich in dem noch zu erwähnenden Brief an Schubart vom 8. April, und einer Auslassung an die Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 12. Mai, wird zur führenden Stimme in seinem (zweiten) Brief an Gasner selbst, vom 29. März 1775 ³⁰), aus dem man vernimmt, daß Lavater Kranke zu Gasner schickt und wo es heißt: „O! mein Bruder, werden Sie nicht müde, des Herrn Werke zu verrichten!“ Die Freunde des Wundertäters jubelten denn auch über diese Zeugnisse von einer so angesehenen Persönlichkeit ³¹), während in der Allgemeinen deutschen Bibliothek 28, 295 zu lesen war: „welcher Eigendünkel! welche Selbstgefälligkeit! welch unbestimmtes Geschwätz, unter dem man doch die heimliche Freude über den Triumph, dessen man gewiß zu sein glaubte, durchschimmern sieht!“ Semler seinerseits, Lavater mit Achtung behandelnd, legte viel mehr Nachdruck auf die ihn natürlich aufs äußerste empörenden theo-

²⁷) Von seiner „Zauberbibliothek“ gilt freilich im Wesentlichen, was ihm in der Allg. d. Biblioth. (28, 302) vorgeworfen wurde: „von Wort zu Wort aus unserer Bibliothek abgeschrieben“; inbessent enthält die Schrift nicht nur einige schätzenswerte Angaben über Schubart, sondern sie ist auch dadurch von Bedeutung, daß sie das, was in Nicolais Zeitschrift für vorwiegend norddeutsche und protestantische Leser gesagt war, mit Mut und Geschick an einem der Brennpunkte des Streits vortrug. — Zapf allein gehört dagegen die verdienstvolle Schrift: Die Ehre des Herrn P. Don J. Sterzinger wider die Angriffe eines Eilwängischen Pasquillanten gerettet, 1776. (Zapf als Verfasser schon bei Meusel, Gel. Deutschl. 8 (1800), S. 666; seine Verfasserschaft auch auf dem Münchner Exemplar vermerkt. Danach wäre Fieger a. a. D. S. 233 zu berichtigen.)

²⁸) D. Ep. 1775, 50. Stüd.

²⁹) Bei Semler a. a. D.

³⁰) Enthalten in: Doktor Bernhard Joseph Schleis' ... Zweifelsfragen an Tit. Herrn Doktor S. Semler zu Halle über die Sammlungen zu den Gasnerischen Geisterbeschwörungen, 1776. S. a. Sierke a. a. D., S. 280/287, wo der Brief abgedruckt ist.

³¹) J. B. in: Des unparteiischen Arztes Betrachtungen über Herrn Lavaters Gründe zur Untersuchung deren Gasnerischen Kuren. Nebst einem Anhang von Konvulsionen, Sulzbach 1775. (Anonym; Verfasser: Schleis.)

logischen Anschauungen der Exorzistenpartei, als auf das Faktische, hinsichtlich dessen er sich an Sterzingers Schrift genügen ließ. Sieht man von Lavaters unruhigem Drängen ab und betrachtet seine Einstellung mehr nach der grundsätzlichen Seite hin, so ist ihm die Annahme der Möglichkeit eines Hereinwirkens überfinnllicher Kräfte in unsere Erscheinungswelt etwas Selbstverständliches, im Gegensatz zu den großen Rationalisten, dem sie eine verwerfliche *petitio principii* bedeutet; hinsichtlich der z. B. in der Schrift bezeugten übernatürlichen Krankenheilungen u. dgl. ist Semler der Ansicht, daß es sich bei diesen Berichten lediglich um historisch bedingte Denkwelisen handle, deren dogmatische Verewigung ihm ein Greuel ist; Lavater sieht in eben jenen Vorgängen historisch bezeugte Wirkungswelisen übernatürlicher, durch Menschen wirkender Kräfte, deren gegenwärtige Neubetätigung ihm Bekräftigung und Stärkung seines Glaubens wäre. Er hat die größere Aufgeschlossenheit dem Irrationalen gegenüber, aber eben auch alle Gefahren der im Aufsuchen übernatürlicher Erlebnisse allzuleicht irgehenenden Gläubigkeitsbereitschaft gegen sich — ist er ja wenig später selbst auf Cagliostro hereingefallen³²⁾. Gasner gegenüber hat ihn erst ein persönliches Zusammentreffen im Jahr 1778 etwas abgekühlt, nachdem er ihm noch am 3. Mai 1777 einen enthusiastischen Brief geschrieben hatte³³⁾.

V.

Aus den Äußerungen der Norddeutschen zum Gasnerhandel klingt sehr häufig der Ton einer stolzen Überlegenheit heraus des protestantischen, aufgeklärten und fortgeschrittenen Nordens gegenüber der ägyptischen Finsternis, die offenbar im katholischen Oberdeutschland herrsche. „Unsere protestantischen Leser müssen sich“, so ließ sich die Allgemeine deutsche Bibliothek vernehmen³⁴⁾, „nicht etwa wundern, daß man überhaupt für und wider die Wirklichkeit der seit Thomastus Zeiten bei uns verachteten Zauberei und Hexerei noch igt streiten will. In den katholischen Provinzen Oberdeutschlands ist's ganz anders beschaffen . . . Wir bitten unsere sächsische, brandenburgische und hannöverische Leser, . . . nicht zu lachen oder zu glauben, daß wir ihnen ein Märchen erzählen. In Oberdeutschland wird diese Sache noch sehr ernsthaft betrieben . . .“³⁵⁾ Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, tritt nun in der Tat die Teufelsbannerangelegenheit in einen größeren kulturgeschichtlichen Zusammenhang, der noch kurz zu kennzeichnen ist.

In der Vorrede zum zweiten Teil seiner Geschichte der bairischen Akademie der Wissenschaften (München 1807) verwarht sich Lorenz v. Westenrieder ausdrücklich gegen die Unterstellung, als habe er in den Ausführungen des ersten Teils (München 1784) die kulturellen Zustände in dem Bayern der Zeit vor

³²⁾ S. Sierke a. a. D., S. 446/447.

³³⁾ S. Sierke a. a. D., S. 283/284.

³⁴⁾ 24, 608/609.

³⁵⁾ Hinsichtlich des Hexenwahns war das nicht zu bestreiten; was aber Erscheinungen wie Gasner angeht, so hatte der aufgeklärte Norden eben damals seinen Geisterbeschwörer Schröpfer (über ihn vgl. Semler und Sierke a. a. D.); und von Cagliostro hat sich wenig später der Norden und der Süden ganz gleichmäßig blenden lassen.

1760 als — im Vergleich zum Norden — beschämend rückständig bezeichnen wollen. So schlimm sei es nicht gewesen und der Vorsprung des Nordens vor dem Süden habe ohnedies im besten Fall 50 Jahre betragen. Das ist richtig; ebenso aber auch, daß gerade die Gründer der bayerischen Akademie und ihre Gefinnungsgenossen mit Recht das stolze Gefühl hatten, die ersten gewesen zu sein, die in der dumpf und stidig gewordenen bayerischen Stube die Fenster aufstießen, um von dem frischen Luftzug, der durch das Jahrhundert ging, ein wenig hereinzulassen. „Im nördlichen Deutschland“, sagt Westenrieder, „hatten die Schriften des Wolfs und ähnlicher Gelehrten einiges Licht angezündet; aber in den südlichen Gegenden schlummerte noch alles“³⁶⁾; in Bayern herrschte „eine unermessliche Tiefe in Absicht auf Kultur des Geistes“³⁷⁾.

Es war nicht erst der Gafnerstreit gewesen, der diese Verhältnisse blizartig beleuchtete. Schon die von Kurfürst Maximilian Joseph III. am 21. November 1759 feierlich vollzogene Eröffnung der Akademie hatte auf die Hüter des Alten, und das waren vor allem die Jesuiten, wie ein rotes Tuch gewirkt³⁸⁾; alle Leidenschaften aber wurden entfesselt durch die Akademiepredigt Sterzingers vom 13. Oktober 1766 „von dem gemeinen Vorurteil der wirkenden und tätigen Hegererei“, um so mehr, als der Streit um den Hegenwahn in Oberitalien und Tirol schon seit 1750 im Gange war³⁹⁾ und nun auch nach Bayern hereingetragen wurde. In Bayern hatte sich ja noch das Strafgesetzbuch des berühmten Juristen Kreitmayer von 1751 hinsichtlich des Tatbestands der Hegererei und Zauberei durchaus auf den Boden des Hegenwahns gestellt⁴⁰⁾, und diese Position wurde nun noch einmal mit allen Mitteln theologischer Rabulistik, persönlicher Angriffe, Aufhebung des Volks gegen Sterzinger und seine Freunde verteidigt⁴¹⁾. Zwar wurde dem öffentlichen Streit durch das Eingreifen des Kurfürsten ein Ziel gesetzt⁴²⁾; allein die widerwillig beiseite gelegten Waffen wurden sogleich wieder hervorgeholt, als 1774 der Gafnerhandel einsetzte. Dadurch erst erklärt sich, warum dieses letzte Nachhutgefecht des Teufels- und Hegenwahns so leidenschaftlich und hartnäckig, und mit so schwerem und grobem Geschütz geführt wurde — um so mehr, als die ganze Lage inzwischen durch die am 21. Juli 1773 erfolgte Aufhebung des Jesuitenordens eine wesentliche Verschärfung erfahren hatte. „Der Boden bebte noch“, sagt Schubart, „vom Einsturz dieses Kolossenbilds“, und wer die Gestürzten antastete, mußte erfahren, daß der Orden „nichts weniger als tot, sondern nur ein gefallener Riese war, der alles, was sich ihm zu dreist näherte, mit der Faust niederriß, und nicht selten in freier Luft zermalmt“⁴³⁾.

³⁶⁾ Westenrieder, Beiträge zur vaterländischen Historie usw., I, S. 349 (München 1788).

³⁷⁾ Ebd. bayerische Beiträge zur schönen und nützlichen Literatur, 1. Stüd, S. 20.

³⁸⁾ Fieger a. a. D., S. 61/63.

³⁹⁾ Im Zusammenhang mit einem besonders entseghchen Hegenprozeß in Würzburg im Jahre 1749; s. Fieger a. a. D., S. 106/112; zur ganzen Frage vgl. S. Kiezler, Geschichte der Hegenprozeße in Bayern, Stuttgart 1896, S. 300 ff.

⁴⁰⁾ Kiezler a. a. D., S. 273/274.

⁴¹⁾ Der ganze Streit ist eingehend dargestellt bei Fieger a. a. D., S. 91/150.

⁴²⁾ Doch geht er, wie der Gafnerstreit, in einzelnen Fehden weiter bis 1787; s. Kiezler a. a. D., S. 316.

⁴³⁾ LG. I, 192 bzw. 245.

Als der Gastnertanz aber nunmehr erst so recht anhub, warf sich der Chronist nichtsdestoweniger mit ungebrochener und unverwüßlicher Kraft und Lust ins dichteste Gewühl.

VII.

„Aufgepaßt, Herr Gastner! das Kräglein locker geschnallt! Sie haben wieder zwei derbe Brocken zu verschlucken ...“⁵⁴⁾: das ist der Ton, in dem Schubart das lustige Raufen anzuheben pflegt — und heute noch springen uns die im Feuer geformten Säge mit der strogenden Kraft an, mit der sie einst die Feinde vor sich her trieben. Vom Ton der ernst zürnenden Mahnung bis zum schlagfertigen Humor und bis zur fastigsten Derbheit stehen dem volkstümlichsten der Zeitungsschreiber alle Register volksmäßig packender Rede zu freier Verfügung.

„Der Pfarrer zu Klösterle fährt fort, den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilt Höcker, Kröpfe, Epilepsie, — nicht durch Arzneien; sondern bloß durchs Auflegen seiner hohepriesterlichen Hand. Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie man dem Teufel widerstehen soll, wenn er in Menschen und Häusern rumoret. Und da gibts noch tausend Menschen um mich her, die diesen Narrheiten glauben — Heiliger Sokrates, erbarme dich meiner! Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen?“⁵⁵⁾: das ist der Auftakt der Auseinandersetzung, dessen grollend-beforgter Ton schon ein vielfaches mißtöniges Echo auf der andern Seite weckte; „... Noch was, ge-
neigter Leser, Gastner hat mir versprochen,⁵⁶⁾ mich auf ein Weinsäß zu bannen. Er mag's tun; aber nur auf ein Faß ächten Hochheimer oder Niersteiner. Da wollt' ich stolzer drauffigen, als Bacchus, da er im Triumphe nach Indien zog, und die Löwen und wilden Parthel sollten wie Kinder um mich her greinen, ihnen Göttersaft aus voller Schale zu reichen. Ich aber, mit Epheu bekränzt, würde die Schale hoch emporheben und aufjauchzen: es lebe die Vernunft! es

auch Schubart seine Satire „Anna Oberhuberin“ machen, s. LG. I, S. 270 — in der er seine „Begner in Froschhören quaken lassen“ und so die volle Rache seines Herzens an ihnen kühlen wollte. Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen. — Die Authentizität des Protokolls selbst wurde bestritten, vgl. z. B. die Schrift: Entdeckung des falschen vorgegebenen Ellwängischen Protokolls vom 8. 12. 1774, eine mit zehn Tausend Millionen Teufeln besessene junge Nonne Namens Maria Anna Treslerin aus München betreffend ... 1776; das Münchner Exemplar dieser Schrift trägt aber den ausdrücklichen Vermerk: „das Protokoll ist authentisch, und ist dem P. Sterzinger von dem Grafen von Welden-Freyhingschen Obristkallmeister, der ein Augenzeuge war, gegeben worden. Das Original liegt bei den Theatrinern“. Sterzinger selbst, beeinflusst wohl auch durch ein höchst eigentümliches Erlebnis in Ellwangen — eine von Gastner behandelte Besessene hatte Sterzinger unter der Wirkung des exorzistischen Präceptums plötzlich angeschrien: du Jouto-Pfaff, magst du jetzt noch sagen, daß der Teufel keine Gewalt habe, uns zu plagen?, s. Fieger a. a. D., S. 188 — hielt das Protokoll für zuverlässig und schrieb dagegen die Schrift: Ellwängisches Protokoll vom 8. Dezember 1774; eine mit zehntausend Millionen Teufeln besessene junge Nonne Namens Maria Anna Treslerin aus München betreffend. Mit Anmerkungen, 1776. Die von dem Wortführer der Teufel an der päpstlichen Aufhebung des Jesuitenordens geübte Kritik erklärt er in den Anmerkungen für inquisitionswürdig.

⁵⁴⁾ D. Ep. 1775, 37. Stück, S. 291 — 292.

⁵⁵⁾ D. Ep. 1774, 74. Stück, S. 589.

⁵⁶⁾ Ein kleiner Irrtum Schubarts; es war nicht der Pfarrer selbst gewesen, sondern einer seiner Freunde, s. u.

sterbe der Fanatismus und der Aberglaube!“⁵⁷⁾: mit solchen Trinksprüchen setzte der dionysische Zecher auf einen Schelmen anderthalbe; „Nachricht an den Pasquinus. Hab deine Hanswurstiade⁵⁸⁾ erhalten. Da ’s aber sehr ungezogen ist, sich mit ’m schlechten Kerl vorm ganzen Publikum zu raufen; so kannst mich erwarten, gleich hinter der Heck, neben ’m Galgen des Malagrida. Will meinen feistesten Satyr, mit den Vockshörnern und der krausen Stirn zum Sekundanten mitnehmen! Womit nebst dienstfreundlicher meiner Salutation allstets verharre . . . der Chronikschreiber.“⁵⁹⁾: so klatschte die Pritsche auf dem Rücken der Angreifer.

Das sind ein paar Proben⁶⁰⁾; sie zeigen den Journalisten von der Seite, die für die Zeitgenossen die einzig sichtbare war, nämlich als Kämpfer im publizistischen Kleinkrieg; und da mochte es vielleicht scheinen, als habe er den Streit vom Zaun gebrochen oder doch weitergeführt um der Fechterlust willen und um den jesuitischen Freunden Gafners neuerdings eins am Zeuge zu flicken und ihnen so die in Augsburg erlittene Unbill ein wenig heimzuzahlen. Solche Motive sprachen natürlich mit. Daß es ihm aber bei dem Gafnerhandel um eine sehr ernsthafte, in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Sache ging, deren objektiver Grundlage er gewissenhaft nachgegangen war, das zeigen nicht nur solche Stellen der Chronik, wo er sich darüber empört, daß der Ruf seiner geliebten Heimat durch Vorkommnisse wie die Gafnerkuren im „Ausland“ aufs schwerste geschädigt werde, sondern das zeigt vor allem sein Briefwechsel mit Lavater⁶¹⁾, aus dem einige wesentliche Stellen hier angeführt werden müssen. Lavater, stets unruhig bemüht, Männer, die er sonst hochschätzen müsse, die aber in Sachen Gafner unbegreiflich irren, zu befehren, schreibt am 8. April 1775 an Schubart: „Ich habe mir zwar fest vorgenommen, ohne dringende Gründe keinen neuen Briefwechsel anzufangen: — aber ich weiß nicht, was mich ißt treibt, Ihnen, mein Herr, ein paar Zeilen zu schreiben; — von tausend Dingen nicht, worüber Ihnen zu schreiben wäre — auch keine Dankagung für das unverdiente, mich tief beschämende Gute, das die Deutsche Chronik von mir sagt. — Und wovon dann? Von dem von Ihnen verspotteten, redlichen Pfarrer Gafner! Und von diesem nur dies: a) Haben Sie ihn nicht unerhörter Weise gerichtet? b) Wenn auch nur ein Zehntel dessen, was von ihm erzählt wird, wahr ist . . . wie sollte Ihnen vor Jesu, vor Gafner, vor der weisen Welt, vor Ihrem eigenen Herzen zu Mute werden? — Lachen Sie nicht, ich bitte Sie.

⁵⁷⁾ D. Ep. 1775, 14. Stück, S. 110–111.

⁵⁸⁾ Wahrscheinlich „Hanswurf und Schubart“, s. u.

⁵⁹⁾ D. Ep. 1775, 33. Stück, S. 264.

⁶⁰⁾ Ich stelle bei dieser Gelegenheit die auf den Gafnerstreit bezüglichen Stellen der Chronik zusammen — die Angaben bei Schairer a. a. O., S. 50 sind unvollständig —: D. Ep. 1774: 39. Stück, S. 312 (?; s. o. S. 12, Anm. 8); 64. Stück, S. 506; 74. Stück, S. 589; 79. Stück, S. 625, 630; D. Ep. 1775: 5. Stück, S. 40; 14. Stück, S. 109/111; 16. Stück, S. 124; 18. Stück, S. 144; 19. Stück, S. 148, 152; 20. Stück, S. 158/160; 24. Stück, S. 191/192; 29. Stück, S. 226, 231/232; 33. Stück, S. 264; 37. Stück, S. 291/294; 39. Stück, S. 311; 42. Stück, S. 336; 44. Stück, S. 352; 50. Stück, S. 394/395; 60. Stück, S. 478/479 (?); 95. Stück, S. 760; 96. Stück, S. 768; 101. Stück, S. 801/803 (dazu S. 816).

⁶¹⁾ Veröffentlicht durch P. Bed, Alemannia, neue Folge, Bd. 6, S. 63–69.

c) Darf ichs Ihnen zutrauen, daß Sie so redlich sein — die Sache historisch zu untersuchen — und wenn Sie finden, daß Sie dem Mann unrecht getan, öffentlich zu sagen: „Ich habe gelästert, was ich nicht verstand“? ...“ Schubart antwortet: ... „Unverhörter Weise habe ich den neuen Gexorzisten nicht gerichtet, da sich diese wunderbare Geschichte gleichsam an den Toren meiner Vaterstadt zutrug, so war's mir sehr leicht, Erkundigungen einzuziehen, die bei mir so viel als augenscheinliche Überzeugung gaben. Ich sah in Nördlingen und Aalen ⁶²⁾ ganze Wägen voll Blinde, Lahme, Krüppel, Fallsüchtige, sah ihren Glauben an Jesum und ihr Vertrauen auf den Wundermann Gafner; ich sprach mit ihnen und wünschte von Herzen, daß ihnen geholfen werden möchte. Aber hilflos, und durch die Qualen des Gexorzismus Gafners noch mehr entkräftet, und mit Verschwendung großer Kosten kamen sie zurück. Ich, mein Schwager, der Archidiaconus Böt in Nördlingen, ... und mein Freund, der H.C. Superintendent Lang ... bezeugen's Ihnen vor Gott (vor den Augen eines großen und berühmten Mannes sprech ich gerne wie vor Gott), daß wir unter den zahllosen Scharen Presthafter nicht einen einzigen Menschen sahen, dem geholfen wurde. Wann nun nur der Zehntel dessen, was von ihm erzählt wird, wahr ist ... wann er nur einen einzigen Menschen, den er im Namen Jesu geheilt haben will, nicht geheilt hat; wenn nur eine einzige Spiegelfechterei erwiesen wird, die er getrieben hat; ... wenn Gafner den Namen Jesu so freventlich zu seinen Wunderkomödien, um tanzende, komplimentierende, lächerliche, weinende Gichter zu provozieren, mißbraucht; — kann er da der redliche Gafner heißen? Nicht Spott, nicht schriftlichen Tadel, öffentliche Ahndungen verdient ein solcher Frevler und Verführer des Volks ... Sie sehen also, bester, würdiger Mann, daß ich in der Gafnerschen Sache aus Überlegung gehandelt habe. Indes dürfen Sie mir gewiß vor vielen andern den Mut zutrauen, wann stärkere Überzeugungsgründe die meinigen bestiegen, öffentlich aufzutreten und zu sagen, ich habe gelästert, was ich nicht verstand. So lang ich aber überzeugt bin, ... daß Gafner nicht einmal ein Schwärmer, denn dazu hat er das Genie nicht, sondern ein unwissender, grober, augenscheinlicher Betrüger sei, der den Schwabenpöbel mit Taschenspiegellkünsten äfft; so werd' ich fortfahren, dem kleinen Kreise des Publikums, vor das ich schreibe, öffentlich und laut zu sagen, was ich denke ... Unendlich teuer und schätzbar wird mir in Zukunft der Briefwechsel mit einem Manne sein, der schon so oft in mein Herz hineinschrieb, und dem ich schon so manche helle Stunde der Begeisterung zu danken habe. Ihre Briefe sollen auch mir wert sein, wann sie Verweisen ähnlich sehen, und wann ich mich nicht entsinnen kann, einen so andächtig verben Ton verdient zu haben ...“ So männlich fest und überlegen klar, so deutlich seiner hohen Aufgabe bewußt, wie er uns in diesem Brief entgegentritt, stand der Mann, den die Gegner als „Stages Hanswurst“ behandelten, im Kampf gegen die Finsternis. Gewiß, er ist Gafner persönlich wohl zu nahe getreten, wenn er ihn einen Betrüger nennt

⁶²⁾ Durch die folgende Schilderung wird die oben Abschn. III angeführte Darstellung der Lebensgeschichte aufs wünschenswerteste bestätigt.

und als solchen behandelt; aber wer kämpft, kann nicht wägen; und es ist, auf's Wesentliche gesehen, doch so, daß der nicht ganz „gerechte“ Schubart den richtigeren Kampf kämpfte als der scheinbar übergerechte Lavater.

VIII.

Die einfachste und gebräuchlichste Form des publizistischen Kampfes ist die persönliche Berunglimpfung des Gegners, und Schubarts Feinde haben sie ausschließlich angewendet⁶³). Gewiß, Schubart hat sie auch nicht verschmäht, und ist, einmal gereizt, den Gegnern nichts schuldig geblieben: aber der Ton vernichtungswütiger Gehässigkeit, der den Streit widerwärtig macht, der wurde von der Merz-Zeilerschen Seite hineingetragen. Dafür, daß sie ohne Schubarts aristophanische Ader geboren waren, konnten die andern allerdings nichts.

Schubarts Person zu verteidigen, war auch für die Freundschaft nicht in allen Stücken leicht — sagt doch selbst der mit Schubart befreundete Zapf anlässlich der Angriffe in „Hannswurst und Schubart“: „vielez ist gegründet, das leugnet niemand, der Schubarten kennt, und von ihm schon etwas gehört hat“ (9). Einen solchen Mann anzugreifen konnte dem Haß nicht schwer fallen.

Er erscheint im Zerrspiegel der Feinde zunächst als der Mensch mit der üblen Vergangenheit und dem anstößigen, verderblich wirkenden Lebenswandel. Er ist „der mehrmals vertriebene freidenkende Religionspötker“ (4); „ein ver-

⁶³) Ich stelle hier, in Ergänzung von Wohlwills Angaben im Archiv Bd. 6, S. 368/370, diejenigen Streitschriften zusammen — und zwar je mit den jeweils darauf bezüglichen Stellen der Chronik —, in denen von Schubart die Rede ist (ohne die, die seiner nur beiläufig erwähnen); im Text werden die Schriften dann nur noch mit den ihnen hier gegebenen Nummern angegeben werden.

1. J. J. Gafners ... Antwort auf die Anmerkungen, welche in dem Münchner Intelligenzblatt vom 12. 11., ... wie auch von der deutschen Chronik und anderen Zeitungsschreibern gebracht worden. Mit gnädiger Erlaubnis des Hochwürdigsten Augsburgerischen Ordinariats. Augsburg, J. Wolff, 1774. (Verfasser Merz, s. o. S. 578 Anm. 51), vgl. D. Ch. 1774, 79. Stüd, S. 632. 2. Sendschreiben des Herrn H. K. von ... an den Herrn H. K. ..., Mitglied der churbayerischen Akademie in München 1774; vgl. D. Ch. 1775, 14. Stüd, S. 109/111. 3. Der entlarzte Lügner usw., s. S. 571 Anm. 18. 4. Die Sympathie, ein Universalmittel wider alle Teufelepen, zum Behufe der neuen Philosophie und der alten Religion. Sterzingen im Tyrol. Verlegens niemand und Frage nicht, 1774. (Verfasser Zeiler: „alii Savonarollam Exjesuitam esse credunt“); vgl. D. Ch. 1775, 18. Stüd, S. 144; 19. Stüd, S. 152; 20. Stüd, S. 158/160. 5. Hannswurst und Schubart. Ein Lustspiel, aufgeführt von dem Verfasser der Sympathie zum Vergnügen der Schwaben (mit einem Kupfer: Schubart von Satyrn gezaust; Unterschrift: Wann hören wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen? Schubarts Chronik, 74. Stüd vorigen Jahrs), 1775. (Verfasser Zeiler), vgl. D. Ch. 1775, 33. Stüd, S. 264 (Zuweisung nicht ganz sicher). 6. Das „Dopfinger Schreiben“ (s. u. Abschn. IX); hierzu (4), Anfang, und: Lustiges Abenteuer eines geistlichen Don Quixote, Pater Gafners, Teufelsbeschwörer in Ellwangen. Nach der Wahrheit erzählt von einem pr ... Offizier, an seinen Freund in Berlin, Berlin 1775. (Verfasser nach Goebete J. S. Cellius), vgl. D. Ch. 1775, 20. Stüd, S. 158/160; 24. Stüd, S. 191/192. 7. Der nach aller Möglichkeit entschuldigte Herr P. Don Ferd. Sterzinger ... von einem Freund sowohl des Herrn geistlichen Rats Gafner als des Herrn P. Sterzingers in den Druck gegeben, 1775. (Verfasser Merz), die auf Schubart gehende Stelle bezieht sich auf D. Ch. 1775, 37. Stüd, S. 291/294. 8. Antwort auf den ... Auszug aus einem Brief eines Schwaben usw. s. u. ... Kempten 1775. 9. Zauberbibliothek, 1776. (Verfasser: G. W. Zapf), vgl. D. Ch. 1775, 95. Stüd, S. 760. 10. Die lustige Melancholie, oder der mit sich allein redende, über die vorgegebene Sympathiekräft spekulierende und nichts umschneidende Diktator. Gott und seiner Kirche zu Liebe ausgearbeitet, mit Beifall und Verlangen hoch — fromm — weiser Herzen öffentlich an das Licht gegeben worden. Amberg, gedruckt von E. Heßengallber. (Verfasser Caspar Hofer, „Poeta vagabundus“); vgl. D. Ch. 1775; 42. Stüd, S. 336; 44. Stüd, S. 352. Schubart selbst bespricht noch einige hier

Eben dieses letztere sollte Schubart, der seine ganze feurige Persönlichkeit dafür einsetzte, seiner oberdeutschen Heimat das reichere und freiere geistige Leben des Nordens zu erschließen, und der sich der tieferen Bedeutung des Erozistenstreits klar bewußt war, bald genug am eigenen Leibe erfahren, als er sich nun an der Seite Sterzingers in den Kampf warf. Denn Augsburg, wo er seine Chronik herausgab, war für einen Feind der Jesuiten ein womöglich noch heißerer Boden als München — wurde doch hier z. B. die Veröffentlichung der Bulle Clemens' XIV. gegen die Jesuiten bis zum 20. Mai 1776 verzögert. Und wenn Sterzingers (und Schubarts) Augsburger Verleger wegen des Drucks der „aufgedeckten Wunderkuren“ „schier ins Loch gekommen wäre“⁴⁴⁾: so wird das Schicksal verständlich, das Schubart auf sein Haupt herabbeschwor, als er mit den Vertretern des „hingetrümmerten“ Ordens, mit Merz und seinem Anhang, anband.

VI.

Seit März 1774 war Schubart, von München gekommen, in Augsburg — zum 1. April des Jahres erschien beim Buchhändler Stage die erste Nummer der „Deutschen Chronik“. Nach den sechs mageren, in Geislingen verseufzten Schulmeisterjahren, nach dem vierjährigen Saufen und Brausen im Ludwigsburg Karl Eugens, nach den letzten, abenteuerlichsten zehn Monaten genialischen Bagantenlebens hatte er die Tätigkeit gefunden, in der sich die drängende Lebensfülle seiner Persönlichkeit ungehemmt ausleben konnte — wenn auch nicht nach allen Richtungen gleichmäßig, wie er bald erfahren sollte. Aber nach der Lethargie der Münchner Zeit — „meine Sonnenferne war München“ — ist er jetzt wie neugeboren und hat sich wieder ganz zu dem genialischen „Hellauf“ seiner Natur zurückgefunden.

Aber eben dieses Temperament wurde ihm — nicht zum erstenmal in seinem Leben — verhängnisvoll. Zwar war ihm nicht verborgen, wie gefährlich es in einer nur mühsam in ziemlich labilen paritätischen Gleichgewicht erhaltenen Stadt wie Augsburg sein mußte, einen der konfessionellen Streitpunkte aufzugreifen⁴⁵⁾: aber ihm zu allerletzt war es gegeben, sich auf dem schwierigen Boden mit der diplomatischen Vorsicht zu bewegen, die er bei den Augsburger Protestanten beobachtete und belächelte. „Ich habe es an mir selbst erfahren, daß für ein Temperament wie das meinige nichts gefährlicher als der Posten eines Zeitungsschreibers ist. Klug und abgekühlt, schlau, beugsam und raffiniert muß ein deutscher Novellist sein, wenn er sich erhalten will, und nicht ein feuriger, offener, herausplazender Tor, der die Feder ebensowenig als die Zunge zu regieren weiß.“⁴⁶⁾

Es kam denn auch, wie es kommen mußte: Schon vom 10. Stück (2. Mai 1774) an mußte die Chronik bei Wagner in Ulm gedruckt werden, da eine für das Empfinden der Augsburger Verantwortlichen zu freie politische Äußerung

⁴⁴⁾ Fieger a. a. D., S. 225.

⁴⁵⁾ Man vergleiche seine ganz ausgezeichnete Charakteristik der Augsburger Verhältnisse in LG. I, S. 224/237.

⁴⁶⁾ LG. I, S. 275/276.

das Mißfallen des Rats erregt hatte⁴⁷⁾; im November stand er wegen einiger böser Ausfälle gegen den Jesuitenorden vor den städtischen Behörden, kam aber mit einem blauen Auge davon; ein paar Wochen später, als er auch schon Gaßners in der Chronik erwähnt hatte, wurden ihm von Jesuitenschülern die Fenster eingeworfen, so daß er sich mit seinem neunjährigen Sohn, den er von Geislingen hatte kommen lassen, um ihn aufs Augsburger Gymnasium zu schicken, unter die Bettlade flüchten mußte⁴⁸⁾; ein schlimme Nacht lang war er in seinem Zimmer Arrestant des Rats⁴⁹⁾; mit Anfang 1775 verließ er — nicht freiwillig⁵⁰⁾ — Augsburg, um nach Ulm überzusiedeln. „Bald werd' ich, trauter Leser, das Vergnügen haben, in freierer Luft mit dir zu sprechen“, war sein Abschiedswort im letzten Stück der Chronik des Jahrs 1774.

Bei alledem handelte es sich noch nicht so sehr um die Gaßnersche Angelegenheit, als vielmehr um die Jesuitenfrage im allgemeinen⁵¹⁾; der Gaßnerstreit sollte dem Haß der Augsburger Jesuiten erst im weiteren Verlauf die letzte Schärfe geben. Daß Schubart die Jesuiten aufs äußerste gereizt hat, ist gewiß.

⁴⁷⁾ LG. I, S. 223.

⁴⁸⁾ LG. I, S. 246.

⁴⁹⁾ LG. I, S. 248/250.

⁵⁰⁾ Der Notar Zapf hatte angefragt, ob er Schubart in seine Wohnung aufnehmen dürfe, worauf der Amtsbürgermeister den Auftrag erhielt, „über des Professors Schubart Bezeugen und Lebensart Kundtschaft einzugehen und den Befund zu berichten“; der darauffin ergangene Bescheid vom 11. Oktober lautete, daß Schubart der Aufenthalt „war bis Ende des Jahres bewilliget werde, dergestalten jedoch, daß er innerhalb dieser Zeit seine Passiven gänzlich berichtigen und nach Verfluß des Jahres anderwärts seinen Aufenthalt nehmen solle“. Gründe wurden weder Schubart genannt, noch zu den Akten gegeben, vgl. A. Wohlwill in Schnorrs Archiv 6, S. 369/370.

⁵¹⁾ Es liegt hier eine kleine, bisher nicht beachtete biographische Schwierigkeit. Schubart selbst nämlich hat zwar sein Auftreten gegen Gaßner in unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang mit der Ausweisung aus Augsburg gebracht und auch in den später gegen ihn veröffentlichten Pamphleten lehrt diese Auffassung öfters wieder; auf die etwas lahme Bemerkung Zapfs — der es wissen konnte — in der „Zauberbibliothek“ kann man nicht viel geben: „hier in unserem Franken weiß man weiter nichts, als daß er . . . sich in eine andere Reichsstadt begeben habe. Sollte wohl Gaßner eine so große Gewalt — um eine Ausweisung herbeizuführen — haben? . . . Wenn es aber wahr ist, . . . so muß ich mich natürlich darüber verwundern“. Mit den Akten und Daten stimmt jene Auffassung jedenfalls nicht überein. Denn der oben erwähnte Bescheid des Rats fällt schon in den Oktober; die von Schubart selbst in der Lebensbeschreibung als erster Stein des Anstoßes angeführte Bemerkung gegen Gaßner aber ist erst vom 12. 12. 1774. Allerdings ist dies nicht die allererste Erwähnung Gaßners in der Chronik; vielleicht ist schon auf ihn angespielt anlässlich der Anzeige der Übersetzung eines englischen Werks über den Teufel vom 11. 10. („alle Erorzjisten in Deutschland werden ihr Amt niederlegen müssen“; die Übersetzung möchte Schubart zugeignen „dem Pfarrer G. = Gaßner? — in H. — ?, Druckfehler für E. oder R. = Klösterle? — und dem Spezial Z. in L. = Zilling in Ludwigsburg, Schubarts alter Feind — die immer Legionen Teufel in Nacht haben“); ausdrücklich aber ist Gaßner genannt in der Chronik vom 7. 11., wo ein Zensuredikt Josephs II. ironisch begrüßt wird, da das Publikum die jetzt der Zensur verfallenden „seelenverderblichen Bücher“ verschlungen habe, worüber „die herrlichen Schriften des Pfarrers im Klösterle und die Kontroverspredigten des M. (= Merz) zur Matulatur“ würden. Das sind nun aber verhältnismäßig harmlose Anzweiflungen und auch sie können die Entscheidung des Rats der Zeit nach nicht beeinflusst haben. Andererseits freilich darf man bei Schubart nicht vergessen, daß die im Wirtshaus distillierte Ehrenik immer nur einen geringen Teil dessen aufnehmen konnte, was der Verfasser, befeuert vom Wein und vom lebendigen Echo der Zuhörer, zum Westen gab, so daß wohl schon vor den ersten gedruckten Äußerungen Schubartsche Aussprüche im Umlauf waren, von deren Sastigkeit und Schlagkraft man sich angesichts des späterhin auch Gedruckten eine ungefähre Vorstellung machen kann. So kann es also immer sein, daß mündliche Angriffe von ihm gegen Gaßner auch schon auf seine Augsburger Erlebnisse von Einfluß waren. Auffallend ist, daß der erste Gegenschlag gegen den Ausfall vom 12. 12. se

Zm 61. Stück der Chronik — eben demjenigen, das ihn vor den Rat der Stadt geführt hatte — zog er nicht nur die Verdienste des Ordens um das Erziehungs-
wesen in Zweifel, sondern behauptete außerdem — und dieser politische Vor-
wurf traf vielleicht noch schärfer als der erste — die mißleiteten Anhänger des
Ordens seien schuld an den „unsinnigen Nachrichten vom Tod der höchsten euro-
päischen Häupter, womit wir jetzt durch irgend einen unsauberen Geist heim-
gesucht werden“. — Schubart selbst hatte eine von ihm gebrachte Nachricht vom
Tod des Königs von Portugal dementieren müssen, und derlei Dinge pflegten,
wie er noch erfahren sollte, dem „Novellisten“ sehr stark ins Wachs gedrückt zu
werden — denn „ein ekstatischer Schwärmer“ habe prophezeit, „daß alle Ver-
folger der Jesuiten noch dieses Jahr sterben würden“. Den Papst Clemens XIV.,
der den Orden aufgehoben hatte, den „unsterblichen Ganganelli“, wird er zu
loben nicht müde; dreimal hintereinander, am 17. Oktober, 24. November,
28. November, verzeichnet er das Gerücht, der von ihm so hoch verehrte Papst
sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern jesuitischem Gift zum Opfer
gefallen — die zweite dieser Auslassungen z. B. besteht aus den Versen:

Ein Wiedermann
Fuhr jüngstens wild den Pater Lülen an.
Dem besten Papst, so sprach er in der Wut,
Hat deine Schlangenbrut
Mit Gift vergeben! —
Hm, sprach der schlaue Lül
Mit einem Seitenblick:
Als wie wir unsern Schulbigern vergeben.

Das waren die Hauptschläge; aber nebenher liefen, gewissermaßen als eine
ständige Rubrik der Chronik, die kleinen Nadelstiche; und neben dem was ge-
druckt wurde, steht auch hier das womöglich noch Gefalzenerere, das mündlich
„hingezürrt“ und „herausgestürmt“ wurde; man kann sich davon ein Bild
machen, wenn man die Nachklänge in den Lebenserinnerungen liest, etwa die
Äußerungen über Merz⁵²⁾ oder die Schilderung der Umzüge der Jesuiten-
schüler: „ich habe nicht selten an der Seite eines weisen Katholiken die rasen-
den Aufzüge der Jesuitenschüler verlacht, die öffentlich in den lächerlichsten
Symbolen die ganze Grammatik, Rhetorik, Logik und Metaphysik — und zur
Abwechslung auch eine Garküche vorstellten. Da tritt bald ein Jüngling als
Bokativus, als Enalloge, als Syllogismus, als Monas — und bald darauf als
Bratwurst, oder Kalbschlegel auf . . . Vielleicht würde ein deutscher Shakespeare

rasch erfolgte, daß Schubart schon am 29. 12. in der Chronik davon Mitteilung machen konnte;
auf eine von langer Hand her vorbereitete und bei erster Gelegenheit gegen Schubart losgelassene
Aktion in Sachen Gagners zu schließen berechtigt aber auch diese Tatsache nicht; denn bei dem Ausfall
gegen Schubart handelt es sich lediglich um einen als solchen ausdrücklich bezeichneten Nachtrag,
welcher der bereits druckfertigen Schrift in letzter Stunde unter dem Eindruck von Schubarts
Notiz über Gagner vom 12. 12. angehängt wurde (und zwar von Merz, denn dieser, nicht Gagner,
ist nach Wohlwill, Archiv 6, S. 369, der Verfasser). Schubarts eingangs erwähnte Auffassung
ist also nicht erakt zu beweisen; aber wenn auch die Gagnerei an seiner Übersiedlung nach Ulm den
geringsten Anteil hat: was er gegen die Jesuiten im allgemeinen geschrieben hat, ist mehr als aus-
reichend, um das schärfste Vorgehen gegen ihn verständlich erscheinen zu lassen.

⁵²⁾ LG. I, S. 227, 269.

eine solche Szene benutzen können — wie ich denn überhaupt den deutschen dramatischen Dichtern und Romanschreibern raten möchte, die katholischen Provinzen Deutschlands fleißiger zu bereisen, wenn sie ja Originale und lebendige Karikaturen finden wollen. Auch ihr komisches Salzlager würden sie dadurch ungemein vermehren; denn hier ist das Komische zu Haus. Der Lutheraner lächelt, der Katholik aber schlägt hohe Herzenslache auf.“⁵³⁾

Daß in dem ausbrechenden Konflikt der Rat der paritätischen Stadt nicht die Partei des jüngst erst zugewanderten Schriftstellers ergriff — dessen Lebensart es zudem den Gegnern leicht genug machte, ihn anzugreifen —, sondern daß er die mächtige, von dem ersten katholischen Geistlichen der Stadt geführte Gegenseite Recht behalten ließ, ist begreiflich. Es war eine eigentümliche Wiederholung dessen, was Schubart in Ludwigsburg erlebt hatte: so wie ihm dort die von ihm herausgeforderte Feindschaft des Speziats und Hofpredigers Zilling den Hals gebrochen und seine Ausweisung durch den Herzog mitveranlaßt hatte, so vertrieb ihn jetzt die Partei des Augsburger Dompredigers aus dem ersten Ort, an dem er seit Ludwigsburg wieder einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte.

Die Gefährlichkeit der Lage, in der er sich befand, enthüllte sich ihm für einen Augenblick auf der Reise nach Ulm in dem etwas bänglichen Erlebnis in Günzburg, das der meisterhaften Schilderung in den Lebenserinnerungen oft nach erzählt worden ist — wo er in der Herberge, in der er abgestiegen war, „ein ganzes Rudel dickwampiger Pfaffen“ „in ihrem Hottentottendialekt brüllen hörte: jetzt hand mer den Galgenkerl, den Schubart! werden'm wohl d'Zung rauschneiden und da Käza lebendig verbrenna. Dann schreib, Hund!“

⁵³⁾ Zum Verhältnis Schubarts zu den Jesuiten vgl. auch E. Schairer, Schubart als politischer Journalist, Tübingen 1914, S. 48/50. — Auf die ganze Zeitstimmung gegenüber dem Orden und seinen Schicksalen, ebenso wie auf die Verknüpfung von Sagnerhandel und Jesuitenfrage wird ein höchst interessantes Licht geworfen durch ein, zweifellos wenigstens teilweise verfälschtes, Heilungsprotokoll, enthalten in der Schrift: Ausführliche Beschreibung jener merkwürdigen Begebenheit, die sich mit einer gewissen Klosterfrau Maria Anna Oberhuberinn — auf dem Titel des Münchner Exemplars ist dieser Name ausgestrichen und durch „Trefflerin“ ersetzt — aus München, in Kraft des heiligsten Namens Jesu durch den Herrn J. J. Sagner Pfarrer aus dem Klosterle, den 8. Dezember 1774 in Ellwangen zugetragen hat. Aus dem Protokoll und den Akten von Wort zu Wort herausgezogen, 1775. Das Protokoll beginnt: „heute . . . wurde von einer Hoffschmiedstochter von München, ihres Alters im 23. Jahr, nachdem sie 18 Wochen lang im Kloster gewesen, zehntausend Millionen Teufel ausgetrieben (denn so viel hatte sie in sich gehabt, laut eigenmächtiger Geständnis des bösen Geists, der durch die Kraft des allerheiligsten Namens Jesu diese ungläubliche Anzahl eingestehen gezwungen wurde . . .“ Der Anführer dieser nicht unbedeutenden Teufelsarmee bezeichnet sich, nicht ohne sich vorher gegenüber den praecepta seines priesterlichen Widersachers äußerst widerborstig benommen zu haben, indem er z. B. seine Lateinkenntnis einfach verleugnete, als diabolus meridianus; auf die Frage, wie er die Jugend am leichtesten verführen könne, antwortet er: „meistens durch das Lesen solcher Bücher, die nach dem Geschmack der heutigen galanten Welt sind“; unter seinen Hauptfeinden verzeichnet er an besonders ehrenvoller Stelle den „Water Ignatius, dessen Söhne zwar auf der Welt bei den Sterblichen in großer Verachtung stehen, und dessen neun-tägige Andachten mir auf der Welt schon viele Tausende Seelen entzogen haben. Ihr Menschen habt insgemein durch die Verteilung der Jesuiten eine große Stütze der Kirche verloren; doch habe ich meinen nicht geringen Vorteil dabei gefühlt . . .“; für sein Auftreten in Schwaben und Bayern sei das volkspädagogische Interesse bestimmend gewesen, „daß man in München auch glauben und erkennen lerne, daß es Teufel gebe“; über Sturzinger und seine Tätigkeit ist er also völlig im Bild. Das ganze Protokoll liest sich wie die herrlichste satirische Komödie — und aus diesem Stoff wollte denn

In dem Gedicht am Ende des zweiten Teils, das als Motto Youngs „a knave 'tis glorious to offend“ trägt, heißt es:

. . . ich glaube sonder Zweifel,
Daß du besessen bist, Apologist der Teufel!
Die Hölle ist's in dir, die einem Manne schmäh't,
Der doch bei Tausenden in größter Achtung steht . .

IX.

In dem Streit zwischen Schubart und seinen Gegnern spielt auch eine Art *epistola obscurorum virorum* eine Rolle — das schon mehrfach erwähnte „wohlmeinende Erinnerungsschreiben eines Protestanten . . . aus Wopfingen am Nipf“. Die kleine Kontroverse wirkt auf die ganze geistige Situation ein äußerst interessantes Schlaglicht und wird deshalb hier kurz dargestellt.

Der Zeilerschen „Sympathie“ hatte der Verleger Wolf das genannte „Erinnerungsschreiben beigegeben, in dem es u. a. hieß: „Sollte Herr Schubart diesen Brief lesen, so wird er besonders Wohl tun, wenn er auch sich ihn zu Nutze macht (und Gäßner um Heilung von der zweifellos bei ihm vorhandenen Besessenheit angeht); denn bei ihm besonders ist mehr als eine Anzeige von dieser Krankheit vorhanden, worunter denn gewiß die außerordentliche Anpreisung des Wertherischen Romans und die Hintanzetzung der Schwedischen Gräfin von Gellert nicht die geringsten sind“⁷⁶⁾; der Verfasser bezeichnet sich als einen Protestanten aus einem Lande, „wo man zwar alles duldet, aber nur den wahren Christen und den wahrhaft ehrliehen Mann hochschätzt“. Schubart hatte die Schrift im 20. Stück der Chronik mit ironischem Lob angezeigt, konnte aber schon 14 Tage später seinen Lesern ein zweites, an ihn gerichtetes Schreiben aus Wopfingen mitteilen, in dem gesagt war, jener erste Brief sei gar nicht ernst, sondern ironisch gemeint gewesen: „Was wird wohl Wolf und sein Schmierer zu dieser Nachricht sagen?“ Der „Schmierer“, Zeiler, aber behauptete (4), (5), Schubart sei einer geschickten Mystifikation zum Opfer gefallen; im Anhang zu seinem „Lustspiel“ tat er das mit der interessanten Begründung: „ich denke, man könne ein Büchchen nur ironisch loben — soll heißen: nur das L o b eines Buchs wie des Werther könnte ironisch gemeint sein, nicht aber der in dem Erinnerungsschreiben ausgesprochene T a d e l — das z. B. über die Taufe, das notwendigste unserer

dummer, vierschrötiger Deutscher, der du da wie Singal an der Felsenwand lehnst, dem Brausen des Waldstroms horchst, und auf Laten sinnst, fahr auf vom Schlachtentraume, und sieh, wie dich dort in Paris die Enkel deiner Söhne, die witzigen Franken, beschämen. Erstaunend ist's, welch große unsterbliche Erfindungen jetzt in Frankreich zum Vorschein kommen! Der Witz flattert mit Schmetterlingsflügeln von Haube zu Haube, von Tapon zu Tapon, von Verlocken zu Verlocken . . . Die Damen türmen jetzt ihr Haar und ihre Hauben immer weiter den Wolken entgegen . . . Man trägt jetzt hieroglyphische, symbolische und physiognomische Hauben. Sie bilden bald ein Dorf, einen Wald, eine Wiese, eine Brücke, eine Windmühle. Vorzüglich sollen die Windmühlenhauben den größten Beifall haben, weil sie mit dem Charakter der Nation zu sympathisieren scheinen. Eine witzige Dame hat kürzlich eine Haube erfunden, die man an einem Draht wie einen Zeißigschlag auf- und zuziehen kann.“

⁷⁶⁾ Vgl. D. Ep. 1775, 8. Stück, S. 64: „. . . Will doch sehen, wie viel dieser Roman — Werther — noch Liebhaber unter uns bekommt!“ Man hat Gellerts Schwedische Gräfin . . . dieses Romänchen ohne Geschmack und Genie, und, was das ärgste ist, mit der häßlichsten Moral verdrämt, zu tausenden ins Publikum neingesät. Wäre der Geschmack unter uns allgemein; so müßten Werthers Leiden zu hunderttausenden aufgekauft werden.

Heilmittel, so schimpflich spottet; das den Selbstmord so nachdrücklich empfiehlt; das die göttlichen sowohl als die menschlichen Gebote so kühn verachtet, und die verwegensten Grundsätze, die eine weiche und niedliche Schreibart versteckt, der blinden Jugend darbeut. Das Werkchen muß doch nicht das höchste Lob verdienen, da es jüngsthin durch ernsthaftige Zeitungsblätter ⁷⁷⁾ und eine gründliche Rezension, aus weiser Vorsicht und mit obrigkeitlicher Guttheißung, als ein schädliches Buch und giftiger Sodomsapfel ist gebrandmarkt und jungen Leuten mißrathen worden“. Der Verfasser des Erinnerungsschreibens meldete sich nun aber in dem „geistlichen Don Quixote“ (s. o. S. 584) selbst zum Wort und bestätigte Schubarts Angaben; sein Erinnerungsschreiben, in der von ihm beabsichtigten Tendenz mißverstanden, sei von Wolf einer „Charteque, die er eben von einem hungrigen Ejesuiten unter der Presse hatte“, angehängt worden. Man muß aber sagen, daß — was auch in dem Bericht der Allgemeinen deutschen Bibliographie 28, 287 festgestellt wird — die Satire künstlerisch mißlungen ist und daher auch wirkungslos bleiben mußte; auch Schubart hatte ja die Tendenz nicht von Anfang an erkannt. Die Aufdeckung der Sache in dem übrigens keineswegs wertvollen „Don Quixote“ bedeutete gleichwohl eine empfindliche Schlappe für die Gafnerfreunde; sie haben sie eingesteckt, ohne noch einmal dazu Stellung zu nehmen.

X.

Während der allgemeine Streit um Gafner auch noch nach 1775 weiterglimmt, wohl auch noch gelegentlich in heftigen Flammen aufschlägt, schläft er, was Schubarts Person angeht, in der zweiten Hälfte des Jahres ein. Und zwar hat ihn Schubart selbst abgebrochen. Am 22. Juni 1775 teilt er seinen Lesern mit: „Von Gafnern. Über diesen Artikel bin ich fest entschlossen, nichts mehr zu schreiben — nicht weil ich den Mann und seine Teufel scheute, sondern weil ich gewisse Personen schonen muß, denen ich Ehrfurcht und selbst — Dankbarkeit schuldig bin . . .“ Wer sind die „gewissen Personen“? Man könnte an den Kurfürsten von Bayern, an den Magistrat von Ulm denken; nimmt man aber LG. I, 270 hinzu, wo er sagt, daß ihn von der Ausführung der geplanten und bereits skizzierten „Oberhuberin“ „der Gedanke wieder zurüdriff, daß ich damit den Fürstbischof von Ellwangen, der erst kürzlich meine Mutter und Schwester ver-

⁷⁷⁾ Vgl. z. B. Augsburgische Ordinari-Postzeitung, in der sich eine ganze Reihe Notizen über Gafner, „simplicissimi et rectissimi cordis, ac firmissimae fidei sacerdos“ finden, vom 23. 3. 1775, wo eine Gegenschrift gegen den Werther angezeigt wird: „... Schriften, die in geschminkter Schreibart schädliche Sätze ausbreiten, verdienen, widerlegt zu werden. ... Hier — in der Gegenschrift — ist kein schwaches Vernünfteln; kein schon gesagter Trugschluß, der so leicht und so sicher das unbewaffnete Herz überrascht . . . hier nimmt man Rücksicht auf die Religion . . . Möchten sie doch alle Jünglinge lesen, welche Werthern aus truntener Enthusiasterei zu einem Märtyrer, und dadurch sich selbst zu unseligen Schlachtopfern erschrecklicher Grundsätze machen . . .“ Das eine von solchen Korrespondenten bediente Zeitung für Gafner Partei nahm, ist nicht weiter verwunderlich; der Ton verstedter Hege gegen diejenigen, die in ihrer Wut auf Gafner heiligste Güter des Volks beschimpfen, ist auch hier charakteristisch und ein weiterer Beweis dafür, in welche Gefahr sich Schubart mit seinen letzten Angriffen begab. Ausdrücklich genannt ist er in der Zeitung allerdings nirgends.

jorgt hatte, vor den Kopf stoßen und dadurch meiner eigenen Familie Schaden könnte“, so wird man auch das allgemeinere Schweigeversprechen in der Chronik auf die Rücksicht auf Anton Ignaz zurückzuführen berechtigt sein. Denn ihm gegenüber hatte Schubart allerdings, auch abgesehen von der Versorgung von Mutter und Schwester, Verpflichtungen der Dankbarkeit. Er hatte ihn sogar immer als eine Art Gönner betrachten dürfen; schon der Kandidat der Theologie, und später der Schulmeister in Geislingen hatte dem „guten Fürsten“ in schwungvollen Gesängen gehuldigt⁷⁸⁾ und dafür im ersten Fall wenigstens 4 Karolin geerntet; und noch in jüngster Zeit hatte ihn Anton Ignaz tätig geschützt; „als ich . . . meine Freunde in Aalen besuchte und einen kleinen Strich durchs Ellwängische reisen mußte, so gab ich mir zwar einen fremden Namen, wurde aber dessen ungeachtet ausgekundschaftet und man hätte mich übel behandelt, wenn nicht der Fürst denjenigen mit seiner Ungabe bedroht hätte, der mir ein Leid zufügen würde. Man kennt auch an diesem Zuge den frommen Bischof Anton Ignaz, der den Verfolgungsgeist an seinem Pöbel jederzeit verabscheute.“⁷⁹⁾ Die Annahme liegt nahe, daß der Bischof, dem der Streit um seinen Hofkaplan unbequem genug sein mußte, Schubart einen Wink zukommen ließ, den Feldzug gegen Gäßner nicht mehr weiter zu treiben; einem solchen Ersuchen konnte sich Schubart nicht wohl versagen. Übrigens hat er es mit seinem Versprechen nicht so peinlich genau genommen; schon die Mitteilung von seinem Voratz selbst begleitete er mit zwei höchst bissigen Ausfällen: „in dessen muß ich's doch meinen Lesern sagen, daß der Ruf dieses Mannes auf den Flügeln der Fama schon den größten Teil von Europa durchdrungen, und, was das bitterste ist, daß wir von den Ausländern auf das empfindlichste verspottet werden, weil Gäßner Anhänger zu Tausenden zählt. Eine englische Zeitung erzählte jüngst die Gäßnersche Geschichte, und schloß sie mit dem beleidigenden Ausdruck: dies kann auch nirgends, als in Schwaben geschehen, denn man weiß, daß diese Provinz unter allen deutschen Provinzen die unaufgeklärteste ist. (Zusatz Schubarts:) Nicht wahr ist dies! Im Württembergischen, Durlachischen, in Augsburg, Ulm, Nördlingen — selbst in einigen Schwäbischen Klöstern gibt's Leute von Einsicht und Geschmac, so gut, als in Leipzig und Berlin, wo eben auch nicht alles aufgeklärt ist . . .“ und, als Zitat aus den *Noticie del mondo*: „. . . Der Einsall eines klugen Fürsten steht hier am rechten Ort. Einen Erjesuiten, der für einen Mann von Verstand und vielen Kenntnissen gehalten wurde, trieb auch die Neugierde, den Schwäbischen Apostel zu sehen. Er sah ihn, und wurde schwärmerisch von ihm, wie es viele brave Leute von den Convulsionärs in Paris wurden. Des Gäßners Kunst, sagte der Prinz, ist gewiß außerordentlich; der Pater hatte Verstand, und nun kömmt er als ein Narr zurück.“ Außerdem hat er, abgesehen von einer kaum kommentierten Anzeige der Zapffschen Zauberbibliothek im 95. Stück, im 96. Stück einen Schlag

⁷⁸⁾ Die erste Ode, von Adolf Nughorn aufgefunden, ist veröffentlicht: Südbtsch. Ztg. 1914, Literatur und Kunst Nr. 12 (vgl. Liter. Echo 16, 975); die zweite ist abgedruckt bei Nägele, Schubarts Leben und Wirken, S. 291/293.

⁷⁹⁾ LG. I, S. 273. Die Reise muß vor den Brief an Lavater, also vor den 14. 5. 1775 fallen.

auf den Gegner geführt⁸⁰); und den die ganze Angelegenheit abschließenden Erlaß Josephs II. teilte er seinen Lesern mit den folgenden, für seine Art höchst charakteristischen Bemerkungen mit⁸¹): „Herzstärkung. Heil unserm Vater Joseph! Er hat eine Schmach von unserem Haupte genommen, die schwer und drückend auf uns lag. Man weiß, welche eine Rolle Gäßner unter uns spielte. Ein Mann ohne Gelehrsamkeit, ohne Genie, ohne Herz versammelte tausend Betrogene um sich her, und wurde vom niedrigen und vornehmen, vom gelehrten und ungelehrten Pöbel wie ein Apostel verehrt. Wer es wagte, ihm zu widersprechen, wurd' als ein Feind der Religion verfolgt. Der Ruf seiner täuschenden Wunder drang bis nach Wien . . . Unser Kaiser Joseph nahm sich sogleich der Betäuschten an und entfernte den Irrwisch, der sie in Sümpfe führte . . . Wieder ein Beweis, daß Deutschland zwar schlummern, aber nie den Schlaf der Dummheit schnarchen könne. Sobald Vernunft, Weisheit und Religion gekränkt wird, erwacht es wie ein Löwe, der zwar die Mäuse auf sich tanzen läßt, aber dem laurenben Tiger mitten im vermeinten Schlummer plötzlich ins Genick stürzt. Nun ist der Taumel vorüber. Wir wünschten die ungeheuren Ballen Papier, die in dieser Sache überdruckt worden, und manchen Wölfschen Buchhändler reich machten, als Denkmale unsrer Leichtgläubigkeit vernichten zu können. Sterzinger, der von Verläumdungen so oft umwölkte Sterzinger, steht wieder in der Glorie eines Wahrheitszeugen da; — aber er triumphiert nicht. Ein gedemütigter Irrgeist verdient Mitleiden, und keinen Triumph. Und ich, der wegen dieser Sache so sehr mißhandelte und verfolgte Chronikschreiber, setze mich ans Fortepiano, und singe mit einem Herzen, ganz leer von Groll und Schadenfreude:

Dich flehen wir, der Weisheit Geist!
 Du, der Du uns den Weg zum Leben weis'st
 Lehre jeden Irrtum
 Uns überwinden!
 Uns den Weg zum Unendlichen finden,
 Geist der Auserwählten!

(Zusatz:) Soeben erhalt ich die zuverlässige Nachricht, daß der Verfasser der Sympathie und der Hanswurstias plötzlich an einem Schlagflusse gestorben sei. So sehr hat ihn Gäßners Schicksal erschreckt! Sein letztes Wort war: Lucian —“.

So „ohne Groll“, daß sie sich mit einem ganz kleinen, allerletzten, „Wischer“ begnügt hätten wie Schubart, schieden die Gegner nicht aus dem Kampf. Sie

⁸⁰) Für diese Stelle weiß ich keine Erklärung. Sie lautet: „Kürzlich hat Herr Gäßner den stummen Advokaten erorzisiert — und trieb einen Teufel aus, der war stumm. Seitdem verteidigt — der Advokat die Religion im Kürasch der strengen Methode auf eine Art, daß man nicht weiß, ob er zu Jerusalems oder Damms, zu Chubbs oder Edmunds Partei gehöre. Auch schimpft er, wie ein Gassenbub, auf mich armen Chronikschreiber, und wendet Stellen aus'm Buch Compte rendu usw., die eigentlich gegen die Jesuiten sind, sehr toll auf mich an. Weh mir!“ Auf Gäßner muß übrigens wohl auch die in D. Ch. 1775, 60 Stück erzählte Anekdote geudeut werden, die als „Schlüssel zu den neuesten Wunderwerken“ bezeichnet ist und von einem Mann berichtet, der sich um 100 fl. scheintot stellen und auf das Kommando des Wundertäters wieder aufwachen sollte, aber erstickte und starb.

⁸¹) D. Ch. 1775, 101. Stück, S. 801/802.

wiesener Irrling, ein Auswurf berühmter Städte, den nur schlechte Sitten und kühne Religionsangriffe unter dem Haufen der Toren kennbar machen“ (5); „wenn doch dieser Abfaum unseres Schwabenlandes sich entschloße, nach Ellwangen zu gehen und etliche Tage mit einem ehrlichen Auge und Gemüte den Zuschauer machte? ... Er und der Patriarch der Freidenker zu Fernai, Voltaire, haben ja um ein Merkliches näher nach Ellwangen als der Herr geistliche Rat Gafner nach Berlin⁶⁴⁾ ... doch nein ... bei solchen macht auch dasjenige keinen Eindruck, was sie mit Augen sehen. Sie sind imstande, um ein paar Kannen Wein wieder zu verneinen und abzuleugnen, was sie selbst beobachtet haben ... Wie ich höre, schreibt er seine feine Säckelchen gemeiniglich alsdann, wenn ihn das Bier schon taumelnd gemacht hat“ (7); „es könnte gar wohl sein, daß Herr Gafner den Chronisten selbst so verwirrt zu machen imstande wäre, daß er in seiner besten Tageszeit glauben sollte, auf einem Weinsfaß, als der höchsten Stufe seiner irdischen Glückseligkeit, zu sitzen ...⁶⁵⁾. Der heilige Sokrates darf sich wohl seiner erbarmen⁶⁶⁾, denn der Chronikschreiber hat zurzeit noch nichts von jenen drei Stücken, der Weisheit, Bescheidenheit, und dem Stillschweigen, erlernt, welche Sokrates seinen Schülern anbefohlen ... Zu Zeiten Konstantins des Großen hätte kein Wochenschrreiber sich so viel unterfangen, den guten Leumund und die Ehre eines Priesters auf eine solche Art zu verleumden, ohne dem Staupbesen entgegenzugehen“ (2).

Schlimmer, weil folgenerschwerer, als diese noch verhältnismäßig harmlosen Antreibereien waren die Vorwürfe der Freigeisterei, der Verachtung und Beschimpfung nicht nur der katholischen, sondern überhaupt jeder Religion. Denn sie hatten den ausgesprochenen Zweck, die staatlichen Autoritäten gegen den lästigen Schriftsteller aufzuhezen und ihm so das Genick zu brechen. Sie enthalten denn auch stets die zu allen Zeiten in solchen Fällen so beliebte Anfrage an

nicht genannte Schriften; die „Prüfenden Anmerkungen“ in Ch. 1775, 14. Stück, S. 109/111; 19. Stück, S. 148. Sterzingers Hauptschrift in Ch. 1775, 37. Stück, S. 291/294, wo auch die Schrift angezeigt ist: Von des Wundertäters Gafners, Pfarrers in Klostertele, Unterricht, wider den Teufel zu streiten. Auszug aus einem Brief eines Schwaben an einen niederländischen Gelehrten. Dem scharfsinnigen und verdienstvollen Bestreiter des Aberglaubens, Don Ferdinand Sterzinger gewidmet, Frankfurt 1775. (Verfasser Schellhorn, Pastor in Memmingen.)

Während die Beziehungen zwischen Chronik und Streitschriftenliteratur im allgemeinen mit Sicherheit hergestellt werden konnten, muß der Verfasser gestehen, daß es ihm nicht möglich ist, die in LG. I, S. 269 erwähnte Schrift eines Jesuiten Eugler nachzuweisen. Es besteht hier allerdings auch die Möglichkeit, daß Schubart sich in dem Namen geirrt hat.

⁶⁴⁾ Vgl. D. Ch. 1775, 37. Stück, S. 293/294: „Noch was, Herr Hofkaplan! Im 2. Stück des 24. Bandes der Allgemeinen deutschen Bibliothek, wo Sie unter der fürchterlichen Rubrik: Zauberei, eine große Rolle spielen, werden Sie auf das feierlichste nach Berlin eingeladen, um Ihre erozizistischen Künste daselbst zu zeigen. — Welch ein Schauplatz für einen Mann wie Sie! Die Residenz Friedrichs des Großen, des Schöpfers seines Jahrhunderts! In der Stadt, wo die ersten, besten und vortrefflichsten Schriftsteller unsrer Nation in allen Gattungen der Wissenschaften wohnen; ... in der Stadt, wo die vollkommenste Freiheit im Reden, Denken und Schreiben herrscht; hier ... im Namen Jesu Wunder wirken — welcher einen erkaunenden Erfolg müßte nicht dies haben! Friedrich und die Starke um seinen Thron; die größten Gelehrten und Genies unsres Vaterlandes würden Sie umringen, und vielleicht selbst der Patriarch zu Fernay würde seinen philosophischen Sitz verlassen, um Sie — den Wundermann in Berlin anzustauen; ich aber wollte 'nein betteln, und wenn ich Sie erblicke, nicht mehr ausrufen: heiliger Sokrates, erbarme dich meiner!, sondern: heiliger Gafner, erbarme dich meiner!“

⁶⁵⁾ und ⁶⁶⁾ S. die Zitate S. 581.

die Behörden, wie lange sie ein so schändliches Treiben in ihrem Bereich noch dulden wollten; sie lassen durchblicken, wie erfreulich es wäre, wenn sich jemand finden würde, der dem Verhafteten das Handwerk legte, ohne lang auf das Eingreifen der allzulangmütigen staatlichen Gewalten zu warten; sie malen sich mit aufschlußreicher Wohllust aus, wie ein solcher Rezer zu behandeln wäre, wenn man die Macht über ihn hätte wie in den guten alten Zeiten.

Schubarts Kritik, heißt es da, „ist von blödsinnigen Christen angezettelt, welche ihres Eigennuzes, dringender Vorteile, eitler Ehre und Ruhmgierde halber sogar Gott die Ehre ableugnen ...“ (3); „wir wissen, daß eben seine Kritik dem Chronikschreiber aus Augsburg hinausgeholfen hat — wie aus München und Stuttgart (= Ludwigsbürg) — ... um die Religion vom Umsturz und die Ihrigen vom Verderbnis der Sitten zu retten ...“ (4); „Stagens Hanswurst ... der allein das Recht zu haben glaubte, die Religion selbst, die ansehnlichsten Häupter, und wohl auch ganze Nationen, schimpflich zu mißhandeln ... und wie lange noch?“ (4); „er denkt von der menschlichen Seele nicht rühmlicher, als die wilden Amerikaner, ehe sie noch vollends Menschen wurden“ ... er wolle „die pythagorische Metempsychosis zur Schande unserer Zeiten wieder aufwärmen, und vernünftige Menschenseelen in unvernünftige Tiere, z. B. in Katzen, wandern heißen ...“ (5); „Was Sie von unserem witzigen Kopf, dem Chronikschreiber, beibringen; verdiente hier kein Wort: Herr! wenn von Religionsfachen die Rede geht, läßt sich nicht spaffen. Herr Schubart ist nicht einmal unter die Christen zu zählen; denn nur ein Freigeist, kein Christ, treibt seinen Spaß über Dinge, die klar im Evangelium gegründet sind, und dieses tut der Zeitungsschreiber auf jedem Blatt.“ (8); „ein spottender Chronikschreiber Schubart, welcher nicht nur mich — Gafner; der Verfasser des Ausfalls ist aber Merz, s. S. 12, A. 8. — schon einigemal, sondern sogar eine ganze verehrungswürdigste Nation — die schwäbische — auf schlimmste Weise mißhandelt hat, verdient keine Antwort, sondern Verachtung. Die Satire, welcher dieser schon bekannte Spötter über die priesterliche Handauslegung — s. S. 581 — in seinem Wochenstücke gemacht hat, hätte einem Pharisäer und Sadduzäer auch einfallen, er hätte sie auf die Apostel gleichfalls wenden können. Weil dann dieser Mann über dergleichen Dinge, die in dem Evangelio so klar gegründet sind, seine Spässe treibt, so muß er sich's selbst zuschreiben, wenn man ihn nicht den protestantischen Christen, sondern den Freigeistern zuzählt. Ärgerliche Liebesgedichte, Liebesgeschichten und Liebesspiele weiß er auf nachdrücklichste Weise anzupfehlen⁶⁷⁾ ... Ich lasse mir ohnehin für gewiß sagen, daß

⁶⁷⁾ Dies bezieht sich, abgesehen von Chronikgedichten wie das in „Hanswurst und Schubart“ parodierte (s. u.) wohl auf Schubarts begeisterte Ankündigung des Werther; über die Auffassung von Werther im andern Lager findet man einige interessante Zeugnisse in Abschn. 10. — Ganz ähnliche Töne schlägt ein mir nicht zugänglich gewordenes Pamphlet an, von dem A. Wohlwill in Schnorrs Archiv 15, S. 32 eine Probe mitteilt; da heißt es z. B.:

Man hätt ihm doch vorlängst, wie billig, einen Stein,
Aus nächster bester Mühl an seinen Hals gehentet,
Und ihn ins tiefe Meer, damit von ihm kein Bein
Zum neuen Argernis mehr übrig sei, versenket ...

Die inhaltliche Übereinstimmung mit den Ausführungen von Merz sowohl als auch die Form des Gedichts lassen auf Zeiler als Verfasser schließen.

ihm schon in verschiedenen Orten das consilium abeundi sei gegeben worden. Sei diesem so oder nicht, so wird mich doch niemand verdenken können, wenn ich eine Erbärmnis mit jener Gemeinde trage, welche einen Religionspötker in ihrem Schoß hat. Verächter der evangelischen Gründe sind Verächter der Religion, sind eine Pest in einem Lande. Solche Leute müssen auch aufrichtige Protestanten selbst verabscheuen. Die es nicht tun, müssen ebensowenig Religion als Sie, mein Herr Schubart! besitzen, und um das Geld eine jede Religion, wie Sie, zu bestreiten bereit sein. Daß dieser ihr Charakter sei, weiß man auch in der Ferne . . ." (1). Selbst der Rat, Schubart solle „das Lob seiner lieben Franzmänner singen . . . da er die Schwaben lange genug verdümmelnt . . . Ich sehe die Mütter erbärmlich nachgreinen, da sie ihre Zöglinge aus den Präzen dieses Feenritters retten wollen" (3) ist den Gegnern nicht gemein — und angesichts der ganzen Haltung der Chronik abgeschmactt genug, wenn es gilt, Schubart moralisch zu vernichten⁶⁸⁾.

Den Abschluß dieser Zeugnisse des Hasses und der Wut mögen zwei Reimereien bilden, in denen uns noch einmal alle Züge der gegen Schubart geführten Polemik gegenüberreten. Das eine Stück stammt aus der „lustigen Melancholie“, die sich außer gegen Schubart auch gegen „Regnizrets“=Sterzinger richtet, und für die Schubarts Bezeichnung „Excrementum Apollinis“ noch recht schmeichelhaft ist⁶⁹⁾; das andere ist aus dem „Luftspiel“ „Hannswurst und Schubart“, das wenigstens einiges Niveau hat.

Der Poeta vagabundus reimt:

Schubart in b'schiffner Pfaidt⁷⁰⁾
 Verkündet seine Lehre:
 Ich schnitte ihm (mein Aid)!
 Was weg mit einer Schere . .
 Er Kronicks Melack⁷¹⁾ bellt
 Den Paß so reiner Noten:
 Ihn muß die christlich Welt
 Verjagen und verspotten.
 Er starker Kronickschmied
 Braucht Ambas, Feur und Hammer,
 Wovon ein manches Lied
 Ausfunkt zur Venuskammer.
 Schubart selb Hosenknoyf,⁷²⁾
 Apostel und Gerechter!
 Wie nimmt dich bei dem Schoyf

⁶⁸⁾ Es muß auffallen, daß in der gegnerischen Polemik eines Umstands in Schubarts Vergangenheit nie gedacht wird, der ein glänzend verwertbares Argument gegen ihn hätte abgeben können, nämlich der Frage seiner Konversion. Er hatte in München katholisch werden wollen (und hätte um diesen Preis schon dort die Leitung einer Zeitschrift bekommen können, vgl. LG. I, S. 205), war aber schließlich doch vor dem Schritt zurückgeschreckt. Wenn seine jesuitischen Feinde nichts von diesen Dingen gewußt zu haben scheinen, so wohl deshalb, weil Schubarts Münchner Gönner, wie Lori, Braun u. a., Akademisten, d. h. aber, Jesuitengegner waren.

⁶⁹⁾ Die Allg. d. Bibl. (27, 607) nennt es „ein Meisterstück abgeschmactter Poesie“.

⁷⁰⁾ Hemb.

⁷¹⁾ In dem Gedicht „der Wolf und der Hund“ im ersten Stück der Chronik heißt der Hund „Melack“ (nach dem berühmtesten General Ludwigs XIV. Graf v. Melac, gest. 1709, benannt).

⁷²⁾ Vgl. D. Ch. 1775, S. 158.

Der Lipperle ⁷³⁾ dein Fechter! ...
 ... Der Teufel wird die Zeh
 Einmal im Höllenrachen
 Mit Schwefel und mit Pech
 Dem Gottesleugner machen ...
 Marsch, marsch, Staubaus, nur fort!
 So Vögel muß man rupfen ...
 Wurd' ihnen Stadt und Plaz
 Begönnet, wer's geschehen,
 Müßt Kirche, Staat und G'sak
 Zu Grunde gänzlich gehen ...
 Kein Wunder wär, wenn Gott
 Tief manche Stadt versinken,
 Alwo kein Höllentrott
 Noch übler könnte sinken ...

Zeilers Satire besteht aus zwei Teilen (mit einem Anhang über das Vopfinger Schreiben, s. u.), die beide, nach bissigem Geschimpfe, mit einem Gedicht abschließen. Einleitend heißt es: „Vom Pontus Cuzinus — Um — her, wo der deutsche Dvid, von Augusts Burg verwiesen, im Elende sitzt, Lügen dichtet, Verse hustet, Götter schimpfet, und Schwaben bildet, rollte Donner herunter, und Blitze strahlten umher. Endlich verlor sich das ganze Ungewitter in einen Regen, mit Hagel vermengt. Es regnete Schimpfwörter, und hagelte Ulmer-schnitzer herein. Was er schrieb, war geraten, gelogen, geschimpft, gelästert. Er riet, aber sehr unglücklich ⁷⁴⁾; log mehr als Novellisten pflegen; schimpfte gassenmäßig, und lästerte wie Schubart ...“.

Das erste Schlußgedicht ist die Parodie eines Schubartischen (aus D. Ch. 1775, 20. Stück); ich setze die beiden nebeneinander her:

Schubart:

Du kleiner loser Amor du,
 Mit deinen losen Widen,
 Man muß dich jeho nach Paris
 Zu einer Zofen schicken,

Die dich, wann sie an Drätchen ziehen,
 Wie einen Zeißig fangen.
 Ach — Perlethränchen tröpfeln dann
 Von deiner Mutter Wangen.

Wo ist mein Sohn? So girrt sie bang,
 Wie eine Turteltaube,
 Und sucht, und findet dich — o pfui!
 In einer Weiberhaube. ⁷⁵⁾

Zeiler:

der Satyr spricht:
 Du meisterloses Hänschen du,
 Mit deinen losen Tüden!
 Man muß dich tapfer abgebläut
 Ganz mürb nach Hause schicken.
 Kommt, Schwaben, helfet auch dazu!
 Das Mäuschen ist gefangen.
 Seht! Mitleidstränchen tröpfeln schon
 Von seines Sönners Wangen.

Wo ist er doch? So ruft er bang,
 Der Hans, der arme Lappe!
 Und sucht, und findet ihn — o pfui!
 In einer Narrenkappe.

Schwabenchor:

Du meisterhaftes Hänschen du,
 Mit deinen Chronikstücken!
 Man muß dich — nein; nicht nach Paris
 Ins Haus der Tollen schicken.

⁷³⁾ „Stagens Hanswurst“ und „Wolfens Lipper!“ waren die Namen, mit denen sich die Gegner zu bezeichnen pflegten; Lipperl bedeutet ungefähr das gleiche wie Hanswurst. Stage und Wolf waren die beiderseitigen Werleger.

⁷⁴⁾ Bezieht sich wohl auf das Vopfinger Schreiben, s. u.

⁷⁵⁾ Zum Verständnis, zugleich auch zur Kennzeichnung von Schubarts Befinnung den „Französlingen“ gegenüber diene einiges aus der in der Chronik vorangehenden Notiz „Franzosenwitz“: „Du

haben dem Gehaftten noch in den Asperger Kerker ein Pamphlet „Ecce Schubart von Ala“⁸²⁾ nachgeschleudert, in dem es heißt:

... Der Schubart liegt zur Erd? Der Held, der Höll gewogen?,
 als er den Jesuit hat durch die Häkel zogen ...
 ... dort (seil. in Babylon, wohin zu fliehen ihm geraten wird) predigt jenen Drachen
 Und kannst vielleicht gar zum Antichrist dich machen.
 Dort setze dich nur frisch auf jenen Dreifuß nieder,
 Den du dem Saffner hast geschmiedet ...

XI.

Schubart saß gefangen. Daß Herzog Karl, als er „die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede“ reinigte, das tat, was Schubarts Feinde wollten und unablässig von der staatlichen Gewalt gefordert hatten, ist gewiß. Aber ob er es tat, weil sie es wollten, und weil sie es wollten: das ist nicht zu erweisen. Schubart selber glaubte, die Fäden seien, von Ulm ausgehend, über Wien gelaufen, und in Stuttgart flüsterten sich eben dies die angeblich Eingeweihten ins Ohr; dem Herzog mochte das ja auch ganz angenehm sein, denn subalterne Tyrannei nimmt gern achselzuckend Deckung hinter vorgesezten Behörden: aber die in Betracht kommenden Archive haben nicht den geringsten Anhaltspunkt für jene Vermutung ergeben⁸³⁾, und das Rätsel ist so undurchdringlich als zuvor. Wenn der Herzog „seit geraumer Zeit“ entschlossen war, Schubart, der „es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das Freventlichste angetastet worden“⁸⁴⁾, zu fassen, so fragt sich doch immer noch, auf welche Weise er zu dieser Überzeugung gekommen ist; und wenn unter den Dingen, die noch von Ludwigsburg her gegen Schubart auf des Herzogs Kerkerholz standen, auch „die sehr böse und sogar gotteslästerliche Schreibeart“ genannt ist, so ist das insofern einigermaßen auffallend, als unter Schubarts Ludwigsburger Sünden das „Schreiben“ längst nicht die schlimmste war; so daß man sich der Vermutung nicht erwehren kann, hier sei die Vergangenheit mit den Zügen eines dem Herzog erst viel später entworfenen Bilds ausgestattet worden, bzw. es hätte sich unter dem Eindruck späterer Verleumdungen ein einst mehr nebensächlicher Vorwurf als eine Hauptsache dargestellt. Aber es ist das eben eine Vermutung; und selbst wenn sie richtig wäre, hätte man immer noch keinen Beweis für die Behauptung in der Hand, daß geistliche, speziell jesuitische Einflüsse unmittelbar und ausschlaggebend Karl Eugens Arm gegen den Chronisten bewaffnet hätten.

⁸²⁾ In einem kleinen Auszug zuerst mitgeteilt von K. Geiger in der bes. Beilage des Staatsanzeigers f. Württemberg, 1885, S. 288; vollständig abgedruckt durch P. Deel in *Memoria* 22, S. 57 ff. Als Verfasser vermutet Geiger Zeiler; doch sind die miserablen Verse viel eher dem poeta vagabundus zuzutrauen; auch hat sich Zeiler in keiner der ihm sicher zuzuweisenden Schriften zu solcher Gehässigkeit erniedrigt, wie sie hier aus jeder Zeile spricht.

⁸³⁾ S. Wohlwill in Schnorrs Archiv 25, S. 132/134.

⁸⁴⁾ Hauff, Schubart, S. 154.

Um so gewisser aber ist das andere: daß die Heze gegen Schubart unmittelbar dazu beigetragen hat, diejenige atmosphärische Stimmung zu erzeugen, die es dem Herzog erlaubte, sich und andern einzureden, der brutale Schlag gegen den politisch Lästigen und persönlich Gehäßten habe einen gleichzeitig moralisch Vogelfreien verdient getroffen. Beides, das Politische und das Moralische, hebt er ja in dem Verhaftungserlaß ausdrücklich hervor. In die politischen Spannungen der Atmosphäre, in der Schubart lebte, haben wir durch die Mitteilungen Holzers aus den Ulmer Zensurakten⁸⁵⁾ überraschende Einblicke gewonnen; wenn es nun aber in der Randglosse eines Ulmer Rats Herrn auf einem der Aktenstücke — von der Schairer sagt⁸⁶⁾, daß man sie fast notwendig „mit der wenige Wochen später erfolgten Verhaftung ihres Objekts kombinieren“ müsse — heißt: „verdient es wohl der Geiz des Druckers und die Ausgelassenheit des Verfassers, daß so viel Schubartisches Gift gegen Religion und Sitten, ja beinahe gegen alle hohe Häuser, allhier in der Presse so lange geduldet werde ...“: wenn da, und zwar außer allem Zusammenhang mit dem rein politischen Gegenstand der betreffenden Zensurgegeschichte, die Verächtigung der Vergiftung von Religion und Sitten als ein in gewissen Kreisen offenbar üblicher Vorwurf vorgebracht wird — so erweist das mit voller Deutlichkeit, wie gefährlich geladen die Atmosphäre nach der moralischen Seite hin war. Aus welchen Quellen aber die übelwollende öffentliche Meinung in diesem Punkte schöpfte, kann nach den hier mitgeteilten Dokumenten des Gaßners und Jesuitenstreits nicht zweifelhaft sein.

Die moralische Verfemung, die den — gewiß nicht schuldlosen, aber in diesem Sinne gewiß auch nicht schuldigen — Chronikschreiber zum Schreckbild eines staatsgefährlichen, sittenverderblichen Religionsverächters gestempelt hat: das ist Gaßners und seiner Freunde Werk. Und diese Verfemung trägt mit die Schuld daran, daß der gegen Schubart geführte Schlag sich so hemmungslos auswirken konnte. Denn nicht die Tatsache der Haft an sich ist ja das Schreckliche an seinem Schicksal, sondern ihre Art und vor allem ihre zehnjährige Dauer. Aber als der Unglückliche und die Seinen an alle Türen klopfen, um einen Fürsprecher beim Herzog zu gewinnen, da war unter den Einflußreichen keiner, der sich für ihn eingesetzt hätte. Keine weltliche Macht, die sich seiner annahm: er, der des deutschen Volkes Bürger sein wollte, war politisch ein Flüchtling und ein Unbehaufter: „ich war nicht Bürger in Ulm, nicht in Aalen, nicht in Geislingen ... ich liebte mein Vaterland so herzlich, und fand doch so wenig Schatten unter den Flügeln seines Adlers. Und noch immer ist der Gedanke einer der bittersten, der in meinem Gefängnisse über mich herstürzt: daß ich, mit so viel Vaterlandsglut in der Seele, doch von meinem Vaterlande nicht geschützt werde ... Wie kostbar, wie selten ist ein patriotischer Bürger, und wie verächtlich wirst man ihn weg!“⁸⁷⁾ Aber wer nimmt sich des verächtlich Gemachten an! Schubart wurde nicht müde, auf eine Vermittlung seines über alles verehrten Klopstock zu hoffen

⁸⁵⁾ Südb. Monatshefte 1908, S. 659 ff.

⁸⁶⁾ a. a. D., S. 174.

⁸⁷⁾ LG. I, S. 273/274.

— aber „der berühmte Gottesmann Klopfftock“, wie ihn die Frau Helena Schubartin nannte, tat, trotzdem er aufs inständigste ersucht wurde, nichts irgendwie Belangreiches, um dem getreuesten Verehrer, dem Ründiger seines Ruhms in Süddeutschland, aus der Not zu helfen. Wie sollte er auch — er, dessen feierliche Sittenstrenge schon das Treiben Goethes in Weimar nicht vertragen konnte?

Niemand erhob die Stimme für Schubart und so konnte der Herzog bis zum Ende glauben, mit seiner Zucht- und Erziehungspädagogik ein gottwohlgefälliges Erziehungswerk zu vollbringen; bis endlich der Stern des „einzigsten Friedrich“, der neben dem Klopffocks an Schubarts Himmel immer am hellsten gestrahlt hatte, die Stunde regierte, und das Eintreten des preussischen Hofes für den Mißhandelten ihm Ehre und Freiheit zurückgab.

Kritische Studien zu Immermanns „Merlin“.

Von Karl Schulze-Jahde in Görlitz (Schlesien).

1. Das Knaben-Jungfrauen-Rätsel.

Die beiden Rätsel Klingsohrs¹⁾ und Merlins (2222 ff.; Verszählung nach Maync, der sich Deetjen angeschlossen hat, und die merkwürdigerweise die Zueignung einbezieht) sind keine eigentlichen Rätsel, sondern gewissermaßen „orphische Sprüche“, in denen die beiden die Quintessenz ihrer Weisheit in symbolisch-allegorischem Gewande aussprechen. Sie haben allen Erklärern zu schaffen gemacht, bis D. Fischer, zu Immermanns Merlin (Dortmund 1909) den Knoten zerhauen und erklärt hat, daß diese Rätsel im Grunde gar keine Bedeutung hätten, sondern nur als eine Art Geheimnisaufpuß dienten; er begründet das damit, daß nach Mayncs Feststellung im Texte zuerst „fünf Knaben“ gestanden, Immermann die Zahl aber nachträglich in „drei“ geändert habe. Die Anregung zur ursprünglichen Fünfzahl soll Immermann aus Mosheims „Geschichte der Schlangenbrüder usw.“ bekommen haben aus einer Stelle, die Fischer S. 9 ff. vollständig aushebt. Mir scheint diese Herleitung nicht überzeugend, wie ich überhaupt glaube, daß zwar die Untersuchung, wie weit Immermann sich mit der Gnosis beschäftigt habe, Ersprießliches zutage gefördert, aber das Ziel verfehlt hat, denn es war nicht das Ziel Immermanns, die Gnosis der ersten Jahrhunderte als solche darzustellen, wie man nach Fischers Untersuchung annehmen könnte, so wenig er vorhatte, die alte Merlinsage um ihrer selbst willen darzustellen. Gewiß hat er sich in der Überzeugung, daß Kirchengeschichte wichtiger sei als Dogma, aus der Kirchengeschichte Klarheit über die Entwicklung zu verschaffen versucht, aber das diente nur dazu, seine Auffassung überhaupt zu klären, tatsächlich wollte er in Merlin den

¹⁾ Im folgenden ist durchgängig Klingsor zu lesen. Novalis schreibt Klingsohr, Wagner Klingsor.

modernen Antichrist und die moderne Gnosis darstellen, die er freilich mit den alten Überlieferungen verknüpfte. Und endlich glaubt Fischer, daß das Jungfrauenrätsel eher konzipiert worden und das Knabenrätsel erst später als Gegenstück hinzugetreten sei; er glaubt das daraus schließen zu können, daß ein ursprünglicher Plan (Maync IV S. 480/1) unter Nr. 4 „Jungfrau“ anführt, ohne daß dort von Knaben die Rede ist, auch an späterer Stelle unter Nr. 5 nicht, wo es sich aber um ein anderes Rätsel handeln muß, das nicht ausgeführt wurde. Dies letztere Rätsel sollte gleichfalls die Überlegenheit Merlins zeigen, indem Klingsohr ein Rätsel stellte, wie man Menschen, ohne sie zu belügen, leite, welches von Merlin „praktisch“ gelöst wird. Die Stelle unter 4 heißt: „. . . Merlin. Klingsohr. Jungfrau. Jüngling . . .“ Es kann fraglich sein, ob diese Stelle sich überhaupt auf das Jungfrauenrätsel bezieht und sich nicht etwas ganz anderes darunter verbirgt, was ebenso fortgefallen ist wie das ursprüngliche Rätsel unter Nr. 5. Im Gegenteil könnte man ebensogut denken, daß es sich dort nicht um ein Rätsel handelt, weil Immermann schwerlich zwei Szenen zwischen Merlin und Klingsohr mit einem Rätsel besetzt hätte, wenn natürlich auch die Möglichkeit bleibt, daß sich eine Auslassung Merlins in Nr. 4 auf die Jungfrau beziehen sollte, zumal es sich ja nicht um Rätsel im eigentlichen Sinne handelt. Aber alle diese Deutungen hängen in der Luft. Keinesfalls folgt daraus, daß also „drei Knaben“ nichts bedeute, denn bedeutet die Zahl nichts, so auch Knaben und Jungfrau. Geschlossen werden kann lediglich, daß die Zahländerung keine wesentliche Bedeutung habe, und daß der Sinn durch sie nicht verändert werde. Selbst wenn „fünf“ nichts bedeutete hätte, könnte „drei“ immer noch etwas bedeuten. Fischers Annahme beruht im Grunde auf der Tatsache, daß die Rätsel anscheinend von uns nicht gedeutet werden können, während der positive Beweis dafür, daß sie von Immermann aus nichts bedeutet hätten, geliefert werden müßte. (Vorhandene Deutungsversuche s. im übrigen bei Fischer a. a. D. und in den Ausgaben von Maync und Deetjen; Koch gibt nur eine Parallelstelle für das Bild mit den Eimern, ferner H. Harmann, N. Jahrb. 1925 S. 278 ff. Für meine Auffassung des „Merlin“ im ganzen darf ich verweisen auf meinen Aufsatz in Zeitschrift für Deutschkunde 39. Jhg. Heft 8 [1925] S. 616—640.)

Vorläufig muß also daran festgehalten werden, daß diese „orphischen Sprüche“ eine Bedeutung haben. Klar ist und zweifellos, daß Klingsohr und Merlin einander als Gegner gegenüberreten, und zwar auf verwandtem Boden, und daß Merlin eine abschließende positive Weisheit hat, die Klingsohr nicht hat. Ferner ist klar, daß eine Auflösung nicht in der Richtung der Weltanschauung Immermanns gesucht werden darf, weil er das Unzulängliche und Tragische der (modernen) Gnosis darstellen will: die Jungfrau hat also nichts mit der Gralslehre zu tun, Merlins und Klingsohrs Verhandlungsgegenstände liegen von dieser weit ab, und zwar prinzipiell.

Wer Merlin ist als Sohn Satans, habe ich a. a. D. darzutun versucht, aber zu den modernen Motiven, die in dieser Gestalt verschmolzen sind, gehört noch

die moderne Gnosis, vor allem soweit sie Naturerkenntnis ist. Diese will das Geheimnis des Weltgrundes bloßlegen, indem sie alles in einen kausalen Mechanismus auflöst. Vgl. auch unten die Ausführungen über Satan. Mit dieser Naturerkenntnis aber hängt auch die Naturbeherrschung durch Naturwissenschaft und Technik zusammen. Die Wunder, die Merlin tut, sind freilich bedingt durch die Herübernahme der Sagengestalt Merlin, der als Sohn Satans natürlich Wunder tun kann, ist doch auch das Ziel aller Teufelspatte auch Naturbeherrschung durch Magie, und Merlin ist mit seinen astronomischen Kunststücken ja geradezu ein Wettermacher, Wettermachen aber ist Teufelswerk und Eingriff in Gottes Rechte. Merlin ist der moderne Maschinen- und technische Wundermensch, aber Immermann hat sicherlich auch an die Naturbeherrschung durch die neuere Magie, wie sie damals versucht wurde, gedacht, behauptete doch Mesmer, daß er die Sonne magnetisiert habe, und daß sie seitdem, besonders in bezug auf das Wasser, magnetisch wirksamer geworden sei, und Ennemoser wollte durch eine umfassende Magnetisierung von Mensch und Natur geradezu das Paradies herbeiführen, also Chialiasmus in der verwegentesten Form auf rein mechanisch kausalem Wege mit Hilfe okkultur Kräfte (W. Ermann, Der tierische Magnetismus in Preußen. 1925 S. 9. 85 Anm. 61). Welche chialistischen Erwartungen aber mit technischen Errungenschaften von jeher verbunden worden sind, bedarf keines Beispiels. Merlin ist die Symbolgestalt für alle diese Motive, die mit den modernen Wundern in Naturwissenschaft und Technik auf dem Wege moderner Naturerkenntnis und Magie zusammenhängen. Man erinnere sich, daß Immermann dies Problem immer beschäftigt hat („Epigonen“, „Zulifantchen“). Ein Stück Merlin im alltäglichen Gewand ist der Fabrikherr in den „Epigonen“. Das ist die harte Klarheit und Präzision des mechanisierten Lebens, der alles ohne Finsternisse ist, weil sie alles in eine Formel zu bannen weiß, und für die das nicht existiert, was nicht auf eine Formel zu bringen ist. Merlin als moderner Schwindelgeist heißt Münchhausen. Nun hat aber Merlin das Gefühl dafür, daß seine Erkenntnis nicht ausreicht, wenn er dies Gefühl zunächst auch abweist und gerade auf „satanischem“ Wege zu „Gott“ will. Aus diesen Erwägungen wird aber auch klar, daß ganz ähnlich, wie sich in Merlin und Satan mancherlei Motive treffen, dies auch für Gott der Fall sein muß, und daß das, was Immermann „Gott“ nennt, keinerlei dogmatischen Inhalt haben kann. Gerade hier könnte man Immermann in Verbindung mit heutigen Auffassungen bringen, doch gehe ich darauf nicht ein. Zu einer zureichenden begrifflich präzisen Formulierung ist Immermann aber gerade hier nicht gekommen, weil Formulieren „satanisch“ ist. Deshalb ist auch seine Gralslehre, die eigentlich gar nicht als Lehre bezeichnet werden dürfte, keinerlei Weltanschauung in lehrmäßiger Form, weder als Mystik oder Agnostizismus oder Irrationalismus noch sonstwie zu bezeichnen, sondern Gral ist ein unmittelbares Haben, Leben, Dasein in seinem höchsten Moment, das er deshalb in der Gralszene und sonst nur nach seiner Wirkung beschreiben konnte und schließlich doch eben mit dem Worte Gott nennt, wie er das Gegenteil Satan nennt. Was aber Immermann Gott

nennt, ist nicht das, was Merlin Gott nennt, das sind unvergleichbare Dinge. Immermann ist weder Materialist noch Spiritualist, weder Rationalist noch irrationalistischer Mystiker im Sinne einer angebbaren Lehre. Zu betonen aber ist, daß Immermann nun nicht etwa die „Bernunft und Wissenschaft verachtet“, das zeigt das Schnotterbaumsche Testament im „Münchhausen“ zur Genüge. Es trifft die Ausschließlichkeit des „Merlin“ nur einen allerdings wesentlichsten Teil seiner Weltanschauung. Reicht diese Bernunft auch nicht aus, das Letzte zu erklären, so tritt er damit doch keineswegs auf den Boden eines sog. Glaubens und Wissens; das Glauben hat auf dem Boden seiner Weltanschauung überhaupt keine „religiöse“ Bedeutung, und die Piftis ist keineswegs das letzte Wort des „Merlin“. Er „glaubte“ nicht, sondern er fühlte, daß er ein Letztes unmittelbar „hatte“, an das er nicht zu glauben brauchte, weil es war; es war Mittelpunkt, gar nicht mit einem Wort zu nennen, nicht mit Bernunft zu erklären, und doch war unbeschadet dessen Bernunft eine hohe Gabe, die der Mensch anwenden muß, soweit sie immer trägt, ohne daß man ihr eine Grenze setzen kann, wenn sie auch unfähig ist, dies Haben, Sein, Leben zu geben oder zu umschreiben und zu erfassen. Dies ist auch nicht eigentlich etwas über der Bernunft, nicht etwas Transzendentes, denn es war ihm ja in eigener Erfahrung gegeben, es war nur etwas anderes, Logos als Gegenpol zu Satan, beide gleich notwendig als die Formen Gottes, die den Widerspruch der Welt ausmachten. Allerdings neigte er dazu, diesen Logos doch mit Gott gleichzusetzen, weil ihm darin die innere Einheit und Seligkeit verbürgt schien. Merlin dagegen will diese Einheit, den inneren Weltgrund als ein Objektives außer sich, d. h. also zugleich: mit der Bernunft, erfassen, er hat nicht das Leben, sondern eine Wahrheit davon, und diese Wahrheit hat die spezielle Form der Naturerkenntnis, die die Naturbeherrschung ermöglicht. Diese Erkenntnis mit ihrer gesamten Welträtselflösung durch Bernunft ist die Jungfrau, in welchem Symbol also die Vorstellungen einer gnostischen Sophia mit einer modernen Naturgnosis und -beherrschung, die auch Gott zwingen will, und einer wahrheitsabsoluten Philosophie zusammenlaufen.

Ist so in Merlin ein Teilstück der Immermannschen Weltanschauung, eben das Bernunftstück mit seiner Verabsolutierung, verkörpert, so steckt in Klingsohr auch ein Teilstück, nämlich die Skepsis bezüglich der formulierbaren Konfessionen; das ist im kirchlichen Sinne das Kezerstück. Nur ist Klingsohr über die Skepsis nicht hinausgekommen und ist alles, was er getrieben, um zu Positivem zu kommen, nur Surrogatware. Er ist der Vertreter eines an Nihilismus streifenden skeptischen Agnostizismus, von einer Gnosis ausgehend und insofern mit Merlin auf gleichem Boden stehend, als er allerdings die Lösung im Wissen sucht, er findet sie nur nicht. Aus dieser Stimmung heraus scheidet er Artus nach dem „Unding“, dem Kinde ohne Vater. Denn auch Artus und seine Ritter suchen trotz ihrer naiven Lebensfreude nach etwas, was sie nicht haben, und wie Klingsohr seine Theorie nicht mehr befriedigt, so befriedigt die Artusmenschen ihre naiv-frohe Lebenspraxis nicht mehr. Wenn Klingsohr, bisher als „Drakel“ am Artushofe, nun nach dem Kinde ohne Vater als

Helfer ausschickt, so liegt darin im Sinne alter Symbolik natürlich die Meinung, das Christentum sei Unsinn, weil es das Kind ohne Vater nicht gibt, überhaupt aber die Meinung, daß die Sehnsucht, die auch er gekannt hat, und die Artus und seine Ritter im letzten Winkel ihres Gemüths hegen, und die sie unbefriedigt macht, nicht befriedigt werden kann, weil es, vielleicht, gar kein positives Gut gibt. Der Ausdruck dafür ist das Knabenrätsel, das also besagt: welche Lehre man auch aus dem unerschöpflichen Meer der Natur, des Lebens überhaupt schöpfen mag, sie gibt keine Befriedigung. Merlin aber sagt: doch, die Lehre, die befriedigt und das höchste Gut zu geben vermag, die habe ich: ich habe die absolute Wahrheit, die himmlische Jungfrau ist mir erschienen. Und den Inbegriff dieser Wahrheit hat die Szene mit Satan bei Stonehenge gegeben, und sie umfaßt alles, was moderne Naturerkenntnis und Beherrschung auf allen ihren Wegen erobert haben: der Urgrund der Welt ist aufgedeckt.

Wer aber sind die drei Knaben? Da Klingsohr das Rätsel stellt, so könnte man daran denken, die drei Knaben zu den drei Erscheinungen (Antinous, Götter, Hamadryaden) und den durch sie repräsentierten Wegen Klingsohrscher Welterfassung in Beziehung zu setzen, und sie als Kunst, antike Kultur und Naturphilosophie deuten. Aber einmal bleibt das deswegen schwierig, weil die Gestalt des Antinous doch wohl nicht ganz klar ist, indem Immermann ursprünglich statt des Antinous Werthers blutigen Schatten auftreten ließ; es ist mir nicht klar, warum Immermann in diesem Zusammenhange gerade auf Werther anspielte, es kommt ein Schillern in diese Erscheinung, das die Deutlichkeit beeinträchtigt; weiterhin aber wäre eine Anspielung auf diese Gebiete Klingsohrscher Welterfassung nicht allgemein verständlich, und es ist näherliegend, unter den drei Knaben etwas zu verstehen, wofür diese drei spezifisch Klingsohrschen Gebiete erst eingetreten sind, als Klingsohr an dem, was die drei Knaben bieten konnten, irre wurde, wobei jedoch nicht an eine parallele Entsprechung drei : drei zu denken ist. Die drei Knaben lassen sich aber an die Knaben der Zueignung anknüpfen. Ich habe diese a. a. D. als die drei herkömmlichen biblischen Rassen, das Mädchen (wie Koch) als die Sage in der Jugendzeit der Völker, das ewige Weib als die Kirchengeschichte gedeutet. Diese Deutung könnte auch die „fünf“ erklären: die fünf Knaben wären die fünf Rassen, die zu Immermanns Zeit angenommen wurden. In diesem sich so ergebenden Zusammenhange erscheint mir aber die Deutung der Knaben auf Rassen zu eng. Denn an der Rätselstelle handelt es sich sicher nicht um Rassen. Ich glaube deshalb, daß Zahn recht hat, wenn er die drei Knaben des Rätsels auf die drei herkömmlichen Religionen Christen, Juden, Heiden bezieht, wie es schon der mittelalterlichen Aufzählung entspricht, ohne daß deshalb die Beziehung zu den drei Rassen (Japhet, Sem, Ham) aufgegeben werden müßte. Es ist das, der Art Immermanns im „Merlin“ überhaupt entsprechend, kontaminiert worden. Daß hier keine scharfen Grenzen gezogen wurden, beweist auch die sonst vorkommende Darstellung der drei Weisen in den Farben Weiß, Schwarz und Braun. Die gleiche Möglichkeit besteht aber auch für die Fünffzahl, die ebenso auf fünf Religionen gehen kann, sei es in der Zu-

sammenstellung Christen, Juden, Mohammedaner, Zoroasteranhänger, Buddhisten, oder Christen, Juden, Heiden und zwei von den letztgenannten. Wie solche Zusammenstellungen in der Luft lagen, belegt eine Wendung von A. Fr. v. Schad: „In der Kirche dieser Religion, welche hoffentlich bald ins Leben tritt, wird fort und fort Christus der Oberpriester sein; aber er wird neben sich auch Zoroaster und Buddha als Propheten anerkennen“ (zit. bei Borinski, Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten. Sitzungsber. d. bayr. Akad. d. Wiss., philos.-philol. u. hist. Klasse 1919, 1. Abh.). Ob Immermann in der Montsalvatsch-Szene 2680 bei der Wendung vom Priesterreich etwa auch mit dem Gedanken an den Buddhismus gespielt haben könnte? (S. auch unten unter 5.) Mit dieser Deutung der Fünzfahl und der Dreizahl wird dann auch die Deutung der Fabel, was sich besser einfügt, ins Religiöse verschoben, sie wird die Vertreterin dogmatischer Fabuliererei, die als Vorstufe ihre Berechtigung haben mag, aber weiterer Erkenntnis nicht genug tut: Immermann schreitet gleichgültig über die Rose (91). Und auch hier braucht die allgemeine Vorstellung der Sage nicht überhaupt ausgeschaltet zu werden, sie spielt sicher noch mit. Diese Fabel bekommt die Kirchengeschichte zur Lehrerin, und auch der Vorstellung der Kirchengeschichte mengt sich die allgemeine Vorstellung der Geschichte überhaupt bei. Daß aber die religiöse Beziehung die vorherrschende ist, ergibt sich aus dem Dom und Wolfram, Dante, Novalis. Der Hergang ist nach dieser Annahme der, daß Immermann zunächst an fünf Religionen und demnach fünf Knaben dachte, dann aber drei einsetzte, weil die Fünzfahl zu unklar blieb. Fünf und drei hätten danach denselben Sinn und bedeuteten beide etwas.

In dem Knabenrätsel wird also die Vielheit fabulierender Welterkenntnis von Klingsohr beiseitegeschoben, wie das auch von Merlin (und Immermann) geschieht; gegen sie richtet sich Klingsohr mit seinem spöttischen Skeptizismus hier allgemein, wie er ihn in der Aufgabe, das Kind ohne Vater, d. h. das Kausallose, zu suchen, gegen das Christentum speziell zu richten scheint. Und zwar tut er das Merlin gegenüber um so mehr, als er in Merlin doch einen Vertreter der Religion sehen muß. So wenig freilich Merlin von der Fabel hält, lehnt er sie ja auch nicht eigentlich ab, sondern sein Ziel ist gerade, ihre fabulierende Welterkenntnis und ihr Träumen zur Erfüllung zu führen in seiner Wahrheit (2234 ff.). Deshalb geht ihm symbolisch auch Niniane in der Artus-Szene voran. Merlins Jungfrau ist deshalb das Gegenstück zum ewigen Weibe, dies hätte zu ihr keine Beziehung, sondern zur Gralslehre. Immermann suchte trotz aller Kezerei immer noch eher eine Ahnung des Wesentlichen in den Fabeln als in den andern Gebieten. Zur konsequenten Gralslehre dürfte in dieser Stellung allerdings ein Widerspruch liegen, dem ich hier jedoch nicht weiter nachgehen kann.

2. „Drei sind es, welche zeugen.“

Ich bin nicht in der Lage, die Fäden zum Saint-Simonismus hinüberzuziehen, die zu Immermann führen. Bekanntlich hat Immermann ihn ab-

gelehnt, aber auseinandergesetzt hat er sich damit, wie denn der Zukunftsstaat (das Idealreich, Chiliasmus) und das Rechtsproblem praktisch-politisch und geschichtlich-theoretisch bewegende Probleme der Zeit sind. Es ist das aber auch für das Verständnis des „Merlin“ nicht sonderlich wichtig, geht doch aus ihm ohnehin eindeutig hervor, weshalb Immermann eigentlich jeden Chiliasmus als unzulänglich ablehnen mußte. Denn es ist ohne weiteres klar, daß Gral und Chiliasmus völlig unverträglich miteinander sind. Der Chiliasmus ist eine formulierbare Lehre, er will Institutionen, die die Glückseligkeit verbürgen, wie sie unausrottbare Sehnsucht jedes Menschenherzens ist. Auch der Gral ist Glückseligkeit, aber diese Glückseligkeit hat gar nichts mit irgendeiner Lehre oder Institution zu tun. Immermanns eigene Stellung entspricht dieser Erwägung nicht konsequent. Er hat sich mit chiliastischen Träumen getragen und chiliastische Ideen auch noch nach dem „Merlin“ geäußert, weil er trotz allem doch auch den Staat wollte und insolgedessen auch nach Institutionen Ausschau halten mußte, die bessere Verhältnisse schaffen konnten. Und so „realpolitisch“ er auch dachte und wußte, daß Institutionen immer nur zeitlich begrenzten Wert haben, so wurde sein Denken doch immer wieder dahin getrieben, auch hinsichtlich der Institutionen wenigstens absolute Werte zu ersehnen. Immerhin sind die chiliastischen Gedanken, wie der ganze Merlin-Komplex, nicht bis zur letzten Präzision ausgegetragen. Bemerkenswert ist nun aber, daß der Chiliasmus, der in der Gralszscene keine Stelle haben kann, eben von Merlin ausgesprochen wird an der Stelle 2524 ff. („Drei sind es ...“). Und gegen Fischer (S. 42) ist zu betonen, daß die Vorstellung vom „dritten Wunder“, von der Immermann im „Reisejournal“ spricht, mit den Vorstellungen chiliastischer Art (2524 ff.) zusammenfällt. Ob man von einem dritten Reich, einem dritten Wunder, einem dritten Evangelium oder einem Zukunftsstaat u. ä. spricht, immer handelt es sich um die Konstruktion eines Endreichs des Glücks als dritter Etappe. Von allen diesen Konstruktionen, die damals errichtet wurden, hat allein der marxistische Zukunftsstaat die Möglichkeit erhalten, seine Wirksamkeit zu erproben, weil seine Idee von einer Interessenpartei getragen wurde, während andere Konstruktionen, nicht getragen von einer Interessenpartei, die materielle Lösung nicht so sehr oder gar nicht in den Vordergrund stellten und insolgedessen nicht die breite Auswirkung erhielten. Merlin mit seiner Wahrheit ist Chiliast im religiös-philosophischen Sinne und nennt sich mit den Versen 2524 ff. als den, der das neue Reich bringt, wie das natürlich jeder Philosoph von sich sagt und sagen muß, der glaubt, die abschließende Erkenntnis zu haben.

In der angeführten Stelle ist der erste Moses, er erschien im Leben, denn sein Wirken war eins durch sein Leben; der zweite war Jesus als der Christus, er erschien im Tode und bezeugte sich durch seinen Tod als Christus; der dritte ward verheißen (mit Bezug auf Joh. 14, 26), das ist der Paraklet, Merlin selbst. Nun hat Immermann den Merlin als den „Antichristen“ in moderner Form aufgefaßt, nicht als den mit Bewußtsein Widergöttlichen, wider Gott Streitenden, sondern als den mit untauglichen Mitteln für Gott Streitenden,

und so ist denn auch an die bekannte Stelle 2. Thess. 2, 1 ff. zu erinnern, wo Paulus den Widersacher prophezeit, der zur Prüfung kommen muß: Merlin hält sich für den Parakleten, der zur Erfüllung kommen soll, um das Reich Gottes herbeizuführen, und gibt sich dafür aus, in Wirklichkeit ist er der verheißene Antichrist, der zur Prüfung der Menschen kommt, ihm verfallen die Artusmenschen; sie wollen zu Gott und kommen zu Satan in den Hades. So sieht Merlins Sendung aus.

„Merlin“ ist für Immermann ein Ansatz, mit dem er theoretisch über den Chiliasmus prinzipiell hinwegkam. Praktisch überwand er den Chiliasmus nicht ganz, wenigstens blieb er in einem Widerspruch zwischen chiliasmatischen Träumen und solidem, erdgebundenem politischen Denken. Minianes Lockung widerstand er nicht völlig.

3. Das Zauberwort.

Fischer a. a. D. 47 ff. hat diese Stelle 2992 mit dem Waldmärchen im „Münchhausen“ in Beziehung gesetzt; mir scheint, diese Beziehung läßt sich noch vertiefen. In dem Märchen klingen allerhand Motive an: Prinzessinenraub, Dornröschen, Zauberlehrling, Jüngling zu Sais. Der Sinn ist klar: das Leben läßt sich nicht von der Wissenschaft einfangen. Gewiß mag sie ein Zauberwort — ein anderes Symbol für die Macht über die Natur ist Fausts Schlüssel — haben, das ihr ermöglicht, tiefe Blicke in Natur und Leben zu tun, aber das Eigentliche wird mit dem Wort nicht erfaßt, daher wohl auch die merkwürdig wie karikierend anmutenden Züge im Erleben Peters. Mit dem Wort gewinnt der Mensch Gewalt über die Natur, aber er hat sie nicht, ist sie nicht; und mit der Gewalt über die Natur ist auch der Fluch verbunden, daß der Mensch sich selber verliert, er altert und büßt seine Frische, sein eigenstes naives Leben aus unmittelbarem Gefühl heraus ein. Mit Recht hat Maync für Klingsohrs Worte 1170 ff. ebenfalls auf das Waldmärchen hingewiesen. Der Mensch, der sich an das Objekt verliert, büßt sein Subjekt ein. Gewiß aber ist es weniger die Wissenschaft im Sinne der Vernunft des Schnotterbaumschen Testaments als die Gelehrsamkeit, die zwar wissend macht, aber alt. Sie verfehlt jede Lebensnähe und alle einfachen Wege: gelehrte Theorie mag dem Kopf genügen und neue Dinge finden, auch Gewalt über sie bekommen, aber es fehlt das Herzblut. Zwischen diesen verschiedenen Arten hat Immermann vielleicht nicht präzise begrifflich geschieden, und es scheint zuweilen doch, als zitterte trotz des Schnotterbaumschen Preisens der Vernunft hier und da ein Nachklang der alten Vorstellung, daß man mit der Wissenschaft zum Zweck der Naturbeherrschung Gott in sein Regiment fahre, wie Minister Hardenberg schließlich, nachdem er jahrelang dem Magnetismus gehuldigt, am Ende seines Lebens zu der Überzeugung kam, „daß die übertriebene Meinung von ihm ganz unvereinbar ist mit reinen Begriffen von Gott“ (W. Erman a. a. D. S. 107). eine Stimmung, wie sie früher bei ängstlichen Gläubigen oft zu finden war und den mittelalterlichen Menschen beherrschte. Dem komplizierten Motivkomplex des „Merlin“ würde sich dieser Zug ohne Schwierigkeit einfügen (vgl. auch im folgenden 4).

Der Schnarchende in der Höhle, in der Form der Symbolik an Ibsens „großen Krummen“ erinnernd, ist eine Allegorie der Forschung in Gestalt eines Professors, für den ihm auch eine lebendige Gestalt Modell gestanden haben mag. Die Forschung erbaut sich eine Höhle, wo sie wie ein Drache auf ihren Schätzen liegt, und Peter hat immerfort zu tun, alle Rixen zu verstopfen, damit nur ja kein Tageslicht hereindringt, bis ihn die Verzweiflung (Faustmonolog) übermannt und er davonläuft, als es — zu spät ist. Mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat vermag er Dornröschen nicht zu befreien, Konrad aber, unbelastet von Theorie, lediglich von seinem unmittelbaren lebendigen Drange getrieben, erweckt die vom Kanter umspinnene Prinzessin. Auch dieser Kanter ist nur eine andere Verkörperung wissenschaftlicher Theorie in anderer Wendung, hier liegt, scheint mir, die Beziehung zur naturbeherrschenden, aber auch umspinnenden Technik zutage. Denn der Kanter ist in seinem bürgerlichen Berufe ein Garnspinner; Technik treibt die Natur aus, verdirbt sie. Es ist also dasselbe Problem wie z. B. in den „Epigonen“ oder auch im „Münchhausen“, wo dieser Gegensatz das Ganze in anderer Weise beherrscht. Die vielfältig sich verfügenden Motivreihen klar herauszuschälen, ist eine Aufgabe, von deren befriedigender Lösung auch die Deutung des „Merlin“ abhängt.

Das Zauberwort selbst scheint dem Meister nicht zu schaden, doch zeigt sich auch an ihm der allgemeine Zug des Alterns: Merlin ist nie recht jung gewesen. Der Schüler Peter aber kommt in Wirrnis, und Merlin wird verzerrt, als Miniane das Wort ausspricht. Andererseits aber: ist Miniane als Verkörperung des Widerspruchs vielleicht auch eine Verkörperung des Lebens (2948), das sich der Theorie nicht fügt („Und was sie dir nicht offenbaren will, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben“, Faust), das aber auch von Merlin nicht in seiner frischen Unmittelbarkeit gesehen wird (2946/7)? Unterstützt wird solche Deutung vielleicht durch die Erwägung, daß Konrad dem Lohengrin entspricht, dem sich das Leben aus seinem Gemüt heraus offenbart. Das Zauberwort nun entspricht dem „einen Mark der Dinge, welches hier im Metall lastet und wieget, dort in der schwankenden Pflanze, im leichtsinnigen Vogel vom Urkern sich abzulösen ringt. Alles wandelt und verwandelt sich; Gott wirkt zwar in der Natur, aber die Natur wirkt auch für sich [Satan's Auffassung], und wer der rechten Kräfte Meister ist, der kann ihr eigenes und selbständiges Leben hervorrufen, daß ihre sonst in Gott gebundenen Glieder [Merlins Auffassung] sich zu ganz neuen Regungen entfalten.“ Und wenn Peter dann von dem „Großen, Unergründlichen, dem dialektischen Gedanken“ spricht, so sind wir ja auch wieder in der Sphäre Hegels, d. h. Merlins. Mit diesem Wort gelangt man an die Urkraft, den letzten einen Kern der Natur.

Das Waldmärchen ist also wieder eine Spiegelung des Grundproblems Immermannscher Weltanschauung und ein kleines Gegenstück zum „Merlin“ und „Münchhausen“ selbst. —

Hinzugefügt sei nur noch, daß die szenische Bemerkung, an der Fischer (S. 48) in mir unverständlicher Weise Anstoß nimmt, als ob Immermann ein künstlerischer Vorwurf daraus zu machen wäre, daß er selber das Wort nicht

wußte, wie er in der Stonehenge-Szene die Herrlichkeit der Himmel selber nicht hervorzaubern konnte, doch nicht anders zu bewerten ist als wenn im „Egmont“ das Datum undeutlich gelesen werden soll. Gewiß hätte Immermann hier irgendein geheimnisvoll klingendes Wort nennen können, und es ist vielleicht nur eine realistische Marotte, ein beliebiges Wort, weil er das eigentliche tatsächlich nicht kennen kann, nicht zu formen; immerhin wird der Spielleiter in der Aufführung schon ein geheimnisvoll klingendes, vom Zuschauer nur halb zu verstehendes Wort finden können, so daß der Zuschauer von Geheimnis umwittert wird; das abgedroschene abracadabra oder hokuspokus darf es freilich nicht sein. Hätte Immermann aber selbst ein eigenes Wort geprägt, so würde dies bei der Aufführung mindestens dem, der den „Merlin“ kennt, abgedroschen klingen und damit gerade seine Wirkung verfehlen. Hätte er also präzise sein wollen, so hätte er für den Spielleiter eine ausführlichere szenische Bemerkung einfügen müssen, doch weiß ich nicht, was damit etwa gewonnen wäre.

4. Zur Gestalt Satans im Vorspiel.

Das Vorspiel kann bezüglich der Gestalt Satans leicht irreführen, denn während er mit seinen Teufeln das Reich der Natur im weitesten Sinne — der ganze Naturbegriff des 18. Jahrhunderts spielt mit herein — einschließlich des Menschen bedeutet, ist Luzifer nur im herkömmlichen Teufelsinne als das zerstörende Element des Vergehens gekennzeichnet, nicht von der Seite des Schaffens und Werdens her beleuchtet, um so stärker aber sind die Stellen zu betonen, in denen Satan schon im Vorspiel auf diese Seite hinweist (Beispielsweise 251, 279). Das sieht wie ein Widerspruch aus, der sich durch das ganze Stück zu ziehen scheint und auch der Miniane Züge von Frau Welt und Sünde geliehen haben könnte. Ich habe darauf bereits a. a. D. hingewiesen. Dieser selbe Zug tritt auch am Schluß hervor, wenn Satan Merlin mit etwaiger Neue an Gott weist.

Nun ist aber kaum zu glauben, daß Immermann einen so auffallenden Widerspruch nicht selber gespürt hätte, und man muß deshalb versuchen, eine Interpretation zu finden, die diesen Widerspruch auflöst. Sicherlich kommt ein Teil der Unklarheiten auf Rechnung des Bestrebens, die vielfältigen Motive, die sich aus der Zusammenschmelzung der Sage mit alten und neuen Ideen ergaben, zu verbinden, aber diese Zusammenschmelzung muß doch wiederum auf einer Anschauung Immermanns beruhen, in der sie sich verschmelzen konnten. Gelingt das auf keine Weise, so mag man diese Unstimmigkeit philosophischer Unausgeglichenheit und künstlerischer Unzulänglichkeit zuschreiben. Hier sei auf einige Punkte hingedeutet, von denen aus man der Sache möglichenfalls beikommen könnte.

Satan ist Demiurgos, Schöpfer der mechanischen und ethischen Kausalität im Natursinne, Prinzip naiver Sinnenfreude, Prinzip der Naturbeherrschung. Hierzu gehört natürlich auch das Vergehen und das Zerstören. Diese Vorgänge sind Auswirkungen der Reime, die von vornherein in jedes Ding gelegt sind

(1490 ff., insbesondere auch 1498/00, wo bezeichnenderweise das „Boll“ als der unverwüßliche Mutterboden bezeichnet wird). Dies zerstörende Element ist in christlicher Auffassung Folge der Sünde als des Abfalls von Gott. Und es muß diese Zerstörung oft auch das Gesicht des Widersinnigen bekommen, sobald man aus der Kausalitätsbetrachtung heraustritt; hier beginnt das Hiobsproblem in seinen vielfältigen Abschattierungen. Und in der Tat kann dann diese Zerstörung auch den Anschein gewinnen, als seien böse Mächte am Werk, die gerade den Frommen verfolgen; von Satans Welt aus stellt sich die Sache dann so dar, als sei die sinnlose Zerstörung ein Wüten gegen die göttliche Welt. Das ist der Sinn Luzifers. Es ist, als ob die Natur sich an den Menschen, die ihr ent wachsen, rächen und sie strafen wollte; daß die Menschen sich von der Natur lösen, ist nach Immermann eine Wirkung des Christentums, und nicht nur nach Immermanns Auffassung; die Wiedereroberung der Natur ist eins der großen Probleme von der Renaissance an und ein Motiv saint-simonistischer Gedankengänge. Das sagt auch Satan im Vorspiel, und das ist sein Kummer: die Welt ist zwiespältig geworden, der Widerspruch Herr der Welt („Zulifantchen“). Nun aber vermag die strafende Rache der Natur doch nichts gegen die Welt des Logos, und deshalb, weil die Natur aus ihrem Geleise ist, muß ein anderer Plan zur Ausführung gelangen: Satan muß die Welt des Logos in sich überwinden; das ist der Sinn der Zeugung aus der „reinen Jungfrau“ Candida. Auch ihr gegenüber zeigt sich Satan deshalb als Herr der Natur. Er ist nicht der bloße Verführer Candidas durch Sinnenlust; er lehnt dies Mittel, das Luzifer vorschlägt, entschieden ab. Sondern an Candida zeigt sich die Natur mit ihrer ganzen Gewalt aus ihr selbst heraus; sie hat ihre Kräfte überspannt, und der unvermittelte Umschlag von asketischer Frömmigkeit zu Sinnenlust ist eine Revolution von innen heraus, nicht eine Verführung von außen her. Dieser Umschlag ist nicht darin begründet, daß „die Extreme sich berühren“, die beiden Gesinnungen sind genau so gegenseitig bedingt, wie in mittelalterlichen Beispielen der Marienverehrung die Andacht der Askese oft verkappte Sexualität und Erotik war. Candida, weil sie mit ihrer Reinheit prunken kann, steht nicht auf festem Boden, sie spürt zutiefst das Naturelement Satans, er lebt schon in ihr; demgegenüber muß sie sich und andern zeigen, daß sie rein ist. Ja, dies ihr Prunken mit ihrer Reinheit ist schon sinnliche Erregung, die sie, allerdings in gewaltigem Aufbäumen, Satan in die Arme wirft; sie „muß“, es ist nicht ihr freier Wille, im Gegenteil: sie kann gar nicht anders aus einer inneren Konsequenz heraus; Satan als die zwingende Naturmacht, als der „Herr vom Muß“, wird ihrer Herr. Aber freilich hat Satan sie nicht ganz, sie leidet am selben Widerspruch wie nachher ihr Sohn Merlin: „Hätt' ich mich noch selber, gäb' ich wieder doch mich so verlorren; aber freilich wünsch' ich lieber, daß ich nimmer wär' geboren.“ Deshalb ist aber auch Satans Plan aussichtslos, den Logos aus der Welt herauszubringen. Ist Satan der Herr vom Muß, so tritt ihm in der Logoswelt etwas Gegensätzliches entgegen, was für Immermann ein zentrales Moment seiner Weltanschauung ist, das Arationale, das er in seiner ganzen Freiheit und

Fülle mit dem Worte Zufall bezeichnet, und dies Wort kommt auch, allerdings in der üblichen Bedeutung, nicht prägnant, in der Montsalvatsch-Szene vor. Mit dem Zufall als dem Gegenpol der Kausalität hängt auch die unkausale Gnade zusammen und ebenso die Prädestination, die keine Gründe kennt. Der Zufall ist bei Immermann geradezu an die Stelle der Vorsehung getreten (vgl. auch das Schnotterbaumsche Testament); der Begriff der Vorsehung enthält den Begriff der Berechnung, und dieser gehört in die satanische Welt.

Der Fehler von Merlins Auffassung, mit der er Satan und Gott in der Formel „Natur in Gott“ zu vereinigen sucht, liegt nach Immermanns Auffassung, wie mir scheint, darin, daß das Logoselement dabei übersehen wird, es müßte heißen: Natur (Satan) und Logos in Gott als seine beiden Seiten. Was aber der Logos sei, läßt sich im Grunde nicht definieren, weil er eben das Unberechenbare, Unformulierbare, nur Erlebbar ist, das, was sich im Gral verkörpert; Gott schließt beides in sich als, in hegelischer Terminologie zu reden, „aufgehobene Momente“ seiner Selbstentwicklung. Im übrigen scheint mir, daß die Konstruktion Immermanns doch eben nicht völlig ausgetragen ist; ist nämlich der Logos der Gegenpol der Einheit und Freiheit gegenüber Satan mit seiner Mannigfaltigkeit und Kausalität und sind beide die Stücke der sich entzweierenden Gottheit, so ist es merkwürdig, daß der Logos erst mit dem Christus im Christentum wirksam wird. Diese Unausgeglichenheit hängt damit zusammen, daß Immermann vom Christentum ausging und bei aller keiserlichen Vorurteilslosigkeit auch daran gebunden blieb.

Hiermit hängt auch die Unklarheit in der Beurteilung der Erotik zusammen. Zwar ist ein Hauptpunkt klar: vom Gral schließt sie nicht aus, und zwar deswegen, weil hier die Gegensätze Satan und Logos keine Rolle spielen als das Böse und Gute; wir stehen, wenn auch eine Höherwertung des Logos das Bild trübt, auf einer ganz anderen Ebene, für die ethische Begriffe überhaupt keine Rolle spielen, sie würden gerade in Satans Welt wieder hineinführen. Für Placidus und Candida, die keine Gralsmenschen sind, ist die Erotik das Böse; von der Gralslehre aus ist sie weder gut noch böse, und eben deshalb hat die saintsimonistische Emanzipation des Fleisches, die sie als gut bezeichnete, für Immermann keinen Sinn von der Gralslehre aus. Womit nicht bestritten werden soll, daß diese prinzipiell klare Linie sich in dem vielspältigen Motivgeflecht doch trübte. Die Liebe zu Miniane kann deshalb keinen Vorwurf gegen Merlin begründen, tut es auch nicht; die Wirkung der Liebe auf Merlin muß anderswo liegen. Er fühlt sie als Gegensatz zu seinem Wesen. 2341: „Denn alles, was da lebt und regt und sich in eigener Formation bewegt, steht näher mir als ich mir bin usw.“, er hat sich an die Welt hingegeben, er lebt im Objekt als einer, der über dem Objekt steht, die Liebe aber macht ihn zum Subjekt und reißt ihn zugleich in die Welt der Objekte hinein neben sie; insofern ist sie ein Fall. So kann er aber nur empfinden, weil er den Gral nicht erlebt hat. Mit der Konstruktion 2483 ff., die mir nicht in allem einzelnen klar ist, täuscht er sich einen Ausgleich vor, findet ihn aber nicht, sondern kommt im Widerspruch um.

Man kann noch weiter gehen. Immermann hat in den „Epigonen“ der Bekehrungsgeschichte Dantes Verse von der Liebe sozusagen als Abschluß gegeben und ist damit auf die Spur getreten, die Origenes mit der Gleichsetzung von *agape* und *eros* wies. Er steht damit auch mit Goethe auf gleichem Boden, der in dem Erscheinungsjahre des „Merlin“ noch nicht erschienenen zweiten Teile des „Faust“ die Liebe als das allbewegende Agens ebenfalls auffaßt. Nun hat zwar Immermann den „Merlin“ nicht auf diese Basis gestellt, immerhin spielt diese Idee hinein. Ist nun Miniane der verkörperte Widerspruch oder vielleicht nach obigen Erwägungen besser noch als das sich jeder Theorie entziehende Leben aufzufassen, das ihr widerspricht, dann wäre Merlins Liebe zu Miniane ein Erwachen Merlins aus seiner Verstricktheit mit dem Objekt zu einer Subjektivität des Erlebens, die das Leben nun unmittelbar erfassen will und der die Ahnung kommt, daß hier das Leben im eigentlichen Sinne liegt. Damit ist dann Merlin mit seiner Weisheit wirklich in dem Augenblick von innen heraus gescheitert, wo er Miniane liebt, um so mehr als er diese „Liebe“ nicht als das erkennt, was sie ist, sondern darüber wieder reflektiert und so sich wieder objektiviert und dieser Regung in Reflexion beizukommen sucht. Eine naive Hingabe an Miniane, an Welt und Leben ist ihm unmöglich, und so entzieht sie sich ihm, er hat sie nicht, wie ihr auch die Artusmenschen nur Träume verdanken: sie träumen nur von einem eigentlichen Leben, sie ersehnen es, aber es kommt nicht zu ihnen, winkt ihnen nur von fern. Ihnen allen fehlt das geduldige Warten auf das Wunder, das sich nicht ersehnen, nicht suchen läßt, das sich eines Tages von selber einstellt und sich in einer „Meeresstille des Gemüts“, wie ein griechischer Philosoph eine solche Gemütsverfassung nannte, als Geschenk von selber darbietet. Dann aber hat Miniane auch ein anderes Gesicht und ist nicht Miniane, sondern Gral.

Gewiß bieten diese Erwägungen noch kein abschließendes Ergebnis, sondern haben mehr den Charakter von Hilfskonstruktionen, doch möchte ich glauben, daß die Lösung in dieser Richtung zu suchen ist. Auch der Zweifel ist sicherlich erlaubt, ob völlige Klarheit zu erhalten sein wird. Vielleicht ist „Merlin“ doch am Ende nur ein mächtiger, nicht voll ausgeglichener Anlauf zur Bewältigung einer großen Konstruktion; da aber wenigstens über das zentrale Gralserlebnis und die Hauptpunkte im großen ganzen Klarheit zu erzielen ist, so lohnt es sich, den Einzelheiten und Dunkelheiten immer wieder und deswillen nachzugehen, weil hier aus einem bedeutsamen menschlichen Erlebnis eine eigenartige künstlerische Form erwuchs, die keine näheren literarischen Vorläufer hat, worauf im folgenden unter 6 noch kurz eingegangen sei. „Merlin“ stellt also nicht bloß eine Literaturgeschichtliche, sondern auch eine spezifisch literaturästhetische Aufgabe.

5. Zu Gottes und Satans Stammbaum, Nachspiel 3305 ff.

Maync bemerkt in seiner Ausgabe S. 410 in Fußnote, Immermann übersehe, daß Satan bereits in der Stonehenge-Szene den Stammbaum offengehängt habe, als er sich für einen Teil der Gottheit erklärte. Das stimmt nicht, denn

Satan hat sich dort über diese Frage nicht ausgelassen, sondern dieser Stamm-
baum ist Merlins Theorie von der Natur in Gott. Es ist auch nicht wahr-
scheinlich, daß Immermann das übersehen haben sollte, denn diese Theorie ist
ja gerade ein Stück Kern des ganzen weltanschaulichen Problems. Es wäre
doch auch unmöglich, wenn Satan diese Theorie Merlins, die dieser in der
Stonehenge-Szene Satan darlegt, als eine neue Erfahrung bezeichnen wollte,
die Merlins Augen schwerlich gesehen hätten. Hier muß noch etwas anderes
stecken, das freilich nur erraten werden kann, wenn auch doch vielleicht mit ziem-
licher Sicherheit. (Anders H. Herrmann Arch. f. d. Stud. d. n. Spr. Bd. 125.)

Zunächst ist zu 3304/5 zu bemerken, daß die Stonehenge-Szene eine Vision
bringt, bei der Merlin zwar die Himmel sich öffnen läßt, aber nicht Gott
zwingt, sich selber zu offenbaren. Diese Vision ist eine Parallele zu Dantes
Vision des Paradieso, zu dem ihn Beatrice leitet. Ganz trivial gesprochen,
ist es doch nichts anderes, als wenn jemand einem anderen irgendein neues
Objekt zeigt und ihm dazu eine erklärende Theorie gibt. Diese Vision bietet
das Objekt, demgegenüber verschiedene Auffassungen möglich sind, sie werden
nicht mit dem Objekt eindeutig geboten. Es ist deshalb einwandfrei, wenn
Satan ein neues Erfahren daraus gewinnt, von dem er freilich erst hier un-
bestimmte Andeutungen macht. Warum das erst hier geschieht, wird nicht ge-
sagt, doch liegt der Grund dafür zweifellos in der Erschütterung Satans durch die
Vision und darin, daß er im Moment sieht, daß Merlin für ihn verloren und
nicht zu gewinnen ist. Die Erschütterung Satans durch die Vision wäre danach
aber auch nicht auf eine Erschütterung durch die im Sinne Merlins gedeutete
Vision zu rechnen, sondern eben auf die blickartige neue Erfahrung Satans.
Und es spielt sich dort und hier zwischen Satan und Merlin eine erhabene
Tragikomödie ab, wenn beide den Partner durch eine falsche Theorie über-
winden zu können glauben. Aber wie lautet Satans neue Theorie?

Das Ergebnis der Betrachtung Lohengrins in der ersten Szene des Nach-
spiels ist ein niederdrückender Pessimismus. Und daß Lohengrin, trotzdem er
das Gralserebnis hatte, diesen Pessimismus aussprechen kann, wird damit
erklärt, daß ihm „ein irdisch Regen noch im Busen spielt“ (3119). Lohengrin
ist hier unverkennbar eine Verkörperung der eigenen Stimmungen Immer-
manns, dem trotz Gral doch pessimistische Stimmungen die hohe Heiterkeit
und unangefochtene Ruhe des Gralsmenschen stören und trotz des Gefühls
der Geborgenheit hinsichtlich des eigenen Schicksals drückt doch das Leid der
Welt auf ihn und kann er die theobizeistischen Zweifel und Anfechtungen nicht
überwinden: warum muß das alles so sein? (vgl. den zusammenfassenden Schluß
„Der Mann und das Werk“ in Mayncs Biographie). Es ist mir nicht bekannt,
ob Immermann mit Schopenhauers System irgendwie in Berührung gekom-
men ist, für die Interpretation ist es auch gleichgültig, aber in der Betrachtung
Lohengrins rauscht der schwere Falkenschlag der „schwarzen Fahne der Ver-
nichtung“ im Sturm des Elends, wie im Schopenhauerschen Pandiabolismus,
der ja das gerade Gegenstück zu einem Pantheismus ist, der die Güte Gottes in
der rationalistisch konstruierten ethischen Kausalität einer das Ganze durch-

waltenden und das Gute belohnenden Gerechtigkeit herrschen sah. Das ist ja eben auch Merlins Meinung, in der Kausalitätsauffassung ist er Satans Sohn. Der Sieg des Guten wird von Immermann wie von Schopenhauer abgelehnt. Und das Erlebnis Lohengrins ist im Grunde auch kein anderes als das Satans, nur daß Satan selbstverständlich anders färbt und sich bejaht. Für ihn ist es nicht Pandiabolismus in einem pessimistischen Sinne, sondern im Sinne seiner Selbsterplikation in der Stonehenge-Szene. Dort hatte er sich über seinen und Gottes „Stammbaum“ nicht ausgelassen, und seine neue Erfahrung muß dieselbe sein, die in den Worten des Mephistopheles im „Faust“ steckt: „Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war, ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebär, das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht den alten Rang, den Raum ihr streitig macht“. Das ist in Immermanns Sinne die pessimistische Antwort auf die Theodizee-Frage, es ist eine Diabolodizee. Die erste und zweite Szene des Nachspiels stehen deshalb aber damit auch im engsten gedanklichen Zusammenhange: die verzweifelnde Frage Lohengrins wird von Satan mit einer metaphysischen Andeutung beantwortet. Die angezogene Fauststelle enthält ja den Kern der Schopenhauerschen Lehre.

Mit anderen Worten: „Merlin“ entspringt wie „Faust“ dem Problem der Theodizee, er wird aber mit der Gralslehre einer prinzipiell anderen Lösung zugeführt, doch hat Immermann, wie Lohengrin, sich dieser neuen Lösung nicht restlos hingeben können, er erwägt sogar das gerade Gegenstück einer Theodizee, ohne daß davon die Gralslehre selber berührt wird. Daher denn der pessimistische Schluß der Mythe und der Gedanke, Merlin doch zu erlösen, ein Gedanke, der mit der Gralslehre in ihrer Ausschließlichkeit unverträglich erscheint.

Die Parallelisierung mit Schopenhauer ergibt aber eine versuchsweise anzudeutende Perspektive zur Stelle 2680. Gewiß, die stoffliche Grundlage mag das Priesterreich des Johannes sein, aber was hat dies Verlegen des Gral nach Indien zu bedeuten? Liegt hier vielleicht nicht doch auch eine dunkle Andeutung auf buddhistische Stimmungen vor? Sie würde für Immermann bei seinem weiten Christentum keine Inkongruenz bedeuten, ist sie doch auch gänzlich in dem Dämmer eines Vielleicht gehalten wie ebenfalls die späteren chiliaistischen Stimmungen. Und der Kern der Gralslehre ist der Nirwana-Stimmung durchaus verwandt. So wie sich solche Stimmungen im „Merlin“ ausgesprochen finden, deuten sie auch viel mehr auf eine große wogende Borstungs- und Gefühlsmasse als auf klar begriffliche Linien und scharf abgegrenzte Formen. So wichtig es ist, die einzelnen Motivreihen für die Interpretation präzise herauszupräparieren, so unerlässlich ist es auch, sie in ihre unscharfe Verflechtung zurückzuführen und das Dämmerpiel wieder herzustellen, aus dem die Merlin-Szenen auftauchen. Zuvor aber müssen die einzelnen sicheren oder auch möglichen Motive heraufgehoben werden, wie sie ursprünglich auch Immermann nahetraten, um dann als einzelne mehr oder minder klare Wellen in seinem Erlebensströme mitzuwirken.

6. Zur Komposition.

Soweit ich sehe, ist die Komposition von Immermanns „Merlin“ noch nirgends näher betrachtet worden, obwohl mir scheint, daß sie gerade für die Frage der künstlerischen Selbständigkeit Immermanns, die man nicht recht gelten lassen will, von wesentlicher Bedeutung wäre. Aus eigener Erfahrung gestehe ich, daß ich mich, als ich zuerst vor 16 Jahren an „Merlin“ herantrat, gar nicht darin zurechtfinden konnte und ihn nach einem Versuch, beiseitelegte. Und solange ich mich nun auch damit eingehender beschäftigt habe, hat es mir immer geschienen, als wäre das Drama sehr unübersichtlich. Überblickbarkeit auf Anhieb ist nun aber gewiß kein absolutes künstlerisches Kriterium, und es lassen sich Beispiele derart genug nennen, bei denen der Überblick über das Ganze nicht ohne weiteres so leicht ist. Erschwerend ist ganz ohne Zweifel auch die Gewöhnung an die übliche Fünfteilung, die Immermann im „Merlin“ so wenig hat wie Kleist im „Zerbrochenen Krug“ und in „Penthesilea“. Aber ihre Art zu komponieren ist durchaus verschieden, und es drängt sich bei Immermanns „Merlin“ zunächst der Eindruck auf, er sei mehr stimmungsmäßig von Szene zu Szene fortgegangen. Das würde natürlich nur ein Verlegenheitsausdruck sein und nur bedeuten, daß „Merlin“ im Grunde überhaupt nicht eigentlich überlegt komponiert sei, aber es müßte sich doch dann auch der Stimmungsfaden aufzeigen lassen, der durch das Szenenlabirinth führte.

An dieser Meinung aber macht mit Bestimmtheit ein kleines Szenenstück irre, das den Eingang der zweiten Szene des Hauptspiels „Der Gral“ bildet. Warum, fragt man, schiebt Immermann hier die ganz kurze Begegnung Merlins mit Satan ein, die doch nicht nur bedeutungslos und entbehrlich, sondern auch in bezug auf Satans Verhältnis zu Merlin etwas mißverständlich erscheint, weil sie Satan drückt? Mir scheint: da die erste Szene mit Placidus, wo Merlin zum erstenmal, und zwar als knabenhafter Jüngling auftritt, um sich erst am Schluß im Monolog zum Manne zu wandeln, nur erst die Präliminarien gibt, gleich daran aber die Szene des burlesken Kay anschließt, die natürlich die Stimmung spaßig macht, so wird mit dieser kurzen Begegnung, die Merlin als Mann zeigt, die Einleitung zu einem neuen, dem entscheidenden Lebensabschnitt Merlins, der in der Auseinandersetzung mit Satan besteht, gegeben und ein wirkungsvoller Drücker gesetzt, der sofort das Stimmungsniveau hebt und das Folgende wie mit scharfer Betonung von dem Vorausgehenden abhebt. Merlin erhält dadurch, daß er in knapper wirkungsvoller Szene mit wenigen Worten und Gebärden seine völlige Selbständigkeit dokumentiert, und daß Satan im Grunde hier schon bezeugen muß, daß sein Plan mißlungen ist, weil Merlin nicht sein Werkzeug sein will, ein außerordentlich starkes Gewicht, daß er auch sofort in der anschließenden Szene mit dem Tafelchen braucht. Man erkennt, daß diese Handlung Merlins wahrlich nicht in den von Kay angeschlagenen Ton paßt, sondern etwas völlig gegensätzliches ist. Man denke sich Satan weg, und die Szene wird matt. Weiter ist die knappe siebenzeilige Szene mit Kay sehr überlegt aufgebaut. Zunächst

nach der kurzen mächtigen Begegnung mit Satan, die vom Spielleiter in bezug auf die Gestalten Merlins und Satans und in Anbetracht dessen, daß sie für wichtiges Sprechen keine besondere Gelegenheit gibt und das meiste der Gebärde zuweist, gar nicht zu wichtig angelegt werden kann, wendet sich Merlin nach dem ganz leicht ironisch schillernden ernsthaften Dank an Satan überlegengutmütig zu dem schlafenden Ritter, dann kommt, um diesen Eindruck nicht zu stark und mißverständlich werden zu lassen und Merlin als den Wissenden zu zeigen, die schicksalhaft charakterisierende und prophezeiende Apostrophe an Klingsor, worauf wiederum eine gutmütig-verächtliche Wendung zu dem schlafenden Kay hin die Szene beschließt. Der ganze Szenenteil bis dahin hat ein Duzend Verse, und trotzdem wird Merlin in dreifacher Spiegelung als der Überlegene geboten. Es ist wie ein kurzes schicksalsschwangeres Wetterleuchten, mit dem Merlin hier nach der Szene mit Placidus mit ihren teilweise heiteren Farben am Horizont der Welt erscheint, der er Vernichtung bringt. An die letzten Worte Kays im Fortgang der Szene „Und Klingsor gibt zu allem noch die Klarheit“ schließt sich unmittelbar die erste Klingsor-Szene, wo Klingsor so gar nicht in der Verfassung erscheint, als wisse er Rätsel zu lösen. Das Wetterleuchten blüht zuerst zu Klingsor hinein, und daran schließt sich die große Szene Merlin-Satan, so daß Klingsor, zwischen diese beiden Begegnungen Merlin-Satan eingeschoben, einfach erdrückt wird.

Ist das richtig, so erhebt sich an der Meinung einer gewissen lediglich stimmungsbefindlichen Komposition begründeter Zweifel. Um hier Klarheit zu bekommen, sei zunächst eine Übersicht der Szenenfolge gegeben, wobei ich in Vorspiel, Hauptspiel und Nachspiel, wie von Immermann angegeben, abteile und als Szene jeden Teil mit selbständiger Szenerie, unabhängig von Personenwechsel, nehme, gegebenenfalls innerhalb solcher Szenen selbständigere, durch Personenwechsel voneinander getrennte Stücke mit a und b unterteile. Die Zueignung fällt weg. Die Szenen bezeichne ich mit V G N und einer Zahl nach der Reihenfolge.

Vorspiel	V 1	190—429	Hohe Klippen und Landschaft. In der Ferne Gehöfte. Satan und Luzifer auf den Klippen.
	V 2	430—704	Wüste. Höhleneingänge. Candida, Placidus, Satan.
Hauptspiel (Der Graf)	G 1	705—1030	Britannien. Felsenschlucht. Placidus, Merlin.
	G 2 a	1031—1094	Ein anderer Teil der Schlucht. Kay.
		b	1095—1138
	G 3	1139—1375	Castel Merveil. Saal. Die Bilder der Götter umher. Instrumente, Bücher, Gewächse. Eine Schlange liegt im Kreise um den ganzen Raum. Klingsor, Zwerg, dann Kay.
	G 4	1376—1620	Am Grabe der Mutter. Steinblöcke. Mondschein. Merlin, Satan.
	G 5	1621—1751	Die Wiese von Kardweil. Artus, Kay, Minstrel.
	G 6	1752—1939	Tafelrunde. Artus, Seneschall, Gawein, Gareis, Ere, Minstrel, Ritter.
	G 7 a	1940—2110	Rosengarten der Königin. Artus, Ginevra, Lanzelot, Ritter.
b		2111—2166	Lanzelot, Ginevra.
G 8	2167—2376	Feld. Klingsor, Merlin, Satan.	

G 9	2377 – 2534	Nacht. Zeltlager der Tafelrunde. In den offenen Zelten schlummernd: Artus, Sinevra, Gawein, Gareis, Erel, Lanzelot, Niniana. – Merlin.	
G 10	2535 – 2581	Castel Merveil. Vorplatz. Klingfor, Zwerg.	
G 11	2582 – 2691	Montsalvatsh. Treppenstufen unter den Vorhallen. Parzifal, Lohengrin – Titurell.	
G 12	2692 – 2733	Einöde. Die Tafelrunde auf dem Zuge. Artus. Sinevra, Gawein, Gareis, Erel, Lanzelot, Ritter.	
G 13	2734 – 2854	Im Walde von Briogne. Niniana, Merlin.	
G 14	2855 – 2932	Einöde, doch andere Gegend als G 12. Tafelrunde.	
G 15	2933 – 3094	Im Walde von Briogne unter der Weisbörnhecke, sonst wie G 13, am Schluß Ruf der Tafelrunde.	
Nachspiel	N 1	3095 – 3135	Domkirchhof. Lohengrin, Minstrel, Placidus.
(Merlin der Dulder)	N 2	3136 – 3349	Im Walde von Briogne an der Weisbörnhecke, ähnlich wie G 15. Merlin, Satan.

Keine Szenerie kommt zweimal vor; wo der gleiche Ort angegeben ist, bezeichnen nähere Angaben verschiedene Teile: G 3 und 10 spielen beide in Castel Merveil, aber einmal im Saal, das andere Mal auf dem Vorplatz; desgleichen G 5, 6, 7, 9 an Artus' Hof, doch an verschiedenen Plätzen; G 12–15 wechseln Einöde und Wald von Briogne in eindrucksstarkem Parallelismus, aber mit Variationen; nur G 15 und N 2, bei der gleichfalls die szenischen Angaben eine geringe Verschiedenheit rechtfertigen könnten, möchten mit ganz gleicher Szenerie gedacht sein. Immerhin müßte, wenn man genau die gleiche Szenerie läßt (weil dadurch vielleicht die Situation Merlins eindrucksvoller werden könnte, indem ihm jetzt an der Stelle, wo er mit Niniana saß, Satan zuletzt begegnet und er seinen Tod findet), die Stimmung der Szenerie selber eine andere sein, weil sie psychologisch anders gefärbt ist.

Vorspiel und Nachspiel sind klar abgetrennt. Das Vorspiel umfaßt Plan Satans und Zeugung Merlins, das Nachspiel als Epilog, da Merlins Schicksal mit G 15 entschieden ist, Merlins Tod.

Das Hauptspiel umfaßt drei Szenengruppen und eine isolierte Szene G 11, die den gedanklichen Mittelpunkt bildet, an dem sich alles orientiert; der Spielleiter hat diese Szene deshalb als mit allem anderen unvergleichbar hervorzuheben und mit einer ausgeglichenen Harmonie und goldenen Leuchtkraft psychologisch wie rundum in sich abgeschlossen hinzustellen. Diese Szene bringt in den Siegeslauf Merlins, der auch ohne diese Szene zu Ende ginge, den für den Zuschauer entscheidenden Einschnitt: mit einemmal wird klar, daß Merlin auf falscher Bahn ist.

Die davorliegenden beiden Szenengruppen sind getrennt durch die zweite gewaltige, erhabene Szene am Grabe der Mutter, die die letzte der ersten Gruppe ist. In jeder dieser beiden Gruppen findet eine Begegnung Merlins mit Satan und dem Artuskreife statt, spielt Klingfor eine Rolle, tritt Kay als die lustige Person auf. Die erste Szenengruppe wird von Merlin beherrscht, in der zweiten breitet sich der Artushof aus. Die gedankliche Bewegung ist in beiden in ihrer Basis dieselbe, doch ist die zweite bunter und reicher instrumentiert. Man könnte vielleicht besser noch G 1–3 zusammenfassen und G 4 für

sich, doch nicht isoliert, stellen, diese steht dann G 11 parallel. Wie auf G 11 in Darstellung und Ausstattung alles Licht überwältigend zu sammeln ist, ist die Szene am Grabe der Mutter G 4 in ihrer erhabenen Wildheit so stark und mächtig zu betonen, daß beide als große Hauptpunkte das Ganze gliedern helfen. Die dritte Szenengruppe, in der die Fäden der ersten und zweiten zusammenlaufen, sticht dann gegen G 11 in ihrem Jammer und Elend niederdrückend ab. Der Parallelismus von G 12—15 in ihrem Wechsel zwischen Tafelrunde und Merlin-Niniana vertieft diesen Jammer qualvoll. Einen Gegenpunkt zu G 4 bildet nach der die Artuszenen abschließenden N 1 die Szene N 2 und gleichzeitig das Gegenstück zu V 1.

Mit dem Vorspiel wird ein eigentümlich drohender Hintergrund gegeben, auf dem im Hauptspiel zuerst Merlins Gestirn leuchtend aufgeht und sich zeitweilig das Spiel der Artusgruppe wie ein heiterer Regenbogen spannen will, um alsbald in Dämmer und Finsternis abzusinken.

Zeigt sich somit, daß das Stück ganz überlegt komponiert ist, so ist noch ein ganz wichtiger Punkt hervorzuheben, der es aus der deutschen Tragödie in eigenartiger Weise heraushebt. Wie sie behandelt „Merlin“ ein Lebensproblem. Aber während sonst dies Lebensproblem immer auch das Problem eines Menschen ist, des Helden — eine Besonderheit, die dem Individualismus des 18. Jahrhunderts und ihrer sonstigen Herkunft entstammt —, so daß sie Menschen mit einem Helden im Mittelpunkt in einer durch dies Menschen schicksal zusammengeschlossenen Handlung sich entfalten läßt, um diesem Helden zu einer Entfaltung im Problem zu verhelfen, ist im „Merlin“ weniger von einer Entfaltung des Helden als von einer Entfaltung des Problems selber die Rede, der denn auch die Szene G 11 ihre isolierte und gedanklich beherrschende Stellung verdankt. Gewiß ist der leitende Faden das Schicksal Merlins, aber der Kernpunkt ist doch die Auseinanderlegung, die logisch-anschauliche „Entwicklung“ des Problems selber. Daher auch die Beiseitsetzung des altgeteilten biographischen Helden dramas, das immer dominierte, und dem gelegentlich das Volksdrama mit dem Volke als Helden gegenübertrat. Es ist, wie es scheint, Immermann gar nicht voll zum Bewußtsein gekommen, daß er hier etwas anderes, eine andere dramatische Form, ein reines Problemdrama, schuf, das sich nicht gut in Akte teilen ließ, und daß deshalb auch von der Kleist'schen Form des „Zerbrochenen Kruges“ und der „Penthesilea“ trotz der Ähnlichkeit wesensverschieden ist. Natürlich hängt damit auch die Lockerheit des Baus zusammen: drei Einzelpersonen in Satan, Merlin, Klingor, der nirgends mit der Artusgruppe zusammen auftritt, drei bis vier Personentreife: Placidus-Candida, Artuskreis, Gralkreis und die Schlußgruppe in N 1. Was Hebbel forderte, daß die Personen am Gedanken des Dramas sprechen, ist hier bei Immermann eher erfüllt als bei ihm selber, der in der Form doch an das biographische Helden drama gebunden blieb. Vgl. auch Mayncs Biogr. 294 ff.

Immermann hat hier wirklich eine eigene Form gefunden, die ohne Nachfolge geblieben ist. Hier erwuchs ihm aus ganz eigenen Bedürfnissen eine besondere Ausdrucksform, und nur die Ungewohntheit des Stoffes und die Be-

sonderheit der symbolischen Darstellung, der ich hier nicht nachgehe, hat es verschuldet, daß vor den vielen dunklen Falten, die der Stoff warf, die Eigenart der Form nicht erkannt wurde. Sie erschien wie ein Kuriosum, vor dem man einigermaßen verständnislos kapitulierte, indem man Immermann als den Besiegten ansah. In Wirklichkeit liegt hier eine originale Leistung vor, die Immermann als dichterisch schöpferisch zeigt.

„Merlin“ ist eine künstlerisch hochbedeutende Leistung, die allerdings in der dramatischen Entwicklung nur ein Anfang blieb. Für die dramatische Entwicklung liegt hier eine besondere neue Form vor, die noch wesentliche Möglichkeiten hat und diese Möglichkeiten in einer kongenialen, geistig beherrschenden Aufführung erst zeigen könnte. Bis heute sind sie noch in keiner Weise ausgeschöpft.

Die Vermutung liegt nahe, daß die Form des mittelalterlichen Dramas nicht ohne Einfluß geblieben ist, die den Absichten Immermanns in diesem Fall nicht nur entgegenkam, sondern die ihm auch als für den mittelalterlichen Stoff gegeben erscheinen konnte. Und in der Tat besteht ja auch eine gewisse Verwandtschaft, indem auch im Passionspiel nicht so sehr die Person Jesu, als die Heilstatsache seines Lebens und Sterbens das Zentralproblem bildet, nur wird sie nicht als Problem gefaßt, sondern in bunter Mannigfaltigkeit einfach veranschaulicht. Am nächsten steht etwa der Tegernseer Lubus, gleichfalls ein Antichristspiel, das mittelalterliche Gegenstück zu „Merlin“, auch in der Form; Immermann hat ihn aber wohl nicht gekannt, sonst hätte er sicher darauf Bezug genommen.

Zu 1. Welche Kombination für Rassen und Religionen möglich sind, möge noch Aventin belegen, der in seiner Deutschen Chronik außer Sem, Ham, Japhet aus patriotischen Gründen noch einen vierten, nach der Sintflut geborenen Noahs nennt, nämlich den Luisco als Stammvater der „uralten Teutschen“, so daß er damit also auf vier Rassen käme. In der Bayerischen Chronik I 1 nennt er auch vier Religionen: Christen, Juden, Heiden, Türken, indem er die Türken aus der früheren großen Masse der Heiden aussondert. Allen vier Religionen schreibt er Einhelligkeit in bezug auf den Glauben an „ein einigs, höchst ewigs, an anfang, end, zil und zeit, guet, so man ‚got‘ in teutsch nennt“, zu. —

Zu der Reise des Grals nach Indien merke ich an aus dem anonymen Knittelgedicht „Der Aschermittwoch in Weimar“ auf das Mißlingen der Kogebushens Schillerfeier, das Fall, Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt (Leipzig 1832), S. 196 mitteilt:

O Jammertag, o Mißgeschick!
Dahin ist Carlos' schönstes Glück!
Dahin des Posa stolzer Traum!
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und schiffet zu Indiens fernem Strand.

Hamanns oben zittierter Aufsatz versucht folgende Deutung: Die Jungfrau ist die Wahrheit, wie ich gleichfalls annehme. Die fünf Knaben sind ursprünglich als die fünf Sinne gedacht. „Da dem Dichter diese Begriffe zu eng erschienen, um zu seinem Zweck zu gelangen, nämlich die düsterhafte Philosophie seiner Zeit (Hegel) zu treffen, so setzte er dafür drei Knaben ein, worunter das Denken, Fühlen und Wollen, oder nach dem Hegelschen System: die Philosophie (Logik), die Kunst (Ästhetik) und die Staatswissenschaft (Ethik) zu verstehen sind.“ Als Bestätigung dieser Auffassung führt er an: Münchhausen verkehrt mit den drei „Unbefriedigten, die ihn (d. h. den Zeitgeist) studieren; der eine von ihnen wird Philosoph, der zweite Dichter, der dritte Staatsmann“ (Münchh. VI Kap. 3). Und als Parallele zu dem Bilde von dem Eimern glaubt er (VI 9) die Stelle im Protokoll in Anspruch nehmen zu können: „... wir lechzten wie trodene Eimer in der

Sonnenglut“ nach Münchhausen. So bestehend zunächst die Parallele hinsichtlich der drei ist, so wenig scheint sie mir sicher zu treffen; einmal vermisse ich einen Beleg für die Behauptung, daß Immermann ursprünglich an die fünf Sinne, dann an Denken, Fühlen, Wollen gedacht habe, zumal Immermanns Auffassung nicht mit der Merlins oder gar Klingsfors identifiziert werden darf. Dann aber ist doch Merlin selber Hegel, und man läme so mit der Deutung auf Logik, Arbeit, Ethik in Schwierigkeiten, da Merlin ihnen eine Wahrheit entgegensetzte, die diese drei zusammengenommen doch gerade wären. Welche Bedeutung könnte denn neben ihnen die Wahrheit als ein ihnen entgegengesetztes Besonderes haben? Nimmt man dagegen die Jungfrau als die gnostisch erkennbare Wahrheit und als spezifische Erkenntnis Merlins, wie sie sich in der Stonehenge-Szene darstellt, so ist sie ein Gegensatz zu den von Klingsfor skeptisch abgelehnten Religionen als nicht ausreichenden Erkenntniswegen und ist alles in Ordnung. Ich glaube deshalb auch nicht, daß die Münchhausen-Stelle eine engere Beziehung zu den drei Knaben hat. Auch scheint es mir doch bedenklich, anzunehmen, daß Immermann einfach von fünf zu drei übergegangen wäre, um damit eine ganz andere Gedankenreihe einzuführen. Und was wäre gegenüber den fünf Sinnen die Wahrheit? Über den Inhalt der Wahrheit aber läßt sich Hamann weder für den einen noch den anderen Fall aus. — Das Eimerbild wird durch die Parallele nicht geklärt; es braucht nichts weiter zu beweisen, als daß es Immermann überhaupt nahe lag.

Zu 5. Bei Ablehnung von Maynes Deutung versucht Helene Herrmann in ihrer oben zitierten Besprechung von Maynes Ausgabe folgende Deutung: Satan habe in der Vision erkannt, daß Gott ihn als seinen Gegenpol brauche, und daß deshalb also seine Existenz gesichert sei. Auch diese Deutung ist auf den ersten Blick so bestehend, daß ich sie meiner ohne weiteres vorziehen würde, wenn mir nicht schiene, als ob man dadurch Immermanns Meinung, wie sie mit seiner Logos-Auffassung wechselt, in Satan hineininterpretierte, der damit doch im Grunde erledigt wäre und Merlin gegenüber kaum so auftreten könnte, wie er tut. Es ist aber doch auch hier noch derselbe Satan, der jedem in der Gestalt erscheint, wie sie der jeweiligen Gemütsverfassung entspricht, und der vom Standpunkt der Stonehenge-Szene nichts aufgegeben hat. Und wieso soll das Ende aller Dinge hereinbrechen, wenn Satan den Stammbaum offenhing, wie ihn doch gerade Immermann selber vertritt? Sollten diese Worte nicht doch vielleicht eine Fortführung der pessimistischen Annahmen Lohengrins sein, der die Erde nur als einen leeren, trüben, baumlosen Anger, mit Geben besät usw. sieht, und der im Grunde nichts anderes sagt, als was Satan unter pandiabolischer Voraussetzung auch sagen könnte, nur von ihm aus anders betont: wüßte man, daß „dem bösen Geist die Erde gehört, nicht dem guten“, so brähe alles zusammen? Diese Stimmung tritt also an Merlin heran, es ist seine „Sorge“, aber er lehnt sie mit Entschiedenheit ab. Nicht eine Erkenntnis Immermanns wird hier ernsthaft diskutiert, sondern eine Annahme, eine satanische Auffassung; und es begegnet hier das im Vorspiel in Luzifer verkörperte zerstörende Element wieder in konsequenter Durchführung, das nicht reflexlos aufgeht.

Forschungsberichte.

Schröter, Ernst, Walahfrieds deutsche Glossierung zu den biblischen Büchern Genesis bis Regum II und der althochdeutsche Latian: Hermaea. Band 16. Max Niemeyers Verlag, Halle (Saale) 1926.

Die Erforschung der abh. Glossen hat durch zwei Arbeiten Georg Baesedes¹⁾ neue Anregungen empfangen, deren Wert in dem entschiedenen Hinweis auf die notwendige Vermeidung von zwei Hauptmängeln der älteren Arbeitsweise beruht: Die Gewohnheit, alle abh. Glossen ohne Rücksicht auf die Häufigkeit ihres Auftretens als gleichwertig zu behandeln und sie zu bearbeiten, ohne die Überlieferungsverhältnisse des lateinischen Textes zu kennen, wird als Quelle zahlreicher Irrtümer herausgestellt. Im Hinblick darauf setzt sich die Arbeit Ernst Schröters zum Ziel, die Arbeitsweise Baesedes auf die im Titel genannten biblischen Bücher zu übertragen. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes erfolgt nach dem Grundsatz, daß Teile des deutschen und lateinischen Textes, die nicht durch alle Handschriften überliefert werden, als „Fassungen“ des ursprünglichen Kommentars anzusehen sind.

Der zu rekonstruierende Kommentar Walahfrieds *PSG²⁾ geht auf das lat.-lat. Bibelglossar Rz³⁾ zurück; doch nicht nur für die Genesis, sondern auch für die Bücher Leviticus, Numeri und Deuteronomium gilt die Vermutung Baesedes⁴⁾, daß *PSG keine originelle Arbeit ist, sondern vorhandene Glossare ausschreibt. Darauf deutet der paläographische Gesamtbestand und die Feststellung zahlreicher Entsprechungen in anderen Glossaren hin. Die Untersuchung der inhaltlichen Abhängigkeit, die für jedes Buch einzeln durchgeführt wird, ergibt, daß unter den Quellen die Reichenauer Glossare im Vordergrund stehen. Der Kompilator überträgt den obd. oder agf. Lautstand seiner Vorlagen in den ostfränkischen Dialekt, der einige obd. Elemente und einen leisen alem. Einschlag aufweist.

An diese Einzeluntersuchung schließt sich eine vorläufige Gesamtbetrachtung aller drei Bücher. Das Material der Einzelüberlieferung wird an dem Glossenbestande, der mehrfach überliefert ist, also mit Sicherheit *PSG angehört, gemessen. Selbst bei peinlichster Sorgfalt in der Anwendung dieser Methode läßt sich ein Dialektunterschied zwischen den drei Büchern nicht nachweisen. Ein Vergleich ihrer Mundart mit gleichzeitigen Literaturdenkmälern⁵⁾ und den deutschen Eigennamen zeitgenössischer Urkunden deutet auf die Kanzlei Rudolfs von Sulza hin, deren Geschäftssprache einen leisen obd.-alem. Einschlag aufweist; nach Franken weist auch die Feststellung des Kompilators, daß er francice schreibe.

Der 2. Abschnitt der Arbeit deckt die Beziehungen zwischen *PSG und Sg 283, dem Kommentar des Walahfried Strabo zu Leviticus, Numeri und Deuteronomium auf, der aus einem bei Hraban gehörten Kolleg hervorging. Der sprachliche Charakter des Kommentars mit seiner Neigung zu obd. und alem. Elementen stimmt völlig mit dem von *PSG überein. Der lateinische Text lehrt, daß Sg 283 wie *PSG in gleicher Weise dem Einflusse von Rz unterliegt; aus äußeren Merkmalen und inhaltlichen Beziehungen geht hervor, daß Sg 283 eine Vorstufe von *PSG darstellt. Dieser widerspruchlose Zusammenhang der Werke kann nur in der Gleichheit der Verfasser seine Erklärung finden. *PSG zeigt auch in seinen Einzeltügen Parallelen zu den beglaubigten Werken Walahfried Strabos; daher wird in diesem

¹⁾ Baesede G., Hrabans Ißborglossierung, Walahfried Strabus und das abh. Schrifttum. *ZfdA.* 58 (1921) S. 241 ff. Ders., Die deutschen Genesisglossen der Familie *Rz. *ZfdA.* 61 (1924) S. 222 ff.

²⁾ Bezeichnung nach den ältesten Handschriften des Stenmas: P = Cod. S. Pauli XXV d,82 (10. Jhdt.), Sg 9 = Cod. S. Galli 9 (9. Jhdt.).

³⁾ Steinmeyer-Sievers, *Abh. Glossen* 5, S. 108 ff.

⁴⁾ Baesede G., *ZfdA.* 61 (1924), S. 224.

⁵⁾ Baesede G., *ZfdA.* 58 (1921), S. 252 ff.

gelehrten Abte der Reichenau der Verfasser des großen deutschen Bibelkommentars *PSg zu suchen sein. Da Sg 283 auf ein Kolleg Hraban's zurückgeht, doch unverkennbare alem. Einflüsse zeigt, kann es nur während Walahfried's Aufenthalt in Reichenau 838—849 entstanden sein; Sg 283 wurde zuerst verfaßt und bald darauf in erweiterter Form als *PSg herausgegeben.

Der nächste Abschnitt der Arbeit, welcher die deutschen Glossen zu den Büchern Exodus bis Regum II behandelt, soll die Überlieferung kritisch sichten und die Ausdehnung von *PSg feststellen. Auch diese Bücher haben die Reichenauer Glossare in weitem Umfange benützt; in der Beseitigung des fremden Lautstandes stimmen sie mit *PSg innerhalb der Bücher Leviticus, Numeri und Deuteronomium überein. Die sprachliche Untersuchung weist den offfr. Lautstand mit dem für *PSg kennzeichnenden alem. Einschlag nach. Als Ergebnis des Abschnittes ist die Tatsache zu buchen, daß sich der Kommentar Walahfried's auch auf die Bücher Exodus, Josua, Judicum, Ruth, Regum I und II erstreckte.

Die daran schließende systematische Untersuchung der Sprache des gesamten Werkes bestätigt die Einheitlichkeit des Kommentars, dem auch das vereinzelt Überlieferte vom Ursprung an zugehörte. In der schichtenweisen Entstehung stimmt *PSg mit anderen Glossaren überein. Seine Grundlage Rz, das der Form nach auf die Antike, der Herkunft nach auf England weist, wird in Sg 283 mit der theologischen Gelehrsamkeit Reichenaus bereichert und schließlich von Walahfried zu dem großen Kommentar *PSg abgerundet. Der Verfasser hat es wohl verstanden, diese Stadien der Entstehung in der Textausgabe des Kommentars deutlich zu machen, die den Abschluß des Buches bildet.

Das Ergebnis der Arbeit ist ein doppeltes: In philologischer Hinsicht bringt sie einen Beleg für das Vorhandensein sprachlicher Ausgleichbestrebungen zwischen Fulda und Reichenau und stützt damit den Versuch Müllenhoffs, die ersten Ansätze zur Bildung einer deutschen Gemeinsprache in das karolingische Zeitalter zu verlegen. In literarischer Hinsicht schält sie ein bisher unbekanntes Literaturdenkmal aus der Überlieferung heraus und schreibt es dem Reichenauer Abt Walahfried Strabo zu. Im Zusammenhange damit wird der Vermutung Raum gegeben, daß Walahfried auch der Verfasser des von 7 geschriebenen Teiles des Tatian sei. — Die Dissertation Ernst Schröters ist methodisch und inhaltlich von höchstem Interesse; es wäre zu begrüßen, wenn nach ihrem Vorbilde der gesamte abd. Glossenbestand eine Durchsicht erführe. Die Untersuchung, welche mit viel Schwierigkeiten der Überlieferung zu kämpfen hatte, wurde mit Sorgfalt und Scharfsinn in lückenlosen Beweisketten durchgeführt. Für den Aufbau der Arbeit war es zwar wenig förderlich, daß sich der Verfasser ausschließlich den durch Vorlage und Überlieferung gebotenen Gesichtspunkten untergeordnet hat; er sieht sich dadurch zu mehreren Wiederholungen und vorläufigen Vorwegnahmen der Ergebnisse gezwungen. Doch wenn man sich jenseits des Streitigen über das Alter der Einigungsbestrebungen innerhalb der deutschen Sprache stellt, so muß man den Ergebnissen dieser bedeutsamen Arbeit das vollste Vertrauen entgegenbringen.

Reichenberg (Böhmen).

Bruno Schier.

Christmann, Gustav, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Zweiter Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. II. Die Dürerzeit. Erste Hälfte. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1927. Handbuch des deutschen Unterrichts von Th. Matthias.

Wir verdanken Christmann die ausführlichste und gründlichste altdeutsche Literaturgeschichte, schon aus dem Grunde, weil sie durch keine engen, räumlichen Grenzen beschränkt ist. Der vorliegende Band beschäftigt sich nur mit dem höfischen Erzählgedicht von 1170 an, den drei großen Meistern ist der größere Teil des Bandes (von S. 133 ab) gewidmet. Christmann bewährt sich als sicherer, zuverlässiger Führer durch die mhd. Literatur, deren Denkmäler er sich völlig zu eigen gemacht hat, wie die sorgfältigen, in Aufbau und Gliederung streng sachlichen und lehrreichen Inhaltsangaben der Gedichte beweisen. Die neuesten Ergebnisse sind kritisch verwertet auf Grund überreicher, fast erschöpfender bibliographischer Angaben, die dem Leser die gesamte bisherige wissenschaftliche Forschung übersichtlich vorführen. In der Einleitung hören wir von den allgemeinen Voraussetzungen, von den geistigen und kulturellen

Grundlagen, wobei besonders die Bemerkungen über den Ritterstand, die höfische Bildung und Geistesart zu beachten sind. Die frühmhd. Epen von 1170—1780, Herzog Ernst, Graf Rudolf, Gloyris, Eilharts Tristan stehen voran. Dann folgt die Blütezeit, Heinrich von Veldeke und das höfische Epos in Mitteldeutschland: Herborts Trojanerrieg, Albrechts Doid, Arhis und Prophtias, Ottos Eraclius, Morant und Galie, Moriz von Craon. Die Ergänzung solcher Gedichte, die nur in Bruchstücken erhalten sind, und der Vergleich mit der Vorlage, aus der die selbständige Eigenart des deutschen Dichters sich ergibt, ist sorgsam, sachgemäß und überzeugend durchgeführt. Den Höhepunkt erreicht die Darstellung mit Hartmann, Wolfram und Gotfrid. Mit der Quellenfrage rollt sich in vollem Umfang die Stoffgeschichte auf: Tristan, Artus, Perceval und Gral. So blicken wir in die weiten Hintergründe der mhd. Erzählgedichte. Auch in diesen schwierigen Abschnitten ist die meisterhafte, klare Zusammenfassung der weitschichtigen Überlieferung, die Chrismann mit selbständigem Urteil beherrscht, hervorzuheben.

Bei aller Gründlichkeit bleibt aber doch noch manche Frage offen oder unentschieden. Die deutschen und lateinischen Texte vom „Herzog Ernst“ lassen sich zu einem das Abhängigkeitsverhältnis anzeigenden Stammbaum vereinigen (S. 57). Was aber sollen wir uns unter der „im Volksmund verbreiteten Sage“, aus der das Bänkelsängerlied entstammt, denken? Einer literarischen Urquelle kann auch das Lied schwerlich entzogen werden. Beim „Grafen Rudolf“ billigt Chrismann dem deutschen Dichter große Selbständigkeit zu (S. 59), wenn er zwar die Liebesgeschichte aus dem altfranzösischen Boeve de Hanstone ableitet, aber die Umbildung des Abenteuerromans zum Kreuzzugserlebnis, zum Zeitgemälde, zum Gegenwartseroman als deutsche Zutat betrachtet, obwohl das Schicksal des französischen Grafen Hugo von Puiwet sich im mhd. Gedicht spiegelt (S. 59 Anm. 2). Chrismann nimmt Zufall an. In diesem Falle ist die Tat des heffischen Dichters um 1170 ganz eigenartig, weil er auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt. Wenn wir aber an Hugo von Puiwet festhalten, dann müssen wir die Mischung von Wahrheit und Dichtung der Vorlage zuschreiben, unbeschadet der stil- und sachgemäßen Darstellungskunst des Deutschen. Wenn Chrismann S. 67 Anm. 2 an der zeitlichen Reihenfolge Veldekes Eneit — Eilharts Tristan festhält, dann ist der Tristan-Roman nicht um 1180, sondern um 1190 zu setzen, was mit den urkundlichen Nachweisen des Eichardus de Derge (1189—1207) übereinstimmt. Eilharts Vorlage ist die pikardische „Estoire“ des Robert von Reims, genannt li Kievres, aus der Chrismann mit S. Schoepperle sämtliche erhaltenen französischen Tristan-Gedichte ableitet. Das kann nicht richtig sein. Der verlorene Ur-Tristan ist um 1150 zu setzen, die „Estoire“, die durch ihre verschiednen Einschaltungen (Sensenfalle, Tristans Narrenfahrt) zweifellos eine bereits längere literarische Überlieferung voraussetzt, in die achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts. Der Tristan des Thomas stammt nicht aus der „Estoire“, wie Chrismann S. 302 wiederholt, sondern aus dem Ur-Tristan in England. Durch Kristian von Troyes und Robert li Kievres wurde der Tristan aus England nach Frankreich übertragen, der Anglonormanne Thomas hatte keine Ursache, nach einer pikardischen Dichtung zu greifen. Auf Grund dieser Auffassung läßt sich jetzt aus Estoire-Eilhart und Thomas-Gotfrid der Inhalt des Ur-Tristan genauer und richtiger erschließen, als es früher durch Wédier und mich in unsern Tristan-Büchern geschah. Eine unbekannte Größe bleibt nur noch Kristians Gedicht „von König Mark und der blonden Iselt“, vielleicht eine kürzende und jedenfalls erste französische Tristan-Dichtung gegenüber dem anglonormännischen Urgebiht. Mit Recht betrachtet Chrismann die Tristan-Dichtung in ihrer Gesamtheit als ein Erzeugnis französischen Geistes. Eilharts Gedicht gliedert er in eine Vorgeschichte, Morold, Liebesgeschichte, Tristans Verbannung, Liebestod. Tristans Verbannung und seine Vermählung mit der weißhändigen Iselt bezeichnet er zwar als eine Fortsetzung der Liebesabenteuer, ohne aber mit Schoepperle, Relemina, Nanke das ursprüngliche Gedicht mit Tristans Tod durch Mark nach der französischen Prosa endigen zu lassen. Sehr richtig schreibt Chrismann S. 73 vom Urdichter: „Er hat das Leben eines Minnehelden dargestellt in seinem ganzen Verlauf von der Geburt bis zum Tode und hat die vorgefundnen Stoffmassen durchtränkt mit dem Geist des französischen Rittertums seiner Zeit.“ Für die Grundlagen der Tristan-Sage hält Chrismann zwei Ursablen, das Märchen von der Feenliebe und die Ehebruchsgeschichte. „Die Feenliebe verläuft in dreifachem Aufbau: auf die

Verlockung durch die zauberkundige Fee (Isolde) folgt die Wiederkehr des Helden zu den Menschen und eine zweite Frauenliebe (Isolde Weißhand). Die Zurückbannung ins dämonische Reich ist das Ende: die Fee holt den geliebten Helden auf ihrem Zauberschiff ab. Aber der Schluß ist in der Tristan-Dichtung dem Bereich des Feenmärchens entzogen und ersetzt durch die klassische Sage vom Segel des Theseus bzw. der Denone.“ Das Feenmärchen ist aber doch mit der Fahrt nach Heilung zu Ende. Nichts spricht für die von Christmann behauptete einstufige Fortsetzung; wohl aber ist verständlich, daß die heilende Fee der Lantrisfahrt die heilkräftige Denone am Schluß wie eine Ergänzung in den Gedankenkreis des Schöpfers der Tristan-Sage zog. Tristans Leben wird sinnbildlich eingerahmt: zuerst fährt er aus, um bei Isolde Heilung zu finden, zuletzt bringt das Schiff die ersehnte Ärztin aus Kornwall zum Siechbett Tristans nach der Bretagne. Der Tristan-Roman wie überhaupt der Artus-Roman ist nicht wie das Heibengebüch durch Aufschwellung vom Lied zum Epos, sondern durch Zusammenfügung von gangbaren Sagen und Sagenmotiven, Novellen und Schwänken mit vollbewußter Absicht geschaffen.

Klar und anschaulich ist der Abschnitt über den Artus-Roman, der in Galfreds Historia und in bretonischen Märchen und Sagen seine Quellen hat. Die Grundformeln der Feensagen, die Christmann aufstellt, sind allerdings nicht aufs Keltische beschränkt, sondern überall nachweislich. Aber keltisch ist im Artus-Roman die Umwelt dieser Geschichten, woraus erhellt, daß die französischen Dichter die Stoffe teilweise bretonischen Spielleuten verdanken. Kristian von Troyes wird als der eigentliche Begründer des Artus-Romanes vollaus gewürdigt: „Er hat damit eine weitreichende Bedeutung für die Entwicklung der mittelalterlichen Literatur gewonnen und wurde auch von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern als unerreichter Meister anerkannt.“ Dieses Lob schränkt die Anmerkung auf S. 137 allerdings wieder ein: wenn die kymrische Erzählungen (Mabinogion) ursprünglicher sind als Kristians Romane, dann ist der französische Dichter ein kümperhafter Abschreiber, dem man nur geschickte Sprache und Reimkunst nachrühmen kann, der aber an selbständiger Stoffbehandlung hinter den mhd. Bearbeitern französischer Vorlagen weit zurücksteht. Der ganze Mabinogionstreit, der für jeden vorurteilslosen Leser beim ersten Vergleich sich erhebt, scheint mir so rätselhaft wie die Kiotfrage, die immer noch umstritten wird, obgleich sie längst entschieden ist. In diesen beiden wichtigen Fragen vermissen ich bei Christmann entschlossenes und entscheidendes Urteil: was er im Text sagt, nimmt er in den Anmerkungen wieder zurück! So taucht S. 146 Anm. 2 eine rheinische Artus-Dichtung vor Hartmann auf, die an die anglonormännischen Artus-Gedichte erinnert, die nach S. Paris Kristian abgeschrieben haben sollte. Man muß einmal mit derlei gelehrten Schrullen aufhören, die mit der ganzen literarischen Entwicklung in Widerspruch stehen. Das Vorhandensein einer von den uns bekannten Kristian-Texten in einzelnen Lesarten abweichenden Fassung (vgl. S. 162 Anm. 1), die auch für Percival zutrifft, berechtigt keinesfalls zur Annahme besonderer Gedichte vor und nach Kristian: es handelt sich hier genau so wie bei Hartmanns Gregorius oder bei Wolframs Willehalm, für deren Vorlagen doch niemand verschollene französische Gedichte zu behaupten wagt, nur um handschriftliche Überlieferung mit unwesentlichen Änderungen oder kleinen Zusätzen. Für Ivain gilt als Urquelle das im bretonischen Volkstum eingewurzelte Märchen von der Feenliebe im dreifachen Verlauf: Entrückung, Rückkehr in die Menschenwelt, Heimkehr zur Fee. Aber Kristian sah in seiner Laudine jedenfalls keine Fee, sondern die leicht getrübtete Witwe:

c'est cele qui prist
celui qui son seignor occist!

Joerster hat nachdrücklich davor gewarnt, märchenhaften Aufpuß der Artus-Romane für Märchenstoff zu nehmen. Die ins allgemeine verflüchtigen Formeln passen schließlich überall und nirgends; aber was der Dichter will und sagt, das ist für die Deutung maßgebend.

Im Wolfram-Abschnitt ist die Kiotfrage von entscheidender Bedeutung. Christmann beginnt mit den Worten: „unentschieden ist die Quellenfrage“, gründet aber sein richtiges Urteil über Wolframs Eigenart und Selbständigkeit durchaus nur auf den eingehenden Vergleich mit Kristian. „Niemand würde zweifeln, daß Wolfram in den mit Kristian zusammenfallenden Teilen diesen allein nachgeahmt hat.“ Daß Kiot der urkundlich bezeugte Schreiber

Guiot ist, der Handschriften von Kristians Werken vertrieb, erwähnt Chrismann nirgends. „Aus dem Gesamtschaffen Wolframs, aus seiner Arbeitsweise in seinen verschiedenen Werken — hinsichtlich des Willehalm ist große Selbständigkeit festgestellt, den Titulur hat er frei entworfen — werden wir ein Bild von seiner Eigenart zu gewinnen suchen.“ Der Vergleich mit Kristians Perceval läßt durchweg, mit Ausnahme der Jugend Parzivals, die Änderungen und Zutaten ohne Zwang aus Wolframs Persönlichkeit erklären. Bei Gahmuret Anschewin S. 244 vermisse ich den Hinweis auf die österreichischen Anschower, mit denen jeder Zweifel an Wolframs Erfindung, die mit dem Ahnherrn Gandin erwiesen ist, behoben wird. Warum also noch Kiot? In der sechsten erschienenen Neuauflage von W. Herz, Parzival, schreibt Rosenhagen S. 557: „Wogts bedächtig abwägende Darstellung in der neuen Bearbeitung seiner mhd. Literaturgeschichte läßt einem möglichen Kiot so wenig, daß er als literaturgeschichtliche Wirklichkeit sich mehr oder weniger verflüchtigt.“ Das gilt auch von Chrismanns Darstellung. Rosenhagen a. a. O. S. 561 meint von Singers Versuch, Wolframs dunklen Stil auf Kiot zurückzuführen: „Durch diese äußerste Zuspitzung, die dem Dichter Wolfram nicht viel mehr als die Mühe des Reimens läßt, dürfte sich die Annahme des Kiotwertes selber widerlegt haben.“ Ähnlich Chrismann S. 265 Anm. 3. Dagegen hat Marta Marti in der 4. Auflage von Wartschens Parzival (1927) leider das unselige Kiotgespenst für weitere Kreise wieder beschworen, indem sie, ganz auf Singers Ansichten fußend, sich zu dem Sage versteigt: „Es kann kein Zweifel sein, daß eine französische Quelle außer Kristian oder mit Ausschluß von Kristian für den deutschen Parzival vorauszusetzen ist und daß eine solche erschlossen werden mußte, wenn auch Wolfram sich nirgends auf eine Vorlage beriefe.“ Eine solche Verblendung gegenüber offenkundigen Tatsachen kann nur als „blinde Meinung“ beklagt werden. Wogt und Chrismann, die in ihrer Darstellung Kiot überwandten, mußten dies auch klipp und klar aussprechen. Gotfrids Urteil über Wolfram und das Verfahren der Wolfram-Schule in bezug auf angebliche Quellenbenutzung, d. h. freie Erfindung zeugen doch auch gegen Kiot, der in der französischen und provenzalischen Literatur gleichermaßen unmöglich ist. Die Bemerkungen über die Gralsage enthalten einige Flüchtigkeiten und Unklarheiten. Robert, der unmöglich vor Kristian geschrieben haben kann, bietet nicht die Geschichte der Abendmahlschüssel, sondern des Kelches. Die unleugbare Beziehung der Gralvorfstellung auf kirchliche Geräte (Kristians Hostienbehälter, Roberts Kelch) macht jede Deutung auf märchenhafte Gegenstände (Zischleindeckich u. dgl.) hinfällig. Ich glaube das in meinem Gralbuch einwandfrei nachgewiesen zu haben. Dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, daß nachträglich z. B. bei Heinrich von dem Türlin in der „Krone“ märchenhafte Züge anwuchsen. Die blutende Lanze wird S. 253 immer noch mit der des Longinus und der byzantinischen Messe zusammengebracht. Ich meine, man muß beim Vergleich zwischen Wolfram und Kristian genau auf das achten, was im französischen Gedicht wirklich steht, was Wolfram las, unter keinen Umständen willkürliche Deutungen unterlegen. Der ganze von Robert von Boron ausgehende Gedankenkreis, den Chrismann S. 248 f. gar zu flüchtig andeutet, ist für Kristian-Wolfram grundsätzlich fern zu halten. Irreführend ist der Satz, daß vor Kristian und Robert „eine gewisse Tradition der Gralsage“ vorhanden war, ein „legendarischer Stoff“, den Robert als Legende, Kristian als Ritterroman behandelte. Vom Gralbuch, das Kristian erwähnt, hatte Robert so wenig Kenntnis als wir. Er hat völlig frei und selbständig die Legende vom Gral erfunden. Daß „Schianatulander“ von Wolfram nach den Andeutungen des Parzival erdichtet wurde, daß er nicht etwa „bei Kiot eine ausführlichere Sigunenepisode vorfand“, wird mit Recht betont. Gerade dieses Werk gibt uns für Wolfram den Maßstab der Erfindungs- und Gestaltungskraft, die er auch im Parzival und Willehalm betätigte.

Wenn Chrismann zu Gotfrids Kristian S. 298 die Prosabearbeitung von Rosa von Kremer (1926) nennt, so mußte er auch Will Wespers Liebesroman (1911) erwähnen. Das Verhältnis Gotfrids zu Eilhart tritt seit dem Buche von J. Sombert (1927) in neue Beleuchtung: Gotfrid hat seinen deutschen Vorgänger weder gekannt noch benützt, wohl aber steht die Überlieferung des Eilhart-Gedichtes im 13. Jahrhundert unter Gotfrids Einfluß. Im Gegensatz Wolframs und Gotfrids (S. 322) sind zwei verschiedene Kunstanschauungen verkörpert: Wolframs Phantastik und sein gesuchter dunkler Stil galt dem Straßburger als Formlosigkeit. Dazu kommt die tiefe Wesensverschiedenheit des Mannes aus dem Bürger-

stande und des Ritters, vielleicht schwingt auch ein sittliches Gefühl mit: „Parzivals kosmisches Gefühl hat von Kindheit an sein Zentrum im Gotteserlebnis, Tristans Lebensgefühl ruht im Minneerlebnis.“ Die Gralsritterschaft als Tempelorden, als geistliche Bruderschaft ist aber nicht aus der Vorlage entnommen, sondern erst von Wolfram erdichtet, wodurch sein Gralsucher ein übersinnliches Ziel erhielt.

R o s t o d.

W o l f g a n g S o l t h e r.

Brinkmann, Hennig, Entstehungsgeschichte des Minnesangs: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Buchreihe, Bd. 8. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale) 1926.

Über Wesen und Entstehung des Minnesangs hat gerade die jüngste Forschung wertvolle Aufschlüsse gegeben. Erwähnt seien nur die Untersuchungen von Konrad Burdach, Carl von Kraus, Friedrich Neumann, J. Schwietering, Günther Müllers, „Studien zum Formproblem des Minnesangs“ im 1. Bande der „Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ und sein wegweisender Bericht „Ergebnisse und Aufgaben der Minnesangforschung“ ebd. 5. Jhg. (1927) Heft 1 S. 106–129. Vom musikalgeschichtlichen Standpunkt geht Friedrich Gennrichs Arbeit „Der deutsche Minnesang in seinem Verhältnis zur Troubadour- und Trouvère-Kunst“ aus, in der Zeitschrift für deutsche Bildung, 2. Jhg. (1926) Heft 11 und 12. Einer „Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter“ läßt Hennig Brinkmann nun das vorliegende Buch folgen, nachdem er bereits in Aufsätzen das Problem des Minnesangs beleuchtet hat. „Factus est per clericum miles Cythereus“, die Worte stellt er als Motto seiner Untersuchung voran. Er will keine Geschichte des Minnesangs schreiben, er verfolgt vielmehr nur den Einfluß einer einzigen literarischen Kraft, der mittellateinischen Liebesepik, aber die Einwirkung dieser Dichtung ist nach ihm „für Entstehung und Wandel des Minnesangs von ausschlaggebender Bedeutung“ (S. VII) gewesen. Sein Ziel ist es, vor allem den Anfängen der deutschen Kunstlyrik nachzugehen. Um jedoch seine schwierige Aufgabe lösen zu können, muß er auf die Dichtung der Troubadours zurückgreifen. In dem 1. Kapitel bespricht er das Liebeskonzil von Remiremont und das Streitgedicht zwischen Phyllis und Flora. Die beiden Werke, die den Liebeswettbewerb von Ritter und Kleriker darstellen, spiegeln „nicht willkürliches Phantasiegebilde eines Dichters, sondern tatsächliche Wirklichkeit“ (S. 12) wider. Die Frage nach der Entstehung des Minnesangs hat vor allem Konrad Burdach wieder aufgerollt in der durch Tiefe und seltenen Weitblick ausgezeichneten großen Abhandlung „Über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes“ (jetzt abgedruckt im Vorspiel, Bd. 1, Teil 1, S. 253–333). In den dichterischen Huldigungen, die seit dem 9. Jahrhundert die arabischen Hofpoeten Andalusiens fürstlichen Frauen darbrachten, erblickt er das literarische Vorbild des werdenden Minnesangs und des romantischen Liebesbegriffes der höfischen Romane. Er will, wie er ausdrücklich bemerkt, nur der künstlerischen Entstehung des Minnesangs nachgehen; die inneren Ursachen aufzudecken, die geheimnisvoll in den Tiefen der mittelalterlichen Seelen sich vollziehenden Wandlungen zu verfolgen, übersteigt nach seiner Meinung „wohl die Kräfte geschichtlicher Erkenntnis“. Gegen Burdachs Annahme äußert Brinkmann Bedenken. Zu erwägen ist freilich, daß die fremde Kunst nur deshalb einen so lebendigen Widerhall finden konnte, weil die Entwicklung in der Poesie des anderen Volkes zu ähnlicher Stiltgestaltung hindrängte: Ähnliches wirkt auf Ähnliches. Minnesang und Minnedienst lassen sich aus heimischem Wesen und heimischen Kulturzuständen nicht erklären, Art des Minnesangs und Geist des Rittertums widersprechen sich aufs schärfste, darin stimmt Brinkmann mit vollem Recht Burdach bei. Um die Frage zu lösen, geht er jedoch einen anderen Weg. Die wesentlichen Grundlagen der Troubadourkunst findet er in der lateinischen Literatur und in der Dichtung der Schule von Angers vorgebildet. Von hier seien weitreichende Wirkungen ausgegangen, nach Norden und nach Süden, nach Maine, der Normandie und England sowie nach Poitou und Aquitanien. Brinkmann betrachtet ausführlich die Poesie des angevinischen Kreises, soweit sie für die Erklärung des eigentlichen Wesens des Minnesangs von Wichtigkeit ist. Aber der Minnesang ist nicht bloß eine Kulturerscheinung, sondern zugleich ein literarisches Problem. Deshalb begnügt sich Brinkmann nicht mit der Frage nach

der Herkunft, er will auch den ganzen dichterischen Reichtum, die inhaltliche Vielgestaltigkeit, die verschiedenen Anschauungen, Strömungen und die einzelnen Gattungen zu deuten suchen. Und da greift er wiederum auf die mittellateinische Liebespoesie zurück, in deren Gesamtkreise die Literatur von Angers nur einen kleinen Ausschnitt bildet. Gleich dem holländischen Gelehrten Francken bezeichnet er die Troubadourlyrik als „eine direkte Nachahmung und Weiterbildung der weltlichen lateinischen Lyrik, wie sie sich in Klerikerkreisen unter dem Einfluß Ovids entwickelt hatte“ (S. 46 f.). Er weist Berührungen zwischen mittellateinischer Dichtung und Troubadourkunst nach, und zwar Berührungen in Form und Inhalt; so spricht er u. a. über den Natureingang und über die Revocatio. Die Liebesauffassung der Troubadours zeigt aber keinen einheitlichen Grundzug. Christliche Gefühlswelt und diesseitige Lebensstimmung stehen einander gegenüber; Minne in ihrer läuternden, veredelnden Kraft und Liebe als heißes, sinnliches Verlangen. Die beiden verschiedenen Anschauungen gehen nach Brinkmann auf zwei Quellen zurück: dort hat die Überlieferung des Kreises von Angers, hier die Dichtung der Vaganten eingewirkt; freilich in dem Sinne, daß Beeinflussung stets Empfänglichkeit voraussetzt. Den einzelnen Gattungen (Liebeskanzone, Liebesbrief, Pastourelle, Kreuzlied, Planch, Streitgedicht, Sirventes) ist ein reiches Kapitel gewidmet; es legt dar, wie weit mittellateinische Einwirkung bestimmend gewesen ist. Das Tagelied freilich begegnet nicht im Mittellateinischen. Brinkmann bemerkt dazu S. 87 f.: „Schläger hat Ableitung aus Ovid versucht. Ich will die Frage nicht aufröhlen. Nur möchte ich darauf hinweisen, daß die auch in Ritterepen vielbehandelte Liebespoesie Mars-Venus mitgespielt haben kann, und zwar durch die Fassung in Ovids Metamorphosen (IV, 171–189) oder in dem ausgesprochen tagliedhaften Gedicht der Anthologia Latina (ed. Kiese Nr. 253). Aber dürfen wir Kenntnis des Gedichts dem Mittelalter zutrauen?“ Die Provenzalen haben Keim, Vers, Strophe nicht blindlings entlehnt, sie haben sie weitergebildet, sie haben auch die übernommenen Gattungen und Motive ihrem Wesen angepaßt. Die christliche Minne, wie sie der Kreis von Angers zeigt, und die irdische Liebe, die sich in den Liedern der Vaganten widerspiegelt, fanden sie bereits „literarisch kultiviert“ (S. 87) vor. In der Verschmelzung der beiden gegensätzlichen Anschauungen besteht nach Brinkmann ihre eigene, schöpferische Leistung.

Weit schwieriger liegen die Verhältnisse beim deutschen Minnesang. Wie schwierig, das zeigt aufs neue gerade das vorliegende Buch. In seinem fördernden, weitsichtigen Aufsatz „Einwirkung der Antike auf die Entstehung des frühen deutschen Minnesangs“ (Zeitschrift für deutsches Altertum Bd. 61, S. 61 ff.) sagt Julius Schwietering u. a., die Form des Wechsels dränge „in ihrer offensbaren Künstlichkeit nach Erklärung durch ein bereits vorhandenes, festgefühtes, literarisch überliefertes Schema“. In Ovid erblickt er das Vorbild, Brinkmann dagegen in der mittellateinischen Poesie. Romanischer Einfluß ist für die älteste deutsche Kunstlyrik nicht anzunehmen. Dürfen wir aber mit der Einwirkung des Volksliedes rechnen? Nach Friedrich Vogt, Geschichte der mhd. Literatur 1, 142 stellt der früheste Minnesang eine „organische Weiterentwicklung bodenständiger Gelegenheitslyrik“ dar. Brinkmann weist diese Ansicht entschieden zurück. Er betont scharf den Gegensatz zwischen primitivem Gemeinschaftslied und Volkslied, letzteres ist ja nur entartetes Kunstlied. Früher verwendete man die Ausdrücke „Volkslied“ und „volksmäßiges“ oder „volkstümliches“ Lied; diese Bezeichnungen sind noch heute vielfach gebräuchlich. Ein Volkslied (im Sinne Brinkmanns wie Hans Naumanns) kommt als Vorstufe des Minnesangs gewiß nicht in Betracht, wohl aber m. E. — und damit weiche ich von Brinkmanns Anschauung ab — das primitive Gemeinschaftslied. Die Lieder des Kurenbergers sind zweifellos bewusste Kunst, bestimmt für ein literarisches Publikum. Aber in den Versen spürt man doch, wie ich meine, einen Nachklang des primitiven Gemeinschaftsliedes, und diesen Einfluß, diese Nachwirkung sollte man nicht leugnen. Freilich spielt hier die Empfindung mit: streng-logisch läßt es sich nicht beweisen; doch in Fragen der Kunst und vor allem der Lyrik darf gewiß auch das Gefühl ein Wort reden. Bei seiner Polemik gegen Vogt klammert sich Brinkmann zu sehr an den Ausdruck „Volkslied“. Gewiß findet sich bei Vogt nicht die strenge Sonderung „primitives Gemeinschaftslied“ und „Volkslied“. Aber wenn er in seiner Geschichte der mhd. Literatur 1, 149 sagt: „Die kleinen Liedchen des Kurenbergs sind von dem ganzen naiven Reiz des Volksliedes umgeben“, so meint er wohl etwa das, was ich soeben als meine Auffassung hinstellte. Mit

„Volkslied“ will er nur das Ursprüngliche, das Schlichte, Einfache bezeichnen. Von Nachwirkung des primitiven Gemeinschaftsliedes in der Anfangszeit des Minnefanges spricht übrigens auch Hans Naumann, dessen wegweisende Untersuchungen – neben denen John Meiers und Alfred Söges – Brinkmann mit Recht warm hervorhebt. In dem Bande „Primitive Gemeinschaftskultur“ (Jena 1921) heißt es S. 6: „Wir nehmen vor dem Minnefang heute kein Volkslied mehr an, wohl aber ein primitives Gemeinschaftslied, das im Minnefang, namentlich dem frühen, seine deutlichen Spuren hinterlassen hat.“ Brinkmann kommt dann auf die lateinischen Liebesbriefe zu sprechen, die im Anhang von M.F. abgedruckt sind. Er stellt sie durch Heranziehung weiterer Zeugnisse in das rechte Licht und zeigt, wie sie Begriffe entwickeln, die z. B. im Minnefang begegnen. M.F. 3, 1 – das Gedicht vom Herzensschlüssellein – „scheidet aus der Geschichte der deutschen Lyrik“ nach Brinkmann aus: hier handelte es sich nicht bloß um Zusammenfassung von Gedanken, die in dem Briefe vorher wiedergegeben seien, sondern wir hätten es vermutlich mit rhythmischer Reimprosa zu tun. Übrigens hat schon Haupt Zweifel geäußert. Trotz allem halte ich M.F. 3, 1 für eine Strophe; dem Schreiber schwebte wohl das Bild von drei Reimpaaren vor. Auch M.F. 3, 7 und 3, 12 möchte Brinkmann streichen. In 3, 7 stand (wie schon Singer in den Beiträgen 44, 427 betont) ursprünglich in der Handschrift: daz der künec von engellant læge an minem arme. Singers Deutung, nach der künec von engellant = Christus ist, dünkt Brinkmann am wahrscheinlichsten; von weltlicher Liebe sei also in 3, 7 nicht die Rede. Und 3, 12 – dies „belehrende, gar nicht lyrische Gedicht“ (S. 107) – gehöre wohl in eine viel spätere Zeit. Bei der Würdigung des Kürenbergers sucht Brinkmann die Entstehung des Wechsels aufzuhellen. Aufs neue setzt er sich mit Schwietering auseinander. Ovid kommt nach ihm als Anreger nicht in Betracht. Die Erklärung findet er wieder im Mittellateinischen. „Der mittellateinische Brief- und Episteltausch“ hat den entscheidenden Anstoß gegeben. Aber auch das Schöpferische in der starken Persönlichkeit des Dichters wird gewürdigt: der Kürenberger hat das Übernommene seiner künstlerischen Art angepaßt und „so recht eigentlich erst zu selbständiger Form“ (S. 116) erhoben. Auch die Dichtungen Meinlohs von Sevelingen sucht Brinkmann von der mittellateinischen Literatur aus zu erklären. Die unter dem Namen Dietmars von Eist überlieferten Verse zeigen keinen einheitlichen Stil. Brinkmann unterscheidet zwei Entwicklungsstufen des Dichters und meint, die Bekanntschaft mit der Vagantenpoesie habe Dietmar neue Formen und einen neuen Inhalt gebracht – so deutet er die auffallende Verschiedenheit in dem Schaffen des Sängers. Der Einwirkung der mittellateinischen Poesie in der Kunst „Von Hausen bis Walthers“ geht dann das letzte Kapitel nach. Wir verfolgen den Weg nicht im einzelnen. Nur eins sei hervorgehoben. Auf S. 152 findet sich – in gesperrtem Druck – die Behauptung: „Walthers begann sich von dem konventionellen Minnefang loszulösen, als er die Vagantenpoesie kennenlernte.“ Und auf S. 161 heißt es, „Bekanntschaft mit mittellateinischer Poesie“ sei „das schlechtthin ausschlaggebende Moment in Walthers Leben, das aus sich heraus die Wandlung seines Dichtens auf der ganzen Linie befriedigend erklärt.“ Damit geht Brinkmann weit über die Ansicht hinaus, die Carl von Kraus in seiner tiefen, harmonisch in sich abgeschlossenen Rede „Walthers von der Vogelweide als Liebesdichter“ (München (1925) vertritt: er spricht dort S. 8 von den „ganz neuen Anregungen“, die der Künstler von der Poesie der Vaganten empfangen habe. Kurz vor Brinkmann hatte W. H. Moll eine Arbeit „Über den Einfluß der lateinischen Vagantendichtung auf die Lyrik Walthers von der Vogelweide und die seiner Epigonen im 13. Jahrhundert“ (Amsterdam 1925) veröffentlicht, zu der man Gustav Christmanns Besprechung in der Deutschen Literaturzeitung N. F. 3. Jhg. (1926) Sp. 2573–2575 vergleiche. Molls und Brinkmanns Untersuchungen berühren sich vielfach. Daß mittellateinische Literatur nicht bloß auf Walthers von der Vogelweide, sondern überhaupt auf den Minnefang eingewirkt hat, ist wohl gewiß. Gerade das vorliegende Buch zeigt es aufs neue. Diesem Einfluß vermag ich jedoch keine „auschlaggebende“ Bedeutung zuzugestehen. Brinkmann geht in seinen Behauptungen zu weit. Gewiß bringt er eine Menge von Einzelbelegen, um die Beziehungen zwischen Minnefang und mittellateinischer Poesie zu erhärten. Seine Beweisführung ist aber auch bisweilen konstruiert; man denke etwa an die Darstellung von der Entstehung des Wechsels beim Kürenberger! Nicht überzeugend im Sinne des Verfassers sind für mich z. B. die Ver-

gleichstellen, die er S. 129 zu dem Kaiser Heinrich zugeschriebenen Liebe Mf. 4, 35 beibringt. Müssen die an sich fesselnden Parallelen, die Brinkmann aus der lateinischen Literatur heranzieht, wirklich immer auf Entlehnungen beruhen? Der Dichter des Mittelalters ist stark an die Gemeinschaft gebunden, er löst sich aus dem Kreise seiner Umgebung nicht so scharf heraus wie etwa der Künstler der Gegenwart. Und zudem gibt es doch Motive, die in der Liebespoesie der verschiedensten Völker begegnen, eben weil die dichterische Persönlichkeit aus dem Urquell der Seele schöpft, weil sie aus der Empfindung heraus spricht und diese gestaltet. Aber Brinkmanns Buch ist auch reich an Anregungen und seinen Einzelbeobachtungen. Hervorgehoben sei die warme Charakteristik Heinrichs von Morungen, dessen Lieder uns Carl von Kraus jüngst in einer prächtigen Neuauflage besichert hat (München 1925). Willkommen heißen wir u. a. den Hinweis auf die lateinische Parallele zu Walther 94, 4: Dô der sumer komen was auf S. 154 oder die Betrachtungen zu Walther 53, 25: Si wundervol gemachet wip auf S. 155, und weiterhin etwa die Motivübersicht S. 156 f. im Anschluß an Walther 60, 34: Ich wil nû teilen, e ich var; hier wäre noch an Heine zu erinnern. Das Buch greift fördernd in die Minnesangforschung ein. Das wird auch der freudig zugegeben, der Brinkmanns Hauptthese nicht in vollem Umfange beizupflichten vermag. Weitere Untersuchungen haben noch viel zu klären. Sie werden manche Behauptungen zum mindesten einschränken und zudem die anderen Kräfte gebührend berücksichtigen müssen, die den Minnesang vorbereitet und im Laufe seiner Entwicklung beeinflusst haben; es gilt, die mannigfachen Einwirkungen gegeneinander abzuwägen und den notwendigen Ausgleich zwischen den verschiedenen Mächten und Möglichkeiten zu finden.

L i e g n i t z.

H e l m u t W o l e.

P l e n z a t, K a r l, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters: Germanische Studien, Heft 43. E. Ebering, Berlin 1926.

Die Legende gehört stofflich zu den Erlösungsabhandlungen, wie der Mensch von Gott abfällt, sich dem Teufel verschreibt, aber aus Irrtum und Schuld zu Gott zurückkehrt. Die Mittlerrolle der Maria gibt der Erzählung ihr eignes Gepräge, den Glauben an die erlösende Kraft reiner Weiblichkeit. Vom 10. – 17. Jahrhundert reichen die lateinischen, deutschen, französischen, niederländischen, englischen, italienischen und spanischen Dichtungen, die meist auf die lateinische, aus einer griechischen Vorlage übersehte Fassung des Dialon Paulus um 880 zurückzuführen sind. In den mittelniederdeutschen Dramen erblickt Plenzat den Gipfel der weitest ausgehenden Theophilusdichtung überhaupt. Die Arbeit beginnt mit einem kurzen Bericht über Ursprung und Überlieferung der Legende, beschäftigt sich sodann ausführlich mit sämtlichen erzählenden und dramatischen Bearbeitungen des Mittelalters, unter nachdrücklicher Hervorhebung der auf deutschem Boden entstandenen Werke, und erörtert im Schlußkapitel das Theophilusproblem nach seiner materialen und formalen Seite. Aufbau und Gliederung der Gedichte wird mit verständnisvollem Einfühlungsvermögen dargestellt, alle der künstlerische Wert sorgfältig erwogen und beurteilt. Auf niedersächsischem Boden erwachsen die wertvollsten Dichtungen, die lateinischen Verse der Hrotsvith von Sandersheim, die deutschen des Brun von Schonebeck, die Dramen, die in dreifacher Gestalt in den drei Handschriften aus Helmstädt, Stockholm und Trier überliefert sind. Als Zusätze des ersten Dramenverfassers (H) zur Legende sind zu erwähnen die Bußpredigt, die den Theophilus zur Umkehr erschüttert, und das Gespräch zwischen Christus und Maria in seiner ergreifenden Steigerung. Das Drama kommt mit einer Mindestzahl von Personen aus, Christus und den Prediger hat der Verfasser hinzugefügt; aber alle Gestalten haben persönliche Eigenart gewonnen. Der Stockholmer Theophilus ist ein unbeholfener Verhur zur Erweiterung: er hat eine Wahlszene dem Selbstgespräch des Theophilus vorangestellt und die Personen vermehrt. „Die Bemühungen des Bearbeiters bedeuten eine Erweiterung, kaum aber eine Bereicherung und durchaus keine Verbesserung des ursprünglichen Dramas.“ Um so mehr trifft dies für die Trierer Handschrift zu, die leider nur ein Drittel des zu beträchtlichem Umfang gediehenen Spieles überliefert. „Inhalt, Aufbau, und Form lehren, daß hier kein unbedeutender Dichter und Dramatiker am Werke ist. Mit sicherem Gefühl für Bühnenwirksamkeit geschaffen, von lebendigem Dialoge getragen, durch musikalische Einlagen und panto-

mimische Zwischenszenen bereichert, das Interesse immer wieder spannend und steigend, wirkliche Menschen, nicht Typen und Schemen vor die Zuschauer stellend, gehört dieses Dramenbruchstück zu den wertvollsten Erzeugnissen mittelalterlicher deutscher Bühnendichtung." Hoffmann von Fallersleben sah hier den Anfang unserer Kunst Dramen. Mit Sarauws kritischer Ausgabe des niederdeutschen Spiels von Theophilus (Kopenhagen 1923) konnte sich Plenzat nicht mehr auseinanderlegen. Die Bearbeitung des Theophilus von Max Gumbel-Seiling in den deutschen Volksspielen des Mittelalters (1918) erwähnt er nicht, obwohl er den Theophilusstoff nicht nur als Gegenstand gelehrter Forschung, sondern als lebendiges und Leben zeugendes deutsches Geistes- und Kulturgut schätzt, das auch unserer Zeit etwas zu bieten vermag. Wir begrüßen Untersuchungen wie die vorliegende, die auf vergleichendem Wege einen Stoff nach seinen verschiedenen Bearbeitungen im Wandel der Zeiten und Völker, im Hinblick auf die jeweiligen Vorlagen und ihre mehr oder weniger geschickte und künstlerische Verwertung verfolgt und das einzelne Werk in großem und weitem Zusammenhang zu verstehen und zu würdigen lehrt.

Mosk d.

Wolfgang Solther.

Volte, Joh., Eine ungedruckte Poetik Kaspar Stieler's. Sig. Ver. d. Preuss. Akad. d. Wiss., XV, 1926.

1893 machte Edward Schröder in seinem Artikel über Stieler in der ADB. auf die „Dichtkunst des Spaten“ aufmerksam. Volte hatte ihm mitgeteilt, daß er das Manuskript in der Kgl. Bibliothek in Kopenhagen gefunden hatte. Nun liegen Auszüge daraus in dem SB. vor. Verfasser beschränkt sich auf eine knappe Übersicht des Inhalts, eine Auswahl aus den 5704 Alexandrinern, gibt ein Bild von dem Ton und der Gestaltung des Werks. Die Auswahl war nicht leicht. Auch in diesem, zu Anfang in sauberer Schrift niedergeschriebenen Buch, das bis zur letzten Seite trotz der vielen Korrekturen und der feinen, sehr kleinen Schrift der letzten Hälfte deutlich lesbar ist, zittert die Hand des höfischen Schreibers, der nur nach der Last der reichen Tagesarbeit in „Nebstunden“ seinem pädagogischen Drang sich widmen kann: unabgewogen, unvollendet folgt eine Sammlung der anderen. Die Trauer-, Lust- und Mißspiele stehen neben einer Fülle von Gelegenheitsgedichten; Briefmuster aus dem Französischen mit harten, ungefügigen Übersetzungen, Auszüge aus Cicero, Buchner u. a. in den „Ideae Rhetoricae“, ein Geschreibsel wie der „Schattenriß“, Gesang- und Gebetbüchlein reihen sich an die umfangreichen Werke zur „Sekretariatskunst“. Alles das steht in seiner bunten Fülle neben den wertvolleren Werken, wie in der „Beharnschten Venus“ die vielen leeren Nachwerke neben den köstlichen jugendfrischen, unbeschwerten Gedichten.

Die „Dichtkunst“ verdient weitere Beachtung, als ihr bisher zuteil geworden ist, da sie nun in Auszügen allgemein zugänglich ist. Das Verhältnis der Theorie der Dichtkunst des 17. Jahrhunderts zur Dichtkunst kann von hier aus neues Licht erhalten. Eingehende Beschäftigung mit den Werken der Barockzeit und Einzelstudium der Werke Stieler's läßt immer wieder erkennen, daß die „Dichtkunst“ die Arbeiten von Neumar, Kindermann, Schottel, Morhof in wesentlichen Dingen, wie in stilkritischen Bemerkungen übertrifft.

Erst von der „Dichtkunst“ aus kann ein Forscher K. Stieler's Gesamtwerk gerecht werden. Vorarbeiten zu einer gerechten Würdigung sind da. Kösters Meisterwerk gibt stetig gültige Richtlinien zur Erkenntnis des Besten im Jugendwerk Stieler's, Höfers sorgfältige Untersuchungen ergänzen es, wenn sie auch nicht zum Kern der Sache führen wollen, so wertvoll sie in ihrem negativen Ergebnis bleiben. Es gilt die drei Gruppen im Gesamtchaffen des Spaten, die „Beharnschte Venus“ und die Festspiele, den „Teutschen Sprachschatz“ und das Buch „Zeitungs Lust und Nutz“ mit den Anmerkungen zu Kindermanns „Wolredner“, soweit sie stilgeschichtlich wertvoll sind, und die „Dichtkunst“ auf einheitliche Tendenzen zu untersuchen, um von ihnen aus zu barockem Lebensgefühl und zu barockem Gestalten aufzusteigen, immer in inniger Verhaftung im persönlichen Erleben, soweit ihm nachzuspüren ist, und in dem Zeitgeschehen.

Sehr zu begrüßen wäre es, wenn weitere Stellen aus der „Dichtkunst“ veröffentlicht würden, die die Stellung Stieler's zur Antike und zu seinen Vorbildern aufzeigen würden und Er-

gänzung fänden in seinen Äußerungen zum „Wortkunstwerk“ (etwa S. 98/99, 109/120 der Hf.). Denn das scheint doch der Kern seines unermüdlischen Strebens zu sein: in den Geist der Sprache immer tiefer einzubringen, um sie „feiner“ zu gestalten, um sie „nutzbar“ zu machen. Die Untersuchungen Jellincks, Neumanns und Hankamers würden dann Ausweitung und Bereicherung finden. Und der hohen Einschätzung der lyrischen Sprachkraft des Dichters der „Beharnschten Venus“ seit Lemdes Darstellung würde dann festere Unterbauung zuteil.

Seine Stellung innerhalb der Literatur des 17. Jahrhunderts wird sich dann kaum verschieben. Über den Leipziger Kreis nach Fleming, dem er gewöhnlich eingereiht wird, erhebt er sich mit einzelnen Gedichten weit hinaus. Gerade die „Dichtkunst“ zeigt, daß ihm Dichten und Dichtung nicht nur „Nebenwerk“ war, wie den Offizieren, Stadträten, Theologen und Musikern jenes Kreises. Nur wenig bei Brehme, Wasserhun, Schöck, Greflinger, Findelthaus reicht an die Kunst Stiellers in seinen besten Sachen heran, aber Schirmer und Fleming bleiben in vielem doch unerreicht. — Nun nach dem Grundsätzlichen nur einige kurze Bemerkungen zum SB.:

Das Madrigal auf den Tod seiner Frau: „Mein Kind, du weichst nun . . .“, das Höfer zuerst veröffentlicht hat und J. Volte S. 103 „schlicht und innig“ nennt, verdient, wie die meisten seiner Gelegenheitsgedichte und manches aus seinen Spielen in Vergessenheit zu geraten. Es erinnert stark an die flachen Worte König Heinrichs beim Tode seiner Mutter in der „Ernelinde“ und an die Verse in der „Dichtkunst“ (S. 90):

Der Tod ist anders nichts, als dieses Seiftes Mich
der von den Sternen ab in unsre Leiber strich,
worinn er eine Zeit versperrt lag und gequälte
bis er sich reißet durch und neue Freyheit wehlet,
in der er erstlich stund.

Da gibt es wertvolleres Gut zu veröffentlichen, wie etwa den Chor der Faunen und Hamadryaden in „Ernelinde“, der an Töne in der „Beharnschten Venus“ erinnert:

Erquiderin der zarten Seelen,
Ergezung der beklemmten Brust,
Der Erden Wand, des Himmels Luft,
Luft, über alle Luft zu wehlen,
Verlangte Liebe, du allein,
mußt dieses Rundes Stütze sein.

Wenn eine Liljen Hand, wie Seyde,
der andern wird geschlagen ein.
Ein Mund dem Munde nah darff seyn,
und sich gewährt der Küsse Freude:
Wenn Amor schwingt die Sieges-Fahn
alsbann fängt man zu leben an.

Zur Datierung und zur Frage, wie das Manuskript nach Kopenhagen gekommen ist, müssen eingehendere Untersuchungen zur Lebensgeschichte und dann literarhistorische Studien seiner Beziehungen zu Hamburger und Holsteiner Kreisen feste Anhaltspunkte geben. Volte scheint das Jahr, das die „Dichtkunst“ auf der ersten Seite trägt, auch als Entstehungsjahr anzunehmen. Der Hinweis auf den Wiesenburger „Hof“ ist nicht evident genug. Untersuchungen über die Stellung Stiellers zu den Leipziguern, Hamburgern, zu Ehr. Weise bis zu den Schlesiern vermögen da erst Klarheit zu bringen. Seltsam ist es u. a., daß der in Holstein tätige Ehr. Göring, dessen Werk „Liebes-Meyen-Blümlein“ denselben Buchdrucker wie die „Beharnschte Venus“ hat, S. 41 die „Schäffer am Heren-Gestade“ anruft. Durch Kindermann zu Rist, durch Lund, Greflinger u. a. werden Beziehungen von Leipzig und Erfurt nach Hamburg und Holstein bestanden haben und daher rühren wohl die Vermutungen nach Falkenstein u. a., daß Stieller in Hamburg literarische Privat-Vorlesungen gehalten habe.

Frankfurt a. M.

R. Murtfeldt.

Niederdeutsches Balladenbuch. Hrsg. von Albrecht Janssen und Johannes Schräpel. Mit einer Einleitung von Börries Frhr. von Münchhausen. Mit Holzschnitten von Bernh. Winter. Verlag von Georg D. W. Callwey, München 1925.

Auswahlsammlungen deutscher Balladen gibt es eine Menge. Eine Sammlung niederdeutscher Balladen ist etwas Neues, und ich kann aus meiner Kenntnis des plattdeutschen Schrifttums bezeugen, daß viel Suchen nötig ist, um eine solche Sammlung zusammenzubringen. Plattdeutsche Schriftsteller gibt es zwar in Fülle — von 1804 — 1914 zählte ich 527 — aber der Dichter, die einige Balladen oder gar wie Christian Hinr. Wolke (1804) und August Seemann (1902) solche in größerer Anzahl bieten, sind nur wenige. Nur 37 plattdeutsche Dichter sind in dem Balladenbuche vertreten, jeder meist mit ein bis drei Stücken, wozu noch 17 ältere Volkslieder kommen. Von jenen Dichtern sind die ältesten Groth (1852) und Foose Müller (1857). Frühere waren den Herausgebern nicht bekannt oder ihre Balladen ihnen nicht gut genug. Immerhin ist es von literaturgeschichtlichem Belang, von ihnen, den Vorgängern Groths, zu wissen. Die älteste plattdeutsche Kunstballade, die ich kenne, ist „Schön Rosamund“ (1794) von Droptermann, der zu dem Kreise um Bürger gehörte. Die Balladen Wolkes habe ich schon erwähnt. Zu nennen sind noch „De witte Duwe“ bei Firmenich Bb. 1 S. 278, Gedichte Juntmanns (1844), „Moi Hanne“ von Enno Hector. Wenn die Herausgeber hochdeutsche Balladen von 13 aus Niederdeutschland gebürtigen Dichtern und 2 holländische eingemischt haben, so ist das ohne Zweifel geschehen, um ihrem Buche einen ansehnlichen Umfang zu geben. Viel Gutes zu finden ist ihnen gelungen. „Grade unter den plattdeutschen Werken dieser Sammlung finden sich“, nach B. v. Münchhausens gewichtigem Urteil, „Perlen von einer unvergleichlichen Schönheit.“ Freilich scheint mir nicht jedes Stück der Sammlung eine Perle, und gar manches ist sicher keine Ballade. Komisch wirkt, wenn S. 296 ein Gedicht beginnt: „Dat was de Wildschütt Eidi, Schoot Ijern Hinnerk doot. Nu was de Hinnerk heidi!“ (Heidi ist auf der letzten, Eidi auf der ersten betont.) Hochdeutsch könnte man analog reimen: „Es war der Wilddieb Utsch, Schoß Eisern Heinrich tot, Nun war der Heinrich futsch!“ Dieser Anfang wie der Schluß des Gedichtes lassen schließen, daß die Komik vom Dichter beabsichtigt war, daß also keine Ballade, sondern eine Parodie vorliegt. Daß das folgende Gedicht, das bekannte Lied vom Hennele Knecht, weder eine Ballade noch etwas ähnliches ist, bedarf keines Beweises. Eine ganz ungenügende schlechte Zugabe ist das Quellenverzeichnis auf S. 317. Bei einer Neuauflage des sonst hübschen Buches dürfte es sich empfehlen, „Moi Hanne“ von Enno Hector, „De Wesenberger Klof“ von Fris Reuter, von Aug. Seemann, „Hinnerk Slut“ und „Dor danzt Vornholm hen“ aufzunehmen, sowie die obengenannten ältesten Balladen, die Gedichte von Berling (1860), Eggers (Tremse S. 110 [1875]), Silbemeister (1881) durchzusehen. Um für die abgedruckten Volksballaden die beste Fassung zu finden, empfehle ich das treffliche Buch von Alpers, die alten niederdeutschen Volkslieder (1924) zu beraten. In dem Geleitwort, mit dem B. v. Münchhausen das Buch einführt, erklärt er, daß in Deutschland die Ballade wesentlich niederdeutsch sei, „da ist in Schwaben nur der etwas trockene Upland zu nennen, denn Mörike war fast nur Lyriker und ist zudem nieder-sächsischen Stammes, in Bayern der Graf Platen, in Österreich Graf Auerperg“ usw. Es ist schwer dem nicht zu widersprechen, wenn man an Schiller, Schwab, Pfau, Zimmermann, dann Vogl, Seidl, Zeblich, Strachwitz usw. denkt.

Berlin-Wilmersdorf.

Wilh. Seelmann.

John Brindmans plattdeutsche Werke, hrsg. von der Arbeitsgruppe der Plattdeutschen Gilde zu Kottbus. 1. Bb. Vogel Grip. Een Döntkenbol. Verlag von Paul Christiansen, Wolgast (Pommern) 1924.

John Brindman, den man Groth und Reuter heute als dritten plattdeutschen Klassiker anreicht, steht seinem Landsmann Reuter im ganzen an Bedeutung nach, im sprachlichen Ausdruck ist er aber, wenigstens in seiner Prosa, selbst diesem Meister der plattdeutschen Rede überlegen. Reuter flossen die Worte ungesucht aus der Feder, ihm kam es vor allem auf Inhalt und Gedanken an. Brindmans Stil läßt seine besondere Vorliebe gerade für das Sprachliche erkennen. In Notizbüchern vermerkte er sich ihm im Vorkehr entgegen tretende nicht alltägliche plattdeutsche Wörter und Redensarten, und mancher Einzelzug in seinen

Werken dankt seine Entstehung der Absicht jene Ausdrücke einzuflechten. Dann weiß er Verschiedenheiten der Redeweise meisterhaft zur Charakterisierung einzelner Personen zu verwenden. Leser, welche plattdeutsches Stilgefühl haben, empfinden Brindmans besondere Art als eigenartigen Reiz, und es hat, zumal auch sein Humor dem Reuterei wenigstens mitunter ebenbürtig ist, stets eine kleine Gemeinde ihn hoch und vielleicht überschwängender Verehrer gegeben. Wenn er zu Lebzeiten nur einen kleinen Leserkreis hatte, so ist daran schuld, daß seine oft ungewöhnliche Worte verwendende Sprache und seine treu zur Mundart stimmende Rechtschreibung für Viele weniger leicht verständlich als die Reuters war. Nicht ohne Erfolg suchten nach seinem Tode die Herausgeber seiner Schriften deren Absatz durch Umschreibung in die Reutersche Orthographie zu bessern. In der verbreitetsten Ausgabe, die in Hesses Verlag erschien, ist sogar seine Rostocker Mundart in die des mecklenburgischen Binnenlandes umgesetzt. Daß in den nach seinem Tode gedruckten Ausgaben viele und umfangreiche Stellen fehlen, hat erst 1906 Römer an den Tag gebracht. Es ist zu begrüßen, daß eine Gruppe Rostocker Gelehrter endlich eine kritische Ausgabe schaffen will.

Der vorliegende Band enthält die 1859 erschienene Gedichtsammlung „Wagel Grip“, das 1855 in einem Einzeldruck verbreitete Gedicht „Fastelabendsprecht“, welches die Landarbeiter vor der Auswanderung nach Amerika warnt, und S. 188–206 Inedita des Nachlasses. Der Titel „Wagel Grip“ bezieht sich auf den Greif im Wappen Rostocks, seiner Vaterstadt. Abgesehen von den Zueignungsgeboten zu Anfang und Schluß betrifft jedoch kein einziges Gedicht Rostock, alle beziehen sich so ausschließlich auf bürgerliches Leben, Denken und Empfinden, daß man annehmen muß, der Dichter sei damals von einer Doktrin beherrscht gewesen.

Die Textkritik des Bandes hat der Rostocker Professor für niederdeutsche Philologie Herm. Teuchert übernommen. Sein Text unterscheidet sich von dem des Originals durch Umkehrung in eine der Reuterschen ähnliche Rechtschreibung, den Ersatz des von Brindman seiner Ausgabe beigegebenen Glossars durch Fußnoten mit knappen, oft eigenen Worterklärungen und durch die S. 210–233 hinzugefügten Anmerkungen, die über die hsl. Fassungen, vereinzelt aber auch über Quellen u. a. belehren. Teuchert verdankt man die Aufspürung dessen, was von Konzepten Brindmans noch vorhanden ist, und deren sorgfältige Vergleichung, sowie mit ihrer Hilfe die Besserung sinnstörender u. a. Fehler. Nur ein Versehen ist mir aufgefallen, S. 167, 25 muß es „dar“ statt „dat“ heißen, vgl. 173, 4.

Durch die neue Orthographie haben die originalen Wortbilder ein verändertes Aussehen und leichtere Verständlichkeit erhalten. „Ware“ ist zu „Wader“ (Water), „werre“ zu „wedder“ (wieder), „doa“ zu „dor“ (dar) geworden, d. h. die alten inlautenden *d*, die mundartlich zu *r* wurden, sowie die im Auslaut geschwundenen *r* sind wieder eingesetzt. Freilich nicht immer. Dem Augenreim zuliebe sind die *r* oft beibehalten, z. B. 174, 27 „Jur“ (Jude): „Bur“ (Bauer), 90, 25; „der“ (statt *deb*, *tat*): *her*. Dieselbe Inkonsequenz hat sich übrigens Brindman selbst erlaubt, wenn er 124, 18 „Bullen“ schreibt um einer Verwechslung mit „Bullen“ vorzubeugen. Das merkwürdige *ü* in „üns“, „ründ“ usw., für das andere Ansagen *u* einsehen, ist mit Recht beibehalten. Es wird stellenweis heute noch zur Vertretung älteren palatalisierten *u* dort gesprochen, wo die richtige Aussprache des Palatallautes ausgestorben ist.

In den Fußnoten erklärt Teuchert einzelnes richtiger als in seinem vielleicht in Eile hergestellten Glossar Brindman selbst. Zu einigen Stellen vermisse ich die Erklärung, so zu „Bür“ 172, 11; 202, 22 (Rüchenbord); „Span“ 171, 9; 74, 11 „Gretmober“ (Mutter Grette); „Lurrer“ 199, 17 *r* aus stimmlosem *d*. S. 58 „verspakt“ heißt überall „verstodt“; 91 „Jül Lüð kam' uppen güllen Stohl“, „auf den glühenden Stuhl (in der Hölle)“? „güllen“ heißt „golben“, „gluen“ oder „gläuen“ glühenden. 106 gemeint ist die Elster, denn sie „tscharkt“, während der Häher kräht. 108 „Quesenkopp“, dämlischer Mensch, nicht Griesgram; „quüchen“ ist nicht husten, sondern leuchend atmen; 110 „matten“, eine Meze von jedem Scheffel als „Mahllohn“ nehmen; 127 „Schuchtel“, Vogelscheuche; 142 gemeint ist der Fliederteer, die Deeren sind wirkungslos; 170 „Kffid“, Schuemenfack neben der Lemme; 201 „Heutenbräger“, der den Mantel nach dem Winde trägt; 205 ist nicht an ein Spiel am Strande, sondern an ein Schiffsspiel zu denken, wie es als Ankerwinde oder zum Bugfieren gebraucht wird, falls Brindman nicht etwa das Steuerrad als Spiel auffaßt.

Zu den Anmerkungen. Quelle zu Stutenollsch S. 64 ist die Anekdote bei Hoffmann von Fallersleben, Parlament zu Schnappel (1850) S. 176. — Hanning S. 198, 17 ff. ist eine Umdeutung des weit verbreiteten „Hänken seet in Schofteen“. — Zu S. 143 war bei dem Nachweis der Quelle auf Ruff's Dreischrift S. 95 zu verweisen. — Zu S. 179, 9 ist „fluschen“ „vorwärts gehen“ zu begründen, das Wort bedeutet sonst „tüchtig schaffen“ und kann in dieser Bedeutung vielleicht auch an dieser Stelle gebraucht sein. „Dat fluscht bäter“ sagten 1813 Landwehrleute, als sie mit dem Kolben Feinde niederschlugen. — Zu 64, 4 „n Hamel mit Fif Been“ und 109, 9 „Sonn will Dirn“ usw. vgl. Nd. Jahrb. 43, 11; zu 90, 15 „wen de Koh“ usw. vgl. ebd. 31 S. 23 und 51; zu 109, 19 „Wenn sonn Unrad“ ebd. 31 S. 24 und 14. — Ferner sollte auf die falsche Verniederdeutschung einiger Wörter hingewiesen sein, so 135, 15. 155, 16 „Kart“ (Kerze); 196, 11 „weet“ (weis); vgl. zu 123, 33 „kemt“ (keimt). — Ferner zur Fastelabendspredigt, daß sie von dem Dichter in eine andere als die ihm geläufige Rostocker Mundart umgesetzt ist und daß ihm dabei einige Versehen untergelaufen sind.

Eingeleitet wird der Band S. 3–35 durch ein Leben Brindmans von Wilh. Ruff, das mit genauer Kenntnis der gesamten Forschung dargestellt ist und dieser selbst einiges Neue hinzufügt. So wird S. 22 festgestellt, daß die Novelle Gerold von Vollblut, welche Kömer als Werk Brindmans neu herausgegeben hat, nicht von diesem, sondern von Wilh. Raabe verfaßt ist. Die Annahme, daß Brindman unter dem Einflusse Auerbachs gestanden habe, halte ich für verfehlt. Zu S. 20 kann ich nachtragen, daß Brindman, wie mir sein ältester Sohn erzählte, der Einladung eines Engländers, mit dem er sich während der Seefahrt befreundet hatte, bei seinem Aufenthalt in England gefolgt war.

Die Werbekraft des Bandes für den Dichter wäre größer, wenn darin sein Roman „Kasper Ohm“ enthalten wäre. Erst dieses Werk hat das Interesse für seine übrigen Schriften erwirkt. Der „Vagel Grip“ bietet in seiner das ländliche Erleben und die ländliche Umwelt erfassenden Kleinmalerei ein Bild von einer Wahrheit, das kaum getreuer gezeichnet werden kann. In diesen Schilderungen mag er Gedichte Groths ähnlichen Inhalts, wenn man will, übertreffen. Ihn aber im allgemeinen als Lyriker dem vielseitigen und großzügigeren Verfasser des „Quidborns“ gleich- oder gar voranzustellen, wie die Herausgeber es tun, ist nicht gerechtfertigt. Brindmans Umwelt ist gar zu beschränkt, und er steht in ihr Alles mehr als guter Beobachter als mit dem verklärenden Blick des Dichters. Keinem seiner Gedichte ist ein außerordentlicher Zug eigen, und keins erzeugt in dem Leser eine gehobene Stimmung. Um Groth voll zu würdigen, muß man seine plattdeutschen Vorgänger kennen. Bei allen, oft in bewusster Absicht, die gern übertrieben tagtägliche Redeweise und die Plattheit des Kleinbürgers. Erst Groth hat der plattdeutschen Dichtung eine gehobene Sprache und würdigen Inhalt gegeben. Ohne sein Vorbild hätte Brindman schwerlich seinen „Vagel Grip“ gedichtet.

Berlin-Wilmersdorf.

Wilh. Seelmann.

Einlauf.

(Abgeschlossen am 1. Oktober 1927.)

1. Bücher.

(Besprechung vorbehalten.)

Allwahn, Adolf, Der Mythos bei Schelling: Kant-Studien. Ergänzungshefte im Auftrage der Kant-Gesellschaft, Heft 61. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 1927.

Antschel, Otto, J. B. de Almeida Garret und seine Beziehungen zur Romantik: Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher II. Reihe: Literaturgeschichte. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1927.

Arens, Eduard, Werner von Harthausen und sein Verwandtenkreis als Romantiker. Lothar Schütte Verlag, Albad 1927.

Berendsohn, Walter A., Selma Lagerlöf. Heimat und Leben, Künstlerschaft, Werke, Wirkung und Wert. Albert Langen, München 1927.

Berger, Siegfried, Professor D. Wilhelm Dithorn. Ernst Schnelle Verlagsbuchhandlung, Bad Pyrmont-Merseburg (Saale) 1927.

Bergmann, Ernst, Der Geist des XIX. Jahrhunderts. 2. verbesserte Aufl.: Jebermanns Bücherei, Abteilung: Philosophie. Hrg. von E. Bergmann. Ferdinand Hirt in Breslau 1927.

Betz, Karl, Frömmigkeit der Mystik und des Glaubens. Verlag von W. S. Teubner, Leipzig, Berlin 1927.

Beutler, Ernst, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie. Mitteilungen aus der Hamburger Staats- und Universitäts-Bibliothek. Neue Folge der Mitteilungen aus der Stadtbibliothek in Hamburg. Bd. 2. Selbstverlag der Staats- und Universitäts-Bibliothek, Hamburg 1927.

Biró, Paul, Die Sittlichkeitsmethaphysik Otto Weiningers. Eine geistesgeschichtliche Studie. Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig 1927.

Böhm, Wilhelm, Schillers „Briefe über die Ästhetische Erziehung des Menschen“: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Buchreihe 11. Bd. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1927.

Breitinger, Max, Das Gemeinschaftsproblem in der Philosophie Kants: Pädagogische Untersuchungen hrg. von Oswald Kroh, Tübingen. II. Reihe: Sozialpädagogische Untersuchungen. Heft 2: Friedrich Manns Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1147. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1927.

Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Karl Goedeke. Hrg. von Johannes Volke. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1927.

Briefwechsel Adolf von Hildebrands mit Conrad Fiedler. Hrg. von Günther Jaschmann. Mit sechzehn Tafeln. Bei Wolfgang Jesi, Dresden [1927].

Briefe Gottfried Kellers, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Max Duschberger, Bibliographisches Institut, Leipzig o. J.

Briefe an und von Johann George Scheffner. Hrg. von Arthur Warda. III. Bd., 1. Teil: Neumann: Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Verlag von Duncker und Humblot, München und Leipzig 1927.

Chesberton, S. K., Der Heilige Franziskus von Assisi. Übertragen von J. L. Benvenisti. Verlag Josef Köfel und Friedrich Pustet, München 1927.

Cremer, Emmy, Ernst Moriz Arndt als Geschichtsschreiber (sic!). Stiftungsverlag, Potsdam 1927.

E j a p s k i - E r d m a n n, Veronika, Die Auseinandersetzung des gotischen Weltgeföhls mit dem antiken bei Rainer Maria Rilke. Frommannsche Buchhandlung (Walter Biederermann), Jena 1927.

D o e r n e, Martin, Die Religion in Herbers Geschichtsphilosophie. Verlag von Felix Meiner in Leipzig 1927.

D ü n n h a u p t, Rudolf, Sittlichkeit, Staat und Recht bei Kant. Autonomie und Heteronomie in der Kantischen Ethik. Junfer und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1927.

D ü r k, Johanna, Die Psychologie Hegels. Paul Haupt Akademische Buchhandlung, Bern 1927.

E r m a t i n g e r, Emil, Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Aufsätze und Reden. Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1928.

F e r n k o r n, E. M., Willensfreiheit und Verantwortlichkeit. Preisschrift: Beihefte der „Grundwissenschaft“. Nr. 5. Sonderveröffentlichungen der Johannes-Rehmkte-Gesellschaft. Verlag Katschbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald 1927.

F i e s e l, Eva, Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Verlag von J. E. W. Mohr (Paul Siebed), Tübingen 1927.

S e i s m a r Eduard, Sören Kierkegaard. Seine Lebensentwicklung und seine Wirksamkeit als Schriftsteller. Teil 1: Die Erziehung zum Beruf. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1927.

v o n G r e y e r z, Otto, Stilkritische Übungen. Namenlose Textproben zur Übung des sprachlichen Stillegeföhls. I. Stücke in ungebundener Rede. Julius Klinhardt, Verlagbuchhandlung in Leipzig 1925.

v o n G r e y e r z, Otto, Das Volkslied der deutschen Schweiz: Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten, hrsg. von Harry Maync (Wern), 48. und 49. Bändchen. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig [1927].

H e g e l, Georg Wilhelm Friedrich, Sämtliche Werke. Hrsg. von G e o r g L a s s o n. Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1920 ff.

Bisher sind erschienen: 3. Bd. (1923): Wissenschaft der Logik I; 4. Bd. (1923): Wissenschaft der Logik II; 5. Bd., 3. Aufl. (1923): Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriss; 6. Bd., 2. Aufl. (1921): Grundlinien der Philosophie des Rechts mit den von Hans redigierten Zusätzen aus Hegels Vorlesungen; 7. Bd., 2. Aufl. (1923): Schriften zur Politik und Rechtsphilosophie; 8. Bd. (1920): Philosophie der Weltgeschichte I: Die Vernunft in der Geschichte. [Mit einer besonderen Darstellung des Herausgebers: Hegel als Geschichtsphilosoph]; 9. Bd., 2. Aufl. (1923): Philosophie der Weltgeschichte II: 1. Die orientalische Welt. 2. Die griechische und römische Welt. 3. Die germanische Welt; 12. Bd. (1925): Vorlesungen über die Philosophie der Religion I: Begriff der Religion; 13. Bd. (1927): Vorlesungen über die Philosophie der Religion II: Die bestimmte Religion; 18 a. Bd. (1923): Jenenser Logik, Metaphysik und Naturphilosophie.

Es sei hier nur vorläufig angemerkt, daß diese Hegel-Ausgabe nicht nur durch ihren kritisch bearbeiteten, philologisch einwandfreien Text und durch sorgfältige Register, sondern auch durch klar und sachlich erläuternde Einführungen zu den einzelnen Bänden ausgezeichnet ist. G. St.

H o f m a n n, Paul, Das religiöse Erlebnis. Seine Struktur, seine Typen und sein Wahrheitsanspruch: Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kant-Gesellschaft. Nr. 28. Kolf Heise, Pan-Verlag, Charlottenburg 1925.

J o h n, Hans, Goethe und die Musik: Musikalisches Magazin. Abhandlungen über Musik und ihre Geschichte, über Musiker und ihre Werke. Hrsg. von E. Rabich. Heft 73. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1928.

K a p l a n, Leo, Die Göttliche Allmacht. Ein religionspsychologischer und psychoanalytischer Versuch: Die Magische Bibliothek. III. Bd. Im Merlin-Verlag, Heidelberg o. J.

K r a u s, Oskar, Der Machtgedanke und die Friedensidee in der Philosophie der Engländer Bacon und Bentham: Zeitfragen aus dem Gebiete der Soziologie. In Verbindung mit Joseph Schumpeter, Hugo Spiker, Ferdinand Tönnies hrsg. von Julius Dunzel. III. Reihe, 1. Heft. E. L. Hirschfeld-Verlag, Leipzig 1926.

K r ö p p, Gustav, Nießches Zarathustra und die christliche Ethik: Philosophische und pädagogische Schriften hrsg. von A. Messer, Heft 9: Friedrich Manns Pädagogisches Magazin. Abhandlungen

vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Heft 1153. Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1927.

Levy, Heinrich, Die Hegel-Renaissance in der deutschen Philosophie mit besonderer Berücksichtigung des Neutantianismus: Philosophische Vorträge veröffentlicht von der Kant-Gesellschaft, Heft 30. Pan-Verlag Rolf Heise, Charlottenburg 1927.

v. Liliencron, Detlev, Briefe in neuer Auswahl. Hrg. und eingeleitet von Heinrich Spiero. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927.

Litz, Theodor, Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluss auf das Bildungsideal. 2. verbesserte Aufl. Verlag von G. W. Teubner, Leipzig, Berlin 1927.

Löwenstein, Julius, Hegels Staatsidee, ihr Doppelgesicht und ihr Einfluss im 19. Jahrhundert: Philosophische Forschungen hrg. von Karl Jaspers. 4. Heft. Verlag von Julius Springer, Berlin 1927.

Ludé, Hans, Annette von Droste-Hülshoff und ihr Verhältnis zur Romantik. Ferdinand Schöningh Verlagsbuchhandlung, Paderborn 1927.

Das malerische Ostpreußen. Die ostpreussische Landschaft. I. Bd. Mit einer Einführung von Frieda Magnus-Unzer. 2. vermehrte Auflage. Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr. [1927].

Mayne, Harry, Deutsche Dichter. Neben und Abhandlungen. Verlag von Huber & Co. Frauenfeld, Leipzig o. J.

Messer, August, Einführung in die Psychologie und die psychologischen Richtungen der Gegenwart: Wissen und Forschen. Schriften zur Einführung in die Philosophie. Bd. 20. Felix Meiner Verlag in Leipzig 1927.

Mugler, Edmund, Gottesdienst und Menschenadel. Die stitliche Idee im Kampf um ihre Selbstbehauptung innerhalb der israelitisch-jüdischen und christlichen Religionsgeschichte. 1. Buch: Die israelitische Volksreligion und die Propheten. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurz), Stuttgart 1927.

von Müller, Hans, [unter Mitwirkung von Eduard Berend], E. T. A. Hoffmann und Jean Paul, Minna Dörffer und Caroline Richter, Helmina von Chézy und Adelheid von Wassewig: Ihre Beziehungen zueinander und zu gemeinsamen Bekannten. 1. Heft [enthaltend den Kritischen Teil und die Darstellung der Vorgänge bis zu Hoffmanns Verheiratung 1802]. Verlegt bei Paul Cehly in Köln 1927.

Niël, Emil, Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Strassburg: Königsberger Deutsche Forschungen hrg. von Josef Nadler, Friedrich Ranke, Walter Ziefemer. Heft 1. Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr. 1927.

Rissen, Benedikt Momme, Der Membrandtdeutsche Julius Langbehn. Durchgesehene Ausgabe mit einem Nachwort. Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1927.

Palmer Tilley, Morris, Elizabethan proverb lore in Lyly's *Euphues* and in Pettie's *Pettie Pallace*. With parallels from Shakespeare. The Macmillan Company, New York 1926.

von Peter sen, Otto, Lenz, Water und Sohn. Frommannsche Buchhandlung (Walter Ziehermann), Jena 1927.

Rabel, Gabriele, Goethe und Kant. Wien. Selbstverlag [Wien I, Postfach 90] 1927. 2 Bde.

Saenger gold. Die schönsten Sagen aus Württembergs Nordosten. Ausgewählt von A. Wiehl. Schwabenverlag, Ellwangen o. J.

Schaytra, Zeharia, Die Bibel als Ariadnesfaden im Labyrinth der Sprachen. Eine Probefchrift für Forscher aller humanistischen Gebiete. Selbstverlag des Verfassers, Tel-Aviv, Palästina 1927.

Schmid, H. F., Trautmann, K., Wesen und Aufgaben der deutschen Slavistik. Ein Programm. Slavisch-Baltische Quellen und Forschungen, hrg. von Reinhold Trautmann, Heft 1. H. Haessel, Verlag, Leipzig 1927.

Schrempf, Christoph, Sören Kierkegaard. Eine Biographie. I. Bd. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1927.

Schrempf, Christoph, Sokrates. Seine Persönlichkeit und sein Glaube. Fr. Frommanns Verlag (H. Kurr), Stuttgart 1927.

von Seemen, Hans, Zur Kenntnis der Medizinhistorie in der deutschen Romantik: Beiträge zur Geschichte der Medizin. Hrsg. vom Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig (Redaktion: H. E. Sigerist), Heft III. Verlegt bei Orell Füssli, Zürich, Leipzig, Berlin 1926.

Selle, Friedrich, Pflanze und Weltanschauung. Beiträge zu einer botanischen Naturphilosophie. Verlag Teubner & Lubenst, Universitäts-Buchhandlung, Graz 1927.

Stammeler, Wolfgang, Von der Mystik zum Barock 1400—1600: Epochen der deutschen Literatur. Geschichtliche Darstellungen unter Mitwirkung von W. Soltner, W. Stammeler, Ferd. J. Schneider, F. Schulz, H. Dieber, H. Naumann hrsg. von Julius Zeitler. Bd. II, 1. Teil. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1927.

Stechert, Elsa, Der aktive und passive Menschentypus in neuerer Philosophie und Mystik. Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin 1926.

Stechert, Elsa, Vom Wesen handelnder und schauender Mystik. Junker und Dünhaupt Verlag, Berlin 1927.

Stoll, Elmer Edgar, Shakespeare Studies. Historical and Comparative in Method. The Macmillan Company, New York 1927.

Storz, Gerhard, Das Theater in der Gegenwart. Eine zeitkritische Betrachtung: Wissen und Wirken. Einzelschriften zu den Grundfragen des Erkennens und Schaffens. 43. Bd. Sonderreihe „Die Kunst und die Künste“. Bd. 5. Verlag G. Braun in Karlsruhe 1927.

Strauß, Walter, Friedrich Nicolai und die Kritische Philosophie. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1927.

Utz, Emil, Die Überwindung des Expressionismus. Charakterologische Studien zur Kultur der Gegenwart. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1927.

Vogler, Marta, Die schöpferischen Werte der Verlaineschen Lyrik. Orell Füssli Verlag, Zürich, Leipzig, Berlin 1927.

Vorkländer, Karl, Geschichte der Philosophie. III. Bd.: Die Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts. 7. Aufl. Felix Meiner Verlag in Leipzig 1927.

Vogler, Otto, Mazzinis politisches Denken und Wollen in den geistigen Strömungen seiner Zeit: Beiheft 11 der Historischen Zeitschrift. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1927.

Wedekind, Eduard, Studentenleben in der Biebermeierzeit. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1824. Hrsg. von H. H. Houben. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen [1927].

Weidell, Karl, Der Gang der Weltgeschichte. Aus Hegels Geschichtsphilosophie: Philosophische Quellenhefte, Nr. 7. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1927.

Weismantel, Leo, Der Geist als Sprache. Von den Grundrissen der Sprache: Schriften zur deutschen Literatur, für die Görresgesellschaft hrsg. von Günther Müller. Bd. 11. Verlegt bei Benno Filser, Augsburg-Köln 1927.

von Wiese, Benno, Friedrich Schlegel. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Konventionen: Philosophische Forschungen, hrsg. von Karl Jaspers. 6. Heft. Verlag von Julius Springer, Berlin 1927.

2. Zeitschriften.

(Jahrbücher. — Jahresberichte. — Mitteilungen gelehrter Gesellschaften.)

Archiv für Kulturgeschichte. XVII. Bd. 1927, Heft 3: Vorkner, F., Aufgaben und Ziele der Vorgeschichtsforschung. — Steinberg, S., Die ältesten Bildnisse der heiligen Veronika und Sodebard. — Lütge, W., Heereniana. — Barnes, H. E., Die Verdienste James Harvey Robinsons um die Geschichtsforschung und den akademischen Geschichtsunterricht. [Übersetzt von

Hafertorn, N.] — Miscelle: Ebstein, E., Zur Universitätsgeographie in der Literaturgeschichte. — Literaturberichte: Karg, Fr., Geschichte der mittelalterlichen Literatur auf deutschem Sprachgebiet. — Doren, A., Neuere Wirtschaftsgeschichte Deutschlands.

Der deutsche Gedanke. Herausgeber Paul Kehrbach. Otto Stollberg, Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin. 4. Jhg., 1927, 1. Oktobernummer: Kehrbach, P., Hindenburg zum Gruß und Dank. — Aus der Zeit: Frankreich und der Anfluß; Paneuropäisches Locarno; Ohne Sicherheitsventile; Einfuhrverminderung; Wohnung und Siedlung. — Eibl, H., Österreich und Deutschland. — Koloff, S., Preußen und Deutschland. — Gothein, S., Zum Entwurf des Kriegsschäden-Schlußgesetzes. — Scholz, K., Genf und Stockholm. — Harich, W., Hans Grimm: Volk ohne Raum. — Buchbesprechungen.

Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Halle, Saale. 5. Jhg. (1927), Heft 3: Holborn, H., Karl Holl, geb. 15. Mai 1866, gest. 23. Mai 1926. — Kehm, W., Zur Gestaltung des Todesgedankens bei Petrarca und Johann von Saaz. — v. Martin, A., Peripetien in der seelischen Entwicklung der Renaissance. Petrarca und Machiavelli. Ein Vortrag mit einem Nachwort. — Hinge, H., Staat und Gesellschaft der französischen Renaissance unter Franz I. — Meyer, Th. A., Die Stilprinzipien der griechischen Plastik und der italienischen Hochrenaissance. — Hecht, H., Walter Pater. Eine Würdigung.

Heft 4: Wischer, N., Ein Manuskript von Friedrich Th. Wischer über das Buch: Der alte und der neue Glaube. — Frank, E., Das Problem des Lebens bei Hegel und Aristoteles. — Sartorius von Waltershausen, W., Melanchthon und das spekulative Denken. — Strauß, L., Hölderlins Anteil an Schellings frühem Systemprogramm. — Böhm, W., Zum „Systemprogramm.“ Eine Erwiderung. — Strauß, L., Zu Böhms Erwiderung. — Schwietering, J., Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde. — Rothpater, E., Hilfsmittel des philosophischen Studiums, Bericht.

E d d a. Nordisk tidsskrift for Litteraturforskning. Jhg. 14, Bd. XXVI, Heft 2, 1927: Seip, D. A., Henrik Wergeland og jødene i Sverige. — v. Tieghem, P., Quelques aspects de la sensibilité préromantique dans le roman européen au XVIII^e siècle. — Schiller, H., N åra randanmärkingar till Strindbergs „Fadren“. — Grieg, N., Rudyard Kipling and the British Empire. — Ræder, H., Tycho Brahe og hans korrespondenter.

Europäische Revue. Hög. von Karl Anton Mohan. 3. Jhg., Heft 7 (Oktober 1927): Jung, E. G., Die Frau in Europa. — Weismantel, L., Weg und Werden der Bildung. — Wersel, Fr., Gedichte. — Baroja, P., Leben im Schatten. — Schreyvogel, Fr., Johann Orth. — Prinz Mohan, K. A., Bergstraesser, A., Walli, L., d'Ormesson, W., Genf und der Friede. — Finer, H., Englands Bruch mit Rußland in wirtschaftlichem Licht. — Raemisch, E., Internationale Verständigung in der Seidenwirtschaft.

Germanisch-Romanische Monatschrift. XV. Jhg. (Juli, August 1927), Heft 7 und 8: Ettmayer, K., Nachruf auf Hugo Schuchardt. — Cohen, S., Diesseits und Jenseits vom Stile. — Naumann, H., Die Zeugnisse der antiken und frühmittelalterlichen Autoren zur germanischen Poesie. — Jandt, N., Grabbe und Bühner. — Klemperer, W., „Victorieusement tui“ zur Bewertung Mallarmés. — Kleine Beiträge: Körner, Friedrich Hebbel oder August Wilhelm Schlegel? — Neuerscheinungen.

September, Oktober 1927, Heft 9 und 10: von Jan, E., Französische Literaturgeschichte und vergleichende Literaturbetrachtung. — Dehlke, W., West-Östliche Literaturbrüden. — Erisman, S., Die Kurenberg-Literatur und die Anfänge des deutschen Minnesangs. — Mayr, O., Von der dichterischen Technik in Polizians „Stanza per la giostra“. — Kleine Beiträge: Thalmann: Thomas Mann, Tod in Venedig. — Ulrich: Zu Platens Familiengeschichte. — Körner: Zu H. v. Kleists „Zerbrogensem Krug“. — Holthausen: West-Östliches. — Moser: Preisbengel. — Mitteilung, Selbstanzeigen, Neuerscheinungen.

Die Horen. Zweimonatshefte für Kunst und Dichtung. 3. Jhg. (1926/1927), Heft VI: Binding, N. G., Verantwortlichkeit des Dichters und das neue Maß der Dinge. — von Scholz, W., Zu Max Liebermanns achtzigstem Geburtstag, Prolog. — Mayer, A., Die kalte Here. — Pontes, J., Römisches Jdyl. — Eronheim, Fr., Winkelmann, Der hellenische Deutsche. — Renker, L., Jean Paul und Musset. — Koppin, N. O., Gedichte. — Graumann, H., Max Oppenheimer. (Mit 14 Abbildungen und einer Beilage.) — Richter, H., Gedichte. — Wolfenstein, A., Die verlorene Stimme, Drama. — Naasch, W. H. J., Zwei Gedichte. — Edschmid, K., Sobineau. — Naasch, W. H. J., Die Nacht. — Elster, H. W., Bücherchau.

4. Jhg. (1927/1928) [mit diesem Jahrgang erscheinen die Horen als Monatshefte], Heft 1: Elster, H. M., Dichtung und Kunst in Deutschland. — von Scholz, W., Dom zu Mainz. — Borchardt, R., Über den Dichter und das Dichterische. — Däubler, Th., L'Africana, Roman. — Graumann, H., Willy Jaekel (mit 15 Abbildungen). — Sapper, Th., Däubler und die Maschinenzeit. — Petry, W., Die französische Lyrik neuerer Zeit. — Apollinaire, G., Gedichte. — Elster, H. M., Theaterchau. — Elster, H. M., Bücherchau.

I n d i v i d u a l i t ä t. Zweimonatsschrift für Philosophie und Kunst. 1927, 2. Jhg., Heft 3: I. Betrachtung: Keller, H. W., Neue Sachlichkeit. — Walden, H., Expressionismus. — Westphal, W., Die Welt der Farben. — Schlemmer, O., Mensch und Kunstfigur. — Ranzenberger, H., Eine bedeutsame Polarität im modernen baukünstlerischen Gedanken. — Schreyer, L., Herwarth Walden, der Expressionist. — Poltger, A., Bilder von Théodore Fried. — Braun, R., Der Künstler und das Leben. — II. Befragung: Hagenbuch, H., Motter der Stammeler. — Reinhard, H., Epilog der Daglar-Dichtung. — D'Udch, J., Vom Tier, von der singenden Schlange und vom Augenopfer. — von Bernus, A., Marionetten. — Roffetti, D. G., Schwester Helen. In Umbichtung von A. von Bernus. — De Unamuno, M., Drei philosophische Sonette. — Manuel, A., Die Wasserpredigt. — Reinacher, E., Zwei Stücke der Dichtung Sternereise. — Braun, J., Zwei Gedichte. — III. Theatrum mundi: Keller, H. W., Das Recht auf Experimente. — Moser, H. A., Die Komödie des Lebens. — Briefe von Lenin und Gandhi. — Wels, G., Winke für Erzieher. — Buchbesprechungen.

The Journal of English and Germanic Philology. Vol. XXVI (April, 1927), No. 2. [Published quarterly by the University of Illinois, Urbana, U.S.A.]. — Fletcher, H., Milton's Use of Biblical Quotations. — Quadt, M. W., Die Grundlinien der Novellen-Komposition Paul Heysses. — Larsen, H., The Vocabulary of the Old Icelandic Medical MS. *Royal Irish Academy 23 D 43*. — Serjeantson, M. S., The Development of Old English *æg, æah* in Middle English. — Brooks, N. C., A Rheinau Easter Play of the Late Sixteenth Century. — Clemen, O., Valentin Ickelsamer. — Reviews. — Notes. — Necrology.

K a n t - S t u d i e n. Philosophische Zeitschrift. Bd. XXXII, 1927, Heft 2 und 3: Stumpf, E., William James nach seinen Briefen. Leben, Charakter, Lehre. — Wisser, H. F. A., Zum Problem der nicht-rationalen Logik. — Messer, A., Der Ausgangspunkt der Wirklichkeitserkenntnis. (Dingler und der kritische Realismus.) — Bavink, V., Raum, Zeit und Kausalität im System des kritischen Realismus. — Selz, O., Die Umgestaltung der Grundanschauungen vom intellektuellen Geschehen. — Kreis, Jr., Zur Philosophie der Sprache. — Bommersheim, P., Der vierfache Sinn der inneren Zweckmäßigkeit in Kants Philosophie des Organischen. — Lorenz, W., Ampère und Kant. — Menzer, P., Pestalozzi und die Kantische Philosophie. — Wentzler, E., Benno Erdmanns Stellung zu Kants Ethik. — Ledig, G., Der Begriff als Instrument der Rechtspflege. — Liebert, A., Die geschichtliche Welt. Im Anschluß an Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. — Besprechungen, Selbstanzeigen, Mitteilungen.

Die Literatur. Monatschrift für Literaturfreunde. 29. Jhg. des „Literarischen Echo“, Heft 10 (Juli 1927): Gürter, E., Das Ringen mit dem Teufel. — Leitich, A., Bildungswerte der Literatur. — Weltmann, L., Lion Feuchtwanger. — Feuchtwanger, L., Versuch einer Selbstbiographie. — Lissauer, E., Zu Morgensterns Nachlaß. — Heilborn, E., Gesicht und Raum. — Schönemann, J., Ein neuer Sinclair Lewis. — Sommerfeld, M., Eine neue Lessing-Ausgabe. — Touillon, Ch., Weibliche Erzählungskunst. — Morgenstern, Ehr., Sechs Gedichte. — von Scholz, W., Fünf Gedichte. — Studen, E., Eine Manuskriptseite. — Neumann, R., Parodie. — Diebemann, P., Die Glocke von Hadamar.

Heft 11 (August 1927): Kayser, R., Literarische Preisauschreiben. — Eymann, H., Die Frage des historischen Dramas. — Frisch-Steinkopf, L., Kunst und Problem. — Eloesser, A., Gustav Noethe als Erzieher. — Sturm, H., Max Mohr. — Mohr, W., Proben und Stücke. — Leppin, P., Der neunzehnjährige Kille. — Türk, W., Larissa Reifner. — Fort de Battaglia, D., Ehefertou. — Megenthin-Raunich, Texanische Schriftsteller. — von Kapferr, E., Ausländische Tierbücher. — Huch, R., Eine Manuskriptseite. — Pelsch, R., Schiller-Schriften. — Hirschberg, L., Ein unbekannter „Cotta“-Goethe. — Neumann, R., Wahn, H., Parodien.

Heft 12 (September 1927): Krieger, E., Wertstufung der Kritiker. — Lissauer, E., Kritische Wirklichkeit. — Knöller, Jr., Theaterkritik. — Balbus, A., Rückkehr des Katholizismus ins Exil? — Franke, H., Mombert und sein „Atair“. — Türk, W., Rosa Mayreder. — Mayreder, R., Autobiographische Skizze. — Pelsch, R., Albrecht Schaeffers „Odysee“. — Joff, O., Eine Bibliographie für D'Annunzio. — Pfister, J., Noch einmal: Sprech-Chöre. — Kienzl, H., Jacob

Scherer. — Neumann, R., Historische Romane. — Jaesch, R., Drei Gedichte. — von Molo, W., Eine Manuskriptseite.

30. Jhg., Heft 1 (Oktober 1927): Müller-Freienfels, R., Der „Psychologismus“ I. — Neumann, R., Zum Problem der Reportage. — Dehle, W., Deutsche Literatur in Ostafrika. — Curtius, E. R., Herr Tefse. — v. d. Schulenburg, W., Margherita Sarfatti. — Binj, A. Fr., Franz Herwig. — Herwig, Fr., Autobiographisches? — Dürr, E., Die Objektivität des Erzählers. — Bourfeind, P., Maurice Maeterlind. — Nabl, Fr., Max Mells neues Bühnenspiel. — Frank, R., Das Theater E. T. A. Hoffmanns. — Binder, H., Klaffler Bewegung der deutschen Hauses. — Herwig, Fr., Eine Manuskriptseite. — Herwig, Fr., Aus: „Die Eingeeigten.“

Literarischer Handweiser. 63. Jhg., August 1927, Heft 11: Sawicki, Fr., Neue Wege der Ethik. — Laslowiski, E., Neuere Literatur zur Theorie der Geschichte. — Kleinschmidt, W., Neuere Literatur zur Kunst- und Kulturgeschichte Ostafrikas. — Besprechungen.

September 1927, Heft 12: Kedeis, S., Befinnung. — Mager, A., Das Katholische im Geistesleben der Gegenwart. — Laros, M., Vom literarischen Erbe Karl Neundörfers. — Kunzler, E., Neue Literatur zur politischen Geschichte des Weltkrieges. — Besprechungen.

Oktober 1927, Heft 1: Brecht, Fr. J., Die humanistische Bewegung der Gegenwart. — Bachmann, H., Neue Lyrik 2. — Knies, R., Ruth Schaumann, eine Würdigung. — Besprechungen.

Nation und Staat. Deutsche Zeitschrift für das Europäische Minoritätenproblem, hrg. von Jacob Meyer, Rudolf Brandisch, Paul Schiemann, Johannes Schmidt-Wodder. Unverkäuflichverlagsbuchhandlung Wilh. Braumüller, Wien. 1. Jhg., September 1927, Heft 1: Haffelblatt, W., Die Kulturautonomie der Slovenen in Kärnten. — v. Jakobffy, E., Mussolini, Mello Franco und die „Times“. — Schmidt-Wodder, J., Wir Deutschen als Volk. — Schiemann, P., Volksgemeinschaft und Staatsgemeinschaft. — Die Lage: Lettland; Das Deutschtum in Ungarn; Jugoslawien; Die Lage der ungarischen Minderheit in Rumänien; Die Litauer in Polen; Die polnischen Protestanten in Tschechisch-Schlesien; Memelgebiet. — Der III. Kongress der Organisierten Nationalen Gruppen Europas. — Literaturberichte. — Aus Zeitschriften und Zeitungen.

Neophilologus. Groningen, Den Haag. XII, 1927, 4: Logemann, H., Etymologie en Classicisme. — Cardozo, J. L., Ma Mère l'Oie: Aue (= Auca) ou Aye (= Avi)? — Zijderveld, A., De humanist Montaigne. — Aller, E., Psycho-Analyse und Literaturwissenschaft II. — Stijfhoorn, G., Hamlet III. — Krijn, S. A., Snorri Godi. — Boekbespreking.

XIII, 1: Kaleph, Th., Verkleidete Rede. — Kramer, C., Alfred de Vigny et une idylle inédite d'André Chenier. — Rosenfeld, H. Fr., Zu Woppe W. 1 ff. — Polak, L., Die Homunculus-Figur in Goethes Faust. — van Dam, B. A. P., The text of the Merchant of Venice. — de Vries, J., Die Krakumál. I. — Jolles, A., Een oude vergissing. I. — Boekbespreking.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Hrg. von Johannes Ilberg. 3. Jhg., 1927, Heft 4: Koepf, F., Das Problem der dritten Dimension in der griechischen Flächentkunst. (Mit 4 Tafeln.) — Schür, F., Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte. — Heine, S., Von Rhythmen und Reimen. — Kaubisch, M., Mystik und Künstlertum. — Gaifer, K., Friedrich der Große und die schwäbische Publicistik. — Keutner, H., Das Problem der Willensfreiheit im Lichte neuester Forschung. — Wagner, P., Historismus? — Weidel, K., Eine neue Geschichte der Ethik. — Wagner, R., Franz von Assisi und Walter von der Vogelweide. — Berichte: Lude, W., Deutschkunde: Vom XVIII. Jahrhundert bis zur Gegenwart; Schön, E., Auslandskunde: Französisch; Weidel, K., Religion: Mystik. — Nachrichten.

Heft 5: Berve, H., Jonien und die griechische Geschichte. — Sever, F., Die Tragik im Schicksal des makedonischen Volkes. — Schubart, W., Renaissance und Reformations. — Bode, H., Der Dichter des Adermann aus Böhmen, sein Werk und seine Zeit. — Hämel, A., Grundlagen und Bedeutung der romanischen Kulturen. — Groethuyzen, W., Der Weg zur Philosophie. — Peters, U., Schule und Wissenschaft. — Lohrlich, H., Walter Pater. — Berichte: Ilberg, J., Altertumskunde; Knapp, F., Kunst: Alte deutsche Kunst; Flitner, W., Bildungswesen: Die pädagogische Grundhaltung. — Nachrichten.

Die Neue Kunstschau. XXXVIII. Jhg. der Freien Bühne. 8. Heft (August 1927): Wilbrandt, R., Neue Wege des Sozialismus. — Heuser, R., Elfenbein für Felicitas. — Curtius, E. R., Fragmente über die französische Literatur. — Suarez, A., Pascal und Renan. — Wain, J., Erinnerungen an Leo Tolstoi. — Wesse, E., Gedichte. — Matthias, L., Bericht über das andere Spanien. — Wiegler, P., Neue Bücher der Erzählung. — Prectorius, E., Der Geist der Maschine. — Saenger, E., Politische Chronik. — Kayser, R., Europäische Kunstschau.

9. Heft (September 1927): Lederer, E., Japans Gesellschaft und Wirtschaft im Übergang. — Werfel, Fr., Das Trauerhaus (Novelle). — Döblich, A., Vom Ich und vom Ur-Sinn. — Rilke, R. M., Briefe an eine Freundin. — Voerke, D., Von Künstlern der Überlegung. — Senger, S., In memoriam W. A. — Kayser, K., Europäische Rundschau.

Revue germanique. Paris. XVIII. No. 3 (Juillet-Novembre 1927): Pineau, L., Soeren Kierkegaard (1813—1855) et la Norvège. — Piquet, F., Où en est l'étude du „Nibelungenlied“? — Denis, J., Le Théâtre allemand. — Comptes Rendus Critiques. — Bulletin. — Bibliographie. — Revue des Revues. — Chronique.

Die schöne Literatur. 28. Jhg., August 1927, Nr. 8: Seidel, J., Irene Forbes-Mosse als Erzählerin. — Martens, K., Ernst Penzoldt. — Kaergel, H. Ch., Kristin Lavranstochter. — Buchbesprechungen, Neue Bücher, Zeitschriftenschau, Bühnen (Uraufführungen), Mitteilungen, Beilagen: Die Jahresernte (Hans Frank, Jacob Kneip); Dichterbildnisse (Max Dauthendey, Jakob Kneip).

September 1927, Nr. 9: Seyan, A., Herbert Eulenberg. — Herbert Eulenberg: Bibliographie. Zusammenge stellt von Ernst Metelmann. — Janetzki, K., Schauspieler und Drama. — Romane und Erzählungen. — Lyrik. — Literatur- und Geistesgeschichte. — Weltanschauung und Philosophie. — Neue Bücher im August. — Zeitschriftenschau August. — Mitteilungen.

Oktober 1927, Nr. 10: Hallmann, G., Franz Spunda. — Febermann, H., Ruth Schumann. — Miegel, A., Hans E. Kink. — Gesammelte Werke, Romane und Erzählungen, fremde Literatur, Neubrüche, Literatur- und Geistesgeschichte, Weltanschauung und Philosophie, Länder und Völker, Geschichte und Kulturgeschichte, Verschiedenes, Neue Bücher, Zeitschriftenschau, Uraufführungsberichte, Mitteilungen, Beilagen: Jahresernte (Hermann Claudius, Wilhelm von Scholz); Dichterbildnisse (Karl Schöle, Friedrich Lienhard).

Slavia. Časopis pro slovanskou filologii. Prag. VI. Jhg., Heft 1: Oštir, K., Slav. slonz „Čestant“. — Arasimovič, L., A propos des Feuilles de Kiev. — Smal' Stockyi, St., Sur les dialectes mixtes de Polésie et sur les diphtongues de ces dialectes. — Jvičič, Stj., Encore des traductions de vieux-tchèque en croate, jusqu'ici inconnues. — Sedel'nikov, A., Etudes de littérature et de folklore. — Aničkova, El., Les sources de la fable de Puškin sur Car Saltan. — Critiques et comptes-rendus. — Notes et informations. — Nécrologie. — Extraits des revues.

Stimmen der Zeit. Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. 57. Jhg. (Juli 1927), Heft 10: Pribilla, M., Eltern und Kinder. — Dahlmann, J., West-östliche Mystik. — Wiercinski, J., Bausteine für Rußlands katholische Zukunft. — Gemmel, J., Politik aus dem Glauben. Zu dem gleichnamigen Buche von Ernst Michel. — Kreitmaier, J., Die Tragik des christlichen Künstlers. — Stockmann, A., Annette von Droste-Hülshoff und die Schweiz. — Stang, S., „Wendegang eines Europäers“. — Besprechungen von Büchern über deutsche Literaturgeschichte; Kunstgeschichte.

August, Heft 11: Muderermann, Fr., Um die Einigkeit unter den deutschen Katholiken. — Moppel, E., Die Vertiefung der katholischen Aktion. — Schuster, J. W., Gewissensfreiheit oder Gewissensbildung? — Kramp, J., Messgebäude der Gläubigen in den außerdeutschen Ländern. — Jansen, B., Descartes der Vater der heutigen Philosophie. Eine unzeitgemäße Betrachtung. — Grisar, J., Das preussische Unionsprojekt und die Katholiken Preußens (1849—1850). — Koch, L., Paraguay. — Besprechungen von Reisebüchern und von Büchern über Naturwissenschaft.

September, Heft 12: Leiber, A., Zur Konkordatsfrage. — Woodloß, Fr., Die Bedeutung der Revision des anglikanischen Prayer Book. — Fallner, D., Eine neue Methodik der Religionsvergleichung. — Köppel, R., Das Rätsel der Alpen. — Dahlmann, J., Chinas Kultur im Wilde seiner Architekturen. — Stang, S., Reimmichel, der Dichter-Pfarrer von Tirol. — Overmann, J., Das neue Japan in seiner bildenden Kunst. — Besprechungen von Büchern über Ordensgeschichte; Bildende Kunst; Musik.

Oktober, Heft 1: Pummerer, A., Das Memorial der Angela von Foligno. — Jansen, B., Der ideale Ort Gottes im System des Kritizismus. — Kompel, J., Das Jesuiten-Pensionat zu Freiburg in der Schweiz 1827—1847. — von Nell-Brenning, D., Volkswirtschaftlicher Wert und Unwert der Börsenspekulation. — Koch, L., Geschichtliches über die deutschen Farben. — Pribilla, M., Moderne Seelsorge. — Schröteler, J., Kann die holländische Schullösung für uns in Deutschland vorbildlich sein? — Duhr, B., Wer ist der Urheber des großen Münchner Himmelsglobus vom Jahre 1575? — Besprechungen von Büchern über Religion; Bildende Kunst; Romanistiker-Bibliographien.

Una Sancta. Ein Ruf an die Christenheit. 3. Jhg., 1927, Heft 3: Ehrenberg, H., Der Lausanner Konferenz zur Begrüßung. — Piper, D., Das Programm von Lausanne. — Glins, S. A., Von der ewigen Geltung der ökumenischen Symbole und von dem relativen Recht der Einzelkirchen. — Jankow, St., Die orthodoxe Kirche und die Bewegung für die Vereinigung der Kirchen. — Tatlow, T., The Church of England and Lausanne. — v. Martin, A., Die Gefahren von Lausanne. — Buchheim, K., Über wahre und falsche Vergeistigung des Christentums. — † Schlund, K., Gibt es eine zwanglose, eine königliche Orthodorie? — Bücherschau u. a.: Morasch, E., Die kirchlichen Einigungsfragen. — Pressschau u. a.: Ballau, K. H., Stimmen zur Lausanner Weltkonferenz. — Ökumenische Chronik u. a.: Laun, J. F., Kirche und Völkerriede.

Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. XXI. Bd., Juni 1927, Heft 2: Dritter Kongress für Ästhetik und Allgemeine Kunst-Wissenschaft, Halle 7.—9. Juni 1927. Bericht im Auftrage des Ortsausschusses, hrsg. von Wolfgang Iepe. — I. Allgemeine Vorträge: Dessoir, M., Kunstgeschichte und Kunstsystematik. — Menjer, P., Kunst und Erziehung. — Frankl, P., Die Rolle der Ästhetik in der Methode der Geisteswissenschaften. — Rodenwaldt, S., Wandel und Wert kunstgeschichtlicher Perioden. — Weber, W., Kunst und Geschichte. — Ullig, E., Der neue Realismus.

Heft 3: [Fortsetzung des Kongressberichtes] II. Vorträge und Verhandlungen zum Problemkreise Rhythmus: Ziehen, Th., Rhythmus in allgemein philosophischer Betrachtung. — Kah, D., Vibrations Sinn und Rhythmus. — van Eckelma, A., Rhythmus in ethnologischer Beleuchtung: Reihung um eine Mitte. — Baesede, S., Die Wandlung der Schönheit am deutschen Verse. — Wittsack, K., Rhythmus und Vortragskunst. — von Waltershausen, W., Rhythmus in der Musik. — Prinzhorn, H., Rhythmus im Tanz.

Heft 4: [Fortsetzung des Kongressberichtes] III. Vorträge und Verhandlungen zum Problemkreise Symbol: Cassirer, E., Das Symbolproblem und seine Stellung im System der Philosophie. — Thurnwald, K., Symbol im Lichte der Völkerkunde. — Strich, Fr., Symbol in der Wortkunst. — Droft, W., Form als Symbol. — Schering, A., Symbol in der Musik.

Zeitschrift für deutsche Bildung. Frankfurt a. M. 3. Jhg. (1927), Heft 7 und 8: Müller-Freienfels, K., Zur Sprachpsychologie und Sprechpädagogik. — Hans, W., Strindbergs Religiosität. — Meridies, W., Eulenspiegels Weg zum Mythos. — Krey, H., Albin Egger-Lienz. — Weider, S., Kann die Deutschkunde mit der Neuordnung des höheren Schulwesens in Sachsen zufrieden sein? — Vontin, W., Moderne Lyrik in unterrichtsgemäßer Behandlung. — Peters, U., Die Pädagogische Akademie im Aufbau unseres nationalen Bildungswesens. — Eiken, K. H., Das Schulbuch im Dienste der Völkerverständigung: ein abschreckendes Beispiel. — Streuber, A., Heimatbücher. — Peters, U., Brandts Grundriß der Deutschkunde. — Peters, U., Aus dem Gebiet der Erziehungswissenschaft und ihrer Hilfswissenschaften. — Preiß, M., 23. Hauptversammlung des deutschen Sprachvereins in Wien. — Muris, O., Deutscher Geographentag in Karlsruhe. — Beder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 9: Buchheit, S., Kainer Maria Rilke. — Westerburg, H., Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann“ und Wolfgang Goetz „Meidhardt von Gneisenau“. — Stranik, E., Das Problem der Gegenwartsdarstellung in der modernen Dichtung. — Westerburg, H., Eilhard Erich Pauls, ein Gruß zu seinem 50. Geburtstag (26. 8. 27). — Pauls, E. C., Goethes Führung. — Kiehl, B., Etwas Antilaosoon im Unterricht. — Hünnerkopf, K., Sage, Märchen und Mythos. — Peters, U., Andreas Geographie des Welt Handels. — Meridies, W., „Kulturgeschichte der Neuzeit“. — Beder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Heft 10: Braun, J., Danzig. — Strunk, H., Vom Schulwesen der Freien Stadt Danzig. — Latrielle, M., Das höhere Schulwesen Ostpreußens seit dem Kriege. — Braun, J., Von der Bildung des Ostmärkers. — Von einem Auslandsdeutschen, Deutsche Bildung in Polen. — Pienjat, K., Vom Volkemärchen in Ost- und Westpreußen. — Schmidt-Doigt, H. H., Deutsche Sprachlehre und Sprachwissenschaft. (Eine laufende Bücherschau.) — Freudenthal, H., Kurt Hacksers Volkskunde des germanischen Kulturkreises, Buchanzeige. — Beder, H. Th., Zeitschriftenchau.

Zeitschrift für Deutsche Kunde. Jhg. 41 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Heft 7 und 8: Medel, S., Die altgermanische Religion. — Kofelied, A., Lessings „Philotas“ und Friedrich der Große: eine Übung der Selbsttätigkeit. — Thalmann, M., Goethe „An den Mond“, eine Lesartenstudie. — Hinge, K., Das Streitgespräch. — Lüttge, E., Die Kernfrage der Auffasslehre. — Gamb, P., Eine Springkumbe. — Körner, J., Erziehung zum Schriftsteller. — Diegan, J., Der Entgegnungsaussatz. Die Gliederungsübung. — Leitfäden für einzelne Fragen des Deutschunterrichts: 1. Sprachunterricht; 2. Aufsatz; 3. Kunstbetrachtung; 4. Schulbüchse; 5. Deutsche Altertumskunde. — Knudsen, H., Ein Forschungsbericht zur Theaterwissenschaft der letzten Jahre.

— Kögler, H., Schrifttum zur deutschen Volkskunde (1924—1926). — Sonderbericht: Pongs, H., Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. — Vorberichte.

Heft 9: Lauffer, D., Deutsche Volkskunst. — Maurer, Fr., Der deutsche Sprachatlas. — Kohnmann, H., Goethes Weltanschauung und romantische Naturauffassung als Schaffensgrundlagen zu seiner Ballade Erlkönig. — [Sammelbericht:] Leitfäden für einzelne Fragen des Deutschunterrichts: Die Behandlung der Ballade auf den verschiedenen Klassenstufen. — Linden, W., Literaturbericht: Sammelschriften (1925—1927). — Budde, K., Bücherschau über Musik. — Tagungen. — Zeitschriftenschau.

Heft 10: Korff, H., A., Goethe und die bildende Kunst. — Amoretti, S. W., Deutschland und die Deutschen im Spiegel italienischen Geistes. — Müller-Freienfels, K., Ästhetische Aufgaben des Sprachunterrichts. — Wenz, S., Deutschkinnen und Deutschkunde. Ein Beitrag zu den Fragen des neuen Deutschunterrichts: 1. Die Behandlung des 19.—20. Jahrhunderts; 2. Heimatkunde in den Oberklassen; 3. Durchbildung der Deutschlehrer in Volkskunde. — Leitfäden für einzelne Fragen des Deutschunterrichts. — Wiator, K., Literaturbericht: Deutsche Literatur der Nachromantik und des Realismus (1925—1927). — Budde, K., Bücherschau über Musik. — Tagung für Deutschkunde in Reichenberg i. B.

Adalbert Stifter. Ein Gedächtnisbuch, hrsg. von der Adalbert-Stifter-Gesellschaft. Verlag von Josef Grünfeld, Wien 1928. — Inhalt: v. Hofmannsthal, H., Geleitwort. — Windner, J., Adalbert Stifter im Wandel der Zeiten. — Braun, F., Adalbert Stifters Welt. — Cloeter, H., Nachsommerlänge. — Fleischer, M., Bergtristfall. [Ein Gedicht.] — Singler, Fr. K. [Würdigung.] — v. Grolman, A., Prospero, Shakespeares „Sturm“ als Sinnbild für Stifters Leben und Werk. — Grünstein, L., Fichten im Böhmerwald. [Ein Gedicht.] — Hein, A. K., Mein erster Besuch im Geburtshause Adalbert Stifters. — Hohlbaum, K., Der Künstler und die Menschen. [Ein Gedicht.] — Kolostky, B., An Adalbert Stifter. — v. Kralik, K., An Adalbert Stifter. [Ein Gedicht.] — Mell, M., Gedanken bei der Lektüre Adalbert Stifters. — Pannwitz, K., Stifters „Nachsommer“. — Pfenner, W. A., Sprache und Reminiszenzen im „Witiko“. — Koesler, A., Adalbert Stifter als Landschaftsmaler. — Sauer, H., An Adalbert Stifter. [Ein Gedicht.] — von Schaukal, K., Gedanken über den „Nachsommer“. — Schloßar, A., Der Zauberer vom Böhmerwald. [Ein Gedicht.] — Schoepl, H., Wie die Adalbert-Stifter-Gesellschaft entstand. — Stefl, M., Zwei unbekannt Briefe Adalbert Stifters. — Stiffegger, H., Nächtliches Ereignis. — Stoeßl, D., Betrachtungen. — Strobl, K. H., Vor dem Gartengitter. [Ein Gedicht.] — Wajtil, H., Dem Künstler. [Ein Gedicht.] — Wilhelm, G., Koseggers Bekenntnis zu Adalbert Stifter in Briefen an Karl Adolf Bachofen von Echt.

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese, hrsg. von Günther Müller. Herder & Co., Freiburg im Breisgau 1927, Bd. II. — Inhalt: Craig, Fr., Metaphysik und Literaturwissenschaft. — Hedel, H., Die Gestalt des Künstlers in der Romantik. — Reinhard, E., Eichendorff-Probleme. — Adams, P., Das Weltbild in Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“. — Beiträge zur Bibliographie der oberdeutschen Renaissance- und Barockliteratur II.

3. Sonderabzüge.

v. Grolman, Adolf, Novelle: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte.

Leppa, K., Naturalismus: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte.

Polař, Léon (Haag), Die Homunculus-Figur in Goethes Faust: Neophilologus, XIII. Jhg., S. 16—33.

Schaukal, Richard, Heinrich von Kleist. Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages: „Wiener Zeitung“, Jhg. 224, Nr. 239, S. 3 ff. und Nr. 240, S. 3 ff. (18. und 19. Oktober 1927).

Syretter, Max, Neues über Herkunft und Werk Grimmschens: Wissenschaftliche Beilage des Dresdner Anzeigers, 4. Jhg., Nr. 39 (27. September 1927).

Spytka (Wiesbaden), Anmerkungen zu dem von Barbara Schulz besorgtem Verzeichnis Goethischer Gedichte: Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 52, S. 138—149.

Nachrichten.

Mitteilung der Schriftleitung. Vom ersten Heft des nächsten Jahrgangs an erscheint der Euphoriion unter Mitwirkung von Geheimrat Univ.-Prof. D. Dr. **Rourod Wurdach** (Berlin) und Univ.-Prof. Dr. **Jullius Peterfen** (Berlin), die an Stelle des im Jahre 1926 verstorbenen Univ.-Prof. Dr. August Sauer (Prag) künftig neben die bisherigen Herausgeber der Zeitschrift treten.

J. J. David. Mit einer größeren Arbeit über J. J. David beschäftigt bitte ich diejenigen, die Briefe von oder an ihn oder sonst wichtige Schriftstücke von J. J. David besitzen, mir Mitteilung davon zu machen und womöglich mir das Material für kurze Zeit zur Einsicht zu überlassen.

Stud.-Rat Dr. H. Graeneberg, Amssterdamm, Winkelstraße 5.

Berichtigungen.

Sach-Berichtigungen.

Zum Bericht von W. Jolisch über Schnyder, Heibel und Röttscher (oben S. 302 f.). Die Anmerkung 19 will lediglich den inneren sachlichen Zusammenhang zwischen Rüttschers und Schnyders Schrift hervorheben, aber nicht etwa behaupten, daß Schnyder die Schrift von Rüttscher benützt habe, ohne sie zu erwähnen.

Willy Jolisch (Bittau i. S.).

Zu Olshausen, Neues aus dem Caroline-Kreis. Die oben S. 355 ff. abgedruckten Gedichte sind nicht unbekannt. Das Gedicht „Zueignung an Schelling“ stammt von Platen (Dez. 1825) und begleitet die Komödie „Der gläserne Pantoffel“ (Sämtl. Werke, Prog. von Max Koch und Erich Peget II 114, IX 165). In Schellings Haus las Platen das Stück zuerst vor, darauf bezieht sich die zweite Strophe (vgl. Rudolf Schloesser, Platen, I (1910), 423, 448). — Auch die beiden dann abgedruckten Gedichte sind bekannt. Das erste Sonett („Es kommt mir ins Gemüth . . .“) steht in A. W. Schlegels „Blumensträußen italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie“, Berlin 1804, 74 und ist die Übersetzung eines Sonetts des Petrarca („Tornami a mente . . .“) von Schelling (vgl. Erich Schmidt, Schellings Gedichte und poetische Übersetzungen, Berlin 1913, 44 und 58; Caroline II 665). Die von Olshausen benutzte Handschrift bringt eine etwas veränderte Fassung: durch die geänderte Zeitangabe am Schluß wird das Gedicht auf den Tod Auguste Böhmers bezogen. (Auch Fichte hat übrigens dies Sonett übersetzt: Max v. Schenkendorf, Studien, I. Heft, 1808, 74). — Das zweite Sonett („Wenn der Planete . . .“) steht ebenfalls in den „Blumensträußen“ S. 14 und ist Übersetzung von Petrarcas Sonett „Quando 'l planeta . . .“. Der Übersetzer ist höchstwahrscheinlich wieder Schelling, trotzdem das Gedicht in A. W. Schlegels Sämtl. Werke, 1846, IV 6 übergegangen ist. Herr v. Olshausen hat mir freundlicherweise die Handschrift zur Verfügung gestellt. Gegenüber der Fassung der „Blumensträuße“ zeigt sie folgende Varianten (Interpunktionsvarianten sind nicht verzeichnet): W. 6 Hügel sind W. 7 inwendigs W. 9 Verschiedne Frucht. In W. 12 lese ich, bis auf die falsche Interpunktion übereinstimmend mit dem Druck, „That, der Liebe“. Ich vermute, daß die Veränderungen der Druckfassung auf den Herausgeber A. W. Schlegel zurückgehn. In den „Blumensträußen“ ist das Gedicht, wie die andern Beiträge von Caroline und Schelling, durch eine Ciffre gekennzeichnet. Für Schellings Autorschaft sind E. Frank und Erich Schmidt eingetreten (vgl. Caroline II 665; Schellings Gedichte, 42 und 57). Das Auftauchen einer Abschrift dieser beiden Gedichte in den von Olshausen benutzten Handschriften scheint mir ein neues Argument für Schellings Autorschaft zu sein, zumal das erste Sonett sicher von ihm stammt und beide auf einem Blatt stehen.

Karl Wiëtor (Stefen).

Druckfehler-Verichtigungen.

- Seite 75, Anmerkung 52 lies: Ciceronis.
 „ 131, Zeile 6 (von unten) statt: dem; lies: das.
 „ 299, „ 10 statt: Weg der Judith zur Iphigenie; lies: Weg von der Judith zur Iphigenie.
 „ 304, „ 6 (von unten) statt: Behlin; lies: Behlen.
 „ 340, Anmerkung 11 hinzuzufügen: Nicolai schreibt irrtümlich „Königslexikon“ statt „Kriegslexikon“.
 „ 361, Zeile 17 (von unten) statt: Campers; lies: Campes.
 „ 366, „ 13 (von unten) statt: 1905; lies: 1805.
 „ 415, Anmerkung 16 statt: Psychologie; lies: Psychologe.
 „ 451, „ 196 statt: 376; lies: 367.
 „ 460, „ 266 „Die ‚unvergorne Bauerbengelei‘ . . .“ und das Folgende ist zu streichen, da die dazu gehörige Stelle im Texte während der Korrektur getilgt worden ist.
 „ 472, Zeile 21 (von unten) statt: merkte; lies: merkt.
 „ 478, „ 8 statt: gehört; lies: gehöre.
 „ 481, „ 17 statt: anzustimmen; lies: anzustaunen.

Namen- und Sachverzeichnis.

Der Einlauf am Schlusse jedes Heftes wurde nur in besonderen Fällen berücksichtigt.
Bei den Aufsätzen ist nicht überall Vollständigkeit angestrebt.

- A. W.** (= Windelmann?) 353 (Sonett an S. M.).
- Abbt Thom.** 338. 342. 343 f.
- Abenteuer, Lustiges, eines geistlichen Don Quijote** (1775. Nicht von Cellius) 584 Anm. 590.
- Adermannsche Truppe** 541. 542.
- Addison Jos.** 522. 527¹⁴.
- Abler** 388. 394.
- Ästhetik** 98 f. 131 f. 173. 176 f. 179. 185 ff. 192 ff. 418.
- „Agrarisch“ 309 f.
- Agricola Joh. Frdr.** (Komponist) 347.
- Agricola Phil.** (Maler) 390 f.
- Albanermädchen, Das, s. Calboni W.**
- Albertinus Heg.** 199²⁰.
- Alexandermythus** 195⁴.
- Alexis Will.** 318.
- Allegri Gregorio** (Komponist) 395.
- Allopeus, Frau v.** 381.
- Althochdeutsche Glossen** 616 f.
- Amerika, dargestellt durch sich selbst. Zeitschr.** (1818/20) 319 f.
- Amerika in der deutschen Dichtung** 317/20.
- Amerikanische Literatur** 317/21.
— Prosa (1863/1922) 320 f.
- Anakreon** 346. 530¹⁹.
- Andrée Karl** 454.
- Angelus Silesius** 170.
- Angers, Schule von** 621 f.
- Anna Amalia, Hgin. v. Weimar** 542. 547 ff.
- b' Annunzio G.** 473.
- Anselm von Canterbury** 162.
- Ansichten, Amerikanische (Ztschr.)** 319 f.
- Antike, s. Pindar.**
- Anton Ignaz, Fürstbischof von Ellwangen** 590 f.
- Arctius Ben.** 199²¹.
- Argo. Jahrb.** (1854) 406/8.
- Aristoteles** 163. 165. 167. 171. 178.
- Arndt Ernst Mor.** 370. 371 (u. Baubissin). 372.
- Arnim Achim v.** 33. 246. 313 ff. (A.-Bibliographie). 315 f. (Ausg. der Werke). 362 65 (Frau v. Krüdener u. A.; Briefe). — **Bettina v.** 85. 291. 294²³. 313. 314. 316.
- Artusroman** 619. — Vgl. **Immermann, „Merlin“**.
- Aschermittwoch, Der, in Weimar'** 614.
- Auerbach Berth.** 318. 449. 452 (unglückl. Eheverhältnisse u. a. Vgl. 453). 453. 455. 456. 459. 460. 462. 464. 465. 467. 629.
— **Nina, geb. Landesmann** 452.
- Auersperg, Graf v. (Domherr)** 565⁰.
- Aufklärung** 9 f. 16 ff. 20. 21 ff. 24. 75. 130. 131. 132. 282 ff. (Grillparzer). 284. 285. — **Siehe auch Schubart.**
- Auffeher, Der, oder Vormund** 523⁴.
- Augsburgische Ordinari-Postzeitung** 590 Anm.
- Augustinus** 260 f.
- Aurbacher Ldw.** 369.
- Avenarius K.** 475.
- Aventin J.** 614.
- Ayrenhoff E. v.** 557. (561 „Postzug“).
- Baader F. M.** 572²⁰.
- Babillard, Le** 522. 523.
- Bach J. S.** (Komponist) 288. 289. 294. 295.
— **K. Ph. E.** (Komponist) 346. 347.
- Bachmayr Joh. Nep.** 423. 425. 428. 464.
- Bachofen Joh. Jak.** 99 f. (u. Burckhardt). 105²².
- Baco v. Verulam** 163. 164.
- Bäse Joh.** (Maler) 379. 387.
- Baini Gius.** (Komponist) 396.
- Bajza Jos. Ign.** 111.
- Balbe Jak.** 59.
- Ballade** 185 f. 187.

- Balladenbuch, Niederdeutsches 627.
 Balzac H. de 263.
 Bamberg Fr. 303.
 Barock 203/18 (D. dtsh. Pindarische W.-
 Obe).
 Bartholdy J. S. (preuß. Generalkonsul
 in Rom) 379. 380. 382. 392.
 Bassebow J. W. 545.
 Bateauy Ch. 549 f.
 Baudissin Graf Hermann 371.
 - Gräfin Julie, geb. W.-Knoop 370/403
 passim.
 - Otto Graf v. 370/79 pass. 381. 387/99
 pass. 402.
 - Sus. v., s. Bülow.
 - Wolf Graf 370/72. 372/403 (aus W.s
 Tagebuch über seine italienische Reise:
 Siena u. Rom 1821).
 Baumgarten Alex. Gtli. 343 f.
 Baumgartner Wilh. (Komponist) 429⁸⁶.
 Bayer-Würd Marie (Komponist) 457.
 Bayerische Bibliotheken 147 f.
 Beaumont, Mme. 545.
 Becker Erich 497. 500. 501.
 Becker Alb. 289.
 Bedenken über die Gafnerischen Kuren (von
 Gfn. v. Auerberg) 565⁹.
 Beethoven Ludw. v. 273/86 (W. u. Grill-
 parzer). 286,95 (W.s geschichtl. Stellg.).
 Behlen (nicht: in) Stefan 304.
 Bekker Walth. 60 f.¹⁰.
 Belidor B. F. v. 340 („Kriegslexikon“).
 Bender, Frh. v. 560.
 Benedix Roderich 452²⁰².
 Bentheim 381. 389.
 Berlin 541. 554.
 Berling G. J. 627.
 Berlioz H. 289. 293.
 Bernardon, s. Kurz J. v.
 Bernolaf Ant. 111 ff. 114 f.
 Bernstorff Ch. G. Graf v. 371.
 Bertolotti Lina (Sängerin) 339.
 Beschäftigungen, Kleine, für Kinder (von G.
 B. Fund) 340.
 Beschreibung, Ausführliche, jener merkwürdi-
 gen Begebenheit, die sich mit einer gewissen
 Klosterfrau Maria Anna Oberhuberinn
 [Trefferlin] ... zugetragen hat (1775)
 580 f.
 Best 359.
 Beust J. J. Graf v. 409.
 Bewußtsein 480 ff.
 Bibel 616 f.
 Bibliographie 305 f. (volkskundliche). 313/7
 (zur Methode der B.; Arnim- u. Bren-
 tano-B.).
 Bibliothek, Allgem. deutsche 337 ff. (Nicolai
 versucht, Gerstenberg als Mitarbeiter zu
 gewinnen). 573. 574²⁷. 575. 585.
 Bibliotheken 147 f. (bayerische). 148 (geistl.
 B. in Böhmen u. Mähren). 548 f. (Zu-
 gänglichkeit). 552 f.
 Biedermann W. 454²²⁴.
 Binde Frdr., Volksmann u. Dichter († 1921)
 470 f. — Briefe von Dehmel an B. 471
 bis 484. — Aus Briefen von B. an Deh-
 mel 471. 473. 476. 482. 483. — Novel-
 len: ‚Lacrymae Christi‘ u. a. 471. 473.
 — ‚Sonnenpsalm‘ 478.
 Birnson B. 263.
 Biographie, Problem der 179 ff.
 Birch-Pfeiffer Charlotte 420. Vgl. 434.
 Birken G. v. 212⁸⁶.
 Blome Titi Gräfin 391.
 Blumensträuße . . von A. W. Schlegel (1804)
 640.
 Boccaccio G. 146. 531.
 Bod, Herr (1765) 341.
 Bockbeutel, Der, s. Borkenstein H.
 Bodenstedt Frdr. v. 443.
 Bodmer J. J. 340 („Noachide“). 520.
 521 f. (Wieland an B.). 523. 524. 525 f.
 529. 530. 532.
 Boehl A. 106.
 Böhmer Auguste (Tochter Karolines) 350 f.
 351 f. (Brief an ihre Tante Luise). 356
 (dazu 640).
 Boehner Ldw. 294.
 Böttiger K. A. 367.
 ‚Boeve de Hanstone‘ 618.
 Boie H. Ehn. 547. 551. 552. 559.
 Bopfinger Schreiben 584 Anm. 588. 589 f.
 Borkenstein Heinr. (549 ‚Bockbeutel‘).
 Bormann Karl 407.
 Bosler Heinr. Phil. (Musikschristf.) 348.
 349.
 Bostrom Ch. J. 265.
 Brandes G. 271.
 Braunfels Ldw. 410.
 Braunschweig 541 f.
 Brenner Alb. 89.
 Brenner-Kron Emma 89. 143 f.
 (Briefw. mit Durdhardt; Gedichte).
 Brentano Bett., s. Arnim.
 — Clem. 32 f. 313 ff. (316 Br.-Bibliogra-
 phie). 352 („Gedwi“).

- Brentano Frz. 163. 164. 165. 166. 167.
 497/502. 503. 506. 508. 511.
 Briefe 143 (Briefsw. Dürckhardt-Brenner-
 Kron, hrsg. v. Hoffmann). 337/48 (Nico-
 lai an Gerstenberg). 348/50 (Wieland an
 Einfiel). 351 f. (A. Böhmer an L.
 Wiedemann). 358/61 (Tatter an L. Wiede-
 mann). 363 f. (Arnim an J. v. Krüde-
 ner). 364 f. (Krüdener an Arnim). 365 f.
 (A. Müller an J. v. Müller). 369 f. (Th.
 Huber an Docen). 409 f. (Gutzlow an
 Haase). 412/16 (G. Keller an A. Hett-
 ner). 416/70 (H. Hettner an G. Keller).
 470/84 (Dehmel an Vinde). 521 (Wie-
 land an Bodmer).
 Brindman John 627/29 (Plattb.
 Werke).
 Brodes W. H. 528. 529. 530²¹.
 Bröndstedt, Dr. 390.
 Broxtermann Th. W. 627.
 Brudner Ant. 289.
 Brun von Schonebeck 624.
 Buchner A. 625.
 Budle H. Th. 267.
 Büchner Ldw. 470.
 Bühler Carl 498. 499.
 Bülow 384. 391.
 — Susanne u. Adolf v. 399.
 Bünau Heinr. Graf v. 22.
 Bürger G. A. 60. 559. 627.
 Bürgerliche Gesellschaftschiicht 550/64.
 Bunsen 384. 388. 402.
 Dürckhardt Jak. 85/107 (B. u. das
 Dichterische). 143/45 (Briefsw. mit Bren-
 ner-Kron; Gedichte). 463.
 Burte Herm. 189.
 Buschmann Ehrenfr. Engelb. 538.
 Byron, Lord 90. 292.
 Byström Joh. Niklas (Bildhauer) 390.
 Cabinet des Fées 524 f.⁷
 Cagliostro 575.
 Calderini (Sängerin) 350.
 Calderon 92.
 Caldoni Vittoria (das Albanermädchen)
 387.
 Calvin 73 f.
 Cambridge Adolf Hgg. v. 361.
 Camuccini W. (Maler) 383. 388.
 Campe Elise 361.
 Canova A. (Bildhauer) 374¹³. 383. 384.
 Canz Wilhelmine 457 (Eritis sicut Deus').
 Caroline, f. Schelling.
 Cartesius, f. Descartes.
 Casanova G. Jak. 496.
 Catel Frz. Ldw. (Maler) 386. 393.
 Cellarius Epphor. 22.
 Celtis Conr. 200.
 Chamisso A. v. 318.
 Charakterologie 178.
 Cherubini L. 292.
 Chiliasmus 597. 601 f.
 Christentum, Rückkehr Strindbergs zum
 253/73.
 Christian Prinz v. Dänemark 375
 (378). 382. 384. 388. 390. 391. 392.
 Cicero 59. 625. — Vorlage für Goethe
 64 f. 66 ff. 69 ff. 71 f. 75.
 Claude Lorrain (Maler) 88.
 Claudius Matth. 59. 553.
 Clemens XIV. (Ganganelli), Papst 579.
 ‚Cobrus‘, f. Cronegk.
 Collin Heinr. v. 291. 292.
 Contrat social 10 ff. 17 f. 19 f.
 Cordus Euricius 200³³.
 Corneille P. 92.
 Cornelius P. (Maler) 382. 402⁰⁸.
 Cotta J. F. 369.
 Cramer Crusius 342.
 Cranz (Offizier) 357.
 Cronegk Joh. Febr. v. (555 ‚Cobrus‘).
 Crusius Ch. A. E. 565.
 Dahl Ehn. (Maler) 385. 401.
 Dahlmann Ehrenfr. Jak. u. Joh.
 Ehrenfr. 553 f.
 — Fr. Ch. 554.
 Dalberg Carl Thdr. v. 542.
 Damian J. A. 304.
 Dante 600. 607. 608.
 Dangel Th. W. 438.
 Da Ponte L. 277.
 Darwin Ch. 268. 271.
 David, König 196 f.¹⁰.
 — Jak. Jul. 640.
 Dawson Bogumil 456.
 Defoe Dan. 436 f. 563.
 Dehmel J., geb. Coblenz (A. D.s zweite
 Gattin) 484.
 — Otto 475.
 — Rich. 263. 470 f. 471/84 (Briefe an
 Vinde, f. d.). 472 (478 an W. Schäfer).
 — Lebensblätter 470. 472. 482. — Der
 Mitmensch 474. (475). — Weib und
 Welt 482.
 Descartes (Cartesius) 162. 164.
 166. 168. 169.
 Deffoir 407.

- Dessoir M.** 192 f.
Deutsche Chronik hrsg. von Schubart 577 ff. 581 ff. 584 ff. 587 ff. 590 ff.
Deutsche Literatur 21/34 (Möser). 85/107 (Burckhardt). 195/218 (Fortleben Pindars ... bis Gryphius). 540/64 (Das literar. Publikum d. 60er Jahre d. 18. Jhdts.). 616/29 (abh.; mh.; Theophilus; Stieler; nb.; Brindman).
Deutschland 85 ff. (Burckhardt).
Dichterische, Das (Jaf. Burckhardt) 85/107.
Dickens Ch. 140/42 (Maabe u. D.).
Diderot Den. 462.
Dieterich Lotte, geb. Michaelis 359.
Dietmar von Eist 623.
Dietrichstein Moritz Graf 273.
Dilettant 478.
Dilthey Wilh. 178. 497/502. 503. 504.
Dingelstedt F. 409. 410.
Dionysios v. Halikarnas 193 f.
Dobrowsky Jos. 113.
Docen Bernh. Jos. 369 f. (Brief von Th. Huber).
Döbbelin Th. 549. 560.
Dolfus Charles 464.
Don Quixote, f. Abenteurer.
Dorat El. Jos. 538.
Dornford 360.
Dostojewski F. 263.
Draeske Fel. 288.
Drama 137 f. (D. Ludwig). 186. 218/53 (H. v. Kleff). 273/86 (Grillparzer). 296/303 (Hebbel). 307. 310. 417 (Locher). 417/20. 422 f. 425. 456 f. 474 (Dehmel). 595/615 (Jimmermanns, Merlin'). 624 f. (Theophilus').
'Dramatische Gesellschaft' (in Elberfeld) 483.
Dramaturgisches in Hettners Briefen an Keller 417/20. 422 f. 424. 426. 427.
Drofke-Hülshoff Annette v. 139 f. ('Judenbuche').
Drummond, Lady 391.
Dünker H. 176.
Dürer Albr. 374. 380. 590¹⁰.
Dumont Jos. 458.
Dunder Alex. (Verleger) 404.
Dusch Joh. Jaf. 337. 347.
Ebbinghaus Herm. 499.
Ecce Schubart von Ala (von Hofer?) 593.
Edardt Ew. 443.
Edda 188.
Eggers Frdr. H. 405. 406. 407. 408. 627.
 — Karl F. P. 627.
Eggers Karl Joh. (Maler) 381. 382. 388. 389. 390. 391. 392. 394. 397. 401.
Egidy Moritz v. 470.
'Ehemann, Der blinde' (von Krüger) 538.
Eichendorff Jos. v. 145. 246. 318.
Eilhart v. Derge 618. 620.
Einflüsse 296. 298.
Einfiedel Frdr. Hildebr. v. 348/50 (Briefe an E., von Wieland).
Elberfeld 479.
Element- und Mosaik-Psychologie 175 f.
'Ellaora' (Freundeskreis bei F. Eggers) 406.
Elster E. 192.
Empfindsamkeit 526 f.
Englische Literatur 140/42 (Dickens).
Ennemoser J. 597.
Epos, Epentheorie 186 ff. 300 (Hebbel). S. auch Roman.
Erfurt 542.
Erhard Andr. 370 ('Heimeran').
Erigena Joh. Scotus 167.
'Eritis sicut Deus' (von W. Lang) 457.
Erklären, Verstehen und 513/16.
'Ernst, Herzog' 618.
Ernst Charlotte 351.
Erzählgedicht, Höfisches 617/21.
Erzählung, f. Roman.
Erziehung 10 f.
Eschen Frdr. Aug. 539.
'Essentia', Die, des Spinozismus 164/8. Wgl. 162.
Est, Est, Est 374.
Euripides 198.
Erzistenstreit (Gagner), Schubart im 564/95.
Faber Joh. (Maler) 388. 392.
Falk J. D. 614.
Fallmerayer Jaf. Phil. 435¹¹⁹.
Fandly Georg 113.
Fechner G. Th. 176.
Feder J. G. H. 359.
Feuchtersleben E. v. 318.
Feuerbach Ew. 415. 457. 460.
Fichte J. G. 49. 163. 221. 224. 562. 640.
Fischer Kuno 168.
Fleischer 344⁸².
Fleming Paul 626.
Flugschriften zum Gagnerstreit 565 f. 567 f. 571 ff. 574. 580 f. 583 ff. (Schubart).
Fontane Thdr. 403/08 (Anfänge des Briefsw. mit Heyse). 403 f. (Gedichte). 405 (Londoner Briefe). 406/08 ('Argo').

- Frage, Politische, ... über die Gagnerschen Kuren (von Reifach) 565 f. 7.
 Französische Renaissance 146 f. (Früh-R.-Novelle). 200/03 (Horaz u. d. Ode der frz. N.).
 Freiligrath F. 318.
 Freyer Hans 517. 518.
 Freytag Gust. 141. 420. 452 (453. 454 'Soll u. Haben'). 454²²⁸. 457. 463. 561.
 Friedrichs C. 453.
 Friedrich II., der Große 22. 28. 75. 541. 585.
 — VI., Kg. v. Dänemark 370 f.
 Fries Bernh. (Maler) 421. 460.
 Frührenaissancenovelle, f. Roman.
 Fugger, Joh. v. 374.
 Fürstenhöfe, Die, bestimmend für d. geistige Leben 540 ff.
 Fugger-Gloett Ant. Jgn. Graf, Fürstbischof v. Ellwangen 565.
 Fund G. B., f. Beschäftigungen.
- G**
 Gabler Matthias 566¹¹.
 Gans Edu. 422.
 Garve Ehn. 129.
 Gagnier Joh. Jos. 564/95 (Schubart im Erorzistenstreit).
 Gau Frz. Ehn. (Maler u. Architekt) 402.
 Gebhart 167.
 Gebler Joh. Phil. Frh. v. 545. 546. 549.
 Gefühlsphilosophie 16 f. 19.
 Geibel Em. 90. 143. 144. 443.
 Geistesgeschichte des 18. und 19. Jhds., f. Quellen.
 Geisteswissenschaft und Psychologie 172/95. 497/519 (die Methode der Geisteswissenschaften 516 ff.).
 Geistliche als Mittelpunkt literar. Lebens 553f.
 Gelegenheitsdichtung 207 ff.
 Gelehrte als Mittelpunkt des Geisteslebens 551 ff. 557 f.
 Gelehrten-Republik 338.
 Gellerst Ehn. F. 58. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 533. 537. 545. 561. 562. 563. 589 ('Schweb. Gräfin').
 Gellius Joh. Gfr. 584 Anm. Nr. 6 (dort wird ihm, auf Grund einer mißverstandenen Notiz bei Goedeke³ IV 588, irrtümlich das 'Luftige Abenteuer' zugeschrieben).
 Gemmingen Eb. Frhr. v. 531 f.
 Genß Frdr. v. 366. 367. 368.
 Georg III., Kg. v. England 358. 359.
 George Stef. 482.
 Gerber G. 176. 188. 189.
- G**
 Gerhardt Paul 56 f. 57.
 'Gerold von Bollblut.' Novelle (von Raabe, nicht von Brinckman) 629.
 Gerstäcker F. 318.
 Gerstenberg Heinr. Wilh. v. 337/48 (Briefe von Nicolai an G.). 339 (340 f. 'Ariadne auf Naxos'). 340 (342 Gedichte eines Skalden). 344 (347 Briefe ü. d. Merkwürdigkeiten d. Liter.). 344 (347 f. Ugolino).
 — Sofie v., geb. Trochmann 341¹⁸.
 Gervinus G. G. 93. 98 f. 106. 421 (Hettner über dessen 'Shakespeare').
 Geschichte 20. 365/69 (J. v. Müller u. A. Müller).
 Geschichtsauffassung (J. Möser's) 21/34.
 Geschichtsphilosophie 365/69 (A. Müller; J. v. Müller).
 Gesellschaftsvertrag, f. Contrat social.
 Gerner E. 536. 563.
 Gestalt, G.-Psychologie, -Theorie, -Forschung 173 ff. 177 f. 179 ff. 182. 186. 187 ff. Vgl. 504¹³.
 Gestaltqualität 182.
 Gildemeister Karl 627.
 Giovanni da Firenze 146.
 Gleim J. W. Ldw. 532. 535. 537. 543. 547. 563.
 Glossen, abb. 616 f.
 Gluck Ch. W. 294.
 Gnosis 505 ff.
 Gödingl G. v. 551⁶⁴.
 Göring Ehr. 626.
 Görres Jos. v. 33.
 Göschel G. J. 538 f. 540⁹⁰.
 Goethe J. W. v. 23. 30. 34. 35. 36. 52. 53. 54. 85. 88. 92. 93. 96. 100. 106. 107. 135. 136. 143. 180. 189. 190. 224. 232. 291. 304. 310⁷ (G. u. d. Volkslied). 316. 318. 336. 387⁹⁰. 551. 562. 563. 595. 614.
 Hebbel u. G. 296/301.
 Faust 231. 514. 602. 603. 609; Zum Gesang der Erzeengel 54/75. — Götz v. Berlichingen 422. — Hermann u. Dorothea 300. — Jahrmärktefest v. Plundersweilern 402⁹⁸. — Tasso 299 f. — Wahlverwandtschaften 302. — Werther 586⁹⁷. 589 f. 599. — Wilhelm Meister 94 f.
 Göttingen 552.
 Götting R. 433¹⁰⁸.
 Goetze J. M. 342. 558.
 Goldammer Leo 407. 408.

- Solk Bogumil** 436.
Sotfrid v. Straßburg 618. 620 f.
Sott 247 f. (Kleist). 253/73 (Strindbergs Ringen mit G.).
Sotter Luise 351.
Gottesbeweis 162 f.
Gottlieb Jerem. 432¹⁰⁴.
Gottschall Rud. 409.
Gottsched Joh. Ch. 27. 212. 438. Vgl. 342. 529. 531.
 — **L. A. W.** 522 f.
Gral, Gralstheorie 596. 597. 600. 601. 606. 608. 609. 614. 620.
Granet Frz. (Maler) 391. 401.
Graun K. H. (Komponist) 339.
Greflinger J. G. 626.
Gries J. D. 352.
Grillparzer Frz. 89. 92. 318. — u.:
 Beethoven 273, 86; Burckhardt 93 ff. 97.
 98. 99. 105. — Einstellung zur Musik 273 ff. — Gespräche 7. — Werke hrsg. v. Sauer (Wien) 6 f. — Drahomira 277 f. — Melusine 277 ff. 280 ff.
Grimm J. Melchior v. 462 f.
Grimmelshausen Ch. v. 94.
Groeger F. E. (Maler) 383.
Groth Klaus 627. 629.
Grün Anast. 318.
Grünwald Jörg 310⁷.
Gruppenbildung 181.
Gryphius Andr. 195. 208. 213/8 (die geistl. Ode des G.).
'Guardian, Der Englische' 522 f. 539 f.
Günderode K. v. 313.
Gueullette's 'Mille et un Quart d'heure' 524 f.
Guiot, f. Riott.
Gundolf J. 176. 180. 194. 202.
Gutermann Sophie, f. La Roche.
Guslow Karl 91. 408/11 (Schillerstiftg.; Brief an Haase). 413 f. (Kußs Hebbelbiogr.; 'D. Longinus'). 449. 451 f. 453. 455. 456 ('Ella Rose'). 462.
Guyon J. M. Bouvier de la Motte 363.
- Hagedorn Frdr. v.** 525. 529. 530. 531²². 533 f. 537. 563.
Hagen Frdr. Heinr. v. der 373.
Haller A. v. 528. 529. 562. 563.
Hamann J. G. 22. 28. 29. 30.
Hamuljak Mart. 114 f.
Hannswurst und Schubart (von Zeiler) 582. 584. 586⁸⁷. 587. 588 f. (Probe daraus). Vgl. 592.
Hardenberg Karl v. 362.
 — Frdr. v., f. Novalis.
 — **K. A. Fürst** v. 389.
Hardt (Pianist) 479.
Harnier W. de 397.
Harsdörffer G. Ph. 191. 212⁸⁵.
Hartmann Edu. v. 267 f. (Strindberg).
Hartmann v. Aue 619.
Hasse J. A. 294.
Hauff W. 318.
Haug Balzh. 37. 551.
Haupt Fr. E. 559.
Hauptmann G. 145².
Haydn Jos. 284. 286 ff. 293. 294.
Haja Sophie v. 367.
Hebel Frdr. 90. 187. 296/303 (H.-Literatur, von: Sommerfeld, Pfannmüller, Schnyder. Vgl. 640). 423. 613. — **H.s Religion** 301 f. — **H. u.:** Goethe 296/301; Guslow 413 f.; Köstcher 302 f.; Uhlend 296 f. — Herodes und Mariamne 420 (Hettner darüber). — Julia 423. — Mutter und Kind 300. — Trauerspiel in Sizilien 420⁴¹.
Hebel J. P. 14 am E.
Hector Enno 627.
Hegel G. W. F. 19. 31. 34. 97. 98. 106. 163. 186. 225. 302 f. (Hebbels u. Köstchers Beziehungen zu H.). 418⁸⁰. 603. 606. 614. 615. 631.
Heine Heinr. 143. 190. 624.
Heinrich von Morungen 624.
 — v. dem Türlein 620.
Heinse Wilh. 28. 100.
Heinzel Rich. 3. 173.
Hellingrath M. v. 194.
Henle Jak. (Anatom und Physiologe) 421.
Henneke Knecht, Lied vom 627.
Hensel Luise 316.
Herbart J. F. 179.
Herder Joh. Gfr. 29 f. 35/54 (Schiller u. H.). 58. 59. 60. 102. 106. 129/33 ('Kritische Wälber'). 133. 135. 139 (H. in Niga). 213. 225. 313. 343. 367. 535 f. (u. Wieland).

- Herder Carol. 348 (Brief von Wieland).
 Heroldt Jhns. 199²².
 Herz Wilh. (Verleger) 405. 406.
 Hettner Anna, geb. Grahl, zweite Gattin
 Herm. H.s 412/16 (Briefe Kellers an sie).
 464.
 — Elisabeth (Herm. H.s Tochter) 421. 462.
 — Felix (Sohn v. Hermann) 428. 442.
 457. 462.
 — Georg (Sohn v. Hermann) 457. 462.
 — Herm. 98. 411 f. 412/14. 415 f. („Notiz“:
 G. Kellers persönliche Erinnerungen an
 H.). 416/70 (Briefe H.s an G. Keller).
 417²⁰ (H. an F. Lewald). 438¹³³ (H.
 und Danzel). 439¹³⁶ (H. u. Köchy).
 — „Modernes Drama“ 414. 418
 (erstes Auftauchen der Idee dazu). 422.
 424. 426 f. 427 f. 429. 430. 431. —
 Griech. Reisekizzen 433. 435. 441. —
 Literaturg. des 18. Jhdts. 435. 437. 449.
 450. 451. 454. 456. 458. 460. 461.
 462 f. 464. 467 f. 469. — Robinson u. d.
 Robinsonaden 436 f. 438. 442. — Italien.
 Studien 469.
 — Marie, geb. Stockmar, erste Gattin Herm.
 H.s 417. 426. 435. 436. 458 f. (Krank-
 heit u. Tod). 460.
 Heusler A. 187 f.
 Heren, Herenwahn 568 ff. 573. 575. 576.
 Heyne Ch. G. 360.
 Hense Paul 89. 90. 91. 143. 144. 403/08
 (Anfänge des Briefsw. zw. Fontane u. H.).
 407 f. („La Rabbia“). 443. 464²⁰⁸.
 Hilgenfeld, Schwefter von Adolf 455. 456.
 Hiller Joh. Adam (Komponist) 347.
 Hiob, Buch 54 ff.
 Hippel Thdr. G. v. 561 f.
 Hobbes Th. 18. 164.
 Hodža 125.
 Höfe, s. Fürstenhöfe.
 Hölberlin Febr. 88. 100. 194. 225.
 246 f. 336.
 Hofer Caspar („poeta vagabundus“) 573.
 574. 584 Anm. 587 f. 593.
 Hoffmann E. T. A. 76/84 (H.s Stil).
 145. 246 („Bergwerke zu Falun“). 280.
 294. 300. 318.
 — von Fallersleben H. 318. 629.
 Hofmannsthal Hugo v. 186. 482.
 Holbach P. H. Frh. v. 460 („Système de
 la Nature“).
 Holfeldische Dreschmaschine (343). 346 f.
 Homburg E. Ch. 213⁸⁷.
 Homer 341. 530.
 Homophonie, Beethoven als ihr Meister 288 f.
 290.
 Horaz 199. 200/03 (H. u. d. Ode der franz.
 Renaissance). 204. 206.
 Horny Frz. (Maler) u. Konr. (Zeichner)
 386. 398. 399.
 Orabanus Maurus 616. 617.
 Hrotvith von Gandersheim 624.
 Huber J. L. 532²².
 — Theresie 369 f. (Brief an Docen).
 Hud Ricarda 145.
 Hübner Joh. 212.
 Hufeland (Gattin des Juristen G. H.)
 351. 352.
 — Epph. Wilh. (Arzt) 351. Vgl. 352.
 — Gottlieb (Jurist) 352.
 Hugo Wikt. 90. 143.
 Hugo von Puisset, Graf 618.
 Humanisten 196 ff.
 Humboldt Karol. v. 376²².
 — Wilh. v. 31. 106.
 Hume Dav. 499.
 Hurban J. M. 116 f. 119. 124 f.
 Hufferl Edm. 498. 508.
 Hupsmans J. K. 258. 263.
 Hyacinthe St. 525⁰.
 Jacobi Fr. H. 135.
 — J. Gg. 547.
 Jahrbuch für histor. Volkskunde 304. 311 ff.
 Jahrbücher, Kritische, der Wissenschaft und
 Kunst (1862 gepl., nicht zustande gekom-
 men) 465 ff.
 Jbsen H. 263. 265 f. („Brand“. Einfluss
 auf Strindberg). 503. 603.
 Jffland A. W. 402⁰⁸.
 Identitätsphilosophie Spinozas 168 f.
 Jean Paul (J. P. F. Richter) 133/7 (J.
 P.-Literatur).
 Jesuiten (Schubarts Konflikt mit ihnen)
 564/95.
 Ilias u. Odyssee 187.
 Imhoff Amalie v. 539 f.
 Immermann Karl 94. 595/615 (Studien
 zu J.s „Merlin“: 1. Das Knaben-Jung-
 frauen-Rätsel 595; 2. Drei sind es, welche
 zeugen“ 600; 3. Das Zauberwort 602;
 4. Zur Gestalt Satans im Vorspiel 604;
 5. Zu Gottes und Satans Stammbaum,
 Nachspiel 607; 6. Zur Komposition 610).
 Jørgensen Joh. 258.
 Johann, Erzhhg. v. Österreich 305.
 Jordan Wilh. 451 f.
 Joseph II., Kaiser 592.

- Italienische Frührenaissance-Novelle 146 f.
 Jungbauer G. 310.
 Jung-Stilling J. H. 363. 364. 553.
 Junkmann W. 627.
- Kaas Fr. Jul., dän. Minister 370 f. 375.
 Kant Im. 15. 16. 19. 20. 31. 35. 39. 40.
 42. 44. 45. 50. 51. 164. 168. 220. 221.
 224. 225. 226. 240. 283. 291. 475. 480
 (Dehmel über K. Wgl. 482). 509.
 Kapp Aug. 421. 423.
 — Ehn. (Philosoph) 415. 421. 423. 426.
 460.
 — Jhna. 421. 423. 426. 460.
 — Mar 460.
 Karl, Hg. v. Württemberg 593 ff. (u.
 Schubart).
 Karoline, f. Schelling.
 Karshin Anna L. 560.
 Katholizismus, f. Luthertum.
 Kask, Gebr., in Dessau (Verleger) 406. 407.
 408.
 Kaufmannsstand, Der, als Mäzen 550 f.
 Keller Stfr. 85. 91. 95 ff. (u. Durdhardt).
 186. 189. 411 f. 412/14 (Briefe K.s an
 A. Hettner). 415 f. (Notiz: K.s persönl.
 Erinnerungen an H. Hettner). 416/70
 (Briefe H. Hettners an K.). 438 f. (H.
 ü. die K. angebotene Professur). 465 ff.
 (Krit. Jahrb. d. Wiss. u. Kunst; gepl.
 Mitarb. K.s). — Anzeige v. Hettners
 ‚Modernem Drama‘ 431. 432. — Apo-
 steler v. Chaumounir 432. 434. — Auf-
 satz ü. Bachmayer 428. — Der grüne Hein-
 rich 419. 420 f. 422 f. 426. 429. 432.
 433¹⁰⁷. 434. 435. 436. 437 f. 439/41.
 442 f. 443 f. (Hettners Rez.). 445. 446.
 447. 453; Hettner darüber 424 f. 439/41.
 450 f. — (Neuere) Gedichte 419. 432
 (Hettner darüber). 433. 439. 456. 465
 (Prolog z. Schillerfeier). — Jedem das
 Seine. Isth. (gepl.) 429. 432. 434. —
 Sieben Legenden 467. 469. — Die Leute
 v. Seldwyla 434¹¹⁵ (Mißbr. Liebesbriefe).
 446. 450. 453. 454. 456. 458 f. 461.
 469. 503 (Romeo u. Julia). — Die
 Noten. Isth. (gepl.) 427. — Das Sinn-
 gebicht 459. 461. — Therese 419 f. 432.
 — Zürcher Novellen 467 (Die Fähnlein
 der 7 Aufrechten).
 — Helen 132.
 Kellermann Bernh. 186.
 Kern Joh. Konr. 446.
 Kerner Just. 565⁵.
- Kestner Aug. 379. 387⁰⁰. 390. 394. 395.
 398. 399. 402⁰⁸.
 Kielmannsegg 391.
 Kierlegaard G. 262. 265 ff. (Einwirkung
 auf Strindberg).
 Kind Febr. 277.
 Kindermann W. 625. 626.
 Kinkel Stfr. 144. 447.
 Riot (= Guio t) 619 f.
 Klassizismus im 19. Jhdt. 296/301.
 Klein Joh. Adam (Maler) 382. 388. 390.
 391. 396.
 Kleist Ewald v. 57. 59 f. 526. 528 (534.
 563 ‚Der Frühling‘). 533. 535. 546.
 — Heinr. v. 33. 186. 194 f. 218/53 (Aussatz
 ü. d. ‚Marionettentheater‘). 610. 613. —
 K.s Tod 244 f.
 Amphitryon 228 f. 246. — Die heil.
 Cäcilie 241. — Erdbeben in Chili 235 f.
 241. — Familie Schroffenstein 226/9.
 251 f. — Der Findling 238. — Robert
 Guiskard 252. — Hermannschlacht 238 f.
 243. — Rätchen v. Heilbronn 228. 231.
 233 ff. 236. 242. 243. — M. Kohlhaas
 241. — Marquise von D. 241. — Penthe-
 silea 228. 232. 233. 234 f. 236. 241 f.
 253. — Prinz von Homburg 239 f. 242.
 — Verlobung in St. Domingo 238. —
 Der Zweikampf 243.
 — Ulrike v. 245.
 Klingemann Aug. 352.
 ‚Klingfor‘ 595/600.
 Klopstock F. G. 58. 59. 60. 197¹⁰. 212.
 213. 215. 291. 337. 338 (Gelehrtenrepu-
 blik). 341. 342. 344. 522. 524. 529. 530.
 554. 562. 594 f.
 Klok Ehn. Abf. 129. 130. 537 f. 545. 551.
 558 f. 559.
 Knaffl J. F. 305.
 Knebel Karl Edw. v. 546.
 Koch (Architekt) 379. 380.
 — H. G. 557 f.
 — Jos. Ant. (Maler) 378. 382 f. 386. 388.
 390. 391. 394 am E.
 Koeber Raphael 145 (Kleine Schriften).
 Köchly Herm. 439. 448. 456. 458²⁰⁰.
 Kölnische Zeitung 458.
 König Eva 549. 561.
 Kolatschel Ad. 425.
 Komödie 302. 425. 428.
 Kopernikanische Weltauffassung 57 f. 65.
 Korbue A. v. 369¹. 383. 614.
 Kranz Joh. Febr. (Konzertmeister in Wei-
 mar) 348. 349.

- Krakenstein Frdr. Wilh. 340 (Belibors
,Kriegslexikon').
 Krause Chn. Gtfr. 340. 346.
 Kreitmayer W. F. A. v. 576.
 Kristian von Trojes 618. 619 f.
 Krommer Frz. 293.
 Krüdenner Barb. Juliane v. 362/65 (Frau
v. R. u. A. v. Arnim). 362 ff. (,Valerie';
Arnim's Urteil). 364 (,Dithilde', ungedr.).
 Krüger Joh. Chn. 538.
 Kürenberger, Der 622 f.
 Kugler Frz. 144. 405. 406. 407. 408.
 Kuh Emil 413 f. (Hebbelbiogr.).
 Kulturenaturalismus 11.
 Kunst 98 ff. 100 ff. 103 f. — S. auch Maler.
 Kunstformen, Literarische 185 ff.
 Kunstwissenschaft 176 f.
 Kurz Jos. v. (Bernardon) 542. 549. 561.

 La chmann K. 187.
 Lafontaine J. de 524. 531. 545.
 Landauer Gust. 470.
 Lang Georg 553.
 — Karl Heinr. v. 545. 553.
 Lange S. G. 529. 554.
 Laplace P. S. 517 f.
 La Roche Sophie v., geb. Gutermann 521.
 527¹³. 528.
 Latein 616 f. — S. auch Mittelalt.
 Laube Heinr. 318. 417.
 Lavater Joh. Kasp. 367. 553. — u. der
Gefährhandel 565. 574 f. 582/84 (Briefsw.
mit Schubart. Vgl. 591⁷⁹).
 Lazard Aussen Henry 431. 432.
 Lebensformen 175 f.
 Leewenhoeck 530.
 Legenden 306. 624 f. (Theophilus-L.).
 Leibniz G. W. 18 f. 22. 46. 162. 516.
 Leipzig 551.
 Lennau Mik. 90. 143. 318.
 Lepel Wh. v. 405. 406. 407.
 Lessing G. E. 17. 27. 92. 129. 130. 131 f.
 275. 341 (418 ,Laokoon'; ,Dramatische
Gedichte'). 344. 438. 526. 527. 533.
 536. 541. 547. 549. 551. 554. (556.
562 ,Miß. Sara S.'). 559. 560. 561.
 562.
 — Karl 549. 560.
 Leuthold Heinr. 144.
 Leveling Heinr. Palmaş v. 566¹¹.
 Lewald Fanny 417²⁰ (Hettner an L.). 421.
 423. 435. 436 (Hettner u. Ls ,Wand-
lungen'). 459. 462.
 Lie Jonas 261.

 Liebespoesie 621 ff.
 Liliencron Detlev v. 479.
 Lindh (Maler) 375. 376.
 Lindworsky Jhns. 515.
 Liszt Frz. 289.
 Literarische Publikum, Das, der 60er Jahre d.
 18. Jhds. in Deutschland 540/64.
 Literatur, Mittelhochd. 617/21 (Christmann).
 621/24 (Entstehungsgesch. des Minne-
sangs).
 Literaturwissenschaft und neue Psychologie
 172/95. Vgl. 336 am E.
 —, Volkskunde und 312 f.
 Lobwasser A. 214.
 Locher Edu. (dramat. Dichter) 417 (Hettner
über Ls Trag. ,Johanna Gray'; usw.).
 Löwen J. Fr. 543 f.
 Lonicer Jhns. 198.
 Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen
 367.
 Ludwig, Kronpr. v. Bayern 375 f. 377.
 380. 382. 383. 385. 387. 388. 389.
 391. 392. 395.
 — Otto 95. 137 f. 140 f. 186.
 Lühke Wilh. 416²⁸. 469²²⁸.
 Luise, Kgin v. Preußen 363.
 Lund J. 626.
 Luther M. 213. 214⁹¹. 313. 396.
 Luthertum u. Katholizismus 365/69 (A. Mül-
 ler; J. v. Müller).
 April 54/75 (Gesang der Erzengel in Goethes
Faust). 87 ff. (102 f. 143 ff. Burchardt).
 185 f. 195/218 (Fortleben Pindars usw.).
 300 f. 306. 310. 313. 403 f. (Fontane).
 477 f. 479. 621/24 (Entstehungsgesch. d.
Minnesangs). 625 f. 627 f. (nd. Balla-
denbuch). 627/29 (Brindman). — Der
Aschermittwoch in Weimar 614. — Na-
turdichtung, religiöse 56 ff. — Ode, f. d.
 — Sonette 352 f. (von Windelmann).
 356 f. (nach Petrarca, von Schelling. Vgl.
640). — Volkslied 306. 310 f. 622 f.
 627. — Zueignung an Schelling (von
A. v. Platen) 355 f. Vgl. 640.
 Anfänge:
 Der Frühling blüht, die goldnen Sterne
 sinnen (Windelmann) 352. — Du klei-
 ner loser Amor du (Schubart) 588. —
 Du meisterloses Hänschen du (Zeiler)
 588. — Erquicklerin der zarten Seelen
 (Stieler) 626. — Es kommt mir ins Ge-
 müth (nach Petrarca, von Schelling) 356.
 Vgl. 640. — Es muß ein Völk beständig
 höher steigen (Aug. v. Platen) 355. Vgl.

640. — O du Natur! wie ringt dein
innres Streben (? Winkelmann) 353. —
Schubart in b'schiffener Pfaidt (Hofer)
587. — Wenn der Planete der die Stun-
den scheidet (nach Petrarca, von Schel-
ling?) 356. Vgl. 640.
- Rabinogion 619.
- Machiavelli M. 164.
- Maeterlinck M. 263.
- Mahler G. 289.
- Mailliard 465.
- Mainz 542.
- Maler und Gemälde (in Siena, Rom usw.)
372 403 (Baudiffins Tagebuch 1821).
- Manilius 67.
- Mann Thom. 503.
- Manso J. K. F. 540.
- Mareta Hugo, P. 2.
- Marggraff Herm. 410. 454²²⁴. 457²⁴⁹.
- Marionetten, M.-Theater, s. Kleist H. v.
- Marmontel J. F. 527¹³.
- Marot Cl. 214.
- Marschner Heinr. (Komponist) 456²⁴⁵.
- Marty Ant. 499⁵. 504¹³. 506.
- Mascew Joh. Jak. 22.
- Mattheson Joh. 347.
- Mauthner Fris 504¹³.
- Maximilian III. Joseph, Kurf. v.
Bayern 566 f. 576.
- Meier G. F. 522.
— John 310.
- Meinloh von Sevelingen 623.
- Meister J. Heinr. 462 f.
- Mélae 587.
- Melancholie, Die lustige (1775. Von C.
Hofer) 584 Anm. 587 f. (Probe daraus).
- Melanchthon Ph. 196¹⁰. 197. 198.
- Memnon' (Zschr.) 352 f.
- Mendelssohn Moses 130. 132. 319 (u.
Amerika). 336. 342 (345 f. 'Phädon').
347.
— Bartholdy Fel. 289.
- Menzel Wolfg. 318.
- Merdel W. v. 407. 408.
- Mereau G. 313. Vgl. G. M.
'Merlin', s. Immermann.
- Merz Aloysius, Erjesuit 573. 577. 578 f.
584. 586.
- Mesmer J. A. 597.
- Methode der Bibliographie, Zur 313/17.
- Methologisch-kritische Betrachtungen (über
Geisteswissensch. u. Psychologie) 497/519.
- Métrif 216 f. 344 f. (Nicolai).
- Meyer F. L. W. 357. 358. 361.
— Konr. Ferd. 95.
— Rich. M. 192.
- Michaelis Gtfr. Philipp 350 (Schelling
an M.) 359. 360. 361.
— Joh. Dav. 354. 360.
— Karol., s. Schelling.
— Lotte, s. Dieterich.
— Luise, s. Wiedemann.
- Miller Joh. Peter 343.
- Milton John 59. 60¹⁰. 530.
- Minnesang (Entstehungsgeschichte) 621/24.
- Minor Jak. 2. 184.
- Mittelalters, Dichtungen des 624 f. (Theophi-
luslegende).
- Mittelhochdeutsche Literatur 617/21 (Chris-
mann). 621/24 (Entstehungsgesch. des
Minnesangs).
- Mittellateinische Dichtung 621 f. 623 f. 624 f.
- Möller Nikol. 362.
- Mörike Edu. 85. 89. 91 f. 143. 144. 186.
- Moerner D. Graf v. 387. 390.
- Möser Justus 21/34 (M.s. Geschichtsauf-
fassung).
- Moleschott Jak. 415. 421. 426. 457.
458. 459. 460. 461. 463. 464. 466.
- Molière 228.
- Monatsschrift, Deutsche, hrsg. v. Kolatschel
425.
- Morel Karl 468.
- Morgenblatt f. gebild. Stände 369 f. 404.
- Morhof D. G. 212. 625.
- Mosel Ign. Frj. v. 273.
- Mosenthal Sal. H. 419 ('Deborah').
432¹⁰⁴. 456 f. ('Goldschmied v. Ulm').
- Moser Febr. Karl v. 555.
- Moses, s. Mendelssohn M.
- Mosheim J. L. v. 595.
- Mozart W. A. 273 f. 275. 284. 286 ff.
292. 293. 294. 349.
- Müllenhoff Karl 4.
- Müller Adam H. 33. 251⁴⁴. 365/69.
365 f. (Brief an Joh. v. Müller).
— Goole 627.
— Jhns. v. 365 f. (Brief v. Adam Müller
an ihn). 365/69 (A. Müller u. J. v. M.).
365 (369 Schweizergeschichte).
— Max 482.
— Otto 425 (Hettner über ihn).
— Wilh. Ehn. 389.
— Freienfels M. 182 f.
— v. Königswinter Wolfg. 461. 462.
- Müllerer Adf. 276. 369¹. 370.
- München 557.

- M ün ch h a u s e n B ö r r i e s Frh. v. 627.
M ün ch n e r D i c h t e r b u c h 466.
— D i c h t e r k r e i s 461 f.
M ün s t e r E r n s t Frbr. Herb. Graf v. 358 ff.
361 f.
M ü n d e r Frz. 335 f. (Nachruf).
M undartliche Dichtung 143 f. 627 (Md. Bal-
ladenbuch). 627/29 (Brindmans plattb.
Werke).
M u r r a y Auguste, Lady 358.
Museum, Deutsches, hrsg. v. Prutz 423. 425.
443.
Muffl 76 ff. 89. 190. 273/95 (Grillparzers
Einstellg. zur M.; Mozart; Beethoven).
322 f. (Zur M.-Geschichte). 339 (340 f.
über J. A. Scheibe; Krause). 344 f.
346. 347. 349 (blinde Virtuofin auf der
[Glas-] Harmonika). 350.
Mystiker 161/64 (Ist Spinoza ein M.?).
Nachrufe 1/8 (Sauer). 335 f. (Munder).
N ä k e Gust. Heinr. (Maler) 380.
„National-Literatur“ 312 f.
Natur, Rückkehr zur 10 ff. 15. 16.
Naturerkenntnis u. M.-Beherrschung 597.
Naturwissenschaften 172 f.
N a u c l e r u s Jhns. 199²².
N e a n d e r Joach. 57.
— Mich. 197f. („Aristologia Pindarica“).
Nemesis 39 ff. 50.
N e u m a r k G. 625.
Nibelungen, N.-Lied 187. 188. 300.
N i c o l a i Frbr. 22. 27. 130. 337/48
(Briefe an Gerstenberg). 344 (Rhapsodie
vom Trauerspiele). 537. 549. 551⁶⁴.
552. 554. 573. 574²⁷.
N i c o l i n i 541.
N i e b u h r W. G. 29. 376²¹. 377. 383.
394.
Niederdeutsches Balladenbuch 627.
N i e m e y e r A. H. 553.
N i e s s c h e Frbr. 47. 79 f. 86. 100. 145.
260. 262. 263. 271 f. (Strindberg). 476.
— „Nieschelei“ 476.
Nouvelles Nouvelles, Cent 146. 147.
N o v a l i s (Hardenberg) 28. 32. 33.
81. 225. 245 f. 297. 353. 356. 362.
600.
Novelle, s. Roman.
N o v e r e s c h e Valette 560.
Numerus 193 f.
O b e r h u b e r i n n M a r i a A n n a 580 f. 590.
O b e r l i n J. F. 363.
Ode 195/200 (Pindarbild der Reformation).
200/3 (Horaz u. d. Ode der frz. Renais-
sance). 203/7 (Die dtsh. Renaissance-Ode
bei Weckherlin). 207/13 (Die Gelegenheits-
Ode bei Opiz u. seiner Schule). 213/18
(Die geistl. Ode des Gryphius).
O r s t e d t H. C. 354.
O s e r A. F. 563.
Österreichische Schriftsteller 318.
O l i v i e r Frbr. (Maler) 397.
O l s h a u s e n J u s t u s , u n d d e s s e n G a t t i n n e n
Joë u. Marie 350. 357.
O m e i s M. D. 212⁶⁰.
O p i z M a r t i n : D i e G e l e g e n h e i t s - O d e b e i O .
u. seiner Schule 207/13. Vgl. 214⁶⁰.
215. 216 f.
O s w a l d , A b t v o n O b e r z e l l 573.
O v e r b e d E l i s . , g e b . H ä r t e l (G a t t i n d .
folg.) 402 f.
— Frbr. (Maler) 376. 377. 380. 381. 382.
390⁷⁸. 391. 392. 402 f.
O v i d 63. 74. 199. 203. 622. Vgl. 588.
P a l k o v i c h 588.
P a l l e s t e E m i l 430⁹³. 431. 464.
P a r k e r Th. 265.
P e l a d a n 258. 263.
P e n c z Gg. (Maler) 374.
„Penelope“ 556⁶⁰.
Periodenbildung 181.
P e r s ö n l i c h k e i t , D i e 511/16.
P e r s o n a l i s t i k 178.
P e t r a r c a F r a n c . 199. 203. 356 f. (2 S o -
nette, nach P., von Schelling. Vgl. 640).
P f a f f C h y p h . H e i n r . 376²⁸.
P f u e l E r n s t v . 246.
P f e f f e l G . K . 310 f. („Die Nette“).
Philologie 176.
P h i l o s o p h i e 37 ff. 480 ff. S. auch P s y c h o l o -
g i e ; R o u s s e a u ; S p i n o z a .
P i e t i s m u s (s e i n E i n f l u ß) 561 f .
— , S t r i n d b e r g s 261. 263 ff. 268. 269.
P i n d a r 195/218 (Das Fortleben P.s in der
dtsh. Liter. . . bis Gryphius). 345.
„Pindariser“, „Pindarifieren“ 202 ff. 206.
211. 213⁸⁷. 216 f.
P l a t e n A u g . v . 90. 91. 92. 143. 144.
318. 355 f. (Vgl. 640: Zueignung an
Schelling).
P l a t n e r E r n s t 136.
P l a t o n 18. 162. 163. 165. 171. 346.
Plattdeutsche Werke v. J. Brindman 627/29.
P l o t i n 165.
P o e E . A . 145². 263. 272.

- Poesie, s. Dichterische, Das.
 ‚Poeta vagabundus‘, s. Hofer Casp.
 Poetik 625 f. (Kasp. Stieler).
 Ponceau Peter S. du 319 f. (Nede, 1834
 in Philadelphia geh.).
 Pontanus Jak. 212.
 Pope Alex. 524.
 Portus Franc. 199.
 Poseidonios 71 f.
 Potsdam 546.
 Predigt 478.
 Problemgeschichtliche Stellung, J. J. Rous-
 seaus 9/21.
 Profft 343.
 Prosa, Amerikanische 320 f.
 Prugger Joh. Jos. 566¹¹.
 Pruh Kob.: Deutsches Museum 423. 425.
 451¹⁹⁹. 454²²⁸. 457²⁴⁹.
 Przybyszewsky Stan. (* 1868, † 1927)
 473.
 Psychologie, Literaturwissenschaft und neue
 172/95. Vgl. 336 am E. 504¹³.
 —, Geisteswissenschaft und 457/519 (Beschrei-
 bende u. erklärende Psychologie 497 ff.;
 Sprangers geisteswissensch. Psychologie
 502 ff.; Das Wertproblem 507 ff.; Die
 Persönlichkeit. Verstehen u. Erklären
 511 ff.; Die Methode der Geisteswissen-
 schaften 516 ff.).
 Publikum, Das literarische, der 60er Jahre
 des 18. Jhdts. in Deutschland 540/64.
 Pufendorf Sam. 22.
 ‚Pygmalion‘ 525 f.
 Pyra J. J. 529.
 Quellen, Neue, zur Geistesgeschichte des 18.
 u. 19. Jhdts. 337/484.
 Querhammer Casp. 214⁹¹.
 Raabe Wilh. (I) 629 (von ihm, nicht von
 Brindman, die Novelle ‚Gerold von Voll-
 hut‘).
 — Wilh. (II) 140/42 (R. und Dickens).
 142 f. (R.s Erwachen zum Dichter).
 Rachel Elisa (Tragödin) 423.
 Raff Joachim (Komponist) 431 (‚Simson‘.
 Oper).
 Ramboyr (Maler) 392.
 Ramdohr, Baron u. Baronin v. 389.
 Ramler K. W. 340 (‚Jno‘). 342. 347.
 532. 546 f.
 Ranke Leop. v. 33.
 Rebell Jos. (Maler) 390.
 Rechtsgeschichte u. Volkskunde 312.
 Reden, Baron v., u. Familie 375. 379⁸⁸.
 380. 384. 387. 389. 390. 391. 394.
 397. 400. 401.
 — Elise v. 393. 394.
 Reformation 195/200 (D. Pindarbild d. R.).
 Regnard 557.
 Rehbenig Jhbr. 376. 379. 380. 390.
 397.
 Rehberg, Frau 361.
 Reich (Verleger) 537.
 Reichenauer Glossare 616 f.
 Reinhard F. W. 367.
 Reinhart Joh. Ehn. (Maler) 378.
 386⁶⁵. 388. 390.
 Reinhold (niederländ. Gesandter) 381.
 388.
 — Heintz (Maler) 388.
 Reissach, P., C. R. 565 f.⁷
 Reichenstein W. E. Frh. v. 340.
 Religiöse Kämpfe u. Wandlung Strindbergs
 253/73.
 Religion 342.
 — Hebbels 301 f.
 Rembrandt 92. 95.
 Renaissance 200/03 (Hörax u. d. Ode d. frz.
 R.). 203/07 (Die deutsche R.-Ode bei
 Weckherlin).
 Renan E. 265.
 Resewitz F. G. 343.
 Retzel Alfr. (Maler) 464²⁹⁰.
 Reuß 381.
 Reuter Frh. 627. 628.
 Reventlow Frh. 370.
 Rheden, s. Reden
 Rhythmus 193. 344 f.
 Ribbeck Otto 406.
 Richter Joh. Paul F., s. Jean Paul.
 Rieckert Heintz. 508.
 Riedel F. J. 130. 131. 132.
 Riehl W. H. 304.
 Rippenhausen Frdr. Frz. und Ehn. Joh.
 (Maler) 382. 390. 391. 401.
 Ring Max 443.
 Ringsch Jh. Nep. v. 381. 386⁶³.
 Rist Joh. 37. 626.
 Ritter Joh. Wilh. 352 ff. (u. Windel-
 mann; ‚Diarium‘). 362.
 Robert Leop. (Maler) 391.
 Robert von Baron 620.
 — von Reims, li Rievers 618.
 ‚Robinson Crusoe‘ 436 f. 563.
 Rodau Aug. Edm. v. 428.
 Röder G. W. 304.
 Rösel Sam. (Maler) 382.

- R ö t s c h e r** Heine. Theod. 302 f. (Hebbel u. N. Vgl. 640). 419²¹. 422 ff. (Ybb. f. dram. Kunst u. L.).
R o h d e n Joh. Mart. (Maler) 377 f. 388. 402.
R o l l e Joh. Heine. (Komponist) 346.
R o m 375, 403 (Wolf Graf Baubiffins Auf-enthalt; 1821).
R o m a n, Erzählung, Novelle u. ä. 76/84 (E. Z. A. Hoffmann). 92/95 (Ablehnung durch Burckhardt u. a.). 133 ff. (Jean Paul). 139 f. (Droste-H., „Judenbuche“). 146 f. (Zur Technik der Frührenaissancenovelle in Italien u. Frankreich). 241 ff. (Kleist). 300 (Hebbel). 318 f. 320 f. (amerikan.). 473 f. (Winde). 629. — S. auch Epos; Erzählgedicht; Legenden; Verserzählung; Keller S.
R o m a n t i k 19 f. 21. 28. 30. 31 ff. 34. 224 ff. 245 ff. (251 H. v. Kleist). 291 f. (Musik). 296 f. (Hebbel).
R o m a n u s Abr. 199²².
R o n s a r d Pierre 201/3 (pindarische Oden. Vgl. 203 ff. 209 ff. 214⁹²).
R o q u e t t e Otto 406 (Fontane über N.). 407 (408 „Das Reich der Träume“). (Ksp.).
R o s e r Wilh. 33.
R o s s L. 435¹¹⁸.
R o s s i n i G. 273. 275. 287. 295.
R o u s s e a u Jean Jacques 9/21 (N.s. problemgeschichtl. Stellung.). 25. 43. 221. 224. 226. 249 f. 263. 269. 271. 462.
R o w e Elis. 522. 523 f. (Die Freundschaft nach dem Tode). 525. 527. 530.
R u d o l f, Graf 618.
R u d o l f v. Fulda 616.
R ü d e r t Frdr. 144. 318.
„R ü t t l i“ (Schriftstellervereinigung) 406 f.
R u m o h r Karl Frdr. v. 372. 374. 376. 377. 381. 383. 384. 390. 392.
R y d b e r g W. 265.

S. M. [Sophie Mereau?] 353 (Sonett an S. M., von A. W.).
S a b e l l i c u s Coccinus 199²².
S a b i n u s Gg. 199²⁸.
S a c c h e t t i Fr. 146.
S a d, Baron v. 402⁹⁸.
S a i n t - S i m o n i s m u s 600 f. 606.
S a l z b u r g 561.
S a n d George 420.
S a r t o r i Jos. v. 571¹⁸. 573.
S a u e r Aug. 1/8 (Nachruf, mit Bildnis).
S a v i g n y J. v. 316.
S c a l i g e r Jul. Cäs. 199.
S c h a d A. J. v. 600.
S c h a d e 573.
S c h a d o w Rud. (Bildhauer) 380. 384⁶⁸. 387.
 — Wilh. (Maler) 376²². 379. 382.
S c h ä f e r Wilh. 470. 471. 472² (478²³ Dehmel an Sch.). 472⁴. 475. 476. 479.
 —, f. Scheffer.
S c h e d e Paul Meliffus 214. 215.
S c h e f f e l J. Wilt. v. 145².
S c h e f f e r (Schäfer) Joh. (Maler) 390. 391. 397.
S c h e f f n e r Joh. Gg. 340 („Poesien e. Soldaten“).
S c h e i b e Joh. Adf. (Komponist) 339. 340 f.
S c h e l h o r n Joh. Gg. († 1802) 585⁹².
S c h e l l i n g F. W. Jos. v. 30. 301. 350 (aus e. Briefe an G. Ph. Michaelis). 354 (u. A. Windelmann). 355 f. („Zu-eignung an Sch.“, von Aug. v. Platen. Vgl. 640). 356 f. (zwei Sonette, nach Petrarca. Vgl. 640). 369.
 — Karoline 350/62 (Neues aus dem Caro-line-Kreis. Siehe: Schelling F. W. J.; Böhmer A.; Windelmann; Ritter; Schlegel A. W.; Tatter). 351 (Krankheit. 1800). 356 f. (dazu 640). 357/61 pas-sim (u. Tatter). 640.
S c h e r e n b e r g Ehn. Frdr. 427.
S c h e r e r Wilh. 3 f. 33 f. 173.
S c h e u b e Hugo (Buchhändler). 445 (448. 450 Hettner über ihn). 446. 448. 453.
S c h e u c h z e r Joh. Jak. 57⁹.
S c h i l l e r Frdr. v. 30 f. 35/54 (Sch. u. Herder). 58. 74. 90. 92. 93. 100. 107. 215. 224. 240. 249. 291. 297 (Hebbel). 336. 419 („Demetrius“). 512 („Wallen-stein“). 614.
S c h i l l e r - S t i f t u n g 408/11.
S c h i n z Hans Heine. (u. Wieland) 520. 521. 522. 523. 530. 531.
S c h i r m e r D. 626.
S c h i s e l, Doktor (ps.) = W. J. Schleich 566⁸.
S c h l a f Jhns. 473.
S c h l e g e l Aug. Wilh. 101. 106. 225. 351. 356 f. (dazu 640; „Blumensträuße“ [1804]). 357 f. 361.
 — Frdr. 31 f. 33. 225. 245. 291. 354. 357 f. 360.
 — Joh. Adf. 524. 531. 537.

- Schlegel Joh. Elias 339³ („Prokris u. Cephalus“). 557.
 – Joh. Heinr. 340.
 – Karol. f. Schelling.
 Schleiermacher Frdr. 29. 225. 245. 301.
 Schleis Bernh. Jos. (ps. Schisel) 566⁸. 9. 10. 571¹⁹. 573. 574⁸⁰. 81.
 Schlesier Gust. 336.
 Schleswig-Holstein 370 ff.
 Schmid Erasmus 210. 214.
 – Siegf. 336.
 Schmidt Julian 454. 463.
 – Ost. (Prof. d. Zoologie) 447.
 – Eug. Heinr. 474.
 Schmieder Edu. (Prediger) 379.
 Schnorr v. Carolsfeld Julius (Maler) 371. 372. 380. 381. 383. 385. 386⁸³. 388. 389⁷⁶. 390. 391. 392. 397. 399.
 Schönau Ch. D. v. 531.
 Schönherr Karl 189.
 Schopenhauer Artur 89 f. 93. 94. 96. 275. 475. 498 f. 608 f.
 Schoppe Jul. (Maler) 387. 399. 401. 402.
 Schottel J. G. 625.
 Schramm (Vorleser) 408.
 Schreiben eines deutschen Juden an den amerik. Präsid. D** (1787) 319.
 Schröpfer (Geisterbeschwörer) 575³⁵.
 Schubart Chr. Fr. D. 543. 551. 555. 564/95 (Sch. im Erorzistenfreit; Gäßner).
 Schubert Frz. 291.
 – G. H. v. 81. 362.
 Schumann Rob. 292.
 Schupp Joh. Balth. 106¹⁰.
 Schwab Gust. 369. 404.
 Schwedische Literatur 253/73 (Strindberg).
 Schweiger Alb. 172.
 Scott W. 95.
 Sealsfield Ch. 318.
 Seemann Aug. 627.
 Seidel Chr. Heinr. 566¹⁰.
 Seinsheim Karl Graf 384.
 Semler J. S. 565. 574 f.
 Semper Gfr. (Architekt) 447.
 Seneca: Vorlage für Goethe 62 ff. 65 ff. 69 ff. 71 f. 74 f.
 Senff Adf. (Maler) 384. 388. 399.
 Serambi 146.
 Serre J. F. A., Major 409/11 (Schiller-Lotterie).
 Seume J. G. 318.
 Shakespeare 189. 232. 263. 277. 302. 303. 419 („Othello“). 538. 554.
 Siena 372/74 (Wolf Graf Daubiffins Aufenthalt).
 Simmel G. 176.
 Simon Heinr. 429 (Züricher Bürgerrecht).
 Sinfonie 288 ff.
 Singspiel 558 ff.
 Slavisch, f. Slowakisch.
 Slowakische Spaltung, Die 107/28.
 Soet (Organist) 346.
 Solger R. W. F. 302.
 – Nho. 425.
 Sonnenfels J. v. 546. 560.
 Sophokles 419 (Philoktet; Antigone).
 Spalding J. J. 532.
 Spectator, The 522.
 Spee Frdr. v. 57.
 Spengler Osw. 145. 272.
 Sphären, S.-Harmonie, S.-Musik, S.-Lauf 55. 58/61.
 Spinoza Ben. 38. 44. 46. 161/72 (Über die Philosophie Sp.: Ist Sp. ein Mystiker? 161; Die „essentia“ des Spinozismus 164; Sp.s Identitätsphilosophie 168; Hauptmängel 169; Vorzüge 171).
 Spiritismus 312.
 Sprachästhetik 188 ff. 191 ff.
 Sprache, Deutsche u. romanische 79 f.; Dtsch. Gemeinsprache 617.
 – Slavische, f. Slowakische Spaltung.
 Sprachliches 504¹³. 627 ff. (niederb.).
 Spranger Edu. 175 f. 177. 498. 502/7 (Sp.s geisteswissenschaftliche Psychologie). 507/11 (Das Wertproblem).
 Staat 11 ff.
 Stadelberg Otto M. Baron v. 376²⁰. 379. 384 f. 390⁷⁸. 393. 401. 402.
 Stagens Hanswurst = Schubart 584. 586. 588.
 Stahr Adf. 435. 452 f. (Hettner über ihn u. sein „Torso“). 458. 459. 462.
 Stamiz Joh. 294.
 Starcke Gesellschaft 558.
 Stargard, Frau 351.
 Starke R. Chr. 547.
 Stättler Bened. 566⁹. 11.
 Steele Rich. 522 f. („Guardian“ u. a.).
 Steffens Henrich 362.
 Steigenberger Rasp. (Gerhoh.) 566¹¹.
 Stein H. F. R. Frh. v. u. zum 379. 381. 383. 384. 388. 390. 392. 393. 397. 398. 402. 545.
 – Henriette v. 381.

- Stein Therese v. 391.
 Stern Abf.: Hettner-Biogr. 412. 413. 414. 415.
 — William 178. 183.
 Sterzinger, P. Don Ferd. 565. 572²⁰. 573. 574²⁷. 575. 576. 577. 580 am E. 581 Anm. 584 Anm. 585 Anm. 592.
 —, Der nach Möglichkeit entschuldigte Herr P. . . . (1775. Von Merz) 584 Anm.
 Stiefel Jul. 470.
 Stieler Kaspar 625 f. (Eine ungebr. Poetik St.s).
 Stifter Albalbert 85. 86. 88. 89. 90. 99. 101. 105. 145². 318.
 Stilistik 188 ff. 191 ff. 193 ff.
 Stodmar Chr. Fr. Frh. v. 426.
 Stolberg Ehn. und Frdr. L. v. 385.
 Storm Thdr. 403. 407. 408.
 Strabo, f. Walahfried.
 Straß Ldw. Phil. (Maler) 392.
 Strich J. 184.
 Strindberg Aug. 253/73 (St.s Weg nach Damaskus). — Meister Dlof 266 ff. — Das rote Zimmer 268 f.
 Strud A. R. 563.
 Strukturpsychologie 175 f. 502 f.
 Studenten als Theaterpublikum 555 f.
 Stumpf Carl 166. 498¹. 501. 502.
 Stür L. 116 ff. 118 ff. 121 ff. 124 ff. 126 f.
 Sturm und Drang 130. 131. 282. 283 f. 317 f. 337.
 Stuttgart 542 f.
 Sulzer J. G. 532.
 Suffer August Hgg. v. 358 ff.
 Sutter Jos. (Maler) 376. 391.
 Swedenborg 263.
 Sympathie, Die, ein Universalmittel wider alle Teufeleien (1774. Von Zeiler) 584 Anm. 589. Vgl. 592.
 Synästhesien bei E. T. A. Hoffmann 77 ff.
 Tagebuch des Grafen Wolf Vaudiffin über seine italien. Reise (1821) 370/403.
 Tasso T. 530¹⁰.
 Tatian, Der abd. 616 f.
 Tatler, The 522. 523. 524.
 Tatter Georg, Legationsrat 357 f. (u. Karoline). 358/61 (Briefe an Luise Michaelis, nachmals vereh. Wiedemann). 361 f.
 Technik, f. Roman.
 Teerlink Abr. (Maler) 386.
 Teleologie 505 f.
 Teller W. A. 342.
 Tendinger Betty 413⁹.
 Terenz 559.
 Teufelstreibungen, f. Gagner.
 Theater 543 ff. 549. 550 f. 554 ff. 557 f. (Goetzes Streitschrift u. a.). 561 f. — Braunschweig 541. — Frankfurt a. M. 551. — Hamburg 550 f. — Leipzig 557 f. Mainz 542. — Mannheim 425. — München 544. 557. — Stuttgart 543. 544. — Weimar 547 f. — Wien 544. 551. 556 f.
 Theodizeeproblem Herbers 46 ff.
 Theophiluslegende, Die, in den Dichtungen des Mittelalters 624 f.
 Thomas (,Tristan') 618.
 Thomson James 521. 526 ff. (Einfluss auf Wieland). 530. 537.
 Thorwaldsen W. (Bildhauer) 374¹³. 375. 376. 380. 381 f. 384. 386. 387. 389. 390. 392. 393. 394. 399. 400.
 Thümmel A. W. v. (563 ,Wilhelmine').
 Tied Ldw. 32. 316. 352 f. (Winkelmann, An T. [Sonett]). 354. 356 (400 ,Zerbino').
 Timantes (Maler) 530¹⁰.
 Tischbein Joh. Frdr. Aug. (Maler) 351. 352. 392²⁶.
 Tocqueville Ch. de 463.
 Tolstoi Leo 145. 259. 263.
 Tomasek Karl 3.
 Totalität (Begriff, bei Möser) 24.
 Tragische, Das 302 f.
 Tref(f)lerin Anna 580 f.
 Tristanstoff u. -Dichtungen 618 f. 620 f.
 Trochmann Sofie, f. Gerstenberg.
 Troubadours 621 f.
 Tschärner P. E. v. 304.
 Tschechisch, f. Slowakische Spaltung.
 Tscherning A. 214⁹².
 Über Gagners Aufenthalt u. Wesen in Sulzbach (von Ch. H. Seidel) 566¹⁰.
 Übermensch (bei Strindberg u. Nietzsche) 271.
 Übersetzungen 196 ff. u. ö. (Pindar). 640.
 Udden (Komponist) 346.
 Uhlant L. 296 f. 300. 369 f. (Ludwig der Bayer').
 „Unerseßlichkeit“ der großen Künstler usw. (Dürckhardt) 103 ff.
 Universitäten 550 ff.
 Unterhaltungen am häuslichen Herd 455.
 Uthmann 483.
 Uz J. P. 530. 532. 543. 563.

- W a r n h a g e n K. A. 421. 442.
 W e h e Mich. 214⁹¹.
 W e i t Phil. (Maler) 379 f. 382. 384. 386. 402.
 W e l d e f e Heinr. v. 618.
 W e r a Charlotte, geb. Häfer 389. 396.
 W e r l a i n e P. 482.
 W e r n u n f t 16 ff.
 W e r s e r z ä h l u n g, Die, des 18. Jhdts. 519/40.
 W e r f ö h n u n g, Problem der, im Drama, bei Hebbel 302 f.
 W e r s t a p p e n Martin (Maler) 392.
 W e r s t e h e n u n d E r k l ä r e n 513/16.
 W e r z e i c h n i s der merkwürdigsten Operationen, welche im J. 1775 zu Sulzbach ... geschehen sind (1779. Von Schleis?) 571¹⁰.
 W i c o Giov. Batt. 30.
 W i p e r a n u s Joh. Ant. 212.
 W i e m e g Ed. (Verleger) 445. 446. 447 f. 450. 451. 453. 454. 456. 458. 459. 464. 466 f. (Krit. Jahrbh. d. Wiss. u. Kunst, gepl.).
 W i l l a r s, Abbé de 530¹⁰.
 W i r g i l 199. 530¹⁰.
 W i s c h e r Febr. Jhbr. 91 f. 94. 95. 97. 99. 145². 416. 418⁸⁰. 456. 457. 458. 459. 461. 463. 465. 466. 467. 468.
 W o g e l Henriette 244.
 W o g t Karl 460.
 „W o l k s k u n d e“ (zur Gesch. des Wortes) 304 f.
 W o l k s k u n d e 304/13 (Schriften zur dtsh. W., von: Neuschel; Naumann; Fraenger).
 ‚Volonté générale‘ u. ‚volonté de tous‘ 13 ff. 17 f. 19 f.
 W o l t a i r e 75. 541. 547. 585.
 W o l z Joh. Ehn. 521. 522. 531. 532²⁰. 534⁸⁰.
 W o o g h d (Maler) 386.
 W o s J. H. 563.
 W o s s i u s Isak († 1689) 345.
 W a d e n r o d e r Wilh. Heinr. 77.
 W a d e r n a g e l Wilh. 176. 186. 188. 192.
 W a g n e r Joh. Mart. (Maler u. Bildhauer) 385.
 — Mich. 144. 288. 295. 432.
 W a l a h f r i e d S t r a b o 616 f. (Glossierung).
 W a l d E h. 565.
 W a l t h e r v. d. W o g e l w e i d e 313. 623 f.
 W a l z e l Oskar 179. 182. 184. 193.
 W a s s e r m a n n v. 275 f. (Grillparzer). 277. 281. 289. 291.
 W e d e r h e r l i n Gg. Rud. 203/7 (D. dtsh. Renaissance-Ode bei W. Vgl. 208 f. 211. 214⁹⁰).
 W e i ß n a c h t s s p i e l e 307.
 W e i m a r 542. 546. 547 ff.
 W e i ß e E h. 626.
 W e i ß e E h n. Fr. 541. 544 f. 559 f. 561 f.
 W e l t g e s c h i c h t e 31.
 W e r n e r F. Zach. 364. 367.
 — Mich. Maria 3. 173¹.
 W e r t p r o b l e m, Das 507/11.
 W e s t e n r i e d e r Lor. v. 575 f.
 W e s t m o r e l a n d, Lady 393.
 W i c a r J. Bapt. (Maler) 400.
 W i d m a n n E h n. Adolf F. 428 (Hettner über ihn). 433. 434 f.
 W i e d e m a n n, Prof. Dr., bän. Justizrat 350.
 — Luise, geb. Michaelis (Schwester Karoline) 350. 351 f. (Brief an sie, v. Auguste Böhmer). 357. 358/61 (Briefe von Tatter). 362.
 W i e l a n d E h p p. Mart. 348/50 (Briefe an Einsiedel). 431. 519/40 (Werserzählungen). 521 f. (an Bodmer). 542. 548. 554. 562.
 — Karl F. (Sohn des Dichters) 348 f.
 W i e n 544. 561.
 W i l b r a n d t Adf. 406.
 W i l k o m m E r n s t 318.
 W i n d e l m a n n Aug. 351. 352/54. — An Lied. (Sonett) 352 f. — [Sophie] M[ereau?]. Son., unterz.: A. W., von ihm? 353.
 — J. J. 21 ff. 27. 92. 100. 399.
 W i n d e l b a n d W. 480.
 W i g l e b e n Auguste v. nachm. vereh. Gräfin Waudissin 371 f. 373/402 pass.
 W ö l f f l i n H. 183 f.
 W o l f (Verleger) 588 („Wens Tipperl“). 589. 590. 592.
 — E h n. v. 576.
 — Febr. Aug. 50. 186 f.
 — Salom. 57.
 W o l f r a m v. E s c h e n b a c h 313. 619 ff.
 W o l f f o h n Wilh. 464.
 W o l k e E h n. Hinr. 627.

- Woltmann** Edw. 470. 474. 475. 476.
 479. 482. 483.
Worte, Ein paar, an den Herrn J. M. Baader
 (1783) 572²⁰.
Wunder 597.
Wuttke Heinr. 410.
- Yord v. Wartenburg** Paul Graf 499.
- Zachariae** Frdr. Wilh. 337. 344.
Zapp Gg. Wilh. 573 f. 578⁶⁰. ⁶¹. 584.
 591 f.
- Zeitung**, Deutsche Allg. 431⁹⁷ (Weitr. Kel-
 lers?). 432.
 — Kölnische 458.
Zeiler Gg. 573. 574. 584. 586⁶⁶. 588 f.
 589. (592). 593⁶². — S. Hannswurst
 u. Schubart.
Zesen Ph. v. 214⁶².
Zilling, Spezial in Ludwigsburg 578⁶¹.
Ziska Frz. 304.
Zschokke Andr. 563.
 — Heinr. 318. 562 f.
Zwingli Ulr. 196 f. (empfiehlt Pinbar).

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB 13 1928

EUPHORION

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Begründet von August Sauer

Herausgegeben

von

Josef Nadler, August Sauer †, Georg Stefanſky

Achtundzwanzigster Band

Viertes Heft



Stuttgart 1927

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung

- M ün ch h a u s e n** Wörries Frz. v. 627.
M ün ch n e r Dichterbuch 466.
 — Dichterkreis 461 f.
M ün s t e r Ernst Frdr. Herb. Graf v. 358 ff.
 361 f.
M ü n d e r Frz. 335 f. (Nachruf).
M undartliche Dichtung 143 f. 627 (Md. Wal-
 ladenbuch). 627/29 (Brindmans plattb.
 Werke).
M u r r a y Auguste, Lady 358.
Museum, Deutsches, hrsg. v. Prus 423. 425.
 443.
Muffl 76 ff. 89. 190. 273/95 (Grillparzers
 Einstellg. zur M.; Mozart; Beethoven).
 322 f. (Zur M.-Geschichte). 339 (340 f.
 über J. A. Scheibe; Krause). 344 f.
 346. 347. 349 (blinde Virtuosa auf der
 [Glas-] Harmonika). 350.
Mystiker 161/64 (Ist Spinoza ein M.?).
Nachrufe 1/8 (Sauer). 335 f. (Munder).
N ä l e Gust. Heintr. (Maler) 380.
 „National-Literatur“ 312 f.
Natur, Rückkehr zur 10 ff. 15. 16.
Naturerkenntnis u. M.-Beherrschung 597.
Naturwissenschaften 172 f.
N a u c l e r u s Jhns. 199²².
N e a n d e r Joach. 57.
 — Mich. 197f. („Aristologia Pindarica“).
Nemesis 39 ff. 50.
N e u m a r k G. 625.
Nibelungen, N.-Lied 187. 188. 300.
N i c o l a i Frdr. 22. 27. 130. 337/48
 (Briefe an Gerstenberg). 344 (Rhapsodie
 vom Trauerspiele). 537. 549. 551⁶⁴.
 552. 554. 573. 574²⁷.
N i c o l i n i 541.
N i c h u h r B. G. 29. 376²¹. 377. 383.
 394.
Niederdeutsches Walladenbuch 627.
N i e m e y e r A. H. 553.
N i e s s c h e Frdr. 47. 79 f. 86. 100. 145.
 260. 262. 263. 271 f. (Strindberg). 476.
 — „Nieschelei“ 476.
Nouvelles Nouvelles, Cent 146. 147.
N o v a l i s (Hardenberg) 28. 32. 33.
 81. 225. 245 f. 297. 353. 356. 362.
 600.
Novelle, f. Roman.
N o v e r e s c h e Valette 560.
Numerus 193 f.
O b e r h u b e r i n n Maria Anna 580 f. 590.
O b e r l i n J. F. 363.
O b e 195/200 (Pindarbild der Reformation).
 200/3 (Horaz u. d. Ode der frz. Renais-
 sance). 203/7 (Die dtsh. Renaissance-Ode
 bei Weckherlin). 207/13 (Die Gelegenheits-
 Ode bei Opiz u. seiner Schule). 213/18
 (Die geistl. Ode des Gryphius).
O r s t e d t H. C. 354.
O e s e r A. F. 563.
Osterreichische Schriftsteller 318.
O l i v i e r Frdr. (Maler) 397.
O l s h a u s e n Justus, und dessen Gattinnen
 Joë u. Marie 350. 357.
O m e i s M. D. 212⁸⁸.
O p i z Martin: Die Gelegenheits-Ode bei O.
 u. seiner Schule 207/13. Vgl. 214⁹⁰.
 215. 216 f.
O s w a l d, Abt von Oberzell 573.
O v e r b e d Elis., geb. Härtel (Gattin d.
 folg.) 402 f.
 — Frdr. (Maler) 376. 377. 380. 381. 382.
 390⁷⁸. 391. 392. 402 f.
O v i d 63. 74. 199. 203. 622. Vgl. 588.
P a l k o v i c 588.
P a l l e s t e Emil 430⁹³. 431. 464.
P a r k e r Th. 265.
P e l a d a n 258. 263.
P e n c z Gg. (Maler) 374.
 „Penelope“ 556⁸⁹.
Periodenbildung 181.
Persönlichkeit, Die 511/16.
Personalistik 178.
P e t r a r c a Franc. 199. 203. 356 f. (2 So-
 nette, nach P., von Schelling. Vgl. 640).
P f a f f Chph. Heintr. 376²⁸.
P f u e l Ernst v. 246.
P f e f f e l G. K. 310 f. („Die Nette“).
Philologie 176.
Philosophie 37 ff. 480 ff. S. auch Psycholo-
 gie; Rousseau; Spinoza.
P i e t i o m u s (sein Einfluss) 561 f.
 —, Strindbergs 261. 263 ff. 268. 269.
P i n d a r 195/218 (Das Fortleben Ps in der
 dtsh. Liter. . . bis Gryphius). 345.
 „Pindariser“, „Pindarifieren“ 202 ff. 206.
 211. 213⁸⁷. 216 f.
P l a t e n Aug. v. 90. 91. 92. 143. 144.
 318. 355 f. (Vgl. 640: Zueignung an
 Schelling).
P l a t n e r Ernst 136.
P l a t o n 18. 162. 163. 165. 171. 346.
Plattdeutsche Werke v. J. Brindman 627/29.
P l o t i n 165.
P o e E. A. 145². 263. 272.

- Dörffe, f. Dichterische, Das.
 Poeta vagabundus', f. Hofer Casp.
 Poetik 625 f. (Kasp. Stieler).
 Ponceau Peter S. du 319 f. (Nede, 1834
 in Philadelphia geh.).
 Pontanus Jak. 212.
 Pope Alex. 524.
 Portus Franc. 199.
 Poseidonios 71 f.
 Potsdam 546.
 Predigt 478.
 Problemgeschichtliche Stellung, J. J. Kous-
 seaus 9/21.
 Profft 343.
 Prosa, Amerikanische 320 f.
 Prugger Joh. Jos. 566¹¹.
 Pruz Rob.: Deutsches Museum 423. 425.
 451¹⁰⁰. 454²²⁰. 457²⁴⁰.
 Prybyszewsky Stan. (* 1868, † 1927)
 473.
 Psychologie, Literaturwissenschaft und neue
 172/95. Wgl. 336 am E. 504¹³.
 -, Geisteswissenschaft und 457/519 (Beschrei-
 bende u. erklärende Psychologie 497 ff.;
 Sprangers geisteswissensch. Psychologie
 502 ff.; Das Wertproblem 507 ff.; Die
 Persönlichkeit. Verstehen u. Erklären
 511 ff.; Die Methode der Geisteswissen-
 schaften 516 ff.).
 Publikum, Das literarische, der 60er Jahre
 des 18. Jhdts. in Deutschland 540/64.
 Pufendorf Sam. 22.
 Pygmalion' 525 f.
 Pyra J. J. 529.
 Quellen, Neue, zur Geistesgeschichte des 18.
 u. 19. Jhdts. 337/484.
 Querhammer Casp. 214⁰¹.
 Raabe Wilh. (I) 629 (von ihm, nicht von
 Brindman, die Novelle ‚Gerold von Voll-
 blut‘).
 - Wilh. (II) 140/42 (R. und Dickens).
 142 f. (R.s Erwachen zum Dichter).
 Rachel Elisa (Tragödin) 423.
 Raff Joachim (Komponist) 431 (‚Simson‘
 Oper).
 Rambois (Maler) 392.
 Ramdohr, Baron u. Baronin v. 389.
 Ramlar R. W. 340 (‚Ino‘). 342. 347.
 532. 546 f.
 Ranke Leop. v. 33.
 Rebell Jos. (Maler) 390.
 Rechtsgeschichte u. Volkskunde 312.
 Reden, Baron v., u. Familie 375. 379⁰⁰.
 380. 384. 387. 389. 390. 391. 394.
 397. 400. 401.
 - Elise v. 393. 394.
 Reformation 195/200 (D. Pindarbild d. R.).
 Regnard 557.
 Rehbenig Lhbr. 376. 379. 380. 390.
 397.
 Rehberg, Frau 361.
 Reich (Verleger) 537.
 Reichenauer Glossare 616 f.
 Reinhard F. W. 367.
 Reinhart Joh. Ehn. (Maler) 378.
 386⁰⁰. 388. 390.
 Reinhold (niederländ. Gesandter) 381.
 388.
 - Heintz (Maler) 388.
 Reiffach, P., C. R. 565 f.⁷
 Reichenstein W. E. Frh. v. 340.
 Religiöse Kämpfe u. Wandlung Strindbergs
 253/73.
 Religion 342.
 - Hebbels 301 f.
 Rembrandt 92. 95.
 Renaissance 200/03 (Horaz u. d. Ode d. frz.
 R.). 203/07 (Die deutsche R.-Ode bei
 Weidherlin).
 Renan E. 265.
 Resewitz F. G. 343.
 Retzel Alfr. (Maler) 464²⁰⁰.
 Reuß 381.
 Reuter Frh. 627. 628.
 Reventlow Frh. 370.
 Reden, f. Reden
 Rhythmus 193. 344 f.
 Ribbeck Otto 406.
 Richter Joh. Paul F., f. Jean Paul.
 Riedert Heintz. 508.
 Riedel F. J. 130. 131. 132.
 Riehl W. H. 304.
 Rippenhausen Frdr. Frz. und Ehn. Joh.
 (Maler) 382. 390. 391. 401.
 Ring May 443.
 Ringseis Joh. Nep. v. 381. 386⁰⁰.
 Rist Joh. 37. 626.
 Ritter Joh. Wilh. 352 ff. (u. Windel-
 mann; ‚Diarium‘). 362.
 Robert Leop. (Maler) 391.
 Robert von Boron 620.
 - von Reims, li Kievers 618.
 ‚Robinson Crusoe‘ 436 f. 563.
 Rochau Aug. Edw. v. 428.
 Röber G. W. 304.
 Rösel Sam. (Maler) 382.

- Dötscher Heinr. Theob. 302 f. (Hebbel u. N. Wgl. 640). 419²¹. 422 ff. (Jbb. f. dram. Kunst u. L.).
 Dohden Joh. Mart. (Maler) 377 f. 388. 402.
 Rolle Joh. Heinr. (Komponist) 346.
 Rom 375, 403 (Wolf Graf Baudissins Auf-enthalt; 1821).
 Roman, Erzählung, Novelle u. ä. 76/84 (E. T. A. Hoffmann). 92/95 (Ablehnung durch Burckhardt u. a.). 133 ff. (Jean Paul). 139 f. (Droste-H., „Judenbuche“). 146 f. (Zur Technik der Frührenaissancenovelle in Italien u. Frankreich). 241 ff. (Kleist). 300 (Hebbel). 318 f. 320 f. (amerikan.). 473 f. (Winde). 629. — S. auch Epos; Erzählgedicht; Legenden; Werserzählung; Keller S.
 Romantik 19 f. 21. 28. 30. 31 ff. 34. 224 ff. 245 ff. (251 S. v. Kleist). 291 f. (Muffl). 296 f. (Hebbel).
 Romanus Adr. 199²².
 Ronfard Pierre 201/3 (pindarische Oden. Wgl. 203 ff. 209 ff. 214⁹²).
 Roquette Otto 406 (Fontane über N.). 407 (408 „Das Reich der Träume“ Ffisp.).
 Roscher Wilh. 33.
 Rosl L. 435¹¹⁸.
 Rossini G. 273. 275. 287. 295.
 Rousseau Jean Jacques 9/21 (N.s problemgeschichtl. Stellung.). 25. 43. 221. 224. 226. 249 f. 263. 269. 271. 462.
 Rowe Elif. 522. 523 f. (Die Freundschaft nach dem Tode). 525. 527. 530.
 „Rudolf, Graf“ 618.
 Rudolf von Fulda 616.
 Rückert Frdr. 144. 318.
 „Rütti“ (Schriftstellervereinigung) 406 f.
 Rumohr Karl Frdr. v. 372. 374. 376. 377. 381. 383. 384. 390. 392.
 Rydberg W. 265.
 S. M. [Sophie Mereau?] 353 (Sonett an S. M., von A. W.).
 Sabellicus Coccinus 199²².
 Sabinus Gg. 199²⁸.
 Sacchetti Fr. 146.
 Sad, Baron v. 402⁹⁸.
 Saint-Simonismus 600 f. 606.
 Salzburg 561.
 Sand George 420.
 Sartori Jos. v. 571¹⁸. 573.
 Sauer Aug. 1/8 (Nachruf, mit Bildnis).
 Savigny F. v. 316.
 Scaliger Jul. Cäs. 199.
 Schad A. F. v. 600.
 Schade 573.
 Shadow Rud. (Bildhauer) 380. 384⁶⁸. 387.
 — Wilh. (Maler) 376²². 379. 382.
 Schäfer Wilh. 470. 471. 472² (478²³ Dehmel an Sch.). 472⁴. 475. 476. 479.
 —, f. Schaffer.
 Schede Paul Melissus 214. 215.
 Schefel J. Witt. v. 145².
 Schaffer (Schäfer) Joh. (Maler) 390. 391. 397.
 Schefner Joh. Gg. 340 („Poesien e. Sol-daten“).
 Scheibe Joh. Adf. (Komponist) 339. 340 f.
 Schelhorn Joh. Gg. († 1802) 585⁶².
 Schelling F. W. Jos. v. 30. 301. 350 (aus e. Briefe an G. Ph. Michaelis). 354 (u. A. Windelmann). 355 f. („Zu-eignung an Sch.“, von Aug. v. Platen. Wgl. 640). 356 f. (zwei Sonette, nach Petrarca. Wgl. 640). 369.
 — Karoline 350/62 (Neues aus dem Caro-line-Kreis. Siehe: Schelling F. W. J.; Böhmcr A.; Windelmann; Ritter; Schlegel A. W.; Tatter). 351 (Krankheit. 1800). 356 f. (dazu 640). 357/61 pas-sim (u. Tatter). 640.
 Scherenberg Ehn. Frdr. 427.
 Scherer Wilh. 3 f. 33 f. 173.
 Scheube Hugo (Buchhändler). 445 (448. 450 Hettner über ihn). 446. 448. 453.
 Scheuchzer Joh. Jaf. 57⁵.
 Schiller Frdr. v. 30 f. 35/54 (Sch. u. Herder). 58. 74. 90. 92. 93. 100. 107. 215. 224. 240. 249. 291. 297 (Hebbel). 336. 419 („Demetrius“). 512 („Wallen-stein“). 614.
 Schiller-Stiftung 408/11.
 Schinz Hans Heinr. (u. Wieland) 520. 521. 522. 523. 530. 531.
 Schirmer D. 626.
 Schifel, Doktor (ps.) = W. J. Schleis 566⁸.
 Schlaf Jhns. 473.
 Schlegel Aug. Wilh. 101. 106. 225. 351. 356 f. (dazu 640: „Blumensträuße“ [1804]). 357 f. 361.
 — Frdr. 31 f. 33. 225. 245. 291. 354. 357 f. 360.
 — Joh. Adf. 524. 531. 537.

- Schlegel** Joh. Elias 339³ („Prokris u. Cephalus“). 557.
 – Joh. Heinr. 340.
 – Karol. f. Schelling.
Schleiermacher Frdr. 29. 225. 245. 301.
Schleis Bernh. Jos. (ps. Schisel) 566⁸. 9. 10. 571¹⁹. 573. 574⁸⁰. 81.
Schlesier Gust. 336.
Schleswig-Holstein 370 ff.
Schmid Erasmus 210. 214.
 – Siegf. 336.
Schmidt Julian 454. 463.
 – Dsk. (Prof. d. Zoologie) 447.
 – Eug. Heinr. 474.
Schmieder Edu. (Prediger) 379.
Schnorr v. Carolsfeld Julius (Maler) 371. 372. 380. 381. 383. 385. 386⁰³. 388. 389⁷⁰. 390. 391. 392. 397. 399.
Schönaich Ch. D. v. 531.
Schönherr Karl 189.
Schopenhauer Artur 89 f. 93. 94. 96. 275. 475. 498 f. 608 f.
Schoppe Jul. (Maler) 387. 399. 401. 402.
Schottel J. G. 625.
Schramm (Vorleser) 408.
Schreiben eines deutschen Juden an den amerik. Präsid. D** (1787) 319.
Schröpfner (Geisterbeschwörer) 575³⁰.
Schubart Chr. Fr. D. 543. 551. 555. 564/95 (Sch. im Erorzistenstreit; Gafner).
Schubert Frz. 291.
 – G. H. v. 81. 362.
Schumann Rob. 292.
Schupp Joh. Dalkh. 106¹⁰.
Schwab Gust. 369. 404.
Schwedische Literatur 253/73 (Strindberg).
Schweizer Alb. 172.
Scott W. 95.
Sealsfield Ch. 318.
Seemann Aug. 627.
Seidel Chr. Heinr. 566¹⁰.
Seinsheim Karl Graf 384.
Semler J. S. 565. 574 f.
Semper Gfr. (Architekt) 447.
Seneca: Vorlage für Goethe 62 ff. 65 ff. 69 ff. 71 f. 74 f.
Senff Adf. (Maler) 384. 388. 399.
Sercambi 146.
Serre J. F. A., Major 409/11 (Schiller-Lotterie).
Seume J. G. 318.
Shakespeare 189. 232. 263. 277. 302. 303. 419 („Othello“). 538. 554.
Siena 372/74 (Wolf Graf Vaudissins Aufenthalt).
Simmel G. 176.
Simon Heinr. 429 (Zürcher Bürgerrecht).
Sinfonie 288 ff.
Singspiel 558 ff.
Slavisch, s. Slowakisch.
Slowakische Spaltung, Die 107/28.
Soet (Organist) 346.
Solger R. W. F. 302.
 – Nho. 425.
Sonnenfels J. v. 546. 560.
Sophokles 419 (Philoktet; Antigone).
Spalding J. J. 532.
Spectator, The 522.
Spee Frdr. v. 57.
Spengler Dsw. 145. 272.
Sphären, S.-Harmonie, S.-Musik, S.-Lauf 55. 58/61.
Spinoza Ben. 38. 44. 46. 161/72 (Über die Philosophie Sp.s: Ist Sp. ein Mystiker? 161; Die „essentia“ des Spinozismus 164; Sp.s Identitätsphilosophie 168; Hauptmängel 169; Vorzüge 171).
Spiritismus 312.
Sprachästhetik 188 ff. 191 ff.
Sprache, Deutsche u. romanische 79 f.; Dtsch. Gemeinsprache 617.
 – Slavische, s. Slowakische Spaltung.
Sprachliches 504¹³. 627 ff. (niederb.).
Spranger Edu. 175 f. 177. 498. 502/7 (Sp.s geisteswissenschaftliche Psychologie). 507/11 (Das Wertproblem).
Staat 11 ff.
Stadelberg Otto M. Baron v. 376²⁰. 379. 384 f. 390⁷⁸. 393. 401. 402.
Stagens Hanswurst = Schubart 584. 586. 588.
Stahr Adf. 435. 452 f. (Hettner über ihn u. sein „Torso“). 458. 459. 462.
Stamitz Joh. 294.
Starkische Gesellschaft 558.
Stargard, Frau 351.
Starke R. Chr. 547.
Stattler Bened. 566⁹. 11.
Steele Rich. 522 f. („Guardian“ u. a.).
Steffens Henrich 362.
Steigenberger Rosp. (Gerhob.) 566¹¹.
Stein H. F. R. Frh. v. u. zum 379. 381. 383. 384. 388. 390. 392. 393. 397. 398. 402. 545.
 – Henriette v. 381.

- Stein Theresie v. 391.
 Stern Abf.: Hettner-Biogr. 412. 413. 414. 415.
 — William 178. 183.
 Sterzinger, P. Don Ferd. 565. 572²⁰. 573. 574²⁷. 575. 576. 577. 580 am E. 581 Anm. 584 Anm. 585 Anm. 592.
 —, Der nach Möglichkeit entschuldigte Herr P. ... (1775. Von Merz) 584 Anm.
 Stiefel Jul. 470.
 Stieler Kaspar 625 f. (Eine ungebr. Poetik St.s).
 Stifter Adalbert 85. 86. 88. 89. 90. 99. 101. 105. 145². 318.
 Stilistik 188 ff. 191 ff. 193 ff.
 Stodmar Ehr. Fr. Frh. v. 426.
 Stoberg Ehn. und Frdr. L. v. 385.
 Storm Thdr. 403. 407. 408.
 Strabo, f. Walahfried.
 Straß Ldw. Phil. (Maler) 392.
 Strich J. 184.
 Strindberg Aug. 253/73 (St.s Weg nach Damaskus). — Meister Dlof 266 ff. — Das rote Zimmer 268 f.
 Strud A. R. 563.
 Strukturpsychologie 175 f. 502 f.
 Studenten als Theaterpublikum 555 f.
 Stumpf Carl 166. 498¹. 501. 502.
 Stür L. 116 ff. 118 ff. 121 ff. 124 ff. 126 f.
 Sturm und Drang 130. 131. 282. 283 f. 317 f. 337.
 Stuttgart 542 f.
 Sulzer J. G. 532.
 Suffer August Hgg. v. 358 ff.
 Sutter Jos. (Maler) 376. 391.
 Swedenborg 263.
 Sympathie, Die, ein Universalmittel wider alle Teufeleien (1774. Von Zeiler) 584 Anm. 589. Vgl. 592.
 Synakthesen bei E. L. A. Hoffmann 77 ff.
 Tagebuch des Grafen Wolf Vaudiffin über seine italien. Reise (1821) 370/403.
 Tasso T. 530¹⁰.
 Tatian, Der abd. 616 f.
 Tatler, The 522. 523. 524.
 Tatter Georg, Legationsrat 357 f. (u. Karoline). 358/61 (Briefe an Luise Michaeleis, nachmals vereh. Wiedemann). 361 f.
 Technik, f. Roman.
 Teerlin! Abr. (Maler) 386.
 Teleologie 505 f.
 Zeller W. A. 342.
 Tending Betty 413⁰.
 Terenz 559.
 Teufelaustreibungen, f. Gafner.
 Theater 543 ff. 549. 550 f. 554 ff. 557 f. (Goetzes Streitschrift u. a.). 561 f. — Braunschweig 541. — Frankfurt a. M. 551. — Hamburg 550 f. — Leipzig 557 f. Mainz 542. — Mannheim 425. — München 544. 557. — Stuttgart 543. 544. — Weimar 547 f. — Wien 544. 551. 556 f.
 Theodizeeproblem Herders 46 ff.
 Theophiluslegende, Die, in den Dichtungen des Mittelalters 624 f.
 Thomas (Tristan) 618.
 Thomson James 521. 526 ff. (Einfluss auf Wieland). 530. 537.
 Thorwaldsen W. (Bildhauer) 374¹³. 375. 376. 380. 381 f. 384. 386. 387. 389. 390. 392. 393. 394. 399. 400.
 Thümmel A. W. v. (563 ‚Wilhelmine‘).
 Tieß Ldw. 32. 316. 352 f. (Winkelmann, An T. [Sonett]). 354. 356 (400 ‚Zerbino‘).
 Timantes (Maler) 530¹⁰.
 Tischbein Joh. Frdr. Aug. (Maler) 351. 352. 392⁸⁸.
 Tocqueville Ch. de 463.
 Tolstoi Leo 145. 259. 263.
 Tomaschek Karl J.
 Totalität (Begriff, bei Möser) 24.
 Tragische, Das 302 f.
 Tref(f)lerin Anna 580 f.
 Tristanstoff u. -Dichtungen 618 f. 620 f.
 Trochmann Sofie, f. Gerstenberg.
 Troubadours 621 f.
 Tscharner P. E. v. 304.
 Tschechisch, f. Slowakische Spaltung.
 Tscherning A. 214⁰².
 Über Gafners Aufenthalt u. Wesen in Sulzbach (von Ch. H. Seidel) 566¹⁰.
 Übermensch (bei Strindberg u. Nietzsche) 271.
 Übersetzungen 196 ff. u. ö. (Pindar). 640.
 Udden (Komponist) 346.
 Uhl and L. 296 f. 300. 369 f. (Ludwig der Bayer).
 „Unerflichkeit“ der großen Künstler usw. (Burdhardt) 103 ff.
 Universitäten 550 ff.
 Unterhaltungen am häuslichen Herd 455.
 Utzmann 483.
 U J. P. 530. 532. 543. 563.

- Barmhagen K. A. 421. 442.
 Behe Mich. 214⁹¹.
 Weit Phil. (Maler) 379 f. 382. 384. 386. 402.
 Beldefe Heinr. v. 618.
 Vera Charlotte, geb. Häser 389. 396.
 Verlaine P. 482.
 Vernunft 16 ff.
 Verserzählung, Die, des 18. Jhdts. 519/40.
 Versöhnung, Problem der, im Drama, bei Hebbel 302 f.
 Verstappen Martin (Maler) 392.
 Verstehen und Erklären 513/16.
 Verzeichnis der merkwürdigsten Operationen, welche im J. 1775 zu Sulzbach ... geschehen sind (1779. Von Schleis?) 571¹⁹.
 Vico Giov. Batt. 30.
 Viperanus Joh. Ant. 212.
 Viweg Ed. (Verleger) 445. 446. 447 f. 450. 451. 453. 454. 456. 458. 459. 464. 466 f. (Krit. Jahrbh. d. Wiss. u. Kunst, gepl.).
 Willars, Abbé de 530¹⁹.
 Virgil 199. 530¹⁹.
 Wischer Febr. Jhbr. 91 f. 94. 95. 97. 99. 145². 416. 418⁹⁰. 456. 457. 458. 459. 461. 463. 465. 466. 467. 468.
 Vogel Henriette 244.
 Vogt Karl 460.
 „Volkskunde“ (zur Gesch. des Wortes) 304 f.
 Volkskunde 304/13 (Schriften zur dtsh. W., von: Neuschel; Naumann; Fraenger).
 ‚Volonté générale‘ u. ‚volonté de tous‘ 13 ff. 17 f. 19 f.
 Voltaire 75. 541. 547. 585.
 Volz Joh. Ehn. 521. 522. 531. 532²². 534⁹⁰.
 Vooghd (Maler) 386.
 Vos J. H. 563.
 Vossius Isak († 1689) 345.
 Wadenroder Wilh. Heinr. 77.
 Wadernagel Wilh. 176. 186. 188. 192.
 Wagner Joh. Mart. (Maler u. Bildhauer) 385.
 — Mich. 144. 288. 295. 432.
 Walahfried Strabo 616 f. (Glossierung).
 Walsh Ch. 565.
 Walther v. d. Vogelweide 313. 623 f.
 Walzel Oskar 179. 182. 184. 193.
 Was soll man an den Kuren des ... Gafner ... noch untersuchen ...? (von B. Statler) 566⁹.
 Weber Karl Maria v. 275 f. (Grillparzer). 277. 281. 289. 291.
 Wedherlin Gg. Rud. 203/7 (D. dtsh. Renaissance-Ode bei W. Vgl. 208 f. 211. 214⁹⁰).
 Weihnachtsspiele 307.
 Weimar 542. 546. 547 ff.
 Weise Ch. 626.
 Weisse Ehn. Fr. 541. 544 f. 559 f. 561 f.
 Weltgeschichte 31.
 Werner F. Zach. 364. 367.
 — Mich. Maria 3. 173¹.
 Wertproblem, Das 507/11.
 Westenrieder Lor. v. 575 f.
 Westmoreland, Lady 393.
 Wicar J. Bapt. (Maler) 400.
 Widmann Ehn. Adolf F. 428 (Hettner über ihn). 433. 434 f.
 Wiedemann, Prof. Dr., bän. Justizrat 350.
 — Luise, geb. Michaelis (Schwester Karoline) 350. 351 f. (Brief an sie, v. Auguste Böhmer). 357. 358/61 (Briefe von Tatter). 362.
 Wieland Ehyh. Mart. 348/50 (Briefe an Einsebel). 431. 519/40 (Verserzählungen). 521 f. (an Bodmer). 542. 548. 554. 562.
 — Karl F. (Sohn des Dichters) 348 f.
 Wien 544. 561.
 Wilbrandt Adf. 406.
 Willkommen Ernst 318.
 Windelmann Aug. 351. 352/54. — An Lied. (Sonett) 352 f. — [Sophie] M[ereau?]. Son., unterj.: A. W., von ihm? 353.
 — J. J. 21 ff. 27. 92. 100. 399.
 Windelband W. 480.
 Wigleben Auguste v. nachm. vereh. Gräfin Waudissin 371 f. 373/402 pass.
 Wölfflin H. 183 f.
 Wolf (Verleger) 588 („Wens Sipperl“). 589. 590. 592.
 — Ehn. v. 576.
 — Febr. Aug. 50. 186 f.
 — Salom. 57.
 Wolfram v. Eschenbach 313. 619 ff.
 Wolfsohn Wilh. 464.
 Wolke Ehn. Hinr. 627.

- Woltmann** Ldw. 470. 474. 475. 476.
 479. 482. 483.
Worte, Ein paar, an den Herrn F. M. Baader
 (1783) 572²⁰.
Wunder 597.
Wuttke Heinr. 410.
- Yord v. Wartenburg** Paul Graf 499.
- Zachariae** Febr. Wilh. 337. 344.
Zayf Gg. Wilh. 573 f. 578⁸⁰. ⁸¹. 584.
 591 f.
- Zeitung, Deutsche Allg.** 431⁹⁷ (Weitr. Kel-
 lers?). 432.
 — **Kölnische** 458.
Zeiler Gg. 573. 574. 584. 586⁸⁶. 588 f.
 589. (592). 593⁸². — **E. Hannswurf**
 u. **Schubart**.
Zesen Ph. v. 214⁹².
Zilling, Spezial in Ludwigsburg 578⁸¹.
Ziska Frj. 304.
Zscholke Andr. 563.
 — **Heinr.** 318. 562 f.
Zwingli Ulr. 196 f. (empfiehlt Pinbar).

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB 27 1928

EUPHORION

Zeitschrift für Literaturgeschichte

Begründet von August Sauer

Herausgegeben

von

Josef Nadler, August Sauer †, Georg Stefanſky

Achtundzwanzigster Band

Viertes Heft



Stuttgart 1927

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung

Inhalt.

Abhandlungen und neue Mitteilungen.

	Seite
Kraus, Oskar (Prag), Geisteswissenschaft und Psychologie. Methodologisch-kritische Betrachtungen	497
Fresenius, August † (Wiesbaden), Die Verserzählung des 18. Jahrhunderts . . .	519
Kumpf, Walther (Frankfurt a. M.), Das literarische Publikum der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts in Deutschland	540
Saifer, Konrad (Eonnstatt), Schubart im Erorzistenstreit	564
Schulze-Jahde, Karl (Börlitz), Kritische Studien zu Immermanns „Merlin“ . . .	595

Forschungsberichte.

Schröter, Ernst, Walahfrieds deutsche Glossierung zu den biblischen Büchern Genesis bis Regum II und der althochdeutsche Taitan (Bruno Schier in Reichenberg, Böhmen)	616
Chrismann, Gustav, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Zweiter Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur II, 1 (Wolfgang Goltßer in Kostof)	617
Brinkmann, Hennig, Entstehungsgeschichte des Minnesangs (Helmut Wode in Liegnitz)	621
Plenzat, Karl, Die Theophiluslegende in den Dichtungen tes Mittelalters (Wolfgang Goltßer in Kostof)	624
Volte, Johannes, Eine ungedruckte Poetik Kaspar Stiellers (N. Murtfeld in Frankfurt a. M.)	625
Niederdeutsches Balladenbuch. Hrg. von A. Janssen und J. Schröpel (Wilh. Seelmann in Berlin)	627
Brinkman, John, Plattdeutsche Werke I. Band (Wilh. Seelmann in Berlin)	627
Einlauf	630
Nachrichten: Mitteilung der Schriftleitung	640
Wissenschaftliche Umfrage	640
Berichtigungen	640
Namen- und Sachverzeichnis	642

Förderer des Euphorion. Die „Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums“ (Deutsche Akademie) in München hat unserer Zeitschrift freundlichst eine größere Subvention bewilligt.

Erwiderungen auf die im „Euphorion“ erschienenen Besprechungen werden nicht aufgenommen.

Manuskripte (womöglich in Schreibmaschinenschrift und *nur* nach vorheriger Anfrage), Briefe und Büchersendungen sind zu richten an Univ.-Dozent Dr. Georg Stefansky, Prag XVI (Smichow), 841.

Subskriptionseinladung auf
Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Sämtliche Werke

Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden

Neu herausgegeben von
Hermann Glockner

Es handelt sich um eine in der Anordnung vielfach verbesserte, um die Enzyklopädie von 1817 vermehrte, vollständige Neuausgabe von Hegels Sämtlichen Werken. Diese Ausgabe wird in etwa zwei Jahren abgeschlossen vorliegen und es wird auf diese Weise vermieden werden, daß man im Jahre 1931 den hundertsten Todestag des neben Kant größten deutschen Philosophen zu feiern gezwungen ist, ohne seine Werke zu besitzen. Im Hinblick auf diesen Tag, der seinerzeit Freunde und Schüler zur Veranstaltung der Gesamtausgabe zusammenrief, wird die Neuausgabe als Jubiläumsausgabe bezeichnet.

Sie möchte einem allseitigen Hegelstudium dienen. Sie möchte es ermöglichen, daß Hegel nicht nur als Schlagwort gebraucht, sondern auch wirklich gelesen wird. Dies ist ihr einziger Zweck. Niedriger Preis und bequeme Anschaffungsmöglichkeit sollen dazu helfen, daß dieser Zweck erreicht wird.

Eine doppelte Paginierung wird dem Besitzer an jeder Stelle Band und Seitenzahl des Originaldruckes kenntlich machen. So ist jedes nach der alten Ausgabe gegebene Zitat trotz der Umgruppierung ohne weiteres aufzufinden. Außerdem wird dem letzten Band ein ausführliches Gesamt-Inhaltsverzeichnis beigegeben werden.

Die einzelnen Bände erscheinen in Abständen von 6—12 Wochen. Der Gesamt-Umfang beträgt 690 Bogen zu je 16 Seiten. Der Vorzugspreis bis 1. Oktober 1927 beträgt 20 Pfg. für den Bogen. Demnach kostet der Durchschnittsband von 35 Bogen (560 Seiten) geheftet RM 7.—, in Leinen gebunden RM 9.—, in Halbleder gebunden RM 10.50. Nach dem 1. Oktober 1927 erhöht sich der Preis für das geheftete Exemplar um 25%. Die Einbandpreise von RM 2.— bzw. RM 3.50 bleiben gleich. Der Bezug des ersten Bandes zum Subskriptionspreis verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes. Einzelbände werden nur zum erhöhten Preis abgegeben. Die Bände 1, 3 und 6 sind bereits erschienen.

☛ Für die Leser des Euphron wird des verspäteten Erscheinen dieses Heftes wegen der Subskriptionstermin bis 31. Dezember 1927 verlängert. ☚

Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz), Stuttgart

DEUTSCHE AKADEMISCHE RUNDSCHAU

MIT DEN BEILAGEN: STUDENT * STAAT UND WIRTSCHAFT
DER PHILOLOGE
DER AKADEMISCHE INGENIEUR

Erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats
Bezugspreis 2 Mark vierteljährlich
Führende Persönlichkeiten des deutschen
Wirtschafts- und Geisteslebens sind unter
den Mitarbeitern zu finden.

Die D. A. R. — Deutsche Akademische
Rundschau — ist daher

unter den akademischen Zeitschriften führend

Verlangen Sie Probenummern kostenlos

HOCHSCHUL-VERLAG / GÖTTINGEN

GES. M. BESCHR. HAFTUNG

POSTFACH 117

Für Freunde der Musik

Als Festgeschenke hervorragend geeignet

Klassiker-Album

53 berühmte Kompositionen für Klavier, zweihändig, von J. S. Bach, Beethoven, Chopin, Field, Händel, Haydn, Mendelssohn, Mozart, Schubert, Schumann, Weber. Mittelschwer. Ed.-Nr. 235. M 6.—
Gebunden in Halbleinen M 8.—, in Ganzleinen M 9.—

Altmeister des Klavierspiels

76 berühmte Klavierstücke, zweihändig, mittelschwere Spielart.
2 Bände.

Band I. Koffi, Couperin, Rameau, Scarlatti, Paradise, Händel, Joh. Seb. Bach, J. Bernh. Bach, W. F. Bach, R. Ph. Em. Bach, J. Chr. Bach, J. Chr. Fr. Bach, Kirnberger, Hähler, Haydn, Mozart, Beethoven. Ed.-Nr. 96.

Band II. Hummel, Field, Schneider, Weber, Kaltbrenner, Czerny, Schubert, Mendelssohn, Chopin, Schumann, Liszt, Raff. Ed.-Nr. 97

Jeder Band M 5.—

Jeder Band gebunden in Halbleinen M 7.—, in Ganzleinen M 8.—

Band I und II zusammengebunden in Halbleinen M 12.—,
in Ganzleinen M 13.—

Klassische Vortragsstücke für Violine und Klavier

61 klassische Vortragsstücke. Bearbeitet und mit Fingersatz versehen von R. Schwalm und Hans Wassermann. 2 Bände.

Band I. Bach, Beethoven, Boccherini, Chopin, Corelli, Fesch, Field, Gluck, Händel, Haydn, Kreuzer, Lotti, Lully. Ed.-Nr. 365

Band II. Martini, Mendelssohn, Mozart, Pergolesi, Prume, Scarlatti, Schubert, Schumann, Tartini, Weber. Ed.-Nr. 366.

Jeder Band M 3.50. Gebunden in Halbleinen jeder Band M 5.50

**Zu beziehen durch alle Musikalien- und Buchhandlungen
Kataloge und Prospekte kostenfrei**

Steingraber-Verlag, Leipzig
Verlag der „Zeitschrift für Musik“

Zeitschrift für Deutsche Bildung

herausgegeben von Dr. Ulrich Peters

Aus dem Inhalt des Juli/August-Hefes Zur Sprachpsychologie und Sprechpädagogik

von Dr. Richard Müller-Freienfels

Die Untersuchung geht von der Tatsache aus, daß unsere Schulen nicht genug Sprachkultur treiben, insofern der sogenannte Sprachunterricht meist nur ein Schriftunterricht ist, in dem zur Ausbildung eigener selbständiger Sprachbeherrschung wenig Raum bleibt. Auf Grund seiner Einsichten in die Psychologie des Sprachvorganges vermittelt der Verfasser zunächst einige Grund-erkenntnisse der Sprachpsychologie und zieht dann seine pädagogischen Folgerungen, die darauf hinauslaufen, daß es wichtiger ist, die eigene Sprache wirklich beherrschen zu lernen, als in der Schule mehrere fremde Sprachen unvollkommen zu erlernen.

Strindbergs Religiosität

von Stud.-Rat Dr. W. Hans

Der weit gespannte Aufsatz gibt eine überaus eindringliche Schilderung der wesentlich vom Christentum bestimmten Religiosität, zu der Strindberg sich langsam Durchgerungen hat, die aber von der Strindbergforschung meist übersehen oder falsch gesehen wird. Strindbergs Religiosität wird als eine Verbindung von Mystik und Ethik gekennzeichnet, die jedoch wesentlich verschieden ist von der Mystik Rainer Maria Rilkes. Für Strindberg ist das Wesentliche die sittliche Wirkung der Religion. „Weichheit, Innigkeit, Gefühlseligkeit ist in Strindbergs Religiosität nicht zu finden. Sie hat etwas Kühles, Starres, Hartes, Nordisches, Protestantisches.“

Eulenspiegels Weg zum Mythos

von Dr. Wilhelm Merdies

Der 100. Geburtstag des in München geborenen großen skandinavischen Dichters ist der Anlaß zu dieser Betrachtung über die 400-jährige Entwicklung der Eulenspiegelgestalt vom Volksbuch bis zu Gerhart Hauptmann. Es wird insbesondere die Bedeutung des Costerschen Werkes für eine neue Auffassung der Gestalt nachgewiesen.

Albin Egger-Lienz

von Dr. Hans Kren

Das Leben und das Lebenswerk des vor kurzem verstorbenen großen Tiroler Malers wird hier seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt. Er war kein Maler der Freude. Seine Kunst galt dem Ernst und der Schwere menschlichen Schicksals. Er hat ergreifend Trauer, Schmerz und Tod gestaltet, aber er läßt uns nicht verkommen in unserem Wissen um die ewige Vergänglichkeit. Sein Höchstes was er uns gibt ist der Glaube.

Aus dem übrigen Inhalt:

Kann die Deutschkunde mit der Neuordnung des höheren Schulwesens in Sachsen zufrieden sein? von Stud.-Rat Dr. Weiker. Moderne Lyrik in unterrichtsgemäßer Behandlung von Dr. W. Vontin. Die Pädagogische Akademie im Aufbau unseres nationalen Bildungswesens vom Herausgeber. Das Schulbuch im Dienste der Völkerverständigung von Stud.-Rat A. A. Eiben. Isimatbücher von Oberstud. Dir. Dr. Streuber. Brands Grundriß der Deutschkunde vom Herausgeber. Aus dem Gebiet der Erziehungswissenschaft und ihrer Hilfswissenschaft vom Herausgeber.

Der Bezugspreis für das Vierteljahr beträgt RM. 3.75 zuzüglich Versandkosten.

(Bitte hier abtrennen)

Bücherzettel! (Mit 5 Pf. freimachen, in Umschlag stecken und mit Anschrift versehen)

An den Verlag **Moriz Diesterweg, Frankfurt am Main**
Kleiner Birschgraben 12-14

Hiermit bestelle ich zum **Probebezug** die „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ für das
..... Vierteljahr zum **Ausnahmepreis von RM. 2.50** zuzüglich Versandkosten. Falls
nicht jeweils bis zum Vierteljahresbeginn (1. Juli, 1. Oktober) Abbestellung erfolgt, wird die Zei-
tschrift dann zum Preise von RM 3.75 bzw. RM. 2.85 das Vierteljahr weitergeliefert.

Wohnort, Straße:

Name:

Zeitschrift für Deutsche Bildung

herausgegeben von Dr. Ulrich Peters

Aus dem Inhalt des September-Heftes

Rainer Maria Rilke

von Prof. Dr. Gert Buchheit

Dem frühzeitig verschiedenen großen Dichter wird hier aus tiefer Einfühlung in sein Werk ein Nachruf geschrieben, der uns zugleich ein ergreifendes Lebensbild vermittelt und die Stellung Rilkes in der Dichtung und Kunst seiner Zeit scharf umreißt.

Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann“ und Wolfgang Goetz „Leithard von Gneifenau“

von Dr. Hans Westerbürg

Aus der Geg.überstellung der beiden stofflich und künstlerisch grundverschiedenen erfolgreichen neuen Dramen werden zwei Richtungen dramatischen Schaffens deutlich, die gleichsam den End- und Anfangspunkt einer 30-jährigen Entwicklung des deutschen Dramas darstellen: Gerhart Hauptmanns Drama ein naturalistischer Spätling, „Leithard von Gneifenau“ auf der Grundlage der jüngsten synthetischen Anschauung sich aufbauend. Die Betrachtung beider Dramen führt zur Erklärung dieses Nebeneinander.

Das Problem der Gegenwartsdarstellung in der modernen Dichtung

von Dr. Erwin Stranik

Der Aufsatz will die Ursachen aufdecken, die es den Schriftstellern unserer Gegenwart noch immer nicht möglich machen, eine im letzten Sinne große Schau über die deutsche Zeitperiode zu gestalten, deren Mitlebende sie sind. Zugleich werden die Möglichkeiten aufgezeigt, die zu einer neuen Gegenwartskunst führen können.

Eilhard Erich Pauls

von Dr. Hans Westerbürg

Anlässlich des 50. Geburtstags des Lübecker Dichters werden dessen bis jetzt erschienenen Werke einer liebevollen Würdigung unterzogen. E. E. Pauls stellt sich als ein Nachfolger Wilhelm Raabes dar, dessen Bücher der inneren Erstarung des deutschen Volkes dienen wollen.

Goethes Führung

von Prof. Eilhard Erich Pauls

In Sortierung seiner Beitragsreihe führt Prof. Pauls die lebendige Art seines Deutschunterrichts in der Prima im Zeichen Goethes vor. Es ergeben sich die mannigfaltigen Anknüpfungspunkte zum geistigen Leben, bis hinauf zur Gegenwart. Hier erhalten die Schüler ein sich von Stunde zu Stunde mehr abrundendes Bild deutscher Kultur.

Aus dem übrigen Inhalt:

Etwas Antilaokoon im Unterricht vom Stud. Rat Dr. Bruno Kiehl — Sage, Märchen und Mythos. Eine Bücherchau von Prof. Dr. Güntherkopf. — Andrees Geographie des Welthandels, eine Buchanzeige vom Herausgeber. — Kulturgeschichte der Neuzeit, Buchanzeige von Dr. W. Merdies. — Zeitschriftenchau von Dr. H. Th. Becker.

Der Bezugspreis für das Vierteljahr beträgt RM. 3.75 zuzüglich Versandkosten

(Bitte hier abtrennen)

Bücherzettel! Mit 5 Pf. freimachen, in Umschlag stecken und mit Anschrift versehen

An den Verlag **Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main**
Kleiner Hirschgraben 12-14

Hiermit bestelle ich zum **Probebezug** die „Zeitschrift für Deutsche Bildung“ für das Vierteljahr zum **Ausnahmepreis von RM 2.50** zuzüglich Versandkosten. Falls nicht jeweils bis zum Vierteljahresbeginn (1. Juli, 1. Oktober) Abbestellung erfolgt, wird die Zeitschrift dann zum Vorzugspreis von 3.75 RM. das Vierteljahr weitergeliefert.

Wohnort, Straße:

Name:

Die kritische Monatschrift Die schöne Literatur

Herausgeber Will Vesper

Vierteljährlich M. 2.50. (Der Jahrgang beginnt mit Januar.) Monatlich 48 Seiten Text,
16 Seiten Beilage „Die Jahresernte“, beides auf holzfreiem Papier,
Kunstdruckbeilage „Dichterbildnisse“.

gibt kurz, umfassend und zuverlässig in 8 Teilen Überblick über alles Bedeutende:

1. Der Zeitartikel behandelt in der Regel eine Persönlichkeit des modernen Schrifttums und bietet anschließend erschöpfende biographische und bibliographische Angaben.
2. Die Kritik literarischer Neuerscheinungen durch bewährte Kritiker.
3. Bibliographie der wertvollsten Neuerscheinungen des letzten Monats.
4. Bibliographie der wichtigsten Zeitschriftenaufsätze zur zeitgenössischen deutschen Dichtung.
5. Eigene Uraufführungsberichte.
6. Nachrichtenteil.
7. Die 16 seitige Beilage „Die Jahresernte“ bringt von Will Vesper ausgewählte, ausserlesene Proben und führt zu den Quellen jüngster deutscher Dichtung.
8. Dichterbildnisse (Kunstdruckbeilage) mit Autogramm und Biographie.

Die Zeitschrift führt somit durch Proben aus den Werken, Darstellung, Bibliographie, Kritik, Bildnis und Handschriftprobe zum Werk und der Persönlichkeit der heute Schaffenden.

Der Jahrgang 1926 der „schönen Literatur“ umfaßt 612 Seiten, enthält Darstellung, Biographie und vollständige Bibliographie über: Emil Strauß / Wilhelm Schmidbom / Paul Ernst / Paul Ibsendes Stefan George / H. St. Blund / Herm. Burtz / Rob. Kohlbaum / Heinrich Sederer / Max Bruns / Hans Grimm / Holde Kurz, ferner 94 Beurteilungen neuer Bücher, 118 Uraufführungsberichte neben literarischen Nachrichten (Gedenktage), Verzeichnis von 786 wichtigsten Zeitschriftenartikeln über deutsche Dichter der Gegenwart im Jahre 1926, Nachweis von etwa 3000 Namen im Register. — Dieser Jahresband ist in Halbleinen gebunden zum Preise von M. 7.50 erhältlich.

Der Jahresband 1926 der „Jahresernte“ umfaßt 108 Seiten und brachte Proben aus folgenden Büchern: Heinrich Lerich, Mensch im Eilen / Hans Leip, Goddes Anecht / Hans Brandenburg, Sommer-Sonette / Jakob Haringer, Dichtungen / Josef Winkler, Pumpernickel / Wilhelm Schmidbom, Geschichten von den unberührten Frauen / Hans Friedrich Blund, Von klugen Frauen und Süßsen / Hans Leifhelm, Hahnenschrei / Wilhelm Matthieszen, Totenbuch / Max Bruns, Totenmesse für ein Kind / Selig Braun, Das innere Leben / Franz Keibel, Leigwaren leicht gefärbt / Hans Kofelieb, Rot-Gelb-Rot / Walther Eidlitz, Die Gewaltigen / Carl Suchmaner, Der blühende Baum / Carl J. Burckhardt, Kleinasiatische Reise / Studer-Schnack, Sebastian im Wald. — Dieser Jahresband ist in Ganzleinen gebunden zum Preise von M. 3.50 erhältlich.

Der Buchverleger 1925 und 1926, brosch. je M. — 80. Halbleinen je M. 2.—. Dieser von Will Vesper herausgegebene Weihnachtshatolog bietet im Jahrgang 1925 eine Auswahl des Wertvollsten aus der gesamten deutschen Literatur besonders der letzten Jahre; Jahrgang 1926 betont wahre Dichtung und ehrliche Leistung der neuesten Literatur.

Urteile über „Die schöne Literatur“

Der Dichter:

Dr. Thomas Mann: Die Hefte der „Schönen Literatur“ zeigen mir eine klug geführte, geistig hochstehende, umsichtige, kritisch ausgezeichnet bediente Zeitschrift, die dem literarisch interessierten Publikum warm zu empfehlen ist.

Der Wissenschaftler:

Prof. Dr. Georg Witkowski: Mir ist Ihre Monatschrift „Die schöne Literatur“ ein unentbehrlicher Gehilfe, um das für den einzelnen unübersehbare literarische Schaffen der Gegenwart zu verfolgen. Die Urteile sind sachlich und den Ansprüchen an eine fördernde Kritik gemäß.

Der Journalist:

Neue Zürcher Zeitung: Man bekommt über jede Neuerscheinung Auskunft, sehr prompt, sehr billig vor allem sehr klug, in kleinen kritischen Beiträgen, kurz, bündig, lustig, witzig, öfters geistreich. Ein temperamentvoller Ratgeber! Der Druck, das Papier, die Uebersichtstabelle, Register — prächtig, klar und anschaulich.

ED. AVENARIUS / VERLAGSBUCHHANDLUNG / LEIPZIG C 1

Vollständige Dichter-Bibliographien

in früheren Hefen der Monatschrift „Die schöne Literatur“, herausgegeben von Will Vesper, vierteljährlich Mark 2.50, sind immer von Interessenten begehrt worden, so daß die Veröffentlichung eines Verzeichnisses der noch lieferbaren Einzelhefte dringend wurde.

Es erschienen in der kritischen Monatschrift

Die schöne Literatur

zum Einzelheftpreis von je M. —.60

- 1924, Heft 2: Hermann Stehr
" " 5: Josef Ponten
" " 6: Ricarda Huch
" " 7: Wilhelm v. Scholz
" " 9: Ottomar Enking
" " 10: Richard Dehmel
" " 12: Jakob Schaffner

- 1925, Heft 1: Ernst Barlach
" " 2: Rudolf G. Binding
" " 3: Carl Spitteler /
Benno Rüttenauer
" " 5: Arnold Mühl
" " 6: Frank Thiel
" " 7: Paul Jech
" " 8: Hugo Salus
" " 9: Scharrelmann /
Bierordt
" " 10: Friedrich Lienhard
" " 12: Rainer Maria Rilke

zum Einzelheftpreis von je M. —.75

- 1926, Heft 1: Emil Strauß
" " 2: Wilhelm Schmidtbonn
" " 3: Paul Ernst
" " 4: Paul Alberdes
" " 5: Stefan George
" " 6: Hans Friedr. Blund
" " 7: Hermann Burte
" " 9: Robert Hohlbaum
" " 10: Heinrich Federer
" " 11: Max Bruns
" " 12: Hans Grimm

zum Einzelheftpreis von je M. —.90

- 1927, Heft 1: Alfons Bechold
" " 2: Paul Gurl
" " 3: Fritz Red-Malleczewen
" " 4: Timm Kröger
" " 5: Emil Strauß
" " 6: Friedrich Huch
" " 7: Hermann Hesse
" " 8: Irene Forbes-Mosse /
Ernst Benzoldt
" " 9: Herbert Gulenberg

Jede Buchhandlung besorgt diese Einzelhefte. Bei direkter Bestellung beim unterzeichneten Verlag empfiehlt sich (zur Vermeidung weiterer Unkosten) Einsendung des entsprechenden Betrages (zuzüglich 15 Pf. Porto für jedes Heft) auf Postcheckkonto Leipzig Nr. 67292 unter Angabe des Gewünschten auf dem Zahlkarten-Abchnitt

ED. AVENARIUS / VERLAG / LEIPZIG C I

**Eine wichtige
Neuerscheinung!**



Heinrich Hellmund

DAS WESEN DER WELT

1332 Seiten Großoktav

Geheftet M. 26.—

Leinen M. 32.—

Jeder denkende Mensch findet in diesem Standardwerk Anregung, Bereicherung und erschöpfende Aufklärung über die persönliche und überpersönlichen Fragen der sinnlichen und übersinnlichen Probleme der Welt und des Weltalls. Dieses Werk ist die erste gesamtumfassende Weltanschauung seit Schopenhauer und die metaphysische Durchdringung und Verbindung aller Einzelgebiete. Es vereinigt das menschliche Bewußtsein von der Welt zu einem einzigen Organismus. Es stellt die längst geforderten exakten Brücken und Zusammenhänge her zwischen anorganischer Natur und Lebewelt, Materie und Bewußtsein, Realität und Idee.

In allen Buchhandlungen

AMALTHEA-VERLAG

ZÜRICH - LEIPZIG - WIEN

MELOS

ZEITSCHRIFT FÜR MUSIK

6 JAHR

1927

«Heute die einzige deut. che
Zeitschrift, die neuer Musik mit
Sinn und Ernst zugewandt ist.»

Alfr. Einstein
im «Neuen Musiklexikon»

Schriftleitung: Hans Mersmann

Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

Krasnopolski: Nürnberger Meistergesang in Mähren / M. Butting: Musik und die Menschen / Mersmann: Neue Musik / Ludw. Weber: Schaffen und Erkennen / Ad. Weißmann: Der nachschaffende Musiker unserer Zeit / Kurt Sachs: Über die Darstellung alter Musik / Erwin Felber: Geltung von Naturgesetzen in der Musik / E. Doflein: Gegenwartigkeit / P. Panóff: Die russische Oper in ihrer Stellung zur westeuropäischen Musik / David: Max Reger / K. Westphal: Das reproduzierende Umformen von Kunstwerken / H. H. Studens Schmidt: Perspektiven und Profile / E. Bücken: Gegenwartsfragen der Musikaesthetik / Heinrich Strobel: Giuseppe Verdi.

★

Abonnieren Sie:

1/4jährl. 3 Hefte RM 2.— zuzügl. Porto

Probefefte kostenlos

Geschäftsstelle:

Berlin W 62, Wittenbergplatz 3a

Subskriptionseinladung auf
Georg Wilhelm Friedrich Hegel
Sämtliche Werke

Jubiläumsausgabe in zwanzig Bänden

Neu herausgegeben von
Hermann Glockner

Es handelt sich um eine in der Anordnung vielfach verbesserte, um die Enzyklopädie von 1817 vermehrte, vollständige Neuauflage von Hegels Sämtlichen Werken. Diese Ausgabe wird in etwa zwei Jahren abgeschlossen vorliegen und es wird auf diese Weise vermieden werden, daß man im Jahre 1931 den hundertsten Todestag des neben Kant größten deutschen Philosophen zu feiern gezwungen ist, ohne seine Werke zu besitzen. Im Hinblick auf diesen Tag, der seinerzeit Freunde und Schüler zur Veranstaltung der Gesamtausgabe zusammenrief, wird die Neuauflage als Jubiläumsausgabe bezeichnet.

Sie möchte einem allseitigen Hegelstudium dienen. Sie möchte es ermöglichen, daß Hegel nicht nur als Schlagwort gebraucht, sondern auch wirklich gelesen wird. Dies ist ihr einziger Zweck. Niedriger Preis und bequeme Anschaffungsmöglichkeit sollen dazu helfen, daß dieser Zweck erreicht wird.

Eine doppelte Paginierung wird dem Besitzer an jeder Stelle Band und Seitenzahl des Originaldruckes kenntlich machen. So ist jedes nach der alten Ausgabe gegebene Zitat trotz der Umgruppierung ohne weiteres aufzufinden. Außerdem wird dem letzten Band ein ausführliches Gesamt-Inhaltsverzeichnis beigegeben werden.

Die einzelnen Bände erscheinen in Abständen von 6—12 Wochen. Der Gesamt-Umfang beträgt 690 Bogen zu je 16 Seiten. Der Vorzugspreis bis 1. Oktober 1927 beträgt 20 Pfg. für den Bogen. Demnach kostet der Durchschnittsband von 35 Bogen (560 Seiten) geheftet RM 7.—, in Leinen gebunden RM 9.—, in Halbleder gebunden RM 10.50. Nach dem 1. Oktober 1927 erhöht sich der Preis für das geheftete Exemplar um 25%. Die Einbandpreise von RM 2.— bzw. RM 3.50 bleiben gleich. Der Bezug des ersten Bandes zum Subskriptionspreis verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes. Einzelbände werden nur zum erhöhten Preis abgegeben. Die Bände 1, 3 und 6 sind bereits erschienen.

☛ Für die Leser des Euphorien wird des verspäteten Erscheinen dieses Heftes wegen der Subskriptionstermin bis 31. Dezember 1927 verlängert. ☛

Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz), Stuttgart

DEUTSCHE AKADEMISCHE RUNDSCHAU

MIT DEN BEILAGEN: STUDENT * STAAT UND WIRTSCHAFT
DER PHILOLOGE
DER AKADEMISCHE INGENIEUR

Erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats
Bezugspreis 2 Mark vierteljährlich
Führende Persönlichkeiten des deutschen
Wirtschafts- und Geisteslebens sind unter
den Mitarbeitern zu finden.

Die D. A. R. — Deutsche Akademische
Rundschau — ist daher

unter den akademischen Zeitschriften führend

Verlangen Sie Probenummern kostenlos

HOCHSCHUL-VERLAG / GÖTTINGEN

GES. M. BESCHR. HAFTUNG

POSTFACH 117

Das bedeutendste Werk des großen
englischen Staatsmannes



Winston Churchill

Die Weltkrisis 1916/18

2 Bände, reich illustriert, mit Karten und Plänen. Leinen ca. 30.— M.

Schon in den ersten beiden Bänden der „Weltkrisis 1911—1914“, in denen der Verfasser zu uns als Erster Lord der Admiralität sprach, war das Interesse der Öffentlichkeit durch seine fesselnde Darstellung, durch seine große Offenheit höchst erstaunt und angenehm berührt. Um so mehr ist man gespannt, was er als Munitionsminister über den Höhepunkt des Weltkrieges 1916—1918 und über dessen unseliges Ende zu sagen hat. Angesichts der Mannigfaltigkeit des riesigen Stoffes sind die Erwartungen weit übertroffen.

Die vorliegenden zwei Bände charakterisieren zunächst in glänzender Weise die hervorragenden Qualitäten der beteiligten Heerführer, sowie deren Unzulänglichkeiten. Die Maßnahmen der Entente-Generale werden der schärfsten Kritik unterzogen, aber auch den deutschen Führern wird klargelegt, wie sie den Krieg hätten gewinnen können. Der zweite Band behandelt den verhängnisvollen U-Bootkrieg und seine Bekämpfung, den deutschen Ansturm im Westen 1918, der zu überraschenden Anfangserfolgen führte. Hier erleben wir die furchtbaren Tage der Spannung im feindlichen Lager, auf des Messers Schneide stehen Sieg und Niederlage. Das Schicksal von Paris scheint besiegelt: man denkt in voller Hast nur noch an die Sicherung der Kanalhäfen — plötzlich der katastrophale Umschwung, dem das jähe Ende folgt. Wohltuend wirken die ritterlichen Worte eines ehemaligen Gegners, die er den Leistungen Deutschlands widmet.

AMALTHEA-VERLAG · WIEN IV

Tapeta (1643)

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES FRANZÖSISCHEN
KLASSIZISMUS IN DEUTSCHLAND

von Dr. Ferdinand Josef Schneider

ordentlicher Professor an der Universität Halle-Wittenberg

52. Seiten in Groß-Oktav. Brosch. RM 2.50

Diese Arbeit des bekannten Philologen, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Literaturbarocks darstellt, bringt völlig neue Aufschlüsse über die künstlerische Entwicklung und die Persönlichkeit Georg Philipp Harsdörffers. Der als Mitbegründer des Pegnitz-Schäferordens und als Verfasser des „Nürnberger Trichters“ wohlbekannte Patrizier erscheint hier auch als Verfasser der ersten gedruckten deutschen Übersetzung eines französischen Dramas in Alexandrinerversen und somit als frühester Bahnbrecher des französischen Klassizismus in Deutschland.

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG - STUTT GART

Das August-Septemberheft der

Literarischen Zeitschrift

ORPLID HERAUSGEBER: DR. MARTIN ROCKENBACH

Bayrische Bauernichtung der Gegenwart

Bezugspreis der Hefte im Abonnement RM 2.00, einzeln RM 2.40

Seit Ludwig Thomas Tod galt die bayrische Bauernichtung der Gegenwart im Urteil der Gegenwart für verwaist, wenn nicht gar für verstorben. Nunmehr erringt jedoch Oskar Maria Graf, mit seinem Bekenntnisbuch „Wir sind Gefangene“, wegen der Schilderung der Münchener Revolutionswirren in ganz Europa Aufsehen erregend, als Bayrischer Bauernichter aufs neue repräsentative Geltung. Das neue Orplidheft bringt eine dichterisch bedeutende neue Novelle von Graf. Es weist auf drei weitere Dichter von Rang aus dem Bezirk bayrischer Bauernichtung hin: Karl Bauer, kürzlich als Oberstleutnant a. D. verstorben, ist als Lyriker ein derbgesunder Dialektdichter. Gottfr. Koelweil, ist ein kraftvoller Erzähler von kurzen, aufregend inhaltsreichen Geschichten und Anekdoten; eine Novellensammlung hat ihm bereits eine Reihe Freunde erworben. K. Zoller aber, bisher im deutschen Buchhandel so gut wie unbekannt, ist ein Meisterschüler Stifters von hohem sprachlichem Können und tiefer weiser Besinnlichkeit. Die historischen und kulturellen Vorbedingungen und Besonderheiten bayrischer Stammesdichtung erläutert mit weisem Horizont ein Essay „Kunst und Dichtung in Altbayern“ von dem Münchener Herman Preindl.

Durch alle guten
Buchhandlungen

Die letzten Sonderhefte: Humor in der jungen deutschen Dichtung/Rainer Maria Rilke/Junges Rußland

Orplid-Verlag GmbH, Augsburg / Köln a. Rh. / Wien

57.7

RENAISSANCE STUDENT LIFE

The Paedologia of Petrus Moselanus. Dedicatory epistle, and thirty-five dialogs translated from the Latin into English by Robert Francis Seybolt, Professor of Education in the University of Illinois. § 1.25

BIBLIOGRAPHY OF EPICTETUS

Contributions toward a Bibliography of Epictetus, together with a facsimile reproduction of Jacob Schenk's translation of the Encheiridion (Basel 1534), reproduced from the copy in the British Museum, by William Abbott Oldfather, Professor of Classics in the University of Illinois. § 3.50

DE VITA SOLITARIA

A translation into English of Petrarch's De Vita Solitaria, with introduction and notes by Jacob Zeilin, Professor of English in the University of Illinois. § 4.—

UNIVERSITY
OF ILLINOIS PRESS
URBANA

Die offizielle Ausgabe der Familie Tolstoi!



DER UNBEKANNTE TOLSTOI

herausgegeben von
René Fülöp-Miller

416 Seiten und 47 Bildtafeln
Geheftet M. 7.—
Leinen M. 9.—

Fülöp-Miller, der bekannte Tolstoj-Forscher, dessen Publikationen über die letzte Lebenszeit des großen russischen Dichters in allen Ländern Aufsehen erregt haben, veröffentlicht zum bevorstehenden 100. Geburtstag Leo Tolstoj's dieses monumentale Nachlaßwerk. Der Herausgeber, der lange Zeit in Jasnaja Poljana bei der Familie Tolstoj weilte, hat sowohl dort, als auch in Moskau, gemeinsam mit den von Tolstoj eingesetzten Hütern des Nachlasses, mit der Gräfin Alexandra Lwowna sowie mit der Moskauer Tolstoj-Gesellschaft und dem Tolstoj-Museum die bekannten literarischen Werke, Romanfragmente, Novellen, Kindererzählungen, Briefe und Entwürfe des Dichters gesichtet und für die deutsche Jubiläumsausgabe bearbeitet.

In allen Buchhandlungen

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH - LEIPZIG - WIEN

Einen klaren fesselnden Einblick in das Wesen verlegerischer Tätigkeit bietet Autoren und Bücherfreunden zum ersten Mal das Buch des Londoner Verlegers

STANLEY UNWIN

DAS WAHRE GESICHT DES VERLAGSBUCHHANDELS

Übertragung des englischen Werkes „The truth about publishing“
Deutsch von Fritz Schnabel

Stoff geheftet M 10.50 / In Künstlerleinenband M 12.—

DR. HANNS MARTIN ELSTER: „Ich kann Ihnen sowie dem gesamten deutschen Buchhandel nur Glück wünschen, daß Sie dieses Buch in deutscher Sprache herausgebracht haben. Lewis Melville hat vollkommen recht, wenn sie meint, jeder Autor müsse gezwungen werden, dieses Buch zu lesen, denn die Autoren haben im allgemeinen auch nach meiner Erfahrung, gerade weil ich selbst Schriftsteller bin und besonders unter Schriftstellern lebe weiß ich das, meist völlig falsche Ansichten vom Verlagsbuchhandel. Wenn der Autor aber die Sorge des Verlegers kennen würde, so würde er auch aus tieferem Verständnis in der Öffentlichkeit ganz anders für die Führung der Literatur, des Buchabsatzes, der Buchwirkung tätig sein können.“

DR. FRANK THIESS: „Ich wünschte, daß es nicht nur in Fachkreisen Leser fände, sondern vor allem unter angehenden Schriftstellern, damit endlich die unerfreuliche und bald sprichwörtliche Gegnerschaft von Autor und Verleger ein Ende findet.“

EDUARD REINACHER: „Ich habe das Buch mit großem Anteil gelesen und darin, auch abgesehen von der Darstellung englischer Verhältnisse, vieles gefunden, was mir neu war und was zu wissen mir wichtig ist. Ich finde, daß in dem Buch nichts zu viel steht. Wer Bücher schreibt, wer Bücher kauft, wer überhaupt mit Büchern zu tun hat, sollte wissen, was der Verfasser darlegt. Eine Freude war mir das Lesen, weil man sich Zeile für Zeile in guter Gesellschaft fühlt; es tut wohl, eine Darstellung so sauber, klar und ohne Ereijerung zu finden. Diese Eigenschaften treten am angenehmsten hervor an solchen Stellen, wo man als Autor eine kleine Randbemerkung zu machen hätte. Unwins Buch wird den Krebssschaden der Bücherwelt, nämlich die Befassung der Zuvielen mit Schreiben, Verlegen, Buchhandeln, nicht ausrotten. Aber es wird den oft hart bedrängten, anständigen Autoren und anständigen Verlegern Anregungen bieten, sich das sachliche und freundliche Verhältnis zu wahren, an dem beiden gelegen sein muß. Unwins Seiten sind an die Aristokratie der Buchwelt gerichtet, und in ihr werden sie Widerhall finden.“

C. E. POESCHEL VERLAG / STUTTGART

Vollständige Dichter-Bibliographien

in früheren Hefen der Monatschrift „Die schöne Literatur“, herausgegeben von Will Wesp̄er, vierteljährlich Mark 2.50, sind immer von Interessenten begehrt worden, so daß die Veröffentlichung eines Verzeichnisses der noch lieferbaren Einzelhefte dringend wurde.

Es erschienen in der kritischen Monatschrift

Die schöne Literatur

zum Einzelheftpreis von je M. —.60

- 1924, Heft 2: Hermann Stehr
 " " 5: Josef Wonten
 " " 6: Ricarda Huch
 " " 7: Wilhelm v. Scholz
 " " 9: Ditomar Enling
 " " 10: Richard Dehmel
 " " 12: Jakob Schaffner

- 1925, Heft 1: Ernst Barlach
 " " 2: Rudolf G. Binding
 " " 3: Carl Spitteler /
 Benno Rüttenauer
 " " 5: Arnold Miliš
 " " 6: Frank Thieß
 " " 7: Paul Jech
 " " 8: Hugo Salus
 " " 9: Scharrelmann /
 Bierordt
 " " 10: Friedrich Lienhard
 " " 12: Rainer Maria Rilke

zum Einzelheftpreis von je M. —.75

- 1926, Heft 1: Emil Strauß
 " " 2: Wilhelm Schmidbom
 " " 3: Paul Ernst
 " " 4: Paul Alberdes
 " " 5: Stefan George
 " " 6: Hans Friedr. Blund
 " " 7: Hermann Burte
 " " 9: Robert Hohlbaum
 " " 10: Heinrich Federer
 " " 11: Max Bruns
 " " 12: Hans Grimm

zum Einzelheftpreis von je M. —.90

- 1927, Heft 1: Alfons Behold
 " " 2: Paul Gurl
 " " 3: Fritz Red-Malleczewen
 " " 4: Limm Kröger
 " " 5: Emil Strauß
 " " 6: Friedrich Huch
 " " 7: Hermann Hesse
 " " 8: Irene Forbes-Mosse /
 Ernst Benzoldt
 " " 9: Herbert Eulenberg

Jede Buchhandlung besorgt diese Einzelhefte. Bei direkter Bestellung beim unterzeichneten Verlag empfiehlt sich (zur Vermeidung weiterer Ankosten) Einsendung des entsprechenden Betrages (zuzüglich 15 Pf. Porto für jedes Heft) auf Postcheckkonto Leipzig Nr. 67 292 unter Angabe des Gewünschten auf dem Zahlkarten-Abschnitt

ED. AVENARIUS / VERLAG / LEIPZIG C 1

**Eine wichtige
Neuerscheinung!**



Heinrich Hellmund

DAS WESEN DER WELT

1332 Seiten Großoktav
Geheftet M. 26.—
Leinen M. 32.—

Jeder denkende Mensch findet in diesem Standardwerk Anregung, Bereicherung und erschöpfende Aufklärung über die persönliche und überpersönlichen Fragen der sinnlichen und übersinnlichen Probleme der Welt und des Weltalls. Dieses Werk ist die erste gesamtumfassende Weltanschauung seit Schopenhauer und die metaphysische Durchdringung und Verbindung aller Einzelgebiete. Es vereint das menschliche Bewußtsein von der Welt zu einem einzigen Organismus. Es stellt die längst geforderten exakten Brücken und Zusammenhänge her zwischen anorganischer Natur und Lebewelt, Materie und Bewußtsein, Realität und Idee.

In allen Buchhandlungen

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH - LEIPZIG - WIEN

MELOS

ZEITSCHRIFT FÜR MUSIK
6 JAHR 1927

«Heute die einzige deut. die
Zeitschrift, die neuer Musik mit
Sinn und Ernst zugewandt ist.»
Alfr. Einstein
im «Neuen Musiklexikon»

Schriftleitung: Hans Mersmann

Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

Krasnopolski: Nürnberger Meistergesang in Mähren / M. Butting: Musik und die Menschen / Mersmann: Neue Musik / Ludw. Weber: Schaffen und Erkennen / Ad. Weißmann: Der nachschaffende Musiker unserer Zeit / Kurt Sachs: Über die Darstellung alter Musik / Erwin Felber: Geltung von Naturgesetzen in der Musik / E. Doflein: Gegenwärtigkeit / P. Panóff: Die russische Oper in ihrer Stellung zur westeuropäischen Musik / David: Max Reger / K. Westphal: Das reproduzierende Umformen von Kunstwerken / H. H. Stückenschmidt: Perspektiven und Profile / E. Bücken: Gegenwartsfragen der Musikaesthetik / Heinrich Strobel: Giuseppe Verdi.

★

Abonnieren Sie:

1/4jährl. 3 Hefte RM 2.— zuzügl. Porto

Probehefte kostenlos

Geschäftsstelle:

Berlin W 62, Wittenbergplatz 3a

Soeben erschien das Oktober-Novemberheft der
Literarischen Zeitschrift
O R P L I D
Herausgeber Dr. Martin Rockenbach, Köln

Weihnacht der Jugend

Preis des Einzelheftes RM 2.40. Bezugspreis der Zeitschrift jährlich sechs Doppelhefte RM 12.—, halbjährlich RM 6.—. Die Hefte sind auch in der Sammlung „Wege nach Orplid“ schön gebunden zum Preise von RM 3.50 zu beziehen.

Das neue Heft ist ein Sonderheft „Weihnacht der Jugend“. Rechtzeitig auf dem Weihnachtsmarkt, sammelt dieses Heft also junge Dichtung, die sich zur Heilstatsache der Weihnacht gläubig bekennt. Es ist somit ein bedeutsames Zeugnis für die Wirklichkeit christlicher Dichtung in unserer Zeit. Die wichtigsten Mitarbeiter des Heftes sind die Lyriker Konrad Weiß und Heinrich Suso Waldeck, beide religiöse Dichter im Vollsinn dieses Wortes, der Dramatiker Max Mell und die Erzähler Konrad Zoller und Margarete Windhorst. Otto Bräus hat eine größere epische Dichtung beige-steuert. Die kritische Rundschau des Heftes ist, im Hinblick auf den Weihnachtsbücherkauf besonders reich an wertvollen Hinweisen.

Die letzten Hefte: Bayrische Bauern-dichtung der Gegenwart / Humor in der jungen deutschen Dichtung / Rainer Maria Rilke / Junges Rußland / Junges Spanien ll

ORPLID-VERLAG G. M. B. H., AUGSBURG
KÖLN / WIEN

WILH. DILTHEYS GESAMMELTE SCHRIFTEN

Bd. I: Einleitung in die Geisteswissenschaften. 2. Aufl. Geh. *RM 12.—*, geb. *RM 15.—*, in Halbleder *RM 22.—*.

Bd. II: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Abhandl. zur Geschichte der Philosophie und Religion. 3. Aufl. Geh. *RM 13.—*, geb. *RM 16.—*, in Halbleder *RM 23.—*

Bd. III: Studien zur Geschichte des deutschen Geistes. Geh. *RM 7.50*, geb. *RM 10.—*, in Halbleder *RM 16.—*. (Dieser Bd. ist auch als Sonderausgabe in Ganzleinen zum Preise von *RM 10.—* erhältlich.)

In Vorb.: **Bd. VIII: Philosophie der Philosophie.** Abhandlungen zur Weltanschauungslehre.

Bd. IV: Die Jugendgeschichte Hegels u. andere Abhandl. u. Entwicklung des deutschen Idealismus. Geb. *RM 17.—*.

Bd. V u. VI: Die geistige Welt. Einleitung i. d. Philosophie des Lebens. Bd. V (1. Hälfte): Abhandl. zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Geh. *RM 12.—*, geb. *RM 15.—*, in Halbleder *RM 22.—*. Bd. VI (2. Hälfte): Abhandlungen zur Poetik, Ethik und Pädagogik. Geh. *RM 8.—*, geb. *RM 11.—*, in Halbleder *RM 17.—*.

Bd. VII: Der Aufbau d. geschichtl. Welt in den Geisteswissenschaften. Geh. *RM 10.—*, geb. *RM 13.—*, in Halbleder *RM 20.—*

«Es ist keine Übertreibung, wenn die Behauptung ausgesprochen wird, daß Diltheys nicht nur einer der ganz großen Kulturhistoriker war, durchaus ebenbürtig der Bedeutung, die z. B. Ranke für die Erkenntnis der politischen Geschichte und der europäischen Staatengeschichte besitzt, sondern daß er die Gesichtspunkte und Forschungsweisen des Historismus und Relativismus in einer letzten Reife und Vollendung vertrat. Wer diese Gesichtspunkte und Methoden in ihrer innerlich entwickeltesten und durchsichtigsten Anwendung kennenlernen, wer den Geist des Historismus in einer seiner durchdringendsten Gestaltungen in sich aufnehmen, wer damit zugleich eine Epoche des Geisteslebens des 19. Jahrhunderts in einer gleichsam akademischen Zuspitzung erfassen will, kann an Dilthey und seinem Werk nicht vorübergehen.»
(Kantstudien.)

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

Erinnerung an Georg Trakl

INHALT:

Karl Kraus, Rainer Maria Rilke, Theodor Däubler über Trakl / Lebensdaten
Josef Leitgeb: Am Grabe Georg Trakls / Erwin Mahrholdt: Der Mensch und Dichter Georg Trakl / Karl Borromäus Heinrich: Die Erscheinung Georg Trakls / Hans Limbach: Begegnung mit Georg Trakl / Georg Trakl: Melancholie / Briefe Georg Trakls an Freunde / Brief des Bergarbeiters Matthias Roth aus Hallstatt zum Tode Georg Trakls / Karl Röck: Über die Anordnung der Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen / Ludwig Ficker: Nachruf am Grabe

Mit 2 Bildnissen, 2 Handschriftproben und einem Bild der Grabstätte des Dichters auf dem Friedhof von Mühlau bei Innsbruck.

Broschiert M. 3.50, in Leinen gebunden M. 5.—

An Georg Trakl, dem größten Lyriker der Deutschen seit Hölderlin, erfüllte sich ein Schicksal, dessen Ahnung sein Leben und Dichten beständig gleichnishaft überschattete. Als höchste Ehre des Totenkranken, der hier dargeboten ist, mag es gelten, daß er schon nicht mehr als eine Spende der Lebenden für den Toten empfunden wird, sondern eher als ein Gruß des Jenseitigen an uns, die wir hinterblieben sind.

Freie Stimmen.

BRENNER-VERLAG · INNSBRUCK

Das bedeutendste Werk des großen
englischen Staatsmannes



Winston Churchill

Die Weltkrisis 1916/18

2 Bände, reich illustriert, mit Karten und Plänen. Leinen ca. 30. — M.

Schon in den ersten beiden Bänden der „Weltkrisis 1911—1914“, in denen der Verfasser zu uns als Erster Lord der Admiralität sprach, war das Interesse der Öffentlichkeit durch seine fesselnde Darstellung, durch seine große Offenheit höchst erstaunt und angenehm berührt. Um so mehr ist man gespannt, was er als Munitionsminister über den Höhepunkt des Weltkrieges 1916—1918 und über dessen unseliges Ende zu sagen hat. Angesichts der Mannigfaltigkeit des riesigen Stoffes sind die Erwartungen weit übertroffen.

Die vorliegenden zwei Bände charakterisieren zunächst in glänzender Weise die hervorragenden Qualitäten der beteiligten Heerführer, sowie deren Unzulänglichkeiten. Die Maßnahmen der Entente-Generale werden der schärfsten Kritik unterzogen, aber auch den deutschen Führern wird klargelegt, wie sie den Krieg hätten gewinnen können. Der zweite Band behandelt den verhängnisvollen U-Bootkrieg und seine Bekämpfung, den deutschen Ansturm im Westen 1918, der zu überraschenden Anfangserfolgen führte. Hier erleben wir die furchtbaren Tage der Spannung im feindlichen Lager, auf des Messers Schneide stehen Sieg und Niederlage. Das Schicksal von Paris scheint besiegelt: man denkt in voller Hast nur noch an die Sicherung der Kanalhäfen — plötzlich der katastrophale Umschwung, dem das jähe Ende folgt. Wohltuend wirken die ritterlichen Worte eines ehemaligen Gegners, die er den Leistungen Deutschlands widmet.

AMALTHEA-VERLAG · WIEN IV

Zapeta (1643)

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES FRANZÖSISCHEN
KLASSIZISMUS IN DEUTSCHLAND

von Dr. Ferdinand Josef Schneider

ordentlicher Professor an der Universität Halle-Wittenberg

52 Seiten in Groß-Oktav. Brosch. RM 2.50

Diese Arbeit des bekannten Philologen, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Literaturbarocks darstellt, bringt völlig neue Aufschlüsse über die künstlerische Entwicklung und die Persönlichkeit Georg Philipp Harsdörffers. Der als Mitbegründer des Pegnitz-Schäferordens und als Verfasser des „Nürnberger Trichters“ wohlbekannte Patrizier erscheint hier auch als Verfasser der ersten gedruckten deutschen Übersetzung eines französischen Dramas in Alexandrinerversen und somit als frühester Bahnbrecher des französischen Klassizismus in Deutschland.

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG - STUTT GART

Das August-Septemberheft der

L i t e r a r i s c h e n Z e i t s c h r i f t

ORPLID HERAUSGEBER: DR. MARTIN ROCKENBACH

Bayrische Bauernichtung der Gegenwart

Bezugspreis der Hefte im Abonnement RM 2.00, einzeln RM 2.40

Seit Ludwig Thomas Tod galt die bayrische Bauernichtung der Gegenwart im Urteil der Gegenwart für verwaist, wenn nicht gar für verstorben. Nunmehr erringt jedoch Oskar Maria Graf, mit seinem Bekenntnisbuch „Wir sind Gefangene“, wegen der Schilderung der Münchener Revolutionswirren in ganz Europa Aufsehen erregend, als Bayrischer Bauernichter aufs neue repräsentative Geltung. / Das neue Orplidheft bringt eine dichterisch bedeutende neue Novelle von Graf. Es weist auf drei weitere Dichter von Rang aus dem Bezirk bayrischer Bauernichtung hin: Karl Bauer, kürzlich als Oberstleutnant a. D. verstorben, ist als Lyriker ein derbgesunder Dialektdichter. Gottfr. Koelweil ist ein kraftvoller Erzähler von kurzen, aufregend inhaltsreichen Geschichten und Anekdoten; eine Novellensammlung hat ihm bereits eine Reihe Freunde erworben. K. Zoller aber, bisher im deutschen Buchhandel so gut wie unbekannt, ist ein Meisterschüler Stifters von hohem sprachlichem Können und tiefer weiser Besinnlichkeit. / Die historischen und kulturellen Vorbedingungen und Besonderheiten bayrischer Stammesdichtung erläutert mit weisem Horizont ein Essay „Kunst und Dichtung in Altbayern“ von dem Münchener Herman Preindl.

Durch alle guten
Buchhandlungen

Die letzten Sonderhefte: Humor in der jungen deutschen Dichtung/Rainer Maria Rilke/Junges Rußland

Orplid-Verlag GmbH, Augsburg / Köln a. Rh. / Wien

57/7

RENAISSANCE STUDENT LIFE

The Paedologia of Petrus Moselianus. Dedicatory epistle, and thirty-five dialogs translated from the Latin into English by *Robert Francis Seybolt*, Professor of Education in the University of Illinois. § 1.25

BIBLIOGRAPHY OF EPICTETUS

Contributions toward a Bibliography of Epictetus, together with a facsimile reproduction of Jacob Schenk's translation of the Encheiridion (Basel 1534), reproduced from the copy in the British Museum, by *William Abbott Oldfather*, Professor of Classics in the University of Illinois. § 3.50

DE VITA SOLITARIA

A translation into English of Petrarch's *De Vita Solitaria*, with introduction and notes by *Jacob Zeillin*, Professor of English in the University of Illinois. § 4.—

UNIVERSITY
OF ILLINOIS PRESS
URBANA

Die offizielle Ausgabe der Familie Tolstoi!



DER UNBEKANNTE TOLSTOI

herausgegeben von

René Fülöp-Miller

416 Seiten und 47 Bildtafeln

Geheftet M. 7.—

Leinen M. 9.—

Fülöp-Miller, der bekannte Tolstoj-Forscher, dessen Publikationen über die letzte Lebenszeit des großen russischen Dichters in allen Ländern Aufsehen erregt haben, veröffentlicht zum bevorstehenden 100. Geburtstag Leo Tolstoj's dieses monumentale Nachlaßwerk. Der Herausgeber, der lange Zeit in Jasnaja Poljana bei der Familie Tolstoj weilte, hat sowohl dort, als auch in Moskau, gemeinsam mit den von Tolstoj eingesetzten Hütern des Nachlasses, mit der Gräfin Alexandra Lwowna sowie mit der Moskauer Tolstoj-Gesellschaft und dem Tolstoj-Museum die bekannten literarischen Werke, Romanfragmente, Novellen, Kindererzählungen, Briefe und Entwürfe des Dichters gesichtet und für die deutsche Jubiläumsausgabe bearbeitet.

In allen Buchhandlungen

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH - LEIPZIG - WIEN

Einen klaren fesselnden Einblick in das Wesen verlegerischer Tätigkeit bietet Autoren und Bücherfreunden zum ersten Mal das Buch des Londoner Verlegers

STANLEY UNWIN

DAS WAHRE GESICHT DES VERLAGSBUCHHANDELS

Übertragung des englischen Werkes „The truth about publishing“

Deutsch von Fritz Schnabel

Stoff geheftet M 10.50 / In Künstlerleinwand M 12.—

DR. HANNS MARTIN ELSTER: „Ich kann Ihnen sowie dem gesamten deutschen Buchhandel nur Glück wünschen, daß Sie dieses Buch in deutscher Sprache herausgebracht haben. Lewis Melville hat vollkommen recht, wenn sie meint, jeder Autor müsse gezwungen werden, dieses Buch zu lesen, denn die Autoren haben im allgemeinen auch nach meiner Erfahrung, gerade weil ich selbst Schriftsteller bin und besonders unter Schriftstellern lebe weiß ich das, meist völlig falsche Ansichten vom Verlagsbuchhandel. Wenn der Autor aber die Sorge des Verlegers kennen würde, so würde er auch aus tieferem Verständnis in der Öffentlichkeit ganz anders für die Führung der Literatur, des Buchabsatzes, der Buchwirkung tätig sein können.“

DR. FRANK THIESS: „Ich wünschte, daß es nicht nur in Fachkreisen Leser fände, sondern vor allem unter angehenden Schriftstellern, damit endlich die unerfreuliche und bald sprichwörtliche Gegnerschaft von Autor und Verleger ein Ende findet.“

EDUARD REINACHER: „Ich habe das Buch mit großem Anteil gelesen und darin, auch abgesehen von der Darstellung englischer Verhältnisse, vieles gefunden, was mir neu war und was zu wissen mir wichtig ist. Ich finde, daß in dem Buch nichts zu viel steht. Wer Bücher schreibt, wer Bücher kauft, wer überhaupt mit Büchern zu tun hat, sollte wissen, was der Verfasser darlegt. Eine Freude war mir das Lesen, weil man sich Zeile für Zeile in guter Gesellschaft fühlt; es tut wohl, eine Darstellung so sauber, klar und ohne Eiferung zu finden. Diese Eigenschaften treten am angenehmsten hervor an solchen Stellen, wo man als Autor eine kleine Randbemerkung zu machen hätte. Unwins Buch wird den Krebschaden der Bücherwelt, nämlich die Befassung der Zuvielen mit Schreiben, Verlegen, Buchhandeln, nicht ausrotten. Aber es wird den oft hart bedrängten, anständigen Autoren und anständigen Verlegern Anregungen bieten, sich das sachliche und freundliche Verhältnis zu wahren, an dem beiden gelegen sein muß. Unwins Seiten sind an die Aristokratie der Buchwelt gerichtet, und in ihr werden sie Widerhall finden.“

C. E. POESCHEL VERLAG / STUTTGART

Zapeta (1643)

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES FRANZÖSISCHEN
KLASSIZISMUS IN DEUTSCHLAND

von Dr. Ferdinand Josef Schneider

ordentliches Professor an der Universität Halle-Wittenberg

52 Seiten in Groß-Oktav. Brosch. RM 2.50

Diese Arbeit des bekannten Philologen, die einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Literaturbarocks darstellt, bringt völlig neue Aufschlüsse über die künstlerische Entwicklung und die Persönlichkeit Georg Philipp Harsdörffers. Der als Mitbegründer des Pegnitz-Schäferordens und als Verfasser des „Nürnberger Trichters“ wohlbekannte Patrizier erscheint hier auch als Verfasser der ersten gedruckten deutschen Übersetzung eines französischen Dramas in Alexandrinerversen und somit als frühester Bahnbrecher des französischen Klassizismus in Deutschland.

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG - STUTTGART

Das August-Septemberheft der

Literarischen Zeitschrift

ORPLID HERAUSGEBER: DR. MARTIN ROCKENBACH

Bayrische Bauernichtung der Gegenwart

Bezugspreis der Hefte im Abonnement RM 2.00, einzeln RM 2.40

Seit Ludwig Thomas Tod galt die bayrische Bauernichtung der Gegenwart im Urteil der Gegenwart für verwaist, wenn nicht gar für verstorben. Nunmehr erringt jedoch Oskar Maria Graf, mit seinem Bekenntnisbuch „Wir sind Gefangene“, wegen der Schilderung der Münchener Revolutionswirren in ganz Europa Aufsehen erregend, als Bayrischer Bauernichter aufs neue repräsentative Geltung. / Das neue Orplidheft bringt eine dichterisch bedeutende neue Novelle von Graf. Es weist auf drei weitere Dichter von Rang aus dem Bezirk bayrischer Bauernichtung hin: Karl Bauer, kürzlich als Oberstleutnant a. D. verstorben, ist als Lyriker ein derbgesunder Dialektdichter, Gottfr. Koelwe, ist ein kraftvoller Erzähler von kurzen, aufregend inhaltsreichen Geschichten und Anekdoten; eine Novellensammlung hat ihm bereits eine Reihe Freunde erworben. K. Zoller aber, bisher im deutschen Buchhandel so gut wie unbekannt, ist ein Meisterschüler Stifters von hohem sprachlichem Können und tiefer weiser Besinnlichkeit. / Die historischen und kulturellen Vorbedingungen und Besonderheiten bayrischer Stammesdichtung erläutert mit weisem Horizont ein Essay „Kunst und Dichtung in Altbayern“ von dem Münchener Herman Preindl.

Durch alle guten
Buchhandlungen

Die letzten Sonderhefte: Humor in der jungen deutschen Dichtung/Rainer Maria Rilke/Junges Rußland

Orplid-Verlag GmbH, Augsburg / Köln a. Rh. / Wien

577

RENAISSANCE STUDENT LIFE

The Paedologia of Petrus Moselanus. Dedicatory epistle and thirty-five dialogs translated from the Latin into English by Robert Francis Seybolt, Professor of Education in the University of Illinois. § 1.25

BIBLIOGRAPHY OF EPICTETUS

Contributions toward a Bibliography of Epictetus, together with a facsimile reproduction of Jacob Schenk's translation of the Encheiridion (Basel 1534), reproduced from the copy in the British Museum, by William Abbott Oldfather, Professor of Classics in the University of Illinois. § 3.50

DE VITA SOLITARIA

A translation into English of Petrarch's De Vita Solitaria, with introduction and notes by Jacob Zeillin, Professor of English in the University of Illinois. § 4.—

UNIVERSITY
OF ILLINOIS PRESS
URBANA

Die offizielle Ausgabe der Familie Tolstoi!



DER UNBEKANNTE TOLSTOI

herausgegeben von
René Fülöp-Miller

416 Seiten und 47 Bildtafeln
Geheftet M. 7.—
Leinen M. 9.—

Fülöp-Miller, der bekannte Tolstoj-Forscher, dessen Publikationen über die letzte Lebenszeit des großen russischen Dichters in allen Ländern Aufsehen erregt haben, veröffentlicht zum bevorstehenden 100. Geburtstag Leo Tolstoj's dieses monumentale Nachlaßwerk. Der Herausgeber, der lange Zeit in Jasnaja Poljana bei der Familie Tolstoj weilte, hat sowohl dort, als auch in Moskau, gemeinsam mit den von Tolstoj eingesetzten Hütern des Nachlasses, mit der Gräfin Alexandra Lwowna sowie mit der Moskauer Tolstoj-Gesellschaft und dem Tolstoj-Museum die bekannten literarischen Werke, Romanfragmente, Novellen, Kindererzählungen, Briefe und Entwürfe des Dichters gesichtet und für die deutsche Jubiläumsausgabe bearbeitet.

In allen Buchhandlungen

AMALTHEA-VERLAG
ZÜRICH - LEIPZIG - WIEN

Einen klaren fesselnden Einblick in das Wesen verlegerischer Tätigkeit bietet Autoren und Bücherfreunden zum ersten Mal das Buch des Londoner Verlegers

STANLEY UNWIN

DAS WAHRE GESICHT DES VERLAGSBUCHHANDELS

Übertragung des englischen Werkes „The truth about publishing“
Deutsch von Fritz Schnabel

Stoff gehöftet M 10.50 / In Künstlerleinenband M 12.—

DR. HANNS MARTIN ELSTER: „Ich kann Ihnen sowie dem gesamten deutschen Buchhandel nur Glück wünschen, daß Sie dieses Buch in deutscher Sprache herausgebracht haben. Lewis Melville hat vollkommen recht, wenn sie meint, jeder Autor müsse gezwungen werden, dieses Buch zu lesen, denn die Autoren haben im allgemeinen auch nach meiner Erfahrung, gerade weil ich selbst Schriftsteller bin und besonders unter Schriftstellern lebe weiß ich das, meist völlig falsche Ansichten vom Verlagsbuchhandel. Wenn der Autor aber die Sorge des Verlegers kennen würde, so würde er auch aus tieferem Verständnis in der Öffentlichkeit ganz anders für die Führung der Literatur, des Buchabsatzes, der Buchwirkung tätig sein können.“

DR. FRANK THIESS: „Ich wünschte, daß es nicht nur in Fachkreisen Leser fände, sondern vor allem unter angehenden Schriftstellern, damit endlich die unerfreuliche und bald sprichwörtliche Gegnerschaft von Autor und Verleger ein Ende findet.“

EDUARD REINACHER: „Ich habe das Buch mit großem Anteil gelesen und darin, auch abgesehen von der Darstellung englischer Verhältnisse, vieles gefunden, was mir neu war und was zu wissen mir wichtig ist. Ich finde, daß in dem Buch nichts zu viel steht. Wer Bücher schreibt, wer Bücher kauft, wer überhaupt mit Büchern zu tun hat, sollte wissen, was der Verfasser darlegt. Eine Freude war mir das Lesen, weil man sich Zeile für Zeile in guter Gesellschaft fühlt; es tut wohl, eine Darstellung so sauber, klar und ohne Ereiferung zu finden. Diese Eigenschaften treten am angenehmsten hervor an solchen Stellen, wo man als Autor eine kleine Randbemerkung zu machen hätte. Unwins Buch wird den Krebschaden der Bücherwelt, nämlich die Befassung der Zuvielen mit Schreiben, Verlegen, Buchhandeln, nicht ausrotten. Aber es wird den oft hart bedrängten, anständigen Autoren und anständigen Verlegern Anregungen bieten, sich das sachliche und freundliche Verhältnis zu wahren, an dem beiden gelegen sein muß. Unwins Seiten sind an die Aristokratie der Buchwelt gerichtet, und in ihr werden sie Widerhall finden.“

C. E. POESCHEL VERLAG / STUTTGART

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

SERIAL

~~JUN 7 1976~~

JUL 21 1976

~~NOV - 3 1978~~

OCT 18 1978

